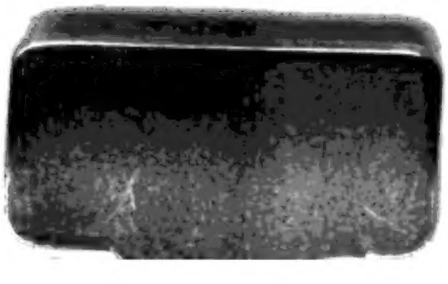
B 542779

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Digitized by Google

XIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

No. 28.

Ausgegeben am 6. Juli 1855.

Inhalt:

Kampf der Kirche seit 1844.
Vom modernen Festungsbau und Belagerungskrieg. 1.
Die Neugestaltung Deutschlands durch den wiener Congreß.
Pariser Brief.
Correspondenzen: Aus Konstantinopel. — Aus England.

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Bibliothek der Abgeordnetenkammer Frankfurt a. M.

Leipzig, 1855.

Friedrich Ludwig Herbig.

Man pränumerirt auf die Grenzboten bei allen Buchhandlungen u. Postämtern. Der Pränum.-Preis ist für das Semester 5 Thlr.

Digitized by Google

830.6
G83
v.14
no.2
pt.2

Digitized by Google

Das dreiunddreißigste niederrheinische Musikfest in Düsseldorf

den 27., 28. und 29. Mai 1855.

Die rheinischen Musikfeste stehen in dem guten Ruf, daß sie ihrem Namen sowol durch die Musik, als durch die Festlichkeit Ehre machen: das diesjährige Musikfest in Düsseldorf rechtfertigte diesen Ruf.

Die musikalischen Leistungen eines Musikfestes beruhen wesentlich auf der Grundlage eines starken und vollen Chors, des einzigen musikalischen Elements, das wahrhaft berufen ist, massenhaft zu wirken; und der Chorgesang ist die Stärke der Rheinlande. Schöne, klingende Stimmen sind dort häufig und eine frische, fröhliche Lust am Singen ist allgemein verbreitet und seit Jahren wird allenthalben, selbst in kleinen Orten, durch Gesangvereine der Chorgesang geübt und gepflegt. Diese günstige Disposition mag wol dazu beigetragen haben, die Musikfeste ins Leben zu rufen und zu erhalten, allein nicht geringer ist gewiß auch der Einfluß, den ihre regelmäßige Wiederkehr — seit dem Jahre 1820 ist es nur dreimal ausgesetzt worden — auf die gedeihliche Wirksamkeit der Gesangvereine geübt hat. Wenn alle Jahre zwei durch Umfang und Gehalt mächtige Meisterwerke mit den ihrer Großartigkeit entsprechenden Kräften aufgeführt werden, so kann schon die Wirkung auf das zuhörende Publicum, auf seinen Sinn für das Große und Bedeutende nicht ausbleiben. Wieviel mehr ist dies bei den Mitwirkenden der Fall, die durch sorgsames Einstudiren ein ganz andres Verständniß und Interesse für die Composition erwerben, als es beim bloßen Hören möglich ist und daher, auch wo der Sporn des Wetteifers wegfällt, der in einer solchen Collectivaufführung liegt, ihre Bestrebungen immermehr auf das Tüchtige und Ernste richten und in diesem ihre wahre Befriedigung finden werden. Jemehr dieser Sinn befestigt und allgemein wird, umsomehr werden die Musikfeste nicht zu vereinzelten Prunkausstellungen, die nur durch die Verstärkung äußerer Mittel ihre Anziehungskraft erhöhen wollen, sondern zu einer naturgemäßen und wahrhaft festlichen Aeußerung des musikalischen Sinns, der im Volk Wurzel gefaßt hat und Blüten und Früchte treibt.

Es war ein stattliches Contingent, welches die Gesangvereine von Düsseldorf, Köln, Elberfeld, Mülheim, Aachen, Barmen, Bonn, Krefeld,

Digitized by Google

Hilden, Essen, Wesel und noch einigen Ortschaften zur diesjährigen Aufführung gestellt hatten: 167 Soprane, 125 Alte, 138 Tenore, 204 Bässe, in Summa 654 Sänger und Sängerinnen. Und nicht blos gute Stimmen hatten sie mitgebracht und tüchtige Vorbereitung, sondern auch Unbefangenheit und Freude am Singen. Wer die Lauheit der Chöre in manchen großen Städten kennt, wo die Damen vor lauter Betrachtungen, wieweit der Anstand ihnen erlaubt, den Mund aufzuthun, keinen ordentlichen Ton hervorbringen, während die Herren sich fortwährend zu besinnen scheinen, ob es auch wirklich der Mühe werth ist, daß sie mitsingen — dem mußte das Herz aufgehen bei der Frische und Fülle des Wohllauts dieser kräftigen und lebendigen Tonmassen, die sich frei und freudig bewegten. Und wenn ja einer meinen sollte, die Wirkung eines so starken Chors hätte noch größer sein können, als sie wirklich war, der möge bedenken — nicht sowol, daß selbst in einem rheinischen Chor immer einige Figuranten sich finden werden, als daß über ein gewisses Maß hinaus die Vermehrung der Kräfte nicht eine Verstärkung der Wirkung in gleichem Verhältniß zur Folge hat. Was aber die Hauptsache ist, das Verhältniß der einzelnen Stimmen zueinander, des ganzen Chors zum Orchester und zum Raum war vollkommen befriedigend, der Chor trat überall in voller Klarheit und Kraft als das herrschende Element hervor.

Frau Jenny Goldschmidt-Lind hatte die Sopransoli übernommen und dadurch dem Fest einen Glanz gegeben, den nur sie ihm verleihen konnte. Wer sie zum ersten Mal hört, wird anfangs frappirt werden durch die Verschleierung, welche namentlich die Mitteltöne etwas bedeckt, allein nur einen Augenblick, so wird man ergriffen und gefesselt durch die innere Macht dieser Stimme, es ist einem, als läutere sie sich im Singen von diesem Anfluge eines fremdartigen Elements und — täusche man sich darin oder nicht — man hört dann nur einen Klang, der die reinste und wahrhafteste Verkörperung des musikalischen Gedankens ist. Wer Frau Jenny Goldschmidt die vollkommenste Reinheit und Sicherheit der Intonation, die strengste Correctheit im Vortrag, Deutlichkeit und Klarheit der Aussprache, (die nur bei einigen Lauten einen skandinavischen Accent hat) die staunenswertheste Virtuosität in allem, was die Gesangstechnik angeht und wie das Register noch weiter fortgehen mag, nachrühmt, der wird die Vorstellung einer großen Sängerin hervorrufen — und das ist sie unbestritten — allein ihr eigentliches Wesen ist darin nicht beschlossen. Was sie zu einer in ihrer Art einzigen Erscheinung macht, ist die geniale Kraft, mit welcher sie, was sie auch immer singt, bis ins geringste Detail aus sich heraus in einer Weise belebt, daß es ihr eigenstes Eigen wird, ohne daß dem Kunstwerk etwas Fremdes hinzugethan wird — das Geheimniß der künstlerischen Reproduction in ihrer höchsten Vollendung, das im Grunde ebenso unbegreiflich ist, als das der Production selbst und womit man sich durch Bezeichnungen wie

Digitized by Google

geistreiche Auffassung und dergleichen nicht abfinden kann. Die Wirkung aber ist um so tiefer, als das Mittel dieser Reproduction das geistigste, das freiste ist, in welchem das Innere am tiefsten und reinsten sich ausdrückt, die Stimme; und es ist nicht zu sagen, mit welcher Innigkeit und Wahrheit Frau Goldschmidt den einzelnen Ton zu beseelen vermag, so daß der Hörer, von jener Bewegung und Rührung ergriffen wird, die allein die vollendete Schönheit in einem empfänglichen Gemüth erzeugt. Jeder wird sich leicht an Einzelheiten erinnern, die ihn besonders ergriffen haben, ich will nur an eins erinnern. Die erste Sopranarie der Schöpfung schließt bekanntlich mit den Worten „Hier sproßt der Wunden Heil." Haydn hat hier den Wunden durch das Ges im Baß einen stark accentuirten Ausdruck des Schmerzes gegeben, die wohlthuende Auflösung in den Durdreiklang genügte ihm das Heil zu bezeichnen. Während nun die meisten Sängerinnen sich bemühen, den schmerzlichen Ausdruck noch mehr hervorzuheben, wußte Frau Goldschmidt dem Ton, mit welchem sie das Wort Heil sang, ohne ihn ungebürlich herauszuheben, einen Charakter zu geben, daß er wie mit einer sühnenden Kraft in die Seele des Hörers drang.

So leicht es ist, Frau Goldschmidt zu loben, so schwer ist es, den Sängerinnen, welche neben ihr auftraten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Fräulein Mathilde Hartmann aus Düsseldorf, welche dort und in den benachbarten Städten einen wohlerworbenen Ruf als Concertsängerin genießt, hatte die Sopransoli, Fräulein Pels-Leusden aus Köln die Altsoli übernommen und einige Schülerinnen der Kölner Musikschule traten bei kleinen Ensemblesätzen mit ein Es wird niemand einfallen, rücksichtlich der Stimme oder Virtuosität Vergleichungen anstellen zu wollen, die ungerecht und unbillig wären, allein es ist unmöglich, neben dem Gesang der Goldschmidt alles, was in geistiger Durchdringung und völlig freier lebendiger Darstellung jeder Aufgabe hinter ihr zurückbleibt, nicht als einen absoluten Mangel zu empfinden. Man mag die Unbilligkeit der Anforderung erkennen, sie bleibt nichtsdestoweniger unabweisbar. Und da dürfen sich die Damen beklagen, wenn ihre sehr anerkennenswerthen Leistungen nicht den Eindruck machten, den sie unter etwas andern Umgebungen zu machen nicht verfehlt hätten und wenn sie sich mit dem Lobe begnügen müssen, auf dankenswerthe Weise dem Ganzen gedient zu haben.

Herr Schneider aus Leipzig war der Tenorist des Musikfestes, und daß man ihm nachrühmen darf, den zweiten Platz neben Frau Goldschmidt mit Ehren eingenommen zu haben, schließt gewiß kein geringes Lob in sich. Er ist bekannt als ein Sänger von tüchtiger Bildung, der es ernst nimmt, dem die Würde der Kunst mehr gilt, als ein durch einen Kunstgriff leicht errungener Beifall, und von dem man einen durchdachten Vortrag mit Sicher-

Digitized by Google

heit erwarten darf. Er wußte seine schöne und namentlich in der eigentlichen Tenorlage — denn in den tiefern Tönen verliert sie an Kraft — sehr wohlklingende Stimme vortrefflich geltend zu machen und namentlich gelang es ihm fast durchgehends, eine gewisse Neigung zu weicher Sentimentalität, von der er sich sonst nicht immer frei hält, zu besiegen und seinem Gesange den Charakter einer kräftigen Männlichkeit zu geben. Das Publicum sprach seine lebhafte Befriedigung durch wiederholten und lauten Beifall aus.

Nicht ganz so befriedigend war die Baßpartie durch Herrn Mitterwurzer aus Dresden vertreten. Seine Stimme ist mehr Bariton als Baß und in der Tiefe deshalb nicht ausreichend, auch hatte er das Unglück, nicht immer rein zu intoniren. Kaum geringer war der Uebelstand, daß er das Theater nicht vergessen konnte und theils im Vortrag gewisse Unarten, namentlich das Ueberziehen der Töne und Uebertreibungen, wie man sie in der Oper leider zu hören gewöhnt worden ist, nicht unterlassen konnte, theils die Gelegenheit, die Stärke seiner materiellen Stimmmittel geltend zu machen mitunter indiscret benutzte. Kurz man vermißte oft die Einfachheit und Würde, durch welche sich eine wahrhaft künstlerische Bildung bewährt hätte und Herr Mitterwurzer stellte sich selbst gegen die andern Solisten in den Schatten.

Man war natürlich bedacht gewesen, der imposanten Sängermasse ein entsprechendes Orchester gegenüberzustellen. Die Saiteninstrumente waren so stark besetzt, daß sie gegen die Blasinstrumente vollständig die Oberhand behalten und den Kern des Ganzen bilden konnten, wie es sich gehört und wie man es doch jetzt nicht gar oft hört. Es waren 65 Violinen, 29 Bratschen, 25 Violoncelle und 14 Contrabässe; dagegen von den Holzbläsern vier bei jedem Instrument und die Blechinstrumente, mit Ausnahme der Hornisten, deren sechs waren, nur einfach besetzt. Das Orchester war überwiegend aus Musikern von Düsseldorf, Köln und Elberfeld gebildet, das Contingent, welches andre rheinische Städte gestellt hatten, trat gegen diese zurück, einzelne waren auch aus andern Gegenden hinzugekommen. Als Vorgeiger hatte man Herrn Concertmeister David aus Leipzig eingeladen, mit dessen Erfahrung, Eifer und Ausdauer an diesem Platz wenige es aufnehmen mögen. In der That waren auch die Leistungen der Saiteninstrumente durchaus ganz vortrefflich; der feste und gesunde Charakter, welchen die Klangfarbe des Orchesters durch die kräftige Haltung der Saiteninstrumente erhielt, machte in seiner Art einen ebenso wohlthätigen Eindruck, als ihn der Chor machte, und beide in ihrem Zusammenwirken waren von imposanter Macht. Leider kann man nicht verhehlen, daß die Blasinstrumente den Saiteninstrumenten in keiner Weise gleich standen. Daß eine ausgezeichnete Virtuosität nirgend hervortrat, würde man nicht tadeln können, allein sie genügten auch den Anforderungen nicht überall, welche man bei Aufführungen dieser Art an Orchesterspieler zu stellen

Digitized by Google

berechtigt ist. Es kamen einzelne Versehen vor, welche, wie billig man auch über Unglücksfälle denken mag, sich wenigstens nicht wiederholen durften, im Allgemeinen war Ton und Vortrag der Bläser nicht über dem Gewöhnlichen und ohne die kräftige Stütze der Saiteninstrumente wären sie kaum gut durchgekommen. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß heutzutage mit Ausnahme einiger großer Kapellen allenthalben geklagt wird, daß die Blasinstrumente immer weniger cultivirt werden und an guten Bläsern der größte Mangel ist — zu einer Zeit, wo die Componisten diese Partie des Orchesters mehr in Anspruch nehmen, als je. Es ist das auch ein Beweis dafür, daß die künstlerische Production sich mehr und mehr von der realen Bedingung einer gedeihlichen Wirksamkeit losgelöst hat. Wer jetzt componirt, fragt zuletzt nach der Möglichkeit der Ausführung und gewöhnt sich lieber daran, den Werth seiner Gedanken nach den Mitteln zu schätzen, die er dafür in Bewegung setzt; in früheren Zeiten waren die vorhandenen Mittel dem Componisten in der Regel die gegebene Bedingung für Anlage und Umfang seiner Arbeit und die Kunst hat sich bei dieser Beschränkung nicht schlecht befunden. Allerdings läßt sich die zunehmende Vernachlässigung der Blasinstrumente dabei doch wol erklären. Früher gab es eine Menge Kapellen, welche, wenn auch nicht stark besetzt und mäßig besoldet, doch den Mitgliedern es möglich machten, sich auf ihren Instrumenten unausgesetzt künstlerisch fortzubilden und die damals herrschende Vorliebe für Harmoniemusik ließ auf die Blasinstrumente einen großen Werth legen. Man glaube nicht, daß die weit vorgeschrittene Militärmusik jetzt eine ähnliche Wirkung übe; sowenig als die einseitige Ausübung des Männergesangs eine gute Vorbereitung für eigentlichen Chorgesang ist, sowenig nützt die Militärmusik der Ausbildung des Orchesters; beide schaden, weil sie leicht roh und beschränkt machen. Die meisten Mitglieder von Orchestern sind aber ja leider in der Lage, daß sie von dem, was sie in dieser Stellung verdienen, nicht leben können, sondern wo nur eine Gelegenheit sich bietet, oft selbst zum Tanz spielen müssen, um nur zu existiren. Das verdirbt nicht allein allmälig Ansatz und Vortrag; manche Instrumente, die im Orchester unentbehrlich sind, werden auch dort allein gebraucht z. B. das Fagott und es erheischt gradezu erhebliche Opfer, wenn einer sich die Meisterschaft auf einem Instrument, das ihn nicht ernähren kann, fortwährend erhalten soll. Will man gute Orchester haben, so muß vor allen Dingen dahin gestrebt werden, daß es den Mitgliedern materiell möglich werde, sich künstlerische Bildung zu verschaffen und zu erhalten. Wie in den andern Künsten, so gilt auch in der Musik die Mahnung, nicht die einzelne glänzende Leistung, nicht die Virtuosität durch unverhältnißmäßige Belohnungen auszuzeichnen, sondern das Handwerk zu bilden und auch materiell zu heben, damit es frei werden und Theil haben könne an der Kunst, für welche es allein den Boden bildet, in dem sie wurzeln kann.

Digitized by Google

Dies kann allerdings nicht durch Musikfeste erreicht werden, allein darauf dürfte man dort wol das Augenmerk mehr richten, daß nicht ein Theil des Orchesters dem andern so merklich nachstehe. Auch das schien eines Musikfestes nicht ganz würdig, daß man bei Schumanns Oratorium die Harfe gespart hatte. Freilich hat sie unbequem wenig zu thun; allein bei einer solchen Gelegenheit sollte wol auch nach dieser Seite hin alles aufgeboten werden, die vom Componisten beabsichtigte Wirkung zu erreichen.

Es ist keine kleine Aufgabe, eine Masse, wie sie Sänger und Orchester bildeten — es waren im Ganzen 825 Mitwirkende — zu dirigiren. Freilich sind die Einzelnen bereits eingeübt oder doch bekannt mit dem, was zu leisten ist — dies gilt von den Singenden ganz allgemein, vom Orchester doch der überwiegenden Mehrzahl nach — und es kommt also wesentlich darauf an, alle die verschiedenartigen zusammengeströmten Elemente zu einer Einheit zu verschmelzen und zu beleben. Grade dies aber ist und bleibt bei allem guten Willen und der Uebung, welche die lange Reihe ähnlicher Zusammenkünfte gebracht hat, eine Aufgabe, die immer wieder neue Schwierigkeiten mit sich führt. Ehe der Einzelne sich gewöhnt, sein Wollen und Können ganz daran zu geben an die Ordre des Höchstcommandirenden, bedarf es gewöhnlich einiger Kämpfe und trotz aller Vorbereitungen bringen mitunter die ersten Proben ein Chaos zuwege, das einen ganz andern Eindruck als das Haydnsche macht. Ferdinand Hiller, dem die Leitung dieses Mal übertragen war, hat seit vielen Jahren unter so verschiedenen Verhältnissen sich als Dirigenten bewährt, daß es ihm auch für außerordentliche Gelegenheiten an Umsicht, Festigkeit und Ruhe nicht fehlen kann; außerdem besitzt er eine reiche Lebenserfahrung, gewinnende Formen im persönlichen Verkehr und die Gabe vortrefflich zu sprechen, endlich Autorität als Künstler — lauter Bürgschaften für einen günstigen Erfolg. Dazu kam, daß er einen wesentlichen Theil der Vorbereitungen selbst geleitet hatte, als Musikdirector in Köln und früher in Düsseldorf mit allen Verhältnissen genau bekannt geworden war und sich in jeder Beziehung heimisch fühlen konnte. Er hatte sich deshalb auch nicht auf seine Function als Dirigent beschränkt, er war Mitglied des Festcomité und hatte sich um das Zustandekommen und die Einrichtung des ganzen Festes durch eifrige und erfolgreiche Thätigkeit die größten Verdienste erworben.

Vor allen Dingen aber bedarf der Dirigent an einem Musikfeste einer festen Gesundheit, denn es ist eine so unausgesetzte geistige und körperliche Anspannung, in welcher alle Mitwirkenden, der Dirigent also in ungleich höherem Grade, gehalten werden, daß man kaum begreift, wie es auszuhalten ist. Am Freitag, den 25. Mai, Morgens neun Uhr begann die erste Probe, die bis Mittag, Nachmittags um vier die zweite, die bis in den Abend dauerte; am Sonnabend fing die Probe schon Morgens um acht Uhr, dafür denn auch

Digitized by Google

Nachmittags eine Stunde früher an, und dauerte bis spät am Abend. Am Sonntag war Rasttag und nur des Abends Concert, Montag und Dienstag den ganzen Vormittag Probe und Abends Concert. Man muß gestehen, das war eine so scharfe Campagne, daß es alle Anerkennung verdient, wenn es weder Kranke noch Deserteurs gab. Im Gegentheil wurden die Proben auch vom zuhörenden Publicum ziemlich stark besucht. Manche machten sich wol die geringeren Eintrittspreise zu Nutze und verzichteten nachher aufs Concert, wenn sie die Probe gehört hatten. Diese hatten denn freilich dafür manches auszustehen. Wer sich z. B. darauf gespitzt hatte, Frau Goldschmidt als Peri zu hören, den mochte es wol verdrießen, daß er zehn Groschen hatte sparen wollen, als sie in der Probe nur so that wie singen. Für den, der sein Concertbillet in der Tasche hatte, war grade das interessant, wie sie bei dem denkbar geringsten Aufwand von Ton mit vollkommener Sicherheit nur die Spitzen der Melodie streifte, so daß, wie in einer flüchtigen Zeichnung von Meisterhand entworfen, nur die Umrisse leicht aber vollkommen klar und fest heraustraten. Ueberhaupt versetzen die Proben den einfachen Genußmenschen in eine Art von Tantalussituation. Wenn eben alles im besten Zuge ist, klopft der Dirigent auf — er sieht gar nicht ein warum, — bringt mit Mühe alle zum Schweigen, hält eine Anrede, von der er im Zuhörerraum nichts versteht; nun gehts wieder von vorn an, damit an derselben Stelle gleich wieder aufgehört wird. Wenn es damit geht wie im Andante der Cmoll Symphonie, wo die Bässe allein ihre Passagen spielen mußten, daß man denken sollte antediluvianische Mammuths fingen an ihre Gebeine in Bewegung zu setzen, wird er sich auch humoristisch angesprochen finden, aber leider sind es meistens gar nicht die schönsten Stellen, die man gern recht oft hören möchte, welche so oft wiederholt werden. Der arme Mensch kommt am Ende in ein solches Mißtrauen hinein, daß er sich gar nicht mehr zuzuhören getraut, blos weil er fürchtet, daß ihn das heimtückische Klopfen doch gleich wieder stören wird. Ja, es kann ihm passiren, daß, wenn drei oder vier Stellen aus einer Ouvertüre jede zwanzigmal gespielt sind, der Dirigent die Partitur zumacht und sagt: „Ich danke Ihnen, meine Herrn, das Uebrige geht so!" Für den rechten Liebhaber aber, der die Proben besucht, um die Musikstücke kennen zu lernen und sich für die Concerte vorzubereiten, der seine Freude an dem Fortschritt in der Ausführung, an der immer feineren Ausarbeitung des Details hat, für den ist jede Störung der Art eine Erhöhung seines Genusses und er fühlt sich in seinem Gewissen beunruhigt, wenn es gar zu glatt fortgeht. Glücklich ist er, wenn er nachlesen und den Dirigenten controliren kann; mit dem größten Behagen bemerkt er Fehler, von denen jener keine Notiz nimmt und wundert sich, wenn jener aufhören läßt, wo er nichts gehört hatte; und wenn alles vortrefflich geht, so wahrt er wenigstens seine Selbstständigkeit durch Mißbilligung

Digitized by Google

verschiedener Tempi. Es fehlte nicht an pflichtgetreuen Musikfreunden, die alle Proben und Concerte von A bis Z mitmachten. Das ist wahrlich sehr viel, denn jedes Concert setzte schon eine starke Genußfähigkeit voraus; allein, wie manche Aerzte sagen, daß einer guten Constitution von Zeit zu Zeit ein derber Diätfehler gesund sei, so geht es wol mit den musikalischen Genüssen auch: man kann in solchen Zeiten unglaublich viel vertragen.

Ueberhaupt verdirbt man sich bei einem Musikfest, wie es scheint, den Magen nicht. Das Sprichwort sagt: Die Liebe zehrt; — das mag zweifelhaft sein, allein ganz gewiß ist es, daß Musik zehrt. Man hat längst beobachtet, daß sich die Musiker auch durch ihren Appetit auszeichnen — ich weiß nicht, ob diese Thatsache schon physiologisch untersucht und aufgeklärt ist, die Kameralisten scheinen ihr noch nicht die wünschenswerthe Beachtung geschenkt zu haben, sonst würden die Musiker wol besser bezahlt — und selbst die, welche durch Zuhören zu temporären Musikern werden, pflegen diese Wirkung an sich zu erfahren. Daher sah man denn nach Proben und Concerten die Scharen der activen und passiven Musiker in beschleunigtem Tempo den wohlbesetzten Tafeln der Wirthshäuser entgegenziehen. Denn auffallenderweise war im Festlocal selbst keine Einrichtung zu einer großartigen Mittagstafel getroffen. Was Essen und Trinken anlangt ist man bekanntlich am Rhein wohl aufgehoben und es war jegliche Gelegenheit geboten, die musikalische Stimmung zu erhalten und zu erhöhen. Daß die Wirthe ihrerseits den außerordentlichen Zudrang von Fremden nicht unbenutzt ließen, sich gleichfalls in eine festliche Stimmung zu versetzen, kann man sich denken. Namentlich wer nicht zur rechten Zeit durch gute Freunde sich Quartier besorgt hatte, konnte leicht in die Lage kommen, selbst für wenig entsprechende Leistungen Preise zu zahlen, die einer Weltstadt würdig waren und als eine genügende Vorbereitung auf die pariser Ausstellung gelten konnten. Indessen so voll es war, konnte man doch mit der Bewirthung sehr wohl zufrieden sein, auch gelang es fast immer, daß ein kleiner Kreis von Freunden sich zu behaglicher Unterhaltung zusammensetzen konnte, was bei so mächtig einstürmenden Genüssen doppelt und dreifach zu schätzen war. Die unfreiwillige Theilnahme an den ringsumher geführten Gesprächen erhöhete gewöhnlich die Heiterkeit, indessen war es höchst erfreulich, trotz so manchen ins Gelag hinein geschwatzten Urtheilen wahrzunehmen, daß ein reges und warmes Interesse für die Musik beim Musikfest durchaus vorherrschte, und namentlich in welchem Grade die Schöpfungen unsrer großen Meister allgemein bekannt sind und empfunden werden. „Wenn die Stelle in der Cmoll Symphonie kommt," sagte ein jovialer Mann, der vom Lande hereingekommen war, „no durch all den Kampf und Drang das sichere Gefühl des nahen Sieges durchdringt, dann bin ich fertig, dann kann ich die Thränen nie zurückhalten."

Digitized by

Am Sonnabend waren die Mitwirkenden vollständig beisammen, auch die Zuhörer kamen meist im Laufe des Tages an, und mit dem Schluß der Nachmittagsprobe waren die Hauptvorarbeiten beendigt. Den Abend dieses Tages bezeichnete für die Düsseldorfer noch eine Kundgebung patriotischer Freude. Prinz Friedrich, der im Jahr 1848 seine langjährige Residenz verlassen hatte, kehrte zum ersten Mal wieder als Gast in Düsseldorf ein. Die Straßen, welche die ganze Festzeit hindurch mit Maienbäumen, Guirlanden und Flaggen geschmückt waren, erglänzten in strahlender Illumination und ein Fackelzug hieß den Prinzen willkommen.

Am Morgen des Pfingstsonntags war Generalpause. Die durch Arbeit und Genüsse der vorigen Tage Erschöpften sollten sich erholen, und den von allen Seiten Herbeigeeilten eine Gelegenheit geboten werden, sich miteinander zu unterhalten. Als der Platz, wo alles sich vom frühen Morgen an vereinigen werde, war der Ananasberg bestimmt. Um ganz ungerechtfertigte Vorstellungen von dem tropischen Klima oder dem Luxus der Düsseldorfer zu beseitigen, muß bemerkt werden, daß dort weder Ananas gezogen werden, noch Ananaspunsch gebrauet wird. Der Ananasberg, der seinen Namen völlig wie lucus a non lucendo hat, ist ein mäßiger Hügel innerhalb der schönen, weiten, durch herrliche Bäume und zahllose Nachtigallen ausgezeichneten Parkanlagen Düsseldorfs, bei schönem Wetter ein anmuthiger Punkt. Dort wurde früh Kaffee getrunken, der auch etwas weniger schlecht war als er in den rheinischen Wirthshäusern gewöhnlich ist; natürlich, da die Engländer zum Frühstück Thee zu trinken gewohnt sind, wird man sich doch nicht für die Deutschen anstrengen? Daß auch der Maitrank nicht fehlte, versteht sich von selbst. Denn obgleich dies Getränk jetzt so ziemlich über ganz Deutschland ausgebreitet sein mag, so ist doch der Rheinländer fast so stolz auf dieses heimische Product als auf den Rhein, und wird beide mit Wort und That zu rühmen nicht müde.

Hiller hatte mit seinem Motto „Es muß doch Frühling werden!“ Recht behalten; trotzdem daß am Sonnabend das Wetter sehr bedenkliche Mienen machte, wurden wir am Sonntag Morgen mit dem schönsten klarsten Pfingstwetter überrascht. In der heitersten Stimmung zog man dem Sammelplatz zu, wo Hiller mit anderen Mitgliedern des Comité auf die liebenswürdigste Art den Wirth machte, Bekanntschaften vermittelte und der Gesellschaft einen sehr erwünschten Mittelpunkt bot. Allmälig füllte sich der Raum mit präsumtiven großen Musikern, und nun gab es für alle Bekanntschaften zu erneuern und neue zu machen; allein wie eifrig einer auch sein mochte sich vorzustellen und vorstellen zu lassen, immer blieben noch große Unbekannte zurück, und einige erregten die allgemeine Aufmerksamkeit nur dadurch, daß sie niemand kannte. Aber auch an allgemein bekannten und berühmten Männern fehlte

es nicht, und wer die Bedeutung eines ſolchen Feſtes nach Namen abmißt, der konnte zufrieden ſein. Ein Verzeichniß der Celebritäten zu geben, iſt unthunlich; „wer faſſet ihre Zahl?“ Um nur einige Spitzen zu ſtreifen: es fanden ſich Kritiker zuſammen von Chorley aus London bis Hanslick aus Wien, Pianiſten von St. Heller aus Paris bis Stein aus Reval, Componiſten von Gouvy bis Verhulſt, Kapellmeiſter von Franz Lachner bis Franz Liſzt, Muſikdirectoren aber gab es beinahe noch mehr als Geheimräthe in Berlin. In munteren Geſprächen trieb ſich alles miteinander herum, einzelne Gruppen bildeten ſich und löſten ſich auf, ſtehend, ſitzend, gehend, je nach Bedürfniß; wer allmälig die Runde machte und hörte, wie die verſchiedenſten Anſichten und Geſichtspunkte, Sympathien und Antipathien ſich ausſprachen, mochte wol denken, daß Oberon und Titania wieder goldene Hochzeit hielten.

Nachdem der Vormittag ſo mit Flaniren verthan war, zerſtreute ſich die Geſellſchaft, um ſich am Mittagsmahl zu ſtärken. Um 6 Uhr ſollte das Concert beginnen; als die Zeit herannahete, wieſen die immer dichter gedrängten Züge feſtlich geputzter Menſchen auch dem Fremden den Weg nach dem Geislerſchen Local am Ende der Schadowſtraße. Dort, in einem hübſchen großen Garten iſt der für die Aufführungen beſtimmte große Saal an das Wirthſchaftsgebäude angebaut. Er iſt leicht aus Holz aufgeführt und weder von Außen noch von Innen iſt für die Decorirung deſſelben etwas gethan; man hat ihn nur als ein Mittel zum Zweck behandelt, das für ſich nichts zu bedeuten hat. Der Zuhörerraum bietet auf Bänken, die ſich mehr durch Einfachheit als Bequemlichkeit auszeichnen, über 2000 Sitzplätze, und da ſich ungewöhnlich viel Zuhörer angemeldet hatten, war noch eine Tribune gebaut worden, welche einige hundert Menſchen faßte; am dritten Tage waren auch noch Billets zu Stehplätzen ausgegeben worden. Der Charakter einer allgemeinen Feſtlichkeit wurde dadurch noch ſehr erhöhet, daß gegen ein geringes Eintrittsgeld auch der Garten dem Publicum geöffnet war. Bei günſtiger, ruhiger Witterung kann man in einem Theil des Gartens der Muſik faſt ganz folgen; viele konnten ſich den Genuß des Zuhörens verſchaffen, andere ließen ſich am Sehen genügen. Es war ſehr zweckmäßig, daß man das Concert durch eine beinahe einſtündige Pauſe unterbrach, ſo daß die Zuhörer in Ruhe ſich in den Garten begeben und dort erholen und erfriſchen konnten. Man kann ſich denken, wie belebt es dort war und doch war der Garten von der Menſchenmenge nicht unbequem überfüllt. Ueberhaupt waren die äußeren Einrichtungen faſt alle ſehr gut und bequem, und man konnte wol merken, daß ſchon eine gewiſſe Routine durch die wiederholten Muſikfeſte erlangt ſei; nur das wäre zu wünſchen, daß künftig durch Vermehrung der Ausgänge nicht nur

Digitized by Google

für die Bequemlichkeit, ſondern auch für die Sicherheit der das Local Verlaſſenden beſſer geſorgt werde.

Das Gerüſt für die Muſiker iſt an der einen Schmalſeite amphitheatraliſch aufgebaut. Die vorderſten Reihen waren vom Sopran und Alt beſetzt, von da an aufwärts begrenzten die Reihen der Choriſten die der Inſtrumentaliſten, welche oben die ganze Breite des Gerüſtes einnahmen und in einem ſpitzen Keil ſich bis ans Pult des Dirigenten hinabzogen. Die Aufſtellung eines ſo großen Orcheſters hat bedeutende Schwierigkeiten und jede, die man wählt, wird gewiß Nachtheile nicht vermeiden können; Hiller hatte, und hier gewiß mit Recht, den Geſichtspunkt vorwalten laſſen, die Saiteninſtrumente nicht zu trennen, ſondern als den Kern des Orcheſters zu concentriren, und deshalb die Bläſer oben zuſammengeſtellt. Es war ein ſchöner Anblick, dieſe mächtige, kampfbereite und ſiegesgewiſſe Schar, an ihrer Spitze den Flor der geſchmückten Damen, zu ſehen, wie ſie auf den Wink des Dirigenten warteten, der wie ein Feldherr daſtand, welcher ſein Heer vor dem entſcheidenden Augenblick mit ſicherem Blicke muſtert.

Da Hiller die oberſte Leitung anvertraut worden war, hatte man ihm wie billig die Ehre erwieſen, mit einer ſeiner Compoſitionen das Feſt zu eröffnen; es war die Symphonie mit dem Motto „Es muß doch Frühling werden!“ gewählt, nach dem übereinſtimmenden Urtheil eins der gelungenſten und bedeutendſten Werke Hillers. Wer etwa eine maleriſche Darſtellung des Frühlings mit Vogelgezwitſcher und anderen Naturlauten erwartete, mußte ſich getäuſcht finden; ſie iſt der ſehr ernſt gehaltene Ausdruck der Stimmung, welche jener die Grenze von Verzweiflung und Hoffnung bezeichnende Ausruf andeutet. Wer auf dergleichen achtet, konnte ſogar in dem mit fetter Schrift auf dem Programm gedruckten doch den Hinweis finden, daß es in der Symphonie hauptſächlich auf das Kämpfen und Ringen abgeſehen ſei. So iſt es auch, und vielleicht kann man es bedauern, daß es, um im Gleichniß zu bleiben, zu anhaltend ſchlecht Wetter bleibt und auch ſchließlich der Frühling nicht in ſeiner vollen Heiterkeit zum Durchbruch kommt, daß dem Motto, inſofern es die Gewißheit der wiederzugewinnenden freudigen Stimmung ausdrückt, nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ſei. Darüber iſt nicht zu rechten, der Künſtler hat die unbeſtreitbare Freiheit, was er in ſich erlebt und durchgemacht hat, ſo darzuſtellen, wie es für ihn volle Wahrheit hat, und leider liegt es in unſrer Zeit, daß überall ein leidenſchaftliches Streben mehr hervortritt, als die ruhige Sicherheit des Erfolges. Wer dieſe Berechtigung zugeſteht hat deſſenungeachtet ſeinerſeits das Recht, darauf hinzuweiſen, wie die künſtleriſche Vollendung erheiſcht, daß Stimmungen und Zuſtände, welche nur als vorübergehende, als vorbereitende ihre Berechtigung haben, auch nur als ſolche dargeſtellt werden, und daß auch die

Digitized by Google

Schöpfung des Künstlers erst dann zur wahren Befriedigung und poetischen Reinigung erhebt, wenn sie uns das Ziel erreichen läßt, auf welches alle jene Kämpfe und Bestrebungen hinweisen. Und wer weiß es besser als der Musiker, daß, je schärfere Dissonanzen er anschlägt, je länger er sie festhält, er um so bestimmter und entschiedener auch die Auflösung eintreten und solange ausklingen lassen muß, daß der Hörer zum vollständigen Gefühl der neu gewonnenen Harmonie gelangt. Eine naheliegende Analogie bot grade hier die C moll Symphonie, diese musikalische Darstellung des kategorischen Imperativs. Wenn Beethoven ihr ein Motto hätte geben wollen, er hätte vielleicht darüber geschrieben: „Wir müssen doch frei werden!" Welcher Kampf gegen Sturm und Ungemach, aber auch welche Siegesfreude, welcher Triumph. Vergleicht man damit die neunte Synfonie, so drückt diese den Riesenkampf einer großen Seele gegen die zur Selbstvernichtung drängende Verzweiflung in erschütternder Großartigkeit aus, allein die Rettung, indem sie sich zur edelsten, reinsten Freude erhebt, in der entsprechenden Weise darzustellen, ist dem Meister nicht gelungen. Wer seinem Lebensgang und der dadurch bedingten Entwicklung aufmerksam folgt, wird sich das Resultat derselben wol erklären und begreifen, daß dasselbe kein anderes sein konnte; diese historische Erkenntniß beeinträchtigt aber das ästhetische Urtheil über das Kunstwerk nicht. Doch diese Betrachtung hat uns zu weit von der Hillerschen Synfonie weggeführt, an welche sie angeknüpft wurde. Wenn dieselbe uns auch nicht zu einer völlig klaren Heiterkeit leitet, so versenkt sie uns auch nicht so tief in labyrinthisches Grübeln und Selbstquälen. Sie vergegenwärtigt uns vielmehr einen tüchtigen gesunden Menschen, der mit entschlossenem Sein und frischer Kraft sich durchs Leben schlagen will, und dem man schon zutraut, daß es ihm wieder gut gehen wird, wenn man es auch nicht gleich erlebt. Die Synfonie ist breit angelegt und ausgeführt und vertrug deshalb die massenhafte Besetzung ebensowol, als sie durch Ernst und Tüchtigkeit für ein Musikfest geeignet erschien. Daß sie sorgfältig einstudirt war und mit Feuer und Leben gespielt wurde, versteht sich von selbst; den Componisten und Dirigenten begrüßte lauter Beifall, in den auch das Orchester mit einem Tusch einfiel.

Hatte uns Hiller den Frühling nur von ferne gezeigt, so erblühte dieser in Haydns Schöpfung zu voller Pracht. Die Musiker des entschiedenen Fortschritts, welche mit Berlioz für das erste Erforderniß zeitgemäßer Musik halten, daß sie übel klinge und allen Betheiligten schmerzliche Empfindungen bereite, werden in der Wahl der Schöpfung ein beklagenswerthes Symptom des bornirten Zopfthums erkennen. Die Fraction der musikalischen Welt, welche in Düsseldorf versammelt war, schien in einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität der entgegengesetzten Ansicht zu sein. „Und Gott sah, daß es gut war." Das ist der Grundton, der die ganze Schöpfung durchklingt, die

Digitized by Google

herzliche Freude an allem, das ein Dasein hat, dessen es froh sein kann, die sich unerschöpflich an jeder neuen Erscheinung von neuem bewährt. Wenn man es mit Recht als einen Mangel des Textes bezeichnet hat, daß keine rechte Abwechslung in der Stimmung ist, keine Gegensätze hervortreten und namentlich die Chöre und Ensembles nur Lob und Preis ausdrücken, so ist der Reichthum und die Frische, mit welcher Haydn dieser Grundstimmung einen stets wechselnden Ausdruck zu geben vermag, der alle Stufen von der fröhlichsten Heiterkeit bis zur staunenden Verehrung durchläuft, um so bewunderungswürdiger. Denn wer etwa Haydn nur im kleinen, leichten Genre gelten lassen möchte, den braucht man nur an den Schluß des ersten Theils zu erinnern, wo sich die Tonmassen in einer nicht endenden Steigerung zum großartigsten Dom wölben, oder an die Worte „Dich beten Erd und Himmel an", die vom geheimnißvollen Schauer des Heiligen durchdrungen sind, gar nicht zu reden von dem wunderbaren: „Es werde Licht!" Daß alles mit den einfachsten Mitteln erreicht ist, so klar und durchsichtig, daß jeder meint, es müsse nur so sein und er könne es auch so, das ist ja doch nur ein Beweis des bewunderungswürdigen Genies, das mit Kleinem Großes wirkt, weil es alles und jegliches grade dahin stellt, wo es stehen soll und muß. Man spricht soviel von Haydns kindlicher Naivetät — mit gutem Fug, wenn man darunter die unversiegbare Kraft einer genialen Natur versteht, jeder künstlerischen Aufgabe sich unbefangen hinzugeben, sie ihrem Keim und Wesen nach aufzufassen und frei aus sich zu gestalten, welcher alle Erfahrung, alle Mühe und Arbeit eines unausgesetzt strebenden Lebens zur gesunden Nahrung und Kräftigung dient. Haydn vollendete die Schöpfung im Jahr 1798, er war damals 66 Jahr alt, und man darf sich deshalb noch mehr über die jugendliche Frische der Erfindung verwundern als über die außerordentliche Weisheit in der Anwendung aller Mittel einer Kunst, die ihn unausgesetzt beschäftigt hatte. Was die technische Ausführung anlangt, so bewunderte man seiner Zeit besonders die geschickte Behandlung des Orchesters, vorzugsweise der Blasinstrumente. Daß hierauf Mozart einen entscheidenden Einfluß geübt hat, ist bei aller individuellen Selbstständigkeit unverkennbar und von Haydn am bereitwilligsten anerkannt, der kurze Zeit vor seinem Tode gegen einen Fremden, der ihn besuchte, sich beklagte, daß der Mensch sterben müsse, wenn er kaum soweit sei, das anzuwenden, was er gelernt habe; so glaube er es jetzt gelernt zu haben, wie man die Blasinstrumente gebrauchen müsse und könne, dem Tode nahe, sein Wissen nicht mehr nützen. So wohlthuend auch der Ueberreizung der modernen Instrumentation gegenüber die schöne und bei allem Reichthum klare Wirkung eines Orchesters ist, so imponirt die Behandlung der Singstimmen, welche auf einem gründlichen Studium der Gesangskunst beruht, heutzutage noch mehr. Der Gesang ist der Natur der Stimmen angemessen, die Aus-

Digitized by Google

führung macht den Singenden Freude, die Schwierigkeiten sind durch Uebung sicher zu überwinden, und alles klingt voll und schön. Allerdings werden Sänger dabei vorausgesetzt, die tüchtig geschult sind, und nicht, wie heutigen Tags so oft, bei einer guten Stimme mit allgemeiner Bildung statt Gesangsschule auszukommen glauben. Schon in den Chören macht es sich oft geltend, daß in Gesangschulen gebildete Choristen vorausgesetzt sind, und für die Soli ist auf wirkliche Gesangskunst gerechnet. Das war eine Freude zu hören, wie rein und sicher, wie frisch und lebendig die Chöre gesungen wurden, daß man in der gesunden und kräftigen Fülle des Wohllautes wie in einem Bade schwimmen und sich erfrischen konnte; und Frau Goldschmidt zeigte uns, was eine Solosängerin sei. In so vollkommener Leistung erhielt auch die Bravour ihr Recht und ihre Bedeutung, und was mühselig herausgestümpert oder seelenlos heruntergesungen als müßige und störende Zuthat erscheinen muß, erwies sich als ein Schmuck, der dem Ganzen nicht als ein Fremdes angesetzt, sondern aus ihm hervorgewachsen ist und ihm angehört. Das Verlangen nach einer absoluten Einfachheit der Gesangsmelodie beruht auf einer Reaction gegen die maßlose Uebertreibung im verzierten Gesang, die wie gewöhnlich selbst wieder übertreibt; und wenn jene aus der Virtuosität hervorgegangen war, so hat dieses eine Hauptstütze an mangelhafter Gesangsbildung.

Uebrigens ist die künstlerische Einsicht Haydns in diesem Meisterwerk viel tiefer zu verfolgen als in der geschickten Handhabung der äußeren Mittel. Sie läßt sich in der Anlage der einzelnen Musikstücke und ihrer Gruppirung nachweisen, und je undankbarer und eintöniger der Text ist, um so größer ist die Kunst des Componisten, der es verstand, durch die weise Vertheilung und Anordnung diese Mängel zu verdecken und das Interesse gespannt zu erhalten. Nirgend vielleicht ist dies bewunderungswürdiger als im Anfange bis zu den Worten „Es werde Licht." Die ungeheure Wirkung derselben beruht nicht etwa allein auf dem plötzlichen Eintreten des FF nach dem lange dauernden PP; viel bedeutsamer ist der Eintritt des lange ersehnten und immer zurückgehaltenen Cdur, das den Zuhörer zum ersten Mal frei aufathmen läßt. Wenn man den labyrinthischen Verschlingungen der Instrumentaleinleitung folgt, wo jedes Instrument auf eigne Hand sich eine Existenz zu erringen sucht und daher eins das andere immer zu stören scheint, wo in dem fortwährenden Streben nach Gestaltung und Vereinigung durch unausgesetzte Seitenbewegungen einzelner jedes feste Zusammenschließen gehindert wird, so fällt es auf, daß die Tonart, auf die man gleich anfangs hingewiesen wird, Cdur, nie angeschlagen wird, so oft man auch auf sie zugeführt wird. Dies Gefühl von Unsicherheit bleibt auch in dem Anfangsrecitativ und den ersten Worten des Chors, in denen immer um die Haupttonart herumgegangen wird, bis mit dem Worte Licht die peinliche Spannung ein Ende nimmt und die Ton-

Digitized by Google

art C dur erscheint, die nun auch nicht blos angeschlagen, sondern fest ausgeprägt wird.

Man kann kaum von der Schöpfung sprechen, ohne der Tonmalereien zu gedenken, welche die Kritik Haydn so vielfach zum Vorwurf gemacht hat und die doch auch heute noch von den meisten mit Behagen angehört werden. Die Art, wie der Verfasser des Textes durch sein naturhistorisches Resumé den Componisten zwang auf Detailmalerei einzugehen, kann niemand gut heißen; wenn man erwägt, wie Haydn sich aus der Sache zog, muß man zwischen den Arien und Recitativen unterscheiden. In den Arien tritt die Tonmalerei in einer Weise auf, gegen die sicherlich nichts einzuwenden ist. Gewisse in der Natur gegebene, durch ihren rhythmischen oder auch melodischen Charakter gradezu musikalisch wirkende Elemente, wie sie im Rauschen des Wassers, im Vogelgesang u. dgl. enthalten sind, werden nicht etwa blos nachgeahmt, sondern geben den Impuls zu Motiven, welche künstlerisch concipirt und durchgeführt werden. Dies ist an sich nicht nur nicht verwerflich, sondern es ist in der Natur begründet, und es kommt also nur darauf an, daß es mit Geschick und Geschmack ausgeführt werde. Etwas anders verhält es sich mit den Recitativen. Denn hier kommt es nicht auf den Ausdruck der Stimmung, auf künstlerische Ausführung der Motive, sondern nur darauf an, verschiedene Erscheinungen mit einer musikalischen Charakteristik gewissermaßen zu illustriren, wobei oft nicht einmal ein musikalisches Element in dem Gegenstand gegeben ist, sondern durch eine witzige Combination erst ein musikalisches Analogon gesucht werden muß. Wie Haydn sich hierbei zu helfen wußte, davon gibt das berühmte Recitativ ein Beispiel, in welchem die Thiere der Erde geschaffen werden. Der brüllende Löwe, der gelenkige Tiger, der schnelle Hirsch, das springende Roß, konnten durch Klang und Rhythmus bezeichnet werden, aber was war mit den Rinder- und Schafherden zu machen? Haydn greift der Schöpfungsgeschichte vor, er versetzt sich nach Arkadien und läßt auf der Flöte ein idyllisches Hirtenlied blasen. Aber wie würde er lächeln, wenn er hörte, wie sich unsre Bassisten abmühen, das ganz ruhig erzählende Recitativ: „Auf grünen Matten weidet schon das Rind in Herden abgetheilt" im zärtlichsten Ton wetteifernd mit der Flöte vorzutragen! Es ist wol einleuchtend, daß diese Art von Tonmalerei nur als Scherz gelten kann, und nur bei einer humoristischen Auffassung am Platz ist. Sie war deshalb besonders in der komischen Oper beliebt und namentlich in den Baßpartien, die vor allen die eigentlich komischen waren, mit Vorliebe angewendet und ausgebildet. Es ist daher wol nicht zufällig, daß auch in der Schöpfung diese Recitative dem Baß zugewiesen sind — das Tenorrecitativ in dem Sonne und Mond geschaffen werden, ist ernster gehalten — wie denn auch die Baßarien stärker aufgetragen sind — das tiefe B der Fagotte, um die drückende Last zu bezeichnen,

Digitized by Google

ist gradezu ein komischer Spaß; — sondern die Tradition übte einigen Einfluß. Vielleicht erklärt sich daraus auch die auffallende Erscheinung, daß die beschreibende Musik immer den Worten vorangeht, da doch die Wirkung besser erreicht würde, wenn man vorher erführe, was die Musik bedeuten solle. Denn in der Oper geht im begleitenden Recitativ die Musik dem Wort, weil sie die Stimmung ausdrückt, dem dasselbe entspringt, als Vorbereitung voran. — Wem nun diese Art zu scherzen mit der Würde des Oratoriums und des Gegenstandes nicht wohl vereinbar scheint, dem kann man vielleicht zu bedenken geben, daß diese Art des Oratoriums keine Kirchenmusik ist noch sein will, vielleicht darf man auch fragen, ob denn das Bauermädchen aus der Dorfgeschichte, das auf die Frage des Pfarrers, wie man Gott dienen solle, herzhaft antwortete: Lustig! so unbedingt Unrecht habe. Haydn wenigstens wäre das aus der Seele gesprochen gewesen.

Es war interessant mit den so oft vornehm belächelten Tonmalereien Haydns die neuerer Componisten zu vergleichen. Mendelssohns Ouverture Meeresstille und glückliche Fahrt ist ganz darauf gebauet. Die sinnlichen Eindrücke, welche das so verschiedenartig modificirte Rauschen von Wind und Wellen, das rührige Treiben auf dem Schiff auf ein musikalisches Ohr machen, haben auf die Conception dieses Musikstücks mindestens ebenso großen Einfluß gehabt als das Goethesche Gedicht, das ja dieselben Erscheinungen poetisch aufgefaßt wiedergibt. Auch hier haben sie nur den Impuls zu den Motiven hergegeben, welche den Gesetzen der Kunst gemäß zu einem Ganzen verarbeitet sind, welches der Ausdruck eines innerlich Erlebten, einer echten Stimmung ist. Die in der Natur gegebenen Elemente sind auf eine geistreiche Weise benutzt, und ebensowol der sinnliche Eindruck treffend wiedergegeben als die Stimmung ihren entsprechenden Ausdruck darin findet. Beides ist auf die schönste Weise z. B. in der Stelle erreicht, wo durch das leise Geplätscher der Wellen, die das ruhig hingleitende Schiff umspielen, eine sehnsüchtige Melodie hindurchdringt: wer je auf der See gewesen ist, muß die tief poetische Wahrheit im Ausdruck empfinden. Dagegen fällt der Schluß mit den Kanonenschüssen der Pauken und der Trompetenfanfare aus der idealen Haltung in die materiellste Wirklichkeit, und auf einen Scherz ist man durch nichts vorbereitet. Auch Schumanns Paradies und Peri ist reich an anziehenden Tonmalereien; daß sie, während die in der Schöpfung aus der Naturgeschichte entnommen sind, mehr der Geographie angehören, ändert sowenig etwas am Wesen derselben, als daß sie mehr phantastisch sind, wie das die Natur des Stoffes bedingt. Denn die Geister des Nils hat freilich niemand gehört, sowenig als das Läuten der Glöckchen an Allahs Thron und doch ist in ihrer Darstellung eine so vollständige Tonmalerei, wie wenn in der Schlacht das Schwirren der Pfeile ausgedrückt ist, und selbst der drückende

Digitized by Google

ſchwüle Peſthauch iſt durch Töne gemalt. Die moderne Inſtrumentation hat ſowol in der materiellen Wirkung als in den ſublimeren Objecten ihrer Malerei mehr raffinirt, zum Theil mit glücklichem Erfolg, allein im Weſentlichen iſt immer daſſelbe Verfahren geblieben.

Die Aufführung gelang erfreulich. Daß kein ſtörendes Mißgeſchick eintrat, war ein Glück, denn keine Sorgfalt kann dies verhüten; daß alles friſch und freudig eingriff und tüchtig zuſammenhielt, war das Verdienſt der Mitwirkenden. Die Wirkung war allgemein und groß, offenbar war das Publicum von derſelben Freude durchdrungen wie die auf dem Orcheſter, es war eine Stimmung, ein Gefühl von Glück und Befriedigung, wie nur das wahrhaft Schöne und Vortreffliche es hervorruft. Den Preis trug natürlich Frau Goldſchmidt davon, die beiden Arien von ihr gehört zu haben wird jeder der Anweſenden als einen bleibenden Gewinn empfinden. Nachdem die zweite Arie geendigt war, wurde der Jubel ſo groß, daß auch die Muſiker mitten in die Schöpfung hinein, an der ſie doch ſelbſt Theil nahmen, einen Tuſch bliſen. Herrn Schneider wurde jedenfalls verdienter, reicher Beifall zu Theil und auch Herr Mitterwurzer ging nicht leer aus.

Das herrliche Wetter, welches den erſten Tag begünſtigte, und das Gelingen des Concerts hatte eine ſo gute Stimmung verbreitet, daß, als es am Montag trübe und unfreundlich war, auch mitunter regnete, dies von keinem üblen Einfluß mehr war. Am Morgen wurde in einer langen Probe noch einmal alles vorgenommen, was am Abend zur Aufführung kommen ſollte; man konnte derſelben wieder mit Ruhe entgegenſehen.

Das zweite Concert wurde eröffnet durch Mendelsſohns ſchon erwähnte Ouverture: Meeresſtille und glückliche Fahrt; als die brillanteſte ſeiner Concertouverturen war ſie wohl hier an ihrem Platz, obgleich ſie nicht die ſchönſte iſt. Sie wurde präcis und gut ausgeführt, nur hatte man das raſche Tempo zu bedauern, das allerdings vom Componiſten ſelbſt angegeben iſt; es war unmöglich die einzelnen Achtel zu hören, auch an den Stellen, welche dadurch ihren eigenthümlichen Charakter bekommen. Nun darf zwar das Allegro den Charakter des feurigen Dahinſtrömens ja nicht verlieren, allein es muß ſich ein Mittel finden laſſen, das beiden Forderungen genügt, wenn man nicht dem Componiſten Schuld geben will, daß er ſich bei der Ausführung ſeiner Intentionen vergriffen habe.

Den Hauptplatz dieſes Concerts nahm Schumanns Paradies und Peri ein. Das ganze Programm des Muſikfeſtes zeigt, daß man ohne alle Tendenzmacherei und ohne ängſtliche Rückſicht nach irgend welcher Seite vor allen Dingen anerkannt gute Muſik aufführen und der Gegenwart wie der Vergangenheit gerecht werden wollte. Wenn daher der Schöpfung ein ähnliches Werk aus neuer Zeit an die Seite geſtellt werden ſollte, ſo war man,

abgesehen von Mendelssohns oft aufgeführten Oratorien, auf Schumann hingewiesen. Die Gründe, welche dies Mal insbesondere dafür sprechen, dem Meister diese Huldigung darzubringen, sind zu schmerzlich, um erörtert zu werden, man folgte einem natürlichen und ehrenwerthen Gefühle, indem man sich durch dieselben bestimmen ließ. Und dennoch kann man die Wahl dieses Oratoriums für ein Musikfest nicht billigen. Die Musikstücke, welche dort zur Aufführung kommen, müssen von der Art sein, daß sie durch die Massen und auf die Massen wirken. Es ist nicht genug, daß sie eine allenfalls sehr verstärkte Besetzung vertragen können, ihre ganze Anlage muß so beschaffen sein, daß die Einfachheit und Größe der Umrisse und der Ausführung durch eine massenhafte Besetzung erst zur vollen Geltung kommt. Dem entsprechend müssen sie auch auf die Zuhörer im Ganzen und Großen wirken. Ein so zahlreiches, aus den verschiedenartigsten Elementen gemischtes Publicum will fest und sicher gepackt sein; es ist nicht fähig, unausgesetzt und mit Anstrengung auf ein im Einzelnen feines und zartes Detail aufmerksam einzugehen und sich aus schönen Einzelnheiten den Gesammteindruck selbst zu bilden, sondern es will ihn in mächtiger Fülle sich entgegengebracht haben, davon überwältigt und hingerissen werden. Durch die offene Erklärung, daß Schumanns Oratorium von dieser Art nicht sei, ist keineswegs absoluter Tadel gegen dasselbe als Kunstwerk überhaupt ausgesprochen. Aber es leuchtet ein, daß dasselbe verhältnißmäßig wenige Momente bietet, wo eine massenhafte Wirkung, namentlich durch den Chor, möglich ist, wie das Auftreten des Eroberers, der Schlußchor des ersten und des letzten Theils. Uebrigens liegt es in der Natur des Stoffes und des Colorits, welches der Dichter ihm gegeben hat, daß der Charakter vorherrschend weich, zart und phantastisch ist; dies sagt auch Schumanns musikalischem Charakter zu, und das Werk ist reich an wunderbaren Schönheiten dieser Art. Die Krone derselben ist gewiß das Schlummerlied, welches den zweiten Theil beschließt, und schwerlich hat die neuere Musik etwas aufzuweisen, das an Tiefe der Empfindung, poetischer Auffassung und wahrhaft zauberischem Wohllaut dieses Prachtstück überträfe. Durch den Gesang der Goldschmidt und den vollen schönen Chor trat es ins glänzendste Licht und machte tiefen Eindruck. Und zwar steht es keineswegs vereinzelt da, es sind eine Menge schöner Momente durch das ganze Oratorium zerstreut, wenn sie gleich nicht alle gleich abgerundet und plastisch ausgearbeitet sind. Allein sie wirken eben nur als Einzelnheiten, jede für sich, ja die Fülle derselben wird nachtheilig, weil eins das andere verdrängt, ehe es in der Seele des Zuhörers feste Wurzel geschlagen hat. Wer das Werk kannte, wer mit Hingebung und Liebe dem Einzelnen zu folgen im Stande war, hat bei dieser mit so reichen Mitteln ausgeführten Darstellung einen erhöheten Genuß gehabt, allein das Publicum in Masse besteht nicht aus Musikern und Musikfreunden der Art. Wenn daher leider

Digitized by Google

die wirklichen Verdienste dieser Composition, die unzweifelhaft zu den schönsten und bedeutendsten Schöpfungen der neueren Musik gehört, grade hier nicht zur rechten Geltung gelangen konnten, so ist es zu begreifen, daß die Schwächen derselben um so ungünstiger einwirken mußten. Diese liegen zum Theil im Text. Selbst wenn man den dem Gedicht zu Grunde liegenden Gedanken als sittlich und poetisch gerechtfertigt anerkennen wollte, was doch wol schwer halten dürfte, so bleibt der große Uebelstand in der Anlage, daß für die künstlerische, namentlich musikalische Behandlung keine Steigerung der Hauptsituationen, sondern eine Abschwächung herauskommt, die namentlich den dritten Theil sinken läßt. Unleugbar ist die größte Kraft zum Schluß des ersten Theils; wenn man die weise elegische Haltung des zweiten auch als einen wirksamen Gegensatz gelten lassen kann, so war nun für den dritten Theil ein Aufschwung, der die Handlung von neuem und am höchsten steigerte, durchaus geboten, und dieser fehlt ganz und gar. — Ein zweiter Manael ist der wesentlich beschreibende Charakter des Textes. Im Gedicht läßt die poetische Ausführung es eher verzeihen, daß das reiche Panorama des Orients, welches vor dem Leser ausgebreitet wird, mit dem eigentlichen Gegenstand des Gedichts nicht viel zu thun hat und daß diese glänzende Decoration meistens um ihrer selbst willen da ist. Wenn es aber als die Grundlage für die musikalische Behandlung erscheint, so vermißt man die prägnante und plastische Durchbildung der eigentlichen Hauptscenen umsomehr, da das beschreibende Element größtentheils von der Art ist, daß es an sich einer Darstellung durch die Musik nicht fähig oder derselben zum mindesten nicht günstig ist. Grade hier hat zwar Schumann Außerordentliches geleistet und man muß die Kraft und den Reichthum seiner musikalischen Phantasie bewundern, die aus einem Text, welcher den Musiker meist nur indirect anregt, eine Reihe eigenthümlicher, meistens höchst anmuthiger und reizender, immer feiner Tongemälde hervorrief, die nicht blos mit Klängen spielen, sondern stets auch eine innere Stimmung ausdrücken. Indessen macht der soeben angedeutete Charakter derselben es doch auch begreiflich, daß zu vollem Genuß und Verständniß ein Publicum erfordert wird, das den Interessen einer raffinirteren geistigen Bildung nicht fremd ist.

Hierzu kommen besonders noch zwei Umstände, welche einer schlagenden, durchgreifenden Wirkung dieser Musik hinderlich sind. Der eine ist die Art, wie bei der Bearbeitung des Textes das erzählende und das dramatische Element gemischt ist. Denn wenn man auch zugibt, daß dem Oratorium diese Mischung zustehe — was so ohne Einschränkung kaum zuzugeben ist —, so müssen wenigstens beide Darstellungsweisen bestimmt geschieden sein, die ruhig fortschreitende Erzählung und die einzelnen daraus sich ablösenden mit dramatischer Lebendigkeit ausgeführten Scenen müssen jede in ihrer Art scharf aus-

geprägt und an sich kenntlich, die letzteren namentlich müssen zu einer plastischen Gegenständlichkeit ausgearbeitet sein. Das ist hier nun nicht der Fall. Die Erzählung ist nicht einfach und klar vorgetragen, sondern mit einer Fülle von Beschreibungen und Betrachtungen verwebt, welche die Darstellung in eine Sphäre hinaufziehen, gegen welche die erhöhte Stimmung der dramatischen Scenen keiner wesentlichen Steigerung mehr fähig ist, sondern nur als eine etwas modificirte Form der poetischen Ausdrucksweise erscheint, wovon die nächste Folge ist, daß sie auch zu keiner selbstständigen Gestaltung herausgebildet sind, und daher den Gang der Begebenheiten anstatt ihn klarer zu machen, vielmehr verdunkeln. Dieser Mangel ist nun auch auf die musikalische Behandlung nicht ohne Einfluß geblieben. Denn indem der Componist den einzelnen Zügen der reich ausgestatteten Erzählung nachging und jeden musikalisch wiederzugeben und auszuführen suchte, entstand allerdings jene Fülle von schönen Einzelnheiten, welche dem Werke den eigenthümlichen Reiz eines poetischen Dufts geben, der darüber ausgebreitet ist, allein sie hindern den Componisten wie den Zuhörer, die Kraft auf die Hauptpunkte, die dramatischen Scenen zu concentriren, die sich denn auch musikalisch nicht wesentlich von dem Uebrigen unterscheiden. Und hierdurch ist nun auch der zweite Uebelstand herbeigeführt. Die detaillirte Ausführung der halblyrischen Erzählung, das Ausmalen jedes einzelnen Zuges derselben spinnt sich in einem zusammenhängenden Faden fort, der nur sehr selten vollständig abschließt. Dies ist schon psychologisch falsch; es ist unmöglich, mit gleich angespannter Aufmerksamkeit zu folgen, die Menge der einzelnen Züge stumpft ab, einer schadet dem andern und für die Hauptmomente ist die volle Theilnahme geschwächt. Die Anforderungen, welche vom künstlerischen Gesichtspunkt aus an eine geschickte Gliederung zu stellen sind, müssen damit übereinstimmen. Die Schöpfung zeigte es recht eindringlich, welcher Gewinn in der Anwendung des gewöhnlichen Recitativs für die Erzählung liegt, indem dadurch theils ein allgemeiner Grund gelegt wird, der alles zusammenhält und den einzelnen Musikstücken zur wirksamen Folie dient; theils mit Nothwendigkeit darauf hingewiesen wird, die Hauptmomente selbstständig hervorzuheben, in ihnen die Kraft zu concentriren, und die zurückgehaltene, gesteigerte Empfindung voll und breit ausströmen zu lassen.

Schumanns Composition steht sichtlich unter dem Einfluß der in neuerer Zeit vorherrschenden Richtung auf Instrumentalmusik; sie ist nicht, wie frühere Werke dieser Art, aus dem Gesange als dem Mittelpunkt hervorgegangen, sondern der eigentliche Kern ist offenbar das Instrumentale, dem der Gesang fast nur wie ein gleichberechtigtes Element zugeordnet ist. Das Orchester ist nicht allein, wo es als Begleitung auftritt, mit großer Vorliebe in detaillirter Ausführung behandelt, es übernimmt sehr oft die eigentliche Ausführung dessen, was die Singstimme mehr nur andeutet, und hört nie auf als selbstständige

Digitized by Google

Macht sich geltend zu machen. Dies ist dem Gesang gegenüber nicht das richtige Verhältniß, noch weniger aber ist es zu loben, daß die Singstimmen vielfach als Instrumente, und zwar in einer gewissen abstracten Weise behandelt sind, so daß sie ungleich weniger in charakteristischer Individualität aufgefaßt sind als die einzelnen Instrumente. Deshalb sind die einzelnen Partien auch für keinen Sänger ganz genehm und hier tritt die Intention des Componisten nicht immer klar hervor. Auch dies ist ein Grund, weshalb dies Oratorium sich für ein Musikfest weniger eignet, weil die großen Gesangskräfte, die dort vereinigt sind, in demselben nicht zur vollen Geltung kommen, und dies wirkte ganz besonders auch auf die Zuhörer nicht günstig ein.

Es schien nicht überflüssig, auf diese Betrachtungen etwas näher einzugehn, weil die im Ganzen nicht durchschlagende Wirkung auf das Publicum dadurch begreiflich wird, ohne daß man diesem oder den großen Schönheiten der Composition zu nahe tritt. Paradies und Peri nimmt unter den musikalischen Leistungen der neueren Zeit eine hervorragende Stelle ein, die dadurch nicht verkümmert wird, daß es von der Wirkung gewisser Richtungen und Ansichten nicht frei geblieben ist, die gegenwärtig durchgängig sich geltend machen, ohne daß man so wie hier durch soviel Geist und Poesie, Tiefe und Feinheit der Erfindung und Ausführung entschädigt und erfreut würde.

Es war auf das schwierige Werk viel Mühe und Sorgfalt verwendet worden, und die Aufführung entsprach derselben. Bei dem oben angedeuteten Charakter der Composition läßt sich über die Auffassung im Einzelnen vielleicht rechten, sowie es begreiflich ist, daß von sovielen, feinen Intentionen die eine mehr die andere weniger deutlich und schön hervortrat; aber schon das war sehr anerkennenswerth, daß bei sovielen, zum großen Theil scharf auf die Spitze gestellten Effecten nichts mislang, nichts störte. Einzelnes, wie es wol zu gehen pflegt, gelang in der Probe besser als in der Aufführung, z. B. der Chor der Nilgeister, der an Leichtigkeit und Flüchtigkeit etwas eingebüßt hatte. Wo der Chor sich geltend machen konnte, war er von trefflicher Wirkung; das Schlummerlied, das wunderlieblich klang, ist schon erwähnt, auch der Eingangschor des dritten Theils, dessen Erfindung sonst weniger originell ist, klang besonders durch den zarten Vortrag sehr gut. Daß die großen kräftigen Chöre tüchtig heraustraten war nicht anders zu erwarten. Frau Goldschmidt, deren Wunsch den Ausschlag für die Aufführung der Peri gegeben hatte, sang die Peri, die der Stimmlage nach eigentlich keine ganz günstige Partie für sie war; allein wenn eine Sängerin, so war sie geeignet, das Geistige und Poetische dieser Erscheinung zur Geltung zu bringen, und daß sie für die auch durch die Höhe außerordentlich anstrengende Schlußpartie die volle Frische und Kraft bewahrt hatte, war ein neuer Beweis für ihre große Kunst. Der Damen, welche neben ihr wie die Sterne um den Mond glänzten, ist schon dankbar

Digitized by Google

gedacht worden; Herr Schneider hatte vielfach mit der für ihn besonders ungünstigen tiefen Lage der Tenorpartie zu kämpfen, übrigens bewährte er sich auch hier als einen Sänger von richtigem Gefühl und Verständniß für das Poetische. Für Herrn Mitterwurzer war die Partie, die übrigens die wenigst bedeutende ist, besser gelegen, er konnte daher auch seine Stimmmittel besser entfalten und trug Manches sehr gut vor.

Den Schluß des Concerts machte die Cmoll Synfonie. Wenn es ein Orchesterstück gibt, das für ein Musikfest paßt, so ist es diese Synfonie; alles kommt zusammen, Kraft und Kühnheit, Einfachheit und Größe, massenhafte Wirkung, um Spieler und Zuhörer fortzureißen, und so geschah es auch hier. Man kann bei der Aufführung von Instrumentalcompositionen auf Musikfesten, einen im Einzelnen raffinirten und ausstudirten Vortrag billigerweise nicht verlangen, da das Orchester sich dort erst zusammenfindet. In dieser Hinsicht hätte der zweite Satz hie und da zu wünschen übrig gelassen; auch passirten sonst einige Versehen. Indessen konnten sie der großartigen Wirkung keinen Eintrag thun, und in der Hauptsache gelang die Synfonie sehr gut; die Bässe z. B. zogen sich im Scherzo mit Glanz aus der schwierigen Affaire. Nicht wenig trug zu der guten Wirkung auch das angemessene Tempo bei, das nicht nur den feurigen Schwung, sondern auch die männliche Kraft und die stolze Würde zur vollen Geltung gelangen ließ.

Der dritte Tag brachte in dem Künstlerconcert vorwiegend Leistungen der Virtuosität. Frau Goldschmidt sang statt der ursprünglich angekündigten Arie aus der Zauberflöte die letzte Arie der Susanne aus dem Figaro, und statt der Mazurka von Chopin ein Lied von Mendelssohn. Mit der ersten Aenderung war wol jeder zufrieden; denn diese Arie von Frau Goldschmidt gesungen ist eine wahre Verkörperung der Poesie im Wohllaut. Die Wirkung war von der Art, daß nicht allein das Publicum lautlos lauschte, sondern auch die begleitenden Geigen in kaum noch hörbaren Seufzern erstarben, wobei dem Orchester das Lob nicht vorenthalten bleiben soll, daß überhaupt sehr discret begleitet wurde. Wer sich etwa auf die Kehlfertigkeit beim Vortrag der Mazurka gefreut hatte, konnte in der Arie aus Beatrice di Tenda von Bellini sich an allen Chikanen einer fabelhaften Bravour, welche die Sängerin bis ins hohe Es führte, die spielend besiegt wurden, ersättigen. Gewiß sind diese Leistungen der Virtuosin bei weitem nicht die höchsten der Künstlerin, doch mag man wohl bedenken, daß ohne die unbedingte Herrschaft über alle Mittel der Kunst, jene höchsten Leistungen nicht möglich sind. Daher haben auch große Künstler meistens nicht verschmäht, mit dieser Herrschaft gelegentlich einmal ein freies, ja übermüthiges Spiel zu treiben, das man als solches auch gelten lassen kann; nur wo sie mit der Prätension auftritt, an sich schon selbst das Höchste zu leisten, wird sie verwerflich. Es war merkwürdig,

Digitized by Google

als das Ritornell der Belliniſchen Arie begann, dachte man vor Trivialität umkommen zu müſſen; allein die vollendete Kunſt der Sängerin verſtand es, auch dieſer Armſeligkeit Leben und Seele zu geben. So mußte auch der Vortrag eines Liedes in dieſem Local und in dieſer Umgebung wenig angemeſſen erſcheinen, und noch dazu hat das Lied („Die Sterne ſchaun in ſtiller Nacht") eine ſtärkere Doſis Sentimentalität als billig iſt; und doch, als es geendigt war, blieb einem nur übrig mit Zelter auszurufen: „Vivat Genius und hol der Teufel die Kritik!" Daß das Entzücken des Publicums in ſtürmiſchem Beifall, Tuſch, Blumen und Gedichten ſich äußerte, war nur in der Ordnung, und ebenſo, daß Frau Goldſchmidt die Begehrlichkeit der Zuhörer, die ſich unter ſtets erneuten Bravos verſteckte, ignorirte und kein zweites Lied ſang. Neben ihr behauptete auch dies Mal Herr Schneider ehrenvoll ſeinen Platz; er hatte ſich die Arie aus der Zauberflöte gewählt, die ſeiner Stimme durchaus zuſagt, und die er in würdiger Weiſe vortrug: der verdiente Beifall ließ nicht auf ſich warten. Herr Mitterwurzer ſang die Arie des Triſtan aus Jeſſonda, die an ihrem Platz in der Oper von guter Wirkung, aber für das Concert kaum geeignet iſt; auch war der Vortrag nicht ſchön und nicht fein.

Als Inſtrumentalvirtuoſen traten Herr Goldſchmidt und Herr Concertmeiſter David auf. Daß dieſer nach den unaufhörlichen Anſtrengungen der letzten Tage, die kaum auf einem andern mehr gelaſtet hatten als auf ihm, noch bereit war ein Solo zu ſpielen und dies in einer Weiſe durchführte als wäre es ſeine einzige Leiſtung, verdiente alle Bewunderung. Er hatte das neue Concert von Rietz gewählt. So waren durch Mendelsſohn, Rietz, Hiller, Schumann die Meiſter vertreten, welche in Düſſeldorf ihren Wirkungskreis gefunden hatten: eine Reihe von Künſtlern, auf welche dieſe Stadt ſtolz ſein kann. Herr Goldſchmidt ſpielte Beethovens Concert in G dur. Die Wahl dieſer tüchtigen und bedeutenden Muſikſtücke machte ihrem künſtleriſchen Sinn Ehre, obwol ſie ihnen in dieſem langen und überreichen Concert dem Publicum gegenüber, das für längere Compoſitionen nicht mehr die rechte Aufmerkſamkeit zu haben ſchien, keinen leichten Stand machten. Denn beide Compoſitionen ſind nicht von der Art, daß ſie den Beifall herausfordern, das Publicum mit Lebhaftigkeit zwingen aus ſich herauszugehen, ſondern vielmehr eine gewiſſe Sammlung und Ruhe vorausſetzen, die mit ſtiller Achtſamkeit dem Componiſten folgt. Der Ruf beider Herren als ausübender Künſtler iſt ſo ſicher begründet, daß er der erneuten Anerkennung, welche beiden in vollem Maße zu Theil wurde, nicht bedurfte.

Nicht weniger als drei Ouverturen brachte dies Concert. Die Oberonouverture von Weber eröffnete daſſelbe; ſie wurde vortrefflich geſpielt und elektriſirte das Publicum. Man kann an derſelben gar manches mit vollem Recht auszuſetzen haben, doch iſt ein gewiſſer Zug darin, der unwiderſtehlich

Digitized by Google

mit fortreißt und seine Wirkung nicht leicht verfehlt, was dann auch aufs Orchester zurückwirkt, so daß sie so gern gespielt als gehört wird. Die frische und hübsche Ouverture von Gade „Im Hochland" wurde in ihrer Wirkung etwas beeinträchtigt durch den Regen, der auch schon den Tag vorher sich während der Peri gemeldet hatte. Obgleich er nicht stark war, so machte er doch auf dem freiliegenden Dach ein solches Geräusch, daß man nicht ungestört hörte, umsoweniger als man fürchten mußte, daß, wenn er stärker würde, eine völlige Unterbrechung eintreten müßte. Die dritte im Bunde war die große Leonorenouverture: es war fast zu viel nach allem, was man schon gehört hatte; aber die Kraft und Tiefe dieses großartigen Seelengemäldes ergreift so mächtig, daß sie jede Anwandlung von Schwäche überwindet. Wenn man berichten kann, daß die gefährliche Stelle zum Eingang des Presto sicher und tadellos gelang, so ist das kein geringes Lob für das Orchester, das mit dieser letzten Leistung, wahrlich keiner leichten, einen würdigen Schluß machte.

Es wäre Schade gewesen, wenn der Chor, den man bei einem solchen Fest wol auch mit unter die Künstler rechnen darf, von diesem Concert sich zurückgezogen hätte. Die allgemeine Freude, welche die Schöpfung erregt hatte, ward die Veranlassung, daß man den Schlußchor des ersten Theils am Ende der ersten Abtheilung noch einmal sang; den Schluß des Concerts aber machte das Halleluja aus dem Messias. Das war denn eine Gelegenheit für den Chor, seine ganze Macht und Herrlichkeit zu entfalten; bei der gewaltigen Steigerung, „Herr der Herrn" war es, als wollten die immer mächtiger anschwellenden Tonmassen das Dach abheben, um himmelan zu steigen. — Der Schluß mit diesen Riesenwerken, der Beethovenschen Ouverture und dem Halleluja gab auch diesem Concert eine ernste hohe Weihe und ließ den Zuhörern einen Eindruck von Größe und Erhabenheit zurück, wie es eines Musikfestes würdig war, daß man aus vollem Herzen sagen mochte: Ende gut, Alles gut!

Nach vollbrachter Arbeit vereinigte zur Feier des Gelingens ein fröhliches Mahl eine große Anzahl der Mitwirkenden und Zuhörer, die bis spät in die Nacht oder bis zum frühen Morgen in heiterem Gespräch beisammen blieben und sich das Wort gaben: Auf Wiedersehen beim nächsten rheinischen Musikfest!

Pariser Brief.

Die pariser Theater.

Der Reiz, welchen Paris dem Einheimischen gewährt, ist für den Fremden in der Regel verloren und dieser ist darauf angewiesen, diese Stadt zu genießen, wie jede andere. Er läuft sich vom frühen Morgen an die Beine

Digitized by Google

ab und gibt sich nicht zur Ruhe, als bis er an allen Orten, die ihm der officielle Wegführer als Merkwürdigkeiten anrühmt, seine Visitenkarte abgegeben hat. Obgleich er sich dann zuweilen in einem Augenblicke unbewachter Aufrichtigkeit gesteht, daß die Reclame zu oft ein wohlwollendes Auge besitze und daß daheim in Schilda oder in Hoppelpoppel dieselben Sachen zu sehen seien, wenn sie auch weniger glänzende Namen bei der Taufe allzugefälliger Journalisten erhalten haben, so fängt er doch schon am nächsten Morgen die undankbare Arbeit wieder von vorn an. Muß er doch daheim den Basen und Vettern über alles berichten und sowie von Paris die Rede ist, stets ausrufen können: Ach, wie schön! Erinnerst du dich, Lotte, da waren wir auch, das ist reizend, das ist wundervoll! Die Frau und die Tochter nicken vergnügt Beifall zu und der Herr Obersteuereinnehmer hebt das Haupt stolz empor und gewinnt keine geringe Consideration in den Augen seiner verwunderten Mitbürger. Sie staunen den Mann an, der das Talent hatte, sich in einen Eisenbahnwagen zu setzen und sich im Schlafe nach Paris bringen zu lassen. Sie bewundern das Genie, das sich, einmal in dieser Stadt so mancher Convoitise angekommen, wie ein Schaf von einem Schäferhunde von seinem gedruckten oder lebendigen Wegführer auf alle Weideplätze herkömmlicher Merkwürdigkeiten führen ließ und überall vergnügt blökte und sich glücklich schätzte, sein Geld auf so dumme Weise zu vergeuden. Die Naivetät dieser Krähwinkler ist so groß, daß sie sich immer dann am meisten verwundern, wenn sie etwas finden, was daheim auch so ist. „Sieh Mutter, das ist grade wie bei uns!“ und die ganze Familie staunt mit Andacht an, was sie zu Hause nie eines Blickes würdigte.

Die Wenigsten bringen Verstand genug mit, sich von der Tyrannei ihrer Lohnbedienten oder ihrer Handbücher zu befreien und sich mit unbefangener Heiterkeit in den Strudel des pariser Lebens zu stürzen und zu genießen, was ihrem Geschmacke, ihrer Bildung, ihrer Anschauung entspricht, sich in dem Kreise zu bewegen, der ihrem Wesen zusagt.

Während meines Aufenthaltes in Paris sind mir kaum ein halb Dutzend von Fremden erinnerlich, welche meinen Rath befolgten, mehr auf den Straßen herumzugehen, als in zwanzig Etablissements dasselbe zu sehen, in zehn Theatern dieselbe Geschichte in anderer Weise hinunterzuwürgen. Die pariser Gesellschaft kennen zu lernen ist einem Fremden, der ohne Verbindung hier herkommt oder wenn er auch welche hat, nur wenige Wochen hier bleibt, nicht zuzumuthen — aber das öffentliche Leben, wie es sich in den Straßen kundgibt und auf öffentlichen Belustigungsorten, das kann er studiren, wenn er den Muth hat, zuweilen mehr auf die Kundgebungen um sich her, als auf das eigentliche Schauspiel zu achten, von dem er ohnehin kaum die Hälfte versteht.

Mit den Theatern, deren Paris einige zwanzig besitzt, ist es ebenso. — Man braucht nicht überall gewesen zu sein, und in gewissen Theatern müßte man sich mehr vom Publicum amüsiren lassen als von den Schauspielern. Die dramatische Kunst ist in Paris jetzt ohnehin herunter und mit Ausnahme einiger weniger Lustspielaufführer gibt es nichts zu sehen, was den großen Ruf rechtfertigte, den die Pariser im Auslande haben.

Kein einziges Theater wäre im Stande, eine Tragödie von Shakespeare oder von Schiller so aufzuführen wie die deutschen, wenn man, wie hier, die vorzüglichsten Kräfte auf einem Punkte versammelte, und von der Oper, wenn nicht die komische gemeint ist, kann dasselbe gesagt werden.

Wir wollen es versuchen, zum Frommen der Fremden, welche die pariser Weltausstellung hierherlocken sollte, einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Theater zu werfen und kurz angeben, was jedes derselben zu leisten im Stande ist, damit jeder nach individuellem Geschmacke wählen könne.

Wir beginnen mit den zwei großen dramatischen Bühnen von Paris, mit den sogenannten französischen Theatern, dem Theatre français und dem Odeon. Beide werden vom Staate reichlich subventionirt und beide bedürfen dieser Unterstützung, da man sich nicht dazu entschließen kann, sie ganz den Händen eines tüchtigen Privatspeculanten anzuvertrauen. Das größte Unglück dieser Bühne ist zunächst Fräulein Rachel, die durch ihren persönlichen Erfolg das Repertoir derselben in den engen Kreis längst veralteter Stücke bannt. Nun ist sie fort und an die Stelle der unzähligen Launen dieser verhätschelten Person sind die unverständigen Capricen des Staatsministers getreten, welche alle jüngern Kräfte dem Gymnase zuscheuchen. Mit Ausnahme einiger Stücke von Alfred de Musset, Mad. de Girardin und Emile Augier und der gefälligen Vaudevilles ohne Couplet von Scribe hat diese Bühne nichts aufzuweisen, was der ausgezeichneten Kräfte, über welche sie verfügt, würdig wäre. Mit gerechtem Unmuthe sehen die Comédiens ordinaires de Sa Majesté die ordinäre Vorliebe von Sa Majesté le public den kleineren Bühnen sich zuwenden. Eine Fliege, die im Netze der Spinne Staatsraison gefangen ist, suchen sie vergebens aus ihren Fesseln zu entwischen und müssen vor einem gelangweilten Publicum spielen und unerhörte Anstrengungen machen, wie eben jetzt in Legouvés „Par droit de conquête", um diese Miseren zu erhalten. Madame Allan, Prevost, Regnier, Brehaut leisten das Unmögliche und vom Standpunkte des Spiels und des Ensembles aus kann diese Bühne, wie übrigens die meisten Theater von Paris, nicht genug empfohlen werden. Für den Fremden wird die Aufführung der alten Lustspiele von Molière und Beaumarchais auch keine unangenehme Bekanntschaft sein, doch muß er den Muth haben, einer Sonntagspartie auf dem Lande zu entsagen, da diese Stücke meist am Sonntage gegeben werden. Sowie nämlich in Deutschland das Drama von Schiller

Digitized by Google

sich jetzt noch vorzüglich eines populären Erfolges erfreut, so werden in Frankreich die Lustspiele Molières zu Ehren des Publicums gegeben, welches im Theater seinen selten gesuchten Hauptspaß findet und lieber der alten Muse des bon sens sich zuwendet, als den modernen Finessen der oberflächlichen Gesellschaftsintrigue.

Das Theater des Odeon hat das Unglück, in den unausgebautesten Regionen jenseits der Seine im Quartier latin zu liegen, wo es nur Studenten, Grisetten und Beamte gibt und sieht sich gezwungen, gewöhnlich vor leeren Bänken zu spielen, wenn ihm nicht von Zeit zu Zeit ein glücklicher Wurf der Georges Sand oder Ponsards zu Hilfe kommt. In diesem Augenblicke können die Fremden Ponsards l'honneur et l'argent ansehen, das nach dem Staatsstreiche einen so großen Erfolg hatte, den es aber als Gelegenheitsstück heute nicht mehr verdient. Die Schauspieler sind im Ganzen genommen unbedeutend, die Decorationen und Costüme von verkommenem Glanze früheren Wohlstandes. Dieses Theater zeichnet sich blos durch sein feuriges Parterre aus, bestehend aus Studenten und ihren zeitweiligen Gefährtinnen, welche in rührender Harmonie mit der bezahlten Claque für die Begeisterung der Schauspieler arbeiten, d. h. an den seltenen Tagen, an denen es auf der Bühne nicht mehr Personen gibt, als in den für die Zuschauer bestimmten Räumen.

Unter den acht Theatern mittlern Ranges sind vier der französischen Muse des Vaudevilles und vier dem Drama, Melodrama und der Pantomime gewidmet.

Das Vaudeville, das Palais royal (früher Mintaufier) das Theater des Variétés und das Gymnase gehören zu ersteren. Das letztgenannte hat, Dank sei es der unvernünftigen Leitung des Theatre français, sich von dem Ehecontracte mit Scribe loszumachen gewußt und vom Range eines gewöhnlichen Vaudevilletheaters zu dem eines literarischen, zur vorzüglichsten Lustspielbühn sich emporgeschwungen. Eine Gruppe von tüchtigen Kräften vereinigt sich um die Frau des Directors, um Madame Rose Chery, um diesem kleinen Theater die Vogue zu erhalten, welche ihr seit Scribes Schweigen Georges Sand, Jules Sandeau, Madame de Girardin und Alexander Dumas Sohn verschafft haben. Le demi monde von Alexander Dumas Sohn besitzt noch immer nach der achtzigsten Vorstellung seine ungeschwächte Anziehungskraft und verdient sowol als Pariser Lebensbild, wie auch wegen des vortrefflichen Spieles der Darstellenden von jedem Besucher der allgemeinen Weltschau gesehen zu werden.

Die Schauspieler Geoffroy, Lafontaine, Dupuis, Lesueur gehören zu den besten, welche Frankreich in diesem Augenblicke besitzt.

Das Vaudevilletheater par excellence leidet an Mangel an unterhaltenden Stücken. Seit Alexander Dumas Sohn auf diesem Theater mit der

Digitized by Google

Dame aux Camelias seine dramatische Laufbahn begonnen, seit Barreres Filles de marbre und seit den Parisiens von demselben Schriftsteller, konnte das Vaudeville nicht zu einem Succeß gelangen. In den Händen der Faiseurs Clairville und Consorten, stirbt sein Repertoir an der Auszehrung. Der Versuch mit Lafont das alte wirkliche Vaudevilleprogramm wieder zu beleben, mag in Berücksichtigung der Fremden vielleicht passend sein, uns Parisern gewährt er wenig Trost. Von den Schauspielern ist mit Ausnahme von Lafont und Felix nicht viel Gutes zu sagen, und von den Schauspielerinnen, daß sie darauf angewiesen sind, sich in kurzen Röcken und noch kürzern Miedern zu zeigen, und eine auf den Ungeschmack eines gewissen Theils des pariser Publicums berechnete Vermählung der lebenden Bilder mit dem Vaudeville anstreben. Wenn diese Damen nur das Singen besser könnten, denn ihre Stimmen sind falscher als ihre Waden.

Das Variététheater ist in eine neue Phase getreten unter der Leitung des erfahrenen Cogniard. Das ist alles was von dieser Unternehmung zu berichten wäre, denn wir möchten uns nicht zu Bürgen der großen Verheißungen hergeben, welche der neue Director auf dem Wege unsrer Feuilletonreclamen uns zukommen läßt. Arnal und der von Alter gebrochene Bouffé, der Schöpfer vom pariser Taugenichts, von Michel Perrin, von den enfants de troupe sind die schauspielerischen Anziehungskräfte des Variétés. Nicht viel, da beide ihre Zeit überlebt haben.

Das Palais royal vertritt das in die Farce übergehende Vaudeville und wenn es dem Beispiele seiner Collegen folgend das alte Programm wieder auffrischte, ließe es sich mit ihm leben. Es fehlen ihm allerdings seit dem Tode von Alexander Thousez und Sainville zwei seiner besten Komiker. Aber die impertinente, durch die extravaganteste Arm- und Beintelegraphie unterstützte Heiserkeit Grassots, die zimperlich gespreizte Dummheit Ravels, und Levassors durch komische, aber monotone Grimassen gehobene Schnellzüngigkeit, sowie die capitale Nase von Hyacinth machen die Farcen des kleinen Theaters erträglich und man kann es auch in Begleitung von verheiratheten Damen besuchen, da die auf Kosten der Moral und des guten Geschmacks genommenen Licenzen von den wenigsten verstanden werden, da sie im pariser Jargon vorgetragen werden, der weder aus Meidinger noch aus Mozin gelernt werden kann. Das Palaisroyaltheater hat überdies noch den Vorzug in unmittelbarster Nachbarschaft von den trois frères provencaux, von Very und Vefour placirt zu sein. Nach einem Diner, bei dem Champagner Sauterne und Chateau Lafitte das große Wort geführt, kann man sich zur Beförderung der Verdauung der pariser Küche noch diesen Exceß erlauben und beide Rausche auf einmal verschlafen.

Die vier Vaterländer des Dramas und des Melodramas sind die Porte

Digitized by Google

St. Martin, das Ambigu, die Gaité und gewissermaßen auch der durch den Staatsstreich imperialisirte Cirque national. Mit Frederic Lemaitres Zähnen ging dieser vorzüglichsten Bühne des romantischen Dramas auch die literarische Ambition aus, und es verläßt sich auf spanische Tänzer und auf alte Spectakelstücke, wie die namenlose Albernheit, die unter dem Namen von Newgate die londoner Amtsgeheimnisse aus den dreißiger Jahren dem Publicum vorführt. Paul Maurice, der Freund und Nachstreber (sit venia verbo) von Victor Hugo, soll nächsten Monat mit seiner Histoire de Paris die literarische Aera der Porte St. Martin wieder beginnen. Der Stoff ist für einen einzigen Theaterabend so kolossal, daß wir mit Schrecken dieser Vorstellung entgegensehen. An Interesse wird es ihr aber nicht fehlen. Jetzt ist außer der schönen Conception Ruiz nicht viel in der Porte St. Martin zu suchen. Ambigu und Gaité suchen seit zwei Jahren auf einen grünen Boden zu kommen, weder Sejour noch Dugué mit ihrem romantischen Unsinne, den sie aus den Stücken von Shakespeare herauszulesen das Talent haben — ruinirten diese sonst so populären Bühnen. Ein Versuch des Ambigu Frederic Lemaitre in Alexander Dumas Kean wieder auftreten zu lassen, ist mißglückt. Das Publicum in diesen Theatern, wenn es zufällig einmal darin ist, wird dem Beobachter mehr Interesse abgewinnen, als diese alterschwachen Schauspiele.

Der Cirque national — impérial wollte ich sagen, sucht seine Literatur im Pulverdampf und Soldatenmanoeuvern, seine Kunstbestrebungen in den Feenstücken, welche noch immer zu den beliebtesten Unterhaltungen des pariser Volkes gehören, das Besitz von diesen Schauspielen nimmt, sowie die Costüme ein wenig welk geworden, und die nach Neuigkeiten jeder Art leckere hohe Finanz und hohe Bourgeoisie sich daran satt gekostet hat. Die Pillules du Diable werden nun zum dritten Male aufgenommen und verschwinden jetzt wie früher, selbst nach einem Hundert von Vorstellungen, nicht von der Affiche. Indessen ruhen die Pferde aus, um später in der Epopöe aus der Kaiserzeit oder der Republik an die Stelle des Teufelsspukes zu treten. Der Cirque olympique, wie er zu Franconis Zeiten hieß, hat auf dramatischem Wege ebensoviel zur Verherrlichung des Kaiserreichs beigetragen, als Beranger in der Literatur. Der Reitercircusse mag bei dieser Gelegenheit nur im Vorbeigehen erwähnt werden, der Cirque de l'imperatrice auf dem Boulevard du temple (im Winter) und in den Champs elisées (im Sommer) sowie das Hippodrom und die Arènes impériales theilen sich in das Privilegium, das pariser Publicum durch Reiterkünste jeder Art zu unterhalten, oder nach Umständen auch zu langweilen.

Die Theater des dritten Ranges unterscheiden sich von denen des zweiten nur durch ihre Schauspieler und nicht durch die Literatur, die man da zu sehen bekommt. Es ist dieselbe Geschichte, dieselbe veraltende Intrigue, dieselben ver-

Digitized by Google

ſchollenen Späße und nur die Coſtüme und die Schauſpieler, die ſie tragen, haben einen gewiſſen Geruch des bric à brac, der den größern Theatern einigen Vorzug vor ihnen gibt.

Zunächſt haben wir da einige tapfre Todte jenſeits der Welt d. h. der Seine zu begrüßen, das Pantheontheater, das Theatre St. Marcel und das Theater du gros caillou gingen unter an der unverzeihlichen Theilnamloſigkeit des zu geſchäftigen und zu proſaiſchen Publicums der outre Seine. Nur das kleine Bobinotheater in der Rue madame erhält ſich durch eigenſinnigen Trotz und durch das Mitleid der Studenten, für welche dieſe wohlfeilen Abendunterhaltungen denſelben Reiz haben, den die Collegia früher auf einigen deutſchen Univerſitäten hatten, den nämlich, daß man ihnen im Schlafrocke beiwohnen und ſeinen Pudel mitnehmen konnte. Die Erlaubniß im Negligee zu erſcheinen bringen die pariſer Studioſi, die hart an der Thüre dieſes Theaters wohnen, mit hinein und ſtatt der Hunde bringen ſie ihre Griſetten mit und unterhalten ſich auf die ungezwungenſte Weiſe untereinander und mit den Schauſpielern, wie die hocharistokratiſche Welt Londons während einer muſikaliſchen Abendunterhaltung. Dieſes Theater hat überdies auch das Verdienſt, die Debuts des ſpäter ſo fruchtbar und jetzt ſo furchtbar gewordenen Clairville auf die Scene gebracht zu haben.

Lenken wir unſern Schritt vom jenſeitigen Ufer wieder auf das rechte und begeben uns nach den belebten Regionen des Boulevard du temple, wo es wieder ebenſo lebendig einhergeht als in den vielen Theatern, welche rechts und links mit ihren illuminirten Affichen uns anlocken, ſo befinden wir uns auf dem nationalen Boden des pariſer Volkstheaters. Madame Sagin tanzt zwar nicht mehr, Nicolet, Audinot, Bobeche, Jocriſſe und Galimafri ſind verſchwunden und auch der erlauchte Böhme, der, weil er nicht franzöſiſch genug gewußt, ſich auf die kosmopolitiſche Pantomime warf, auch Debureau, der König des Funambuletheaters, iſt ins Grab geſtiegen. Dieſer unnachahmliche Pierrot, von dem Georges Sand ſagte, er ſei der letzte vom Standpunkte der Geſchichte aus und der erſte vom Geſichtspunkte der Kunſt und der Literatur aus betrachtet, hat uns zwar einen Sohn vermacht — aber es iſt kein Alexander, den dieſer mehlbeſtrichene Philipp hinterlaſſen; welche Andacht herrſchte nicht, ſowie er auftrat, welche Stille folgte nicht der ſtummen Beredtſamkeit von Monſieur Debureau — wehe dem, der es wagte, dieſes geliebte Schauſpiel durch einen Laut zu unterbrechen, er wäre zerfleiſcht worden, wie der römiſche Sklave, den man in einen Löwenzwinger geworfen. Jetzt ſind die Funambules nicht mehr dieſelben. Pierrot trägt nur noch den Namen ſeines unſterblichen Vorgängers.

Wir finden da noch die Folies dramatiques, die zwiſchen den Theatern des zweiten und dritten Ranges ſchweben wie die Verdammten Dantes im

Digitized by Google

Purgatorium. Dieſes Theater ſtammt aus dem Jahre 1831 und die Délaſſements comiques ſind noch jüngeren Urſprungs. Jetzt nähren ſich dieſe Unternehmungen mit den Ueberreſten alter vom Repertorium der andern Vaudevilletheater verſchwundenen Vaudevilles, die von da aus ihren graden Weg in die Butte des Lumpenſammlers nehmen. Das ehemalige St. Antoinetheater, heute Theatre de Beaumarchais, iſt dadurch berühmt, daß es zwanzigmal geſchloſſen wurde, ohne wie Bilboquet die Kaſſe retten zu können und doch wieder aufs neue in die Schranken trat. Sonſt iſt davon nichts zu rühmen.

Ein neues Theater, das unter dem Namen der Folies nouvelles vor kurzem eröffnet wurde, macht einiges Glück, weil eine literariſche Clique ihm hilfreich zur Seite ſteht. Der Komiker Kelm verdient auch einigen Beifall und der Pierrot dieſes kleinen Volkstheaters, das auch die ſogenannte Welt beſucht, iſt nicht der ſchlechteſten einer. Gleich neben den Funambules iſt le petit Lazary, das die letzte Stufe der dramatiſchen Leiter darſtellt. Für funfzehn Sous hat man die erſten Avantſcenen, jene ariſtokratiſchen Plätze, welche gekrönte Häupter und Femmes entretenues allein in den großen Theatern erſchwingen können. Wer da eine Komödie ſucht, der muß ſich, wie in den meiſten kleinen Theatern, an das Parterre und die Galerie wenden.

Gedenken wir noch des Theatre Comte im Paſſage choiſeul, ganz hart am italieniſchen Theater, wo Publicum und Acteure noch nicht aus den Kinderſchuhen getreten ſind, ſie müßten denn Ammendienſte bekleiden. Das verdiente allenfalls einmal geſehen zu werden.

Palmerſton.

Als Lord Palmerſton im Februar dieſes Jahres den vielgeſchmähten Aberdeen an der Spitze des engliſchen Cabinets ablöſte, war man wol ziemlich allgemein darüber einverſtanden, dies für ein Ereigniß von der bedeutendſten Tragweite zu halten. An den Namen Palmerſton knüpften ſich ſeit Jahrzehnten zu viele Erinnerungen der verſchiedenſten Art, als daß ſein volles Hervortreten in dieſem Augenblicke nicht die größte Aufmerkſamkeit hervorgerufen hätte. Seine Erhebung fiel in einen Zeitpunkt, den Ueberzeugung oder Ahnung der Mitlebenden für einen der verhängnißvollſten zu halten berechtigt iſt. Alter Ruhm und neue Lorbeern ſtehen auf dem Spiele; den Greis, der ſeit einem halben Jahrhundert — und welches halbe Jahrhundert! — Hand und Geiſt in den wichtigſten Staatsgeſchäften einer großen und mächtigen Nation gehabt, erwartete, wo andere vielleicht längſt das Recht zur Ruhe, zu einem otium cum dignitate erlangt zu haben glauben, die Feuerprobe! Aber ſo über-

Digitized by Google

wältigend ist das Bewußtsein der Größe des Moments, daß man sich wo auch sagen mußte: bestünde er sie auch nicht, so bliebe doch noch genug übrig, um auch dann die Bedeutendheit des Mannes als eine ungewöhnliche bestehen zu lassen. Wie auch die Frage der Zukunft beantwortet werden mag, für die Gegenwart ist der Umstand bezeichnend genug, daß nicht blos ganz England vom letzten Straßenjungen bis zum Prinzen Albert, nein, ganz Europa in einem Augenblicke, wo die Zeit zur That drängte und die Dinge zur Entscheidung gereift schienen, mit Spannung auf den einen Mann blickte, in dem Anlage, Bildung, staatsmännische Uebung und Erfolge den gebornen Staatsmann erkennen lassen. Wohl oder übel, mit Mißtrauen oder Bewunderung, mußten doch alle sich gestehen, daß Lord Palmerston, dieser Brite vom Scheitel bis zur Zehe, gehörte er in diesem Augenblicke einem andern Lande an, das seine Stimme und sein nationales Gewicht in die schwankende Wagschale zu werfen hätte, nicht weniger an die Spitze aller staatlichen Thätigkeit würde gerufen worden sein, als es in England geschehen. Welche Bedenklichkeiten auch der Erhebung des greisen Staatsmannes entgegengestanden, man kam wie durch das Gebot einer unabweisbaren Nothwendigkeit auf Umwegen nur wieder zu ihm zurück. Selbst die Abneigung der Königin mußte dem Drange der Verhältnisse weichen. Man sagt, ihr sei der Mann „tedious", was wir nur ungenügend mit „lästig, langweilig" wiedergeben können. Wirklich soll der Mann, in dem die fashionable Welt ein Muster aristokratischer Vollkommenheit erblickt, das sie durch seinen feinen Takt entzückt, seiner Herrscherin gegenüber eine staatsmännisch trockene, pedantische, förmliche Seite herauskehren. Vielleicht daß er hier am meisten für seine Selbstständigkeit auf der Hut sein zu müssen glaubt. Beim eigentlichen Volke ist Lord Palmerston populär, und zwar, wie wir annehmen möchten, nicht blos wegen des Humors, der seine Reden würzt und John Bull so sehr behagt; gewiß kennt dieser genug von den grundsätzlichen Ansichten des edlen Lord, um seine Zuneigung auch auf diese zu gründen. Auch kommt ihm wol dabei eine seltene Verträglichkeit mit allen Parteien seines Landes zu statten. Dem Unterhausmitgliede imponirt die Sicherheit des Ministers, der sich, wie man weiß, nicht leicht aus dem Sattel werfen läßt. Gleichwol würde man sich in der Annahme irren, daß das Urtheil der Engländer über diesen Mann, den alle gleichmäßig als den Retter in und aus einer bedenklichen Krise erkannten, deshalb auch ein gleichförmiges hätte sein müssen. Dies ist und war nicht der Fall.

Unter den Staatsmännern Englands ist Palmerston wol am meisten mit Canning zu vergleichen. Auch soll dieser sein Vorbild gewesen sein. Bei seinem Eintritt ins Parlament 1805 Tory, leitete er das Kriegsdepartement unter Tories und Whigs, ward aber Whig und Reformer, als die Whigs an das Ruder kamen. Vor Canning hat Palmerston einen großen zufälligen

Digitized by Google

Vortheil: Canning von niedrigem Stande, bekämpfte die Aristokratie; Palmerston, geborner Aristokrat, findet bereits seinen Stand in der Theilung seiner Privilegien mit den Bürgerlichen. Beide aber, Canning und Palmerston, sind Träger des Freiheitsgedankens; ihnen beiden ist die Freiheit kein Monopol, sondern ein Gemeingut der Welt. Ob und was Palmerston auch in dieser Richtung erreichen werde, entzieht sich der Vermuthung. Erfahrung, Charakterstärke, Willenskraft, Genie fehlen ihm nicht; aber der Erfolg hängt von dem Zusammentreffen sovieler Factoren ab, daß selbst das Mißlingen der sittlichen Größe des Mannes nichts wird entziehen können.

Was die Schwierigkeiten der Situation für Palmerston wesentlich erleichtern mußte, war der Umstand, daß er einen Boden betrat, den er selbst am eifrigsten herstellen half. Die Allianz mit Frankreich ist vorzugsweise sein Werk. Wir gehören nicht zu jenen Klugen oder Schadenfrohen, die in jedem Wölkchen bereits den Sturm erblicken, der jenen Bund wieder auseinanderreißen soll. Das gemeinsame Ziel verheißt gegentheils seine loyale und aufrichtige Dauer; auch ist jenes noch sowenig erreicht, daß noch manche gemeinschaftliche Bluttaufe die Bande fester knüpfen statt lockern dürfte. Zudem leben wir aber doch nicht mehr in der gemüthlichen Zeit, wo der Wechsel eines Bündnisses fast mit dem Wechsel des Rockes stattfinden konnte; und das Divide et impera ist zwar keineswegs aus der Uebung gekommen; eclatante Decorationswechsel aber sind denn doch beinahe zu Unmöglichkeiten geworden.

Wir finden eine Schilderung Palmerstons, die mit einer höchst interessanten Parallele schließt. Man erlaube uns sie mitzutheilen: „Der Lord (heißt es in einem Blatte) zählt volle 70 Jahre, ist vermählt, kinderlos." (woher man ihn nur nicht selten für einen „alten Junggesellen" in der verwegensten Bedeutung des Wortes halten sieht?) „Die Gicht, die ihn zuweilen ans Zimmer fesselt, ist sein einziges körperliches Leiden, ein geistiges drückt ihn nicht; weder Eitelkeit noch Kummer. Man kann sich kaum eine ruhigere, festere, dabei freundlichere Erscheinung eines greisen englischen Aristokraten denken. Sonderbar vielleicht für manche, man hört seinen Namen oft neben einem sehr berühmten nennen. Macaulay, obschon um 16 Jahre jünger, sieht altergebeugt aus gegen den Lord, dessen funfzigjährige Staatsdienste doch nicht weniger Denken und tägliches Abmühen einschließen dürften, als die Studien des großen Historikers. Mehr Milde liegt in Macaulays Zügen und sie fügen sich stets der augenblicklichen Bewegung des Innern bei noch so starker Oberherrschaft des Geistes. Palmerstons Freundlichkeit *scheint* diplomatische Maske mehr als Ausdruck der Seele; denn sie ist habituell. Nur in Momenten, wo alle geistige Kraft aufgeboten, zusammengefaßt und ins volle Spiel

Digitized by Google

geſetzt werden muß, legt ſich ein Ernſt über Stirn und Augen des Lord und ſein Haupt neigt ſich mit ſchärferem fixirenden Blick nach vornen. Hume, das alte Parlamentmitglied, nennt dieſe Miene Palmerſtons den „römiſchen Cenſor“. Macaulay iſt ſelbſt im Augenblicke, wo er begeiſtert oder entrüſtet, von dem Intereſſe für einen Gegenſtand über die Linie, wo Kopf und Herz gleichmäßig herrſchen, gehoben wird, verführeriſch für Aug und Ohr. Palmerſton aber wirft alles nieder, was im Zuhörer vertrauend ſich ihm genähert hat; er erſchüttert dann alle, und nur ſtarke oder geübte Männer pariren den Stoß und brechen in Cheers aus, Neulinge oder halbe Charaktere ſtimmen betäubt in den Chorus mit ein. Die Nachwirkung bei den Zuhörern iſt bei Macaulay eine ungemein wohlthuende, anziehende. Man möchte dem Mann ſich nähern, ihn genauer kennen lernen, ſein Freund werden. Von Palmerſton wird man unwillkürlich feſtgebannt, beherrſcht, unterjocht. Macaulay iſt der Geiſt, Palmerſton die That der Humanität.“

Es iſt einige Wochen her, daß wir das Vorſtehende geſchrieben. Folgten wir dem Strome des Tagesgeſprächs, ſo müßten wir heute ſo ziemlich das grade Gegentheil zu Papier bringen; wir müßten in den Ruf einſtimmen: daß man ſich getäuſcht, daß Palmerſton ſich überlebt habe, von der Zeit und ihren großen Anſprüchen überholt, ja daß er ſo ziemlich bereits unter „das alte Eiſen“ geworfen ſei, ſtehe auch ſein Name noch an der Spitze des engliſchen Cabinets. Seltſames Gebahren in einer Zeit, die es kaum für möglich hielt, aus dem langen Friedenstraume durch einen Trompetenruf des wirklichen Kriegs aufgeſchreckt werden zu können und nachdem dies geſchehen, ebenſowenig begreifen kann, daß nun auf einmal die Odyſſeuſe nicht ſofort zu Achillen geworden. Schon drei Monate iſt Palmerſton Premierminiſter und noch iſt England nicht umreformirt, ſeine Armeeverwaltung ſcheinbar noch die alte, ſein Heer noch nicht verdreifacht! Wir haben guten Grund zu der Annahme, daß ein großer Theil derer, die eine ähnliche Verwunderung mit beſonderer Befliſſenheit auskramen, grade zu denen gehören, die zu Hauſe die zärtlichſten Freunde jeder — Nichtreform ſind. Die ideen- und willenloſe Schwache fordert die Stärke bei andern oder ſtellt ſich wenigſtens ſo, um aus deren vermeintlichem Mangel die Gründe ihres offnen Tadels und ihrer heimlichen Befriedigung ſchöpfen zu können. Große weltgeſchichtliche Kriſen haben ſelten ſchon bei ihrem Beginne ihre Träger und rechten Helden bei der Hand; es mag in ihrem Verlaufe manche Größe fallen, mancher Name beſeitigt werden; aber ſind letztere deshalb wirklich nur klein geweſen? Hat man Palmerſton für einen Wunderthäter gehalten? Wir wiſſen wol, daß man es einmal für räthlich gehalten, aus ihm einen revolutionären Feuerbrand zu machen, eine Art Popanz, der dann die andre Partei freilich in richtiger Parteilogik, aber

Digitized by Google

mit starker thatsächlicher Naivetät in ein Idol umwandeln mußte. Höchst wahrscheinlich waren Popanz und Idol gleich imaginäre Schöpfungen.

Auch an den Urtheilen kann man den Charakter der Zeitgenossen und Geschichte studiren. Heute soll Palmerston abgenützt sein; „man braucht gar nicht mehr von ihm zu reden, weil alle zu reden anfangen" — schreiben uns geistreiche Berichterstatter aus Altengland. Möglich daß Palmerston schon zu alt ist, um diese Stimmen vollständig Lügen zu strafen, auch wenn ihn sonst nichts daran hinderte; aber ins Gedächtniß möchten wir doch nur ein paar kurze Jahre zurückrufen, in denen man auch von so manchem und so mancher „nicht mehr zu reden brauchte", was sich nachher denn doch nicht als so gänzlich „abgenützt" und todt gezeigt. Und ob wir nun einen besondern Werth darauf legen wollen oder nicht (warum sollte man es nicht thun? im englischen Parlamente ist vieles faul, wie „im Staate Dänemark", aber es lebt denn doch noch), grade dieses Parlament scheint von jener „Abgenütztheit" noch nicht so vollständig überzeugt zu sein

Also erwarten wir Großes, Erstaunliches, Ungewöhnliches von Palmerston? Eine närrische Frage, mit Erlaubniß. Sie kann uns indeß zu einer Bemerkung führen, um die es uns vielleicht hier am meisten zu thun ist und die wir auch an jeden andern Namen hätten knüpfen können. Was erwartet Ihr von Preußen, von Deutschland, von Oestreich, von der Türkei ꝛc. ꝛc.? Fragt die Leute so (und die Zeit fragt täglich sehr ernst), so dürft Ihr sicher sein, auf unendlich viele Bedenken und — Ausflüchte zu treffen und Euch die unendliche Schwierigkeit der Situation vorgehalten zu sehen. Wir wissen auch nicht, wo das Ziel dieser ringenden Welt geboren werden wird; wir wissen höchstens, wo und wie es nicht geboren wird. Wir wissen, daß die Schwäche und die Halbheit nicht seine Mütter sein können; aber wir schwören deshalb noch nicht auf Palmerston und Louis Napoleon; wir schwören auf niemanden, als auf den Geist der langsamen, aber unausbleiblichen Entwicklung, der zugleich die geschichtliche Nothwendigkeit ist, vor der die Weisheit des Tages wie ein Spinnengewebe im Sturm zerstiebt und der sich seine Werkzeuge wählt und sie wegwirft.

Oben wurde Palmerston nach einer andern Quelle „die That der Humanität" genannt. Man mißverstehe dies nicht! Er bleibt deshalb ein so guter, richtiger Engländer, als nur je einer gelebt, der in allem nur ein Mittel sieht, den politischen Einfluß Englands zu erweitern. Dieß ist für uns, die wir noch nicht gelernt haben, gute, richtige Deutsche zu sein, ein scheinbarer Widerspruch. Unser richtiges Deutschthum scheint uns fast schon gewahrt, wenn wir uns mitten im gewaltigen Weltsturme zu der kühnen Aeußerung emporgeschwungen haben: „Dies geht uns nichts an." Wenn nur der Sturm

Digitized by Google

so artig wäre, auch so zu denken! Und dabei will es uns fast bedünken, als sei sogar dieser „abgenützte“ Palmerston, von dem deutsche Correspondenten gar nicht mehr sprechen, weil er die Welt nicht mit Unmöglichkeiten überrascht, heimlich recht arg gegen unsre Ruhe und Bequemlichkeit verschworen und sei mit seinem Freunde über dem Kanale um gar nichts verlegen, als um das beste Mittel, wie unser stoischer Gleichmuth aus dem Gleichgewichte zu verrücken sei. Möglich, daß er von der Gewalt der Umstände und Ereignisse, die drohend genug geworden, überholt wird; man vergesse aber immerhin nicht, daß dann vielleicht nur aufgeht, was er gesaet und vor allem, daß das Gleichgewicht der Kraft nicht in der Unkraft, sondern eben wieder nur in der Kraft liegt. Hätte man recht, daß seine Schwäche seinen Sturz vorbereite, so sei man wenigstens consequent, nicht blos ihm, sondern auch sich selbst den Spiegel vorzuhalten!

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel. 14. Juni. Wir haben hier seit der Wegnahme des Mamelon keine Nachricht über einen neuen großen Offensivschlag gegen die Festung erhalten, aber der energische Charakter des Generals Pelissier, über den man hier sehr zur Unzeit bemerkt, daß seine Operationsmethode viele Menschen koste — denn wenn man nun einmal Sebastopol durch den directen Angriff nehmen will, sind solche Opfer nicht zu vermeiden — bürgt uns dafür, daß er nicht mehr lange werde auf sich warten lassen. Am wahrscheinlichsten ist es, daß die nächste Unternehmung der Wegnahme des Malakowthurmes gelten wird.

In den neuesten hier eingegangenen deutschen Blättern lese ich mit Befremden, daß man geneigt ist, die russische Armee in der Krim als wesentlich aus der Besatzung von Sebastopol bestehend anzunehmen, eine Annahme, die durchaus weder mit den Aussagen der vom Feinde herübergekommenen Ueberläufer, noch mit den sonstigen Erkundigungen, die man durch Tartaren eingezogen hat, zu vereinbaren ist. Es bestätigt sich vielmehr die frühere Schätzung, wonach die Russen in Taurien etwa über 140,000 Mann zu verfügen haben. Es ist dies der nämliche Bestand, den die feindliche Armee bereits um Weihnachten erreicht hatte, und alle Anstrengungen des Zaren sind seitdem nur ausreichend gewesen, sie auf ihrem Etat zu erhalten; denn die Behauptung ist durchaus falsch, daß die Russen im Laufe des Winters und Frühjahrs weniger wie die Verbündeten durch Krankheiten gelitten haben. Sie verloren, nach Nachrichten, über welche hier verlautet, von denen ich aber nur vermuthe, daß sie auf Mittheilungen beruhen, welche von Gefangenen gemacht wurden, ihre Truppen massenweise nicht allein durch Cholera, sondern be-

Digitized by Google

sonders auch durch Typhus und Skorbut. Letzteren Krankheiten scheinen noch im April und Mai unermeßlich viel Opfer gefallen zu sein.

Die Verbündeten befolgen in Hinsicht auf ihre Verwundeten neuerdings ein verändertes Verfahren, indem sie dieselben nicht mehr sofort hierher transportiren, sondern sie in provisorischen Hospitälern unterbringen, die in Kamiesch und Balaklava selbst errichtet sind, und zu deren Organisation vor kurzem Miß Nigthingale und Mr. Soyer von hier abgereist sind. Wie es heißt werden die Patienten, erst wenn das Stadium der Genesung erreicht, nach Stambul befördert, um hier bis zum Abgang nach Frankreich die nothwendigen Kräfte zu sammeln.

Von den in der vergangenen Woche hier im Umlauf gewesenen Gerüchten sind die Verheerungen sehr übertrieben worden, welche die Cholera unter den Alliirten angerichtet haben soll. Dieselbe trat im hohen Grade nur im Lager der Sardinier auf, wo auch der Bruder des Generals de La Marmora, gleichfalls General, und Commandeur der piemontesischen Schützen (Versaglieri) daran verstorben ist.

Im heute erschienenen Journal de Constantinople befindet sich eine amüsante Mittheilung über die Art und Weise, in welcher die Russen vor ihrem Abzuge von Kertsch versucht hatten, ihre Geschützröhre zu verbergen. Man bemerkte auf dem Kirchhofe eine große Menge frischer Gräber, eines neben dem anderen, und da man von den Einwohnern nicht hörte, daß eine Epidemie stark gewüthet, schöpfte man Verdacht, eröffnete eine der Gruben und fand darin eine Kanone. Eine jede der übrigen Gruben barg ebenfalls ein Geschütz.

Am vergangenen Montag wurden hier 13 russische Offiziere und 346 Unteroffiziere und Soldaten auf zwei Dampfern von Kamiesch als Gefangene eingebracht und alsbald gelandet. Dieses geschah auf der ersten, seewärts gelegenen der drei großen Brücken, welche über den Hafen (goldenes Horn) führen, und, wie sich denken läßt, unter einem außerordentlichen Andrang von Menschen. Soviel ich weiß erhielten die Offiziere Erlaubniß, den Stambuler Bazar zu besuchen, und machten daselbst vielfache Einkäufe. Die Gemeinen und Unteroffiziere waren anscheinend lustig und guter Dinge.

Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß ganz neuerdings hier Gerüchte im Umlauf sind, wonach von den Russen Vorkehrungen getroffen würden, um die Krim zu räumen. Andere Gerüchte wollen behaupten, daß es lediglich auf ein Aufgeben der Südseite von Sebastopol abgesehen sei, indem man, nachdem die Verbündeten auf dem Mamelon festen Fuß gefaßt, die Communication mit den Nordforts für bedroht erachte, und die Besatzung nicht den etwaigen Chancen eines Sturmes aussetzen wolle. Da der Platz zahlreiche Abschnitte hat, scheint diese letztere Annahme bedeutend verfrüht zu sein. Die Räumung der Halbinsel selbst erscheint aber solange durchaus unmotivirt, als die Verbindung der Russen mit Perekop ungefährdet ist. Es ist meine Ansicht, und ich nehme keinen Anstand, sie wiederholt hier auszusprechen: daß diese Gefährdung sofort eintreten würde, wenn die Verbündeten sich entschlössen, eine bedeutende Heeresmasse bei Eupatoria zu concentriren.

Digitized by Google

— — 14. Juni. — Die seitherigen Ereignisse in der Krim, wiewenig zufriedenstellend sie auch immerhin gewesen sind, haben nichtsdestowenige meine Ueberzeugung unerschüttert gelassen, wonach die verbündeten Mächte für ihren gegen Rußland zu eröffnenden Angriffskrieg sich keinen vortheilhafteren Schauplatz auswählen konnten, als eben jene Halbinsel. Denn vor allen Dingen kam es für sie darauf an, die Waffen gegen einen Abschnitt zu wenden, dessen räumliche Dimensionen mit den zu verwendenden Kräften im Verhältniß standen, zu dem man sich von mehren Seiten her Zugänge eröffnen konnte, welche den strategischen Operationen ein freieres Spiel ließen, während, im Gegensatze dazu, der Feind mit seinen Verbindungen innerhalb dieses Raumes auf wenige Linien angewiesen war, die leicht durchschnitten werden konnten; endlich, den man, wenn er in Gewalt des Angriffs gefallen wäre, leicht gegen eine Wiedereroberung abzuschließen vermochte und der in sich selbst einen absoluten Werth repräsentirte, welcher für die auf seine Wegnahme verwendeten Opfer zu entschädigen im Stande war. Diesen Anforderungen aber entsprach der taurische Chersones ausnahmlos und im weitesten Umfange. Die Größe eines Kriegstheaters bedingt allerdings nicht ausschließlich, ja nicht einmal der Hauptsache nach die Masse der zum Angriff gegen dasselbe zu verwendenden Kräfte; vielmehr hängt die Festsetzung derselben ungleich mehr von den Mitteln ab, welche der Vertheidigung zu Gebote stehen. Aber es ist klar, daß die Chancen der letztern sich steigern, wenn sie behufs des Ausweichens einen weiten Raum neben und hinter sich hat und daß, wenn dieser Raum nach den erwähnten Richtungen hin eng und beschränkt ist, das Gegentheil stattfindet. An den gewaltigen räumlichen Dimensionen des Kriegstheaters war Napoleon I. bei seinem Angriff gegen Rußland im Jahre 1812 gescheitert; dieser Fall konnte sich unmöglich wiederholen, wenn die Verbündeten ihre Operationen nach der Krim verlegten. — Was die Zugänge anlangt, so weiß man, daß zur Zeit außer dem Terrain zwischen den beiden Häfen von Kamiesch und Balaklava, die Punkte Eupatoria und Kertsch sich in ihrem gesicherten Besitz befinden und daß sie diesen Besitz, je nach Belieben, denn eine Hinderung existirt nicht, auch über Arabat und Jenidsche, vielleicht selbst über Kaffa (ich sehe von der provisorischen Besitznahme ab) ausdehnen könnten. Das heißt, auf den reellen Ausdruck gebracht: das gewählte Kriegsfeld ist so beschaffen, daß der Angriff auf drei verschiedene Fronten seine Basis hinverlegen kann und nur die vierte in erster Instanz — aber durchaus nicht in letzter! — der Vertheidigung gehört. Diese vierte Fronte umfaßt den Raum zwischen dem Meerbusen von Perekop und dem nördlichen Endpunkt der Landzunge von Arabat, eine Strecke, die weit genug wäre, um der Offensive eine ausreichende Basis zu bieten, wenn nicht der ganze Mittelraum vom faulen Meere eingenommen und mithin die Vertheidigung vom Anbeginn an auf zwei schmale Debouchéen beschränkt würde, das von Perekop und Jenidsche, von denen letzteres neuerdings, wie bekannt, durch die Expedition nach dem asowschen Meer unbenutzbar geworden ist.

Eine Armee, welche rückwärts nur ein einziges Debouchée besitzt, vermöge dessen sie mit ihren weiter rückgelegenen Hilfsmitteln communiciren und ihren Bedarf und Ersatz an sich ziehen kann, während der Feind, jenachdem er will, seinen Angriff, mit Ausnahme einer einzigen, auf jedwede Fronte des Kriegsraumes verlegen

Digitized by Google

kann, befindet sich aber ganz sicher in keiner günstigen Lage. Dagegen heißt es sich aller dieser Vortheile von Seiten des Angriffs begeben, wenn er seine Massen in der Art instradirt, daß des Feindes Verbindung mit diesem einzigen Rückzugspunkte ungestört bleibt, wie es augenblicklich der Fall ist, und nicht der Fall sein würde, wenn die alliirten Feldherrn ihre Hauptmacht nach Eupatoria verlegten. Diese Sachlage zu erkennen, bedarf es keiner militärischen Kenntnisse; sie ist für den gesunden Menschenverstand an sich auffaßbar. Denkt man sich von den 200,000 Mann, welche die Verbündeten augenblicklich verfügbar haben sollen, nur 100,000 Mann bei Eupatoria vereinigt, so ist klar, daß Fürst Gortschakoff sich weder an der Tschernaja, noch am Belbek, noch endlich bei Baktschi Serai und Simpheropol wird halten können, weil jene Masse nicht mehr, wie die 40,000 Mann Omer Paschas, durch ein großes Cavaleriecorps in Schach zu halten ist, sondern vorzurücken vermag, und in diesem Falle alle Verbindungslinien, welche auf Perekop hinlaufen, coupiren wird. Zwingt aber die Durchschneidung seiner Communication, oder die bloße Bedrohung derselben den russischen Feldherrn zum Zurückgehen, so wird damit Sebastopol isolirt und Festung wie Belagerer werden in ein neues Verhältniß versetzt sein, dessen Consequenz nur der Fall des Platzes sein kann. Denn keine Festung ist eines weit verlängerten Widerstandes fähig, wenn ihr der Ersatz von außen her abgeschnitten ist.

Ich habe hier diese Ansichten entwickelt, um sie dem Verfahren entgegenzustellen, welches bis dahin von den Verbündeten innegehalten worden ist, und mit dem sich füglich kein logisch Denkender einverstanden erklären kann. Nicht genug kann ich in dieser Beziehung wiederholen: daß, wenn man die Entscheidung im Rayon von Sebastopol sucht, wie jetzt geschieht, man dem Feind auf dem Punkte zu Leibe geht, wo er die ungleich bedeutendsten Mittel, seine schwere Schiffsartillerie, deren massenhafte Vorräthe, und permanente Fortificationen gegen den Angriff verwenden kann, was schon nicht der Fall sein würde, wenn man einige Stunden weit von Sebastopol entfernt die Sache ausmachte, und ganz unmöglich wäre, falls man die Hauptoperationen auf Eupatoria basirte.

— — 14. Juni. (Die Feier des Kadirgedjissi oder der heil. Nacht.) Am vergangenen Montag fand ich nicht mehr Zeit, in meinem Briefe des Näheren der Feier der heiligen Nacht (Nacht des Vermögens) oder Kadirgedjissi zu erwähnen. Sie ist die siebenundzwanzigste des Ramasan oder Fastenmonats, steht also mehr an dessen Ende oder kurz vor dem Bairamfeste, dessen Beginn soeben die Kanonen verkünden. Für den Großherrn hat die Nacht die Bedeutung, daß ihm in derselben alljährlich eine neue Gemahlin zugeführt wird. Die Auswahl der betreffenden Dame war sonst Obliegenheit der Sultanin Mutter (Valide) und wird jetzt muthmaßlich einer der Schwestern des Kaisers zugefallen sein.

Nach unserm Kalender fiel das Fest in diesem Jahre auf die Nacht vom 10. bis zum 11. Juni, also von Sonntag zu Montag. Bereits nach Einbruch der Dämmerung zeigte die helle Erleuchtung aller Minarets und Moscheenkuppeln an, daß sich etwas Außerordentliches vorbereite. Ueber Skutari, Top Hane und

Digitized by Google

Stambul lag es nicht wie früher, als hellere Aetherschicht, sondern wie eine schimmernde, strahlende Lichtflut hin. Endlich, gegen neun Uhr hin, verdoppelte sich der Glanz; aus dem feuchten Wasserthale des Bosporus leuchteten zahlreiche bengalische Flammen auf, bis Kanonensalven verkündeten, daß der Sultan sein Palais von Tschiraghan verlassen habe und auf dem Wege zur großen Moschee (Nusretie) von Top Hane sei. Er befand sich in einem weiß emaillirten und mit goldnen Zierrathen bedeckten Kaik, welches, wenn ich nicht irre, von vierundzwanzig Rudern bewegt wurde. Eine ganze Reihe von Prachtkaiks folgte ihm, in denen die Großbeamten des Reichs, im Besondern auch der Tanfimatconseil, Platz genommen hatten. Es war ein unvergleichlicher Anblick, den diese Fahrt, welche als große Staatsprocession vor sich ging, darbot. Die beiden Uferpunkte, zwischen denen der Großherr sich in rascher Aufeinanderfolge befand, strahlten jedes Mal von bunten bengalischen Flammen, welche ihren Schein in der Mitte der Meerenge zusammenfließen ließen und die Gestalt des Padischah zugleich von Asien und Europa her kenntlich machten. Als der Zug sich Top Hane näherte, empfingen ihn neue, rollende Kanonensalven. Der Kaiser stieg hier aus und widmete beinahe zwei volle Stunden in der Moschee der Andacht. Inzwischen wogte das Volk in den Straßen dieses Stadttheils, während ohne Unterlaß Raketen und Leuchtkugeln zum Himmel aufstiegen. Zu keinem Zeitpunkt bot vielleicht Stambul einen pittoreskeren Anblick von dem bezeichneten Schaupunkte aus dar, der zwischen der Serailspitze und Skutari gelegen ist. Die drei Stadttriangel waren abwechselnd von grünem, rothem und orangefarbenem Licht erleuchtet, jenachdem die tausend Schritt im Durchmesser haltenden Wolken von Leuchtkugeln diesen oder jenen Schimmer ausgossen.

Um elf Uhr hatte der Großherr seine Gebete beendet und bestieg wiederum das Kaik, um von seinen Ministern geleitet nach dem Palais zurückzukehren. Die Feierlichkeit schloß erst dicht vor Mitternacht, aber noch lange darnach wogten die Menschenmassen durch die Straßen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, Ende Juni 1855. **Die Verlagshandlung.**

Digitized by Google

Kampf der Kirche seit 1814.

Nachdem der Strom der französischen Revolution, welcher alles Bestehende niederzureißen drohte, in seine Ufer zurückgetrieben worden war, kam es darauf an, die Verhältnisse Europas so zu gestalten, daß für die Zukunft keine ähnliche Gefahr zu besorgen war. Diese Aufgabe zu lösen war nicht leicht. Das sah man wol ein, daß die Wiederherstellung und neue Befestigung der Zustände, gegen welche die Revolution gerichtet gewesen war, dem revolutionären Geist neue Nahrung geben und das Uebel schlimmer machen werde; allein die Schwierigkeit lag darin, die neuen Zustände anzugeben, welche an die Stelle der alten treten sollten, da die Revolution den geschichtlichen Gang unterbrochen hatte und die neuen Zustände nicht durch die Willkür, sondern durch das Recht begründet werden sollten. Während die eine Partei zu viel verlangte, wollte die andre zu wenig geben und hieraus entwickelte sich ein Kampf, in welchem der eine Theil zu behaupten suchte, soviel er konnte und der andre zu erringen strebte, soviel er vermochte. Die Revolution dauerte im Stillen beständig fort und brach in einzelnen Momenten offen hervor. Dieser Kampf indessen verwirrte nur die Verhältnisse und hat am Ende eine gegenseitige Aufreibung zur Folge, weshalb dahin gewirkt werden muß, ihm ein baldiges Ziel zu setzen. Daß hierin eine ruhige und unparteiische Auffassung der Geschichte überhaupt und namentlich auch der Geschichte der christlichen Kirche von Gewicht ist, versteht sich von selbst. Wir machen zu diesem Zweck auf die soeben erschienene Schrift aufmerksam: Dr. Johann Carl Ludwig Giselers Kirchengeschichte der neusten Zeit. Von 1814 bis auf die Gegenwart. Nach seinem Nachlasse herausgegeben von Dr. C. R. Redepenning. Bonn, bei Adolph Marcus. 1855.

Die Hebung des nationalen Lebens und die Herstellung eines selbstständigen freien Kirchenthums werden mit Recht als die Centralpunkte aller Bestrebungen unsrer Zeit angegeben; nur kommt es darauf an, daß das Nationale nicht im Sinne einer falschen Freiheit und die Wiederherstellung der Kirche nicht als ein Gefangennehmen des Geistes unter den todten Buchstaben verstanden wird, sondern daß beide nebeneinander hergehen, die Kirche mit ihrem sittlichen Geiste das Nationalleben durchdringt und die nationale Wissenschaft die Re-

Digitized by Google

ligion praktisch macht. Um den wahren Zustand herzustellen, sind in der Zeit zwei Extreme zu vermeiden: der Papismus und das Staatskirchenthum, entsprungen aus dem Streben nach Afterfreiheit und ein freies, aber geschicht- und bodenloses Kirchenthum, entsprungen aus dem Streben, den menschlichen Geist an veraltete Formen und Formeln zu binden. Indem wir dieses weiter ausführen, folgen wir dem angegebenen Buche.

Der Papst Pius VII. trat seine Regierung wieder mit dem Entschlusse an, in der Regierung der Kirche zum Alten zurückzukehren. Am meisten sprach sich diese Richtung durch die Wiederherstellung des Ordens der Jesuiten aus, welche durch die Bulle Sollicitudo omnium vom 7. August 1814 geschah. Pius VII. hielt mit allen katholischen Gegnern des Liberalismus dafür, daß durch die Aufhebung jenes Ordens von Clemens XIV. dem Liberalismus ein Opfer der Schwäche dargebracht worden sei und so glaubte er die völlige Rückkehr zum Alten am besten durch jene Wiederherstellung bezeichnen und am kräftigsten mit Hilfe eines Ordens beginnen zu können, welcher früher eine so starke Stütze des Papalsystems gewesen war. Allein schon der Name der Jesuiten erweckte das alte Mißtrauen wieder, sowol das der Weltgeistlichen und der übrigen Orden, welche die Jesuiten, auf ihre Privilegien gestützt, aus aller Wirksamkeit zu verdrängen oder sich zu unterwerfen gesucht hatten, als das der Völker, in denen das Streben nach Freiheit Wurzel gefaßt hatte, und welche die Jesuiten als Unterdrücker aller Geistesfreiheit betrachteten. In den jesuitischen Lehrbüchern erschien auch die alte jesuitische Moral mit allen unsittlichen Lehren wieder und bildete einen grellen Abstich zu dem sittlichen Bewußtsein der Neuzeit. In Freiburg in der Schweiz erschien ein Werk (Compendium theologiae moralis von J. P. Moullet 1834. 2 voll. 8.), in welchem die alte Lehre von der moralischen Probabilität unverändert wieder auftrat und mit ihr viele andre anstößige Lehren der alten Jesuiten, z. B. wer nur zum Schein einen Eid geleistet habe, sei vermöge der Religion zu nichts verpflichtet, er sei nur durch die Gerechtigkeit gehalten zu erfüllen, was er zum Schein geschworen habe.

Ebenso charakteristisch für die Richtung, welche Rom einschlug, ist die heftige Bekämpfung der Bibelgesellschaften, welche von England aus über den Continent sich verbreiteten, ungeachtet dieselben unter dem katholischen Volk nur katholische Bibelübersetzungen verbreiteten. Da sich anfangs auch häufig katholische Geistliche denselben anschlossen, so erließ Pius VII. deshalb ein Schreiben an den Erzbischof von Gnesen vom 29. Junius 1816, worin die Bibelgesellschaften als eine Pest, eine Unternehmung gottloser Neuerer, eine Erfindung, wodurch die Grundlage der Religion erschüttert werde, bezeichnet wurden und welche erklärte, daß Uebersetzungen der heiligen Schrift mehr Schaden als Nutzen stifteten, sowie daß keine überhaupt zu dulden sei, welche

Digitized by Google

nicht von dem apostolischen Stuhle genehmigt oder mit Erklärungen aus den Kirchenvätern versehen sei.

Gleich nach dem Regierungsantritte von Leo XII. erschien eine Schrift des Dominikaners Phil. Anfossi, Magister S. Palatii: Ueber die Zurückgabe der geistlichen Güter, als nothwendig zum Heile derer, die solche ohne Bewilligung des päpstlichen Stuhls erworben haben." Und nicht lange darauf, 1825, trat auch Leo mit seinem Ultimatum für die indirecte Oberherrlichkeit des apostolischen Stuhls über die weltliche Macht hervor. Diese Schriften machten die Regenten darauf aufmerksam, daß Rom seine frühern Grundsätze nicht aufgegeben habe und forderten dieselben zu einer mißtrauischen Beobachtung und argwöhnischen Vorsicht gegen die Curie auf.

Unter Gregor XVI. brachen die Händel mit dem preußischen Staate wegen der gemischten Ehen aus. Die preußische Regierung wollte weiter nichts, als Gleichstellung der Rechte ihrer verschiedenen Kirchen und verlangte daher, daß die Eltern in dem Beschlusse darüber, welcher Kirche ihre Kinder zufallen sollten, ganz frei entscheiden, in den Fällen aber, wo sie sich nicht vereinigen könnten, oder wo nach dem Tode eines Theils noch nichts beschlossen wäre, die Kinder der Kirche des Vaters angehören sollten. In den östlichen Provinzen der Monarchie wurde auch diese Ordnung seit langer Zeit befolgt, nur in den westlichen Provinzen wollten die katholischen Priester nicht davon lassen, nur unter der Bedingung gemischte Ehen einzusegnen, daß versprochen würde, alle Kinder katholisch werden zu lassen. Unter dem Erzbischofe von Köln, Ferdinand August, Grafen von Spiegel, schien jedoch die Sache eine für den Frieden der Confessionen gedeihliche Wendung zu nehmen. Auf seine Berichte und infolge der Verhandlungen der Regierung mit Rom erfolgte ein päpstliches Breve vom 25. März 1830, in welchem die gemischten Ehen zwar sehr gemißbilligt und den Geistlichen zur Pflicht gemacht ward, vor ihnen zu warnen, zugleich aber auch bestimmt wurde, daß die Katholiken, welche solche Ehen eingingen nicht in Kirchenstrafen verfallen, daß die katholischen Geistlichen solchen Ehen zwar nicht eine feierliche Einsegnung, aber doch passive Assistenz leisten und daß auch die von protestantischen Geistlichen eingesegneten Ehen für giltig geachtet werden sollten. Ein von den Brautleuten abzugebendes Versprechen, ihre Kinder katholisch werden zu lassen, wurde nicht ausdrücklich vorgeschrieben und die Bischöfe des preußischen Rheinlandes und Westphalens einigten sich daher auf Veranlassung der Regierung 1834 dahin, daß fortan von der Forderung eines solchen Versprechens ganz Abstand genommen werden solle. Als aber der Freiherr Clemens August von Droste Vischering, Weihbischof von Münster, 1836 den erzbischöflichen Stuhl von Köln bestieg, wurden bald Klagen laut, daß gemischten Brautpaaren von den Pfarrern immer noch jenes Versprechen abgefordert und daß katholischen Wöchnerinnen, welche ihre Kinder

Digitized by Google

nicht katholisch werden ließen, die Aussegnung versagt würde. Der Erzbischof, welcher jene Vereinigung zu halten versprochen hatte, wurde darüber von der Regierung zur Rede gestellt, suchte zwar anfangs sich durch Ausreden zu helfen, erklärte dann aber, daß er jene Vereinigung nur soweit beobachten könne, als sie dem päpstlichen Breve gemäß sei, wobei er voraussetzte, daß durch dieses Breve die Forderung katholischer Kindererziehung nicht aufgehoben sei. Als sich der Erzbischof nicht weisen lassen wollte, wurde er den 20. November 1837 nach der Festung Minden abgeführt. Dieser Schritt des Staates gab dem Papste Veranlassung, den 10. December den Cardinälen in einer Allocution das Ereigniß mitzutheilen und darin die Sache so darzustellen, daß sich der Erzbischof hinsichtlich der gemischten Ehen streng nach dem päpstlichen Breve gehalten habe und nur deshalb weggeführt sei, weil er den arglistigen Verdrehungen desselben, welche die weltliche Macht sich erlaubt, nicht nachgegeben habe. Nach jener Erklärung des Papstes traten die Bischöfe des westlichen Preußens von jener Vereinigung zurück; das aber nicht allein, sondern auch in dem östlichen Theile der Monarchie, in welchem die mildere Praxis schon seit langer Zeit bestanden hatte, glaubten die Bischöfe der ausdrücklichen Erklärung des Papstes Folge leisten zu müssen und keine Trauung ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung vollziehen zu dürfen. Der Erzbischof Dunin von Posen wurde deshalb gerichtlich abgesetzt und zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Um mit Rom wieder in Vereinigung zu treten, hat der preußische Staat im Punkte der gemischten Ehen nachgeben müssen und damit in unsrer Zeit den Beweis gegeben, daß der Staat im Streite mit Rom, wenn er kirchliche Angelegenheiten als Staatssachen behandelt, verliert.

Dagegen verliert Rom, wenn es sich dem in der neuern Zeit erwachten nationalen Bildungstriebe widersetzt. Zum Beispiel möge die neueste Geschichte der katholischen Kirche in Frankreich und Deutschland dienen. In Frankreich wurde das Concordat von 1801 von einer streng katholischen Partei stets als von der Revolution dem Papstthum abgepreßt betrachtet, und es bildete sich in tiefster Heimlichkeit die kleine Kirche (la petite église) aus, welche die Geistlichen der Landeskirche nicht anerkannte, ihre eignen Priester hatte, und den tiefsten Haß gegen die bestehende Herrschaft nährte. Als Ludwig XVIII. zurückkehrte, trat er in sehr schwierige Verhältnisse. Zu einer gründlichen Wiederherstellung einer festen und geordneten monarchischen Verfassung und zur Ausrottung des sich noch sehr häufig regenden revolutionären Geistes schien die Wiederherstellung der Religiosität und der Anhänglichkeit an die Kirche durchaus nothwendig. Von diesem Gedanken gingen Ludwig und seine Rathgeber aus, indem sie die katholische Kirche auf alle Weise wieder zu begünstigen und dem Volke zu empfehlen suchten. Als Werkzeuge dazu boten sich die Congregationen von Priestern an, welche sich seit dem 16. Jahrhundert zu

Digitized by Google

dem Zwecke gebildet hatten, den ordentlichen Pfarrern in der Seelsorge zu Hilfe zu kommen, und namentlich als Bußprediger umherzureisen und in außerordentlich veranstalteten gottesdienstlichen Versammlungen durch Predigten und feierliche Ceremonien die Gemüther für die Kirche zu gewinnen; dazu gehörten namentlich die Lazaristen, eine von Vincenz de Paula am Ende des 16. Jahrhunderts gestiftete Congregation. Zu den älteren kam im Jahre 1815 eine neue Congregation, die der Priester der Missionen in Frankreich. Auch die Jesuiten schlossen sich unter dem Namen Pères de la foi ihnen an. Diese Missionare fingen an, von der Regierung begünstigt, Frankreich zu durchziehen und dem Volke Buße und Anhänglichkeit an die Kirche, ebenso wie Gehorsam und Liebe gegen die Bourbonen zu predigen. Sie boten alle geistlichen Künste auf, Visionen, Wunder, kirchlichen Pomp, eifrige Predigt, um Eindruck zu machen. Sie behandelten das französische Volk als ein von seinem Glauben abgefallenes, welches daher ganz neu demselben wieder gewonnen werden und sich förmlich demselben wieder widmen müsse. In ihren Predigten wurden alle Handlungen der Revolution als schwere von dem Volke zu sühnende Verbrechen geschildert, und insbesondere unter denselben die Wegnahme der Kirchengüter und die Aufhebung der geistlichen Orden hervorgehoben. Zugleich erhoben sie das neu aufgerichtete Königthum des heiligen Ludwig, da dessen Sache mit der Sache der Kirche auf das engste verbunden sei. Sie pflegten ihre Mission an jedem Orte mit einer feierlichen Ceremonie, der Aufrichtung des Kreuzes, zu beendigen. Um die Gläubigen zugleich durch eine sinnliche Andacht noch mehr zu fesseln und durch eine Verbindung enger zu vereinigen, wurde die Andacht zum geheiligten Herzen Jesu und die Brüderschaft des geheiligten Herzens Jesu allgemein verbreitet, eine Andacht, welche zur Zeit Ludwig XIV. von den Jesuiten erfunden worden war. Diese Brüderschaft verbreitete sich durch die Thätigkeit der Missionäre über ganz Frankreich und vereinigte die fanatischen Anhänger der Kirche und das Königthum zu einem engen Bunde. So gelang es denn, eine Menge Gesuche an den König zu Stande zu bringen, in denen er angegangen wurde, die Jesuiten zurückzurufen und die Charte abzuschaffen. Eine Aeußerung dieses Fanatismus war die Verfolgung der Protestanten im Departement du Gard im Jahre 1815, die Verfolgung der beeidigten Priester, d. h. derjenigen Priester, welche den von der Nationalversammlung 1790 vorgeschriebenen Eid auf die damalige Constitution geleistet hatten. Durch ein Gesetz vom 8. Mai 1815 wurde die Ehescheidung, welche durch das bürgerliche Gesetzbuch erlaubt, aber immer noch hinlänglich erschwert war, gemäß den Grundsätzen der katholischen Kirche verboten; durch ein anderes vom 16. November 1816 wurde den geistlichen Stiftungen wieder gestattet, bewegliche und unbewegliche Güter zu erwerben und unveräußerlich zu besitzen. Der Inspector der öffentlichen Schulen im Garddepartement entsetzte 1815 alle pro-

Digitized by Google

teſtantiſchen Lehrer bei denſelben aller Stellen. Ueberall erhoben ſich wieder Klöſter, beſonders Frauenklöſter, in großer Menge, ungeachtet das Geſetz, durch welches alle geiſtlichen Orden aufgehoben waren, nicht zurückgenommen wurde. Selbſt die Trappiſten kehrten zurück, kauften im October 1815 die Abtei la Trappe in der Normandie wieder an ſich, und vermehrten ſich ſo zahlreich, daß nach und nach 16 Klöſter für Trappiſten und Trappiſtinnen entſtanden. Beſonders zeigte ſich der Geiſt der herrſchenden Partei in dem neuen, 1817 mit dem Papſte abgeſchloſſenen Concordate, in welchem das Concordat von 1801 und die organiſchen Artikel von 1802 aufgehoben, und dagegen das Concordat von 1516 wieder hergeſtellt wurde. Die Biſthümer, welche 1801 aufgehoben waren, ſollten wieder errichtet, alſo die Zahl der bisherigen 60 auf 92 vermehrt werden, und der franzöſiſche Klerus ſtatt der Beſoldung, welche er jetzt vom Staate bezog, liegende Gründe und Renten erhalten wie vorher. Gegen dieſes Concordat erhob ſich aber die liberale Partei, welche ſchon ſo vielfach gereizt worden war, mit dem größten Ungeſtüm, und deshalb wurde daſſelbe den Kammern gar nicht vorgelegt. Jedoch wurden 1822 die Bezirke der Biſthümer ſo geordnet, daß ſie größtentheils mit den Departements zuſammenfielen, ſo daß infolge davon die Zahl aller erzbiſchöflichen und biſchöflichen Kirchen auf 80 erhöhet wurde. Die herrſchende ariſtokratiſch-kirchliche Partei betrachtete aber nicht nur die durch die Revolution begründeten Freiheiten, ſondern alle Freiheiten, auch die der gallicaniſchen Kirche, welche von dem alten franzöſiſchen Klerus mit ſo großem Eifer vertheidigt worden waren, mit Abſcheu. Die vorzüglichſten Verfechter des ultramontaniſchen oder, wie ſeine Anhänger es nannten, des theokratiſchen Syſtems waren der Vicomte de Bonald, der ſardiniſche Graf und Staatsminiſter Joſeph de Maiſtre († 1821 in Turin) und vorzüglich der Abbé de la Mennais. Der Graf de Maiſtre ſuchte in den Schriften Du Pape (1819) und De l'église gallicane (1821) beſonders vom politiſchen Standpunkte aus den Ultramontanismus als die feſteſte Stütze der Staaten zu empfehlen. Nach de la Mennais ſind die Völker, nachdem die Fürſten ſich der päpſtlichen Gewalt zu widerſetzen angefangen haben und das päpſtliche Recht nicht anerkennen, die Unterthanen vom Gehorſam gegen ihre Fürſten zu entbinden, wenn dieſelben vom göttlichen Geſetz abgewichen ſeien, wieder in ihr altes Recht eingetreten, den Fürſten den Gehorſam aufzukündigen, wenn ſich dieſelben nach ihrer Meinung von dem Gehorſam gegen Gott losſagten, und deshalb iſt durch jene Losreißung vom Papſte zuerſt durch die Reformation, dann aber auch durch die vier Propoſitionen der gallicaniſchen Kirche der Thron ebenſo wie der Altar erſchüttert. Ludwig XVIII. ſtarb den 16. September 1824, und ihm folgte ſein Bruder, der bisher als Graf von Artois das Haupt der abſolutiſtiſchen Hofpartei war, unter dem Namen Karl X. Die ſogenannten petits séminaires oder geiſtlichen Secundärſchulen

Digitized by Google

waren in der kaiserlichen Zeit unter die Aufsicht der Universität gestellt; die Bischöfe hatten sie aber immer derselben zu entziehen gesucht, und diesen Zweck sogleich im Anfange der Restauration erreicht, indem Ludwig XVIII. den 5. October 1814 durch eine Ordonanz die Bischöfe ermächtigte, in jedem Departement ein solches petit séminaire zu errichten, welches alsdann ausschließlich unter bischöflicher Jurisdiction stehen sollte. Da nun die Jesuiten sich nicht der Aufsicht der Universität unterwerfen wollten, so bemächtigten sie sich mit Hilfe der Bischöfe eines großen Theils dieser petits séminaires, und bewirkten auch durch ihren anderweitigen Einfluß, daß denselben eine Menge von jungen Leuten anvertraut wurde, die gar nicht in den geistlichen Stand zu treten beabsichtigten. Die Zahl der petits séminaires wurde weit über die gesetzlich bestimmte Norm hinaus vergrößert: es waren im Jahre 1828 deren 179, und in vielen derselben waren nur wenige Zöglinge, welche sich wirklich dem geistlichen Stande widmeten. Es war klar, daß die Jesuiten unter diesem Deckmantel allmälig den ganzen Gymnasialunterricht an sich reißen und der Aufsicht der Universität entziehen wollten, um der Jugend der gebildeten Stände ihre Grundsätze einzuprägen. Außerdem trat auch jetzt die sogenannte Congregation offener hervor, und gewann eine bedeutendere Verbreitung. Diese Gesellschaft zur Verbreitung der römisch-katholischen Kirche war mit Genehmigung des Papstes 1822 in Lyon von Jesuiten gestiftet, und wurde von denselben fortwährend geleitet. Es war eine Brüderschaft, welche sich von Zeit zu Zeit zu gemeinsamen Andachten versammelte und bald in ganz Frankreich Mitglieder aus allen Ständen zählte, deren höchster Zweck Erhöhung der katholischen Kirche und des bourbonischen Königthums war. Sie bildete zu Gesellschaftszwecken eine Kasse, zu welcher jedes Mitglied wöchentlich einen Sou beitragen mußte, welche aber durch die Menge der Mitglieder zu einem höchst bedeutenden Beförderungsmittel der Parteizwecke erwuchs. Alle, welche sich bei der Regierung empfehlen wollten, traten dieser Congregation bei. Diese Gesellschaft, welche, solange die Bourbons regierten, die vorzüglichste Stütze derselben war, hat sich auch nachher erhalten und über alle katholische Länder in Europa und Amerika verbreitet. Die Erziehung des Herzogs von Bordeaux, des künftigen Thronerben, wurde dem Bischof von Straßburg Thorin, einem erklärten Jesuitenfreunde, anvertraut. Es wurden strenge Gesetze über die Presse gegeben und die Censur eingeführt. So war alles darauf berechnet, die Herrschaft der katholischen Kirche im ultramontanen Sinne in Frankreich fest zu gründen. Da der Ultramontanismus sich nicht scheute, die vier Artikel der gallicanischen Kirchenfreiheit als ein Werk der Ketzerei zu verschreien, sahen sich vierzehn Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe veranlaßt, in Paris zusammenzutreten und den 3. April 1826 eine Declaration zu erlassen, in welcher sie sich gegen jene Angriffe auf die gallicanischen Grundsätze erklärten. Endlich

Digitized by Google

brach der Aufruhr los und Karl X. wurde durch die in den Straßen von Paris erkämpften Volkssiege vom 27. bis 29. Juli 1830 genöthigt, abzudanken und mit seiner Familie Frankreich zu verlassen. Am 8. August wurde der Herzog von Orleans, Louis Philipp, von den Kammern zum König der Franzosen erwählt und nachdem dieser durch den Aufstand vom 24. Februar 1848 dasselbe Schicksal wie sein Vorgänger erlitten, die französische Republik und darauf das napoleonische Kaiserthum wieder hergestellt.

Unter diesen Umständen hat sich in Frankreich die Grundlage zu einem nationalen Kirchenthum nicht gestalten können, vielmehr hat sich die neue Schöpfung in diesem Gebiete in den wilden Schößlingen des Demokratengeistes an den Tag gelegt. Als solcher wilder Schößling zeigte sich zunächst der St. Simonismus, gestiftet von dem Grafen St. Simon, der in den amerikanischen Freiheitskriegen mitgefochten und in Amerika, wo der Staat allein auf Industrie gegründet ist, die Idee aufgenommen hatte, der Industrie, als dem Hauptmittel einer bessern Organisation der Staaten, eine für alle Classen wohlthätigere Gestalt zu geben. Er ging dabei von einer neuen Anordnung der Industrie aus, ging dann auf Gelehrsamkeit und Künste und endlich auch auf die Religion über, kündigte daher ein neues Christenthum an, welches nicht einseitig dem Spirituellen zugewendet, sondern dem Materiellen, dessen Bearbeitung die Aufgabe der Menschen sei, sein Recht lassend und alle menschlichen Interessen vereinigend und befriedigend, das größte mögliche Glück auf Erden verbreiten sollte, indem es von einer angemessenen Anordnung der Industrie, als der Grundlage der Gesellschaft, ausginge, also eigentlich die materiellen Interessen zur Religion erhöbe. Die St. Simonisten erklärten es für den Grundfehler der bestehenden Gesellschaft, daß eine Classe von Menschen nur da sei, um für die andern Müssigen zu arbeiten, in deren Hände aller Reichthum zusammengeflossen sei. Daher müsse alles Privateigenthum aufhören und die Gesellschaft alles Eigenthum haben: jeder der Gesellschaft Beitretende müsse also sein Vermögen der Gesellschaft übergeben. Die Gesellschaft sollte dann einem jeden seine Arbeit nach seiner Fähigkeit zutheilen und ihn nach seiner Arbeit belohnen. Alle Privilegien der Geburt sollten aufhören, auch das Weib sollte nicht mehr abhängig sein vom Manne und von Aemtern und Gewerben nicht mehr ausgeschlossen. In seiner Religion erklärt der St. Simonismus den Gegensatz von Geist und Materie nur für ein Werk menschlicher Reflexion: Gott ist das unendliche allgemeine Wesen, das Allleben, die lebende Welt, nicht blos Geist, sondern auch Materie. Der Mensch ist die endliche Offenbarung Gottes, und hat den Zweck, ohne Aufhören in Gott zu wachsen, d. i. fortzuschreiten in Kunst, Wissenschaft und Industrie; denn alle Wissenschaft ist ein Wissen von Gott, alle Industrie ist ein Cultus Gottes, die Kunst, sofern sie die Gefühle anregt, ist Religion. Ein anderer wilder

Digitized by Google

Schößling ſchoß in den neuen Templern auf. Schon ſeit dem Anfange des 18. Jahrhunderts hatte ſich in Paris eine geheime Geſellſchaft gebildet, welche eine Fortſetzung des Templerordens zu ſein behauptete. In dieſer Geſellſchaft bildete ſich eine nach den Ideen des 18. Jahrhunderts gemodelte Vernunftreligion aus, von welcher auch die Schriften durchdrungen ſind, welche als die Grundlagen der Eigenthümlichkeiten der Geſellſchaft zu betrachten ſind, das Levitikon, das Ritualbuch der Geſellſchaft, und ein interpolirtes Evangelium des Johannes. Das Glaubensbekenntniß, welches in dem Levitikon enthalten iſt, zeigt ein Gemiſch von Pantheismus und Naturalismus. Die neuen Templer traten im Jahre 1831 aus ihrer Dunkelheit hervor und behaupteten, in ihrer Geſellſchaft das reine Chriſtenthum zu beſitzen, welches durch den Apoſtel Johannes und die von demſelben abſtammenden Johanneschriften erhalten, im 13. Jahrhunderte von den Tempelherren im Oriente angenommen worden ſei und ſich in dieſer Verbindung bis auf den heutigen Tag erhalten habe. Ein ähnliches Product iſt die Eglise catholique Française des Abbé Ferdinand François Chatel, die aber dieſen Namen nicht verdient, ſondern eher ein Napoleonscult heißen ſollte. Chatel eröffnete im Auguſt 1830 einen Betſaal in ſeiner Wohnung, und veröffentlichte 1832 eine Profession de foi, worin er die poſitiven Lehren der katholiſchen Kirche feſtzuhalten ſchien, wendete ſich aber immer enger den Theophilantropen der Revolution zu und ließ ſeinen Cult in dem Napoleonsfeſte am 15. Auguſt culminiren. Bei dieſer Lage der Sache fehlt es annoch in Frankreich an Elementen, woraus ſich ein poſitives franzöſiſches Kirchenthum entwickeln könnte.

Für Deutſchland ſetzt der 16. Artikel der deutſchen Bundesacte vom Jahre 1815, indem er den Unterſchied in politiſchen und bürgerlichen Rechten zwiſchen den kirchlichen Confeſſionen aufhebt, eine endlich herzuſtellende deutſche Nationalkirche, und gleich der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit hegte auch die überwiegende Mehrzahl der katholiſchen eine nationale Geſinnung, welche durch die von Benedict Maria Werkmeiſter, Oberkirchenrath in Stuttgart, von 1806 bis 1823 herausgegebene Jahresſchrift für Theologie und Kirchenrecht der Katholiken und durch die (von Johann Anton Theiner, Profeſſor in Breslau) verfaßte Schrift: Die katholiſche Kirche Schleſiens, unterhalten und gefördert wurde. Dieſe nationale Tendenz des katholiſchen Kirchenthums ſollte durch die Kirchenpragmatik der Staaten der oberrheiniſchen Kirchenprovinz und durch die philoſophiſche Behandlung der katholiſchen Religionswiſſenſchaft von Hermes weiter gefördert werden, es wurden aber dabei ſolche Mißgriffe begangen, daß der für die Geſtaltung einer deutſchen Nation maßgebende Endzweck nicht nur nicht erreicht, ſondern das Gegentheil davon herbeigeführt wurde. Die Staaten der oberrheiniſchen Kirchenprovinz Würtemberg, Baden, die beiden Heſſen, Naſſau und die hanſeatiſchen Städte ließen im Jahre 1818 in Frank-

furt eine Commission zusammentreten, um die Grundsätze festzustellen, nach welchen sie gemeinschaftlich ein Concordat mit Rom abschließen wollten. Bei dieser Feststellung beabsichtigte man nicht nur die Rechte des Staates gegen die Kirche, sondern auch die Rechte der deutschen Kirche und Bischöfe gegen den römischen Stuhl nach den Grundsätzen der neuern freisinnigen katholischen Kanonisten geltend zu machen und eine größere Unabhängigkeit der deutschen Kirche von Rom, mit derselben aber zugleich die Möglichkeit einer liberalen wissenschaftlichen Ausbildung des Klerus zu begründen. Der wichtigste Artikel dieser sogenannten Kirchenpragmatik, von der Wahl der Bischöfe, lautete dahin, daß ein Wahlcollegium aus den Domcapitularen und ebensovielen Landdiakonen der Diöces bestehend, drei Candidaten wählen und der Landesherr aus denselben den Bischof ernennen solle, dabei aber auch vor der Wahl die exclusivam ertheilen und auch nachher die Wahl recusiren und eine neue Wahl veranlassen könne. Dieser Schritt ging offenbar dahin, die Kirche dem Staate unterwürfig zu machen, was dem Streben unsrer Zeit zuwiderlief und der Erklärung des Papstes wider die Kirchenpragmatik ein solches Gewicht gab, daß deswegen der nachfolgende Abschluß des Concordates mit Rom zu Gunsten des letztern ausfiel. Georg Hermes, Professor der Theologie in Münster, dann in Bonn, † 1831, ging darauf aus, der katholischen Dogmatik eine festere philosophische Grundlage zu geben und fand damit allgemeinen Beifall; aber indem er den Zweifel für das Princip der christlichen Religionswissenschaft erklärte, gab er dem Papste Gregor XVI. die Gelegenheit in die Hand, in dem Breve Dum acerbissimas vom 26. September 1835 nicht nur seine Philosophie, sondern überall den Einfluß nationaler Wissenschaft auf die katholische Glaubenslehre zu verdammen.

Unter diesen Umständen allein war es möglich, daß eine ultramontane Partei in Deutschland zu Einfluß gelangen konnte. Einen ultramontanen Charakter hatte das Concordat, welches Baiern den 5. Juni 1817 mit Rom abschloß, indem der erste Artikel desselben verhieß, daß die katholische Religion in Baiern geschützt werden solle, mit den Rechten und Prärogativen, welche ihr nach göttlicher Anordnung und nach den kanonischen Bestimmungen zukamen, und der siebente Artikel versprach, mehre Klöster für beiderlei Geschlecht, theils zum Jugendunterricht, theils zur Krankenpflege, theils zur Unterstützung der Pfarrer wieder herzustellen. Seit der Thronbesteigung des Königs von Baiern Ludwig I. im Jahre 1825 wurde in Baiern die streng katholische Partei sehr begünstigt. Die Regierung ging darauf aus, den Unterricht in die Hände von Geistlichen zu bringen; das religiöse Schaugepränge, geistliche Umzüge, geistliche Schauspiele wurden wieder hergestellt. Schon im Jahre 1831 war die Zahl der neu errichteten Klöster bis auf 42 gestiegen und man gründete namentlich Benedictinerklöster, um denselben den Unterricht in den Gymnasien zu überweisen. Das

Digitized by Google

erſte Kloſter dieſer Art wurde zu St. Stephan in Augsburg errichtet, um demſelben das dortige katholiſche Gymnaſium zu übergeben. Der zum Abt ernannte Barnabas Huber beſuchte das Jeſuitencollegium zu Freiburg, um die dortige Erziehungs- und Unterrichtsweiſe kennen zu lernen. Eigentlich wünſchte dieſe Partei die Jeſuiten ſelbſt nach Baiern zu ziehen. Im Jahre 1837 begann das Miniſterium des Herrn von Abel und demſelben zur Seite ſtand die Univerſität München, an welcher Görres, Ringeis, Phillips und die Theologen Wiedemann, Döllinger und Windiſchmann angeſtellt waren. Die vorzüglichſten Organe der ultramontanen Partei wurden die Literaturzeitung für katholiſche Religionslehrer, 1810 von Felder in Landshut begonnen und fortgeſetzt von Meſtiaux und von Kerz; der Katholik, erſcheinend ſeit 1819 zuerſt in Mainz, dann in Straßburg; der Allgemeine Religions- und Kirchenfreund, ſeit 1828 von Benkert zu Würzburg herausgegeben. Daneben wirkten Wallfahrten, Brüderſchaften, Wunder. Alexander, Prinz von Hohenlohe-Schillingsfürſt, Vicariatsrath in Bamberg fing bei einem Beſuche in Würzburg 1821 an als Wunderthäter aufzutreten. Als gegen Ende des Jahres 1830 in Frankreich die Erzählung in Umlauf geſetzt wurde, daß die Mutter Gottes einer betenden Nonne erſchienen ſei und derſelben befohlen habe, eine Medaille mit ihrem Bildniſſe machen zu laſſen, indem, wer dieſe Medaille trage, ſich des beſondern Schutzes der heiligen Jungfrau zu erfreuen haben werde, wurde dieſe Medaille mit Genehmigung des Erzbiſchofs von Paris geprägt und von vielen getragen. Bald kamen zahlreiche Erzählungen von Wundern in Umlauf, welche dieſelbe gewirkt haben ſollte. Auch nach Baiern verbreitete ſich dieſe Medaille, und wurde von dem Klerus ſehr empfohlen. Vom 18. Auguſt 1844 an ſechs Wochen hindurch wurde von dem Biſchofe Arnoldi zu Trier in der Domkirche der Rock Chriſti zur Verehrung ausgeſtellt. In dieſer Zeit ſtrömten Hunderttauſende nach Trier; aber unter dem 1. October 1844 erließ der ſuspendirte ſchleſiſche Prieſter Johannes Ronge ein offenes Schreiben an den Biſchof Arnoldi über die Rockverehrung, welches bald von allen Zeitungen wiederholt wurde. Als das breslauer Domcapitel, da der biſchöfliche Stuhl grade erledigt war, Ronge excommunicirte, traten breslauer Katholiken freiwillig aus der katholiſchen Kirche aus und bildeten unter den Excommunicirten eine deutſchkatholiſche Gemeinde, welches Beiſpiel an vielen Orten Nachahmung fand. Die neue Kirche hielt Oſtern 1845 in Leipzig ihre erſte allgemeine Kirchenverſammlung und ſtellte ein Glaubensbekenntniß auf, worin das geiſtliche hierarchiſche Prieſterthum, mit dem hierarchiſchen Prieſterthume der geiſtliche Stand, mit dem geiſtlichen Stande die Kirche und mit der Kirche die chriſtliche Religion negirt wurde.

In dem proteſtantiſchen Deutſchland trat bei der Jubelfeier der Reformation 1817 hinter Luther, den deutſchen Volksmann, Luther der Glaubens-

by Google

held zurück. Die Scheidewand zwischen den beiden evangelischen Kirchen in Deutschland war schon längst gefallen; es war daher wünschenswerth, daß das Aufhören der Trennung auch förmlich ausgesprochen und die Vereinigung auch äußerlich vollzogen würde. Dieses erfolgte zuerst in Nassau auf der Generalsynode zu Idstein im August 1817. Gleich darauf erließ der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., den 27. September 1817 eine Aufforderung an die geistlichen Behörden der Monarchie, dahin zu wirken, daß zur Verherrlichung des bevorstehenden Reformationsjubiläums die beiden Parteien der evangelischen Kirche die Scheidewand, welche sie trenne, niederreißen und sich zu einer evangelischen Kirche vereinigen möchten. Die Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen wurde darauf in einem großen Theile Deutschlands glücklich vollzogen. Mit der Vollziehung der Union war die Einführung einer kirchlichen Gemeindeverfassung verbunden. Auch hierin ging Nassau voran, indem es noch im Jahre 1817 eine Synodal- und Presbyterialverfassung einführte. An der Spitze der Landeskirche steht ein Bischof mit den Rechten eines Generalsuperintendenten. Die preußische Regierung beabsichtigte eine Verschmelzung der Consistorial- und Synodalverfassung, und berief daher im Jahre 1819 in allen Provinzen Provinzialsynoden, welchen sie einen Entwurf zu einer Synodalordnung zur Begutachtung vorlegte. Da aber die einlaufenden Gutachten sehr verschieden waren, und einige eine reine Synodalverfassung verlangten, so blieb jene Einleitung ohne weiteren Erfolg, nur daß jede Gemeinde aufgefordert wurde, Kirchenvorstände oder Presbyterien zu wählen, denen indessen nicht auch zugleich ein fester Wirkungskreis und bestimmte Befugnisse beigelegt wurden. Nur für die evangelischen Gemeinden der Provinz Westphalen und der Rheinprovinz erschien 5. März 1835 eine Kirchenordnung, in welcher den Gemeinden eine bedeutende Mitwirkung in kirchlichen Angelegenheiten durch Presbyterien und Synoden, aber unter genauer Staatsaufsicht, gestattet wird. So geschah auch in andern deutschen Ländern für die Fortbildung der Kirchenverfassung mancherlei, noch mehres aber wurde blos angestrebt, ohne ins Leben treten zu können. Das Haupthinderniß, den Gemeinden Einfluß auf kirchliche Angelegenheiten zu gewähren, lag in der Zeitphilosophie. Die hegelsche Philosophie nahm anfangs eine freundliche Stellung gegen das kirchliche Bekenntniß an, und man hegte die Hoffnung, sich ihrer zur Vermittlung zwischen dem Bekenntnisse und dem Gemeindebewußtsein bedienen zu können. Da aber die Zeitphilosophie diese Stellung benutzen wollte, sich an die Stelle der Religion zu setzen, den geschichtlichen Christus für mythisch, die christliche Religion für Zeitbewußtsein und die Geschichte der christlichen Kirche für eine Geschichte der menschlichen Beschränktheit erklärte, so begann seit dem Regierungsantritte des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 1840 der Standpunkt der Hervorhebung des kirchlichen Bekennt-

Digitized by Google

niſſes der kirchlichen Gemeinde gegenüber, woraus zunächſt die Verſammlungen der Lichtfreunde und darauf die Bildung der freien Gemeinden hervorgingen, welche wie die Deutſchkatholiken gegen den geiſtlichen Stand, gegen das kirchliche Bekenntniß proteſtiren.

Vom modernen Feſtungsbau und Belagerungskrieg.

(Eine Abhandlung für Nichtmilitärs.)

1.

Um den Laien in dieſe ziemlich ſchwierige Materie einzuführen, dürfte es angemeſſen ſein, ihm gleich anfangs einige klare Vorſtellungen als Anhalt und leitenden Faden an die Hand zu geben. Seit Anwendung des Schießpulvers im Kriege haben wir zwei taktiſche Hauptfunctionen der Truppen zu unterſcheiden: die Bewegung und das Feuern. Die Cavalerie kennt im Grunde genommen keine andere Gefechtsthätigkeit als die erſtere — die Artillerie keine andere als die letztere; und es iſt der Vorzug der Infanterie und zugleich derjenige Umſtand, welcher ſie zur wichtigſten Waffe des Heeres macht, daß ſie beide Actionen, der Bewegung und des Feuers, zu vereinigen weiß, d. h. ebenſo tauglich iſt, durch den Stoß der Colonne wie durch die Füſilade zu wirken.

Allerwärts wo in der freien, offenen Ebene gleich brave und gleich gutgeführte Truppen einander gegenüberſtehen, wird letztlich der Sieg ſich auf diejenige Seite neigen, auf welcher die größere numeriſche Stärke vorhanden iſt; denn es iſt klar, daß die breitere und tiefere Colonne auch den wuchtvollen Stoß auszuüben vermag, und daß von daher, wo ſich die meiſten Gewehre und Geſchütze befinden, das überlegene Feuer ausgehen wird.

Nicht mit derſelben Sicherheit indeß iſt der Kampf zwiſchen zwei ungleich ſtarken Truppencorps dann im voraus zu beſtimmen, wenn derſelbe im bedeckten und durchſchnittenen Terrain ſtattfindet; denn der Schwächere befindet ſich hier nicht nur in der Lage, den Stoß des Gegners, indem er denſelben erwartet, an den Hinderniſſen des Bodens, auf welchem die Bewegung vor ſich geht, ſich brechen zu laſſen, ſondern er vermag auch nicht ſelten unter Benutzung der localen Verhältniſſe das Feuergefecht dermaßen zu ſeinem Vortheil auszubeuten, daß ſeine eignen Leute dem Feind einen bedeutenden Schaden zuzufügen im Stande ſind, während ſie von deſſen Fernwaffen nur wenig leiden.

Wird ein derartiger Kampf eine beträchtliche Zeit hindurch hingehalten, ſo iſt klar, daß der Stärkere in dem Verlauf deſſelben mehr wie der Schwächere

Digitized by Google

verlieren, und infolge deſſen eine Deplacirung der Stärkenverhältniſſe vor ſich gehen wird, vermöge welcher letztlich die numeriſche und namentlich moraliſche Ueberlegenheit ſich auf die Seite der ſeitherigen Mindermacht neigen, und dieſelbe eben dadurch in den Stand ſetzen wird, aus der Defenſive, die ſie bis dahin innegehalten, zur Offenſive überzugehen, oder mit anderen Worten, den Angreifenden, nachdem er ſeine Kräfte reſultatlos abgenutzt, in die Situation der Vertheidigung zurückzuwerfen.

Terrains, in welchen die Minderzahl ein Gefecht in der Hoffnung auf einen derartigen Umſchlag in dem Gleichgewicht der Kräfte anzunehmen im Stande iſt, finden ſich durchaus nicht ſelten. Man erinnert ſich wol des Ausſpruchs von Friedrich dem Großen, wonach man auf dem Raume von wenigen Quadratmeilen zuweilen hundert Poſitionen für eine Diviſion oder eine Armee aufzufinden vermöge. Unter einer ſo großen Zahl von Stellungen wird ſelbſtredend eine bedeutende Verſchiedenheit in Hinſicht auf die Stärke, oder die Nutzbarkeit zu den Zwecken der Vertheidigung, ſtattfinden. Aber darin werden alle einander ähneln, daß die Kunſt im Stande iſt, ſie zu verbeſſern.

Man begreift dieſe Verbeſſerungen des Terrains zu Gunſten einer Mindermacht, welche ſich auf demſelben gegen eine angreifende Uebermacht vertheidigen will, unter dem Namen der Feldbefeſtigungen, und zwar hat man bei demſelben zwei Hauptgeſichtspunkte im Auge: einmal den, die taktiſche Bewegung des Gegners zu erſchweren, und die unſrige zu erleichtern, — und ſodann, ſein Feuer für unſre Truppen ſo unſchädlich wie möglich, dagegen das unſrige um ſo wirkſamer zu machen. Erſterer Geſichtspunkt führt auf Bewegungshinderniſſe für den Feind und auf Communicationen für uns — der andere auf Deckungen und Feuerpoſitionen hin.

Ich will hier zunächſt einige Worte den Bewegungshinderniſſen widmen.

Wie jedermann weiß, können Fußgänger, Reiter und Geſchütze auf der ebenen Fläche ſich am leichteſten und ſchnellſten bewegen. Je ſchräger die Fläche iſt, oder jemehr ſie ſich böſcht, deſto ſchwieriger und langſamer werden ſämmtliche Waffen auf ihr vorzuſchreiten vermögen. Dieſe Bewegungsfähigkeit hört für Cavalerie und Artillerie am früheſten auf; Infanterie vermag, in zerſtreuter Ordnung, noch eine um 40 Grad geböſchte Fläche hinanzuſteigen; mit 45 Grad hört alle Bewegung durch Bewaffnete auf. Die Feldbefeſtigungskunſt wird daher unter dem Geſichtspunkt der Annäherungsverhinderung des Feindes es als ihre Hauptaufgabe zu erkennen haben, demſelben Flächen oder Böſchungen von 45 Grad Neigung und darüber in den Weg zu legen. Dieſen Zweck erreicht ſie im bergigen Terrain meiſtens dadurch, daß ſie den flachen Abhängen durch Abſtechen (Escarpiren) die nothwendige Steilheit ertheilt, und in der Ebene durch Aushebung von Gräben. Die letzteren ſind inſofern wirkſamere Hinderniſſe als die einfachen Abſtechungen (Escarpirungen) weil ſie

Digitized by Google

dem Feinde anſtatt einer Böſchung deren zwei entgegenſtellen. Die am inneren Grabenrande (auf Seite des Vertheidigers) gelegene Schrägung nennt man die Escarpe, und die ihr entgegengeſetzte die Contreescarpe. Es heißt ferner die ſie abgrenzende obere Linie ihre Crete, (Crete der Escarpe, Crete der Contreescarpe) und die untere ihr Fuß. Die zwiſchen dem Fuß der Escarpe und dem der Contreescarpe gelegene horizontale Fläche nennt man die Grabenſohle. Wo beide Linien (der Fuß der Escarpe und derjenige der Contreescarpe) zuſammenfallen, entſteht ein Spitzgraben.

Es iſt klar, daß die Contreescarpe der feindlichen Annäherung als erſtes, die Escarpe ihr als zweites Hinderniß entgegentritt und erſtere den Gegner zu der mißlichen Operation des Hinabſteigens, letztere zu der noch zweifelhafteren des Hinaufklimmens zwingt, denn beide Creten oder die Ränder des Grabens ſind ſelbſtredend ſoweit auseinandergerückt, daß ein Ueberſpringen nicht verſucht werden kann. Desgleichen wird jedermann einſehen, daß die Bedeutung des Grabens als Hinderniß mit ſeiner Tiefe und der Steilheit ſeiner Böſchungen nothwendig zunehmen muß. Als die geringſte Tiefe wird die von zehn Fuß betrachtet, weil bei einer kleineren Höhendifferenz zwiſchen Grabenſohle und innerm Grabenrand (Escarpencrete) die Erklimmung noch durch Aufſteigen der Mannſchaften auf die Schultern erleichtert werden könnte. — Es gibt noch andre Bewegungshinderniſſe als den Graben, mit deren Herrichtung die Feldbefeſtigung ſich befaßt: Ueberſchwemmungen, Wolfsgruben, Paliſſaden, Verhaue . . . . aber ſie ſind nicht ſo weſentlich, treten meiſtens als Zugabe und in ſecundärer Stellung auf und ihre Beſprechung würde mich hier zu weit führen; im weitern Verlaufe des Aufſatzes komme ich auf ſie zurück.

Wie oben erwahnt hat die Feldbefeſtigung aber neben der Aufgabe, die Bewegung des Feindes zu hindern, zugleich die andre, die der eignen Truppen zu erleichtern. Sie wird daher kein Hinderniß geſtalten, über welches hin in irgendeinem Moment der dieſſeitige Vorgang wünſchenswerth werden kann, ohne für Uebergänge zu ſorgen. Was die Gräben angeht, ſo bereitet man ihre Ueberſchreitung durch die eignen Truppen durch bewegliche Brücken vor, oder durch Dämme, welche man quer hindurch ſtehen läßt, durch Rampen von der Crete zum Fuß der Böſchungen und durch Anſatztreppen. Alle dieſe Mittel und viele hier nicht erwähnte umfaßt man mit dem Namen der Communicationen.

Als den zweiten Hauptgeſichtspunkt für die Feldbefeſtigungskunſt, neben dem der Hinderung der feindlichen und der Beförderung der eignen Bewegung bezeichnete ich im Vorhergehenden die Unſchädlichmachung des feindlichen Feuers und die Beförderung der Wirkſamkeit des eignen. Erörtern wir hier zunächſt die erſtgedachte Aufgabe.

Es iſt, abgeſehen von der reinen Ebene, nicht ſchwer, auf jedwedem Terrain

Digitized by Google

Positionen ausfindig zu machen, in denen ein größrer oder geringerer Theil der eignen Streitkräfte sich gegen die feindliche Einsicht und ebendeshalb gegen die Wirkung der Feuerwaffen des Gegners gedeckt findet. Einsenkungen und rückwärtige Abdachungen, Gebüsche und Waldstückchen bieten hierzu am häufigsten Gelegenheit dar. Wo sich keine natürliche Deckungen vorfinden, hat die Feldbefestigungskunst künstliche zu schaffen und zwar kann sie ihre Aufgabe auf dreierlei Weise lösen, indem sie Einschnitte macht, oder Anschüttungen herstellt, oder endlich beide miteinander combinirt. Es ist an sich klar, daß ein Mann, welcher in einen sechs Fuß tiefen Einschnitt gestellt wird, das feindliche Feuer nicht zu fürchten hat, mit Ausnahme desjenigen der Wurfgeschütze; daß ferner ein ebenso hoher Erdaufwurf, wenn er die ausreichende Stärke (Dicke) hat, um von der Vollkugel der schwersten Feldkanone nicht durchbohrt zu werden, ziemlich dieselben Dienste leisten wird und daß endlich nichts Bedenkliches in dem Sachverhalt sich ändert, wenn die Deckung zur Hälfte durch einen Einschnitt zur andern Hälfte durch einen Aufwurf hergestellt wird. Truppen, welche man momentan zur Action nicht verwenden, aber in naher Bereitschaft haben will, wird man unter den drei gestellten Bedingungen gegen das feindliche Feuer ziemlich sicher wissen — aber damit sie mit ihren eignen Feuerwaffen von den betreffenden Positionen aus in den Kampf einzugreifen vermögen, wird es noch andrer Vorkehrungen bedürfen. Es ist dies die andre Aufgabe, welche unter den zweiten Gesichtspunkt gestellt werden muß.

Jeder, welcher ein Gewehr selbst gehandhabt oder handhaben gesehen hat, wird wissen, daß der ausgestreckte Arm, die Schulter und das Auge dabei noch freies Spiel haben müssen. Wollte man einen Einschnitt (Graben) so einrichten, daß ein auf der Sohle desselben stehender Schütze sein Gewehr gegen den auswärts stehenden Feind noch zielend abzufeuern vermöchte, so dürfte derselbe keine größere Tiefe, als etwa vier rheinländische Fuß erhalten. Es sind dies die sogenannten Schützengräben, welche im neueren Belagerungskriege eine so große Rolle zu spielen begonnen haben. Desgleichen wird, wenn man den Schützen auf den Horizont stellt, ein Erdaufwurf zu seiner Deckung nicht höher, als ebenfalls vier Fuß hoch angeschüttet werden dürfen, falls er noch von seiner Feuerwaffe nach der feindlichen Seite hin Gebrauch machen will. Endlich würden, wo Einschnitt und Anschüttung zu dem Doppelzweck der Deckung und des Waffengebrauchs verbunden sind, die Crete des Aufwurfs und die Sohle des Grabens keine größere Höhendifferenz als die von wiederum vier Fuß trennen dürfen. In Hinsicht auf die Geschütze, Kanonen wie Haubitzen, würde dieses Maß sich auf drei Fuß oder auf die sogenannte Kniehöhe reduciren.

Wiewol durch ein derartiges Arrangement bereits Bedeutendes gewonnen, nämlich vom Schützen die größere Hälfte des Körpers und vom Kanon der

Digitized by Google

Haupttheil der Lafette gedeckt iſt, ſo verbleibt dennoch der Uebelſtand, daß das Laden der Gewehre nur dann gedeckt geſchehen kann, wenn die Mannſchaft niederkniet, daß in den Gräben kein Raum zur rückwärtigen Truppenaufſtellung und auch hinter den Aufwürfen keiner vorhanden iſt, der gegen Bogenſchüſſe auch nur bis auf 4 Fuß Höhe gedeckt wäre, falls nicht das Terrain noch rückwärts abfällt. Etwaige Reſerven würden daher in den Fall kommen, ſich auf den Bauch niederlegen zu müſſen.

Dieſem Uebelſtande wird vorgebeugt, wenn man unter normalen Umſtänden die zur Deckung beſtimmten Aufwürfe bis über Manneshöhe, alſo mindeſtens auf ſechs und einen halben Fuß erhöht und behufs der Anwendung des kleinen Gewehrs Auftritte hinter ihnen anſchüttet, die bis vier Fuß unter ihre Crete, und für die Geſchütze Bänke oder Plateformen, welche bis drei Fuß unter dieſelbe reichen. Die geſammte Anſchüttungsmaſſe oberhalb der Auftritte oder Bankette und der Geſchützbänke nennt man die Bruſtwehr und die unterhalb den Wall; Bankette und Geſchützbänke aber begreift man unter dem Namen der Feuerpoſitionen.

Hinderniſsmittel (im Beſonderen Gräben) Communicationen (Brücken, Rampen) Deckungsmittel (Aufwürfe, Einſchnitte) und Feuerpoſitionen, deren Bedeutung hiermit entwickelt worden iſt, ſind ganz allgemein genommen das, was man die Elemente, nicht nur der Feldfortification, ſondern der Befeſtigung überhaupt nennt. Sie ſind im Beſonderen die Beſtandtheile, aus welchen ſich jene größeren fortificatoriſchen Ganzen, die man unter dem Namen der Werke begreift, zuſammenſetzen. Der Specialausdruck in der Feldfortification für dieſen Begriff iſt Schanze.

Eine Schanze beſteht demnach aus vier Haupttheilen. Aus Auftritten oder Banketten, reſpective Geſchützbänken, als kunſtgerecht angelegte Poſitionen für den wirkſamen Gebrauch der Feuerwaffen, aus davor gelegenen Deckungen, aus einem gegen die Annäherung des Feindes ſchützenden, meiſtens das Ganze umſchließenden Hinderniß, und aus Communicationen, welche, im letzteren Falle, der Beſatzung dazu dienen, jenes je nach Belieben zu paſſiren, ſei es um den Feind mit der blanken Waffe anzugreifen, oder um die Schanze behufs des Rückzugs zu verlaſſen. Dieſes Hinderniß wird in den meiſten Fällen ein Graben, und die darüber hinführende Communication eine Brücke oder ein dammartiger, ſtehengebliebener Erdkeil ſein. Liegt das Werk an einem Abhange, ſo kann man den Graben erſparen, indem man jenen escarpirt.

Die Schanzen zerfallen in drei Claſſen, jenachdem ſie offene oder geſchloſſene ſind. Offene Werke machen nur nach einigen Seiten hin mit ihren Vertheidigungslinien Fronte; geſchloſſene dagegen ſind nach jeder Richtung hin wehrfähig: am meiſten nach denen, welchen ſie eine Frontlinie, am wenigſten nach den anderen, denen ſie nur einen Winkel zukehren.

Digitized by

Die einfachſte offene Schanze ſtellt eine Deckung mit rückliegendem Bankett (reſpective Geſchützbänken) und vorliegendem Graben dar, welche in gerader Linie geführt iſt. Indeß kann ſie nur da angewendet werden, wo keine Gefahr vorhanden iſt, daß der Feind eine Stellung in ihrer Verlängerung einnehmen wird; alſo zur Vertheidigung von Dämmen, Hohlwegen, Defileen ſonſtiger Art u. ſ. w. Zweckmäßig iſt unter ſolchen Umſtänden ein ſogenanntes Zangenwerk (Tenaille) oder eine im eingehenden Winkel gebrochene Linie, weil durch dieſelbe ein ſich kreuzendes Feuer ermöglicht wird. Der Gegenſatz davon iſt die Fleſche (Pfeilſchanze), welche aus einer nach auswärts gebrochenen Linie beſteht. Beide Werke, die Tenaille und die Fleſche, repräſentiren die möglichſt einfachen Compoſitionen fortificatoriſcher Linien, die gedacht werden können; zugleich ſtellen ſie den Doppelbegriff des eingehenden (Tenaille) und des ausſpringenden (Fleſche) Winkels dar. In dieſen beiden Winkeln liegt ein zweifaches defenſives Princip ausgeſprochen. In dem eingehenden Winkel drückt ſich der Gedanke aus, daß die eine Linie die andere zu unterſtützen hat, und der taktiſche Erfolg in der Concentrirung der Anſtrengung (Kreuzfeuer) zu finden iſt; in dem ausſpringenden Winkel dagegen ſtrebt die Vertheidigung nach einem ſeitwärtigen Abſchluß hin und drückt ſich das Verlangen aus, einem etwaigen Flankenſtoß des Feindes direct zu widerſtehen.

Die Unterſtützung, welche beim eingehenden Winkel (oder bei der Tenaille) die eine Linie durch ihr Feuer der anderen zu Theil werden läßt, und dieſe jener, nennt man ihre Flankenwirkung, oder man ſagt, beide Linien flankiren ſich gegenſeitig, was ſoviel heißt, als je eine beſchießt den gegen die andere vorgehenden Feind von der Seite her. Wenn dieſes Feuer der einen Linie zugleich in den Graben vor der anderen dirigirt werden kann, ſo ſagt man, daß eine Grabenbeſtreichung vorhanden iſt. Eine Fleſche hat an und für ſich keine Grabenbeſtreichung; bei einer Tenaille dagegen iſt ſie vorhanden, wenn der eingehende Winkel kleiner als 120 Grad iſt; vollkommen wird ſie erſt bei 90 Grad. Um eine Fleſche in ein ſich ſelbſt flankirendes Werk umzuwandeln, bedarf es mithin der Hinzufügung zweier Anſchlußlinien, welche mit den Hauptſeiten im günſtigſten Falle eingehende Winkel von 90 Grad formiren würden.

Feindliche Seite.

Tenaille. *Fleſche.* *Fleſche mit Flanken.*

Rücken.

Denkt man ſich dagegen die beiden Anſchlußlinien nicht im eingehenden, ſondern im ausſpringenden Winkel den beiden Fleſchenfronten angefügt, ſo

Digitized by Google

entſteht das, was man eine Lünette nennt. (Wegen der Aehnlichkeit des Ganzen mit dem Geſtell jener Brillen, die man Naſenquetſche nennt.)

Lünette.

Die Lünette iſt, beiläufig bemerkt, die beliebteſte Gattung der offenen Schanzen. Freilich vermögen ihre Fronten ſich weder untereinander zu unterſtützen, noch hat der Graben durch das Feuer von der Bruſtwehr her eine Vertheidigung zu erwarten, welches beides bei der Fleſche mit Flanken der Fall iſt; im Gegenſatz zu dieſer aber iſt die Lünette um vieles ſelbſtſtändiger, weil ſie nicht blos nach einer, ſondern nach drei Richtungen hin Widerſtand zu leiſten vermag,*) weil der Raum, welchen ſie beſchießt, größer iſt und weil ſie in ihrem Innern eine größere Streitmacht aufzunehmen vermag. Wo mehre offene Schanzen innerhalb der Tragweite ihrer Feuerwaffen neben einander zu liegen kommen, wird man ſich aber vornehmlich gern der Lünettenform (Lünettentracé) bedienen, weil unter dieſer Bedingung beide Werke leicht in der Art zu arrangiren ſind, daß die angehängte Linie oder Flanke des einen, eine Hauptlinie des anderen beſtreicht, und umgekehrt.

Zwei ſich gegenſeitig flankirende Lünetten.

Dieſelbe Bedeutung, welche die Lünette unter den offnen Schanzen hat: die am häufigſten angewendete und zweckmäßigſte zu ſein, hat die Redoute unter den geſchloſſenen.

Mit dem letztern Namen bezeichnet man ein Werk, welches, abgeſehen von ſeinem allſeitigen Schluß, nur ausſpringende Winkel im Gegenſatze zu den eingehenden hat und deſſen Grundform demnach ein Vieleck (Polygon) unter allen Umſtänden ſein wird. Das Quadrat, das Rechteck und der Rhombus (Raute) bezeichnen die Tracés der einfachſten Redouten. Die größten, complicirteſten und am ſeltenſten angewendeten ſind die achtſeitigen.

Dem Leſer wird einleuchten, daß eine Redoute an und für ſich keine Grabenflankirung hat. Verlangt man ein geſchloßnes Werk, deſſen Graben

*) Nach der Fronte und nach beiden Flanken.

von der Bruſtwehr (Bankett, Geſchützbank) her vertheidigt wird, ſo bleibt nichts übrig, als eine Sternſchanze zu erbauen, von welcher jedermann eine annähernde Vorſtellung hat und über die ich nur bemerke, daß ſie ſich aus ein- und ausgehenden Stücken zuſammenſetzt, von denen erſtere im beſten Falle 90 Grad groß ſind, letztere aber mindeſtens 60 Grad zählen müſſen.

Fleſchen, ohne oder mit Flanken, Lünetten, Redouten und Sternſchanzen ſind die vier Hauptcombinationen, in denen ſich die Feldbefeſtigungskunſt ergeht. Wen dies in Erſtaunen ſetzt, der möge erwägen, daß ſich eine große Mannigfaltigkeit der Formen erreichen läßt, jenachdem man die offnen Werke in dieſer oder jener Weiſe zuſammenſtellt oder durch Zwiſchenlinien verbindet. Noch überraſchender indeß dürfte es ſein, daß auch die große oder permanente Befeſtigungskunſt, vulgär Feſtungsbaukunſt genannt, keine andern Formen kennt. Letzteres hier anzumerken erſcheint um ſo nothwendiger, als damit allein die Rechtfertigung für die ziemlich weit ausholende Einleitung gegeben werden dürfte.

Verſtändigen wir uns hier zunächſt über den Zweck der Feſtungsbaukunſt im Gegenſatz zur Feldbefeſtigungskunſt. Letztere hatte, wie oben entwickelt, die Aufgabe, Stellungen, in denen eine Mindermacht den Kampf gegen eine Uebermacht anzunehmen vermag, dermaßen durch Kunſtmittel zu verſtärken, daß entweder die Dauer des Widerſtandes dadurch auf längere Zeit als es ohne Dazwiſchenkunft des Ingenieurs der Fall geweſen ſein würde, geſichert, oder ſelbſt ein Umſchlagen der Gefechtsverhältniſſe d. h. der Uebergang der Vertheidigung zur Offenſive und infolge deſſen letztlich der Sieg vorbereitet wird. Da nun ein Heer oder Corps, welches es unternimmt, einem andern im Felde operirend entgegenzutreten, ſelbſtredend, wenn auch ſchwächer wie dieſes letztere, dennoch in einem gewiſſen Verhältniß der Stärke zu ihm ſtehen muß, was nicht allzu geringfügig ſein darf, wenn nicht die Hoffnung des operativen Widerſtandes ſchwinden ſoll, ſo handelt es ſich für die Feldbefeſtigungskunſt nur darum, der Vertheidigung in der von ihr eingenommenen Poſition einen gewiſſen begrenzten Kraftzuwachs zu verſchaffen, zu deſſen Herſtellung die oben erwähnten Mittel eben ausreichend ſind. Die Bedingungen, zwiſchen denen ſie ſich zu bewegen hat, ſind mithin die Poſition oder das Terrain ſelbſt, die eignen Streitmittel und die feindlichen oder im Beſondern die Differenz der beiden letztern. Auf den kürzeſten Ausdruck gebracht heißt das: die Feldbefeſtigungskunſt ermöglicht einen relativen Widerſtand. Dem gegenüber iſt die Aufgabe der permanenten Fortification die Ermöglichung der abſoluten. Es wird ſchwer fallen, eine Poſition in jedweder Gegend des Kriegstheaters zu finden, in der die Feldbefeſtigsungskunſt eine Armee gegen mehr als die doppelte Uebermacht ſicher zu ſtellen vermag. Im äußerſten Falle würde der Feind, weil er ausreichende Streitkräfte zur Verfügung hat, ſie mit einem

Digitized by Google

Theil derſelben umgehen und der hartnäckigen Defenſive ihre Verbindungen nach rückwärts hin abſchneiden, mithin ſie, um mit General von Williſen zu reden, in ihrer Bedürftigkeit oder Ernährungsfähigkeit angreifen. Ganz anders der im permanenten Sinne fortificirte Platz oder die Feſtung, denn ihre Werke ſollen ſtark genug ſein, um dem directen Angriff einer beliebigen Uebermacht, und möchte es die zehnfache ſein, zu widerſtehen und außerdem iſt die Verpflegung der Beſatzung nicht auf eine rückgelegene Baſis verwieſen, ſondern der Vertheidigungskreis ſchließt in dieſem Falle die Mittel mit ein, deren ſie zu einem verlängerten Widerſtand bedarf.

Dieſe Verſchiedenheit der Aufgabe der Feſtungsbaukunſt, im Gegenſatze zur Feldfortification, bedingt eine ihr entſprechende Differenz der Mittel; und da bereits oben erwähnt worden iſt, daß letztere in der Form einander gleichen, ſo darf daraus gefolgert werden, daß die Mittel der permanenten Fortification diejenigen der Feldbefeſtigungskunſt in Hinſicht auf ihre Intenſivität und ihren Umfang weit überbieten müſſen.

Es fragt ſich hiernächſt, welche Vorſtellung mit dieſem größern Umfange der Mittel und ihrer geſteigerten Intenſivität zu verbinden iſt. Gehen wir zu dem Ende auf die fortificatoriſchen Elemente zurück. Dieſelben ſind für den Feſtungsbau ſelbſtverſtändlich keine andern, wie die im Felde verwendeten, nämlich Hinderniſsmittel, Communicationen, Deckungsmittel und Feuerpoſitionen; aber indem ihre Dimenſionen eine Erweiterung erfahren, erfährt ihre Wirkungsfähigkeit eine Steigerung, welche ſie im Vergleich mit denen der Feldbefeſtigungen beinahe außer alle Proportion ſetzt.

Während, um hier zuerſt von den Hinderniſsmitteln zu reden, der Graben bei Feldfortificationen ſelten das oben erwähnte Minimum von zehn Fuß Tiefe überſchreitet, wird er vor permanenten Werken nicht ſelten über dreißig Fuß ausgeſchachtet, ſeine Böſchungen beſtehen nicht aus Erde, ſondern ſind mit ſtarken Futtermauern bekleidet, von denen die der Contreescarpe in der Regel nur durch Minen, alſo aus nächſter Nähe und die der Escarpe von der Crete der erſtern aus durch Breſcheſchießen zerſtört werden kann. Letzteres iſt ſeitens des Angreifers, wie dies ſpäter noch erörtert werden wird, bei dreißig Fuß hoher Escarpe unerläßlich, weil eine derartige Höhe nicht mehr durch Leitern erſtiegen werden kann; denn machte man dieſelben leicht, um ſie ſchneller bewegen zu können, ſo würden ſie unter der Laſt der Stürmenden, die nicht einzeln hinaufſteigen können, ſondern dicht aufeinander folgen müſſen, brechen, — und gäbe man ihnen eine Stärke, um die Belaſtung aushalten zu können, ſo würden ſie nicht zu regieren ſein. Daß ein naſſer Graben unter Umſtänden ein wirkſameres Angriffshinderniß als ein trockner ſein wird und der Feſtungsbau darum bemüht iſt, ſich die Mitwirkung dieſes großen Hilfsmittels zu ſichern, verſteht ſich von ſelbſt. Dem Ideal eines vertheidigungsfähigen

Digitized by Google

Grabens wird aber durch einen solchen entsprochen, der vermöge eines Schleusenspiels je nach Belieben in einen nassen oder trocknen verwandelt werden kann, denn die Angriffsarbeiten des Feindes, welche auf den Uebergang über die trockene Grabensohle berechnet sind, wird man ersäufen und sein etwaiges Brückenmaterial (Flosse) aufs Trockene setzen können.

Was die Communicationen anlangt, so hat die permanente Befestigung außer den oberirdischen auch unterirdische. Brücken, die entweder zum Aufziehen oder zum Drehen eingerichtet sind, spielen eine Hauptrolle; sodann Thore oder Durchgänge durch den Wall in horizontaler Richtung und Poternen d. h. solche in schräger von der innern Fußlinie des Walles auf die Sohle des Grabens oder auf seinen Wasserspiegel. Sodann Treppen, Geschütz- und Fußrampen ꝛc. Wenn einerseits der Graben als mächtige Scheidelinie sich der gewaltsamen Annäherung des Angreifers entgegenstellt, vermitteln diese zahlreichen Communicationen die Action der Besatzung nach außen und stellen es der Besatzung anheim, auszufallen wann und wo sie will.

Im gleichen Verhältniß nehmen die Deckungsmittel hier größere Dimensionen an. Es gibt nicht mehr Mannschaften und Geschütz und zwar lediglich gegen Horizontalfeuer, sondern auch Magazine aller Art, Lazarethe, Artilleriewagenhäuser, Werkstätten, gegen Schuß und Wurf zu decken. Daher die Nothwendigkeit nicht nur eines Walles von doppelter und dreifacher Höhe, wie die der Deckungen, deren sich die Feldbefestigung bedient, sondern auch zahlreicher bombensicherer Räume. Die Geschütze sind nur zum Theil blos durch die Brustwehr gedeckt; zum andern Theil stehen sie hinter Erdscharten und wo ihre Conservirung besonders geboten ist, wie auf den Flankenlinien, in gewölbten Casematten.

Wir haben demnach in der Festungsbaukunst zwischen zweierlei Feuerpositionen zu unterscheiden, uneingedeckten und eingedeckten. Letztere befinden sich, weil ihre Scharten zumeist in den Graben sehen, zugleich dem directen Schuß aus weiterer Distance als die Crete der Contreescarpe entzogen; in Betreff der erstern ist aber zu bemerken, daß die Höhe des Walles und die Nothwendigkeit, vieles Geschütz, abgesehen von dem auf den Brücken, hinter Scharten aufzustellen, eine mindestens zehn Schritt breite Anschüttung hinter der Brustwehr erheischt, die man Wallgang nennt und welche um weitere acht Schritt (im Ganzen achtzehn Schritt) verbreitert wird, wenn dieser Gang zugleich als Bewegungslinie für die manövrirende Festungsartillerie dienen soll.

Daraus erhellt, daß in der permanenten Befestigung die Anschüttungen mindestens den vergrößerten Dimensionen der Ausschachtungen proportional sind. Im Unterschied von der Feldbefestigung bedient sich aber der Festungsbau als wesentliches Hauptbaumaterial außer der Erde des Steins, insbesondere zur Herstellung der ungeheuern Revetements (Futtermauern) und der

Digitized by Google

bombensichern Raume, mögen es Geschütz-, Wohn-, oder Magazincasematten sein. Was von andern Materialien zur Verwendung kommt, hat nur eine nebensächliche Bedeutung.

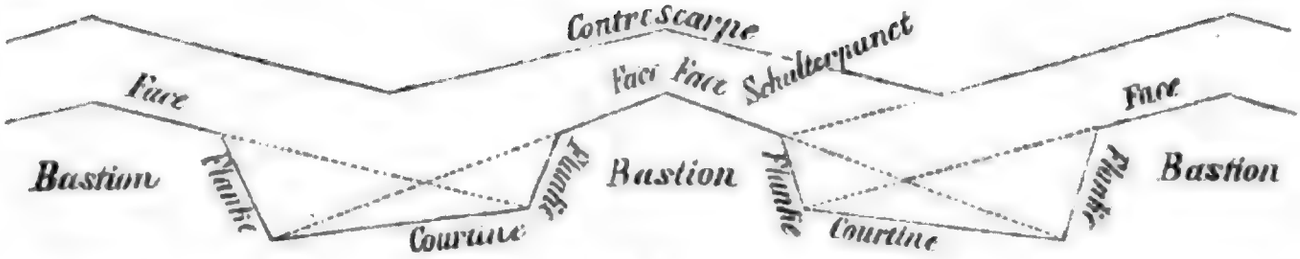
Soweit von den Elementen der permanenten Befestigungskunst. Die Frage, welche sich hiernächst anschließt, ist die, in welcher Weise diese Elemente combinirt werden, um daraus große fortificatorische Ganze, oder, wie ich es oben ausdrückte, Werke zu schaffen. Ich bemerkte schon im Vorhergehenden, daß auch der Festungsbau keine anderen Hauptformen als die der offenen und geschlossenen Schanzen und unter diesen wiederum im Wesentlichen einerseits nur Fleschen und Lünetten, andererseits nur Redouten und Sternschanzen kenne. Indeß will diese Behauptung in einem bestimmten Sinne aufgefaßt sein, um nicht mißverstanden zu werden.

Der Festungsbau bestrebt sich, im Unterschiede von der Feldfortification, stets, einen geschlossenen Kern zu schaffen, und zwar kann die Vertheidigung denselben hier aus dem doppelten Grunde nicht entbehren, weil sie nicht reich an mobilen Kräften ist, um Lücken, in welche der Angriff einbrechen möchte, mit diesen auszufüllen, und sodann, weil der Vertheidigungskreis ihre Basis mit einschließt, diese also unter allen Umständen sicher gestellt sein muß, was offenbar nur durch eine feste, zusammenhängende Umschlußlinie geschehen kann.

Diese Umschlußlinie nennt man Enceinte, letztere, sammt dem eingeschlossenen Raum, heißt die Hauptfestung, der Festungskörper, corps de place. Wenn es gestattet ist, zwischen den taktischen Massen einer zur Schlacht disponirten Armee und den fortificatorischen eines permanenten Platzes einen Vergleich zu ziehen, so möchte ich diesen Festungskörper das Gros nennen. Die Avantgarde wird durch die vorgeschobenen Werke oder die detaschirten Forts repräsentirt; endlich würde ein etwaiges Kernwerk oder Hauptreduit, im Inneren des Umschlusses, der Reserve entsprechen.

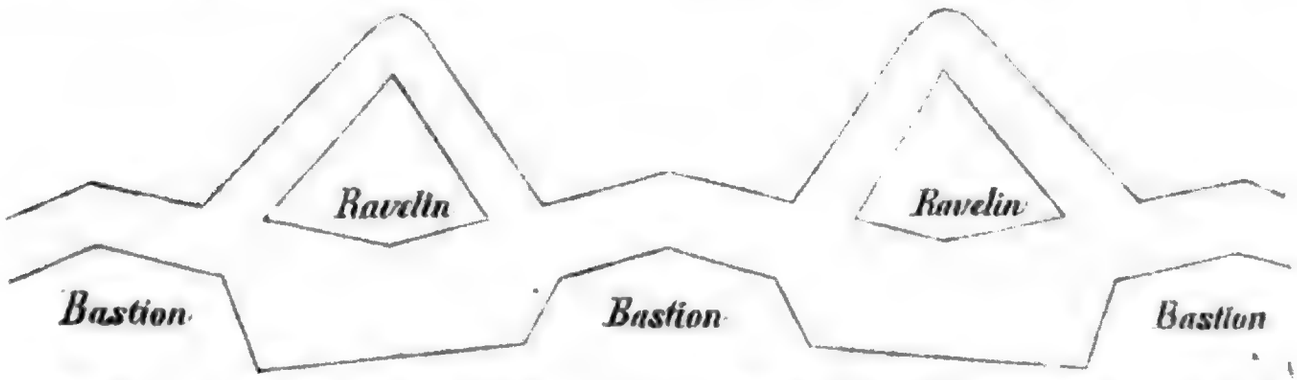
Die ältere Befestigung, als deren Meister wir Vauban anzusehen haben, nahm sowol von der Fortificirung des Vorterrains, durch detaschirte Forts, als auch von der Herstellung einer inneren Vertheidigung vermittelst eines Reduits Abstand, und machte die zweckgemaße Anlage des Umschlusses zu ihrer alleinigen Aufgabe. In dem ganzen Zeitraum, welcher mit der Einführung der Artillerie beginnt und mit der großen französischen Staatsumwälzung schließt, wendet man zu diesem Behufe überwiegend nur eine Hauptmethode an d. h. man stellt Lünetten, welche man durch Zwischenlinien oder Courtinen untereinander verbindet, und die so verbunden den Namen Bastion bekommen, in der oben beschriebenen Weise zusammen, daß je die linke oder rechte Flanke der einen Lünette, die rechte oder linke Hauptseite (Face) der links oder rechts liegenden Nebenlünette zu bestreichen oder zu flankiren vermochte.

Digitized by Google



Um dieſes Flankenfeuer für die Beſtreichung des Grabens ausbeuten zu können, ließ man die Contrescarpe nicht mit der Escarpe parallel laufen, ſondern man dirigirte ſie, nachdem die Grabenbreite vor dem von beiden Facen oder den Hauptlinien formirten Winkel beſtimmt worden war, auf die gegenüberliegenden Schulterpunkte d. h. auf die Spitzen der von Flanke und Face gebildeten Winkel.

Den Theil der Enceinte, welcher zwiſchen zwei Baſtionsſpitzen gelegen iſt, und mithin fünf Linien, nämlich eine Courtine nebſt der linken Face und Flanke des rechtswärtigen und der rechten Face und Flanke der linkswärtigen Baſtion umfaßt, nennt man eine Fronte. Eine beſtimmte Enceinte umfaßt mithin ſtets ebenſoviele Fronten als ſie Baſtionen zählt. Die Thore oder etwaige Poternen liegen da, wo ſie am beſten vertheidigt werden können, nämlich in der Mitte der Courtinen, und um ſie noch mehr zu decken legt man in den eingehenden Winkel der Contreescarpe, (welche der Courtinenmitte, alſo dem Thor grade gegenüber gelegen iſt) eine mehr oder weniger geräumige Fleſche an, welche man Ravelin nennt.



Bei den älteren Meiſtern (Ingenieuren) ſind die Raveline klein und decken die Courtine von außen her nur zum Theil; bei den neueren dagegen wird ſie ganz gedeckt und der Ravelingraben von den betreffenden Baſtionsfacen aus flankirt. In der Regel liegt die Crete der Bruſtwehr des Ravelins um einige Fuß tiefer als die der Courtine und der Baſtionsfacen, damit letztere Linien über das Ravelin hinwegfeuern können. Dieſes Plus der Höhe des rückliegenden Walles nennt man ſein Commandement. Endlich werden im Gegenſatz zu dem Ravelin die Linien der Baſtionen und die Courtinen mit dem Namen des Hauptwalles belegt.

Es bleibt mir letztlich noch übrig, des Glacis und des gedeckten Weges zu erwähnen. Unter dem erſteren hat man eine nach außen hin ſich ver-

Digitized by Google

laufende Erdanschüttung zu verstehen, die dazu dient, das Feuer von der Höhe des Hauptwalles und der Raveline rasant, d. h. mit dem Boden parallel streichend zu machen. Der gedeckte Weg befindet sich zwischen dem Glacis und der Contreescarpe, und wird, da seine Sohle sich nicht über die Crete der letzteren erhebt, von ersterem in Art eines Walles gedeckt. Er umzieht den ganzen Platz und ist seinem Zwecke nach eine äußere Position der Vertheidigung, jenseits des Grabens, von welcher aus der Ausfallkrieg betrieben wird, der im gedeckten Weg seine eigentliche Basis hat. Ohne diese äußere Position würden die für den Ausfall bestimmten Truppen sich nicht gedeckt (ungesehen) zu sammeln vermögen; zurückgeworfen liefen sie aber Gefahr vom Feinde die Contreescarpe hinabgestoßen zu werden. Der gedeckte Weg ist mit einem auf vier Fuß unter der Glaciscrete gelegenen Bankett versehen, und dient insofern als eine untere Feueretage.

Die Neugestaltung Deutschlands durch den wiener Congreß.

Ein Rückblick veranlaßt durch Gervinus Geschichte des 19. Jahrhunderts.

Gervinus Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen will die Zeit der Allgewalt der Machthaber und der Schlaffheit ihrer Beamten, die Zeit der Congresse und Protokolle, der politischen Verfolgungen und der Verschwörungen, der Hoffnungen und der Täuschungen seit 1815 darstellen.

Während der erste Abschnitt des ersten Theils die Herstellung der Bourbonen vom 30. März 1814 bis zum 24. September 1815 umfaßt, behandelt der zweite Abschnitt den wiener Congreß, und führt uns in die Werkstatt ein, wo der Plan zur Umgestaltung Deutschlands entworfen und die Grundsteine zu dem Neubau gelegt wurden. Entscheidend wurde dabei die Stellung, welche Preußen erhielt, welche einzuengen alte Rivalitäten und neuerwachter Neid gleichmäßig beitrugen. Rußland beanspruchte ganz Polen. Von jeher hatte es dieses Ziel erstrebt, um dadurch der civilisirten Welt näher zu rücken, um, wie Pozzo di Borgo sich ausdrückt, „seinen Talenten, seinen Leidenschaften und Interessen, seinem Stolze und seiner Macht einen größeren Spielraum zu eröffnen.“ Kaiser Alexander I. bot Oestreich nur etwa sechs Quadratmeilen an; gegen Preußen hin begehrte er die Linie von Thorn auf Kalisch und Krakau, mit diesen beiden wichtigen Endpunkten. Er sprach dafür Preußen ganz Sachsen zu, bekanntlich damals eine Eroberung der Verbündeten. Rußland hatte während der französischen Kriege gegen Persien und am schwarzen

by Google

Meere große Vortheile errungen. Es beherrſchte durch den Beſitz Beſſarabiens die Verbindung Oeſtreichs mit dem ſchwarzen Meere. Es drückte auf die nördlichen Vaſallenſtaaten der Pforte. Durch den Beſitz Polens mußte es auf hundert Stunden Nähe von Berlin und Wien vordringen. Die engliſchen Staatsmänner widerſetzten ſich dieſem Beginnen. Sie wollten Rußland auf die Weichſelgrenze beſchränken. Sie wollten nicht, daß bei jeder Feindſeligkeit deſſelben ganz Europa, wie bisher gegen Frankreich, ſo gegen Rußland in Waffen treten müſſe. Sie wollten nicht Preußen und Oeſtreich mit offenen Grenzen dieſem Nachbar ausſetzen; denn ſie ſahen voraus, daß beide Staaten dadurch von Rußland abhängig werden mußten. Oeſtreich wollte ebenſowenig Preußen im Beſitz Sachſens, als Rußlands Vorrücken über die Weichſel. Metternich empfahl Hardenberg dringend, Rußland auf angemeſſene Grenzen zu beſchränken. Caſtlereagh machte von Preußens Mitwirken gegen Rußland die Erwerbung Sachſens durch dieſe Macht abhängig. Die preußiſchen Staatsmänner, Hardenberg, Humboldt, Kneſebeck pflichteten ihm vollkommen bei. Selbſt die ruſſiſchen Staatsmänner, Neſſelrode, Pozzo di Borgo, Capodiſtria und Stein erklärten ſich gegen die Herſtellung eines ruſſiſchen Polens: es werde für Rußland ein Quell neidiſcher Eiferſucht, für Polen ein Anreiz zur Unabhängigkeit, für die Nachbarn eine ſtete Bedrohung ſein.

Hier trat nun die perſönliche Politik der Herrſcher von Rußland und Preußen ein. Kaiſer Alexander drohte, wenn man auf die Herſtellung von Ruſſiſch-Polen nicht einginge, mit Auflöſung des Congreſſes. Als der Herzog von Koburg gegen die Einziehung Sachſens proteſtirte, ließ ihm Alexander bedeuten, er möge, wenn er ſo verkehrte Politik treiben wolle, die ruſſiſche Uniform ausziehen. Metternich nannte er einen „Schreiber" und verbot ſeiner Umgebung, des Fürſten Haus zu beſuchen. Er wollte den Polen eine Nationalität wiedergeben, um einen Theil des an ihnen geübten Unrechts zu ſühnen, ſeinen Ruſſen aber eine ſtattliche Vergrößerung bringen. Auf den König von Preußen machte dieſe perſönliche Politik Alexanders den größten Eindruck. Er verbot ſeinen Miniſtern förmlich, mit England und Oeſtreich weiter gemeinſam vorzugehen. Der König trat vollſtändig auf die Seite Rußlands und ſuchte ſein eignes Intereſſe, die Erwerbung Sachſens, auf einem Wege, auf dem ſie ihm entgehen ſollte. Hardenberg, deſſen Schwäche von jeher verſäumt hatte, die Entſchädigungen Preußens in den Verträgen mit Beſtimmtheit feſtzuſetzen und welcher die Früchte des Sieges für Preußen verſcherzte, war zu eitel und charakterlos, um ſeine Entlaſſung zu fordern. Hätte er dies gethan, ſo würde ſich der König beſonnen haben. „Aber dieſe Handlungsweiſe der politiſchen Folgerichtigkeit wird nur in freien Staaten durch den Zwang der Einrichtungen gefordert: in unumſchränkten Herrſchaften iſt ſie kaum jemals durch perſönliches Ehrgefühl und Charakterſtärke eingegeben worden."

Digitized by Google

Unter diesen Umständen verkündete Fürst Repnin, der Sachsen bisher im Namen der Verbündeten verwaltet hatte und dasselbe nunmehr an Preußen übergab, am 7. November den sächsischen Behörden, daß das Land mit Preußen verbunden werden würde. England und Oestreich hatten nur eine vorläufige Ueberlassung zugestanden: Repnin war von ihnen zu seiner Erklärung nicht ermächtigt. In Sachsen waren die Kaufleute, die Gewerbe, Leipzig, für die Vereinigung mit Preußen; die Beamten dagegen; die Armee war gespalten, Adel und Landvolk gleichgiltig. Die preußischen und deutschen Patrioten, Niebuhr und Eichhorn an der Spitze, verlangten die Vereinigung als eine Wohlthat für Deutschland; die Rheinbündler, die Baiern, die Particularisten, die Fürsten und Höfe, vor allen die kleinen sächsischen Häuser, die ihr Erbrecht verlieren sollten, verwarfen sie. Vom Standpunkte des Rechtes hatte der König von Sachsen sein Land verwirkt: er war der Bundesgenosse Napoleons, seine Staaten waren von den Verbündeten erobert, er selbst kriegsgefangen. Vom Standpunkte der Politik aus war es gerathen, Preußen mit dem großen Kern seines Gebietes als ein Bollwerk gegen Rußland aufzustellen. Auch sagten die Verträge Preußen ein abgerundetes und zusammenhängendes Gebiet zu.

Im östreichischen Interesse dagegen lag es, durch einen Mittelstaat wie Sachsen eine Schutzwehr gegen das rivalisirende Preußen zu haben; im europäischen Interesse konnte der Verzicht Preußens auf Sachsen ein wirksames Mittel sein, den Verzicht Rußlands auf Warschau zu erreichen. Oestreich war ebensosehr gegen das russische Polen, als gegen das preußische Sachsen. Metternich suchte in schlauer Weise gegen das vereinigte Rußland und Preußen eine Verbindung zwischen Oestreich, Baiern und Frankreich zu Stande zu bringen. Er unterhandelte mit Nesselrode im Rücken des russischen Kaisers. Er sagte Polen an Rußland zu, wenn letzteres die Vereinigung Sachsens mit Preußen hintertreibe; er sagte Sachsen an Preußen zu, wenn dieses die Verbindung Polens mit Rußland hindere. Die östreichische Politik wollte Preußen in zwei Theile gespalten nach dem Rheine zu wälzen, damit es weniger auf Oestreich drücke. Endlich schlug sie im November 1814 die Theilung Sachsens vor, in der Hoffnung, Preußen nachher durch die Unzufriedenheit in dem abgetretenen Sachsen um seinen Antheil zu bringen. Dem mit dem Theilungsplane unzufriedenen Herzog von Weimar sagte Kaiser Franz: „Nu, nu, was bruddelns mit dem Kopf? Sie verstehen die Sache nicht; wenn das Land getheilt wird, so kommt es am ersten wieder zusammen."

Der charakterlose Hardenberg beschwor den östreichischen Minister: „Mittel ausfindig zu machen, um Preußen zu retten, das unmöglich in einem Zustande beschämender Schwäche aus dem schrecklichen Kampfe hervorgehen könne!" Gleichzeitig aber drohte er, Preußen müsse im Nothfalle „eher alles auf das

Digitized by Google

Spiel ſetzen." Metternich bot nun nur noch ein Fünftel von Sachſen mit poſenſchen und rheiniſchen Entſchädigungen. Hierauf ſchloſſen Preußen und Rußland ſich enger zuſammen: Großfürſt Konſtantin forderte die Polen auf, ſich „für ihre Exiſtenz" zu waffnen. Metternich ſeinerſeits ſchloß am 3. Januar 1815 mit England und Frankreich ein Kriegsbündniß gegen Rußland und Preußen.

Als ſo zwiſchen den verbündeten Mächten der Bruch drohte, war Talleyrands Zeit gekommen. Schon im Anfang des Congreſſes hatte er die geheimen Artikel des pariſer Friedens unwirkſam zu machen geſucht, welche Frankreich von den Berathungen über die Ländervertheilung ausſchloſſen. Jetzt drängte er ſich in den Spalt, den die ſächſiſch-polniſche Frage unter den Mächten verurſacht hatte. Im December 1814 erhielt er mit Caſtlereaghs Hilfe Zutritt zu den Berathungen. Am 3. Januar 1815 ſchloß er mit Oeſtreich und England das Bündniß, das ſpäter durch den Zutritt Baierns, Hannovers, der Niederlande und Sardiniens erweitert wurde.

Indeſſen war dieſes Bündniß nur ein Vertheidigungsbündniß, während es doch galt, die Gegner in einem thatſächlichen Beſitz anzugreifen. Jeder fürchtete den erſten Schlag: jeder fühlte ſeine Schwäche und ſcheute die möglichen Folgen. Man beeiferte ſich, zu unterhandeln und Zugeſtändniſſe zu machen. Lord Caſtlereagh vermittelte. Alexander ließ Krakau als freie Stadt fahren: er überließ den Tarnopoler Kreis an Oeſtreich und Thorn an Preußen, um es für Leipzig zu entſchädigen. Hannover und Holland ſteuerten eine Anzahl Seelen zu, um Preußen volle Bevölkerungsentſchädigung im Weſten zu verſchaffen, da es ſich mit nur zwei Fünftheilen von Sachſen begnügen mußte.

Preußen büßte ſeine unſichere Politik. Gegen jede der europäiſchen Großmächte kam es in eine nachtheilige Lage. Gegen Rußland lag es mit offenen Grenzen, Ruſſiſch-Polen drängte ſich wie ein Keil bis an die Prosna zwiſchen Oeſtreich und Preußen. Im Süden war Sachſen ganz auf Seiten Oeſtreichs, nicht minder Baiern. Im Weſten konnte Preußen mit dem kleineren Theile ſeines Grundgebiets eine Schranke gegen Frankreich nicht bilden. Seine endloſe, nicht zu behauptende Grenzlinie von Memel bis Saarbrücken war durchſchnitten durch das eiferſüchtige Hannover, den Verbündeten Englands. Zu Gunſten dieſes Hannovers war die Verbindung mit der Nordſee aufgegeben, Oſtfriesland aufgegeben. Die fränkiſchen Stammfürſtenthümer waren an Baiern überlaſſen. Dafür war am Rhein und in Weſtphalen eine Bevölkerung eingetauſcht, die durch religiöſes Bekenntniß und franzöſiſche Einrichtungen für den preußiſchen Staat ſchwer verſöhnbare Elemente bot.

Bei dem Abſchluß des zweiten pariſer Friedens ging die Meinung aller Verſtändigen dahin, die Nachbarſtaaten Frankreichs durch eine neue Grenzlinie dieſes Staates ſicher zu ſtellen und die Haupteroberungen Ludwigs XIV. zu-

Digitized by Google

rückzunehmen. Stein, Hardenberg, Gagern und Metternich erklärten im Hauptquartier zu Heidelberg im Juni 1815, daß Elsaß, Lothringen und Französisch Flandern von Frankreich abgelöst werden müßten. Nichts war billiger, als daß man in der Juragrenze eine ähnliche Sicherung des deutschen Westens verlangt hätte, wie sie die Pyrenäen und Alpen Spanien und Italien gewähren. Stein forderte wenigstens, den Oberrhein und die Obermaas durch die Abreißung jener dreifachen Festungslinie sicher zu stellen, welche Frankreich seine angreifende Stellung gegen Deutschland gibt. Englands Interesse ging in diesem Punkte mit dem Interesse Oestreichs und Preußens zusammen. Aber die deutschen Mächte hatten abermals versäumt, ihre Bedingungen vor dem Kampfe zu stellen. Wellington, durch den überraschend schnellen Ausgang des Krieges in den drei Junitagen die Lage beherrschend, wollte eine Besetzung Frankreichs durch die Armee der Verbündeten, die er selbst zu befehligen hoffte, keine Gebietsschmälerung Frankreichs, die diesen Staat zu einem neuen Kriege gegen Deutschland stacheln werde. Er drang durch. England legte Frankreich die Einstellung des Negerhandels auf und nahm für sich die ionischen Inseln. Weitere territoriale Vortheile hatte es nicht zu hoffen und gönnte sie auch andern nicht.

Kaiser Alexander von Rußland brütete schon damals über dem Gedanken, den christlichen Orient vom Joche der Türken zu befreien. Dazu bedurfte er eines befreundeten und starken Frankreichs, um mit demselben England die Wage zu halten, wie er Preußens gegen Oestreich sicher war. Dazu kam die Besorgniß vor der äußern Vergrößerung und innern Erstarkung Deutschlands. Der russische Minister Capodistria sagte zu Stein: Rußland habe ein Interesse dabei, Frankreich stark zu lassen, damit nicht andre Mächte alle ihre Kräfte frei hätten gegen Rußland. Auch die englischen Staatsmänner theilten die Besorgniß vor der „Habsucht und Armuth" Oestreichs und Preußens.

Die deutschen Mächte waren uneinig. Gegen den Vorschlag Steins, Elsaß und Lothringen als östreichische Secundogenitur an den Erzherzog Karl zu geben, arbeitete Preußen. Gegen den Vorschlag, Elsaß an den Kronprinzen von Würtemberg, Lothringen an Preußen zu geben, arbeitete Oestreich. Metternich trat bald zu den Anträgen Englands und Rußlands über. Die kleinen und mittlern deutschen Staaten verlangten einstimmig Sicherung ihrer Grenze gegen Frankreich. Sie wurden abgewiesen. Hardenberg arbeitete mit an dieser Abweisung. Er versäumte, die Niederlande, Hannover, Baiern und Würtemberg mit Preußen zu versöhnen, Preußen an die Spitze dieser Staaten zu stellen. Preußen blieb *isolirt*. Es blieb ohne die Stütze der kleinen Höfe: es stand ohne Uebereinstimmung gegen England, Rußland und Frankreich. Diese Isolirung ließ alle seine Forderungen scheitern. Hardenberg ließ es zwar an großwortigen Forderungen nicht fehlen, so daß die englischen Staats-

Digitized by Google

männer glaubten, die Sache könne nicht ohne einen Krieg mit Preußen endigen. Sie endigte aber damit, daß Hardenberg auch seine letzten Forderungen aufgab. Dennoch behielt er sein Ministerium. In Deutschland pflegte man damals wie jetzt „den Minister anzusehen wie einen Soldaten, der, ob Vorwärts oder Halt befehligt wird, in allen Fällen zu gehorchen hat."

Frankreich trat weiter nichts ab, als die meisten der fremden Gebiete, die es 1814 zu seinem frühern Umfang erhalten hatte.

Ebenso ungenügend war das Ergebniß der langen Verhandlungen über die innere Einrichtung Deutschlands als Gesammtstaat. Schon 1807 hatte man einsehen gelernt, daß die Unabhängigkeit Deutschlands nach außen eine Hauptbedingung für die Ruhe Europas, daß für die deutschen Staaten im Innern ein gewisses Maß ständischer Freiheit nothwendig sei. 1813 durfte man auf Einführung freier Bundesverfassungen und einer festen bundesstaatlichen Gestaltung Deutschlands hoffen. Gleich im Anfang des wiener Congresses bildeten auf Steins Betrieb die fünf königlichen Cabinete Deutschlands mit Ausschluß Sachsens für die Regelung der deutschen Frage einen besondern Ausschuß, damit Deutschland, wie der Aufruf von Kalisch besagt, sich seine Verfassung selbst gebe aus dem „ureignen Geiste" seines Volkes. Stein hoffte dadurch die Einmischung Rußlands auszuschließen. Die Undeutschheit der deutschen Fürsten und Minister aber nöthigte ihn, dieselbe immer aufs neue anzurufen. Es war dies um so bedauerlicher, als Rußland schon im Kalischer Aufruf als „Erretter Deutschlands", als „Beschützer der deutschen Verfassung" aufgetreten war. Bevor aber noch dieser russische Einfluß zur Geltung kam, scheiterte das deutsche Verfassungswerk an dem hinterhaltigen Benehmen Oestreichs, an der Eifersucht der beiden deutschen Großmächte, an der gesonderten Stellung des zu England gehörigen Hannovers und an den Anmaßungen der Rheinbundfürsten.

Von einer möglichst einheitlichen Verfassung kam man zuerst zu einer zweiherrschaftlichen, dann zu einer fünfherrschaftlichen, weiter zu einer vielheitlichen mit einheitlicher Spitze, endlich zu dem vielheitlichen Staatenbunde ohne einheitlichen Schlußstein.

Stein war für die deutsche Staatseinheit. Er empfand mit Grimm, daß Deutschland, welches an zwei Meeren, an den mächtigsten Flüssen, im Mittelpunkte Europas liegt, machtlos ist, weil es nicht eine Nation und einen Staat bildet. Er hatte erfahren, daß das Leben in kleinen Staaten den Blick verengt, den Charakter lähmt, kleinlich und spießbürgerlich macht, daß einem getheilten Volke ohne große allgemeine Interessen jeder Gemeingeist, jede große Triebfeder zu Ruhm und Thaten abgeht. Er war entrüstet über die Gewaltthätigkeiten und den Landesverrath der rheinbündischen Fürsten und wollte 1813 das Recht der Eroberung gegen sie in vollem Maße zur Anwendung

Digitized by Google

gebracht wiſſen. Er wollte die deutſchen Fürſten mit Einſchluß Baierns beim Einrücken der ruſſiſchen Heere in Deutſchland ſuspendirt und über die beſetzten Länder eine Centralverwaltung eingeſetzt haben. Aus ihrer mißbrauchten Stellung als „erbliche Präfecten" ſollten dieſe Fürſten in die „achtbare Stellung eines großen ſtändiſchen Rathes der ganzen Nation" zuſammentreten. Er predigte dem Grafen Münſter die „Einheit als ſein Evangelium", damit Deutſchland zwiſchen Rußland und Frankreich ſtark und machtvoll ſei. Gleichviel ob Oeſtreich oder Preußen zum Herrn von Deutſchland gemacht werde: jedes von beiden ſei gut, wenn es ausführbar ſei. Aber keins von beiden war ausführbar. Die deutſchen Staaten wollten ſich nicht unterwerfen: es war in Teplitz beſchloſſen worden, ihre Unabhängigkeit zu erhalten. Gegen Steins Plan wäre ganz Europa aufgeſtanden zu einem neuen dreißigjährigen Kriege.

Stein griff nun nach einem „Auskunftsmittel und einem Uebergang": er faßte den Plan einer Theilung Deutſchlands zwiſchen Oeſtreich und Preußen. Aber ſowol Hannover als Baiern waren zu mächtig, als daß man ſie einziehen konnte und Metternich erklärte im October 1814, ſein Kaiſer wolle Deutſchland nicht in Nord und Süd getheilt, ſondern den Bund in vollkommener Einheit. Metternich wollte dieſen Bund thatſächlich allein leiten. Inzwiſchen war in Chaumont feſtgeſetzt worden, Deutſchland ſolle eine Bundesverfaſſung erhalten. Stein einigte ſich nun mit Hardenberg über einen dreitheiligen Bund. Oeſtreich ſollte in denſelben nur mit ſeinen vorderſten deutſchen Landen, ſelbſt ohne das Erzherzogthum; Preußen nur mit ſeinem Gebiet diesſeits der Elbe eintreten. Beide Mächte ſollten aber mit dem deutſchen Bunde ein unauflösliches Bündniß ſchließen und deſſen Unverletzlichkeit und Verfaſſung gewährleiſten. Es ſollte ein ſtrenger Bundesſtaat mit Vertretung, mit Gewähr der Landesverfaſſung, mit freiſinnigen Grundrechten geſchaffen werden, ein Bundesſtaat, dem die eingetretenen Theile der Großſtaaten unbedingt eingefügt waren. Oeſtreich ſollte im Bunde den Vorſitz, Preußen das Directorium, die Geſchäftsleitung erhalten. Aber Metternich wollte nicht den dualiſtiſch getheilten Vorſitz, die Gleichſtellung Oeſtreichs und Preußens. Er wollte ferner mit allen ehemals deutſchen Staaten Oeſtreichs in den Bund treten. Im Fünferausſchuß, wo der Plan vorgelegt wurde, erklärten ſich Würtemberg und Bayern gegen jede Bundesbeſtimmung, welche den Einzelſtaaten irgendeine innere Beſchrankung auflegte. Der König von Würtemberg erklärte, die wiener Verhandlungen dürften keinerlei Einfluß auf das Verhältniß zwiſchen Fürſt und Unterthan haben, keine Schmälerung oder Einſchränkung ſeiner vertragsmäßig anerkannten Souveränetätsrechte bezwecken. Er dachte ſich den Bund als eine Allianz nach außen, die mit dem Innern der Staaten nichts zu thun habe. Die Beſtimmung eines Minimums landſtändiſcher Rechte, die Einrichtung eines beſtändigen Bundesgerichts beſtritten Würtemberg ſowol

Digitized by Go

wie Baiern als Eingriffe in ihre fürstlichen Rechte. Beide erklärten sich mit unpatriotischer Offenheit gegen die Absicht, „aus verschiedenen Völkerschaften wie Preußen und Baiern sozusagen eine Nation schaffen zu wollen." Baiern verlangte sogar das Recht, mit innern und auswärtigen Mächten Bündnisse zu schließen in Hinsicht auf Kriege, an welchen der Bund keinen Theil nehme. Baiern und Würtemberg wollten ein blos völkerrechtliches Bündniß, einen Fürstenbund, nur zur Sicherung gegen außen, ohne allen Einfluß auf das Innere, bis auf die militärischen Einrichtungen, und statt der Zweiherrschaft Oestreichs und Preußens verlangten sie eine Fünfherrschaft der königlichen Häuser, eine Herrschaft der Mittelmächte auf Kosten der Kraft und Einheit Deutschlands.

Dem widersetzten sich anfangs Preußen, Oestreich und Hannover. Preußen verlangte einen wahren Bundesstaat und für die Einzelstaaten verfassungsmäßige Rechte. Auch Oestreich sprach sich für die Festsetzung bestimmter Unterthanenrechte aus. Der Minister Hannovers, Graf Münster, erklärte, „ein Repräsentativsystem sei in Deutschland herkömmlich und rechtlich, in dem Begriff der Souveränetät liege nicht der Begriff der Despotie. Der König von Großbritanien sei offenbar so souverän wie jeder andere Fürst, die Freiheiten seines Volkes aber befestigten seinen Thron statt ihn zu untergraben: nur mit liberalen Grundsätzen könne man Ruhe und Zufriedenheit herstellen." Aber keiner der drei Staaten hielt bei diesen Grundsätzen fest. Stein rief die Intervention Rußlands an und erlangte die Billigung seines Planes durch Nesselrode. Zugleich trieb er die kleinen deutschen Höfe zu Erklärungen gegen Würtemberg und Baiern. Am 16. November 1814 verlangten die Vertreter von 29 Staaten und Städten die Theilnahme an den deutschen Berathungen. Sie erklärten sich bereit, ihre Souveränetät zu beschränken und ein Minimum ständischer Rechte zu gewähren. Sie beantragten zugleich die Herstellung der Kaiserwürde. An demselben Tage trat Würtemberg trotzig aus dem Fünferausschuß. Aber die sächsisch-polnischen Zerwürfnisse störten damals den Fortgang der deutschen Sache. Der Ausschuß trat Monate lang nicht zusammen und die Zwischenzeit gab Baiern und Würtemberg gewonnenes Spiel.

Am 2. Februar 1815 drangen 32 kleine Staaten auf Wiedereröffnung des deutschen Congresses mit Zuziehung aller Betheiligten. Stein, bis dahin der heftigste Gegner der kleinen Staaten und Fürsten, stellte sich von Preußen weg auf ihre Seite und förderte ihre Pläne, die wesentlich auf die Begründung eines Bundesstaates mit kaiserlichem Haupte gingen. Oestreich war nicht dawider, es wollte aber die Kaiserwürde, die es wieder annehmen sollte, mit mächtigen Mitteln ausgestattet. Aber Preußen, Baiern und Hannover waren gegen das Kaiserthum. Stein steckte sich wieder hinter den Kaiser Alexander und veranlaßte eine Denkschrift des russischen Ministers Capodistria, in welcher nachgewiesen

Digitized by Google

wurde, daß die Ruhe Europas und die Macht Deutschlands nur durch eine starke Bundesverfassung mit kaiserlichem Haupte gesichert werden könne und in welcher durch die Beziehungen Rußlands zu Preußen auch für den russischen Einfluß auf Deutschland gesorgt war. Aber Preußen erklärte es für eine Unmöglichkeit, daß zwei Staaten von selbstständiger Macht eine der anderen in einem wirklichen Bundesstaat sich unterordnen könne. Der preußische Minister Humboldt sagte in seiner Gegenschrift, daß Preußen einer wirklichen kaiserlichen Gewalt sich nicht unterwerfen könne. Vom deutschen Gesichtspunkte aber entwickelte er, daß Oestreich die deutschen Interessen immer seinen eignen opfern, die deutsche Krone nur dazu benutzen würde, um seine östreichische Macht zu stützen. Ohne die Kriegsmacht des Reiches werde der Kaiser schwach wie immer, mit ihr aber Herr in Deutschland sein. Das Verhältniß eines Bundes mit beschließender Mehrzahl ohne einheitliches Haupt sei das allein mögliche. Diese Gründe waren unverwerflich. Ein Mittel zu einem einheitlichen Deutschland mit Kaiserthum war, Oestreich ganz aus dem Bunde zu lassen. Dieses Mittel wurde vor dem westphälischen Frieden von Hippolytus a lapide vorgeschlagen: es wurde 1849 von den Männern ergriffen, die von Täuschungen sich frei erhielten. Ein großes Mittel war die Vertretung der deutschen Nation am Bunde, denn auf einem Bundestage, wo blos die Fürsten vertreten waren, war die Bürgschaft der Landesverfassungen grade denen anvertraut, die ein Interesse hatten, sie zu untergraben. Beide Mittel wurden von Stein nicht ergriffen. Er war ein Mann der Verwaltung: die constitutive, ordnende Gabe hat ihm Wilhelm v. Humboldt mit Grund abgesprochen. Aber auch Humboldts Entwürfe, in denen er sich mit Hardenberg einigte, enthielten keine Vertretung am Bunde und machten in Bezug auf das Recht der Bündnisse bedenkliche Zugeständnisse. Sie hielten jedoch drei Punkte fest: eine kräftige Staatsgewalt, landständische, gewährleistete Verfassungen und ein Bundesgericht. Aber auch diese Punkte wurden mit stumpfer Widerstandslosigkeit von Hardenberg preisgegeben.

Ganz anders handelte Metternich im Interesse Oestreichs. Er wollte, daß Deutschland ein möglichst lockerer Staatenbund werde, dessen Glieder dem Einflusse Oestreichs, des mächtigsten Gliedes, unterworfen seien. Schon 1813 war Metternich gegen jede eigentliche Bundesverfassung, nur für ein ausgedehntes System von Verträgen und Bündnissen zwischen den deutschen Fürsten zum Schutz gegen außen und untereinander, ohne Rücksichtnahme auf die Dinge der innern Verwaltung. Im December 1814 brachte ferner der östreichische Minister Wessenberg einen staatenbündischen Entwurf ein ohne allgemeine deutsche Bürgerrechte, mit landständischen Rechten, die in den einzelnen Staaten nach Herkommen und Landesart bemessen würden: die Bundesglieder sollten gleiche politische Rechte und theils einzelne, theils collective

Digitized by Google

Stimmen im Bundesrathe führen. Aus diesem und dem flauesten preußischen Entwurfe wurde Anfang Mai 1846 mit Hannover und Preußen ein dritter Entwurf vereinbart und in elf übereilten Sitzungen vom 23. Mai bis 10. Juni die deutsche Verfassung zu Ende gebracht. Der letzte Rest von Bestimmungen, welche die Rechte der Unterthanen sicherten, schwand. Es hieß, „es werde eine landständische Verfassung statthaben und in der französischen Uebersetzung der Bundesacte mußte der Ausdruck „Constitution représentative“ dem Ausdruck „Assemblée d'états“ weichen. Ein Bundesgericht wurde nicht eingeführt, ein Minimum ständischer Rechte nicht festgestellt. Das Princip der Unbeweglichkeit, vor allem Oestreichs Ziel, wurde dadurch sanctionirt, daß über organische Bundeseinrichtungen und Abänderung der Bundesgesetze nur in dem Plenum des Bundestages mit Stimmeneinhelligkeit entschieden werden konnte. Selbst dann machten die Staatsregierungen die Giltigkeit der Bundesgesetze von ihrer Verständigung, von der Uebereinstimmung mit den Landesgesetzen abhängig. Es blieben ferner unter den Bundesgliedern die Großmächte Oestreich, Preußen und England-Hannover und zwei Mittelmächte Holland und Dänemark, die einen Theil und meist den bei weitem größeren Theil ihrer Staaten außerhalb des Bundes hatten. Die großen Mächte konnten nicht gehindert werden, ihre deutschen Kräfte in undeutschen Interessen, Oestreich in Italien, England-Hannover in Portugal zu vergeuden. Selbst den ganz deutschen Staaten wurden Bündnisse mit fremden Mächten gestattet, nur daß sie nicht gegen Bund und Bundesglieder gerichtet sein sollten: mit Fremden durften demnach Deutsche gegen andere Fremde und gegen andere mit diesen letzteren verbundene Deutsche Krieg führen. Durch seine innere und äußere Einrichtung war der Bund zu gänzlicher politischer Unthätigkeit und Unbeweglichkeit gezwungen. Es war ein monarchischer Bund ohne monarchisches Haupt, ohne ständische Vertretung im Innern, ohne diplomatische Vertretung nach außen. Er hinderte nicht, daß der Zusammenhang der deutschen Höfe inniger war mit St. Petersburg als mit Frankfurt. Er mußte seine Schicksale von äußerer Politik oder von der Politik der Mächtigen in seiner Mitte leiten lassen. Das aber war grade Metternichs Absicht gewesen. Er gab dem Bunde den Beruf, „in dem Centrum Europas eine große defensive Vereinigung zur Erhaltung der Ruhe des Welttheils zu bilden“, er legte ihm die Rolle eines regierungslosen neutralen Staates auf. Die Bundesacte, Deutschlands Verfassungsurkunde, ließ er in die allgemeine wiener Congreßacte einrücken, er stellte sie unter die Einsprache der fremden Mächte.

Stein und ähnlich gesinnte Vaterlandsfreunde erklärten den zwanzigjährigen Kampf der Deutschen mit einem „Possenspiele“ beendigt, die Bundesacte, welche einen Schritt zur Einheit thun sollte, schien ihnen vielmehr die Auflockerung des deutschen Verbandes zu fördern.

Digitized by Google

Pariſer Brief.

Nachdem wir im vorigen Briefe von den für das recitirende Schauſpiel beſtimmten Bühnen geſprochen, wenden wir uns zu den ſogenannten lyriſchen Theatern, die ſich der vorzüglichen Gunſt der Regierung erfreuen und als kosmopolitiſche Inſtitute ſich beſonders der Aufmerkſamkeit des Fremden empfehlen.

Es gibt deren bekanntlich vier: die große Oper, die komiſche Oper, das lyriſche Theater und die italieniſche Oper. Die große Oper, die ſogenannte Académie impériale, iſt ſeit Verons Austritt aus der Direction in fortwährend zunehmendem Verfall. Die Zeit der Nourrit, Duprez, Levaſſeur, Falcon, Damoreau, Stolz u. ſ. w. iſt vorüber — Auber hat ſeit der Stummen, Halevy ſeit der Jüdin für dieſe Bühne kein erfolgreiches Werk mehr ſchreiben können. Roſſini wird gewöhnlich Doubluren zur Verarbeitung gegeben, da die beſten Sänger und Sängerinnen von Meyerbeer in Anſpruch genommen werden. Meyerbeer aber und das Ballet ſind es vorzüglich, welche dieſe Anſtalt vor gänzlichem Ruin retten, was beides ein Beweis iſt, daß die Franzoſen die Muſik nicht lieben. Der Prophet iſt noch immer das einzige Kaſſenſtück der großen Oper und in dem Augenblicke wo wir ſchreiben wird mit Verdis ſicilianiſcher Vesper ein neuer Verſuch gemacht, der, wenn nach dem nicht immer unbefangenen Spectakel, den eine erſte Vorſtellung macht, geurtheilt werden kann, ein glücklicher ſein ſoll. Verdi iſt der italieniſche Meyerbeer — beide machen mehr Lärm als Spectakel, aber erſterer hat den Vorzug natürlicher Inſpiration, er macht Lärm von ſich heraus, während der erlauchte Giacomo Meyerbeer ſeinen unmuſikaliſchen Spectakel ängſtlich in ſich hinein trägt, wie ein Wucherer Groſchen auf Groſchen anhäuft, bis eine hübſche Summe zuſammenkommt. Von den Darſtellenden iſt eben auch nicht viel Gutes zu ſagen — Die Cruvelli paßt vollkommen zum Repertorium der gegenwärtigen Oper. Von Natur reich begabt ſucht ſie ihren Erfolg durch unkünſtleriſche, unmuſikaliſche Hilfsmittelchen und gefällt zwar durch ihren unnatürlichen Pathos ſowol der Menge als Herrn Meyerbeer, aber großen Kunſtgenuß darf man ſich nicht von ihr verſprechen. Das Theater des kaiſerlichen Haushalts ſteht ſozuſagen blos auf den Beinen des Ballets, auf den dicken der ſonſt flinken und feurigen Beretta, auf den plaſtiſchen der ſchönen Cerrito (auf Urlaub) und auf den beredten der Rocati, die ſeit der Elsler die erſte Tänzerin iſt, welche mit Geiſt und Empfindung tanzt. In der Oper wäre alſo ein Ballet anzuſehen, und Verdis ſicilianiſche Vesper, wo nicht als muſikaliſches Ereigniß, ſo doch als haute nouveauté parisienne, um die Decorationen und die glänzende Ausſtattung der erſten muſikaliſchen Bühne Frankreichs zu bewundern. Wer zu Meyerbeers Verehrern quand même gehört, der mag die dicke Alboni anhören,

welche durch ihre Gleichgiltigkeit, mit der sie diese hyperleidenschaftliche Rolle singt, dem Beherrscher der europäischen Opernbühne eben kein Compliment macht.

Die italienische Oper ist womöglich noch mehr herunter, als die französische; sie ist das Reich der heiseren Gespenster und eines bis zum Ueberdruß herabgedudelten Repertoriums. Diese Oper hat übrigens den guten Geschmack, jetzt durch ihre Abwesenheit zu glänzen und dem melodischen, herzergreifenden Gesange der herrlichen Schauspielerin Ristori ihre Räume geöffnet zu haben. Die englische Schauspielergesellschaft wird mit der italienischen abwechseln und wir wiederholen unsren bereits ausgesprochenen Wunsch, eine deutsche Gesellschaft als siegreiche dritte im Bunde zu sehen. Hat denn unser Devrient sobald den Muth verloren und hat er sein uns in London gegebenes Versprechen, den glücklichen ersten Versuch öfters zu erneuern, vergessen?

Die komische Oper hat seit der Februarrevolution, indem sie in die Hände des ebenso geschickten, als glücklichen Perrin überging, einen Aufschwung genommen, wie sie ihn zur Zeit hatte, als Grétry, Monsigny, Dalayrac, Méhul, Cherubini und Boieldieu am musikalischen Horizont Frankreichs leuchteten. Sie verdankt ihr Glück zum Theil auch der Wiederaufnahme einiger Meisterstücke dieser Tondichter. Das Feld der komischen Oper ist aber auch in neuester Zeit als vorzüglich französisches von bedeutenden Talenten mit Erfolg bebaut worden. Der greise Auber hat in diesen Tagen noch das Repertorium durch seine vorzügliche Oper Jenny Bell bereichert und Adam Thomas, Reber, Massé, Grisar eifern dem Altmeister der komischen Oper nicht immer mit gleichem Erfolge, aber doch meist mit einigem nach. Die Kräfte der komischen Oper stehen in angenehmer Uebereinstimmung mit dem amusanten Repertorium.

Man kann auch mit Zuversicht auf einen heiter verbrachten Abend in diesem Theater rechnen, wenn nur nicht grade der Nordstern von Meyerbeer gegeben wird. Es ist unbegreiflich, daß Perrin diese Oper nicht lieber nach dem Theater lyrique verlegt hat, denn bei der Vogue, die sich dieser Compositeur bei der Masse unstreitig erfreut, was wir Kritiker vom Standpunkte der Kunst auch immer gegen ihn sagen mögen, würde die neueste Oper Meyerbeers auch auf diesem Theater seinen Spectakel- und Decorationssuccess gefunden haben und das Publicum nicht um einige Grétry-, Monsigny-, Boieldieu- und Auberabende gebracht werden.

Das Theater lyrique bedürfte aber eines solchen Kassenstückes, da es trotz der augenblicklichen Fülle durch Halevys Jaguarita und trotz der Berühmtheit, die man der allerdings gefälligen Cabel à force de réclame zu verschaffen wußte, im Argen liegt. Ein Schicksal, das Perrin durch die unwürdige Verarbeitung unsres armen Freischütz wol verdient hat.

Digitized by Google

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel, 21. Juni. — Man macht sich auswärts schwerlich eine klare Vorstellung von den enormen Schwierigkeiten, welche es hat, aus dem Wust und Wirrwarr hiesiger Tagesgerüchte das Wahre von dem Falschen zu sondern und mitten aus dem Kreise der Erdichtungen die Thatsachen herauszuheben. Am gestrigen Tage hatte dieses Treiben seinen Höhenpunkt erreicht. Nicht als ob sich vielfache Gelegenheit gefunden hätte, Nachrichten aus der Krim zu bekommen: im Gegentheil war nur der englische Steamer Miranda (die Miranda kam erst gestern, vorgestern kamen Descartes und Mogador) am Abend zuvor aus Kamiesch hier einpassirt, aber man wußte im voraus, daß am 18. ein Kampf von größeren Dimensionen vorgefallen sei und die Neuigkeitenverfertiger benutzten die Gelegenheit, um ihre Worte an den Mann zu bringen. Schon am 18. Abends selbst lief das Gerücht um und wurde seltsamerweise von vielen für wahr gehalten, daß die verbündete Dampfflotte in den äußeren Hafen von Sebastopol eingelaufen sei; man war sich nicht bewußt, wie ein solches Eindringen in Anbetracht der russischen unterseeischen Sperrung habe bewirkt werden können, aber man nahm dessenungeachtet die Nachricht als ein Factum. Dasselbe erhielt sich den ganzen nächsten Tag im Ansehen und wurde erst durch die von dem obenerwähnten Schiff Miranda überbrachten positiven Berichte desavouirt. Es ist überraschend, daß Franzosen hier am vergangenen Dienstag die Wegnahme des Malakowthurms als eine Thatsache ansahen. In derselben Weise wollte man noch gestern wissen, General Bosquet habe 2—3000 Russen zu Gefangenen gemacht. Dem gegenüber treten nun heute die Mittheilungen, welche beide hier erscheinende Zeitungen bringen. Darnach begann der Kampf am 18. früh Morgens um vier Uhr. Die Russen machten zu derselben Zeit einen Ausfall aus ihren Linien, wo die Verbündeten hinter dem Mamelon und aus den ihm vorgelegenen Batterien hervorbrachen. Im raschen, heftigen Aufeinanderstoßen wurden die Russen geworfen. Den nächsten Moment scheinen die Franzosen genützt zu haben, um den Malakowthurm zu bestürmen. Man bediente sich dazu der langen Leitern, die von den in Balaklava stehenden Engländern im vergangenen Winter angefertigt worden waren. Leider erwiesen sie sich als zu kurz und wurden damit der Anlaß zum Mißlingen des Ersteigungsversuchs. Inzwischen hatten, wenn ich recht unterrichtet bin, mehre Colonnen Engländer die Batterien des Redan erreicht, waren darin eingedrungen und hatten die russischen Kanoniere neben ihren Geschützen mit dem Bajonett niedergestoßen. Eine Masse von dreitausend Mann britischer Infanterie drang zugleich mit Ungestüm in das Innere der Schiffer- und Tartarenstadt ein und hatte hier das Glück, sich des Arsenals, welches man, wenn ich nicht irre, als ein großes Reduit der russischen Südostbefestigungen ansehen kann, zu bemächtigen. Die Nachrichten, welche die Miranda mitbrachte, reichen nicht weit über diesen Zeitpunkt hinaus. Bei ihrem Abgang standen die Dinge so, daß das Arsenal noch im Besitz der Alliirten war. General Pelissier wollte augenscheinlich diesen Punkt, koste es was es wolle, halten und disponirte soeben Reservemassen in die betreffende Direction. (Bekanntlich ist der Sturm doch noch abgeschlagen worden. D. R.)

Die kleine Gasse, welche sich an der Mauer von Galata zwischen diesem Stadttheil und dem Meere hinzieht, bot gestern einen seltsam belebten Anblick dar. Vor

Digitized by Google

den Gebäuden, die jetzt der Admiralitätscommission eingeräumt sind, lagerten mehre hundert, auch in dem hier sich tummelnden Gewühl der verschiedenartigsten Nationen sich ziemlich fremdartig ausnehmende Gestalten. Man hatte in den Gruppen, welche sie ausmachten, die mannigfaltigsten Sprachen, zum Theil neben Spanisch und Russisch auch Deutsch. Die Leute, welche auf Kasten und Küsten saßen, waren Juden aus Kertsch. Als die Verbündeten diesen Platz zu räumen beschlossen, nahmen sie denjenigen Theil der Bevölkerung an Bord, welcher darnach den Wunsch ausgesprochen und die Rückkunft der Russen fürchtete. Die darum Petitionirenden waren, wie sich denken läßt, keine Russen, sondern Ausländer, welche der Handel auf den Platz geführt hatte. Anfangs scheint man seltsamer und unerklärlicherweise die Absicht gehabt zu haben, diese Auswandrer auf der Krim selbst und zwar bei Jalta ans Land zu setzen, bis man sich bestimmen ließ, sie hierher zu bringen. Man weiß selbstredend noch nicht, was aus ihnen werden wird. Vor der Hand scheint die englische Hafendirection ihre Verpflegung übernommen zu haben.

Wie Sie aus den Zeitungen erfahren haben werden, wurde nur Kertsch von den Verbündeten wieder aufgegeben und darnach verbrannt. Jenikale dagegen blieb von einer combinirten Division, bestehend aus 3000 Mann Türken, zwei französischen und einem englischen Infanterieregiment besetzt. Aus Anapa will man hier wissen, dieser Platz sei von den Russen aufs neue besetzt worden. Mir scheint die Nachricht allen Zweifel zu verdienen.

Seit etwa acht Tagen haben wir hier viel von der Hitze zu leiden, die nur dann und wann von einem sanften Nordwind abgekühlt wird. Auch des Nachts erhält sich das Thermometer auf + 20° Reaumur. Mir fällt dabei ein, daß ich neulich in dem Lehrbuch der Physik von Müller und zwar in der darin mitgetheilten Mahlmannschen Tabelle über mittlere Temperatur verschiedener Orte in Betreff Konstantinopels mehre Angaben fand, die mir mit der Wahrheit, oder richtiger zu sagen mit meinen eignen Beobachtungen dermaßen in Widerspruch zu stehen scheinen, daß ich mich veranlaßt sehe, darauf aufmerksam zu machen. Die mittlere Wärme der drei Wintermonate gibt Mahlmann auf + 4,8 C. (der hunderttheiligen Skala) an. Es ist ziemlich sicher, daß sie doppelt so hoch zu stehen kommt; desgleichen ist die mittlere Temperatur der drei Frühjahrsmonate mit + 11,0 C. wol zu gering veranschlagt.

Ungeachtet die eigentliche oder alte Société von Pera zur Zeit auf dem Lande, zumeist in ihren Villen und Landhäusern am Bosporus weilt, herrscht dennoch in der Stadt ein lautes und reges Leben. Alle Gasthöfe sind dicht besetzt, am meisten das Hotel de l'Angleterre in der großen Perastraße, welches sein älteres Local mit dem frühern der preußischen Gesandtschaft vertauscht hat und nunmehr die Residenz der hier durchreisenden oder ansässig werdenden englischen Gesellschaft ist. Im Gegensatz zu den Engländern haben die Franzosen ihren geselligen Mittelpunkt, wo die höhern Offiziere absteigen und speisen, im Hotel de l'Europe, neben dem erstgenannten der zweitbeste unter den hiesigen Gasthöfen. Man kann interessante vergleichende Studien über den Charakter der beiden Nationen anstellen, wenn man nacheinander den einen und andern Ort besucht.

Zum Schluß noch eine Anfrage: Hat man in Deutschland schon vom „Seelenschreiben" (Psychographie) gehört? Lassen Sie sich über diesen Punkt Nachstehendes

Digitized by Google

erzählen. Derjenige, welcher die Seele will schreiben lassen, thut irgendeine Frage, auf welche sein Verstand um eine Antwort verlegen ist; er nimmt die Feder in die Hand und legt sie auf das Papier, in der Stellung wie zum Schreiben. Nach zwanzig oder fünfundzwanzig Minuten tritt eine Art Krampf ein und die Hand beginnt zu schreiben. Uebung, heißt es, hälfe dabei. Das Geschriebene ist eine directe Antwort auf die gethane Frage und zeichnet sich durch guten Satzbau aus. Die ganze Sache scheint in die Kategorie des Tischrückens hineinzugehören.

Aus England. Seit den Fälschungen des später zum Tode verurtheilten und gehenkten Bankier Fauntleroy in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts und der Flucht Steffensons, des Chefs des Bankhauses Remington, Steffenson u. C., der mit einem Deficit von 270,000 Pfd. Strl. 1829 nach Amerika entwich, hat kein Bankrott solches Aufsehen gemacht, als der neuliche des Hauses Snow Strahan Paul u. Comp. Das Haus war nach dem der Herren Childt u. Comp. das älteste in London, und sein Gründer, Jeremias Snow, war einer der Goldschmiede, deren Gelder Karl II. in Beschlag nahm. Schon damals waren die Hauptkunden des Hauses die Mitglieder des englischen Adels, welche bei ihm ihre Gold- und Silbersachen von Tafelgeschirren bis zu Trinkbechern und Fingerhüten herab versetzten, wenn sie Geld brauchten. Der jetzige Chef der Firma vertauschte den Namen Snow mit Strahan, weil er einen reichen Onkel dieses Namens beerbte. Aber trotz des veränderten Namens blieben die alten Kunden und Strahan Paul u. Comp. fuhren fort das angesehenste und besuchteste Bankierhaus im Westend zu sein. Der Chef Strahan besaß ein Vermögen von mehr als 600,000 Pfd., der zweite Chef war Sir J. D. Paul, ein Baronet, und beide gehörten der strengkirchlichen Richtung an. Daher genossen sie allgemeines Vertrauen und eine große Anzahl Mitglieder der Aristokratie, wie Lord Palmerston, der Herzog von Devonshire, Lord Clanricarde, Herzog von Rutland, Lord Carnarvon und andere, außerdem wegen des streng religiösen Charakters der beiden Chefs viele geistliche und religiöse Gesellschaften wie Missionsvereine, pflegten ihre Gelder bei dem Hause niederzulegen. Denn es ist in England Sitte, daß fast alle Menschen von einiger Wohlhabenheit alle Zahlungen, die bei ihnen eingehen, bei einem bestimmten Bankier einzahlen lassen, der ohne Zinsen dafür zu geben die hinterlegten Summen in seinem Geschäft verwenden kann, aber auch jeden Augenblick bereit sein muß, gegen Checks (Anweisungen auf Sicht) für Rechnung des Deponenten Zahlungen bis zum Belaufe des Contos zu machen. Auch vertraut man den Bankiers, um gegen Verlust durch Diebe oder Feuer gesichert zu sein, seine Staatspapiere und bei längeren Reisen sogar sein Silberzeug an. Von solchen Depositen waren Strahan und Comp. große Summen anvertraut, denn obgleich in der City das Haus schon seit längerer Zeit kein rechtes Vertrauen mehr genoß, war doch in dem weniger geschäftskundigen Westend sein Ansehen noch unerschüttert. Am vergangenen Freitag veranlaßten die Chefs einige ihrer näheren Bekannten ihre Fonds aus dem Geschäft zu ziehen d. h. sie benachrichtigten ihre Freunde von ihrem bevorstehenden Bankrott und setzten sie in den Stand, auf Kosten der übrigen Gläubiger sich zu bereichern, am Sonnabend zeigten sie dem Gericht ihre Insolvenz an und hatten noch einen Kassenbestand von 2000 Pfd. aufzuweisen. Die Masse beträgt 680,000 Pfd., die vorhande-

Digitized by Google

nen Activa werden auf circa 160,000 Pfd. angenommen; außerdem sind 276,000 Pfd. italienischen Eisenbahnen vorgeschossen, die aber nicht als gute Schulden zu betrachten sind. Das Schlimmste aber ist, daß das Haus eine ganze Masse holländischer, dänischer und andrer Staatspapiere, die bei ihm deponirt waren, widerrechtlicher und betrügerischerweise für 113,000 Pfund verkauft und verpfändet hat. Unter den dadurch Beeinträchtigten befindet sich ein Dr. Griffiths, Präbendar an der Rochesterkathedrale, der deshalb den Criminalproceß gegen sämmtliche drei Chefs, Strahan, Sir J. D. Paul und Bates veranlaßt hat. Sie befinden sich alle in den Händen der Polizei und sind schon mehre Mal in Bowstreet vernommen worden. Die Strafe für das Verbrechen, dessen sie bezüchtigt sind, ist drei Jahr Arbeitshaus bis vierzehn Jahr Deportation; es ist aber Zweifel darüber entstanden, ob das Gesetz sie erreichen kann, da sie bei dem Gerichtshof für insolvente Schuldner freiwillig einen Status über die veruntrauten Depositen eingereicht haben, was nach der Meinung einiger Juristen die Angeklagten straflos macht, obgleich der Vorsitzende des Gerichts sich geweigert hat, das Document entgegenzunehmen. Allem Anschein nach wirthschaftet das Haus schon seit zehn Jahren ohne alle eignen Fonds. Den ersten Stoß soll es durch einen Verlust von 15000 Pfund, die es einem mit italienischen Eisenbahnen in Lieferungsverträgen stehenden Hause vorgeschossen, erhalten haben. Um diesen Verlust wieder zu decken, wäre es allmälig in die Contracte seiner Geschäftsfreunde eingetreten und so immermehr verwickelt worden. Wie oben angegeben hat es allerdings italienischen Eisenbahnen über eine Viertelmillion Pfund Vorschüsse geleistet.

Als Commandite des Hauses Snow, Strahan Paul u. Comp. hat die Firma Halford u. Comp. ebenfalls ihre Insolvenz angezeigt, doch dürfte ihre Liquidation wenn es, wie man glaubt, juristisch zu ermöglichen ist, ihre Rechnungen von denen Strahan u. Comp. zu trennen, noch einen Ueberschuß ergeben. Dies wäre sehr zu wünschen, denn durch ihr Fallissement würde eine Classe von Personen leiden, die ihr Geld schmerzlicher vermißt, als Dr. Griffiths, der vor dem Criminalgericht erklären konnte, daß er von seinem Verlust (von 20,000 Pfd.) nicht genirt werde. Halford u. Comp. sind nämlich Marineagenten (Navy Agents) und vermitteln als solche die Geldgeschäfte der in den Colonien oder dem Auslande dienenden Offiziere der Armee und der Marine. Meistens verwalten sie dann auch nach der Pensionirung oder dem Tode des Offiziers noch das Vermögen desselben oder seiner Wittwe fort. Hier sind daher verdiente Veteranen, Wittwen und Waisen von Männern, die für ihr Vaterland geblutet, betheiligt und mit dem Verlust ihrer gesammten Ersparnisse bedroht, unter andern auch die Wittwe des Admirals Boxer, die auf diese Weise in wenigen Wochen Gatten, Sohn und Neffen, ihr Vermögen und ihr Landhaus, das ihr abgebrannt ist, verloren hat.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Jean Paul im Verhältniß zur gegenwärtigen Romanliteratur.

Wir haben vor einigen Wochen den Wilhelm Meister vom künstlerischen Standpunkt unsrer Zeit aus betrachtet. Der Vergleich mit Jean Paul ist nicht uninteressant, da trotz des schreienden Widerspruchs seiner Dichtung gegen die Goethesche in den Lebensanschauungen der beiden Dichter manches gemeinsam ist und gleichmäßig den Resultaten unsrer gegenwärtigen sittlichen Bildung widerspricht. Da aber Jean Pauls Leben mit seiner Dichtung aufs innigste zusammenhängt, so ist es nöthig, auch auf das erstere einzugehen. Wenn die Resultate unsrer Untersuchung von der gewöhnlichen Meinung stark abweichen sollten, so möge man erwägen, daß Jean Paul zu den zahlreichen Dichtern gehört, über die man entweder blos nach Hörensagen oder höchstens nach der Erinnerung urtheilt, da man ihn gewöhnlich in einer Periode liest, wo bei einem gesunden Gemüth die kritische Neigung sich noch gar nicht entwickelt hat.

Jean Paul Friedrich Richter wurde 1763 in Wunsiedel geboren. Aber die reizende Gegend, in der er lebte, blieb ihm verschlossen: der Vater, ein würdiger Dorfpfarrer, hielt den Knaben zum fortwährenden Arbeiten an; sieben Stunden des Tages mußte er auswendig lernen, alles Mögliche bunt durcheinander, wie es der damalige Wissenstrieb mit sich brachte. Die Natur empfing er nicht aus unmittelbarer Anschauung, sondern nur aus der Sehnsucht und aus der Beschreibung, und wer sich nicht durch den Schimmer der Farben verblenden läßt, wird in seinen späteren landschaftlichen Schilderungen leicht herauserkennen, daß ihm kein bestimmtes Bild, sondern nur eine unklare Stimmung vorschwebte. Die Natur hat bei ihm nur Gefühle, keine Physiognomie.

Nicht ohne Anlage zur Empfindsamkeit und zur Schwärmerei, gehört sein Jugendleben doch ganz der Reflexion an. Dichter des Verstandes, Hippel und Rousseau, waren seine künstlerischen Vorbilder; der Werther ließ ihn kalt, und die Satire schien ihm die höchste Gattung der Poesie. Schon im 19. Jahrhundert machte er Satiren, und unternahm es, das Leben zu verspotten, noch ehe er einen Blick ins Leben gethan.

Digitized by Go

Wer gewohnt ist, in Goethes classischer, sonnenheller Schreibart sich das Zeitalter abspiegeln zu sehen, wird bei Jean Paul durch die Verwilderung der Form in Erstaunen gesetzt. Noch immer gibt es gelehrte und ungelehrte Männer, die seinen Stil bewundern, und der Einfluß desselben macht sich in unsrer schönen Literatur auf das verhängnißvollste geltend. Jean Paul ist der eigentliche Vater des jungdeutschen Stils. Wie er zu diesem Stil gekommen, das läßt sich im Einzelnen genau verfolgen; wir begnügen uns mit einigen Andeutungen.

Zunächst fehlt ihm die classische Bildung. Seine umfassende, aber zerstreute Lectüre hatte ihm eine unglaubliche Menge von Kenntnissen und Gesichtspunkten zugeführt, aber ohne ihm ein Maß zu geben, diese wüste Masse harmonisch zu gestalten. — Durch seinen falschen Begriff von Humor ließ er sich verleiten, überall bei Vergleichungen und Effecten stehen zu bleiben und niemals einen Gedanken, nie eine Empfindung rein zu Ende zu führen. — Was dem Stil allein Form gibt, der plastische Gesichtssinn, kann sich nur an Anschauungen lebendigen Lebens oder an Meisterwerken der bildenden Kunst entwickeln, aber alle seine Anregungen knüpften sich an gedruckte Worte. Er hatte, nach seinem eignen Geständniß, niemals Sinn für geographische Vorstellungen, nie ein klares Bild von Landkarten und Länderlagen gehabt. Noch in späten Jahren konnte er der dresdner Galerie kein Verständniß abgewinnen; die Malerei blieb ihm fremd. Die einzige Kunst, die er pflegte, war die Musik, aber auch hier floh er die Schule, den Rhythmus und das Maß, und legte sich aufs Phantasiren. — So war er zu dem äußeren Hilfsmittel genöthigt, bei seinen Studien das Gelesene, Gehörte, Erlebte, Gedachte, Erfundene festzuhalten, nebeneinander hinzulegen und aus diesen verschiedenen Bruchstücken dann Neues gewissermaßen wie aus Karten zu mischen. In der Furcht, irgendeinen Gedanken zu verlieren, ließ er den Gedanken in der Seele nicht wachsen und reifen, er war froh, wenn er ihn auf dem Papier hatte, um ihn für den Gebrauch aufzusparen. — Wenn andere Jünglinge ihre Stimmungen in Gedichten niederlegten, stellte er witzige Gleichnisse zusammen. In seinen Excerpten, die er eifrig registrirte und durchlas, traten die zusammenhanglosesten Bilder und Notizen aus allen Kreisen des Wissens täglich vor seine Seele, und die Verbindung derselben ersetzte ihm die Anregung der Wirklichkeit. Wenn er einen neuen Roman begann, trug er alle Einfälle zu Scenen, zu Charakterzügen u. s. w. in „Studienbücher" ein, und rubricirte dieselben nach allen erdenkbaren Gesichtspunkten, um durch Aneinanderreihung fertiger Gedanken neue Gedanken zu erzeugen; aus dem Vollen zu schaffen, war ihm bei dieser sporadischen Beobachtung unmöglich.

Man hat Goethe häufig getadelt, daß er durch die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft und der bildenden Kunst seinen eigentlichen Beruf hintange-

Digitized by Google

ſetzt, durch die harmoniſche Ausbildung ſeines Lebens die harmoniſche Ausbildung ſeines Talents beeinträchtigt habe. Wenigſtens war er ehrlich in ſeinem Streben, mit ſich ſelbſt fertig zu werden. Jean Paul hat für die innere Bildung ſeines Geiſtes und Herzens nichts gethan: alles was er trieb, hatte die unmittelbare Beſtimmung, als poetiſches Material verwerthet zu werden. So blieb er nicht blos in ſeinem Wiſſen und ſeiner Einſicht unfertig, ſondern er nahm auch eine unwahre Stellung zum Leben ein. Goethe hat in ſeinen Dichtungen mühelos die Früchte ſeines reichen Lebens abgeſchüttelt, Jean Paul lebte nur, um zu dichten. In ſeinen Romanen iſt nichts geworden, ſondern alles iſt gemacht; mit künſtlicher Hitze trieb er ſich in beliebige Lebensverhältniſſe hinein, um ſie nachher für den Roman gebrauchen zu können. Der Lauf ſeines Lebens, von der früheſten Jugend an, iſt eine fortgeſetzte Wiederholung überſpannter und lügenhafter Liebesverſuche zum Zweck novelliſtiſcher Studien; ſein Biograph Spazier macht uns darüber erſchreckende Mittheilungen. Um Liebesbriefe ſchreiben zu können, wählte er ſich eine beliebige Geliebte, die er dann, wenn die Briefe wirklich geſchrieben waren, wegwarf. Er war in beſtändigem Suchen nach Modellen für die poetiſch angeſchauten Charaktere, die ihm in allgemeinen Umriſſen vorſchwebten. Daher die Schnelligkeit, mit der er nach der Bekanntſchaft von einer Stunde mit ſovielen Perſonen in das glühendſte Liebes- und Freundſchaftsverhältniß gerieth. Die Glut verlor ſich, wenn das Reſultat der Bekanntſchaft erreicht war, und nun ein neues Modell geſucht werden mußte. Doch dauerte der Verkehr fort, und die früheren Modelle hatten einen großen Antheil an der ſonderbaren Familienähnlichkeit ſeiner poetiſchen Charaktere.

Im Jahr 1781 bezog er die Univerſität Leipzig. Kurze Zeit darauf verarmte ſeine Familie, und er lernte die bittere Noth kennen. Hier nun tritt die Stimmung hervor, die uns den Krebsſchaden der Zeit verſinnlicht. Jean Paul war ein guter Menſch und eigentlich unedle Züge würde man in ihm kaum entdecken, aber ſeine Sittlichkeit wurde durch die Idee untergraben, daß er zu einer großen Laufbahn beſtimmt ſei und daß der Genius andre Pflichten habe, als ſonſt die Sterblichen. Statt zu ſtudiren ſchrieb er ſatiriſche Verſuche und lebte Romane; er gerieth in Schulden, mußte im November 1784 heimlich entweichen, um ſeinen Gläubigern zu entgehen und kehrte nach ſeiner Heimath zurück. „Bewundernswerth", erzählt ſein Biograph, „bleibt die Charakterſtärke, mit welcher er, umgeben von Armuth, umſcharrt und umtobt von den übrigen Familienmitgliedern und von dem widrigen Geknarr einer dürftigen Haushaltung, anhörend die täglichen Klagen über den Mangel an jedem geringſten Bedarf, den jeder Augenblick forderte, unerſchütterlich ſeinem Ziele entgegenarbeitete. Es war der Zeitpunkt gekommen, wo ihn ſeine Beſtrebungen nach Erreichung des Ideals, das ihm vor die Seele zu treten

anfing, so ganz ausfüllten, daß er wirklich die meiste Zeit nicht im mindesten gestört wurde durch das, was um ihn vorging. Ja, er gewöhnte sich auch in dieser harten Prüfungsschule, sich seine Arbeiten und seine Seelenstimmung ganz von dem Unangenehmen, was in seiner Familie und um ihn her vorging, so getrennt zu halten, daß er dem Ununterrichteten fast hartherzig, theilnahmlos erscheinen mochte." — Auch in seiner äußern Erscheinung trug er das Bewußtsein seiner Genialität zur Schau: er skandalisirte seine Umgebungen durch eine abenteuerliche Tracht, um ihnen den Abstand sichtbar zu machen. Er begann seine Rundschreiben an große Männer, um in ihren Kreis aufgenommen zu werden, vorläufig ohne Erfolg. Im Jahre 1787 wurde seine Existenz durch eine Hofmeisterstelle sichergestellt; als diese nach zwei Jahren aufhörte, war er endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß er, um zu leben, sich in den Formen seinen Mitbürgern nähern müsse. Er warf seine phantastische Tracht von sich und nahm 1790 eine Schullehrerstelle an. Ein wichtiger Schritt, denn er lehrte ihn zum ersten Mal das wirkliche Leben kennen. Was seine spätern Idyllen Vortreffliches enthalten, ist aus dieser eignen Lebenserfahrung geschöpft: die Geschichte des Schulmeisterleins Wutz, Quintus Firlein (1794), der Jubelsenior (1796) und Fibel (1809). Leider hat der Dichter diese kleinen beschränkten Zustände nie mit warmem Gefühl durchlebt, sondern nur mit dem angstvollen Streben, darüber hinaus zu kommen: der Humor, mit dem er sie schildert, hat etwas Unbehagliches. Während die modernen Dorfgeschichten das Stilleben der von der Cultur noch nicht heimgesuchten Kreise mit der Andacht übersättigter Culturmenschen aufsuchen, sehnt sich Jean Paul, selbst der strebsame Sohn des Volkes, aus dieser Enge heraus, und seine Pietät gegen die Heimath ist reflectirt, es mischt sich etwas von geringschätzigem Mitleid hinein. Sein Respect vor dem Naturwüchsigen war angekünstelt; er zeigt uns die Naturmenschen nur in ihrer Sonntagsstimmung, oder humoristisch verzerrt, nicht in ihrer wirklichen Arbeit; er übertreibt auch die Freude an der Beschränktheit, indem er die ganze Existenz seiner Naturmenschen auf das Alphabet beschränkt, das sie den Kindern beibringen.

Alle diese Versuche betrachtete der Dichter nur als Vorstudien zu einem großen pädagogischen Roman: Die unsichtbare Loge. Die Tendenz desselben ist, durch Erziehung das hervorzubringen, was der damaligen Generation als das höchste Ziel galt, eine schöne Seele. Der Theaterdirector Goethe führte seinen Helden der Bildung wegen unter die Schauspieler; der Schulmeister Jean Paul läßt seinen Helden Gustav durch einen edlen und schwärmerischen Pietisten unter der Erde erziehen. Es wird ihm verheißen, daß er einst das Sonnenlicht schauen solle, wenn er sterbe: die Idee des Sterbens ist also die höchste Hoffnung seines Lebens. Aehnlich wie das In-

Digitized by Google

dividuum, wird auch die Gesellschaft durch einen höhern Willen symbolisch erzogen. Ein geheimer Orden leitet sie in die Pfade, die sie von selbst zu finden zu schwach ist. Jean Paul stand an einem gefährlichen Wendepunkt. Er hatte zum ersten Mal alle seine Kräfte aufgeboten, der Erfolg mußte dies Mal entscheidend sein; und er war ein glänzender. Er hatte 1792 das Manuscript an Moritz geschickt, dieser antwortete begeistert und besorgte ihm einen höchst günstigen Verlag; für den, welcher Anton Reiser kennt, wird die Seelenverwandtschaft begreiflich sein.

Jean Paul gab die Vollendung der unsichtbaren Loge auf, und begann einen neuen Roman: Hesperus oder die Hundspostage (1792—1794), der seinen Ruhm in Deutschland feststellte. Er verdient ihn vorzugsweise durch die kleinen idyllischen und humoristischen Züge, die in den spätern Werken nicht mehr übertroffen, kaum erreicht werden. In der Tendenz hat der Roman eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Wilhelm Meister: es ist ein Herausstreben des bildungsbedürftigen Bürgerstandes aus seiner Sphäre, nach dem Hof. Ein magischer Zauber zog den Dichter in den Dunstkreis der kleinen Höfe, so schwül er ihm schon aus der Ferne vorkam und so eifrig er dies Ideal bereits im voraus satirisch behandelte: vor seiner Einbildungskraft schwebten jene träumerischen, ätherischen Blumenseelen, die nicht anders als in einer Einfassung von Sammet und Edelsteinen gedacht werden durften. Victor, sein Abbild im Hesperus, tritt der vornehmen Welt nicht mit der gläubigen Unbefangenheit Wilhelms entgegen: seine Reflexion ist fertig, sein Humor und seine Empfindsamkeit sind gleichmäßig entwickelt. Sonst ist in seinem Verhalten zur vornehmen Welt, ja selbst in seinen Schicksalen die Aehnlichkeit augenscheinlich. Seine weibliche, empfängliche Natur, sein hingebender Bildungstrieb und seine zudringliche Bescheidenheit eignet ihn ebensowenig zum Gemahl der Gräfin Clotilde, als der verwandte Charakter Wilhelms eine Bürgschaft für die Baroneß Nathalie sein kann. Die Verherrlichung des bloßen Bildungstriebes in den praktischen Lebensbeziehungen ist keinem der beiden Dichter gelungen; denn er entwickelt sich nur in dem Verhältniß zu fertigen Männern; diese aber zu schildern, war dem einen Dichter so schwer wie dem andern. Am meisten vergriffen sind die tragischen Charaktere: der Pythagoreer Emanuel, eine ätherische Natur, die nur in verklärten Empfindungen, d. h. in Illusionen lebt und weder Fleisch noch Blut hat, und der edle Menschenfeind und Atheist Lord Horion, mit seiner Sehnsucht nach dem Erhabenen und seiner Verachtung alles Wirklichen, mit seinem hoffnungslosen Tugendstreben, das auf die unzweckmäßige Beschäftigung ausläuft, sieben Bastarde eines liederlichen Fürsten zu edlen Menschen und Regenten zu erziehen, mit seiner Todteninsel und seinem Selbstmord.

Unmittelbar nach Vollendung des Hesperus schrieb Jean Paul den Siebenkäs (1794—1796), ein Werk, in welchem er seine eigne Natur am

Digitized by Google

vollständigsten ausgesprochen hat und dem an getreuer Naturbeobachtung vielleicht kein andrer Roman gleich steht. Wir werden durch eine Menge kleiner Züge von blendender Wahrheit überrascht; aber je bestimmter die Umrisse sind, desto greller tritt uns die Unsittlichkeit der Lebensauffassung entgegen. Das Buch ist eins der unsittlichsten, die in Deutschland geschrieben sind, ebenso unsittlich, als G. Sands Indiana. Siebenkäs ist ein Genie, das im Bewußtsein seiner Genialität alle Pflichten des wirklichen Lebens über den Haufen wirft. Leichtsinnig vertauscht er seinen Namen mit einem andern und macht dadurch sein Bürgerrecht in der wirklichen Welt zweifelhaft; ebenso leichtsinnig schließt er eine unpassende Ehe; mit frevelhaftem Leichtsinn spielt er mit dem Glück des Wesens, an das ihn nun die Pflicht bindet, blos um zu zeigen, daß das Genie das Vorrecht habe, den Ueberlieferungen, Sitten und Gesetzen der Gesellschaft gegenüber den Sonderling zu spielen, und als nun infolge aller dieser Verirrungen ihm die Ehe eine unerträgliche Last geworden ist, wirft er sie ohne Bedenken ab, indem er sich für todt ausgibt und unter einem andern Namen eine andre heirathet, wie er es auch seiner Frau überläßt, eine andre Ehe einzugehen. Dies Verhalten, das im bürgerlichen Leben ins Zuchthaus führt, wird als das wahrhaft geniale, als das dem freien Menschen geziemende dargestellt. Bei dieser excentrischen Subjectivität des Pflichtbegriffs wird man den Haß Jean Pauls gegen die Kantsche Philosophie begreifen; man wird aber auch einsehen, wie nothwendig es war, daß diese Philosophie mit unerbittlicher Strenge einem Zeitalter, das allen innern Halt verloren hatte, den kategorischen Imperativ der Pflicht einschärfte. Der Siebenkäs ist ein augenscheinliches Zeugniß für die vollständige Verwahrlosung, zu welcher endlich die Subjectivität der schönen Seelen, der hohen Menschen, der Genies ꝛc. kurz die Losreißung von dem Boden des Gegebenen führen mußte.

Bei diesen Arbeiten hatte Jean Paul stets das Hauptwerk seines Lebens im Auge, den Titan, der die höchsten Spitzen des Ideals vergegenwärtigen sollte. Da die Methode seines Schaffens bereits vor dem Beginn desselben fertig war, so ist es hier am Ort, dieselbe näher ins Auge zu fassen.

Man wird zuweilen durch die bunte Mannigfaltigkeit seiner Figuren in Verwirrung gesetzt und glaubt ihm einen gewissen Reichthum zusprechen zu müssen, allein dieser Reichthum ist nur auf der Oberfläche. Zwar sind die Genrebilder, die er zur Staffage benutzt, mit außerordentlicher Virtuosität ausgeführt und verrathen ein mikroskopisch geschärftes Auge für die Außenseite des Lebens. In diesen Genrebildern ist aber keine eigentlich psychologische Entwicklung, sie sind ohne innere Geschichte und bewegen sich lediglich im Gebiet der Erscheinung. Diejenigen Charaktere dagegen, bei denen eine Analyse und Entwicklung stattfindet, sind trotz des umfassenden empirischen Materials, das in sie verwebt ist, nur abgelöste Fragmente aus des Dichters eigner Natur.

Digitized by Google

Wenn in ſeiner Seele die idealen Typen fertig waren, ſo ſuchte er nach Modellen in der Wirklichkeit und häufte maſſenhafte Beobachtungen zuſammen, aber es gelang ihm nur ſelten, ſie zu einer organiſchen Bildung zu kryſtalliſiren. Nun wird zwar jeder Dichter ſeine Geſtalten durch das innere Medium ſeines Lebens anſchauen, er wird in ihnen nur die Saiten ertönen laſſen, die in ſeinem Innern wiederklingen, es kommt eben darauf an, daß die Harmonie ſeines Innern reich genug iſt. Aber bei Jean Paul war der Umfang des Seelenlebens, ſo excentriſch es zuweilen ausſah, gering, und daher die Lebensformen, die er zur Geſtaltung brachte, dürftig und einförmig.

In Victor und Siebenkäs hat er die Totalität ſeiner Natur geſchildert, mit all den innern Widerſprüchen, deren Auflöſung er dem guten Willen des Leſers überließ. Dann veranlaßte ihn das Gefühl dieſer Widerſprüche, ſeinen eignen Charakter in ſeine Grundbeſtandtheile aufzulöſen und jedem einzelnen eine geſonderte Geſtalt zu geben. Zunächſt wurde er zwei äußerſte Pole in ſeiner Natur gewahr, die ätheriſche, ins Blau hinausſtrebende Schwärmerei einer der Welt nicht angehörigen reinen Seele und den Cynismus einer ſtarken Natur, welche die Welt verachtet, weil ſie in ihr nichts Ideales, nichts Erhabenes findet und mit ihr ein humoriſtiſches Spiel treibt. Die erſte Reihe verſinnlichen uns Emanuel, der Pietiſt und der nachmalige Spener; der Typus der zweiten Reihe iſt Schoppe, der humoriſtiſche Philoſoph, der die Welt für ein Narrenhaus anſieht, weil er keinen Glauben hat, der mit dem Leben ſpielt, weil er keinen Inhalt darin findet, der die ideale Stimmung ſeines Gemüths, weil ihr in der Außenwelt nichts entſpricht, in ſchneidende Diſſonanz verkehrt und der ſeinen Namen oder im Grunde ſeine ganze Perſönlichkeit ſo häufig vertauſcht, daß er zuletzt an ſeiner Identität zweifelt, daß ihm ſein Ich geſpenſtiſch gegenübertritt und daß er im Wahnſinn endet. Man hat aus Schoppe eine neue Theorie des Humors hergeleitet, wie aus Lucinde eine neue Form der Ironie, aber beides möchte gleichmäßig krankhaft ſein. Der echte Humor geht aus einer freudigen Natur hervor, der die Gegenſtände in übermüthigem Spiel entgegenſpringen, während dieſer ſauerſüße Humor, der nie im Stande iſt, die gegenſtändliche Welt durch eine poetiſche Stimmung zu verklären, unſre Seele in die Bande des rohſten Zufalls verſtrickt. In den meiſten der komiſchen Figuren Jean Pauls erkennt man bald einen aus dem Abſtracten ins Concrete, aus dem Grenzenloſen ins Beſtimmte überſetzten Schoppe. Sie haben zwar ſehr ſtarke moraliſche Empfindungen, aber der Regulator dieſer Empfindungen, das Gewiſſen, ſcheint ihnen vollſtändig verloren gegangen zu ſein. Was Schoppe eigentlich iſt, enthüllt uns Katzenberger. Der erhabene, die Welt vernichtende Humor des erſtern iſt nichts, als die Freude an der Mißgeburt und der angeborne Cynismus der Seele, den der zweite mit ſo großem Behagen entwickelt.

Digitized by Go

In der Mitte zwiſchen dieſen beiden Extremen ſteht das gläubige Hinausſtreben in die Welt der Ideale: Guſtav in der „unſichtbaren Loge", Gottwald, Albano, zuletzt in ironiſcher Wendung Nikolaus Markgraf. In dieſer „blöden Jugendeſelei" iſt unſer Dichter in der That zu Hauſe und er hat von den ſtillen Träumen eines gläubigen Kindergemüths ſo ſchöne, rührende und mannigfaltige Züge dargeſtellt, daß wir bedauern müſſen, ſie ſo häufig durch den Wuſt des ſogenannten Humors erſtickt zu ſehen. Allein auch bei ihnen zeigt ſich ein ungeſunder Zug. Wer wollte nicht das Kind und den Jüngling in ſeiner erſten Blüte um die reiche ideale Welt ſeines Innern beneiden, wenn auch das ſpätere Leben unbarmherzig die Illuſionen zerſtört. Aber Jean Pauls Helden erzeugen ſich ihre Ideale auf eine künſtliche, unnatürliche Weiſe. Albano fühlt das äſthetiſche Bedürfniß, einen Freund und eine Geliebte zu haben, um ihnen ſeine Gefühle zu ſchreiben, er fabricirt ſich alſo dieſelben. Gottwald verfährt auf dieſelbe Weiſe. Im geſunden Leben geſchieht es anders. Man liebt, weil man einen liebenswerthen Gegenſtand findet. Die gegenſtandsloſe Liebe und Freundſchaft, die beiläufig ſehr charakteriſtiſch ſich durch den Grafentitel, ſeidene Kleider und dergleichen beſtimmen läßt, iſt die Frucht der Romanlectüre und ſehr gefährlich für die weitere Lebensentwicklung.

Daß dieſes abſolute Phantaſieleben eine ſehr böſe Seite habe, davon hatte Jean Paul eine lebhafte Ahnung, und ſein Roquairol iſt eine glänzende, in allen Punkten treffende Satire gegen das Phantaſieleben ſeiner eigenen Helden. Ueberhaupt darf man in den Conſequenzen immer nur einen Schritt weiter gehen, um zu entdecken, daß die Gegenſätze in ſeinen Charakteren nicht zu ernſt zu nehmen ſind. Verbindet man Schoppe und Emanuel, was gar nicht ſo ſchwierig iſt, da die entgegengeſetzten Abſtractionen ſich berühren, ſo erhält man Lord Horion; und nimmt man dieſem die Maske ab, ſo tritt Don Gaspard daraus hervor. Weil ſich der Dichter nie damit begnügt, die Gegenſtände und Ereigniſſe ruhig darzuſtellen, ſondern mit ihnen zugleich ſeine Reflexion gibt, hat faſt jeder ſeiner Charaktere einen Doppelgänger, mit dem er verwechſelt wird, der ſein Schatten iſt, das ironiſche Zerrbild ſeines wirklichen Inhalts.

Es kam dazu die grenzenloſe Verkümmerung des deutſchen Lebens, die wir bei Goethe auf Augenblicke, gefeſſelt durch den Reiz der ſchönen individuellen Natur, vergeſſen, an die wir aber bei Jean Paul fortwährend uns erinnern, weil die Ideale ſeiner Helden ganz in den Schranken der Empirie befangen ſind. So ſchwärmt Albano für die franzöſiſche Revolution und iſt entſchloſſen, in den Reihen ihrer Krieger zu fechten, auch gegen ſein eignes Vaterland. Dieſe fixe Idee geht bei ihm ſoweit, daß er deswegen mit ſeiner Geliebten bricht. Nun ſtellt ſich heraus, daß er das Höchſte iſt, was Jean Paul ſich vorſtellen konnte, ein deutſcher Reichsfürſt, einer von jenen verloren

Digitized by Google

gegangenen Fürstensöhnen, an deren Aufsuchung und Erziehung seine Intriganten alle ihre besten Kräfte verschwenden, und sofort vergißt er seine Träume von Menschenrecht und Freiheit, heirathet eine Prinzessin und führt auf seinen Gütern eine Musterwirthschaft ein, was er als Graf von Cesara auch hätte thun können. Wie Wieland, schwebte auch Jean Paul als höchste Aufgabe vor, einen edeln Fürsten zu erziehen, wobei er ganz übersah, daß mit einem edeln Fürsten nicht viel gewonnen ist, wenn ihm ein gesunder Staat fehlt, daß ein Graf von Cesara oder ein Lord Horion in der Welt eine viel größere Stellung einnehmen, als ein Duodezfürst von Hohenfließ. Ein wirklicher Großer der Erde, wie er sich seinen Don Gaspard vorstellt, hätte an so armselige Intriguen seine Zeit nicht verschwendet; er hätte Hohenfließ nicht zum Mittelpunkt seiner Wirksamkeit gemacht.

Und hier kommen wir auf einen zweiten Uebelstand. Jean Pauls Erfindungskraft, reich in der Zusammenstellung kleiner Seelenbewegungen, ist doch zu dürftig, um eine wirkliche, in großen Zügen aufgefaßte Geschichte zu entwerfen. Wo er es versucht, aus dem innern Leben der Charaktere heraus ein Schicksal zu entwickeln, bleibt er im Fragment stecken; wo er dagegen die Geschichte nach künstlerischen Bedürfnissen construirt, spinnt sie sich zu einem sehr verwickelten Intriguenspiel aus, welches eine ungeheure Maschinerie an nichtige Zwecke verschwendet und zu dem wahren Inhalt der Menschen kein Verhältniß hat. Als Zeitgenosse der Romantik strebt er nach dem Räthselhaften, Wunderbaren, Unbegreiflichen, aber als geborner Rationalist löst er es wieder ins Natürliche auf. Nichts ist abgeschmackter, als die Maschinerie im Titan und Hesperus, und hier kann den Dichter nicht einmal die ungesunde Wirklichkeit entschuldigen.

Diese Zwecklosigkeit der Erfindung wird durch die sittliche Tendenz nicht gut gemacht: sie ist vorhanden, aber sie ist nicht die Seele des Ganzen. Um lebhaft zu empfinden, muß der Dichter einen Anlauf nehmen; um die Eingebungen seiner Willkür gegen jeden Widerspruch sicherzustellen, echauffirt er sich, und so thun es auch seine Helden. Es ist das die Weise der Kinder, aber bei Jean Paul geht das Kindesalter über alle Grenzen des Schicklichen hinaus. Um ein sittliches Problem so gründlich wie es geschehen muß zu durchdenken, wenn man überhaupt die Reflexion hineinmischen will, ist der Dichter zu unruhig und zu zerstreut; er erregt weder das Gefühl des natürlichen Lebens, welches stets so handelt, wie es handeln muß, noch eines reifen, durchdachten Princips. Seine Maximen sind nicht überzeugend für den individuellen Fall und höchst gefährlich in der Anwendung. Wenn er in jenen Jahren eine Apologie der Charlotte Corday schrieb, so wußte später bei der Ermordung Kotzebues de Wette diese Stelle zur Vertheidigung Sands auszubeuten, und ganz mit Recht, denn ein solches Verbrechen der Reflexion

Digitized by Google

ging allerdings aus jener absoluten Subjectivität der sittlichen Empfindung hervor, welche eher danach strebte, fein zu empfinden als recht, groß zu denken als wahr, genial zu handeln als pflichtmäßig. Der Cultus des Genius, an den Jean Paul in seinen Romanen soviel Weihrauch verschwendet hat, war nicht die Religion, die unser Zeitalter erlösen konnte.

Wir wenden uns nun zu seinem äußeren Leben. Seine Lehrerstelle gab er 1794 auf und siedelte sich in Hof an, noch immer in dürftigen Verhältnissen. Die Reihe seiner Liebesversuche zu novellistischen Zwecken wurde, zunächst an Bürgermädchen, unermüdlich fortgesetzt: dazu kamen jetzt Briefe von vornehmen Frauen, Gräfinnen und Fürstinnen, die ihn als großen Mann anschwärmten: neue sehr interessante Modelle für Romanfiguren. Die Hoffnung, für den Titan geeignetes Material zu sammeln, wurde um so größer, als aus Weimar ein Brief von Charlotte von Kalb ankam, in deren leidenschaftlicher Glut er das Urbild seiner gesuchten Titanide zu finden hoffte. Frau von Kalb war zwei Jahre älter als der Dichter, ihr erster Liebesversuch mit Schiller war verunglückt, aber noch immer war sie eine schöne Frau, noch immer voll von hohen Empfindungen, noch immer bereit, wenn sich ein passender Ersatz fände, sich von ihrem Mann scheiden zu lassen. So kam der Dichter, Juni 1796, in der Residenz der deutschen Literatur an. Er wurde auf Händen getragen, Frau von Kalb betete ihn mit Zorn an, die andern Damen wetteiferten mit ihr, und die Herren folgten. Herder und Wieland erstarben vor Entzückung. „Alle meine männlichen Bekanntschaften hier (ich wollte, nicht diese allein!) fingen sich mit den wärmsten Umarmungen an." Nur zwei Männer hielten sich fern, Goethe und Schiller; sie empfingen ihn höflich, aber kühl; sie betrachteten ihn mit Interesse, aber auch mit Verwunderung, „wie einen Mann, der aus dem Monde gefallen sei." Der Taumel, in den Weimar über diese neue Art von Dichtung gerieth, konnte ihnen zeigen, daß es mit der einheitlichen Bildung Weimars doch nicht so sicher sei, und sie darauf vorbereiten, Kotzebue kurze Zeit darauf mit gleichem Enthusiasmus empfangen zu sehen. — Seit dieser Zeit war das Bündniß Jean Pauls mit den Gefühlsdichtern, mit Herder, Jacobi, Wieland, Sophie Laroche, Tiedge, Elise v. d. Recke, Kosegarten u. s. w., entschieden, und ebenso die stillschweigende Opposition gegen die Göthe-Schiller-Kantsche Schule, deren eifrigste Vertreter damals die Schlegel waren.

Nach seiner Rückreise im August 1796 besuchte ihn Frau von Krüdener. „Während sie in dem Selbstgefühl, daß sie den Berg erklommen, den kleinere Geister nicht die Kraft hätten zu ersteigen, und wo sogar der Schall ihrer Stimme ihrem Ohre nicht mehr Disharmonie sei, Jean Paul eine trunkene Freude und Rührung gab, wie er noch bei keiner Frau gehabt, weil sie sei wie keine, schien er ihr unvergeßlich, mehr noch aus dem, was sie sah, aus

Digitized by Google

dem, was sie fühlte, da sie ihn sah, als aus dem, was sie las, wenn sie in seinen Werken so oft mit tiefer Rührung ihn bewundert u. s. w." (Spazier.)

Im Juli 1797 trat ihm eine dritte Titanide entgegen, Emilie v. Berlepsch, eine junge, schöne und geniale Witwe, die aus der Schweiz kam. „Jean Paul", erzählt sein Biograph IV. S. 71, „war durch diese glühende Seele auf das heftigste entzündet, indem seine Phantasie an jeder neuen Erscheinung alle Tugenden der früheren zusammenfand. Sie traf grade zu einer Zeit ein, als des Dichters Mutter dem Tode entgegenkränkelte. Trotzdem vermochte Emilie soviel über ihn, und der für seinen Titan aus dieser neuen Bekanntschaft ihm sich versprechende Gewinn erschien ihm so bedeutend: daß er die kranke Mutter auf mehre Tage zu verlassen und der neuen Freundin nach Eger und Franzensbad zu folgen wagte. Doch eben im höchsten Rausche des Genusses poetischer Gefühlsschwelgerei an der Seite dieser schönen und geistreichen Frau, die ihn übrigens mehr mit der Phantasie als dem Herzen liebte, und darum seinen Geist umsomehr gefesselt hielt, weil sie ihm von Sinnlichkeit durchaus rein erschien; — schreckte ihn plötzlich der Donnerschlag von dem unterdeß erfolgten Tode seiner Mutter auf .... in deren Nachlaß er ein Büchlein fand, in welchem sie aufgezeichnet, was sie sich in ihren Nächten durch spinnen verdient." — Daß der Sohn diesen Umstand gern und mit Gefühl erzählte, bezeichnete seine vornehme Bekanntschaft als einen der rührendsten Züge in seinem Charakter!!

So verließ nun, October 1797, Jean Paul seine Heimath und begab sich mit Emilie nach Leipzig. Hier aber fand sich seine Seele sehr verstimmt, denn während die Aristokratie auf den Knien vor ihm gelegen, wollte sich der Bürger und Kaufmann auf gleichen Fuß mit ihm stellen. Außerdem wurde ihm das Verhältniß mit der Berlepsch unerträglich.

„Ihre Seele hing an meiner, heißer als ich an ihrer. Sie bekam über einige meiner Erklärungen Blutspeien, Ohnmachten, fürchterliche Zustände; ich erlebte Scenen, die noch keine Feder gemalt. Einmal an einem Morgen (den 13. Jänner), unter dem Machen einer Satire von Leibgeber, ging mein Inneres auseinander; ich kam Abends und sagte ihr die Ehe zu. Sie will thun, was ich will, will mir das Landgut kaufen, wo ich will, am Neckar, am Rhein, in der Schweiz, im Voigtland. So lieben und achten wird mich keine mehr, wie diese und doch ist mein Schicksal noch nicht entschieden von — mir." —

Das Verhältniß löste sich in Freundschaft auf, Jean Paul begleitete sie noch nach Dresden im März 1798. Ein neuer Besuch in Weimar bestimmte ihn, sich im October ganz überzusiedeln. Das Bündniß mit Jacobi und Herder wurde enger; sie wollten zusammen eine Zeitschrift herausgeben, und Herder besprach mit ihm seine Metakritik, den großen Krieg gegen die Kantische Philosophie, mit der Jean Paul schon früher kleine, unbekannt gebliebene Plänkeleien gehabt. Jean Paul selbst gab damals seine Briefe und bevorstehenden Lebenslauf heraus, in denen die Kantische Philosophie und die Schlegel-

ſche Aeſthetik verſpottet wurde; eine Apotheoſe Herders bildete den Schluß. Jean Paul gehörte alſo ganz zur ſtreitenden Kirche, umſomehr, da ihm nach ſeiner Anſicht die Goethe-Schillerſche Partei den Hof vertrat. „Hier iſt alles revolutionär kühn," ſchreibt er, „und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt im Frühling ſeine frühere Geliebte, die Laroche ins Haus, um aufzuleben und die Kalb ſtellte ſeiner Frau den Nutzen vor." Das Verhältniß zur letztern wurde wieder aufgenommen. „Herder achtet ſie tief und höher, als die Berlepſch und küßte ſie ſogar in Feuer neben ſeiner Frau." Jean Paul hatte ſchon im voraus einige Briefe an ſeinen Freund fertig gemacht, worin er ihm bereits ſeine Heirath anzeigte. Indeß trat ihm ein neues beſeligendes Verhältniß entgegen mit einer hildburghauſenſchen Hofdame Karoline v. F., welches ſoweit gedieh, daß mit Einwilligung der Verwandten die Heirath förmlich beſchloſſen ward und daß es — ein ganzes Jahr dauerte. Natürlich machte ihm Frau von Kalb heftige Scenen. „Die glühenden Briefe werden Dir einmal unbegreiflich machen, wie ich meine Entſagung ohne Orkane wiederholen konnte. Müßte ich ihr den Namen einer Geliebten anſagen, ſo thäte ſich ein Fegefeuer auf." — Charlotte wollte ihn mit Gewalt heirathen und er hatte Noth, ſich ihrer zu erwehren. Es kam ihm hauptſächlich auf Studien zum Titan an: er war ſehr neugierig, wen Albano eigentlich heirathen werde, ob Liane oder Linda, oder wen ſonſt. Nun war Linda durch vielfältige Aeußerlichkeiten als eine Copie der Frau von Kalb bezeichnet und wer den Ausgang dieſer Figur kennt, wird zugeſtehen müſſen, daß es damals etwas Bedenkliches hatte, die Geliebte eines Dichters zu ſein. In andrer Beziehung aber möchten wir dieſen Ausgang rechtfertigen. Das Beſtreben, ein großes Weib zu ſein, eine „Fauſtine" oder Titanide und die zertrümmerte ſittliche Welt prächtiger im eignen Buſen wieder aufzubauen, führt zu ähnlichen Reſultaten, wie die Scene Lindas mit Roquairol.

Der erſte Band des Titan erſchien 1800. Er war den vier Töchtern des Herzogs von Mecklenburg gewidmet, deren eine die Königin von Preußen war. Schon jetzt ſtrebte Jean Paul, mittlerweile zum hildburghauſiſchen Legationsrath erhoben, die Ariſtokratie in einer höhern Sphäre aufzuſuchen und ſo finden wir ihn im Juni 1800 in Berlin. Berlin war damals ebenſo hungrig nach ungewöhnlichen Perſönlichkeiten, die es anbeten könnte, als jetzt. Die Huldigungen, die Jean Paul von der Damenwelt zu Theil wurden, übertrafen noch den Cultus von Weimar. Die Mittelpunkte der Geſellſchaft bei Henriette Herz, Rahel Levin u. ſ. w. erſchloſſen ſich ihm, aber auch die Equipagen der höchſten Ariſtokratie ſtanden vor ſeiner Thür und er empfing im Schlafrock die Beſuche von Gräfinnen und Baroneſſen, die es ſich zur Ehre rechneten, Haare ſeines Pudels auf der Bruſt zu tragen. Selbſt die Königin Louiſe führte ihn in Sansſouci umher. Dem König wurde die Be-

Digitized by Google

geisterung zuletzt zu stark. Als sich Jean Paul um eine Präbende bewarb, wurde sie ihm nicht bewilligt und der König äußerte: „Höre denn doch zu viel diesen Jean Paul herausstreichen. Wie will man erst von einem großen Staatsmann sprechen oder von einem Helden? Die Damen verstehen immer das Maßhalten nicht.“*) —

Der Roman wurde in vier Bänden Ostern 1800 bis Ostern 1803 vollendet. Jean Paul hatte fast zehn Jahre daran gearbeitet, oder wenn man will, daran gelebt. Angeregt durch Jacobi Allwills, schrieb er 1792 Studien über das verirrte Genie, über den Schwächling, der durch absichtliche Phantasieschwelgerei moralisch und physisch sich selbst übertäubt und zerstört. Roquairol war der erste Held seiner Dichtung. Als Gegensatz wurde ihm im Albano ein hoher Mensch gegenübergestellt, und der Siebenkäs oder Leibgeber-Schoppe fand sich von selbst dazu.

Die Reise nach Weimar sollte die Farben geben, mit denen er seine Skizze ausfüllen wollte. Er begann die Ausarbeitung 1798, ohne das Ganze zu übersehen, ohne die Lösung der organischen Punkte gefunden zu haben. Nun blieben von den ursprünglichen Entwürfen zahlreiche Reste, die zu der späteren Entwicklung nicht stimmen wollten. Hätte er sich nicht zu sehr von den einzelnen empirischen Eindrücken in die Irre führen lassen, hätte er die ursprüngliche Tendenz festgehalten, die Verderblichkeit des subjectiven Phantasielebens (in Roquairol und Linda) nachzuweisen, so würde der Roman eine bedeutendere Stelle in unsrer Entwicklung einnehmen. Freilich konnte es ihm, der selbst im Phantasieleben befangen war, nicht gegeben sein, dasselbe mit kritischem Ernst aufzulösen. Wie der Roman jetzt vor uns liegt, steht er dem „Wilhelm Meister“ zur Seite. Er zeigt einen ebenso lebhaften und allseitigen Bildungstrieb, eine ebenso unfertige geschichtliche Auffassung. Der Trotzkopf Albano fügt sich dem Gegebenen, wie der bescheidene und empfängliche Wilhelm Meister; aber die Welt, deren Gesetzen er sich fügt, ist im Grunde ebenso hohl und trostlos, als die unsichtbare Loge, die den strebsamen Kaufmannssohn empfängt

Für seine Stellung zur Literatur wurde der Aufenthalt in Berlin sehr

*) Die Frauen, sagt Henriette Herz, wußten es ihm Dank, daß er sich in seinen Werken so angelegentlich mit ihnen beschäftigt und bis in die tiefsten Falten ihres Gemüths zu dringen gesucht hatte; hauptsächlich aber dankten es ihm die vornehmen Damen, daß er sie soviel bedeutender und idealer darstellte, als sie in der That waren. Dies hatte seinen Grund darin, daß, als er zuerst Frauen der höhern Stände schilderte, er noch gar keine kannte und einer reichen und wohlwollenden Einbildungskraft freien Spielraum ließ, diejenigen aus diesen Classen jedoch, welche er später kennen lernte, alles anwendeten, um die ihnen schmeichelhafte Täuschung in ihm zu erhalten und ihm möglichst ideal zu erscheinen. So hat er die Frauen der höhern Stände, soviele er deren auch später sah, eigentlich niemals kennen gelernt, ja diejenigen, deren Bekanntschaft er machte, in gewisser Beziehung immer falsch beurtheilt.

Digitized by

wichtig. Er war hingekommen als entschiedener Anhänger der Gefühlsphilosophie, als Gegner Fichtes und der Romantik. Das Athenäum hatte sich über den Mitarbeiter an der Metakritik sehr respectwidrig ausgesprochen, es hatte ihn mit Lafontaine zusammengestellt. Als Anhang zum ersten Bande des Titan ließ Jean Paul den Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana drucken, eine Satire gegen den transscendentalen Idealismus, die wunderlich genug aussah, die auf alle Fälle dem größern Publicum noch weniger zugänglich war, als Fichtes Schriften selbst. Nun kam er in Berlin im Kreise der geistreichen Frauen mit den bedeutenden Männern, die jene Richtung vertraten, in unmittelbare Berührung. Er lernte Fichte, Schleiermacher, A. W. Schlegel, Tieck, Bernhardi ꝛc. persönlich kennen, und was das Wichtigste war, die Gegner der Romantik, Merkel an ihrer Spitze, fielen auch über ihn her. So wurde das Bündniß schnell geschlossen, Jean Paul trat als Vertheidiger der Romantik auf, las den Jacob Böhme mit Eifer und die 1804 erschienene Vorschule der Aesthetik, eine Sammlung seiner „Regelbücher" legt Zeugniß von dieser Wendung ab. Doch war das Bündniß nur äußerlich.

Schleiermacher sowol als Schlegel hatten eine natürliche Abneigung gegen den verwilderten Stil ihres neuen Freundes, und die Apotheose des eben verstorbenen Herder am Schluß der Vorschule stellte das etwas laugewordene Verhältniß zu den Gefühlsphilosophen wieder her.

Noch wichtiger wurde der Aufenthalt in Berlin für Jean Paul durch den Abschluß seiner Liebesversuche. Er war der vornehmen Damen müde und verlobte sich im November 1800 mit Karoline Maier, einer hochgebildeten Beamtentochter; er war bereits 38 Jahr alt. Da er in Berlin keine Anstellung fand, so ging er im Juni 1801 nach Meiningen, von da nach Koburg, bis er sich im Frühjahr 1803 in Baireuth ansiedelte. Die Poesie seines Lebens war vorüber. „Bisher hager, bleich und die Unruhe seiner Seele in einem hastigen Wort, in dem suchenden Auge und der unsteten Bewegung ausdrückend, von einem Fleck zum andern eilend, nirgend mit einem Entschluß und dem Gefühl des Bleibens, selbst im Gespräch nicht verharrend, wölbte sich plötzlich seine ganze Gestalt, es füllte und bräunte sich sein Gesicht, er bekam ein äußerst robustes Ansehn, und man konnte ihn von da an bis zu seinem Ende fast dick nennen, auf eine Weise, daß seine frühern Freunde ihn kaum wiederzuerkennen vermochten." Er wandte sich an verschiedene Fürsten um ein Jahrgehalt, er fand es endlich 1809 bei dem Coadjutor von Dalberg. Sein weiteres Leben hat für die Literaturgeschichte kein Interesse, er blieb der gefeierte Dichter, wurde von Briefen und Reisenden heimgesucht und fuhr fort, an sich und andern Experimente zu machen. „Jeder, der ihm nahestand, geschweige der an ihm heraufwuchs, konnte das eigentliche und wahre Ziel seines Strebens in nichts Anderem erblicken, als ein großer Dichter, Gelehrter und

Digitized by Google

Schriftsteller zu werden, und davon waren selbst weibliche Wesen nicht ausgenommen. Wie lange glaubte seine älteste Tochter, die allerdings am längsten und am meisten mit ihm verkehrte, von sich das Nämliche, und ihre Pflicht, unverheirathet zu bleiben, um nach des Vaters Tode in seiner Weise fortzufahren! . . . Da sie auf die täuschendste Weise sprach wie er, schrieb wie er, so konnte sie leicht in glücklicher Selbsttäuschung in der vollkommenen Aneignung dieser Form sich befriedigt glauben." — Er starb 1825, nachdem er noch am Abend seines Lebens eine ziemlich leidenschaftliche Neigung zu Sophie Paulus gefaßt hatte, jenem schönen Weibe, das durch den kurzen Eheversuch mit A. W. Schlegel so unglücklich wurde.

Oestreich nach den wiener Verträgen.*)

Andauernde Volks- und Verfassungszustände sind stets mehr die Ursache als die Wirkung der Regierungssysteme, beide zusammen sind die Wirkungen der Volksnatur und übermächtiger allgemeiner Weltverhältnisse. Die deutsch-östreichischen Lande hatten fortwährend die Herrschaft der Ungarn und Böhmen, dann der Türken von sich abzuwehren. Unter diesem Druck konnte kein städtisches Wesen, kein reiches und unabhängiges Bürgerthum, keine große Nation sich bilden. Als dann zur Zeit Ferdinands II. der östreichische und böhmische Adel den Protestantismus ergriff, das Reich sprengen und Ungarn preisgeben wollte, handelte es sich darum, ob in Oestreich Protestantismus und Adelsherrschaft, in Ungarn türkisch-magyarische Zustände herrschen oder ob in dem gesammten Reiche das deutsche Element erhalten werden sollte, um den Preis von Papstthum und Despotie. Die Nothwendigkeit, eine geschlossene Länder- und Völkermasse in einer unumschränkten Hand zu erhalten, siegte, der provinzielle Geist, der Adel und seine Vorrechte wurden niedergeworfen. Nach der verschwundenen Türkengefahr lagerte sich in Rußland eine neue Uebermacht neben die östreichischen Lande. Daher die stumme Dienstbarkeit derselben unter dynastische Interessen: der Volksgeist war gebrochen. Die großartigen Reformpläne Kaiser Josephs II., die ungeheure Bewegung der französischen Revolution gingen an Oestreich fast spurlos vorüber. Noch 1824 fand Lord Russell in Wien die politische Erstarrung, Gleichgiltigkeit und Unwissenheit selbst über Verhältnisse, deren Druck man empfand, vollständig. Fürst Metternich konnte erklären, der letzte sein zu wollen, welcher der Bewegung der Welt weichen werde.

---

*) Gervinus Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den wiener Verträgen. Band I. 1855.

Digitized by Google

Im Bewußtsein dieser Sicherheit wollte 1815 die östreichische Regierung „eine Praxis liberaler Grundsätze sich gefallen lassen, wenn es nur mit Ruhe und Ordnung zugehen könne.“ In diesen Zeiten trugen die Stände von Steiermark und Tirol doch noch Bitten vor; die salzburger Stände pochten auf ihre Befugniß, aus des Kaisers Munde selbst zu hören, ob er wolle, daß die verarmten Bürger Salzburgs langsamen Hungertod erleiden sollten. Damals waren noch oppositionelle Schriften über die Staatsverwaltung ausdrücklich erlaubt, es galt noch der josephinische Satz, daß kein Lichtstrahl, woher er auch komme, in der Monarchie unbeachtet bleiben solle: freisinnige, selbst protestantische Lehrbücher waren noch in den Schulen gestattet. Derselbe freiere Luftzug wehte in Mailand. Sowol Graf Saurau, seit 1816 Präsident der mailander Regierung, als der josephinische jesuitenfeindliche Erzbischof Gaisrück hatten Herz und Verständniß für die Italiener. Er suchte in der Verwaltung die Einrichtungen und die Beamten des Königreichs Italien möglichst zu erhalten, er widersetzte sich den geistlichen und adligen Ultras und rieth der Regierung, auf den thätigen und aufgeklärten Mittelstand sich zu stützen. Aber er wurde verdächtigt und als Gesandter nach Toscana ins Exil geschickt. Zugleich wurde Graf Sedlnitzky in Wien Polizeipräsident. Von da an bis 1848 Absperrung gegen das Ausland, schärfste Ueberwachung aller Rede, Lehre und Schrift, Angeberei und Späherei.

Im 18. Jahrhundert lebten in der Lombardei Oestreicher und Italiener in friedlicher Eintracht, italienische Staatsmänner bekleideten in Wien die höchsten Aemter, deutsche in Mailand; die lombardische Geistlichkeit war freisinnig und durch und durch jansenistisch, die Verwaltung national. Zu Ende des 18. Jahrhunderts war durch die französischen Republiken in Italien der Geist der Freiheit geweckt worden, nach dem Falle derselben blieb in dem Königreich Italien ein nationales Leben; Napoleons Herrschaft war von freien und heilsamen Einrichtungen begleitet. 1814 kehrten die Oestreicher zurück, aber nicht mehr mit dem frühern Regierungssysteme. 1815 wurde die verhaßte Conscription angeordnet, die so laute Unzufriedenheit hervorrief, daß man die Ausführung zwei Jahre unterlassen mußte. 1820 wurde sogar die Dienstzeit verdoppelt. Die beiden Haupttheile des lombardisch-venetianischen Königreichs wurden möglichst getrennt gehalten unter zwei Gouverneuren, als zwei Provinzen, mit Verschiedenheiten in der Verwaltung und Besteuerung, sie waren getrennt durch eine Zollinie, die erst 1822 fiel. Von einer nationalen Verwaltung war keine Rede. Der Vicekönig, seit 1818 Erzherzog Rainer, war machtlos; er gab seine Autorität an die beiden Gouverneure ab, diese die ihrige an die wiener Hofstellen. Das östreichische Ehegesetz, das östreichische Strafgesetz, die Gerichtsordnung und das bürgerliche Gesetzbuch wurden nacheinander eingeführt, ohne Anbequemung an die Landessitten und Ge-

Digitized by Google

wohnheiten. Ueber das Strafgesetz sprachen Thatsachen das Urtheil: die Raubanfälle in der Lombardei mehrten sich und Mailand glich des Nachts einer belagerten Stadt. In allen Gerichten waren der Vorsitz und die höchsten Stellen Deutschen vorbehalten, die Criminalhöfe beider Apellationsgerichte konnte man jederzeit blos aus Deutschen zusammensetzen. Graf Lasanski äußerte: „Man müsse Italien germanisiren" und die Spruchsatire nannte den Deutschen unter den drei Pesten, welche das Schicksal über das Land verhängt habe.

Polizeiwesen und Späherei herrschten im weitesten Umfang. Metternich erklärte, „daß die hohe Polizei jetzt mit der Politik enge verbunden sei und sie in gewisser Weise selbst beherrsche." Selbst gegen die höchsten Beamten ging der spähende Verdacht soweit, daß bei dem Postdirector Bocking in Mailand 1848 alle ihre Siegel vorgefunden wurden. Eine Instruction für die geheime Polizei aus dem Jahre 1826 schreibt bis ins Einzelnste die geheime Bewachung nicht nur der öffentlichen Meinung und der geheimen Gesellschaften vor, sondern auch der Censurbehörden, der amtlichen und häuslichen Aufführung der Beamten, der Lehren, des Lebenswandels und der Bekanntschaften der Geistlichen und Lehrer, des Geistes und Betragens des Militärs, der fremden Besuche, des Reisenden, des Briefverkehrs der Grenzländer und endlich der eignen Vertrauten. Die Polizei sollte der „väterlichen" Regierung alle Privatverhältnisse verrathen; sie sollte dem Staat alles ersetzen, was anderswo die öffentliche Meinung, Rede und Schrift weit zuverlässiger und offen und ehrlich leistet.

Dasselbe System wurde auf alle andern Landestheile, auf das verfassungsbegabte Ungarn wie auf die harmlosen deutschen Erblande übertragen. Jede politische Selbstständigkeit, jede geistige Bewegung wurde gehemmt und selbst den Aufschwung der materiellen Interessen hielt das Regierungssystem in seiner Folgerichtigkeit nieder. Bis 1840 herrschte in Oestreich vollendeter Stillstand.

Die unbeschränkte Machtvollkommenheit der Krone und ihrer Diener über alle Angelegenheiten der Unterthanen blieb Grundlage des ganzen Staatsgebäudes. Die Regierung nahm nicht nur Macht und Gewalt, sondern auch die Einsicht für sich allein in Anspruch. Sie erließ nicht blos Gesetze und allgemeine Verwaltungsvorschriften, sondern bestimmte auch die Ausführung derselben für jeden einzelnen Fall, für unvorgesehene Fälle mußte die Weisung in Wien eingeholt werden. Nach einer Methode sollten von Wien aus die so verschiedenartigen Länder des Reiches regiert werden, die Landesbehörden hatten keinen selbstständigen Einfluß. Dieser unnatürlichen Centralisation gegenüber herrschte in Wien völlige Einheitslosigkeit in der obersten Verwaltung. Es bestand kein erster Minister. Der Kaiser, der sich rühmte, einen brauchbaren

Digitize

Hofrath abgeben zu können, mischte sich persönlich in die Verwaltung ein und von den verschiedenen einander coordinirten Hofstellen mußte fast alles durch Referate an den Thron gebracht werden. Nur langsam und schwerfällig kam es von demselben in dem langen Instanzenzuge von den Acten zu den Facten. Bisweilen griff auch der Kaiser, wie orientalische Fürsten, wohlthuend in den Gang des Maschinenwerks ein. Er stand dem Volke gegenüber als Herr und Vater. In einem „Volksschulbuche" wurde gelehrt, der Herrscher sei der Herr der Unterthanen und habe „alle Macht über ihren Besitz und ihr Leben."

Durch ständische Rechte ließ die Regierung eine Schranke sich nicht setzen. Der Form nach bestand zwar eine ständische Vertretung. Adel und Geistlichkeit hatten in derselben das Uebergewicht, durchschnittlich Dreiviertel der Stimmen. Auch konnten nur sie landsäßige Güter besitzen. Landtagfähige Städte gab es in Schlesien keine, in Galizien eine, in Böhmen rechtlich vier, aber thatsächlich nur das eine Prag, in Mähren sieben mit nur einer Stimme, in Niederöstreich mußten die städtischen Abgeordneten bei den Berathungen den Saal verlassen. In Italien wurden die Mitglieder der beiden Centralcongregationen aus den Präsentationslisten der Gemeinderäthe von der Regierung ernannt, von der sie auch besoldet wurden und entlassen werden konnten. Ihr Rath sollte gehört werden, wenn es der Regierung „gut dünken werde", was in dreißig Jahren nicht eintrat. Selbst Bitten und Vorstellungen der Stände antwortete die höchste Ungnade. Sogar die Stände von Ungarn wurden von 1811 bis 1825, die Stände von Siebenbürgen von 1811 bis 1834 nicht berufen. Der östreichische Adel lebte ein Menschenalter hindurch „ein Polypenleben, einen Winterschlaf", er hatte bis 1840 eine verkrüppelte Existenz.

Das einzige Band der verschiedenen Nationalitäten des Reichs war die katholische Kirche. Aber die Regierung benutzte sie wie den Adel nur als ein Werkzeug zu ihren Zwecken, sie sah die Religion als einen Kappzaum für das Volk an, die von ihr ernannten Bischöfe sollten die Anhänglichkeit an den Kaiser zu einem kirchlichen Dogma machen. Der Kirche bedürftig, war sie stets voll eifersüchtigen Mißtrauens gegen Rom und die Macht des Papstes. 1816 kam es sogar zwischen ihr und Rom zu einem förmlichen Bruch. Der Papst hielt die Investitur italienischer Bischöfe zurück. Kaiser Franz verbot seinen Bischöfen zur Consecration nach Rom zu gehen. Die Spannung minderte sich erst, als der Papst 1817 die Besetzung der venetianischen Bisthümer durch den Staat zugab. Das absolute System will in der Kirche einen zwar immer bereiten Gehilfen, aber keinen Nebenbuhler.

Ebensowenig vertrug sich der Absolutismus mit dem Protestantismus. Die protestantische Kirche war der katholischen als eine gedrückte und kaum ge-

Digitized by Google

duldete untergeordnet. An der Spitze der protestantischen Consistorien standen katholische Präsidenten; der Evangelische mußte seine Stolgebühren dem katholischen Pfarrer entrichten und seine Ehen in katholischer Kirche aufbieten lassen, auf seinem Todbette dem katholischen Geistlichen Zutritt gestatten. Er mußte zum Häuser- und Güterkauf, zum Bürger- und Meisterrecht, zu akademischen Würden und Civilämtern Dispensation nachsuchen. Nach 1834 wanderten 400 evangelisch gewordene Zillerthaler aus Tirol nach Preußen aus, weil die östreichische Regierung ihnen die Alternative stellte, entweder zur katholischen Kirche zurückzukehren oder nach Siebenbürgen auszuwandern.

Die Schulen wurden zwar von der Regierung ausgedehnt und vervollkommnet, befanden sich aber gleichwol in traurigem Zustande. Obgleich das schulpflichtige Alter in Oestreich nur von 6 bis 12 Jahren gerechnet wird, so machen die schulpflichtigen Kinder nur den achten Theil der Bevölkerung aus, während sie in Preußen den sechsten Theil ausmachen. Von diesen $2\frac{1}{2}$ Millionen schulpflichtiger Kinder in der Monarchie (Ungarn, Siebenbürgen und die Militärgrenze ausgeschlossen) besuchten aber kurz nach Kaiser Franzens Tode nur $1\frac{1}{2}$ Millionen wirklich die Schule. Lehrer und Schüler wurden mechanisch abgerichtet und väterlich gegängelt. Die Regierung faßte für die Lehrer wie für die Kinder selbst Instructionen ab, sie schrieb ihnen Lehrbuch und Gebrauch desselben vor. Den Kindern schrieb sie vor, wie sie sich in Schule und Haus, sogar auf dem unaussprechlichen Ort zu benehmen hätten. Wie die Volksschulen für wohlgezogene Unterthanen, sollten Gymnasien und Universitäten für wohlabgerichtete Beamte sorgen. Auf den Gymnasien war Naturgeschichte und Naturlehre ganz verbannt, Geschichte und Geographie sehr beschränkt, die Sprachkenntnisse gingen im Griechischen nicht über die Anfänge der Grammatik, im Lateinischen nicht über das Verständniß des leichtesten Schriftstellers ohne Wörterbuch hinaus. Ueber sämmtliche Schulen war die Geistlichkeit zum Wächter bestellt. Ohne ein gutes Religionszeugniß gab es keine Belohnung, kein Vorrücken der Schüler auf der Universität sowenig wie auf dem Gymnasium. Bald lernte indeß der Schüler, den schlecht besoldeten Religionslehrer mit Einladungen und Geschenken zu bestechen. Von diesem System sagten die Italiener, es hätte in der Lombardei mehr Skeptiker gemacht, als die Voltairesche Schule in Frankreich.

Der Geist des Auslandes wurde abgesperrt, der Besuch auswärtiger Universitäten verboten. In östreichische Anstalten sollten weder Lehrer noch Schüler des Auslandes eindringen. Die fremde Literatur wurde durch die östreichische Censur abgewehrt. Eine unermeßliche Kluft entstand dadurch zwischen Deutschland und Oestreich.

Die Finanzen waren zerrüttet. Die Zinsen für die Staatsschulden betrugen 1816 5,381,690 Florin: 1842 betrugen sie 49 Millionen jährlich.

Der Finanzaufwand hatte sich in 26 Jahren mehr als verachtfacht. 1815, nach hergestelltem Frieden betrug die Summe des umlaufenden Papiergeldes 700 Millionen Gulden, deren Cours bis 1816 bei zunehmender Entwerthung den stärksten Schwankungen (zwischen 300 bis 430) ausgesetzt war. 1820 hatte die Regierung allerdings das umlaufende Papiergeld auf 450 Millionen Florin reducirt und den Cours desselben auf 250 gehoben. Diese Summe konnte mit einem jährlichen Aufwand von 4 Millionen Florin in 45 Jahren eingezogen werden. Die Regierung aber überließ diese Operation der Bank. Sie erreichte zwar dadurch die Einlosung in der halben Zeit, aber um den Preis einer Reihe von Anleihen, die der Bank zuflossen und eine jährliche Zinsenlast von 4 Millionen Florin dem Staat hinterließen. Die Bank wurde überhaupt auffallend begünstigt. 1823 verpflichtete sich die Regierung, der Bank die Baarschaften zur Verfügung zu stellen, deren sie zur Einwechselung der Banknoten bedürfen würde. Die Bank konnte seitdem in ihren Geschäften ihren Realisirungsfonds bei weitem überschreiten: der Staat war für ihre Verbindlichkeiten Solidarschuldner. Sie gewann ungeheure Summen. Die Dividende war 1840 auf 90 Florin, die Actien von 500 Florin auf 1885 Florin gestiegen. Dabei kam sie als Discontobank nicht der Industrie und dem kleinen Handel, sondern wesentlich nur den großen wiener Handelshäusern zu Gute, welche große Geldsummen zu 4 Procent erhalten und zu 6 Procent im Lande anlegen konnten. Diese Begünstigung der Bank lag in dem ganzen politischen System, welches in den bevorzugten Staatsgläubigern eine Geldaristokratie schuf, die den alten bevorrechteten Ständen, dem Adel und der Geistlichkeit, das Gegengewicht hielt, ohne die Ansprüche derselben zu erheben. Dazu kommt die Solidarität unter der europäischen Geldaristokratie, welche die auf Europa lastenden 20 Milliarden Florin Schulden zu besorgen hat. Der gefesselte Eigennutz derselben verbürgt die Fügsamkeit im Innern und die Ruhe nach außen.

Die Leichtigkeit, mit der die Regierung durch Anleihen finanzielle Hilfsmittel sich beschaffte, erschlaffte die Triebfedern sorgsamer Verwaltung; Handel und Industrie wurden eher gehemmt als gefördert. Ungarn verblieb in seiner Zollisolirung. Die Zwischenzollinien der übrigen Landestheile wurden erst 1826 aufgehoben, aber nicht vollständig. Das Prohibitivsystem mit Grenzbewachung, Schmuggel, mit den Controlebefugnissen der Zollbehörden hemmte die Bewegung des Handels. Nach außen fehlten Häfen und Ausmündungen, Ein- und Ausfuhr blieben gering. Venedig, eine der wenigen Hafenstädte, hatte von 1814 bis 1818 ein Drittel seiner Bevölkerung verloren; ein zweites Drittel lebte von Unterstützungen. Die Dampfschiffahrt zwischen Triest und Venedig beutete noch 1828 ein monopolisirter Engländer aus; erst Herr von Bruck, ein Rheinpreuße von Geburt, schaffte Triest von seiner trefflichen Lage Vortheil. Der östreichische Handel auf östreichischen Schiffen blieb geringfügig;

Digitized by Google

der kleinen Handelsflotte fehlte der Schutz einer Kriegsflotte. 1814 übernahm die Pforte vertragsmäßig die Sicherstellung der östreichischen Handelsschiffe gegen die Barbaresken. Die acht Kriegsschiffe und sieben Fregatten, welche Oestreich im Jahre 1816 in Venedig vorfand, ließ es verfallen; es hatte England die Zusicherung geben müssen, keine großen Schiffe auf dem adriatischen Meere zu halten.

Noch schlimmer lag der Landbau darnieder. Für Befreiung und Beweglichkeit des Grundeigenthums geschah nichts; Grundeigenthum konnte nicht von Juden, die landschaftlichen Güter in den deutschen Landen konnte nur vom Adel und vom Bürgerstand der landtagfähigen Städte erworben werden. Das Unterthanenverhältniß der Gutsbauern, die feudalen Dienstbarkeiten, Roboten und Zehnten verblieben. Noch in den vierziger Jahren wurde das Anerbieten der Grundherrn zur Auseinandersetzung der bäuerlichen Verhältnisse zurückgewiesen, bis die galizischen Ereignisse eintraten. Oestreich, das Europa mit einem großen Theil seiner Kornbedürfnisse versehen könnte, erzeugte nicht einmal seinen eignen Bedarf. In diesem Lande reichlicher Weiden betrug der Ueberschuß der Vieheinfuhr über die Ausfuhr fast zwei Millionen. Mit Ausnahme der gesegneten Lombardei brachte die Bodenfläche im Reiche kaum den dritten Theil dessen, was sie liefern konnte. Es fehlte an jeder staatlichen Förderung. Dazu kam, daß der Landwirth ein hohe directe und zu Gunsten der Industrie eine nicht minder hohe indirecte Steuer zahlte, abgesehen von denjenigen indirecten Steuern, welche Bettel, Klöster, Kirchenluxus, unmäßige Feier- und Wallfahrtstage verursachten. In Niederöstreich verschlang die Schuldenlast das bäuerliche Grundeigenthum zu $^3/_5$, in dem salzburger Flachlande zur Hälfte, im Gebirgslande ganz. Dabei hielt der Staat seine lästigen und schädlichen Salz- und Tabaksmonopole aufrecht, Ungarn blieb von der Theilnahme an den Staatslasten zum Nachtheil des Reichsganzen eximirt, während die italienischen Provinzen, nach der Oberfläche $^1/_{15}$, nach der Bevölkerung $^1/_7$ des Reiches, über $^1/_3$ der gesammten Grundsteuer bezahlten; die Metternichsche Kanzlei behauptete zwar, „die Lombardei könne mit dem Golde gepflastert werden, das sie seit 30 Jahren erhielt," aber die Italiener berechneten aus amtlichen Quellen, daß von den 78 bis 79 Millionen Lire lombardischer Einkünfte Oestreich nur 45 Millionen auf das Land und seine Verwaltung verwendet hat, daß der Lombardei 33, den italienischen Provinzen zusammen mit dem Zuschlag der verhältnißmäßigen venetianischen Ueberschüsse 57 bis 58 Millionen Lire jährlich entzogen wurden.

Das waren die Zustände in dem Musterstaate contrerevolutionärer Theorie. Die Regierenden machten ausschließlich den Staat aus und beuteten ihn zu ihrem Vortheil aus. Erst als seit dem Thronwechsel von 1840 in Preußen ein neuer Lebenstrieb sich regte, trieb die nationale Eifersucht auch in Oestreich

Digitized by Go

zu einer neuen Bewegung der Geister und ergriff auch Staat und Regierung. Erst seitdem fing man in Oestreich an zu begreifen, daß wahrhaft erhalten nur da werde, wo fortwährend geschaffen wird (la conservation par le progrès.)

Vom modernen Festungsbau und Belagerungskrieg.

(Eine Abhandlung für Nichtmilitärs.)

2.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier in eine Erörterung der einzelnen Manieren einzugehen, nach denen verschiedene ausgezeichnete Ingenieure, auf Grundlage des Bastionärsystems, Befestigungen ausgeführt haben. Nur das eine sei hier bemerkt, daß die Länge der Linien auf die Tragweite des kleinen Gewehrs berechnet wurde, mithin die Flanken, von den Endpunkten der Facen, welche sie zu bestreichen bestimmt sind, nicht über diese Tragweite hinaus entfernt liegen durften, was für die ganze Fronte oder für den Raum zwischen je zwei Bastionsspitzen eine Ausdehnungsweite von 500 Schritt im Maximum ergibt.

Demnach ist man im Stande, mit sechs bastionirten Fronten (falls man die Bastionen selbst mit einrechnet) einen Kreisraum von gegen 1000 Schritt Durchmesser zu umfassen. Eine Festung dieser Größe oder ein reguläres bastionirtes Sechseck, bietet also für den inneren Anbau, für Häuser, Straßen und Plätze ein kreisförmiges Areal von etwa siebenhundert Schritt Durchmesser dar, sie hat sechs Bastionen, sechs Courtinen, ebensoviele Raveline und doppelt soviele Flanken, endlich einen gedeckten Weg von etwa viertausend Schritt Umfang.

Falls dieser Platz in der offenen, stromlosen Ebene errichtet wird, mag eine jede seiner Fronten dieselbe Stärke, wie die übrigen besitzen. Dieses ändert sich nur dann, wenn Verhältnisse des Terrains und der Oertlichkeit auf die Vertheidigungsfähigkeit Einfluß üben, und damit das ursprüngliche Gleichgewicht aufheben, Umstände, unter welchen die Ingenieure, und zwar mit Recht, es stets für eine ihrer Hauptaufgaben erkannten: die schwächeren oder bedrohteren Fronten durch einen Zusatz von fortificatorischen Arbeiten zu verstärken. Einer Festung von angenommen sechs Fronten würde es nämlich nicht zu Gute kommen, wenn (von diesen sechs) fünf außerordentlich stark, dagegen die sechste schwach wäre, weil selbstredend der Angriff, falls er rationell zu Werke ginge, sich auf diese werfen, und hier durchbrechend, die übrigen in

Digitized by Google

den Rücken nehmen, mithin jeden ferneren Widerstand derselben unmöglich machen würde.

Will der Ingenieur eine einzelne bastionirte Fronte verstärken, so kann er zu diesem Zweck einen von zwei Wegen einschlagen; entweder wird er sich darauf beschränken, die fortificatorischen Elemente (siehe oben) der Fronte selbst zu einer größeren Widerstandsfähigkeit zu erhöhen, indem er den Graben tiefer ausschachten läßt, die Scarpen höher aufführt, der Brustwehr eine größere Stärke, dem Wallgang mehr Breite gibt, oder er legt vor die vorhandenen Werke andere vor. Im Sinne des Bastionärsystems kann dies nicht anders als mittelst einer vorgeschobenen Fronte geschehen, (d. h. mittelst zweier halber Bastionen nebst einer sie verbindenden Courtine) welche man durch nach rückwärts laufende Anschlußlinien mit dem Corps de Place verbindet, wonach das Ganze den Namen Hornwerk erhält. Es wird diese vordere Fronte in der Regel kürzer ausgeführt, wie die rückgelegene (anstatt fünfhundert Schritt nur dreihundert lang) damit diese im Stande ist, sie von beiden Seiten her zu überflügeln, und die Anschlußlinien zu flankiren. Will man zwei nebeneinander gelegene Fronten verstärken, so kann man sich zu diesem Zweck des Kronenwerks d. h. zweier zusammenhängender vorgeschobener Fronten bedienen, deren Mittelbastion dann auf der Capitale des entsprechenden Werkes der Hauptlinie zu liegen kommt. Die doppelte Krone setzt sich aus drei vorgeschobenen Fronten zusammen, und vermag eine gleiche Anzahl rückliegender zu decken. Endlich führt, bei größeren Festungen, die Verstärkung einer ganzen Reihe von Fronten des Corps de Place zur vorgeschobenen Umfassung oder zweiten Enceinte.

Allerdings hat man sich für die vorgeschobenen Werke nicht immer der Bastionsform bedient. Man hat, vielleicht ebenso oft, der Tenaille den Vorzug gegeben, oder der Flesche; indeß, wenn das Terrain nicht bedingend dabei war, nur infolge einer Inconsequenz, welche das auf der Hauptlinie als bestes erkannte System nicht ebenfalls als solches auf der vorderen Linie gelten lassen will.

Die bastionären Befestigungen besitzen, wie nicht zu leugnen ist, eine bedeutende frontale Stärke; ihre einzelnen Linien sind zum Theil im Stande, sich in einem hohen Maße untereinander zu unterstützen und namentlich liegt der Graben im Bereich eines äußerst wirksamen Feuers. Dazu kommt, daß dieses System, wie eben entwickelt worden ist, etwaige vorhandene Schwächen durch die Mittel, welche es bietet, in einer dem Ganzen entsprechenden Weise auszugleichen und, je nach Belieben, eine, oder zwei, oder drei Fronten oder eine ganze Reihe zu verstärken vermag, indem es auf dem Vorterrain ein Hornwerk, oder eine Krone, eine doppelte Krone oder eine zweite Enceinte errichtet.

Seine Mängel sind, daß es seine Mittel immerhin nur in linearer Form

Digitized by Go

zu entfalten vermag. Seine Stärke ist sozusagen nur frontaler Natur. Nachdem eine einzige Hauptfronte durchbrochen worden, hört sein Widerstand auf, weil damit alle anderen Hauptfronten sofort in den Rücken genommen sind. Hierzu kommt noch folgendes hinzu. Das Ravelin entspricht offenbar nur dann seinem Hauptzweck, welcher kein anderer ist, als die Courtine zu decken, und sein Graben kann nur dann wirksam von rückwärts her bestrichen werden, wenn die Verlängerungen seiner Facen in die Bastionsfacen einschneiden. Unter solchen Umständen aber ist die Courtine von jeder Action nach außen hin mittelst ihres Feuers ausgeschlossen, weil das vorgelegene Werk (Ravelin) sie verdeckt. Auf das Commandement der ersteren Linie über das Ravelin ist in dieser Hinsicht nur wenig zu geben, weil seine normale Höhe von einigen Fußen zwar den directen Schuß von der Courtine aus an sich, aber, wenn das Vorwerk besetzt ist, nicht das gleichzeitige Feuern gestattet. Die Courtine wird daher selten zum Schlagen kommen und ist um deswillen in gewisser Hinsicht unnütz. Gleichzeitig aber ist das Ravelin, welches die Wirksamkeit der rückgelegenen Linie nach außen hin behindert, in seiner eignen beschränkt, weil es jenseits des Grabens gelegen ist, mithin mit allen Mängeln des Zusammenhanges und der Versorgung zu kämpfen hat, welche eine solche Lage erzeugt. Hieraus folgt einfach, daß, weil vermöge dieses Uebelstandes das Ravelin nicht zu einer energischen und ausdauernden Vertheidigung befähigt ist, die Courtine aber kein breites Schußfeld und mithin keinen Wirkungsbereich vor sich hat, die Defensive ihren eigentlichen Knotenpunkt im Bastion besitzt. Dieses wird umsomehr jedem einleuchten, welcher den Umstand beachtet, daß je zwei benachbarte Bastionen durch das Feuer ihrer Flanken die einander zugewendeten Hauptlinien (Facen) wechselweise zu bestreichen vermögen; daß die Courtine, welche sie verbindet, den wesentlich activen Schutz durch sie erhält, und letztlich der Graben und das Vorterrain des Ravelins von ihren Facen flankirt werden. Kein anderes Werk im System spielt eine ähnliche Rolle. Wäre daher das Bastion thatsächlich eines seinen wichtigen Functionen entsprechenden Widerstandes fähig, so würde, weil auf jenem die Sicherheit aller anderen Theile der Fronte beruht, diese selbst dadurch an Stärke gewinnen. An einer wirksamen Erfüllung seiner durch die Lage ihm zugeschriebenen Obliegenheiten wird das Bastion durch die Kürze seiner Linien verhindert. Im Besonderen unzureichend ist die Länge der Flanken, weshalb schon früh die Nothwendigkeit sich geltend machte, hier ein Etagenfeuer zu arrangiren. Aber auch die Facen sind von unzureichender Abmessung, zumal wenn man erwägt, daß sie wegen der Maskirung der Courtine durch das Ravelin im engeren Sinne die frontale active Vertheidigung allein auf sich zu nehmen haben. Niemand, welcher das Vorhergehende richtig aufgefaßt hat, wird hier den Einwand erheben: man könne diesen Uebelständen abhelfen, in-

Digitized by Google

dem man das Bastion vergrößere; denn damit würde man auch zugleich die ganze Fronte erweitern, mithin die Möglichkeit aufgeben, von den Flanken aus die Facen mit dem kleinen Gewehr zu bestreichen. Wenn dergleichen Rücksichten auch heute wenig bindend sind, waren sie es doch entschieden zur Zeit als das bastionäre System sich ausbildete. Uebrigens komme ich im weitern Verlauf des Aufsatzes auf diesen Punkt zurück.

Vermöge ihrer kurzen Linien sind die Bastionen an sich klein, und wiederum können sie um deswillen wenige Vertheidigungskräfte aufnehmen, mithin auch dem Angriff, der sich gegen diese Knotenpunkte vornehmlich hinwendet, einen nur beschränkten Widerstand entgegensetzen. Jene wenigen Vertheidigungskräfte befinden sich aber außerdem in einer ungünstigen Situation, denn wenn an und für sich der knapp bemessene innere Raum ein Zusammendrängen von Mannschaften und Geschütz veranlaßt, und damit die Wirkung namentlich des feindlichen Wurffeuers befördert, so sind zugleich Facen und Flanken derartig zueinandergelegen, daß Kugeln des Gegners, welche erstere in der Fronte fassen, nicht selten für letztere Rückenschüsse werden.

Hiermit sind nur die Hauptgründe berührt, auf denen die Schwäche des bastionären Systems beruhet. Der Mann, welcher dieselben zuerst vollständig und mit Schärfe und Klarheit entwickelte, war der französische Marquis Montalembert, ein Zeitgenosse Friedrichs II. und der französischen Revolution (1713—1799). Er ist zugleich, — und das macht sein Hauptverdienst aus, — der Schöpfer zweier neuen Befestigungssysteme, die unter dem Namen der Montalembertschen Tenaillen- und Polygonalbefestigungsentwürfe bekannt geworden sind. In diesen seinen Vorschlägen sind allerdings manche Ideen enthalten, die augenscheinlich aus den Werken älterer deutscher Ingenieure (namentlich Dürers, Rimplers und Landsbergs) entnommen sind; was indeß durchaus nicht seine Ansprüche auf den Namen des ersten Ingenieurs seiner Zeit, vielleicht aller Zeiten! mindert. Von dem Erscheinen seiner Werke an datirt die Reformation der fortificatorischen Kunst und Wissenschaft. Zwar hat er im allgemeinsten Sinne nicht neue Grundformen für dieselbe geschaffen; ganz sicherlich indeß sind es durchaus neue Principien, die er in seinen Entwürfen gegeben hat.

Im Unterschiede von seinen Vorgängern, namentlich von Vauban, erkannte Montalembert nicht länger im kleinen Gewehr, sondern entschieden im Geschütz, die vornehmliche Vertheidigungswaffe der Festungen. Mittelst desselben strebte er nicht allein die fortificatorische Defensive mit dem Angriff ins Gleichgewicht zu stellen, sondern er suchte und hoffte ihr die Ueberlegenheit über denselben zu sichern. Sein Hauptgrundsatz aber war der: daß der Ingenieur im Stande sei, auf jeder Fronte, durch casemattirte Etagenbatterien dem Angriff nicht nur eine gegen den directen Schuß wie gegen Verticalfeuer wohl gesicherte,

ſondern auch eine an Stückzahl ungleich beträchtlichere Artillerie entgegenzuſtellen. Dieſe ſeine Maxime führte ihn nothwendig zum Widerſpruch mit der ſonſt giltigen fortificatoriſchen Regel: daß man Mauerwerk ſtets der directen Feuerwirkung des Feindes durch Contreescarpe, Glacis oder Wall zu entziehen habe. Den Einwand, daß er, indem er ſeine Mauern der Einſicht und dem directen Schuß preisgebe, deren frühzeitige Zerſtörung durch den Feind ermögliche, ſtellte er die Behauptung entgegen: daß ſeine artilleriſtiſche Ueberlegenheit ein Aufkommen der Angriffsbatterien unmöglich mache.

Was abgeſehen von dieſen neuen Anſichten in Betreff der Arrangirung des Profils, die Verhältniſſe des Grundriſſes angeht, ſo konnte Montalembert ſich auf keine andern Formen baſiren, als auf diejenigen, welche ich bereits bei Erörterung der Grundzüge der Feldbefeſtigung berührte. Da er die Lünetten mit Zwiſchenlinien oder das baſtionäre Syſtem behufs der Herſtellung ſeiner Hauptumfaſſung (Enceinte) verwarf, ſo verblieb ihm nur, den zu fortificirenden Raum durch ein- und ausſpringende Winkel zu umziehen und demgemäß das Ganze als große Sternſchanze zu behandeln, oder es in zuſammenhängende gerade Linien einzuſchließen d. h. es als große vielſeitige Redoute zu behandeln. Die erſtere Manier nennt er ſein Tenaillen- und die zweite ſein Polygonalſyſtem. Seine Kreisbefeſtigung kann als eine Combination des erſteren Syſtems mit dem letzteren angeſehen werden. Desgleichen ſind ſeine Feſtungsthürme als feſte, gemauerte Redouten zu betrachten.

Die Vorzüge des Tenaillen- und Polygonalſyſtems vor dem baſtionären werden für den Leſer am klarſten hervortreten, wenn ich erſtere beide mit dem letzteren direct vergleiche.

Denkt man ſich die Facen des Ravelins dergeſtalt nach rückwärts verlängert, daß ſie in die Facen der Baſtionen einſchneiden, ſo werden, wenn gleichzeitig Flanken und Courtine in Wegfall kommen, jene eine zuſammenhängende Enceinte formiren, welche der Idee der Montalambertſchen tenaillirten Umfaſſung conform iſt. Dieſe Enceinte wird zugleich ſtärker ſein, wie die frühere baſtionäre, weil keine Trennung der Vertheidigungskräfte durch den Hauptgraben ſtattfindet; weil der mittlere ausſpringende Winkel, der frühere Ravelin, nunmehr ebenfalls als ein Knotenpunkt der Vertheidigung gelten kann, und Mannſchaften wie Geſchütze in den ausſpringenden Winkeln weniger den Rückenſchüſſen preisgegeben wird, als dies in den Baſtionen der Fall iſt; endlich weil im eingehenden Winkel eine jede Linie zur andern in das Verhältniß einer Flanke, nicht nur behufs der Grabenbeſtreichung, ſondern auch des Vorterrains, tritt. Es wird dieſe Enceinte aber auch zugleich weniger koſtſpielig ſein, als die baſtionirte, weil bei ihr Baſtionsflanken und Courtine erſpart werden. Der eingehende Winkel hat in dieſem Syſtem ſelbſtredend ein beſtimmtes Maß, nämlich 90 Grad, weil nur dieſe Größe den Bedingungen

Digitized by Google

einer guten Flankenwirkung entspricht. Der ausgehende Winkel ist in der Größe nicht beschränkt, aber er darf nicht kleiner als 60 Grad sein, um noch ausreichende Vertheidigungskräfte fassen zu können. Hieraus erhellt, daß jede tenaillirte Festung mindestens zwölf ausgehende und ebensoviel eingehende Winkel umfassen muß; was indeß nicht hindert, mittelst dieser Manier noch einen Raum zu befestigen, der nicht größer wie der vom bastionirten Viereck umschlossene ist.

Dieser großen Vorzüge ungeachtet hat bei den neueren Festungsbauten das Tenaillensystem nur äußerst beschränkte Anwendung gefunden, und zwar darum, weil das polygonale noch weit eclatantere Vortheile bietet.

Auch den älteren Ingenieuren, die nach den Regeln des bastionären Systems befestigten, war klar, daß sie eine größere frontale Feuerwirkung erreichen und die Baukosten auf das geringstmögliche Minimum reduciren würden, wenn sie, anstatt die Fronte gebrochen, als Facen, Flanken und Courtine zu führen, dem Feinde auf dem Raume zwischen zwei Bastionsspitzen eine einzige, gerade Walllinie mit vorliegendem Graben entgegenstellten; aber diese einfachste aller Fronten war augenscheinlich ohne Flankirung, d. h. das Vorterrain war nur von vorne, nicht von seitwärts, und der Graben gar nicht bestrichen. Um den letzteren Zweck zu erreichen, erfand Montalembert, allerdings auf Grundlage einer älteren Idee von Dürer, die Caponniere, während er für den ersteren verschiedene Werke jenseits des Hauptgrabens errichtete, die im Grunde genommen keiner anderen Idee als der des Ravelins entsprechen. Mir kommt es hier vor allen Dingen darauf an, dem Leser klar zu machen, was er unter einer Caponniere zu verstehen hat. Er stelle sich als solche ein großes massives, längliches Blockhaus vor, welches in der Mitte der Fronte auf der Sohle des Grabens gelegen ist, und zwar dergestalt, daß es mit seinen langen Seiten den Graben entlang schaut, während seine kurzen, mit der betreffenden Contreescarpe und Escarpe parallel laufen. Will man den der Contreescarpe zugewendeten Theil der Caponniere von der Escarpe her flankiren, so wird man ihm eine Spitze ansetzen. Bei einer Frontlänge von 500 Schritt oder der größten, die das bastionäre System gestattet, wird die Mittellinie der Caponniere von den Enden der Fronte oder den (ausspringenden) Winkeln des Vielecks (Polygons) nur 250 Schritt abliegen; was etwa hundert Schritte weniger ist wie die Entfernung der Bastionsflanken von dem betreffenden Punkte. Hieraus erhellt aber, daß, wenn man im Polygonalsystem für die Fronte die größte Tragweite des kleinen Gewehrs ausbeuten will, man sie um beinahe 200 Schritt länger wie die bastionäre Fronte machen kann, oder mit anderen Worten, daß diese Manier, im Vergleich mit der bastionären, zur Umfassung eines gleich großen Raumes entweder einer geringeren Anzahl von Fronten bedarf, oder, bei gleicher Anzahl, die ihrigen durch eine stärkere, weil näher

Digitized by Google

gelegene Bestreichung der ausspringenden Winkel zu sichern vermag. Entscheidet man sich für die längeren Fronten, so ist klar, daß man auf denselben eine größere Anzahl von Vertheidigungsmitteln aufstellen kann, daß man für den ganzen Platz weniger Caponnieren bedarf, daß der Sicherheitsdienst während der Belagerung sich vereinfacht u. s. w.

Mit Ausnahme der Kreisbefestigung, welche hier unerörtert bleibt, weil ihrer praktischen Anwendung Hindernisse entgegenstehen, ist kein System so fähig, bei einer gegebenen Wallausdehnung einen gleich großen Raum einzuschließen, wie das polygonale. Bei keinem liegen die Flanken, auf deren Sicherung das Heil des Ganzen beruht, so wohl gedeckt, denn der Feind kann die Caponnieren erst sehen, wenn er auf der Contreescarpe angekommen ist und sie zu zerstören wird er nur von den ausspringenden Winkeln derselben Linie her im Stande sein; kein andres System ist so durchaus gegen die Wirkung von Rückenschüssen gesichert und endlich gestattet keins eine so kräftige Vertheidigung der Bresche, weil kein andres der Defensive für diesen Zweck einen gleich unbeschränkten Raum zur Aufstellung und Handhabung der Streitkräfte darbietet. Daß es in Hinsicht auf die Kosten an Wohlfeilheit jede andre Befestigungsmanier übertrifft, liegt außerdem so klar vor Augen, daß dieser Punkt hier keiner weitern Erörterung bedarf.

Diese großen Vorzüge des Polygonalsystems sind entscheidend für seine beinahe ausnahmsweise Anwendung bei sämmtlichen großen Festungsneubauten in fast allen europäischen Ländern, wo solche zur Ausführung kamen, gewesen. Man hat dabei nicht alle Vorschläge des großen Meisters, namentlich nicht diejenigen verwirklicht, welche auf die Aufstellung der größtmöglichen Geschützzahl hinzielen, weil sich dieses von selbst aus Gründen einer vernünftigen Oekonomie verbot, aber alles andre fußt auf seinen sonstigen großen Principien.

Für den heutigen Ingenieur darf es als eine unumstößliche Thatsache gelten, daß mit dem Polygonalsystem die beste Methode zur Herstellung einer starken Enceinte gegeben worden ist, welche überhaupt gedacht werden kann; daß nicht zu erwarten steht, es werde in Zukunft irgendwelche wesentliche Veränderung in dieser Hinsicht zur Geltung kommen und daß, falls unter der Befestigungskunst nur das zu verstehen wäre, was die ältern Ingenieure in diesen Begriff hineinlegten, nämlich die Kunst, einen gegebenen Raum durch fortificatorische Mittel gegen den feindlichen Zugang abzuschließen und der Vertheidigung auf dieser abschließenden Linie alle Vortheile zu sichern, dieselbe zu ihrem Schluß gekommen, mit andern Worten, das ihr zu Grunde liegende Problem gelöst sein würde.

Montalembert kann nicht als der Erste bezeichnet werden, welcher es ausgesprochen, daß die Kunst des Ingenieurs weiter gesteckte Grenzen habe, als

Digitized by Google

die Schaffung von Umfassungen oder Enceinten; aber zum wenigsten hat er es völlig klar und faßlich gemacht, warum die Befestigung sowol auf den von der Hauptlinie umschlossenen inneren Raum als auch auf den vor ihr gelegenen äußern, als auf ein zweites und drittes Feld zur Entfaltung ihrer Mittel hingewiesen ist und was sie auf beiden anstreben soll.

Wie groß und weitgedehnt auch immerhin eine Enceinte sein mag, läuft sie dennoch, wenn nicht besondere Umstände hinzutreten, Gefahr, umschlossen zu werden; das heißt, der Feind hat es in seiner Hand, sie mit seinen Streitkräften rings zu umgeben, einzuengen, ihr jede Verbindung nach außen abzuschneiden und sie damit außer Stand zu setzen, von außen her sich Ersatz, sei es an Streitkräften, sei es an Mitteln zu verschaffen. Desgleichen mag sie noch so stark sein, d. h. ihre Fronten mögen noch soviele Widerstandsfähigkeit besitzen, letztlich werden sie sich doch in dem Fall befinden, durchbrochen zu werden und zwar wird alsdann der Durchbruch der einen Fronte als Consequenz es mit sich bringen, daß alle andern in den Rücken genommen sind.

Aus diesen Verhältnissen erwächst dem Ingenieur der doppelte Beruf, einmal auf dem Vorterrain durch fortificatorische Mittel der Einschließung des Platzes entgegenzuwirken und zum andern innerhalb des Umschlusses Anstalten zu treffen, um den etwaigen Durchbruch des Feindes durch die Enceinte seine obenerwähnten Consequenzen zu nehmen. Ich werde hier zuerst die Aufgabe auf dem Vorterrain in Erörterung ziehen.

Es ist ein taktischer Grundsatz, daß der Angriff es vermeiden soll, sich in eine Lage zu begeben, wo er Feuer aus zwei Richtungen zu gewärtigen hat; jemehr dasselbe ihn umfaßt, desto bedenklicher wird es, sich in seinen Kreis hinein zu begeben. Er fürchtet in dieser Hinsicht die Bedrohung zweier Flanken und der Fronte mehr, als die der Fronte und einer Flanke und am meisten bangt er vor einer Bedrohung seines Rückens.

Denkt man sich noch innerhalb des Feuerbereichs einer Enceinte eine Schanze in das Vorterrain vorgeschoben, so wird der Feind, falls er die Umfassung angreifen will, seine Fronte aus obigen Rücksichten so wählen, daß er noch außer Schußweite rechts oder links an dem detaschirten Werke vorbei gehen kann; denn ging er innerhalb der Schußweite vor, so würde, ob er auf der einen oder der andern Seite passirt, seine Fronte nicht nur, sondern auch je eine seiner Flanken beschossen werden. Daraus ergibt sich, daß der Feind sich noch viel weniger in die Linie zwischen der Schanze und der Enceinte begeben wird, daß also diese, bevor sie genommen ist, eine enge Umschließung des Platzes für eine gewisse Raumstrecke unmöglich macht. Falls zwei Schanzen vorgeschoben sind, wird der Raum, auf welchem die Einschließungslinie ausweicht, wachsen. Im Besondern wird der Feind es vermeiden, falls beide Werke unter-

Digitized by Google

einander im Feuerverbande ſtehen, zwiſchen ihnen hindurchzugehen oder ſich in den Zwiſchenraum einzuſchieben. Denkt man ſich die ganze Feſtung von einer Linie detachirter Schanzen umſchloſſen, ſo muß für dieſen Fall jedermann einleuchten, daß dadurch der Feind von der Enceinte gänzlich abgedrängt ſein und für ihn die Frage entſtehen wird, einen dermaßen erweiterten Vertheidigungskreis abzuſchließen. Glaubt der Ingenieur, daß einer großen Belagerungsarmee die Einſchließung noch gelingen könne, ſo hat er als Auskunftsmittel dagegen zu einer zweiten Linie detachirter Werke zu greifen, die noch im Feuerkreiſe der erſtern gelegen ſein würde; ja es iſt nicht undenkbar, daß er ſtellenweiſe eine dritte etabliren könnte. Sind die vorgeſchobenen Schanzen von beträchtlicher Stärke und in gewiſſem Sinne ſelbſtſtändig, ſo nennt man ſie detachirte Forts. Nirgends hat das Syſtem den Vertheidigungskreis in dieſer Weiſe zu erweitern, um den Feind fernzuhalten und die Einſchließung zu verhindern, eine großartigere Anwendung gefunden, als bei der Befeſtigung von Paris. Es iſt klar, daß durch dieſes Verfahren großen Feſtungen nicht nur die Verbindung nach außen offen erhalten werden kann, ſondern daß ſie dadurch auch gegen das Bombardement ſo lange geſichert ſind, bis die Linie der Forts durch Eroberung einiger derſelben durchbrochen iſt. Außerdem wird damit dem Vertheidigungskriege zwiſchen den detachirten Werken und der Enceinte ein weiter, geſicherter Raum gewonnen, in welchem große geſchlagene Armeen Zuflucht finden können und wo ſie zugleich ſich in der Lage befinden werden, unter günſtigen Verhältniſſen den Kampf wieder aufzunehmen. Daher der Ausſpruch: „unſre großen modernen Feſtungen ſind befeſtigte Schlachtfelder.“ Als im Jahre 1806 die preußiſche Armee nach der unglücklichen Schlacht von Jena unter den Kanonen von Magdeburg Schutz ſuchen wollte, vermochte dieſer Platz der an ihn gemachten Anforderung nicht zu entſprechen. Die Infanterie fand im Innern nicht Raum genug und mußte im gedeckten Wege und auf dem Glacis lagern. Wäre dagegen Magdeburg mit einer Linie detachirter Werke umgeben geweſen, ſo würde das geſchlagene Heer hier einen Ruhepunkt gefunden, ſich reorganiſirt und verſtärkt haben und kaum hätte Napoleon es unter ſolchen Umſtänden gewagt, die Elbe zu überſchreiten.

Soweit von der durch den Ingenieur auf dem Vorterrain der Feſtung zu löſenden Aufgabe. Jetzt zu der andern, die ſich ihm im Innern der Enceinte in Rückſicht auf einen etwaigen Durchbruch ſtellt.

Es iſt klar, daß die Befeſtigungskunſt hier zwei Wege und zwar entweder je einen von beiden oder beide zugleich verfolgen kann. Sie kann nämlich einmal es ſich zum Ziel ſetzen, eine jede Fronte mit einem Rückenabſchluß zu verſehen, dergeſtalt, daß die Enceinte, im Gegenſatze zu der äußern Linie detachirter Forts eine innere Linie zuſammengeſchloſſener Forts darſtellt, das andre Mal kann ſie ein Kernwerk oder ein großes Reduit ſchaffen, welches

Digitized by Google

in der Mitte des Platzes gelegen, jeden Durchbruch in Fronte nimmt. Endlich kann sie ein Kernwerk und Rückenabschlüsse der Fronten gleichzeitig zur Anwendung bringen.

Montalembert wendet, sowol als Rückenabschluß wie als Kernwerk und zwar als ersteres bei größern und als letzteres bei kleinern Festungskörpern, fast ausnahmlos den casemattirten Thurm an und zwar gewinnt er bei Formirung von Abschnitten eben hierdurch den bedeutungsvollen Vortheil, daß dieselben nach zwei Fronten hin vertheidigungsfähig sind, dergestalt, daß der auf der durchbrochenen Fronte gelegene dem Durchbruch nach vorwärts entgegentritt, und wenn er ebenfalls überwunden, die andern dem Feinde nach rückwärts hin begegnen.

Die moderne Festung gliedert sich hiernach in drei sozusagen concentrische Vertheidigungsfelder oder sie bietet der Defensive drei Stellungslinien dar, von denen die der vorgeschobenen oder detachirten Forts einem ersten Treffen, die der Enceinte der Kampflinie des zweiten und die der innern Werke derjenigen der Reserve entsprechen. Man kann Zweifel dagegen erheben, ob diese Positionen in jedem Fall zu verwerthen sein werden, d. h. ob sich die Vertheidigung möglicherweise nicht auf dem ersten Felde bereits zu sehr schwächen wird, als daß sie, nachdem sie von dort her zurückgeworfen, die Enceinte noch nachdrücklich halten und endlich im Innern derselben Stellung nehmen könnte. Aber gegen die Logik des Arrangements im Allgemeinen wird sich schwerlich etwas Erhebliches einwenden lassen.

Die Idee steht in Verbindung mit dieser Dreigliederung des Festungsganzen, wonach ein jedes selbstständiges Werk, also insbesondere jedes detachirte Fort oder Kernwerk, aus einer vorgeschobenen oder äußeren Umfassung, einem Hauptumschluß und einem Reduit bestehen soll. In die Stelle der erstern tritt der gedeckte Weg, bei kleinern Werken der Rondengang, d. h. eine Position zwischen Escarpe und Wall, welche für Infanterie eingerichtet ist und in der Regel der Hauptsache nach aus einer crenelirten (mit Gewehrscharten durchbrochenen) Mauer besteht.

Archäologisches.

Die ägyptischen Pyramiden in ihren ursprünglichen Bildungen nebst einer Darstellung der proportionalen Verhältnisse im Parthenon zu Athen von Friedrich Röber. Mit einer lithogr. Tafel. Dresden, Verlag von Wold. Türk. 1855. 1 Thlr.

Bereits im vorigen Jahre erschien von demselben Verfasser unter dem Titel: „Beiträge zur Erforschung der geometrischen Grundformen in den alten

Digitized by Google

Tempeln Aegyptens" eine Schrift, welche bei Archäologen, Mathematikern und Architekten ein gleiches Intereſſe erweckte und über welche infolge deſſen theils im Auslande (27. Jahrg. Nr. 14), theils im Magazin für die Literatur des Auslandes (Jahrg. 1854, Nr. 46), theils in den Grenzboten (13. Jahrg. 2. Semeſter, Nr. 30), theils endlich in noch mehrern andern Blättern die günſtigſten Mittheilungen gemacht wurden. Aus dieſem Grunde wird es nicht befremden, jenes Intereſſe auch dieſer zweiten eben angezeigten Schrift Herrn Röbers, die gleichſam als eine Fortſetzung der vorjährigen angeſehen werden kann, zugewendet zu ſehen. Wir erlauben uns zu richtigerem Verſtändniß derſelben folgende Bemerkungen:

Der Geheimrath Ritter Bunſen, einer der ausgezeichnetſten Alterthumsforſcher unſerer Zeit, ſpricht ſich in ſeinem Werke: „Aegyptens Stelle in der Weltgeſchichte, 2. Band" ausführlich darüber aus, wie außerordentlich wichtig und vortheilhaft für die Erforſchung der Pyramiden das 1837 ausgeführte Unternehmen des engliſchen Obriſten H. Vyſe dadurch geworden ſei, daß es dem, den letzteren begleitenden Herrn Perring gelungen, in der ägyptiſchen Elle = 1,713 engl. Fuß die Einheit des ägyptiſchen Maßes zu finden und ſie auf die von ihm ſo genau gemeſſenen Bauten anzuwenden und ihre beſtimmbaren Hauptmaße darnach zu berechnen. Der ihn hierbei leitende Gedanke war ein ſchon von Newton angeregter und mit bewunderungswürdigem Scharfblick verfolgter, der nämlich, es ſei wahrſcheinlich, daß die Hauptheile der großen Pyramide in rationalem Verhältniſſe zur Einheit des ägyptiſchen Maßes ſtehe, alſo zur Elle. Newton fand auf dieſe Art die wahre Größe derſelben aus den Maßen des Hauptgemaches und Perring entdeckte hiernach an jener großen Pyramide ein Verhältniß der Höhe zur Baſis wie 5 : 8. Ritter Bunſen nennt deshalb die größte Pyramide die „recht eigentlich mathematiſche", die das unter den Pyramiden überhaupt ſei, was die letzteren unter den Bauen ſind. Bei den übrigen Pyramiden, fährt er fort, ſind wegen ihrer Zerſtörung ſolche nähere Verhältniſſe nicht zu erwarten, allein die gefundene Einheit des Maßes ſcheint ſich auch hier durch die ungebrochenen Zahlen aufs glänzendſte zu bewähren. Soviel dürfen wir mit Zuverſicht behaupten, daß die Maße der Pyramiden zum erſten Male ſicher und verſtanden vor uns liegen, wie vielleicht nicht ſeit der Zeit ihrer Erbauung. Der Plan einer Pyramide mochte in den Archiven der königlichen Familie oder in einem Tempel aufbewahrt ſein: ſie ſelbſt war bereits dem Nachfolger des Beſtatteten ein verſiegeltes Buch, falls ſie nicht ausnahmsweiſe auch ihm noch zur Ruheſtätte beſtimmt war.

Unter den Napoleoniſchen Gelehrten ragt beſonders Jomard hervor (vergl. Exposition du système mètrique, in der großen déscription de l'Egypte). Er nahm die kleine Coude, welche er auf die Erdmeſſung bezog, zu 0,1462 M.

Digitized by Google

an, während sie nach Röbers Angabe nur 0,4602382 M. ist. Seit Jomard sind eine Menge Versuche gemacht worden, die Verhältnisse in der großen Pyramide aufzufinden, die man für astronomische hielt, wozu die winkelrechte Lage nach den 4 Weltgegenden die Veranlassung geben mochte. Genug, die Pyramiden sind nach Lepsius und Bunsen, welche Menes nach Manetho 3426 Jahre vor Christus, Prof. Seyffarth aber 2782 vor Christus setzen, die ältesten Bauten der Erde und ihre wissenschaftlich geführte Anlage ist daher das früheste wissenschaftliche Product.

In den Denkmälern der Baukunst von Jules Gailhabaud wird ebenfalls jeglicher Nebenzweck der Pyramiden geleugnet, die nur Grabmäler gewesen sein können, aber Bauten, die durch ihre Kolossalität sowol, wie durch ihre sorgsame Technik sich schon im Alterthum den Ruhm erwarben, in die Zahl der Wunderwerke der Kunst aufgenommen zu werden.

Lepsius hat gefunden, daß die Pyramiden oft nach innen sorgsamer, als nach außen gebaut sind und sagt: der König vollendete in den ersten Regierungsjahren eine mäßige Pyramide und legte dann, wenn ihm noch neue Jahre vergönnt waren, einen Mantel nach dem andern um, bis er endlich zu einem Punkte gelangte, wo eine jede neue Vergrößerung schon allein ein Riesenwerk war und viele Jahre zur Ausführung brauchte; dann mußte er an die letzte Vollendung denken.

Wir stimmen jedoch dem Verfasser einer vor einiger Zeit erschienenen Schrift, deren Titel uns nicht mehr gegenwärtig ist, vollkommen bei, wenn er etwa Folgendes sagte: „Es ist gleichgiltig zu wissen, durch welche äußerlichen Zwecke, Antriebe und Umstände die alten und neuen Bauten hervorgerufen worden sind, sobald man nicht zu erfassen und zu ergründen vermag, wo die ersten und letzten Antriebe, die Grundtriebe zu suchen sind, in welchem natürlichen und übernatürlichen Sinn und Geist alle die Kunst und Wissenschaft gehalten ist; sobald man die Idee nicht begreift, sobald man nicht Sinn und Verstand hat, zwischen den Zeilen, den Bauwerken und Formen zu lesen und inne zu werden, wie oft der menschliche Geist das Unendliche und Ewige, das Geistige im Sinne führt, wenn er scheinbar nur das Materielle ausgestattet hat.“ Aehnlich äußerte sich übrigens schon Diodor von Sicilien über die 3 großen Pyramiden und deren Baumeister, obgleich er noch keine Ahnung von dem architektonisch mathematischen Geiste haben konnte, der in diesen Bauten liegt und die Seele derselben ist. Eben dies führt uns zu der Röberschen Schrift zurück, aus der wir noch Folgendes mitzutheilen uns veranlaßt fühlen:

Es ist Herrn Röber gelungen, in den Pyramiden eine eigenthümliche Gesetzmäßigkeit der Anlage zu entdecken. Die einzelnen Verhältnisse lassen keinen Zweifel übrig, daß der Ursprung der Geometrie weit über die Menesdyna-

by Google

ſtie hinausreicht, daß der 5. Satz im 13. Buche der Euklidſchen Elemente in Anwendung kommt und daß alſo dieſe Elemente ſchon bei Errichtung der Pyramiden wenigſtens zum Theil gekannt worden waren. Nach der Entdeckung des Verfaſſers iſt es der Seite 8 angegebene Triangel, welcher gleichſam die Baſis der Pyramiden bildet. Aus ſeiner Conſtruction ergeben ſich denn auch wirklich alle Verhältniſſe der einzelnen Theile der Pyramiden, von denen Herr Röber 16 berechnet und deren Seite 21 und 22 dargeſtellte ſyſtematiſche Zuſammenſtellung die allen zum Grunde liegende Einheit bis zur vollſten Evidenz darthut. Vor der Berechnung jeder einzelnen Pyramide, die übrigens, wie ſchon damals bei den Tempeln, bis auf wenige Decimalen mit der Meſſungsangabe übereinſtimmt, gibt Herr Röber ſtets einige kurze hiſtoriſche Notizen über die Entſtehung, Lage und Einrichtung derſelben.

Mit beſonderer Berückſichtigung deſſen, was Ritter Bunſen über die Pyramiden ſagt, ſcheint uns im Allgemeinen aus der Röberſchen Schrift hervorzugehen, daß

1) die Pyramiden bisher keineswegs verſtanden vor uns gelegen haben, ſondern daß erſt der mathematiſche Organismus zu einem nähern, wenn auch noch nicht vollkommenen Verſtändniß führt; daß
2) dieſer Organismus allerdings Jahrtauſende lang unbekannt geblieben iſt, wenigſtens den Griechen unbekannt geweſen zu ſein ſcheint; daß
3) die große Pyramide von Gizeh keineswegs die „eigentlich mathematiſche“ iſt, da ſie alle denſelben geometriſchen Charakter an ſich tragen und jene ſich nur durch einen etwas abweichenden Organismus auszeichnet; daß
4) ſich bei allen Pyramiden, trotz ihrer theilweiſen Zerſtörung, die Verhältniſſe nachweiſen laſſen; und daß endlich
5) die Einheit des Maßes ſich keineswegs als geeignetes Mittel zur Erklärung des Organismus bewährt. Denn die Coudeen ſind, ausgenommen bei der großen Pyramide, etwas ſehr Untergeordnetes, die Verhältniſſe beruhen auf quadratiſchen Rechnungen. Dadurch aber beweiſen dieſe Conſtructionen aufs neue, daß, um in das innere Weſen der ägyptiſchen Wiſſenſchaften einzudringen, das mathematiſche Element durchaus nicht vernachläſſigt werden darf.

Die Unterſuchungen über die Grundformen der ägyptiſchen Tempel und Pyramiden haben nächſtdem den Herrn Verfaſſer veranlaßt, ebenfalls die altdoriſchen Bauten, den Parthenon, in näheren Betracht zu ziehen. Wie bei jenen, ſo wurde auch hier ein geometriſcher, auf proportionalen Verhältniſſen beruhender Organismus entdeckt, den wir am Schluſſe des Werkes im Intereſſe der bildenden Kunſt erörtert finden und welcher zu beweiſen ſcheint, daß die Griechen ihre geometriſchen Formen für dieſen ſo tief bewunderten Tempel von

Digitized by Google

auswärts geholt haben. Darin aber finden wir die Ansicht eines der neusten Forscher auf dem Gebiete der Alterthumskunde bestätigt, welcher etwa Folgendes behauptet: „Um zu erfahren, woher dem Parthenon seine Formen geworden, muß man in der Historie suchen und wenn wir ganz dieselben Formen anderwärts bei ältern Völkern wiederfinden, oft in ganz anderer Verbindung, zu ganz anderen Zwecken, dann werden wir nicht anstehen zu erklären, daß dieser griechische Tempel von auswärts seine Formen gesammelt hat oder auswärts schon vorhanden war."

Gewiß wird auch dieses verdienstliche Werk des so bescheidenen Herrn Röber, wie das frühere, nicht wenig Aufsehen bei den Archäologen und Mathematikern erregen, aber eben deshalb empfehlen wir auch um so angelegentlicher die sorgfältige Prüfung einer Arbeit, die lediglich auf die geometrische Einfachheit eines Euklid und auf ebenso einfache Potenzirung und Depotenzirung der Einheit basirt ist. Möchte Herr Röber endlich auch das Versprechen noch erfüllen, jenes geometrische Urschema ebenfalls an den organischen Naturgegenständen nachzuweisen und seiner Zeit zu veröffentlichen.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel, den 28. Juni. — Jemehr die Dinge in der Krim unter der kräftigen, wenn auch nicht immer glücklichen Hand des Generals Pelissier einer großen Entscheidung entgegendrängen, mit um so größerer Spannung lauscht man hier auf jedes Gerücht, welches ein bestimmteres und klareres Licht auf den in der Ausführung begriffenen Operationsplan zu werfen im Stande ist. Die heute ausgegebenen hiesigen Journale, sowie das, was als Neuestes von Mund zu Mund geht, sind in dieser Hinsicht nicht ohne Interesse.

Wie Sie sich erinnern werden fand die Concentrirung der Streitkräfte der Verbündeten im letztvergangenen Monat Mai noch unter dem Regime Canroberts statt und sicher war diese Maßregel von ihm verfügt. Man wollte damals über die Tschernaja rücken, die Russen von dem Plateau zwischen dem Hafen von Sebastopol oder der Rhede und dem Belbeck vertreiben, damit ihr Gros von der Festung trennen und hoffte alsdann diese vermöge der bewirkten Isolirung mit größerer Leichtigkeit zu überwinden.

An diesem Plane war zweierlei zu tadeln: daß er sich an den Umkreis der Festung band, diese nach wie vor zum Hauptobject machte, und es dem Feinde gestattete, deren große fortificatorische und artilleristische Mittel unter sehr günstigen Umständen zu verwerthen; sodann, daß dem Feinde im Fall einer Hauptentscheidung der Rückzug offen verblieb, mit anderen Worten, die strategische Gunst der Lage unausgebeutet blieb. Außerdem behaupteten schon damals Leute, welche das Terrain jenseits der Tschernaja, namentlich die Zugänge zu dem erwähnten Plateau und die Befestigungen der Russen auf dieser Linie kannten, daß ein Unternehmen der

Art auf kaum geringere Schwierigkeiten als die Angriffe vor Sebastopol stoßen und muthmaßlich sich als unausführbar herausstellen werde.

Als General Pelissier das Commando übernahm, wollte er, so scheint es, einen Versuch machen, ob nicht vermöge eines größeren Aufwandes von Energie auf demselben Wege, den der Vorgänger eingeschlagen hatte, ein Resultat zu erreichen sei. Daher der Vormarsch nach Tschorgun, durch welchen außerdem einige Vortheile für die Verpflegung erreicht wurden und die schnell aufeinanderfolgenden Offensivstöße gegen die Malakowfronte. Diese Versuche waren nur zum Theil glücklich. Wiewol bei Abgang der letzten Nachrichten an den Laufgräben gegen den erwähnten Thurm eifrig gearbeitet wurde, außerdem neue Batterien im Bau begriffen waren, konnte man dennoch aus den Arrangements im Allgemeinen entnehmen, daß man auf eine Fortsetzung des gewaltsamen Angriffsverfahrens verzichtet hat, und der Gedanke, welchen Pelissier, nachdem General Bosquet bei Tschorgun Halt gemacht, zunächst gehabt zu haben scheint, den Platz auch ohne vorherige Einschließung zu nehmen, wieder aufgegeben worden ist. Es entsteht aber daraus die Frage: nach welchem Plane der General en chef nunmehr zu operiren gesonnen ist?

Das, was man neuerdings in den hiesigen Blättern liest und als Gerüchte vernimmt, läßt der Vermuthung Raum, man werde in getheilten Massen agiren; ein System, welches nur einmal und unter wesentlich anderen Verhältnissen (1813 gegen Napoleon) zum Siege verholfen hat, und auch damals vielleicht nicht der kürzeste und beste Weg zum Ziele gewesen ist. Wie es heißt ist General Bosquet mit einem zusammengesetzten Armeecorps, bestehend aus Franzosen, Piemontesen und Türken, im Ganzen etwa 30,000 Mann, am 21. aus Tschorgun aufgebrochen und hat sich gegen die Höhen der Farm von Makenzie gewendet; mit welchem Erfolge, werden uns die nächsten Berichte kennen lehren und Sie vielleicht bereits durch den Telegraphen wissen. Die Linie von Inkerman bis gegen Balaklava ist inzwischen durch neue Werke verstärkt worden und steht, wenn ich recht unterrichtet worden bin, unter dem Befehl des Generals Canrobert, der hier ebenfalls Franzosen, Piemontesen und Türken commandirt. In Balaklava befehligt Sir Colin Campbell (nicht zu verwechseln mit dem gefallenen Sir John Campbell) und zwar mag diese ganze Streitmacht auf ebenfalls 30,000 Mann berechnet werden können. Demnach besteht die gegen Sebastopol disponirte Hauptmacht noch aus dem ersten französischen Corps, dem französischen Reservecorps und aus je einigen tausend Engländern und Türken. Diese Macht hat, wie der Sturmversuch vom 18. dieses Monats bewiesen hat, nicht ausgereicht, um eine gewaltsame große Entscheidung gegen den Platz zu geben, aber um den förmlichen Angriff weiter zu führen, würde sie allem Anscheine nach zureichend sein. General Pelissier will indeß eine neue Theilung vornehmen, und zugleich die Belagerung weiter führen, was, wenn man die Kräfte berücksichtigt, unmöglich erscheinen muß. Man entnimmt aus vielfachen Anordnungen, die er neuerdings getroffen, daß es auf nichts Geringeres abgesehen ist, als das ganze Reservecorps zu entsenden, und zwar ist dasselbe, wenn man vagen Gerüchten, die bis dahin darüber umlaufen, ein Gewicht beimessen kann, nach Eupatoria bestimmt.

Da nun General Pelissier nicht 25—30,000 Mann von der Hauptmasse abzweigen wird, ohne ihnen eine operative Aufgabe zu ertheilen, so muß man annehmen, jene 25,000 Mann würden von Eupatoria aus vorgehen sollen, um im

Digitized by Google

Rücken des Feindes zu agiren: ein Unternehmen, welches jedenfalls nicht ohne Bedenklichkeit ist, denn dem Gegner steht es ja frei, sich aus der Mittelstellung, welche er in Bezug auf die gegen ihn operirenden Theilmassen einnimmt, je nach Belieben auf eine derselben und mit der besten Aussicht auf Erfolg grade auf diese zu werfen — nicht mit ebenfalls nur 25—30,000 Mann sondern, wenn es darauf ankommt, mit der doppelten Anzahl.

Wenn man neuerdings dergleichen Ansichten hier entwickelt, wird von französischen Offizieren oft eingewendet, daß die Russen bei weitem nicht so stark seien, als man annehme, und daß sie auch durch ihre Mittelstellung nicht in den Stand gesetzt sein würden, auf irgendeinem Punkte eine doppelte Uebermacht zu entfalten. Darüber kann man allerdings nicht streiten; das läßt sich nur abwarten.

Pariser Brief. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, wie wenig man im Grunde jetzt weiß, was man will und was man zu wollen hat, die Thronrede und die Haltung der offiziellen Journale seither, würde diesen Beweis hergestellt haben. Während der Kaiser sich auf unzweideutige Weise über die Langsamkeit Oestreichs, seine durch den Vertrag vom 2. December übernommenen Pflichten zu erfüllen, ausspricht, druckt der Moniteur eine offiziöse Vertheidigung der östreichischen Politik ab. Wir wollen zugeben, daß seither, also grade in dem Augenblicke, wo sich der Kaiser so bitter beschwert, befriedigende Erklärungen aus Wien gekommen seien — der Unterschied zwischen heute und gestern in der Sprache bleibt doch immer auffallend. Wir hatten gewünscht, eine Thatsache und nicht blos ein Wort zu kennen, das diese Veränderung rechtfertigte. Eine Thronrede, welche als ein Manifest an die Nation wie an Europa betrachtet werden muß, ist eine zu ernste Sache, als daß sie durch eine einfache Erklärung umgeworfen werden könne. Wir fragen uns vielmehr, ob denn der östreichische Gesandte nicht vor einer Zeitung über die nähere Bedeutung der Armeereduction Aufklärung geben, und somit den Ausfall in der Thronrede verhindern konnte!

Unsre Situation bleibt also dieselbe und die Westmächte scheinen die Haltung Oestreichs und folglich auch Deutschlands zu billigen. Sie verzichten darauf die unmittelbare Mitwirkung ihrer Alliirten zu fordern. Sie begnügen sich damit, daß Oestreich für sie die Donaufürstenthümer besetzt hält und seine Kräfte für die Zeit aufspart, wo Frankreich und England noch geschwächter und folglich noch hilfsbedürftiger sein werden — sie erwarten, daß der Mitcontrahent vom 2. December nach wie vor beim deutschen Bunde auf Beitretung zu den vier Garantien hinwirken werde und das beiläufig gesagt in dem Augenblicke, wo die englische Regierung im Parlamente erklärt, daß die vier Garantien nur mehr dem Namen nach existiren. Oestreichs Rolle beschränkt sich also, und dies muß festgehalten werden, selbst in der Meinung seiner Alliirten darauf, die Donaufürstenthümer inne zu halten und seiner Zeit dem deutschen Bund und eventuellerweise auch Rußland gegenüber die Interessen der Westmächte im Sinne der Allianz vom 2. December zu wahren. Dazu bedarf es allerdings keiner so zahlreichen Armeen und der Westen darf es Oestreich nicht übelnehmen, wenn dieses seinen ohnehin zu sehr belasteten Finanzen diese Klappe zum Athemholen öffnet. Herr Granier aus Cassaignac geht in dem halboffiziellen Constitutionel noch weiter, indem er erklärt — England und

Digitized by Google

Frankreich wollen um keinen Preis die Sisiphusarbeit im Osten aufgeben. Die beiden westlichen Mächte wollen das Patent auf die Erfindung des localisirten Krieges bis zu Ende ausbeuten. Wenn es nur gelingt.

Die Politik ist noch immer dieselbe unerquickliche und Sie werden es mir erlauben mit einer Anekdote meine politischen Reflexionen zu schließen — ich überlasse es dem Leser, meine Geschichte anwendbar zu finden oder nicht.

Ein ungarischer Edelmann pflegte in seinem Landhause zwei Zigeuner mit verschiedenen Tagesarbeiten zu beschäftigen. Eines Mittags ließ er sie beide auf die Stube kommen, während er seinen Verdauungsschmauch pflegte. Wer von euch ist der Mann, diese gebratene Gans da auf einen Satz zu essen? redete er die braunen Abkömmlinge des Orients an. Ich, gestrenger Herr, schrie Miska, der eine Zigeuner. Wer von euch will diese große Flasche Wein mit einem Schlucke hinabschütten? Ich, gnädigster Herr, ruft wieder Miska. — Wer von euch will diesen Schinken zum Abendschmause verarbeiten? Ich, Excellenz, ließ sich neuerdings unser Miska vernehmen. Brave Miska, du bist ein Mordkerl, meinte der Gutsherr, nun sagt mir aber noch, wer will die drei Klaftern Holz in meinem Hofe spalten? Miska ruft seinem Kameraden zu, Marczi, sage du doch auch einmal ein Wort.

Die gebildeten Kreise von Paris wurden diese Woche in tiefe Trauer versetzt durch den Verlust einer Frau, von der wir in diesen Blättern zu verschiedenen Malen gesprochen. Madame Emil Girardin, geborne Delphine Gay, ist in der vollsten Blüte ihres Talentes hier gestorben. Diese berühmte Schriftstellerin, welche man Mad. George Sand und Mad. Stael an die Seite stellt, hat sich in allen Gattungen der Poesie und Literatur versucht, war ebenso ausgezeichnet durch Schönheit, durch Charakterfestigkeit, wie durch ihre außerordentliche gesellige Begabung. Mad. de Girardin konnte als Personification des französischen Conversationsgeistes betrachtet werden — sie erzählte ebensogut, als sie schrieb, sie war im Umgange ebenso geistvoll in ihren Discussionen, als in ihren polemischen Schriften. Mad. de Giardin war ein Poet und ein Journalist zugleich. Ihre lettres parisiennes, in welchen der Marquis de Launay die Lächerlichkeit der pariser Gesellschaft schilderte, begründeten ein neues Genre, das in jüngster Zeit in der französischen Presse in so starkem Maße ausgebeutet wurde. Mad. de Girardin war der Vorgänger selbst von Karr, dessen Wespen erst später erschienen. Mad. de Girardin begann mit lyrischen Poesien und stand mit ihrer Muse auf der liberalen Seite und ihre, an dem Grabe des General Foy gesprochenen Verse verschaffte ihr den Namen einer muse de la patrie. Erst später versuchte sie sich im Roman und la canne de Mr. de Balzac erfreute sich selbst in Deutschland einer ziemlichen Vogue. In diesem Buche werden die Leiden eines jungen Mannes geschildert, dessen Unglück von zu großer Schönheit herrührt. Der durch seine Kostbarkeit berühmte Stock des Herrn von Balzac — dem gewisse Zauberkräfte angedichtet werden — spielt eine bedeutende Rolle in diesem sonst eben nicht phantastischen Romane. Madame Girardin schrieb später eine Judith und eine Cleopatra für Mlle. Rachel, die beide sich keiner großen Gunst beim französischen Publicum erfreuten. Die Cleopatra mit Unrecht, denn diese Tragödie würden wir sowol ihrer Sprache, als ihrem dramatischen Werthe nach über alles stellen, womit Ponsard später Glück

Digitized by Google

auf dem französischen Theater gemacht. Lady Tartuffe wurde seiner Zeit in diesen Blättern besprochen und obgleich dieses Lustspiel in Deutschland mit großem Beifall aufgenommen worden, glauben wir auch einem offenen Grabe gegenüber, bei unserm scharfen Urtheil beharren zu müssen. Die beiden letzten dramatischen Productionen von Mad. Girardin, obgleich von geringerer Prätention, sind bedeutender, sowol was die Analyse des menschlichen Herzens betrifft, als auch in Ansehung der dramatischen Wirkung. La joie fait peur ist eine intime Herzensgeschichte, die Schilderung einer betrübten Mutter, die irrthümlich ihren verloren geglaubten Sohn beweint. — Le chapeau de l'horloger ist ein in den Schwank auslaufendes Lustspiel, aber von solcher Wahrheit, von sovieler komischer Kraft, daß wir darin die Kundgebung einer Lustspieldichterin echten Berufs erkennen mußten.

Am eigenthümlichsten und am wirksamsten aber äußerte sich das Talent dieser Dame in ihren Lettres parisiennes, in denen sie die Waffe der Polemik mit ebensoviel Geist und Witz, als Ehrenhaftigkeit und Bonhomie handhabte. Mad. de Girardin verstand das weibliche Herz fast noch besser als Schriftstellerinnen überhaupt und hatte dabei das französische Talent durch ein Wort eine Situation, einen Charakter zu bezeichnen. Sie schrieb einfach, ohne hochtrabenden Schmuck, aber ihre Ausdrücke selbst inmitten der improvisirenden Verve sind stets mit soviel Takt und Glück gefunden, wie sie nur einem Genius zu Gebote stehen. Als Charakter war Mad. Girardin ebenso ausgezeichnet — sie kannte nicht Schriftstellereifersucht, und ihr Ehrgeiz bestand darin, alles anzuerkennen, was sich als Talent kundgab. Für ihren Mann, von dem sie einige Zeit ehelich getrennt lebte, fühlte sie die lebhafteste Freundschaft und sie trat muthig für ihn in die Schranken, so oft es noththat. Sie bekämpfte Cremieux wie ihr Mann Cavaignac, aber mit der Republik konnte sich ihr aristokratischer Geist nicht recht befreunden, obgleich sie ihren Ansichten nach so freisinnig war wie der beste Republikaner. Dem gegenwärtigen Regime konnte eine Frau wie Mad. Girardin nicht hold sein und trotz aller Avancen, die ihr gemacht wurden, hielt sie sich von der officiellen Welt des heutigen Frankreichs entfernt. Sie besuchte Victor Hugo im Exil und verhehlte ihre Gedanken über die jetzigen Machthaber keineswegs. Mad. de Girardin hat in ihren anspruchslos hingeworfenen Blättern wie in ihren sorgsam ausgeführten Werken Bleibendes hinterlassen — Frankreich verliert in ihr eines seiner bedeutendsten Bühnentalente.

Aus Koburg. Ein Ereigniß, das die Runde durch alle Zeitungen gemacht, dürfen wir nicht ganz unerwähnt vorübergehen lassen. Se. Excellenz, der fürstlich lippesche Cabinetsminister, Dr. Laurenz Hannibal Fischer, ist in Koburg verhaftet worden. Die Antecedentien dieses Mannes sind bekannt. Nacheinander hildburghäuser Demokrat, Protector des Adels, Pflegevater der Jesuiten, Verkäufer der deutschen Flotte, politischer Reformator in Lippe, nahm er sich auch der koburggothaischen Ritterschaft gegen die Landesverfassung an und beschuldigte in einer Beschwerde bei dem Bundestag den Herzog des Wortbruchs, was jene hohe Behörde veranlaßte, ihre Mißbilligung über die Form der Eingabe auszusprechen. Trotzdem erschien Dr. Fischer in Koburg zur Feier eines Festes des Gymnasiums, dem er als Schüler angehörte. Man sucht ihn zu ignoriren, er drängt sich vor,

Digitized by Google

will als Alterspräsident gefeiert sein; umsonst, man meidet ihn; er ergeht sich in outrirten politischen Reden, die schweigend geduldet werden. Bei dem Festmahle endlich am 30. Juni setzt er zu einem längern Vortrag an, läßt seine Schulzeugnisse vorlesen und entwickelt in breiten trivialen Wendungen als Basis seines Lebens und Strebens die Sätze: fortes fortuna juvat! Windischgrätz ist mein Mann! Sola bona, quae honesta! Er wird durch den Präsidenten Franke mit einigen kurzen Worten abgefertigt, und nach dem Mahl läßt ihn die hiesige Justiz wegen Beleidigung des Herzogs verhaften, gestattet jedoch andern Tages gegen Erlegung von Caution seine Abreise. Inspirirte Zungen haben nicht verfehlt, über diesen Vorfall zu klagen. Es ist aber doch ein kleiner Unterschied zwischen der Art und Weise, wie die in vielen deutschen Staaten herrschende Reaction mit ihren Gegnern verfährt und wie man in Koburg den Mann behandelt hat, welcher selbst ein Hort der Monarchie zu sein beansprucht und die persönliche Ehre eines Fürsten verletzt, welcher die nach schweren Kämpfen und vielfachen Concessionen von allen Seiten befestigten Staatsverhältnisse als revolutionär bezeichnet. Der Verhaftete ist nach dem Gesetz in seiner Haft gehalten und nach den gesetzlichen Bestimmungen wieder entlassen worden.

Es fehlt nicht an Beispielen, daß in andern Staaten die Reaction mit Polizeiwillkür den Verhafteten behandelt und in Widerspruch mit den Bestimmungen des Gesetzes die persönliche Freiheit mißachtet. Umsoweniger angebracht ist die Sentimentalität kläglicher Correspondenten, welche die Angelegenheit mit weichem Gefühl behandeln, und für die Stellung und das Alter des Angeklagten eine Exception fordern, überhaupt nichts versäumen, um den ganzen Vorfall in ein falsches Licht zu stellen. So bringt die Postzeitung in Frankfurt, wohin der gegen Caution in Freiheit gesetzte Dr. Fischer seinen Weg genommen, eine lange Reihe von Klagen. „Ein deutscher Minister verhaftet!“ heißt es da, als ob das Ministerportefeuille ein Freibrief für Schmähungen gegen andere sei. Weiter „ohne Vorwissen des Bundestags verhaftet!“ als liege es dem Criminalgerichte ob, Instructionen bei dem Bundestag einzuholen, und als müßten beim Bundestag vorgebrachte Beleidigungen und Injurien straflos sein. Ebenso wunderlich klingt die Behauptung, daß Dr. Fischer in eine Falle gelockt worden sei. Se. Excellenz, Herr Dr. Laurenz Hannibal Fischer hat keine persönliche Einladung zu dem früher erwähnten Gymnasialfeste erhalten, er ist nur der allgemeinen in die Zeitungen eingerückten Einladung gefolgt, und daher aus freiem Antriebe und auf eigne Verantwortung nach Koburg gekommen.

Herr Fischer scheint überhaupt die Absicht zu haben, sich bei seiner Partei als Märtyrer darzustellen. So erzählte er bei seiner Abreise sofort, er habe in seinem Gefängnisse nicht einmal ein Bett gehabt. Wir können jedoch versichern, daß, was sich schon von selbst versteht, er mit jeder Rücksicht behandelt worden ist, welche mit der nöthigen Vorsicht, um einen etwaigen Entweichungsversuch unmöglich zu machen, verträglich war.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Novalis.

Man pflegt diesen höchst merkwürdigen und in der deutschen Literatur fast einzig dastehenden Dichter als das religiöse Gemüth in der romantischen Schule zu betrachten, nachdem man endlich aufgehört hat, der Schule im Großen und Ganzen christliche Tendenzen beizumessen. Es wird sich im Folgenden ergeben, daß auch bei Novalis die christliche Gesinnung nicht grade das war, was der wahrhaft Religiöse darunter versteht, eine Heiligung und Verklärung des Gemüths; daß sowol seine Reflexionen über das Christenthum, als seine pietistischen Anwandlungen aus demselben Motiv hervorgingen, das wir bei Gelegenheit des Wilhelm Meister als das leitende Princip der ganzen Generation charakterisirt haben: aus dem Streben nach allseitiger, Geist und Herz gleichmäßig durchdringender Bildung. Dagegen unterscheidet sich Novalis durch einen andern Umstand sehr günstig von seinen Mitstrebenden. Sein Leben war mit seinem Denken und Empfinden durchaus in Einklang; er war, was man damals eine schöne Seele nannte, in der Weise, wie Goethe in Wilhelm Meister eine schöne Seele geschildert hat. Diese Idealität seines Wesens und sein frühzeitiger Tod machten ihn für die Schule zu einer mythischen Figur, auf die man sich gern bezog, sobald man dunkel empfand, daß in dem eignen Treiben mehr Reflexion, Kritik und Dilettantismus war, als echtes und ehrliches Gefühl.

Friedrich von Hardenberg-Novalis war 1772 in einer frommen, den Herrnhutern nahestehenden Familie geboren: von früh auf ein kränkliches schwächliches Kind, aber mit einer feurigen und ernsten Seele begabt. Im Jahre 1790 ging er auf die Universität Jena, wo er namentlich Schiller und Reinhold mit hingebender Liebe entgegenkam. Noch bedeutender wurde die Anregung, die er von Fichte empfing und er ahnte den in Schelling wohnenden philosophischen Geist, als dieser noch in Leipzig einige Freunde auf seiner Stube über Philosophie belehrte. Schon damals zeigte er in seinen Gesprächen, die immer voller Gehalt waren, eine gewisse Neigung zur Paradorie. Es war das Streben nach Freiheit des Denkens, wenn er z. B. einmal einem katholischen Freunde die Consequenz der Hierarchie schilderte, in diese Schilderung die Geschichte des Papstthums einflocht und mit dem ganzen Reichthum

von Gründen und Bildern, die ihm Vernunft und Phantasie darboten, der Panegyrist der päpstlichen Alleinherrschaft wurde. Er vertrat den Katholicismus, weil er keiner wirklichen Kirche angehörte.

Bald nach Ablauf seiner Universitätszeit lernte er ein junges dreizehnjähriges Mädchen kennen, Sophie von Kühn, die ihn bestimmte, sich sogleich einer praktischen Laufbahn zu widmen, um sich einen sichern Lebensunterhalt zu gründen. Er trat 1796 bei den kursächsischen Salinen ein. Seine Liebe war so leidenschaftlicher Natur, daß er durch den Tod des Mädchens 1797 innerlich gebrochen wurde. Seine Tagebücher aus dieser Zeit sind ganz merkwürdig. Damals setzte sich jener Gedanke bei ihm fest, das Leben sei nur eine Krankheit des Geistes und der Tod sei eine Heilung*): ein Gedanke, den er etwas mystisch als einen Entschluß bezeichnet. Es ist mit den Tagebüchern einer schönen Seele immer etwas Mißliches: die ängstliche Aufmerksamkeit auf die eignen Empfindungen veranlaßt zur Steigerung derselben, und je strenger man nach Wahrheit in seinem Innern strebt, desto leichter vertieft man sich in Schein.

Kaum nach Ablauf eines Jahres wurde er von einer neuen Liebe ergriffen, gewann neue Lebenslust und schöpfte die besten Hoffnungen für die Zukunft. In dieser Zeit arbeitete er am Athenäum mit („Blütenstaub" und „Hymnen an die Nacht"), wurde mit Tieck genauer bekannt und setzte seinen vertrauten Umgang mit Fr. Schlegel fort. Aber sein Körper war von einer schleichenden Krankheit unterwühlt und er starb den 25. März 1801, als er es nicht mehr wünschte.

Seine Bildung war sehr universell, namentlich in den Naturwissenschaften und in allem, was auf sein Amt Bezug hatte. In der belletristischen Lectüre war seine Kenntniß lange nicht so umfassend, als die seiner Freunde; er beschränkte sich auf einzelne Bücher, zu denen er immer wieder zurückkehrte, namentlich den Wilhelm Meister. Der Geschichte war er fremd geblieben und in seinen Tagebüchern finden wir (III., S. 74) die sehr charakteristische Aeußerung, „ich bin ein ganz unjuristischer Mensch, ohne Sinn und Bedürfniß für Recht." Im Anfang trieb er mit heißer Leidenschaft die Philosophie, jene strenge Göttin, „zu deren Priester an Kopf und Herzen er sich combabisiren lassen wollte" (Brief an Schiller III., S. 131). Allein schon im Anfang des Jahres 1800 schreibt er an Just (III., S. 42): „die Philosophie ruht jetzt bei mir nur im Bücherschranke, ich bin froh, daß ich durch dieses

*) III. S. 273: „Wer das Leben anders, als eine sich selbst vernichtende Illusion ansieht, ist noch selbst im Leben befangen." — II. S. 156: „Leben ist eine Krankheit des Geistes, ein leidenschaftliches Thun." — S. 168: „Die Seele ist unter allen Giften das stärkste." — S. 167: „Liebe ist durchaus Krankheit: daher die wunderbare Bedeutung des Christenthums."

Digitized by Google

Spitzbergen der reinen Vernunft durch bin und wieder im bunten erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgestandenen Mühseligkeiten macht mich froh, es gehört in die Lehrjahre der Bildung. Uebung des Scharfsinns und der Reflexion sind unentbehrlich. Man muß nur nicht über der Grammatik die Autoren vergessen, über dem Spiel mit Buchstaben die bezeichneten Größen." — Es war nicht ein Drang der Erkenntniß, sondern ein poetisches Bedürfniß, was ihn zur Speculation trieb: das Bestreben, Kunst und Wissenschaft auf ein gemeinsames Princip zurückzuführen, und alle Wissenschaften und Künste zu einem organischen Ganzen ineinanderzuweben. Sein Platz in der Geschichte der Philosophie ist nicht bedeutend, auf die Entwicklung der poetischen Ideale dagegen hat er einen großen Einfluß ausgeübt.

Seine Schriften haben einen außerordentlichen Erfolg gehabt. Sie wurden nach seinem Tode, 1802, von seinen Freunden Tieck und Fr. Schlegel herausgegeben; schon 1837 erschien die 5. Auflage*). Dieser Erfolg ist um so bedeutender, da das gewöhnliche Publicum daraus nichts zu machen versteht; nicht wegen der Ueberschwenglichkeit der Form, sondern wegen des zum Theil sehr ernsten Gedankengehalts, der sich hinter seinen phantastischen Bildern versteckt. Man hat daher auch vorzugsweise seine Form, d. h. seine Manier nachgebildet, was leichter ist, als man glaubt; es bedarf nur einer gewissen Virtuosität im Combiniren widersprechender Vorstellungen.

In früheren Zeiten überließ man die Synthese der Kunst und behielt der Kritik die Analyse vor. Man verlangte von ihr, das Kunstwerk in seinen Motiven auseinanderzulegen und nach festen Principien zu prüfen, ob Billigung oder Mißbilligung auszusprechen sei. Bei Novalis aber ist die Kritik viel synthetischer, als die Poesie. Das einzelne Kunstwerk verschwindet wie ein Atom in der allgemeinen Construction der Poesie und die Poesie selbst in einem Oceane von Ueberschwenglichkeit, für welchen kein Name und kein Begriff ausreicht. Das Bestreben, reale Gegenstände darzustellen, gilt als undichterisch; schon die Symbolik der Ideen scheint viel zu profan für den

*) 2 Bände, Berlin, Reimer. — Dazu kam als dritter Theil ein Supplementband von Eduard von Bülow, mit einem sehr schönen Bildniß des Dichters, Berlin, Reimer 1846. In diesem finden wir den Nekrolog von Just, die Tagebuchblätter, einige Briefe und eine Reihe von Fragmenten, die wenigstens ebenso interessant sind, wie die im 2. Bande. Nur haben sich die beiden Herausgeber die Arbeit etwas leicht gemacht. Die Fragmente sind ganz bunt durcheinandergeworfen. Sie hintereinander zu lesen ist um so schwieriger, da der Ausdruck häufig gesucht und spielend ist und die innere und äußere Beziehung dunkel bleibt. Würde man die zusammengehörigen auf eine geschickte Weise gruppiren und diejenigen, die reine Federübungen sind, ganz wegschneiden, so würde manche Paradoxie weniger auffallend sein und man würde eine sehr interessante individuelle Stimmung und Anschauung haben. Die allgemeine Gruppirung, die Tieck versucht hat, ist sehr schwach und nachlässig. Es scheint als ob Novalis Freunde nur ihr Vergnügen an den bunten Einfällen gehabt haben.

Digitize

ätherischen Beruf des Künstlers. Frühere Schwärmer meinten, daß man sich einen Dichter nenne könne, wenn man große Empfindungen und große Gedanken habe, jetzt wurden auch die großen Empfindungen und Gedanken als etwas Gleichgiltiges betrachtet, da eine in sich selbst hohe Seele nicht nöthig habe, sich erst zu Gedanken und Empfindungen herabzulassen. Dieses poetische Princip hängt auf das genaueste mit der individuellen Natur des Dichters zusammen.

In Novalis paart sich großer Reichthum von Ideen und Empfindungen mit einer absoluten Unfähigkeit zur Gestaltung und zur kritischen Unterscheidung. In Bezug auf Inspiration steht er wenig Dichtern nach, aber ihm fehlt der Regulator des Gemeingefühls; Farben und Gestalten gehen widerstandslos ineinander über. Aus seinen Liedern klingt uns zuweilen ein so tiefer, seelenvoller Ton entgegen, daß er mit einem gewissem Schmerz in unser Inneres dringt. Aber man muß sie von ferne hören, denn sucht man zu unterscheiden, den Tönen Worte und den Worten Empfindungen und Gedanken unterzulegen, so hört man zuletzt nichts mehr, als ein unrhythmisches Tongezitter, Accorde ohne Zusammenhang, von einer realen, möglichen, menschlich begreiflichen Empfindung ist keine Spur: es ist eine Stimmung, die sich sehnt, sich zur Empfindung zu gestalten. Seine Bilder — z. B. in den „Hymnen an die Nacht" treffen von ferne unser Auge mit glühenden, märchenhaften Farben; treten wir aber näher, um zu sehen, was sie vorstellen, so flimmert uns alles vor den Augen. Ganz dasselbe läßt sich von seinen Gedanken sagen. In der aphoristischen Form werden wir von ihnen überrascht und angezogen, zuweilen durch einen Strahl des Genius geblendet, versuchen wir aber, sie näher auszuführen, das Fragmentarische zu ergänzen, in den Witz einen realen Inhalt zu legen, der etwa dem Dichter vorgeschwebt haben könnte, so überzeugen wir uns sehr bald von der Unmöglichkeit: es sind nur embryonische Ideen. Ebenso embryonisch sind seine Geschichten und Persönlichkeiten. Wir treffen in seinem „Heinrich von Ofterdingen" wol zuweilen auf eine Gestalt oder auf ein Ereigniß, von denen wir vermuthen, sie würden, aufmerksamer betrachtet, unser Interesse erregen; aber treten wir einen Schritt näher, so verlieren sie sich im Nebel. Auch der verworrenste Traum hat doch eine gewisse Consistenz, hier aber geht widerstandslos alles ineinander über: der Dichter, seine Geliebte, sein Lehrer, der Mond, der Sinn und noch ein Dutzend andre allegorische Begriffe, das alles ist ein und dasselbe und wir begreifen nicht, wie in dieser Schattenwelt auch nur der Schein einer Bewegung stattfinden konnte.

Wir werden diesen Roman, der jeden Unbefangenen in Verwirrung setzen muß, eher verstehen, wenn wir ihn in seine Elemente auflösen; unzweifelhaft hat ihm als Vorbild der Wilhelm Meister vorgeschwebt. Das harte Urtheil,

Digitized by Google

das er in seinen Fragmenten über dies von der übrigen Schule so leidenschaftlich gefeierte Werk fällt, darf uns nicht irre machen, im Meister fand er den Kanon seiner Poesie, wenn er auch eine entgegengesetzte Anwendung machte. Im Meister geht die Bewegung aus dem Idealen ins Reale, aus dem Innern ins Aeußere. Im Heinrich von Ofterdingen finden wir den Helden zuerst gleichfalls in gemüthlicher Beschränkung und die bunte und höchst stattliche gegenständliche Welt geht ihm erst allmälig auf, aber die Wirklichkeit dieser Welt ist nur eine scheinbare; sie verflüchtigt sich, kaum entstanden — in ein mystisches Traumwesen und der Traum ist der Anfang wie das Ende. Das Märchen, mit dem Novalis seinen ersten Theil beschließt und in welchem er seine geheimsten Gedanken über Poesie kund geben will, ist dem seltsamen Märchen Goethes nachgebildet. Nachdem er uns durch diese Vermittlung in das Land der Fabel eingeführt, geht er mit unsrer Phantasie auf eine Weise um, daß auch dem besten Kopfe schwindeln muß. Zuweilen hat man das Gefühl eines lebhaften Bedauerns. Denn wenn auch nicht in der ganzen Composition, so ist doch in einzelnen Episoden ein bezaubernder Realismus; es wird uns zwar nicht ein historisches Zeitalter vergegenwärtigt, aber ein ideales von ziemlich kenntlicher Physiognomie, wie ein Zauberring, nur gebildeter und poetischer: Novalis Grundbestreben ist, die verschiedenen Seiten der gegenständlichen Welt in dem romantischen Lichte der Poesie zu verklären und sie darin aufgehen zu lassen*). Die Geschichte von den Kreuzfahrern, von dem persischen Mädchen,

*) Man vergleiche zunächst die sehr beachtenswerthe Schilderung des Philisterlebens in den Fragmenten, III. S. 307—8. — Dann III. S. 236: „Die Welt muß romantisirt werden. So findet man den ursprünglichen Sinn wieder... Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnißvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, romantisire ich es ... In allen wahrhaften Schwärmern und Mystikern haben höhere Kräfte gewirkt. Freilich sind seltsame Mischungen und Gestalten daraus entstanden ... Magie ist die Kunst, die Sinnenwelt willkürlich zu gebrauchen." — II. S. 466: „Auch Geschäftsarbeiten kann man poetisch behandeln. Es gehört ein tiefes poetisches Nachdenken dazu, um diese Verwandlung vorzunehmen. Die Alten haben dies herrlich verstanden. Wie poetisch beschreiben sie Kräuter, Maschinen, Häuser, Geräthschaften u. s. w. Eine gewisse Alterthümlichkeit des Stils, eine richtige Stellung und Ordnung der Massen, eine leise Hindeutung auf Allegorie, eine gewisse Seltsamkeit, Andacht und Veränderung, die durch die Schreibart durchschimmert, dies sind einige wesentliche Züge dieser Kunst." — III. S. 465. „Das Märchen ist gleichsam der Kanon der Poesie. Alles Poetische muß märchenhaft sein. Der Dichter betet den Zufall an." S. 407. „Der Dichter hat blos mit Begriffen zu thun. Schilderungen und dergleichen borgt er nur als Begriffszeichen." S. 469. „Die bisherigen Poesien wirken meistentheils dynamisch, die künftige transscendentale Poesie könnte man die organische heißen. Wenn sie erfunden ist, wird man sehen, daß alle echten Dichter bisher ohne ihr Wissen organisch poetisirten, daß aber dieser Mangel an Bewußtsein dessen was sie thaten, einen wesentlichen Einfluß auf das Ganze ihrer Werke hatte, so daß sie größtentheils nur im Einzelnen poetisch, im Ganzen aber unpoetisch waren." — S. 476. „Ein Roman muß durch und durch Poesie sein. Die Poesie ist eine harmonische Stimmung unsres Gemüths, wo sich alles verschönert, wo jedes Ding seine gehörige Ansicht, alles eine passende Begleitung und Umgebung findet. Es scheint in einem poetischen Buch

Digitized by Google

welches ihm zugleich einen Blick in die ferne Poesie des Orients eröffnet, die Geschichte von dem Bergmann, die Auffindung der seltsamen Höhle und selbst das poetische Gelage bei Klingsohr sind mit lebhaften, hochpoetischen Farben geschildert. Die eingestreuten Lieder sind meistens von einem seltenen musikalischen Reiz.

Nun aber spielt in diese Welt der Romantik eine zweite noch tiefere und dunklere ahnungsvoll hinein. Ueberall wird uns das Zeitalter des Romans als ein bereits abgeschwächtes, prosaischer gewordenes dargestellt, durch dessen Oberfläche von Zeit zu Zeit eine wunderbare Vorzeit ahnungsvoll durchschimmert. Die fortwährenden Träume nicht blos des Helden, sondern auch seines Vaters und anderer, zeigen uns die Bilder des Romans in einem fremden, seltsamen Lichte, auch die Erzählungen führen uns in eine Zauberwelt der Poesie ein, deren Farben und Umrisse sich fast verlieren. So die Umdichtung der Sage vom Arion, von der magischen Gewalt des Dichters über die unbeseelte Natur, die als etwas ganz Allgemeines dargestellt wird, dann die Sage von dem König von Atlantis, dessen Tochter die Braut des jungen Dichters wird. In allen diesen Träumen und Sagen ist ein innerer Zusammenhang und sie scheinen die Lösung des Räthsels zu enthalten, das in dem wirklichen Leben den Dichter seltsam umgibt. In der Höhle des Grafen von Hohenzollern geht das Wunder schon mehr ins Unbegreifliche über. Der Dichter sieht seine eigne Geschichte, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem alten Chronikenbuche abgebildet. Diese ganze Zauberwelt durchweht der Duft der blauen Blume, von welcher ein Fremder ohne bestimmte Qualität, aber offenbar ein Zwillingsbruder des Fremden aus dem Wilhelm Meister, dem Helden vor Eröffnung des Romans erzählt. Alle diese Fäden verknüpfen

---

alles so natürlich und doch so wunderbar, man glaubt, es könne nicht anders sein und als habe man nur bisher in der Welt geschlummert und gehe einem nun erst der rechte Sinn für die Welt auf. — II. S. 138. „Unser Leben ist kein Traum, aber es soll und wird vielleicht einer werden.“ — II. S. 230. „In einem rechten Märchen muß alles wunderbar, geheimnißvoll und zusammenhängend sein; alles belebt, jedes auf eine andre Art. Die ganze Natur muß wunderlich mit der ganzen Geisterwelt gemischt sein; hier tritt die Zeit der allgemeinen Anarchie, der Gesetzlosigkeit, Freiheit, der Naturstand der Natur, die Zeit vor der Welt ein. Diese Zeit vor der Welt liefert gleichsam die zerstreuten Züge der Zeit nach der Welt, wie der Naturstand ein sonderbares Bild des ewigen Reichs ist. Die Welt des Märchens ist die der Welt der Wahrheit durchaus entgegengesetzte und ebendarum ihr so durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich ist. u. s. w.“

II. S. 131. „Das willkürlichste Vorurtheil ist, daß dem Menschen das Vermögen außer sich zu sein, mit Bewußtsein jenseits der Sinne zu sein, versagt sei. Der Mensch vermag in jedem Augenblick ein übersinnliches Wesen zu sein. . . . Jemehr wir uns dieses Zustandes bewußt zu sein vermögen, desto lebendiger, mächtiger, genügender ist die Ueberzeugung, die daraus entsteht, der Glaube an echte Offenbarungen des Geistes. Es ist kein Schauen, Hören, Fühlen, es ist aus allen dreien zusammengesetzt, eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht meines wahrhaftigsten, eigensten Lebens. Die Gedanken verwandeln sich in Gesetze, die Wünsche in Erfüllungen.“ u. s. w.

Digitized by Google

ſich nachher wie im Wilhelm Meiſter, ſobald wir durch das Märchen gewaltſam dem Reich der Wirklichkeit entrückt ſind, und wir finden uns zu Anfang des zweiten Theils in einem Reich des Jenſeits, deſſen Geſetz uns unbegreiflich iſt.

Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt,
Und was man glaubt, es ſei geſchehen,
Kann man von weitem erſt kommen ſehen.

— — — — — —

Schmerzhaft muß jedes Band zerreißen,
Das ſich ums innere Auge zieht.

— — — — — —

Der Leib wird aufgelöſt in Thränen,
Zum weiten Grabe wird die Welt,
In das, verzehrt vom bangen Sehnen,
Das Herz als Aſche niederfällt.

Nicht blos die Handlung, ſelbſt die Empfindung wird fragmentariſch, abgeriſſen, beziehungslos, unverſtändlich. Was uns vollends Tiek über die projectirte Fortſetzung mittheilt, entzieht ſich jedem Begriffe. Wir ſehen zwar den Plan, alle auf die Poeſie bezüglichen Phänomene des Zeitalters der Kreuzzüge in einen weiten Rahmen einzuſpannen, bis endlich das geſammte Bild ſich in den reinen Aether der überſinnlichen Welt auflöſt und unſichtbar wird, aber der innere Zuſammenhang, ja auch nur die ſymboliſche oder allegoriſch, Tendenz bleibt uns bei der Ueberfülle der Fabelweſen verſchloſſen.*)

Wenn wir bei Arnim und Brentano ein ähnliches Dämmerweſen, ein ähnliches Hereinſpielen der Geiſterwelt in die Wirklichkeit antreffen, ſo beſteht doch ein ſehr wichtiger Unterſchied. Arnim iſt von Natur ein wirklicher und ſehr bedeutender Realiſt, bei ihm erſtaunen wir eigentlich nur immer über die Spuren der überſinnlichen Welten, welche ſich gewaltſam und unvermittelt uns aufdrängen. Bei Novalis dagegen haben wir den reinen Spiritualismus, und nicht durch das Jenſeits, ſondern durch das Diesſeits werden wir überraſcht, wenn es uns einmal faßbar entgegentritt. Gewöhnlich iſt auch nur ein Schein der Erzählung oder des Dialogs vorhanden. So machen wir z. B. auf die erſte Begegnung Heinrichs mit den Kaufleuten aufmerkſam, die immer im Chor ſprechen, auch wo ſie erzählen, und die über die tiefſten Geheimniſſe der Poeſie

*) Treffend iſt das Urtheil der Rahel, III. S. 137—149 (1824): „Novalis war zu ſehr vom Geiſt getrieben und bewegt, um die geſelligen Zuſtände anders als ſehr en gros zu erwägen: da erſchienen ſie ihm kleinlich bis zum Ekel, zum Wegwerfen, und das that er im Ofterdingen: war aber doch vom Unternehmen ſelbſt bezwungen, und mußte eine andere, vergangene Zeit wählen, die er ſich nach Willkür hochſtellen zu können glaubte. Aber dieſe Zeit war in dem Falle, wie die unſere iſt: mit unendlich Unedlem, anſcheinend Unweſentlichem beſetzt; das konnte er, wenn er ſelbſt dichten wollte, nur ſich zum Schaden anders zurechtſtellen."

Digitized by Google

reflectiren. Die Färbung bei Novalis ist ganz unhistorisch, während sie bei Arnim bis zum Barocken historisch ist.

Die „Hymnen an die Nacht" erschienen bereits im Athenäum, die „geistlichen Lieder" wenigstens zum Theil im Musenalmanach von 1802. Aus der phantasievollen, melodischen Sprache, die uns mit einem fremdartigen Duft betäubt und berauscht, nehmen wir zunächst eine Sehnsucht nach Dingen wahr, die sonst der Mensch zu fliehen gewohnt ist: nach der Nacht, nicht in der Weise Philinens, sondern in einem tief symbolischen Sinne, und nach dem reinsten Geschöpfe der Nacht, dem Tode. Vieles daran liegt in der subjectiven Stimmung, in jener dunkeln krankhaften Trauer des Gemüths, das unter dem Schein der Allgemeinheit nur sich selbst aussprach. Aber es liegt auch noch etwas Anderes darin, eine symbolische Gedankenverbindung, welche diese sonderbaren Erzeugnisse der Romantik den classischen Dichtern zugänglich machen mußte. Man nehme das „Reich der Schatten" und noch ähnliche Gedichte von Schiller, lasse die energischen Gedanken desselben in Bilder und Stimmungen verduften, suche ihnen dann eine angemessene Form und man wird zu etwas Aehnlichem kommen, wie die Poesie des Novalis. So ist z. B. die 5. Hymne eine verbesserte Auflage der „Götter Griechenlands." Die sinnliche Schönheit des Heidenthums ist in vortrefflichen Bildern ausgedrückt, die wol mit Schiller würden wetteifern können, wenn Novalis den richtigen Rhythmus gefunden hätte; es ist aber die wichtige Bemerkung hinzugefügt, daß über diesem schönen Leben ein dunkler Schatten schwebte, die Idee des Todes, die man nicht enträthseln konnte, weil man nur an das Leben glaubte. Der Dichter zeigt uns dann die Versteinerung dieser Zauberwelt in abstracte Gedanken und Gesetze, und läßt uns ahnungsvoll die Geburt einer neuen poetischen Zeit aus dem dunklen Schooß der Nacht erblicken. Was nun hier von dem Christenthum gesagt wird, dürfte keinen so sehr befremden, als den wirklichen Christen, der an die heiligen Traditionen gewöhnt ist. Man erkennt wol ungefähr die Geschichten wieder heraus, aber sie haben eine ganz wunderbare, seltsame Farbe gewonnen, sie sind in die phantastische Märchenwelt des Orients getaucht. Die Religion wird in die Poesie vertieft, das Evangelium zu einem Gedicht idealisirt. Ein Sehnsuchtslied an die Himmelskönigin und an den Tod, die Enträthselung alles Lebens, schließt die merkwürdigen Rhapsodien, die uns ebenso verwirren, als anziehen.

Die geistlichen Lieder sind sehr schön, ja sie gehören zu den reinsten Dichtungen unsrer Lyrik, nur ist soviel klar, daß sie keine geistlichen Lieder sind. Niemals spricht sich die von der Kirche umfaßte Gemeinde, es spricht sich nur ein seltsam organisirtes sehnsuchtsvolles Gemüth aus. Niemals ist die kirchliche Tradition die Grundlage des Bildes, sondern überall eine freie und glühende Phantasie. Alle Bilder der Religion verklären sich im reichsten

Digitized by Google

Farbenglanz der Dichtung und wie es den großen Malern des 16. Jahrhunderts gelang, die kirchlichen Ueberlieferungen trotz ihres innern Widerstrebens in das sonnenhelle Reich der Farbe und Gestalt aufzunehmen, so wird auch hier durch eine seltene dichterische Gabe das Ueberlieferte zu einer individuellen Erscheinung. Zu einer Zeit, wo man ganz mit Recht auf das drohende Umsichgreifen des Katholicismus aufmerksam wurde, hat man auch in Novalis in diesen Gedichten an die Jungfrau Maria u. s. w. die katholische Anschauung wiederfinden wollen, und Fr. Schlegel, der selbst katholisch geworden war, nahm zu diesem Zwecke einen älteren Aufsatz „über die Christenheit", der früher seiner Unreife wegen verworfen worden war, 1836 in die sämmtlichen Schriften von Novalis auf. Es ist aber sehr taktvoll von Tieck gewesen, daß er bei der 5. Auflage diese Schrift wieder ausgemerzt hat, und zwar ist es sehr richtig, daß er auf seinen Freund das bekannte Distichon von Schiller anwendete:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
„Die du mir nennest! Und warum keine?
Aus Religion."

Nur in einem Sinne könnte man Novalis katholisch nennen, weil ihm die Religion durch das Medium der Phantasie aufging, während der Protestant sie durch das Medium des Gewissens empfangen soll. Aber dieser Unterschied war in jener Zeit überhaupt abgeschwächt und die Phantasie nahm bei Novalis nicht jene bedenklichen Wendungen an, die das Spiel in das Gebiet der Wirklichkeit überführen. Man lese die folgenden Strophen an die Jungfrau Maria und man wird sich überzeugen, daß hier nicht von der katholischen Mutter Gottes, sondern nur von einem freien, rein poetischen Ideale die Rede sein kann.

„Oft, wenn ich träumte, sah ich dich,
So schön, so herzensinniglich,
Der kleine Gott auf deinen Armen
Wollt des Gespielen sich erbarmen;
Du aber hobst den hehren Blick
Und gingst in tiefe Wolkenpracht zurück.

Was hab ich Armer dir gethan?
Noch bet ich dich voll Sehnsucht an,
Sind deine heiligen Kapellen
Nicht meines Lebens Ruhestellen?
Gebenedeite Königin,
Nimm dieses Herz mit diesem Leben hin!

Die Lehrlinge von Sais sind ein Bestreben, die Natur in das Gebiet der Poesie und Philosophie aufzunehmen, sie in Symbolik und Mythologie aufzulösen. Es sind wol einzelne interessante Bemerkungen darin, das Ganze aber ist schattenhafter und gestaltloser, als irgendeine andere Schrift von No-

valis. Wenn man an die spätern schädlichen Versuche in dieser Richtung denkt so ist ein Widerwille gegen diese ebenso unkünstlerische als unwissenschaftliche Methode wol gerechtfertigt. Ueberhaupt müssen wir gestehen, daß uns auch unter Novalis Fragmenten die naturphilosophischen am wenigsten anziehen; es zeigt sich wol darin, daß er in diesem Gebiet eine vielseitige Kenntniß, auch eine große Gabe zu combiniren besitzt, aber der Ausdruck ist doch zu spielend und geziert, man fühlt immer heraus, daß Mittelglieder ausgelassen und daher fälschlich das bedingungsweise Richtige in das Gebiet des Unbedingten aufgenommen ist. Er combinirt mit unerhörter Kühnheit, ohne in das Einzelne eine klare Einsicht erlangt zu haben; dann schmeichelt ihm die Klangform des Gedankens alle Bedenken aus der Seele und wo die ernste Untersuchung erst angehen sollte, macht er einen spielenden Schluß, ein zierlicher Witz überrascht uns, wo wir eine concrete Anschauung erwarten. Hin und wieder hat man den wunderlichen Versuch gemacht, aus diesen Fragmenten ein Ganzes zu machen: es ist nicht viel Kluges dabei herausgekommen. So müssen wir namentlich gestehen, daß die berühmten Fragmente über die Mathematik, die er noch selbst hat drucken lassen und die mit den merkwürdigen Aussprüchen schließen (II. S. 147) „ohne Enthusiasmus keine Mathematik, das Leben der Götter ist Mathematik, alle göttlichen Gesandten müssen Mathematiker sein, reine Mathematik ist Religion, zur Mathematik gelangt man durch eine Theophanie" u. s. w. nichts anders zu sein scheinen, als der Versuch, Buchstaben in ungewöhnlichen Arabesken zu combiniren.

Allein eine Seite seines aphoristischen Denkens ist uns zu wichtig für den Entwicklungsgang der gesammten Schule, als daß wir hier nicht näher darauf eingehen sollten. Es sind seine Gedanken über das Christenthum, von denen wir die Hauptpunkte mit seinen eignen Worten angeben.

— — Absolute Abstraction, Vernichtung des Jetzigen, Apotheose der Zukunft dieser eigentlich bessern Welt: dies ist der Kern der Geheiße des Christenthums. — —.

Die christliche Religion ist die eigentliche Religion der Wollust. Die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist Zweck der Sünde und Liebe. Dithyramben sind ein echt christliches Product. —

Die christliche Religion ist auch dadurch merkwürdig, daß sie so entschieden den bloßen guten Willen im Menschen und seine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anspruch nimmt. Sie steht in Opposition mit Wissenschaft und Kunst und eigentlichem Genuß. Vom gemeinem Mann geht sie aus. Sie beseelt die große Majorität der Beschränkten auf Erden. Sie ist das Licht, das in der Dunkelheit zu glänzen anfängt. Sie ist der Keim alles Demokratismus, die höchste Thatsache der Popularität. —

Die griechische Mythologie scheint für die gebildeten Menschen zu sein und also in gänzlicher Opposition mit dem Christenthum. —

Unglück ist der Beruf zu Gott. Heilig kann man nur durch Unglück werden, daher sich auch die alten Heiligen selbst ins Unglück stürzten. —

Höchst sonderbar ist die Aehnlichkeit unsrer heiligen Geschichte mit Märchen: anfänglich

Digitized by Google

eine Bezauberung, dann die unerhörte Verhöhnung u. ſ. w. die Erfüllung der Verwünſchungsbedingung. —

Die Geſchichte Chriſti iſt ebenſo gewiß ein Gedicht wie eine Geſchichte; und überhaupt iſt nur die Geſchichte eine Geſchichte, die auch Fabel ſein kann. —

Einem gelang es, er hob den Schleier der Göttin zu Sais.
Aber was ſah er? — Er ſah, Wunder des Wunders, ſich ſelbſt.

Noch iſt keine Religion. Man muß eine Bildungsſchule echter Religion erſt ſtiften.

Das Lamentable unſrer Kirchenmuſik iſt blos der Religion, der Buße, dem alten Teſtament, angemeſſen, in dem wir eigentlich noch ſind. Das neue Teſtament iſt uns noch ein Buch mit ſieben Siegeln.

Wie vermeidet man bei Darſtellung des Vollkommenen die Langeweile? Die Betrachtung Gottes ſcheint als eine religiöſe Unterſuchung zu monoton — man erinnere ſich an die vollkommenen Charakter in Schauſpielen, an die Trockenheit eines echten rein philoſophiſchen oder mathematiſchen Syſtems u. ſ. w. So iſt ſelbſt die Betrachtung Jeſu ermüdend — die Predigt muß pantheiſtiſch ſein, angewandte, individuelle Religion, individualiſirte Theologie enthalten. —

Das Chriſtenthum iſt dreifacher Geſtalt. Eine iſt, als Zeugungselement der Religion, eine als Mittlerthum überhaupt, als Glaube an die Allfähigkeit alles Irdiſchen, Wein und Brot des ewigen Lebens zu ſein. Eine als Glaube an Chriſtus, ſeine Mutter und die Heiligen. Wählt welche ihr wollt, wählt alle drei, es iſt gleichviel, ihr werdet damit Chriſten und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unausſprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendiggewordenes Chriſtenthum war der alte katholiſche Glaube, die letzte dieſer Geſtalten. Seine Allgegenwart im Leben, ſeine Liebe zur Kunſt, ſeine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit ſeiner Ehen, ſeine menſchenfreundliche Mittheilſamkeit, ſeine Freude an Armuth, Gehorſam und Treue, machen ihn als echte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge ſeiner Verfaſſung. Er iſt gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andern Geſtalten des Chriſtenthums wird er ewig dieſen Erdboden beglücken. Seine zufällige Form iſt ſo gut wie vernichtet; das alte Papſtthum liegt im Grabe, und Rom iſt zum zweiten Mal eine Ruine geworden. Soll der Proteſtantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaften Kirche Platz machen? Die andern Welttheile warten auf Europas Verſöhnung und Auferſtehung, um ſich anzuſchließen, und Mitbürger des Himmelreichs zu werden. — —*)

Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir behaupten, daß unter ſämmtlichen chriſtlichen Religionsparteien ſich keine finden wird, welche dieſe Sätze als ihr Symbol anerkennen möchte, wie überraſchend ſein auch einzelne Bemerkungen ſind. Der chriſtlichen Kirche iſt durch dergleichen geiſtreiche, tiefe, aber immer doch nur individuelle Selbſtbetrachtungen vielweniger genutzt worden, als durch die praktiſch-ſittliche Entwicklung ihrer äußerlichen Ordnungen, von welchem Zweige des großen Baumes dieſelben auch ausgehen mochten.

*) Werke II. S. 264—68. S. 260. S. 285—86. III. S. 109. S. 267.

Herr Brüggemann und die kölnische Zeitung von 1846 bis 1855.*)

Der auf administrativem Wege von der preußischen Regierung erzwungene Rücktritt des Herrn Brüggemann von der Redaction der „kölnischen Zeitung" hat in weitesten Kreisen gerechtes Aufsehen erregt; Herr Brüggemann hat jetzt eine genauere Darstellung dieses Vorganges und zugleich eine Rechtfertigung seiner neunjährigen Redaction erscheinen lassen.

Herr Brüggemann, 1810 in Westphalen geboren, hatte in Bonn und Heidelberg Staatswissenschaften studirt. Er hatte eine jugendliche demagogische Verirrung mit achtjähriger Gefängnißhaft gebüßt, in Berlin 1842 eine „kritische Beleuchtung von Lists nationalem System der politischen Oekonomie" und 1843 „Preußens Beruf in der deutschen Staatsentwicklung" herausgegeben, als er im October 1845 die Redaction der kölnischen Zeitung antrat. Vor seinem Abgange nach Köln erklärte ihm warnend der damalige Minister des Innern von Bodelschwingh, daß eine etwaige „communistisch-subversive Tendenz seiner Redaction sofort eine Unterdrückung der Zeitung unfehlbar zur Folge haben würde, indem die Censur nur zur Beseitigung einzelner Auswüchse, nicht aber gegen beharrliche gefährliche Tendenzen der Presse ausreiche." Herr Brüggemann war indeß von Communismus sehr weit entfernt. Schon 1842 hatte er drucken lassen: „Vor allem wird die Rettung der Proletarier aus der Schmach und Noth des Pöbelthums unsre Aufgabe sein. Es muß dem Proletarier der Geist der Ehre und der Freiheit eingehaucht und der Teufel des ehrlosen Leichtsinns und der Genußsucht ausgetrieben werden. Er soll nichts als erniedrigendes Almosen empfangen, was ihm als Lohn rechtmäßig gebührt! Freilich läßt sich solche Umwandlung nur sehr allmälig schaffen. Das Mittel ist die Gründung von Versicherungskassen (Kranken-, Pensions-Wittwenkassen) selbst mit Zwangsbeiträgen und zunächst unter Oberleitung der Behörden, aber jedenfalls auch vom Anfange an mit einiger und zwar sich immer erweiternder Ehre der Selbstverwaltung. Hierin liegt das einzige irgend gründliche Heilmittel und Präservativ gegen Communismus."

Der Kern von Brüggemanns politischem Redactionsprogramm war ein „von der Ortsgemeinde bis zum Staate und bis zum nationalen Reiche durchgeführtes Selfgovernment — im Gegensatz zu dem französischen Scheinconstitutionalismus mit seiner blos theoretischen Theilung der Gewalten und in der unmittelbaren Anlehnung an die bestehenden, noch lebensfähigen Zustände und zwar für Preußen insbesondere an die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung

*) Meine Leitung der kölnischen Zeitung und die Krisen der preußischen Politik von 1846 bis 1855. Von K. H. Brüggemann. Leipzig, 1855.

Digitized by Google

der Regenerationszeit. Was die auswärtige Politik betrifft, so verlangte Brüggemann schon damals dem Russenthum gegenüber die Einheit des abendländischen Völkerbundes. Er wies auf den Ausspruch Fallmerayers hin: „Bei den Russen sind Religion und Wissenschaft nicht viel mehr als zwei gefällige Diener, die nebenher auch das Kupplergeschäft für das Weltliche zu besorgen haben. Der Deutsche dagegen baut der Religion einen Thron in seinem Herzen und huldigt der Wissenschaft wie einer großen weltgebietenden Macht. Zwischen solchen Völkern ist der Haß instinctartig und jedes Verständniß eine Unmöglichkeit, besonders wenn sie als Nachbarn in täglicher Berührung sind." Das sei aber ein Gegensatz, an welchem das ganze Abendland theilnehme und er werde früher oder später der Ursprung einer heiligen Allianz des Abendlandes werden.

Die Jahre von 1846 bis zum März 1848 waren für Preußen eine glückliche Zeit stetig fortschreitender Verfassungsentwicklung. Brüggemann erstrebte den Gewinn eines repräsentativen Centralorgans für Preußen und eines festeren Rechtsbodens für die ständische Einwirkung, damit nicht länger alles Recht eine widerrufliche Gnade und der „ständische Beirath" nur ein unmaßgebliches Gutachten bleibe. Es handelte sich zunächst darum, wieweit die Competenz der Provinziallandtage gehe und ob die Regierung, wenn sie eine die bisherige factische Ausdehnung der Gesetze von 1823 und 1824 „berichtigende", d. h. beschränkende Interpretation erlassen wollte, verpflichtet sei, hierüber mit den Ständen zusammen die durch Bundesbeschluß vom 30. Octbr. 1834 geschaffene Compromißinstanz des Bundes anzurufen. Brüggemann bejahte diese Frage entschieden. Es entsprach aber diese Behauptung nicht der Würde des preußischen Staates einer Versammlung gegenüber, wie der „Bundestag" war, sie wurde als „unpreußisch" erachtet. Dieser Umstand und die Haltung der kölnischen Zeitung bei den bedauerlichen kölner Conflicten zwischen Militär und Civil im August 1846 veranlaßten im Herbst 1846 eine Verwarnung der kölnischen Zeitung und bedenkliche Andeutungen bezüglich der „Concession" zur Herausgabe des Blattes. Bei dieser Gelegenheit erklärte Brüggemann dem Referenten in Preßangelegenheiten, Geheimrath Mathis in Berlin, sehr richtig, daß ein Blatt, wie der „rheinische Beobachter", das damalige officiöse Organ der Regierung in der Rheinprovinz, niemals wurzeln und deshalb auch die Regierung niemals stärken könne, während die Regierung in der kölnischen Zeitung wenigstens eine aufrichtige und warme Vertheidigerin der Zukunft Preußens und seines deutschen Berufs besitze.

Am 3. Februar 1847 erschien das so wichtige „allerhöchste Patent, die ständischen Einrichtungen betreffend", welches der vereinigten Landesvertretung nur für Anleihen und Steuererhöhungen eine entscheidende Stimme bewilligte. Es handelte sich damals um „Ablehnen oder Annehmen?" Die kölnische Zei-

Digitized by Google

tung sprach sich für eine vertrauensvolle Annahme der königlichen Gabe aus, nur daß sie die noch mangelnden, 1815 und 1820 versprochenen Verfassungsrechte vom berufenen „vereinigten Landtage" selbst „gewahrt" wissen wollte. Sie erklärte ihre Befriedigung darüber, daß der vereinigte Landtag zwei einander entgegenstehende Klippen vermied: den constitutionellen Doctrinarismus, der unter Verkennung der dargebotenen werthvollen Anfänge und Handhaben zu einer „Incompetenzerklärung" führen mußte und das falsche Vertrauen, welches alle festen politischen Formen für entbehrlich hält; daß der Landtag sofort in sich die Reichsstände von 1820 anerkannte, aber zugleich wegen der ihm als solchen noch nicht völlig überantworteten Rechte ehrerbietige Verwahrung einlegte; daß er in standhafter Behauptung der rechten Linie der Wohlthat der Landrentenbanken entsagte und den ersehnten Bau der großen Ostbahn, wenn auch mit schwerem Herzen, ablehnte. Die erste Befestigung eines sichern Rechtsbodens war erfolgt, zugleich in der Gewissens- nnd Cultusfreiheit durch das Patent vom 30. März 1847 über die Civilstandsacte der Dissidenten ein wichtiger Schritt vorwärts gethan.

Noch war der Ausschuß des vereinigten Landtags in Berlin versammelt, als die pariser Februarrevolution ausbrach und von 1848 bis zum November 1850 eine Periode wechselnder Täuschungen und Enttäuschungen folgte, während welcher die Regierung selbst wechselnde Ziele aufpflanzte und wieder aufgab.

Sofort nach der Kunde von den pariser Februarereignissen machte die kölnische Zeitung Front gegen Frankreich und französische Propaganda. Sie wollte die Freiheit Deutschlands, aber aus dem ureignen Geiste des deutschen Volkes; sie wollte diese Freiheit nicht auf Kosten der Ehre und der Unabhängigkeit des Vaterlandes; sie verlangte rechtzeitige Kriegsbereitschaft Deutschlands, daneben aber auch alsbaldige Berufung der deutschen Volksvertreter um die deutschen Throne. Sie verlangte insbesondere von der preußischen Regierung eine Constitution für Preußen und eine thatkräftige Initiative zur Reform des deutschen Bundes.

Die preußische Regierung bewilligte aber am 6. März nur die Periodicität des vereinigten Landtages, berief den Landtag auf den 27. April nach Berlin und lud die deutschen Fürsten zur „Regeneration des deutschen Bundes" zu einer Conferenz nach Dresden auf den 25. März ein, wobei sie ausdrücklich bemerkte, daß Oestreichs Stellung nicht präjudicirt werden solle.

Noch einmal, am 18. März, mahnte die kölnische Zeitung an die Dringlichkeit des Augenblicks, die langwierige Fürstencongresse nicht zulasse, Preußen müsse Deutschland durch eine von der Noth gebotene kühne Usurpation retten. Aber es war jetzt zu spät. In Wien war am 19. März Metternich und sein System gestürzt, die Kaiserstadt unter die Herrschaft der Aula

Digitized by Google

gefallen. In Berlin brach am 18. März der Straßenaufruhr aus und wurde am 19. März der Abzug der Garnison befohlen. Noch an demselben Tage wurde in Köln auf dem Domkrahnen die dreifarbige Fahne aufgepflanzt und die Demokraten und Ultramontanen begannen ihre preußenfeindlichen Wühlereien.

Die kölnische Zeitung hielt fest an der Monarchie und an Preußen. Obgleich sie bedauerte, daß Graf Arnim an die Spitze des neuen preußischen Ministeriums gestellt worden, erklärte sie: „Die rasche Regeneration Deutschlands beruht ganz vorzüglich darauf, daß Preußen fest und mächtig — der König durch das Volk, das Volk durch den König gestützt — das Werk beginnen könne."

Als dann der König von Preußen am 21. März erklärte, „er übernehme die Leitung Deutschlands für die Tage der Gefahr und Preußen gehe fortan in Deutschland auf", begrüßte die kölnische Zeitung des Reiches Wiedergeburt, mahnte aber, auch dem großen Worte die That sogleich folgen zu lassen und „die Mannschaften des Reichs in Kriegsbereitschaft zu setzen. Denn in Süddeutschland wütheten die Republikaner und Ultramontanen gegen Preußen, in Berlin, in den Provinzialhauptstädten und namentlich auch in Köln tagten die Klubs als „souveränes Volk", während die Regierung unthätig blieb. Die kölnische Zeitung schaffte Waffen und Befestigungsmittel ins Haus, um ihre Personen und besonders ihre Pressen mit Gewalt gegen Gewalt zu vertheidigen.

Unter diesen Umständen aber entfernte die kölnische Zeitung am 1. April 1848 den preußischen Adler von ihrem Titelblatt. Die Entschuldigung des Herrn Brüggemann, der Adler sei „verschlissen" gewesen, ist ungenügend. Es war dieser Act mindestens eine große Schwäche der kölnischen Zeitung, wenn auch Herr Brüggemann am 30. März für das Kaiserthum bei der Krone Preußen sich erklärte und am 1. April sagte, Preußen sei der Staat, der allein der Gefahr gewachsen sei, dem Deutschland sich anschließen müsse.

Inzwischen trat die preußische Regierung nicht an die Spitze der nationalen Wiedergeburt; sie zögerte in Holstein, sie ließ die Verwirrung in Posen bestehen, die erwartete allgemeine Mobilmachung blieb aus. Man erwartete nunmehr das Heil von den beiden nach Frankfurt und Berlin einberufenen Verfassungsparlamenten.

Aber der in Berlin von dem Ministerium Camphausen vorgelegte Verfassungsentwurf zerstörte nicht die gefürchtete Reaction rasch und factisch in ihren Wurzeln, er enthielt keine genügenden Bestimmungen über das Ablösungswerk und über neue Landgemeinde- und Kreisordnungen. Obgleich die kölnische Zeitung von diesem Entwurfe nicht befriedigt war, hielt sie doch den radicalen Fractionen der Nationalversammlung gegenüber den echt con-

Digitized by Google

ſtitutionellen Vereinbarungsſtandpunkt feſt, bekämpfte alle Anträge auf „Anerkennung der Revolution“ und verwarf ein „ſuspenſives Veto“ der Krone, ſie erklärte, daß in der Monarchie der Monarch als ſolcher nie formell gezwungen werden kann.

Aber immer hoffnungsloſer wurden die Zuſtände. In Berlin, im Süden und Weſten Deutſchlands wühlten die Demokraten, in Pommern, Preußen und in der Mark die Junker. Da beſchloß die conſtitutionelle Partei den bürgerlichen Mittelſtand feſter zu organiſiren: ſie bildete die „conſtitutionellen Bürgervereine“. Köln wurde Vorort derſelben im Rheinland und Weſtphalen. Ihnen gehörte die kölniſche Zeitung an, ſie mahnte zum thätigen Selbſtvertrauen des Mittelſtandes.

Inzwiſchen arbeitete einerſeits das Miniſterium Auerswald, andrerſeits die Demokraten den Junkern in die Hände. Das Miniſterium, ſtatt organiſche Geſetze über Grundlaſten, Gemeinde- und Polizeiverwaltung auf dem platten Lande raſch durchzuführen und ſowol die reactionäre, als die demokratiſche Wühlerei zu unterdrücken, bereitete gegen die Demokratie einige blos äußerliche Widerſtandsmittel vor. Die Souveränitätsgelüſte der Nationalverſammmlung ſtiegen, andrerſeits wurden die Preſſe des Bülow-Kummerowſchen Junkerparlaments und die Preußenvereine immer kühner. Da erfolgte in Berlin der Einzug des Generals Wrangel. Die Bildung des Miniſteriums Brandenburg-Manteuffel, die Vertagung und die Verlegung der Nationalverſammlung nach Brandenburg, endlich die octroyirte Decemberverfaſſung, welche die kölniſche Zeitung als eine „unerfreuliche Gabe“ bezeichnete.

Die kölniſche Zeitung richtete den Blick ſehnſüchtig nach Frankfurt. Hier war im April 1848 durch das Zaudern Preußens die Gelegenheit „die Einheit Deutſchlands“ raſch zu ſchaffen, verpaßt. Die Hegemonie Preußens hielt die kölniſche Zeitung aber fortdauernd für die Reichseinheit unerläßlich; Preußens Heer müſſe der Kern der künftigen Reichsexecutive ſein. Oeſtreich mit ſeinen vielen außerdeutſchen Staaten müſſe aus der deutſchen Reichseinheit entlaſſen werden, mit ihm ſei das weitere Band einer ſtaatenbündlichen Eidgenoſſenſchaft zu ſchließen: die einzige rein deutſche Großmacht, Preußen, ſei mit der einheitlichen Vertretung und Führung Deutſchlands zu belehnen. So ſprach die kölniſche Zeitung am 2. Auguſt 1848. Da kamen die Herbſtereigniſſe, der frankfurter Septemberaufſtand, die Wühlereien, die Revolution und Contrerevolution in Berlin und Wien, endlich die October- und Novemberkataſtrophen. Stärker als zuvor wurde der Widerſtand der preußiſchen und der öſtreichiſchen Regierung gegen Frankfurt. Das von der kölniſchen Zeitung freudig begrüßte Programm Schwarzenbergs von Kremſier: „Trennung Oeſtreichs vom deutſchen Bundesſtaat unter vorläufiger Erfüllung der alten Bundespflichten bis zur ſpätern Vereinbarung neuer, engerer völkerrechtlicher Beziehungen“ blieb wirkungslos. Am

Digitized by Google

4. Januar 1849 protestirte Schwarzenberg gegen jede Neugestaltung Deutschlands ohne Oestreichs Zustimmung. In diesem Sinne arbeiteten auch die östreichischen Abgeordneten in Frankfurt. Endlich kam es zu den Compromißbeschlüssen und zur Kaiserwahl vom 30. März 1849.

Die kölnische Zeitung verlangte Annahme der deutschen Krone von Preußen, jedoch in einer Form, welche die Revision der von den Oestreichern und den Demokraten verdorbenen Reichsverfassung und die formelle Freiwilligkeit des Beitritts der Einzelnstaaten zum Reiche vorbehielt. Sie tadelte die berliner Ablehnung und die frankfurter Störrigkeit. Sie und die ganze constitutionelle Partei war in peinlichster Lage. Scheiterte das Verfassungswerk, so stand es schlimmer als vor dem März 1848. Der kleinere Bürgerstand am Rheine war infolge der jüngsten Novemberenttäuschungen theils indifferent geworden, theils zu den Demokraten übergetreten. Sehr viele intelligente Männer erklärten, die Constitutionellen hätten die Uebertreibungen der Revolution dulden, ja fördern müssen, bis diese die Grundlagen der feudalen und absolutistischen Reaction erst gründlich zerstört hätten: jetzt bleibe nur noch übrig, daß die Reaction recht maßlos auftrete, und sich selbst zu Grunde richte. Da erfolgte am 27. April 1849 in Berlin die Auflösung der zweiten Kammer und ein octroyirtes neues Wahlgesetz ließ nicht auf sich warten.

Die constitutionelle Partei der Rheinprovinz berief einen rheinischen Gemeindetag nach Köln. Derselbe entschied sich für einen „allgemeinen Adressensturm an den Thron". Aber die mitvertretenen „Demokratisch-Constitutionellen," welche einen förmlichen Widerstand gegen die Einziehung der Landwehr zur Unterdrückung der süddeutschen Bewegungen für die Reichsverfassung organisirten, brachten in die abzugebende Erklärung den Satz hinein: „bei Nichtbeachtung dieser Erklärung drohen dem Vaterlande die größten Gefahren, durch die selbst der Bestand Preußens in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung gefährdet werden kann." Diese Erklärung wurde jedoch von den Constitutionellen und von Herrn Brüggemann nicht unterzeichnet. Dennoch warf der Oberpräsident Eichmann der kölnischen Zeitung vor, sie „habe mit dem Abfall der Rheinprovinz" gedroht; die kölnische Zeitung protestirte sofort gegen diese Anschuldigung und maß die Schuld an dem deutschen Bürgerkriege dem „unseligen" Ministerium bei.

Inzwischen erfolgte die allerhöchste Proclamation vom 15. Mai 1849, das Dreikönigsbündniß und der berliner Entwurf einer „Reichsverfassung vom 28. Mai 1849. Die kölnische Zeitung begrüßte denselben mit warmer Zustimmung und ließ sich sogar das octroyirte, preußische neue Wahlgesetz gefallen. Sie rieth ihren Freunden, nach demselben zu wählen, damit die Kammern der Regierung in ihrem deutschen Werke kräftig zu Seite ständen. Aber der „Reichstag" zu Erfurt im April blieb erfolglos. Nach der Enblocannahme

Digitized by Google

der Reichsverfassung wurden die Bundesstaatsfürsten Mitte Mai von dem Reichsoberhaupte zu einem „Fürstencongresse" nach Berlin geladen und hier nicht blos über das Wie, sondern auch noch über das Ob befragt. Die Union war todt. Die neupreußische Presse, welche die Union haßte, schrieb: „Preußen darf nicht untergehen in Nassau und Waldeck!" Oestreich und seine Genossen in Frankfurt faßten Bundesbeschlüsse, verfügten Bundesexecutionen, stellten im October bairische und östreichische Bundesexecutionstruppen an der kurhessischen Grenze auf. Am 3. November rückten wirklich die Baiern in Kurhessen ein, dem von Preußen aufgestellten casus belli offen trotzend. Preußen wich zurück. Die kölnische Zeitung sprach heftig ihren Schmerz und Unmuth aus. Sie wurde „wegen Schmähung der Anordnungen der Obrigkeit" und wegen „Verletzung der Ehrfurcht gegen den König" vor Gericht gestellt, aber freigesprochen. Es folgten am 29. November die bekannten Punctationen von Olmütz. 32 Millionen Thaler, welche die Kammern zur Durchführung der Union bewilligt hatten, waren umsonst ausgegeben. Der Kreislauf der „deutschen Täuschungen" war vollendet. Mit dem November 1850 begann der Sieg der Reaction. Die kölnische Zeitung predigte jetzt — „denn müßige Trauer stehe niemandem gut an, am wenigsten aber einer Zeitung" — die feste Verbindung Preußens mit den constitutionell-gesinnten deutschen Staaten, besonders Hannover, und mit dem antirussischen europäischen Wesen. Die Verfassung vom 6. Februar 1848 war immer noch ein breiterer Rechtsboden für die Volksvertretung, als der vereinigte Landtag von 1848. Aber die Masse des von der Contrerevolution am meisten bedrohten Mittelstandes zeigte eine Mattigkeit, Bequemlichkeit und Muthlosigkeit, welche dem Andrang der ritterschaftlichen Reaction mit ihren Reactivirungen wenig Widerstand entgegensetzte. Der Führer dieser Reaction, Herr von Gerlach, erklärte bereits am 7. Februar 1851 in der ersten Kammer bei Gelegenheit des Gesetzes über die Ablöslichkeit der Renten frommer Stiftungen, er würde, wenn er zur Annahme dieses Gesetzes riethe, eines größern Bruches des Verfassungseides sich schuldig machen, als wenn er die Cassirung der Paragraphen der Verfassungsurkunde, die von den Kammern handele, durch eine Cabinetsordre empfehlen würde. Ein zweiter Führer der Reaction, Herr von Kleist-Retzow, widersetzte sich in der zweiten Kammer der Ministerverantwortlichkeit mit der Erklärung: „die Verfassungsurkunde von 1850 enthält nicht unsre ganze preußische Verfassung: es gibt Grundsätze, älter, wichtiger, heiliger als irgendeine Bestimmung dieser Verfassungsurkunde. Einer derselben ist, daß Preußen eine Monarchie ist, daß wir in Preußen einen König haben müssen." Das Organ dieser Partei, die neue preußische Zeitung, nannte den Einfluß des mit revolutionären Irrlehren reichlich durchwebten allgemeinen Landrechts demoralisirend.

Gegen diese neue preußische Zeitung, gegen die kleine, aber mächtige

Digitized by Google

Partei kämpfte die kölnische Zeitung. Sie kämpfte gegen die Dominialpolizei, gegen die Restauration der Stände, gegen die Herstellung der ältern Gemeinde- und Kreisordnungen in den östlichen Provinzen. Da erklärte der Prinz von Preußen im April 1851 in Köln: „die kölnische Presse säet Zwietracht und reizt zur Unzufriedenheit" und es folgten diesen königlichen Worten Vermahnungen des Regierungspräsidenten zu Köln zu „Vorsicht und Mäßigung." Am 15. und 28. Mai 1851 ordnete der Minister von Westphalen die Einberufung der alten Kreis- und Provinzialstände an zur Ausführung des Einkommensteuergesetzes und zur Begutachtung einer vollständigen Umwandlung der suspendirten Gesetze vom 11. Mai 1850. Nicht etwa blos die Constitutionellen, sondern auch höchst conservative Männer — Graf Fürstenberg-Stammheim, Herr von Bethmann-Hollweg — protestirten gegen diese Untergrabung und Verletzung der Verfassung: sie verweigerten das Erscheinen in den reactivirten Versammlungen. Die opponirende Presse wurde zum Schweigen gebracht, der König nannte den Geist der kölnischen Zeitung einen „feindseligen": der inzwischen zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz ernannte Herr von Kleist-Retzow drohte der Zeitung mit den „strengsten administrativen Maßregeln", wenn sie ihre bisherigen Angriffe auf die Maßnahmen der Regierung nicht einstelle. Herr Brüggemann erklärte unter dem 23 August mit den Worten: „Vera loqui timeo, dedignor dicere falsa!" er werde sich fortan von jeder Beurtheilung der Regierungsmaßregeln fern halten. Einen Tendenzwechsel der Zeitung zu erzielen gelang jedoch Herrn von Kleist-Retzow nicht. Verhandlungen mit den höchsten Behörden in Berlin im November 1851 hatten das Resultat, daß die kölnische Zeitung ihre Tendenz beibehalten und die Besprechung der preußischen Politik allseitig wieder aufnehmen durfte. Sie sollte sich aber größter Mäßigung und Vorsicht befleißigen und weder der Regierung, noch den mit ihr stimmenden Kammerparteien „schlechte Motive" unterlegen. Die Polemik sollte alles „persönlich Verletzende" vermeiden, doch Angriffe andrer Blätter mit gleicher Münze bezahlen dürfen. Eine wirklich verfassungsmäßige Preßfreiheit war aber auch das nicht; die kölner Zeitung erklärte bald darauf, von einer kritischen Besprechung der Thronrede, von lebhafterer Betheiligung an den Kämpfen der Kammerparteien müsse sie Umgang nehmen.

Ein neuer Abschnitt für die Redactionsthätigkeit des Herrn Brüggemann begann im Frühjahr 1853 mit der orientalischen Verwicklung. Er begrüßte froh die Gegenströmung des Westens gegen den erstarrenden russischen Eisstrom. Die preußische Regierung folgte anfangs dem Westen. Obgleich die Kreuzzeitung erklärte: „Rußland ist im Recht und Preußen kann nicht wider das Recht," erklärte die preußische Regierung in Wien mit den drei andern Großmächten Rußland im Unrecht. Im October 1853 verwarf Preußen die

von Oestreich vorgeschlagene „deutsche Neutralität.“ Aber im Februar 1854 trat ein Umschlag ein: Preußen weigerte sich, die Executive gegen Rußland zu ergreifen. Die kölner Zeitung war wieder in die Opposition geschleudert. Es erfolgten bereits im März 1854 neue Verwarnungen und gehäufte Beschlagnahmen, zuerst, weil die kölnische Zeitung die Dominialpolizei als eine „halbe Leibeigenschaft“ bezeichnet hatte. Dann wurde ihr bedeutet, sie dürfe nicht mehr von „Junkerpartei“ sprechen: das sei Aufreizung der Angehörigen des Staats zum Haß gegeneinander. Im Juni 1854 folgte eine Verwarnung des Oberpräsidenten „im Auftrag des Staatsministeriums“ mit Androhung eventueller Concessionsentziehung und mit der Forderung genügender Garantie durch einen Redactionswechsel. Die kölnische Zeitung verstand sich dazu, jede verlangte „Maßhaltung“ zu beobachten. Herr Brüggemann wußte aber das „zulässige Maß“ nicht zu finden. Er schrieb einen Artikel „die Wiedergeburt des Vaterlandes“, in welchem er die Kreuzzeitungspartei mit der französischen Partei in Preußen von 1808 in eine Kategorie stellte. Da theilte der Regierungspräsident in Köln dem Verleger der kölnischen Zeitung, am 10 März 1855, den Beschluß der höhern Behörde mit, daß er nur noch zwischen einem Redactionswechsel und der gewerblichen Concessionsentziehung zu wählen habe, und zwar „wegen Mangel an Maßhaltung.“ Herr Brüggemann behauptet, das Motiv dieser Maßregel sei nicht Mangel an Maßhaltung, sondern seine consequente Stellung zum Artikel 42. der Verfassung und zur Dominialpolizei gewesen. Am 31. Mai 1855 legte Herr Brüggemann die Redaction nieder. Er hat den Umständen viel Rechnung getragen, von Schwankungen sich nicht frei erhalten. Er gesteht selbst, in Bezug auf die Mittel zum Ziel manchmal geirrt zu haben, aber die Festigkeit und Redlichkeit seiner patriotischen Gesinnung lasse sich nicht bestreiten. Er rühmt an der ihm feindlichen ritterschaftlichen Partei die energische und opferwillige Vertretung ihrer Interessen und klagt über die „stumpfe Gleichgiltigkeit des Bürgerthums.“ Das Bürgerthum sorge nicht für gemäßigte, aber bürgerfreundliche Kreis- und Volksblätter, nicht für Wahlcomités: die Angesehensten und Reichsten weigern sich oft, eine Wahl in die Kammer anzunehmen, um sich nicht „nutzlos zu ärgern.“ Es sei nicht genug, Diners und Bälle zu geben, die Künste zu beschützen und seine Kinder ausbilden zu lassen, man müsse auch seine politischen Pflichten mit mannhaftem Charkter erfüllen.

Digitized by Google

Flüchtige Gedanken über Real- und Gelehrtenschulen.

Die erste Wahrnehmung, wenn man das Treiben eines Real- und Gelehrtenschülers der Oberclassen vergleicht, ist, daß der erstere mehr zu thun hat. Derselbe hat nicht nur gewöhnlich mehr Stunden und Unterrichtsgegenstände, sondern es sind dieselben mehr voneinander gesondert, so daß er jedem besondere Kraft zuwenden muß. Er hat in der Mathematik, Physik, Chemie, ja oft in mehrern Zweigen dieser Wissenschaften zugleich saubere Hefte auszuarbeiten, soll daneben womöglich eins in der Religionsgeschichte, in deutscher, englischer und französischer Literaturgeschichte, in der Geschichte und Geographie führen, so daß er noch außer den schülermäßigen Uebungen, als Aufsatz, Vortrag, Auswendiglernen, der ganzen präparatorischen und repetitorischen Thätigkeit, wesentlich das zu thun hat, was der Student, in neun bis zehn Dingen zugleich den Vortrag des Lehrers zu reproduciren. Während das also seine Thätigkeit ungemein anspannt, hat es sein gelehrter Nachbar offenbar leichter, indem das Hefteführen sich höchstens auf die Hälfte der genannten Gegenstände, etwa auf Geschichte, deutsche Literaturgeschichte, Mathematik, Physik und Religionsgeschichte erstreckt, die Uebungen dagegen zwar zahlreicher, aber doch ungefähr von ähnlichem Umfange, besonders aber von größerer Schwierigkeit sind. So fordert die Schule von dem Realschüler Mehr und Mehrerlei, während sie Weniges aber Schwereres von dem Gelehrtenschüler beansprucht. Auch die Art, wie man sich den Stoff zu eigen macht, wird demgemäß verschieden sein. Hier wird treues stetiges Lernen, Gewöhnung an Pflichterfüllung und Ueberwindung vieler Arbeit, aber auch Unselbstständigkeit und mechanisches Einpauken, dort mehr Unregelmäßigkeit, aber größere Selbstthätigkeit und Freudigkeit im Ueberwinden schwerer Arbeiten, und neben der Gewöhnung des Arbeitens aus freier Wahl, arrogantes Urtheilen und Meinen sich kund thun: dort wird auch der Geniale zu einem gewissen allgemeinen Niveau der Denk- und Anschauungsform herabgenöthigt und der Schwache dazu erhoben werden, hier wird dem guten Kopf freierer Spielraum zur Entfaltung seiner Kräfte gelassen, dem schlechten dagegen weniger Gelegenheit geboten werden, sich einen geistigen Mechanismus zu erbauen, der ihm anstatt eines organischen Geisteslebens dienen kann. Bleibt er sehr zurück, so wird er weniger leicht zu einer brauchbaren Mittelmäßigkeit gelangen, als der talentlose Realschüler. Der Zweck, der Geist und Sinn, mit dem gearbeitet wird, sind ebenso verschieden. Dem Gelehrtenschüler schwebt in der Regel ein confuses Ideal von Männerwürde und Geistesfreiheit vor; Besonnenheit, Klarheit und Ruhe werden ihm oft im besten Falle fehlen, hohle Fantasterei, Dichtereitelkeit, Renommage aller Art liegen ihm sehr nahe. Wohl ihm, wenn diese Strebsamkeit sich nur auf geistige

Dinge richtet, wohl der Schule, wenn sie sogenannte „wissenschaftliche" Schülervereine hegt und fördert! Der arme Realschüler dagegen wird zu solcher Sprudelköpfigkeit weniger verleitet, er fragt leicht bei allem was er thut, cui bono? Eine frühe Entnüchterung seiner jugendlichen Seele kann leicht den Grund eines kalten Egoismus und trocknen Materialismus, welcher freilich noch immer weniger gefährlich ist als der leidenschaftliche einer verdorbenen Gelehrtenschule, legen, und während er in alle Sphären zugleich eingeführt wird, bleibt sein Geist oft klein und eng, weil jener Zuwachs nur an ihn heran geklebt, nicht aus ihm heraus aufgebaut worden ist. Wenn ein talentvoller Gelehrtenschüler Vielseitigkeit, Besonnenheit und Bescheidenheit und ein ebenso begabter Realschüler jugendlichen Schwung und Selbstkraft in der Totalität seines geistigen Strebens bewahrt, so haben sie gewiß beide das Schwerste auf ihrem Bildungsgange erreicht.

Betrachten wir nun die einzelnen Bildungsmittel, so stellen sich, abgesehen von denen, welche beiden Richtungen in demselben Grade gemeinschaftlich sind (Deutsch, Geschichte, Religion), zwei Hauptunterschiede heraus: 1) in dem Verhältniß des Sprachunterrichts zu dem mathematisch-naturwissenschaftlichen, der Unterordnung des einen unter den andern oder ihrem Gleichgewichte. — 2) in der Art des Sprachunterrichts und der Art des mathematisch-naturwissenschaftlichen an und für sich. Fangen wir mit dem zweiten Punkt zuerst an.

Wie wird der Sprachunterricht auf Gelehrtenschulen getrieben? Wir antworten: durchweg noch immer zu künstlich. Zwar ist die Periode vorüber, wo, wie in meiner eignen Schulzeit, die statarische Lectüre der Classiker den Kernpunkt des Unterrichts bildete, ein stehender Sumpf, dessen Wasser wir vor lauter Citatenschlingpflanzen und grammatischen Binsen, in welchen wir die Knoten suchen sollten, nicht zu sehn bekamen. Wahrlich, hätten wir die Lust an den alten Autoren nicht mitgebracht, auf der Schule hätten wir sie nicht bekommen: ja, wir würden die mitgebrachte verloren haben, wenn wir uns nicht aus dem Wust von Citaten aus Matthiäs Griechischer Grammatik, Hands Tursellinus, Hermanns Viger, in das heitere Element der cursorischen Privatlectüre geworfen hätten, wo uns einiges von der Großheit und Schönheit eines Homer, Sophokles, Aristophanes aufzudämmern begann. Aber noch immer hat man nicht genug eingesehn, daß es ja nicht auf ein wissenschaftlich-philologisches, sondern nur auf ein humanes Verständniß der Alten ankommt, nicht genug, daß das Grammatische nur als Stein des Anstoßes nicht als Wegesziel zu betrachten ist. Mit einem Wort: wenn man das Interesse der Schüler nicht für den Inhalt des Gelesenen zu beleben und daran festzuhalten versteht, so wird man zwar einzelne Philologen, aber wenige Liebhaber des classischen Alterthums bilden. Es war unter den jungen Schulmännern eines norddeutschen

Landes eine ausgemachte Sache, daß man in dieſer praktiſchen Weiſe lehren müſſe, und ich habe ſelbſt bei ſolcher Leſung des Thucydides ein, wie ich glaube, ungewöhnlich glückliches Reſultat erzielt. Die Schüler machten freilich manche ſchwere Stelle kurzhin ab, einzig und allein das Ziel im Auge haltend, daß ſie ſich ein klares Bild von dem Verlaufe des peloponneſiſchen Krieges machen ſollten. Wenn nun ſo das Stoffliche in den Oberclaſſen ſtark heraustreten ſoll, ſo handelt es ſich nur darum, wie man die Schwierigkeit des Verſtändniſſes der Sprachen auf die leichteſte und einfachſte Weiſe in den Unterclaſſen beſiege. Ohne viel Federleſen, ohne irgendein grammatiſches Syſtematiſiren ſollen zunächſt die Formen feſt eingeprägt und durch vieles Ueben ganz zur Gewohnheit gemacht werden, Lectüre und zwar recht amüſante, wie die Jacobsſchen Elementarbücher fürs Griechiſche, wie die ältern Lehrbücher des Lateiniſchen, z. B. Bröder, waren, werden am beſten dazu führen. Nur ums Himmelswillen keine wiſſenſchaftliche Hanswurſtiaden aufgeführt, und immer bedacht, daß Kinder Kinder ſind, und kindlich einfach und durchaus nicht in folgerechtem Syſtem, ſondern hier und da wie immer durch Zufall und Gelegenheit belehrt ſein wollen: und man wird nicht jenen traurigen Widerwillen erwecken, der die Elemente der claſſiſchen Sprachen zu begleiten pflegt. Viel Leſen, viel Schreiben mit ſcharfer, aber ja nicht zu häufiger Analyſe der ſyntaktiſchen Verhältniſſe iſt dann das zweite Mittel, das einzige, welches in die Routine des Verſtändniſſes und des eignen Ausdruckes hineinbringt. Dann tritt auf der dritten Stufe das äſthetiſche Leſen der Claſſiker ein, mit dem eben dargelegten Ziele; ich gebe zu, daß man bei einzelnen Autoren wie Horaz das kritiſch-philologiſche Element zur Schärfung des Geiſtes überhaupt hinzutreten laſſen kann, aber das Weſentlichſte iſt es nicht. Die Hauptſache iſt auch dort, daß der Schüler ſeinen Horaz kenne und liebe, und wem es nicht gegeben iſt, ſeine philologiſche Gelehrſamkeit auf eine anziehende Weiſe damit zu verbinden, der laſſe doch ja ſeine Diſteleien und Conjecturen und verſuche lieber am Ganzen der Compoſition, an der Entwicklung der Gedanken und Gefühle das Intereſſe feſtzuhalten, ja er leſe lieber, wenn er ſelbſt nicht viel Geiſt hat, nur ſchlichtweg den ganzen Horaz mit ſeinen Schülern durch und laſſe ſie ſelbſt urtheilen. Viel Raiſonniren verdirbt immer die Luſt, wie lange Saucen den Braten. Nachgrade weiß man das auch; die Weidmanniſche Sammlung iſt ein redender Beweis der erwachten Vernunft.

Nicht viel anders ſollte der Sprachunterricht auf der Realſchule betrieben werden, es iſt aber hier, obgleich nicht ſolange, doch ſchon ebenſo ſchwer geſündigt worden, als dort. Statt alſo im Franzöſiſchen einfach, klar, kindlich zu Werke zu gehen, wie Ahns Bücher wollen, dieſe ſo meiſterhaft angelegten und auf die Knabenluſt zur Räthſellöſung berechneten Büchlein, nimmt man einen gewaltigen Anlauf, zerrt die armen Jungen durch Sprachphiloſophie

Digitized by Google

und Etymologie herum, bis sie nicht mehr wissen, wo ihnen der Kopf steht und nur sehen, daß sie irre in dem Fundamentalregeln sind und die Sprache, das Buch und den Verfasser nach Noten verabscheuen. Wahrlich, wenn man den albernen Hochmuth erwägt, mit dem die Verfechter des Realismus die Gelehrtenschule verfolgt haben, so muß man lachen, wenn man sie in ihre eigne Grube stürzen sieht. Sogar der englische Elementarunterricht hat sich der Gelehrtthuerei schuldig gemacht; da trieb man Sprachvergleichung statt Englisch. Hier nun gehe man doch von dem Grundsatz aus, daß deutsche Kinder doch wol einen germanischen Dialect mit all seiner kauderwelschen Orthographie und Aussprache, am schnellsten und besten mündlich erlernen; man gehe gleich in medias res, spreche gleich, mit den Kindern, lasse sie dabei gleich ein recht amüsantes Buch bekommen und präge ihnen dabei die Formenlehre ein, die wahrhaftig (nur ohne alles Systematisiren) keine Hexerei ist. Dann aber kommt die Hauptschwierigkeit des Englischen, die Phraseologie und diese wird allein durch vieles Lesen und vieles Schreiben, durch Extemporalien und mündliches Uebersetzen aus dem Deutschen erreicht werden. Die dritte Stufe ist abermals das ästhetische Lesen. Der geist- und gemüthvolle Charakter dieser reichen Nation soll sich von Anfang an geltend machen, hier aber ist er erst recht wirksam.

Aber auch für das Französische ist derselbe Gang zu nehmen, nur mit einem andern Anfang, indem hier neben der Aussprache (die ganz früh gelehrt werden muß oder sie wird nie gelernt werden) zuerst schlichtweg die Formenlehre einzuprägen ist, aber ja frei von aller syntaktischen Mückensaugerei. Daneben, aber in geringerem Maße als beim Englischen, amüsante Lecture, dann auf der zweiten Stufe rasches Lesen, Schreiben, Sprechen und endlich auf der letzten die ästhetische Lectüre und die Uebersicht der Literaturgeschichte, obwol hier das Französische dem Englischen nachstehen muß.

Vergleichen wir beide Bildungsresultate, so ist der Gelehrtenschüler bei dem jetzigen Stande der Realschule entschieden im Vortheile. Er hat auf einem ungesattelten Pferde ohne Zaum und Zügel reiten gelernt und sitzt also fester, als einer, der nur mit solchen Hilfen geschult ist. Ihm sind bei seiner spröden Arbeit alle Kräfte flott geworden, ihm ist Stolz und Bewußtsein seiner Kraft gekommen. Er hat Liebe und Begeisterung für das Edle, Einfache, Große, Klare der alten fernen Heidenzeit errungen, wenn er sie auch noch nicht ganz begreift und vielleicht nie ganz begreifen wird. In Ausdruck und Redeweise hat er die musterhafte Präcision und Geschlossenheit der Alten vor Augen; ihre männliche Kraft, ihr starres Heldenthum — er möchte ihnen ähnlich sein, und glaubt ein Stück davon in sich zu fühlen. Ein traditionelles, aristokratisches Gefühl lebt in ihm, es wird ihn vielleicht vor illiberaler Gemeinheit schützen, wenn nicht vor der Rohheit der Ueberkraft und des Uebermuthes. — Was hat der Realschüler dafür, als seinen Gewinn aufzuzeigen? Auch er hat

Digitized by Google

einen Reichthum von Anſchauungen und Denkformen aus den fremden Idiomen gewonnen, aber der Ringkampf war leichter, der Sieg wohlfeiler. Er hat eine gewandte Zunge, eine geſchliffene Form erreicht, wohl ihm, wenn er daneben Begeiſterung und Liebe für ſeine inſulariſchen Brüder, für ihre männliche Kraft, Beſonnenheit, Wahrheitsliebe, Religioſität und geiſtige Tiefe erobert hat, die praktiſche Richtung derſelben wird ihn ſchon ohnehin anſprechen, denn er iſt ein coulanter Mann, ein Kosmopolit, aber wird er auch Zeit haben, ſeine Seele in einen Milton oder Shakeſpeare zu verſenken? oder werden ſeine Lehrer ſie ihm erſt dann laſſen, wenn er Maſchinen bauen, Schmetterlinge fangen und Vögel ausſtopfen ſoll? Wohl ihm, wenn ſie weiſe genug waren, ihm dieſe Zeit zu laſſen, ihn ſelbſt darein tiefer einzuführen. Er hat dann doch ein Feld, wo es nicht auf geläufiges Parliren und auf erlerntes Wiſſen und deſſen geſchickte Anwendung ankommt. Er hat dann doch einen Gegenſtand ſeiner ehrfurchtsvollen Scheu, wo er ſein cui bono? nicht anbringen kann und die Keime des Hohen und Edeln ſenken ſich auch in ſeine Seele. Nur möge er nicht ſich denationaliſiren — eine Gefahr, die bei dem Gelehrtenſchüler nicht verhanden iſt, der ja nach alter deutſcher Art den Thurm ſeiner Bildung aufbaut. Eins aber hat der Realſchüler voraus: er lernt arbeiten, was der Gelehrtenſchüler durchaus nicht immer lernt. Aber warum wollt Ihr nicht auch den Gelehrtenſchüler an den Vortheilen der Realſchule Antheil haben laſſen, und umgekehrt? Iſt wirklich keine Zeit da, daß jener Franzöſiſch lerne und dieſer Latein? Laßt nur dort einen Mann ſein, der kein bloßer Parleur ſondern ſittlich und geiſtig tüchtig iſt, ſo wird es ihm ohne alle Schwierigkeit in zwei Stunden wöchentlich (aber von unten auf, ſchon der Ausſprache wegen) gelingen, ſo gut im geiſtigen Exercitium ſich bewegenden Knaben recht hübſch franzöſiſch zu lehren, ſelbſt Sprechen und Schreiben. Und warum ſoll dem gelehrten Schüler das reiche Bildungselement der engliſchen Ausdrucksweiſe und Literatur verſchloſſen bleiben, warum ſoll er nicht aus der ſtolzen Idealität claſſiſcher Einſeitigkeit durch Hinweiſung auf die praktiſche Weisheit der Engländer geriſſen werden? — Ich unternehme es, in zwei Stunden wöchentlich in den drei Oberclaſſen die Schüler zum Verſtehn der ſchwerſten engliſchen Schriftſteller und ſelbſt zu einiger Gewandtheit im Schreiben und Sprechen zu bringen. Und hat der Realſchüler nicht auch ein Anrecht darauf, daß er durch den ſchweren Kampf mit einer alten Sprache ſeine Kraft ſtähle? Oder iſt wirklich keine Zeit dazu? — Die Frage hängt freilich mit dem mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Unterricht zuſammen, aber wir fragen gleich hier: Sollte mehr daran liegen, ob ein Knabe eine mathematiſche Disciplin mehr wiſſe, oder ob er von der Geſchloſſenheit und Tüchtigkeit, der Präciſion und menſchenbildenden Weisheit der Alten auch durchdrungen wird? Wir meinen, er wird ſchärfern und klarern Geiſtes auf der

Hochschule jene Disciplin nachholen können. Auch ist dem Französischen zu viel Platz eingeräumt, man braucht die Menge der Stunden gar nicht, wenn man es nur vernünftig anfängt, und gewinnt so fürs Latein, dieses bildet dann nach wie vor die feste grammatische Grundlage für alle Sprachen. Ja man könnte sich versucht fühlen, selbst dem Griechischen an der Realschule eine ähnliche Stellung einzuräumen, wie dem Englischen an der Gelehrtenschule, die formelle Schwierigkeit ist aber unbesieglich. Vielleicht könnte man es facultativ sein lassen, wie etwa die Chemie an der Gelehrtenschule. Wie schön würde so die unselige Spaltung der deutschen höhern Bildung, welche sich seit einigen Jahrzehnten weiter und weiter öffnet, wieder in die Bahn der Vereinigung und Versöhnung eingelenkt!

Die Mathematik ist bisher auf der Gelehrtenschule sehr stiefmütterlich behandelt worden. Wer darin auch noch so sehr zurückgeblieben war, er wurde doch versetzt, wenn er im Uebrigen tüchtig war, und das gab natürlich in den Oberclassen ein Gemisch von Eingeweihten, Halbwissern und gänzlichen Ignoranten, mit dem auch der beste Lehrer etwas auszurichten verzweifeln mußte. Oft kam der Uebelstand hinzu, daß der Unterricht nicht in geschickten Händen lag und es wurde nur ausnahmsweise von Seiten der Oberleitung Werth darauf gelegt, ja sogar es heimlich gern gesehen, wenn die Schüler dafür wenig oder gar nicht in Anspruch genommen wurden. Obwol diese Mangelhaftigkeit noch manche gute Gelehrtenschule, die ich kenne, trifft, so hat sich doch ein deutliches Streben gezeigt, den mathematisch-physikalischen Unterricht zu heben, man hat ihm namentlich mehr Stunden in den Oberclassen, gemeiniglich (in Preußen) vier (während früher immer nur zwei waren) zugelegt, doch auch drei. Es wäre zu wünschen, daß man ein festes Ziel in der Elementarmathematik nicht nur erstrebte, sondern auch wirklich erreichte: denn sonst wäre das Zulegen von Stunden nur verloren. Eine so gewaltige Erscheinung wie Lessing sollte uns lehren, was es heißt, mathematischen Scharfsinn besitzen. Aber er besaß freilich noch mehr, als das, Geist und Charakter und unbegrenzte Wahrheitsliebe, und nun wurde die mathematische Präcision seines Ausdrucks und die mathematisch-forcible Entwicklung seines Denkens die glänzende Außenseite des tieferen Innern; erst so wurde er der Vater der deutschen Gelehrsamkeit.

Die Realschule nun legt darauf den größten Werth. Mit vollem Recht wird die Versetzung wesentlich auch nach diesen Kenntnissen bestimmt, denn nirgends lassen Sprünge sich weniger gutmachen, als hier. Hier muß ganz regelmäßig, ganz systematisch aufgebaut werden, oder man erreicht gar nichts. Aber wir halten das Ziel an mancher dieser Schulen für sehr überspannt. Das Heranziehen der höhern Mathematik in den Schulunterricht ist eine Thorheit, von der man ebenso zurückkommen wird, wie von der philosophischen

Digitized by Google

Propädeutik auf Gelehrtenschulen. Man hat dafür angeführt, daß man nur durch die Anfangsgründe der höheren Mathematik Sicherheit in dem Gebrauche der niederen Mathematik, in ihrer Anwendung auf Optik, Akustik ꝛc. erlangen könne. Ich muß mich hier allerdings bescheiden, da ich die höheren Zweige der Mathematik nicht kenne, bezweifle aber, daß dies sich anders, als mit jeder Wissenschaft verhalte. Es scheint mir ungefähr wie wenn man sagt, ein Schüler könne nur durch Linguistik und Sprachphilosophie eine einzelne Sprache begreifen, also müssen die Anfangsgründe des Sanskrit getrieben werden. Ferner hat man gesagt, es sei nur dann möglich, durch die Unterbrechung des ersten praktischen Jahrescursus auf technischen Hochschulen nicht gestört zu werden, wenn man durch jene Anfangsgründe der Differential- und Integralrechnung ꝛc. einen Durchgangspunkt für die höhere Theorie gewonnen habe, während man doch denken sollte es sei grade umgekehrt und könne wol die feste Basis der elementaren Mathematik diese Unterbrechung vertragen, wogegen jene höheren Anfänge ganz und gar verloren sein werden, und der Student genöthigt sein wird, nach einem Jahr alles wieder von vorn anzufangen. Endlich widerspricht die geringe Erfahrung, die wir gemacht haben, dem, daß der Abiturient es trotz unmäßiger Anstrengungen in diesem Fache zu rechter Sicherheit in den höchsten Zweigen bringe, mit Ausnahme eines entschieden bedeutenden, mathematischen Talentes, welches indeß vielleicht durch Selbststudien ebensoweit gekommen wäre. Ich kann nicht umhin, das für eine gefährliche Ueberspannung der Kräfte zu halten. In der Physik und Chemie geht man auch möglichst weit. Man pfropft und pfropft, ohne zu bedenken, daß es auch eine Zeit gab, wo Institutionen, Exegese, und Osteologie auf Schulen gelehrt wurden, ohne den allergeringsten Nutzen.

Man könnte ja auch den Sprachunterricht herunterdrücken; da aber tritt die Phrase vom Gleichgewicht beider Zweige entgegen, also muß auch dieser höher gespannt werden. Gut denn, die Schüler horchen den Vorträgen in englischer und französischer Geschichte und Literaturgeschichte, sie halten Reden und schreiben Aufsätze in beiden fremden Sprachen, sie dichten meinetwegen gar darin. Nun stehen wir am Rande des Unsinns, und haben Abiturienten, die vor lauter Gelehrsamkeit keinen selbstständigen Faden mehr am Leibe haben, die oberflächlich über das Höchste plappern können, während ihnen die erste, einheitliche Base unter den Füßen weggeglitten ist. Ich habe diese Wirthschaft ein Jahr angesehen und mitgemacht, nun aber erklärt, daß ich das Ziel des Sprachunterrichts herabgesetzt, oder denselben auf Kosten des naturwissenschaftlichen Unterrichts vermehrt zu haben wünschte, da ich nur auf Kosten des Körpers und Geistes meiner Schüler so fortfahren könnte, und an der Bildung frischer und freier Menschen, keiner abgerichteten Puppen mitzuwirken wünschte.

Doch es könnte dies Uebermaß abgeschnitten werden, und immer noch müßte, vorausgesetzt, daß man der Gelehrtenbildung gleichkommen will, der in dem Sprachunterricht sich ergebende Ausfall durch den mathematisch-naturwissenschaftlichen Ueberschuß gedeckt werden. Zwar ist jetzt noch meistens ein qualitativer Vortheil da, indem die Elementarmathematik auf Realschulen besser gelehrt wird; dies liegt aber nicht im Begriff, sondern nur in der mangelhaften Ausführung. Denn es ist vollkommen möglich, daß streng und tüchtig auch auf der Gelehrtenschule die Mathematik getrieben werde. Also müßte der eigentliche Vortheil doch auch von quantitativer Seite kommen; nicht weil Mathematik und Naturwissenschaften besser, sondern weil sie weiter dort getrieben werden, mußten die Realschüler soviel reiferen Geistes werden; und wäre das der Fall, so müßte man consequenterweise den Sprachunterricht unterordnen und offen sein Gleichgewichtsprincip aufgeben.

Ich aber bitte um den Nachweis, daß die höhern Branchen der Mathematik und der Naturwissenschaften diesen formalen Werth haben. Ich kenne sie nicht, glaube aber zu bemerken, daß der allgemeine Einfluß der Mathematik lediglich ein corrigirender, ordnender sei, und daß, so herrlich es ist, wenn er die Entwicklung des jugendlichen Geistes begleitet und alle unklare Phantasterei Lügen straft, es dabei auf ein Mehr oder Minder des Wissens gar nicht ankomme.

Wie wäre es sonst auch möglich, daß der Mathematiker ex professo wie kaum irgendein anderer bei aller speciellen Tüchtigkeit bald ein herzensguter, aber unpraktischer Sonderling, bald auch der geistloseste, hölzernste Mensch von der Welt sein, ja, daß er auch in sittlicher Beziehung mangelhaft und selbst ohne richtiges Urtheil über andere Dinge sein kann. Diese bekannte Thatsache erklärt sich nur daraus, daß durch die Mathematik der Verstand auf Kosten des Herzens ganz einseitig und abstract ausgebildet wird, daß es eben eine ganz für sich abgeschlossene Welt ist, von der aus nur eine sehr, sehr indirecte Bahn zu den übrigen Kräften des Geistes führt. Wie wollte man also damit vorzugsweise die ganze Fülle der jugendlichen Seele entwickeln? Die reichsten Geister setzen bekanntlich dem mathematischen Element oft die größte Abneigung entgegen: es muß in gewissem Maße ihnen eingeflößt werden, aber wer wollte damit wie mit einer ätzenden Flüssigkeit die edleren Keime ersticken? — Also müßte es denn die Masse naturwissenschaftlicher Kenntnisse sein, welche die Geister reich, stark und edel mache? — Von der Chemie wird dies wol niemand behaupten wollen, aber von der Physik? Gewiß wird eine Großartigkeit der Anschauung durch Eindringen in diese erhabenen Forschungen gebildet werden: aber wo ist das eigentlich sittliche Moment? Doch nicht darin, daß man den Menschengeist, der soviel erforscht und erkannt, bewundern und ihm nacheifern soll? Der Schüler ist aber kein Philosoph, er ist ein Knabe:

Digitized by Google

er will lieben, zürnen, lachen. Ihm ist das speciell Menschliche, das Denken, Empfinden, Thun der größten Geister nothwendig, um sich daran zu Aehnlichem zu entwickeln; Geschichte und Poesie müssen auf ihn wirken, und namentlich erstere hat jenes Element in viel ausgedehnterem Maße. Statt ehrfurchtsvoller Scheu wird in ihm vielmehr der eigne Forschungstrieb und mit ihm der Vorwitz, alles natürlich zu erklären, rege. Das ist ein gefährlicher Weg, wenn er ganz vorzugsweise eingeschlagen wird, der leicht zu frühem Materialismus und Pantheismus führen kann. Wie die Mathematik schon leicht eine eitle Selbstgenügsamkeit begründet, so werden die Naturwissenschaften, wenn ein Lehrer trefflich die Schüler zu fassen weiß, leicht bewirken, daß die Besten ihren Vorwitz auf alle Gebiete, namentlich auf das der Religion übertragen und es wird sich jener Hohn früh entwickeln, der von dem des banausischen Handwerkers gegen den unbegriffnen höhern Werth der Gebildeten sich nicht wesentlich unterscheidet. Die ganze Heidenwelt mit ihrer unvollkommnen Ethik wird besser den Jüngling afficiren, als jenes naseweise Wissen, dessen philosophische Wucht ihm noch zu schwer ist. Ein Achill, ein Ajax in der zauberischen Darstellung des Homer sollte doch wol den Jüngling ganz anders ergreifen, als Gletscherbildung, Fallgesetz und Voltaische Säule. Denn was die Natur Schönes und Großes hat zu lieben, bedarf es da der verstandesmäßigen Erkenntniß? Im Gegentheil wird sie manchem die Poesie der Naturanschauung zerstören, denn der Knabe steht noch nicht auf dem Standpunkt, den Herr von Humboldt in seiner Einleitung zum Kosmos einnimmt.

Aber wenn die Realschulen soviel flauere Menschenexemplare liefern, warum sie denn nicht wie eine Afterbildung ansehn, eins jener vielen Experimente mit der Menschheit wie die Rousseauschen Philanthropien, welche mit Stumpf und Stiel auszurotten wären, je eher je lieber? — In einem deutschen Staat hat man einen hübschen Anfang damit gemacht und zwar Viele wünschen es, die religiösen und politischen Eiferer, sowie die gesammte Gelehrtenaristokratie. Ein sehr verehrter Freund, welcher zu unseren beliebtesten Universitätslehrern gehört und in jeder Beziehung einer der vorgezogenen Geister ist, erwiderte mir auf meine Verbesserungsvorschläge: das helfe mir alles nichts und führe nur zu größerer Gespreiztheit, man solle es doch grade heraus sagen, daß man keine Gymnasien, sondern technische Vorschulen habe; wer mit groben Fäusten arbeite, solle auch nur denken wie ein Seifensieder; Goethe habe uns das ganze Unwesen auf den Hals gezogen, und die jetzige Zeit sei grade dazu da, um es wieder los zu werden. Ich fürchte, mein Freund schüttet das Kind mit dem Bade aus. Die Herren Akademiker in ihrer Götterhöhe bedenken nicht, daß auch sie, wenn auch gewiß von Nektar und Ambrosia, doch leben müssen, und daß, wenn der Demos ihnen nicht mehr opfern will, sie verschmachten werden wie Tithonos, dem ewige Jugend zu erflehen vergessen war

Digitized by Google

und der sich zuletzt in eine Heuschrecke verwandelte. Sie mögen nur bei Zeiten ein Compromissum mit dem Weltgeist schließen, ehe dieser sie und mit ihnen einen sehr edlen Theil seiner selbst stürmisch über Bord wirft. Denn trotz der vielen Charlatans, welche jede neue Richtung in ihren Anfängen begleiten, ist eben der Realismus kein Hirngespinst einzelner Thoren, sondern der Ausdruck einer ganzen, ungeheuren Weltrichtung; man braucht nur den Büchermarkt zu überschauen und die Masse der englischen und naturwissenschaftlich-mathematischen Werke und das Gedränge der Käufer zu sehn, während sich vor der classischen Bude die Waare und die Kunden zählen lassen. Je länger sich beide Richtungen feindselig gegenüberstehn, destomehr, fürchte ich, wird die alte in starrer Abstraction dastehen, destomehr frisches Talent wird sich der jüngeren zuwenden, und dadurch jene zu einer alten Scharteke werden, ohne daß diese aus ihrer Verflachung gerissen wird. Man scheue sich doch nicht vor weisem Nachgeben allerseits, nehme ebensowol das Neue quantitativ durch Errichtung ordentlicher Lehrstühle für neuere Sprachen, qualitativ durch Fernhaltung von jener abstrusen Gelehrsamkeit in das Universitätsleben auf, als lasse man das Alte in der gesammten Gymnasialbildung nicht untergehn. Da nun aber einmal zwei Lager da sind, so ist es das Vernünftigste, durch Beschränkung und Zusatz eine gewisse Aehnlichkeit hervorzurufen, so daß dieselben Ingredienzien mit anderer quantitativer Mischung hier und dort vorhanden sind. Ob dies denn nur eine Uebergangsstufe ist, oder ob die eine Bahn ganz in die andere verlaufen wird, steht bei Gott, wir Menschen aber sollen das Unsrige thun, die Leidenschaftlichkeit des Streites, soviel an uns ist, zu verhindern. –

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel. 1. Juli. — Da ich Ihnen an den beiden letztvergangenen Posttagen keinen Wochenbericht zusendete, hatte ich keine Gelegenheit, des großen Brandes Erwähnung zu thun, der am 24. v. M. die Umgegend des Ak-Serai im eigentlichen Konstantinopel verwüstete und nach den seither hier angestellten Ermittlungen nicht viel weniger wie viertausend Häuser und Nebenbauten in Asche legte. Während meines hiesigen Aufenthaltes erlebte ich keine ähnlich verheerende Feuersbrunst, denn die des Jahres 1851, welche den Stadttheil betraf, wo die Achmedmoschee steht, stand um mehr als tausend Häuser hinter jener zurück.

Es war um 11 Uhr Vormittags, am erwähnten 24. Juni, als die Kanonen des Gangin-Köschk den Ausbruch des Brandes verkündeten. Die Fahnen, welche man dicht unter dem Kopf des hohen Galatathurmes flattern sah, wiesen nach Stambul hin. Bald konnte man von meiner vor Pera gelegenen Wohnung aus

Digitized by Google

eine leichte Rauchſäule hinter der impoſanten Steinmaſſe der engliſchen Geſandtſchaft aufſteigen ſehen. Sie wurde von Augenblick zu Augenblick ſtärker, breiter und höher und verkündete durch ihr Wachſen das Zunehmen der Feuersbrunſt. Inzwiſchen ſah man türkiſche Wachpikets durch die Straßen eilen; Spritzen der oft beſchriebenen leichten und leider nur unzureichenden Art folgten ihnen, begleitet von Haufen halbnackter Geſtalten, den hieſigen Feuer- oder Löſchmannſchaften. Mehemmed Ruſchdi Paſcha, der neuernannte Kriegsminiſter, und Haireddin Paſcha, der Polizeiminiſter, hatten ſich auf den Schauplatz der Verwüſtung begeben; desgleichen eine Menge höherer türkiſcher Beamte, Bezirksvorſteher und Imams. An der nothwendigen Leitung fehlte es daher nicht; aber das Feuer ließ ſich meiſt nicht beſiegen, ſprang über Straßen und Plätze hinweg und verbreitete ſich gleichzeitig nach zehn bis funfzehn Richtungen hin. So kam der Abend heran. In dieſem Zeitpunkte war es von entſcheidender Wichtigkeit, daß der Wind, welcher bis dahin mit ziemlicher Heftigkeit aus Süden geweht hatte, ſich minderte und endlich faſt ganz erſtarb. Man hatte ganze Straßenſtrecken niedergeriſſen und war endlich dahin gelangt, den Brand zu iſoliren, der übrigens noch bis Mitternacht fortfuhr zum Himmel aufzuleuchten.

Um dieſelbe Zeit, wo die Feuersbrunſt am heftigſten wüthete, ſtarb im Hospital des benachbarten Therapia ein Mann, der in den letzten zwölf oder funfzehn Monaten vielfach genannt worden iſt, der engliſche Capitän Lyons, Sohn des Admirals Sir Edmond Lyons, des Chefs der engliſchen Seeſtreitkräfte im ſchwarzen Meere. Am 19. Juni vor Sebaſtopol verwundet, wurde er jäh aus einer Carriere herausgeriſſen, in welcher ſeiner noch viele Ehren zu warten ſchienen. Es war ihm vergönnt geweſen, als der Erſte im vergangenen Jahre mit ſeiner Miranda ins baltiſche Meer einzulaufen, um die ruſſiſchen Häfen zu recognosciren, etwa wie ſein Vater vor beinahe dreißig Jahren bei Gelegenheit eines drohenden Krieges die des Euxinus auf der Fregatte Blonde recognoscirt hatte. Danach ſahen wir ihn nach dem weißen Meere abſegeln, vor Archangel kreuzen und endlich in die Mündung des Kolafluſſes einlaufen, um die gleichnamige Hauptſtadt des ruſſiſchen Lapplands zu bombardiren. Im Frühjahr kam er hierher. Daß ihm die Unternehmung gegen Berdiansk und Mariapol, Taganrog und Genitſche im aſowſchen Meere zu führen übertragen wurde, geſchah wol nicht ohne Rückſichtnahme für die Wünſche des greiſen britiſchen Flottencommandanten, ſeines Vaters, der ſich ſeinerſeits bei dieſer Gelegenheit unter den Befehl des franzöſiſchen Admirals geſtellt hatte. — Es war einer der feierlichſten Züge, welcher heute vor acht Tagen den erſt dreißigjährigen Capitän Lyons zur letzten Ruheſtätte geleitete. Sämmliche hier anweſende höhere engliſche, franzöſiſche und türkiſche See- und Landoffiziere waren zugegen. Das Grab liegt in einem kleinen einſamen Thale nahe bei Therapia. Später wird ein Denkmal es zieren. — — Vor einigen Tagen verließen uns jene leichten und ſchmucken Dampfkanonenboote, die erſt neulich aus England hier angekommen waren und derſelben Schiffsgattung angehören, welcher der erwähnte Capitän Lyons bei ſeinem Unternehmen im aſowſchen Meere die glücklichen und ſchnellen Erfolge verdankt. Die hier angelangten waren ſechs an der Zahl; ſie waren ein jedes mit einer Schraube und zu deren Bewegung mit einer leichten Dampfmaſchine verſehen, und führen, wenn ich nicht irre, je eine Kanone größern Kalibers vorn und hin-

Digitized by Google

ten. Diese Fahrzeuge sind es werth, in Deutschland beachtet zu werden. Nach allem zu urtheilen, was ich über sie höre, erweisen sie sich im flachen Wasser außerordentlich brauchbar, und zum nicht geringen Theil beruht in diesem Augenblick die Sicherheit der türkischen Stellungen in Jenikale und Eupatoria auf ihrem Beistand. Wenn ich nicht irre, waren die beiden an England gegen die Fregatte Thetis vertauschten preußischen Dampfer Nix und Salamander nach demselben System erbaut, wenn auch für den Kriegsgebrauch von zu schwacher Construction und mit Schaufeln.

— — 2. Juli. — In einem Orte, wie Pera, wo die öffentliche Meinung in einem so geringen Grade durch eine unabhängige Presse Unterstützung und Halt bekommt, kann es nicht fehlen, daß ungeheuerliche, gegen alle sonstigen Annahmen streitende Gerüchte auf einmal auftauchen und — nicht etwa verlacht und als Curiosum angeführt werden, sondern Glauben gewinnen. Bei andrer Gelegenheit habe ich öfters in meinen Briefen an Ihre geschätzten Blätter Belege für diese Behauptung aufgeführt; in neuester Zeit hat sich das Uebel, wenn man es so nennen kann, noch vermehrt; als einen schlagenden Beleg dafür, führe ich Ihnen hier an, daß man seit vorgestern von einer Auflockerung des Bündnisses zwischen der Pforte und den Westmächten redet, daß man wissen will, namentlich Frankreich sei durch „gewisse Conferenzen (!), welche Aali Pascha mit Gortschakoff und Buol gehabt, mißtrauisch geworden, und so sei es geschehen, daß neulich von der französischen Legation an die Pforte das Ansinnen gestellt worden sei: Der Regierung des Kaisers Napoleon ein Terrain in der Umgegend von Maslack (Sie sehen, es schwimmt wieder die alte Ente!) und — zwei Schlösser des Bosporus, ersteres für ein befestigtes Lager, letzteres behufs der Sicherung der Operationen im Pontus, einstweilen als temporäres Besitzthum abzutreten.

Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz sind in der Regel geläuterter, wie die diplomatischen, wenn es auch nicht an Verdrehungen, Uebertreibungen und Zusätzen bei ihnen mangelt. Als einen Beweis dafür nehme ich hier auf die Verlustangaben betreffs der Kämpfe vom 18. und 19. v. Mts. Bezug. Noch vor acht Tagen konnte man darüber in sonst gut unterrichteten Kreisen hören, daß man auf dieser Seite an Verwundeten und Todten gegen 15,000 Mann verloren habe, d. h. man verdoppelte die wirklich verloren gegangene Anzahl.

Die Aufgabe, Ihren Lesern in meinem heutigen Brief eine Uebersicht des Standes der Dinge auf dem taurischen Kriegsschauplatz zu geben, setzt mich einigermaßen in Verlegenheit, denn dermaßen unklar und einander widersprechend waren die Nachrichten noch nie zuvor. Ueber die Vorgänge auf dem asiatischen Kriegstheater ist man klarer; man weiß, daß die Russen, beinahe ohne Widerstand zu finden, im Kars eingerückt sind. Weiter vorzudringen werden sie wahrscheinlich nicht wagen, weil ihre Streitmittel für diesen Zweck nicht ausreichen würden. Man mißt ihnen alles in allem eine Stärke von etwa 60,000 Mann bei, von denen etwa 40,000 Mann in erster Linie oder zur Führung der eigentlichen Operationen verwendet sind, die anderen 20,000 Mann zur Reserve (Besatzung von Festungen u. s. w.) dienen.

In Hinsicht auf die Sachlage in der Krim ist vor allen Dingen voraus zu bemerken, daß die circulirenden Gerüchte über die Dislocation der diesseitigen Streit-

Digitized by Google

kräfte durchaus unsicher sind. Man hat dieselben, wie ich Ihnen dies schon in meinem letzten Briefe schrieb, als vier gesonderte Massen von verschiedener Stärke und Bestimmung anzusehen. Die Hauptmasse unter dem unmittelbaren Commando des Generals en chef Pelissier, steht vor den Wällen von Sebastopol, auf einer Linie, die sich von Kamiesch bis gegen Inkerman ausdehnt, und umfaßte anfänglich das erste Corps (unter de Salles), und das dritte oder Reservecorps (unter Regnault de St. Angely), oder im Ganzen etwa 60,000 Mann Franzosen. In den letzten Tagen indeß hat man das Reservecorps abgezweigt und, wie ich Ihnen bereits meldete, geht das Gerücht um, daß man es zu einer besonderen Expedition verwenden werde. Um Mitte der vergangenen Woche vermuthete man hier: das Ziel dieser Truppen, deren Stärke auf etwa 25,000 Mann zu berechnen ist, wonach dem General Pelissier vor Sebastopol nur 35,000 Mann verbleiben würden, sei Eupatoria, indeß hat sich darüber neuerdings nichts Genaues herausgestellt. Ich betrachte es hier als eine zweite gesonderte Masse, weil die Abtrennung schon erfolgt ist. Die dritte steht unter dem Commando des Generals Canrobert und dehnt, zu einer langen Linie auseinandergezogen, ihre Flügel zwischen Inkerman und Karany aus. Ich weiß nicht, auf wieviel Divisionen man sie annehmen kann; die Angaben differiren voneinander und wechseln zwischen drei und einer. Centrum und Sammelpunkt für die englische Macht ist nach wie vor Balaklava. Indeß scheint außerdem eine starke Abtheilung vor der Festung selbst, und eine andere bei Inkerman zu stehen. Diese Streitkräfte sind verhältnißmäßig zu unbedeutend, um hier als Massen an sich in Rechnung gestellt zu werden. Sie schließen sich außerdem den schon erwähnten französischen Heertheilen wol ohne Zweifel als integrirende Glieder an. Dasselbe kann man von den Sardiniern und Türken sagen. Diese letzteren und die Engländer eingerechnet wird man die Streitmacht unter Pelissiers persönlichem Befehl auf etwa 50,000 Mann, das abgesonderte (Reserve-) Corps auf etwa 30,000 Mann und die Truppen auf der Linie von Inkerman nach Balaklava auf 30—40,000 Mann annehmen können, d. h. die drei bis dahin erwähnten Massen umfassen in runder Summe etwa 110—120,000 Mann.

Die vierte Masse, unter dem General Bosquet, welche aus Franzosen, Piemontesen und Türken zusammengesetzt ist, soviel ich weiß etwa 30—35,000 Mann stark, marschirte am 21. Juni von Tschorgun ab, um das Plateau der Farm von Makenzie zu ersteigen und, — wenn man dem Gerücht Glauben beimessen kann, — gegen Baktschi Serai vorzudringen.

Leider kann man aus diesen Dispositionen keinen, auch nur seinen Umrissen nach klaren Plan entnehmen; denn wenn jene 35,000 Mann unter General Bosquet wirklich auf das Plateau der Farm Makenzie stiegen, so muß jedem einleuchten, daß sie damit zunächst in ein gefährliches Gegenüber zur russischen Hauptmacht geriethen, die man zur Zeit im Norden der Bai, zwischen dieser und dem Belbek concentrirt wußte.

Der Gedanke, Sebastopol einzuschließen, ist, wenn man auf die Stärkenverhältnisse beider kriegführenden Parteien eine billige Rücksichtnahme nimmt, an und für sich barock, denn jedermann muß einsehen, daß, solange Rußland noch eine Armee außerhalb Sebastopol im Felde stehen hat, die Verbündeten darauf angewiesen sind, außer dem Einschließungscorps ebenfalls eine Feldarmee aufzustellen, daß aber,

wenn die Cernirungslinie, wie es der Fall ist, wenn man die Nordforts in den Kreis zieht, zehn Stunden umfaßt, sie alle Kräfte wegnimmt und für die Formirung der Feldarmee, die doch der russischen mindestens numerisch gleich sein müßte, keine mehr übrig bleiben werden.

Die Krim ist nicht anders als wie ein starker und hochgeästeter Riesenbaum anzusehen, dessen Stamm- und Wurzelende man bei Perekop zu suchen hat. Seine äußerste Kronenspitze ist Sebastopol; hat nun wol jemals ein Holzfäller es unternommen, zur Krone hinanzusteigen, um in halsbrechender Stellung diese herunterzuhauen und darnach von oben herab Zweig auf Zweig? Ist es im Gegentheil nicht um vieles natürlicher, die Axt dem Stamme an die Wurzel zu legen?! Weiß man etwa in Frankreich nicht mehr, daß der Angriff im strategischen Sinne nichts Entscheidenderes thun kann, als gegen die Verbindungen der Vertheidigung zu agiren und diese auf nichts zwingender hingewiesen ist, wie auf deren Wahrung?! Gäbe man den ganzen Belagerungspark dem Feinde preis und sammelte man die Armee in Eupatoria, so ist klar, daß ein einziges Vorrücken um einige Meilen von dort aus gegen Simpheropol den Feind aus dem Süden der Halbinsel abrufen und zum Rückzug auf Perekop zwingen würde, denn er liefe Gefahr, seine Communicationen, auf denen ihm Verpflegungsmittel und Munition zugehen, durchschnitten zu sehen.

Es stellt den französischen Heerführern (denn sie sind die Leiter des Ganzen) und weniger noch denen, die in Paris lenken, wahrlich kein schmeichelhaftes Zeugniß aus, daß sie klare Verhältnisse, wie die oben berührten, seither verkannt haben. Auch wenn sie keine Militärwissenschaft studirt hätten, der gesunde Menschenverstand, sollte man meinen, müßte sie darauf hingeleitet haben. Es ist dieses Unterlassen der Concentrirung bei Eupatoria die Wiederholung des an der Alma begangenen Fehlers im größern Maßstabe, man opfert, indem man in der Fronte fortfährt anzugreifen, unnütze Kräfte, während ein Vorgang gegen die Flanke und den Rücken des Feindes alles zur schnellen und vielleicht verlustlosen Entscheidung bringen würde.

Der diesjährige Sommer in Stambul. — In den vor einigen Monaten von mir geschriebenen Briefen bemerkte ich bereits, wie sich das gegenwärtige Jahr gleich dem letztvergangenen durch eine außerordentliche Fülle der Vegetation auszeichnet. Dieser Vorzug kann im hiesigen, mit Baumwuchs nicht in allzuhohem Maße gesegneten warmen Süden kaum hoch genug angeschlagen werden. Man sieht noch heute die Hügelketten, welche auf der europäischen wie auf der asiatischen Seite die Hauptstadt einschließen, im Schmuck eines von den letzten Regengüssen und den thaureichen Nächten angefrischten Rasens prangen und der Bosporus, welcher in den beiden heißen Jahren 1851 und 52, namentlich im erstern, auch den aus der Ferne hier Ankommenden ziemlich kahl erschien, macht jetzt wirklich den Eindruck eines Wasserstreifens, auf dessen Ufern die rumelische und anatolische Waldzone einander begegnen. Die Umgegend, die Meerenge selbst und die Prinzeninseln sind daher in diesem Jahre mehr, wie in irgendeinem vorher gegangenen, Zielpunkt für die alljährlich wiederkehrende temporelle Auswanderung der hiesigen vornehmen Welt und des begüterten Handelsstandes geworden. Da gleichzeitig die Zahl der Landhäuser sich nicht in dem Verhältniß wie die Familien vermehrt hat,

Digitized by Google

die den Sommer dies Jahr außerhalb der Stadt zubringen, außerdem die zahlreichen Fremden manche Villa mit Beschlag belegt haben, so sind die Miethpreise ganz außerordentlich in die Höhe gegangen und sie werden sich aus doppeltem Grunde auf dieser Höhe behaupten, zunächst, weil die Baumaterialien infolge der großartigen Baracken- und Kasernenbauten der Franzosen und Engländer sich außerordentlich vertheuert haben und dann, weil es im Allgemeinen wol an Capital fehlt und das vorhandene zum größern Theil von dem außerordentlich lebhaften Handel in Anspruch genommen wird. Man schlägt vielleicht nicht im gehörigen Maße die Größe der commerziellen Vermittlungsrolle an, welche die hiesige europäische Bevölkerung von Pera und Galata in Verbindung mit eingebornen Armeniern und und Juden zwischen Europa und der muselmanischen und christlichen Hauptmasse der hiesigen Stadt- und Landesbewohner einnimmt. Um in dieser Hinsicht einen annähernd richtigen Begriff von den beiden Frankenstädten zu bekommen, wird es nicht genügen zu wissen, daß man allein in Galata etwa zweitausend Firmen zählt. Man muß dazu auch die zahlreichen Kleinverkäufer rechnen, die auf offner Straße und in Buden ihre Waaren feil haben und die Inhaber der großen Magazine und Läden von Pera. Dieser Handel ist das ganze Jahr hindurch lebhaft, aber er hat zu gewissen Zeiten, wie leicht begreiflich, einen lebhaftern Schwung wie in andren. In diesem Sommer ist das Geschäft, nach den zahlreich anlangenden Schiffen und den sehr vergnügten Gesichtern der Kaufleute zu urtheilen, besonders großartig. Es thut dabei viel, daß die alliirte Krimarmee ihren nächsten Bedarf von hier entnimmt, indem die meisten hiesigen unternehmenden Häuser Commanditen in Kamiesch oder Balaklava haben.

Die Versorgung der verbündeten Krimheere und der zahlreichen militärischen Fremden, die zeitweilig ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen haben, hat das Gute zu Wege gebracht, daß die auf Comfort Bezug nehmenden Gegenstände innerhalb des Handels sich in diesem Jahre außerordentlich vermehrt haben. So sah man, um nur hier ein Beispiel anzuführen, welches dahin einschlägt, im vergangenen Jahre in den Händen der englischen Offiziere, Aerzte und Verpflegungsbeamten die ersten weißen, großen Sonnenschirme. Heute sind dieselben allgemein und man kann in diesem Sommer kaum zwanzig Schritt weit in den Straßen von Pera und Galata gehen, ohne irgendeinem derselben zu begegnen.

Der Sultan wird im gegenwärtigen Jahre seinen Aufenthalt im Tschiraghanpalais nicht wechseln, und zwar scheint dies seinen Grund mit darin zu haben, daß sein eigentliches Sommerschloß, Beglerbai, für den Kaiser Napoleon eingerichtet wurde. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß immer aufs neue wieder Gerüchte auftauchen, wonach die Reise desselben nach der Krim und mithin sein Besuch in Konstantinopel noch nicht aufgegeben worden sei. Vor der Hand wird indeß erst Monsieur Thouvenel erscheinen, für den man die Zimmer im französischen Gesandtschaftspalais von Therapia schon bereit hält.

In den beiden diplomatischen Schwesterortschaften auf dem europäischen Ufer des oberen Bosporus, dem letzterwähnten und Büjükdere, herrscht in diesem Sommer durchaus nicht das heitere und unbefangene Treiben, wie im vergangenen Jahre, und namentlich früher, denn auch vor 12 Monaten walteten schon manche Umstände vor, welche der Harmlosigkeit Abbruch thaten. Damals wandelten um

Digitized by Google

dieſelbe Julizeit die beiden Prinzen, Cambridge und Napoleon, auf den Uferterraſſen auf und nieder, wo heute manch in der ärztlichen Behandlung begriffener Krieger aus dem nahen Lazareth an ſeinen Krücken dahinſchleicht. Der alte kühlende Seewind weht freilich noch ebenſo erfriſchend, wie jemals dort vom offenen ſchwarzen Meere her, und ſo abkühlend wirkt der dortige Luftzug auf die Temperatur ein, daß, während man jüngſt in Pera 25° Reaumur im Schatten hatte, das Thermometer dort kaum 20 überſchritt.

Kunſt. — Denkmale deutſcher Kunſt von Einführung des Chriſtenthums bis auf die neueſte Zeit. Herausgegeben von Ernſt Förſter. Erſter Band. I. Abtheilung: Baukunſt, 26 Tafeln und 66 Seiten Text. II. Abtheilung: Bildnerei, 12 Tafeln und 24 Seiten Text. III. Abtheilung: Malerei, 12 Tafeln und 14 Seiten Text. Leipzig, T. O. Weigel. — Wir haben auf dieſes Werk bereits beim Beginn der Ausgabe aufmerkſam gemacht; bei dem Schluß des erſten Bandes können wir nun erklären, daß die Hoffnungen, die wir an daſſelbe knüpften, auf das glänzendſte erfüllt worden ſind. Den Text und die Auswahl der Gegenſtände laſſen wir bei Seite, weil ſich darüber erſt wird urtheilen laſſen, wenn das Werk in größerem Umfang vor uns liegt; wir halten uns nur an die Ausführung der Bilder. Schon bei der Wiedergabe der architektoniſchen und plaſtiſchen Kunſtwerke iſt die Sauberkeit und Genauigkeit nicht genug anzuerkennen, den höchſten Preis aber verdient der Abſchnitt über die Malerei. Er enthält folgende Meiſterwerke der deutſchen Kunſt: Das Gebet des heiligen Bernhard im Dom zu Speier, von Johann Schraudolph; die ſieben Freuden der Maria, von Memmling, in 3 Abtheilungen; Johannes der Evangeliſt, Scholaſtica und Sanct Benedict, vom Liesborner Meiſter; Wandgemälde in Braunſchweig und Halberſtadt; das Dombild in Meißen, in zwei Abtheilungen; die Krönung der Maria, von Hans Holbein dem Großvater; die Taufe des Paulus, von Hans Holbein dem Aeltern, und St. Sebaſtian, St. Barbara und St. Eliſabeth, von Hans Holbein dem Jüngern. Jede dieſer Nachbildungen iſt in der Ausführung ein Meiſterwerk, in Beziehung auf das Charakteriſtiſche wie auf die Eleganz des Stichs, und ein höchſt ehrenvolles Zeugniß für die Fortſchritte der deutſchen Technik. Am bedeutendſten und umfangreichſten konnte ſich die Kunſt in dem berühmten Gemälde von Memmling entwickeln, weil hier die Aufgabe am ſchwierigſten war. Es galt, die feinen Nüancen des Hintergrundes und die ſehr kühnen Perſpectiven genau und doch geſchmackvoll zu verſinnlichen, und dies iſt dem Künſtler in einer Weiſe gelungen, wie wir nicht leicht etwas Aehnliches geſehen haben. Möchte nun der reichere Theil des deutſchen Publicums ſeinerſeits ſeine Pflicht thun und ein Unternehmen unterſtützen, welches Deutſchland zur Ehre gereicht und welches ohne lebhafte und allſeitige Theilnahme des Volks nicht gedeihen kann. —

Grundzüge der kirchlichen Kunſtarchäologie des deutſchen Mittelalters. Ein Auszug aus dem größeren Werke des Verfaſſers, von Heinrich Otte. Mit 118 Holzſchnitten. Leipzig, T. O. Weigel. — Es hat ſich durch die Erfahrung gezeigt, daß das in ſeiner Art claſſiſche Werk von Otte, ſo billig der Preis im Verhältniß zu dem, was geliefert wurde, geſtellt war, doch immer noch einen zu großen Preis hatte, um in die Maſſe des Publicums einzudringen. Der Verleger

Digitized by Google

hat also eine billigere Ausgabe veranstaltet, vorzugsweise für Bauschulen eingerichtet, in der Form gedrängt und doch so vollständig als möglich. Es ist von den vorhandenen Handbüchern unstreitig das zweckmäßigste und brauchbarste. Was den Inhalt betrifft, beziehen wir uns auf unsere frühere Anzeige. —

Die Kunstschätze Wiens in Stahlstich nebst erläuterndem Text von A. R. von Perger. Herausgegeben vom Oestreichischen Lloyd in Triest. — Die Hefte 9—14, die uns vorliegen, enthalten u. a. folgende Gemälde: Van Dyk, Porträt der Gräfin Thurn und Taxis; Adrian van Ostade, der Zeitungsleser; Fra Bartolomeo, die Darstellung im Tempel, van Steen, der Musiklehrer; Tilbury, das alte Mütterchen; Paul Potter, der Morgen; van Dyk, Votivgemälde, Wouwermann, ein Reitergefecht; Poussain, das Grabmal der Cäcilia Metella; Millet, römische Landschaft; Rembrandt, die Gefangennehmung Simsons; Cornelius Vega, die Lautenspieler; und ein Seestück von Goyen. Ueber die Ausführung dieser Illustrationen haben wir uns schon in Früherem ausgesprochen. —

Kritische Blätter, besonders über das neuere Bauwesen. Von Ernst Kopp. Jena, Böhlau. — Das vierte Heft dieser kritischen Blätter enthält unter anderm die Beurtheilung der neuen Apollinariskirche bei Remagen am Rhein; Bemerkungen über die Anwendung des Spitzbogenstils zu unsern baulichen Bedürfnissen, und kritische Bemerkungen über die architektonischen Ordnungen der Griechen, Römer und neuen Meister. —

Die wesentliche Grundlage der monumentalen Baukunst. Historisch dargelegt an den Meisterwerken der alten Architektur. Eine Abtheilung geschichtlicher Vorträge, gehalten in den 50er Jahren (mit erläuternden in den Text gedruckten Holzschnitten) von J. H. Wolff, Professor an der Kurfürstl. Akademie der bildenden Künste zu Kassel. Göttingen, Georg H. Wigand, 1854. — Die vorliegende Schrift ist nur die Probe aus einem größern Werk, welches in chronologischer Folge die Geschichte der uns überlieferten Architekturen von der ägyptischen an bis auf die Bauweise unserer Tage enthalten soll. Ueber die Tendenz der Schrift spricht sich der Verfasser in der Vorrede aus. Das Bestreben der neuesten Zeit, die architektonischen Formen vorzugsweise auf volksthümliche oder auch symbolische Motive zurückzuführen, und somit an der Stelle der allgemeinen Form den Nachdruck und das Hauptgewicht auf die nationalen oder individuellen Formen zu legen, ist im hohen Grade nachtheilig für das Fortschreiten unserer auf ewig giltigen Grundlagen beruhenden Kunst. Die Geschichte der Architektur soll belebend und fruchtbringend auf das Studium und mehr noch auf die Ausübung der Kunst einwirken — und dazu ist es nöthig, daß wir uns überall vorhalten, was die Baukunst ihrem Wesen, ihrer Bestimmung, ihrer innern Natur nach leisten will und soll. Nach dieser Grundanschauung haben wir alsdann zu untersuchen, wie bei jedem Volke und in jeder Zeit dieses Ziel bewußt oder unbewußt erstrebt, erreicht oder durch mannigfache Abirrungen von dem rechten, häufig nur unvollkommen geahnten Wege verfehlt worden ist; wir haben ferner hiernach die allmälige Entwicklung und Fortbildung des Kunststiles einer jeden Periode zu verfolgen, sowol im Ganzen und Großen der Massen, als in den Einzelnheiten jedes Architekturtheiles, von den Uranfängen an bis zu der Blüte der reichsten und feinsten Ausbildung; und ebenso wieder abwärts; wir müssen endlich beobachten und nachweisen,

Digitized by Google

wie der höchsten Blüte einer jeden Bauweise in der Regel beim Verschwinden des ursprünglichen Sinnes und des Verständnisses ihrer Formen, eine Ueberfeinerung, das Zeichen des Verfalles, folgt, welche dann bis zu einer völligen Umwälzung der bestehenden Richtung fortdauert. Auf diesem Wege werden wir dazu gelangen, an der Hand und an dem Leitfaden der Geschichte die wiederkehrenden Grundgesetze in den plastischen Formen immer deutlicher zu erkennen; immer klarer und bestimmter wird uns der Maßstab hervortreten, an welchem die größere oder geringere Vollendung der verschiedenen Bauweisen zu bemessen ist, diese werden aufhören, für uns eine Musterkarte von Vorbildern zu sein, vielmehr uns nur dazu dienen, das Vollkommenste aus einer jeden uns anzueignen, und zwar nicht sowol der gegebenen Form als der Idee oder vielmehr der Art der Entwicklung nach. — Wir wünschen lebhaft, daß dem geistvollen Verfasser bald Gelegenheit gegeben würde, mit dem Ganzen seines Werkes vor das Publicum zu treten. Es wird ihm nicht an lebhaften principiellen Gegnern fehlen; aber seine Auseinandersetzungen sind inhaltreich und bedeutend genug, um eine fruchtbare und folgenreiche Discussion hervorzurufen. —

Vermischte Literatur. — Alexander Puschkins Poetische Werke, aus dem Russischen übersetzt von Friedrich Bodenstedt. III. Dramatische Werke. Berlin, Decker. 1855. — Die Sammlung enthält das Drama Boriß Godunoff, ferner einige kleinere Fragmente, worunter auch der unvermeidliche Don Juan, zum Schluß biographische Notizen über Puschkin. So geistvolle und schön gedachte Einzelnheiten auch diese Werke enthalten, so sind wir doch durch den letzten Band noch mehr in unserer Ueberzeugung bestärkt worden, daß der russische Dichter im Grunde doch nichts Anderes war, als ein feingebildeter Dilettant. Nur zum kleinsten Theil entspringt seine Dichtung aus dem wirklichen Inhalt des Lebens, aus den Zuständen seiner Nation, oder aus eignen Schmerzen und Hoffnungen; die Hauptsache gehört der Reminiscenz an. Zwar hat er es sehr wohl verstanden, in die Gefühlsform, die ihm durch Lord Byron überliefert wurde, heimische Geschichten und Zustände einzuflechten, allein ein organisches Ganze ist daraus doch nicht hervorgegangen. Zudem hat seine Lebensanschauung etwas Hektisches, und wir glauben nicht, daß er sich in Deutschland einbürgern wird. Wir müssen auch offen gestehen, daß wir es nicht wünschen. Die Uebersetzung dagegen ist ausgezeichnet und macht dem feinen Sprachkenner, von dem sie ausgeht, alle Ehre. —

Kain. Ein Mysterium. Mazeppa. Von Lord Byron. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus, 1855. — Wir haben bei Gelegenheit einiger frühern Stücke uns über die Methode dieser Uebersetzerin bereits ausgesprochen und können uns im Wesentlichen darauf beziehen, doch müssen wir hinzusetzen, daß dies neueste Werk uns viel gelungener erscheint, als die zuletzt von uns besprochenen Uebersetzungen; namentlich hat der Kain sehr schöne Stellen. —

Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen und Quellen zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese von Heinrich Viehoff, Professor und Director der höhern Bürger- und Provinzialgewerbeschule zu Trier. Neue größtentheils umgearbeitete Auflage in drei Bänden. Erster Theil. Stuttgart, Ad. Becher. 1856. — Das Werk ist mit außerordentlichem Fleiß gearbeitet, und wir glauben kaum, daß ein späterer Commentar noch etwas hinzufügen könnte.

Digitized by Google

Nur scheint uns der Verfasser des Guten etwas zu viel gethan zu haben. Für das größere Publicum ist seine Schrift nicht, da dieses es unmöglich ertragen würde, den Dichter, den es genau zu kennen glaubt, bis in die kleinste Faser hinein analysiren zu lassen. Es hat offenbar den Zweck, Gymnasiallehrern, welche den Dichter in der Classe zu erklären haben, als Handbuch zu dienen, und bei Gymnasiallehrern dürfte man doch wol so manches als bekannt voraussetzen, was hier ausführlich erörtert wird, z. B. S. 337 die Erläuterung von Arion, Phidias und Iris.

Europäische Chronik. 1855. Bearbeitet von mehren Publicisten. Herausgegeben von Dr. A. Buddeus. Erster Band. Januar, Februar, März. Die zunehmende Verwicklung der Tagesbegebenheiten, die sich fast verwirrend andrängende Flut der Ereignisse macht allen denen, welche nicht aus Beruf sich mit Politik beschäftigen und dennoch eine Uebersicht über den Gang der Zeitgeschichte zu bekommen wünschen, einen Gehilfen wünschenswerth, welcher die schwierige Arbeit der Sichtung und des täglich sich aufhäufenden massenhaften Stoffes, des Ausscheidens des Wichtigen aus dem Unbedeutenden, des Wahren aus dem Falschen dem lesenden Publicum abnimmt und ihm ein fertiges, klares Bild der Ereignisse jedes Vierteljahrs hinstellt. Dieser Gehilfe bestrebt sich, die vorliegende Chronik zu sein und sie hat wirklich ausgeführt, was sie gewollt. Einen Parteistandpunkt schließt der Zweck eines solchen Werkes aus und so schwer die objective Ruhe in einer so bewegten Zeit zu erhalten ist, so ist doch hier mit Glück der im Prospect ausgesprochene Vorsatz durchgeführt, eine unpartheiische, möglichst vollständige und klare Uebersicht aller irgend bedeutsamen Vorgänge und Ereignisse zu gewähren, wie sie die laufende Geschichte unsers Welttheils, seines Staatensystems, seiner einzelnen Länder, seines politischen, nationalen und socialen Lebens bezeichnen und gestalten. Vorausgeschickt ist ein Abschnitt „Entwicklungen und Situationen", welcher mit der orientalischen Verwicklung beginnend, dann nacheinander die Staaten West-, Süd-, Ost-, Nord- und Mitteleuropas gruppenweise vornehmend, die politische Situation jedes derselben am Schluß des vergangenen Jahres und wie sie so geworden, auseinandersetzt. So wird der Leser auf der Bühne orientirt, auf der sich die Geschichte des laufenden Jahres abspielt. In diesem wie in dem folgenden Abschnitte erscheint uns die Darstellung der diplomatischen Verhandlungen zwischen den verschiedenen Großmächten wegen der Bestimmtheit, mit der die verschiedenen Interessengruppen auseinandergehalten sind, — was die so schwierige Uebersicht eines so verwickelten Materials ungemein erleichtert — als besonders gelungen. Der zweite Abschnitt, „der Gang der Geschichte", ist der Geschichte des laufenden Jahres gewidmet, welche derselbe, die Reihenfolge der orientalischen Verwicklung, die Staaten West-, Süd-, Ost-, Nord- und Mitteleuropas beibehaltend, monatweise abhandelt. In diesem Abschnitt verweilen wir nacheinander bei dem sich dies Mal auf diplomatische Noten und Zeitungsartikel beschränkenden Ringen der beiden deutschen Großmächte um die Hegemonie in Deutschland, bei der Ministerkrisis in England, bei den Vorbereitungen zu den wiener Conferenzen, bei der Verwirrung in Spanien, bei den blutigen Kämpfen in der Krim, sehen uns die stille Häuslichkeit der deutschen mittleren und kleinen Staaten an, und kommen endlich zu dem tragischen Tode des Herrschers aller Reußen, von dem viele vorschnell eine plötzliche Wendung in der Krisis erwarteten. Auch hier haben wir die Klarheit der Darstellung, die Vollständigkeit des dazu

Digitized by Google

verarbeiteten Stoffs und die Unparteilichkeit nur rühmend anzuerkennen, doch versteht es sich von selbst, daß sich diese Unparteilichkeit fern von der politischen Gesinnungslosigkeit hält, die auch das Unrecht für berechtigt anerkennt, wenn nur die Macht dahintersteht, und so objectiv die ganze Darstellung gehalten ist, so sehr Freund und Gegner mit gleichem Maße gemessen ist, wird man doch herausfühlen, für welche Seite das Herz des Herausgebers und der Mitarbeiter schlägt. Den Schluß bildet eine Tageschronik der Ereignisse des ersten Vierteljahres. Es bleibt uns nur noch übrig, das Werk als politisches Handbuch für jeden, der Antheil an den Ereignissen unsrer Zeit nimmt, auf das wärmste zu empfehlen.

Notiz. — In der neusten Revue des deux mondes bespricht St. René Taillandier die neuesten belletristischen Versuche in Deutschland, den Glauben wiederaufzurichten und darunter auch den Roman: „Eritis sicut Deus". Auch dies Mal kommt der Verfasser wieder auf die Idee zurück, die ihn beständig verfolgt und von der er sich durch keine Versicherung der deutschen Kritik abbringen läßt, daß nämlich das Buch von Max Stirner: „der Einzige und sein Eigenthum" das letzte Resultat der deutschen Philosophie sei. Daß dies Buch in Deutschland im Ganzen sehr wenig gelesen ist und daß niemand es anders aufgefaßt hat, als die Caprice eines talentvollen, aber halbgebildeten Mannes, stört ihn in dieser Ueberzeugung ebensowenig, als daß die Einfälle dieses wunderlichen Buchs allem, was die deutsche Philosophie jemals gelehrt hat, auf das unbedingteste widersprechen; weil Stirner das bekannte Goethesche Lied: „Ich habe meine Sach auf nichts gestellt," zu seinem Wahlspruch gemacht hat, soll die gesammte deutsche Philosophie an diesem Attentat gegen den gesunden Menschenverstand mitschuldig sein. Da wir nun billigerweise nicht verlangen können, daß unsre Nachbarn jenseits des Rheins wissen, um was es sich in der deutschen Philosophie eigentlich handelt, so können wir diese Versicherungen auf sich beruhen lassen. Einen unangenehmern Eindruck aber macht die, wenn auch nur relative Vertheidigung des deutschen Pietismus. Von diesem kann sich ein Katholik gar keine Vorstellung machen, weil die Auswüchse und Verirrungen seiner eignen Religion ganz andrer Art sind. Wenn Emile Montégut über die religiös-socialen Versuche des englischen Puritanismus seine Betrachtungen anstellt, so hat er dazu vollkommen Recht, denn er hat über das Wesen des Protestantismus sehr tief nachgedacht, wenn nicht seine ganze Bildung protestantisch sein sollte. Das ist aber bei Herrn Taillandier nicht der Fall. Der modernste überzuckerte Pietismus, selbst wenn wir von seinen jesuitischen Machinationen absehen, liegt ebensowenig in der natürlichen Entwicklung der deutschen Religiosität, als die Hanswurstiaden Stirners in der Entwicklung der deutschen Philosophie. Das Eine ist ein krankhafter Abscess wie das andere; aber freilich ziehen wir Stirner unendlich dem Verfasser von „Eritis sicut Deus" vor, denn bei dem ersten ist es doch nur eine verkehrte Verstandesbildung, bei dem zweiten dagegen, der weit mehr Talent hat, eine innere Perversität des Gemüths.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von G. G. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Zur Tagespolitik.

Verhandlungen und Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung in der orientalischen Angelegenheit mit den dazu gehörigen Actenstücken. Leipzig, Carl Geibel. —

Zur richtigen Beurtheilung des gegenwärtigen Standes der orientalischen Angelegenheit mit Beifügung des Originaltextes der Wiener Conferenzprotokolle. Leipzig, Carl Geibel. —

Der Krieg gegen Rußland. Politisch-militärisch bearbeitet von W. Rüstow Mit Plänen und Porträts. 1. und 2. Lief. Zürich, Schulthess. —

Deutschland und die orientalische Frage. Von V. S. Nürnberg, J. A. Stein. —

Wir haben seit einigen Monaten über die Politik gänzlich geschwiegen. Für denjenigen, der mit den Verhältnissen der Presse vertraut ist, wird dieses Schweigen keiner Erklärung bedürfen. Auch heute begnügen wir uns damit, bei Gelegenheit der vorliegenden Broschüren die durchaus veränderte Constellation der Thatsachen zu constatiren; wir meinen die Umkehr der bisherigen Politik Oestreichs. Zunächst ein Wort über den Inhalt jener Broschüren.

Die beiden ersten bemühen sich, das Verhalten Oestreichs seit dem Eintritt der orientalischen Krisis bis auf die Gegenwart sowol dem deutschen Bunde als den Alliirten gegenüber zu rechtfertigen; die dritte beleuchtet die bisherige Kriegführung und sucht nachzuweisen, daß die Westmächte den Krieg ohne einen bestimmten Plan und ohne einen bestimmten Zweck unternommen haben, und daß sie sich auch jetzt noch nicht klar gemacht haben, was sie eigentlich wollen; die vierte ist entschieden antirussisch und sucht die Nothwendigkeit eines Zusammenwirkens Europas gegen diesen gefährlichen Staat nachzuweisen. Alle vier sind mit Verstand und Einsicht geschrieben und geben uns über manche Punkte erwünschte Aufschlüsse.

Was nun zunächst die Rechtfertigung Oestreichs betrifft, so scheint uns in staatsrechtlicher Beziehung nichts dagegen einzuwenden; selbst noch der Decembervertrag war auf Schrauben gestellt, wie auch von den englischen Staatsmännern damals ganz richtig ausgesprochen wurde, und die formale

Berechtigung, nach dem Abbruch der wiener Conferenzen aus dem Bündniß mit den Westmächten herauszutreten, kann man Oestreich nicht bestreiten. Anders ist es freilich, wenn man von dem Buchstaben absieht, das bisherige Verhalten Oestreichs in Zusammenhang bringt und sich daraus eine leitende politische Idee zu abstrahiren sucht. Von diesem Gesichtspunkt wird man wol behaupten dürfen, daß Oestreich die begründeten Erwartungen Europas getäuscht hat.

Nicht in dem Sinn, wie man es gewöhnlich nimmt. Bei der allgemeinen Abneigung gegen das Princip des östreichischen Staats gab es schon im vorigen Jahr viele, welche behaupteten, Oestreich suche die öffentliche Meinung nur zu täuschen, es sei ihm mit dem Bündniß mit den Westmächten kein Ernst. Diese Propheten glauben jetzt triumphiren zu können und construiren sich in die Thätigkeit Oestreichs einen macchiavellistischen Plan hinein. Wir haben damals diese Ansicht nicht getheilt, wir können sie auch dies Mal nicht zugeben; nicht weil wir auf die Ehrlichkeit dieses oder jenes Staatsmannes ein zu großes Gewicht legen, sondern erstens, weil wir das frühere Verhalten Oestreichs durchaus natürlich fanden, zweitens, weil der jetzige Umschlag uns auch sehr begreiflich ist und drittens, weil es absolut unmöglich ist, für das eine und das andere im Zusammenhang einen Plan, eine geheime Absicht vorauszusetzen, die nur einigermaßen mit dem gesunden Menschenverstand in Einklang zu bringen wäre.

Oestreichs Verhalten vom Beginn der orientalischen Krisis bis zum Schluß der wiener Conferenzen war natürlich, denn es war durchaus im Sinn der alten traditionellen Politik. Oestreich ist mehr als irgendein andrer Staat bedroht, wenn die Türkei in russische Hände fällt, denn ein großer Theil seiner Völkerschaften ist tausendfältig mit den türkischen Völkerschaften verflochten. Solange ihm das schwache türkische Reich gegenübersteht, kann es hoffen, diese Lage zu seinem eignen Vortheil auszubeuten; wenn aber diese Provinzen in russischen Händen sind, so wird ihm ein Keil nach dem andern in sein Inneres eingeschlagen werden. — Außerdem war durch das Ende des ungarischen Feldzugs Oestreich in ein drückendes Abhängigkeitsverhältniß zu Rußland getreten und dieses abzuschütteln, mußte als eine der dringendsten Aufgaben des regenerirten Staats betrachtet werden. — Auf der andern Seite mußten aber auch viel Rücksichten genommen werden. Das persönliche Verhältniß zum Kaiser Nikolaus erheischte Schonung und die Lage Oestreichs in einem offnen Kriege gegen Rußland war ungleich bedenklicher, als die der Westmächte. Vor allem kam es darauf an, sich durch Preußen und das übrige Deutschland den Rücken decken zu lassen. Alle diese Motive kamen hintereinander ins Spiel, doch so, daß ein folgerichtiges Weitergehen bemerkbar war. Oestreichs Bestreben war natürlich, soviel als möglich zu gewinnen und sowenig als möglich

Digitized by Google

aufs Spiel zu setzen. Wer das tadeln wollte, müßte nicht recht bei Sinnen sein. Es bemühte sich auf verschiedenen Wegen, Preußen und das übrige Deutschland zu seinem System heranzuziehen und es allmälig zu einem Bündniß mit den Westmächten zu führen, um durch den Abschluß dieses Bündnisses Rußland so einzuschüchtern, daß es auf billige Forderungen einginge. Der Plan war verständig, zweckmäßig und er war auch durchführbar.

Allein die östreichischen Staatsmänner scheinen sich nicht klar gemacht zu haben, was zu thun sei, wenn der Plan mißlänge. Einzelne Schritte, die in dieser Beziehung gethan wurden, z. B. das projectirte Separatbündniß mit einzelnen deutschen Staaten, die etwa am Kriege gegen Rußland theilnehmen möchten, sahen mehr nach einer hitzigen Aufwallung, als nach einer ruhigen und festen Ueberlegung aus. Oestreich scheint sich ferner nicht klar gemacht zu haben, daß die wiener Conferenzen scheitern mußten, 1) weil die Westmächte gar nicht in der Lage waren, bestimmte, auf den kriegerischen Erfolg basirte Forderungen zu stellen, 2) weil die Russen noch gar keinen Grund hatten, ernsthafte Forderungen zuzugestehen, 3) weil die russische Diplomatie fest überzeugt war, Oestreich werde vor dem letzten entscheidenden Schritt zurückschrecken, wenn man es nur nicht persönlich reizte. — Und das ist in der That im letzten Augenblick geschehen und vielleicht grade, weil man sich erst im letzten Augenblick entschloß; in einer Weise geschehen, die für die Westmächte etwas höchst Verletzendes haben muß. Durch seine bisherige abwartende Handlung hatte Oestreich doch den Westmächten sehr viel genutzt, denn es hatte die Russen gezwungen, sehr bedeutende Streitkräfte, die sie sonst in der Krim verwenden konnten, in den polnischen Provinzen festzuhalten. Jetzt, in einem Augenblick, wo es in der Krim zur Entscheidung kommen soll, weigert sich Oestreich nicht nur, aus dieser abwartenden Stellung in die aggressive überzugehen, sondern es gibt auch jene auf. Es macht Rußland dadurch möglich, alle seine Streitkräfte, die es nicht an der baltischen Küste nöthig hat, in die Krim zu werfen und bringt dadurch die alliirte Armee in eine Lage, die man als verzweifelt bezeichnen kann. Wenn jemand nach der Note vom 20. Mai noch bezweifeln könnte, daß Oestreich seine bisherige Stellung aufgegeben hat, so muß ihn die gleichzeitige Desarmirung eines Bessern belehren. Oestreich steht jetzt den Westmächten grade so gegenüber, wie Preußen.

Und dies sollte Folge einer Berechnung sein? Es wäre wenigstens eine sehr wunderliche Berechnung. Was Deutschland betrifft, so hat die preußische Politik einen offenbaren Sieg erfochten; freilich einen Sieg, den wir ebenso als einen Sieg des Pyrrhus bezeichnen möchten, wie den Sieg Oestreichs über Preußen bei Olmütz. Oestreich hat sich die Sache sehr viel Geld kosten lassen, Preußen hat gespart. Oestreich hat die Führerschaft über die kleinen deutschen Staaten verloren, Preußen hat sie sich angeeignet. Die öffentliche Meinung,

Digitized by Google

die es im Anfang mit Oeſtreich hielt, hat ſich wieder davon abgewendet, weil nur der Starke und Conſequente ſie auf die Dauer beherrſcht. Das Verhältniß zu Preußen iſt nicht gebeſſert, ſondern verſchlechtert, weil Preußen im Laufe des letzten Jahres mehrfach ſchwer beleidigt iſt und weil es durch die letzte Wendung gelernt hat, ſeine Scheu vor Oeſtreich aufzugeben. Man mag dieſe Erfolge ſo hoch oder ſo gering anſchlagen, als man will, ſie ſind jedenfalls nicht von der Art, daß ſie Oeſtreich zu einer macchiavelliſtiſchen Politik verlocken konnten. Oeſtreich hat nicht macchiavelliſtiſch, ſondern unter dem wechſelnden Einfluß verſchiedener natürlicher Beweggründe gehandelt.

Die Erfolge in den allgemeinen europäiſchen Verhältniſſen ſind nicht viel glänzender. Für den Augenblick zwar ſcheint Oeſtreichs Stellung günſtig genug, denn es hat die Donaufürſtenthümer in Händen und die beiden Mächte, die ihm in Italien gefährlich werden könnten, Frankreich und Sardinien, ſind in der Krim beſchäftigt. Allein dieſer proviſoriſche Zuſtand kann doch nicht lange dauern und nothwendigerweiſe muß zuletzt folgendes Dilemma eintreten: entweder überzeugen ſich die Weſtmächte davon, was die leitenden Staatsmänner ſchon lange wußten, daß ſie für ſich allein nicht die Mittel haben, Rußland zu den Friedensbedingungen zu zwingen, die ſie wünſchen, ſie ſchließen alſo einen beliebigen Frieden, wozu ihnen die paſſende Gelegenheit nicht fehlen wird, oder ſie werden von der Volksmeinung gezwungen, den Krieg fortzuſetzen und dann ſehen ſie ſich nothgedrungen, aus dem localen Krieg einen europäiſchen zu machen und die Revolution zu Hilfe zu rufen. In beiden Fällen iſt Oeſtreichs Lage keine ſehr günſtige.

Daß man ihm bei Abſchluß des Friedens die Donaufürſtenthümer laſſen wird, daran denkt es wol ſelbſt nicht. Im günſtigſten Fall wird man die Friedensbedingungen ſo ſtellen, daß Oeſtreich kein Nachtheil widerfährt; ein Vortheil wird ihm auf keinen Fall daraus erwachſen. Dann bleibt die Lage die nämliche. Frankreich, Rußland und Preußen ſind ſeine natürlichen Gegner, d. h. ihre Intereſſen collidiren an allen möglichen Orten miteinander und ſie haben an allen Orten Mittel in Händen, ihm zu ſchaden. Die Neigung dazu iſt aber unendlich vergrößert, denn alle drei Staaten und England noch dazu, ſind von Oeſtreich im Lauf dieſes Jahres ſchwer gekränkt worden. Dies iſt der günſtigſte Fall und der wahrſcheinliche, wenn es den bisherigen ariſtokratiſchen Coterien in England gelingt, ſich am Ruder zu erhalten. Es hat ſich gezeigt, daß die engliſchen Staatsmänner und Generale, die bisher den Krieg führten, ihn im Stillen verabſcheuten und nichts ſehnlicher wünſchten, als einen ſchnellen Frieden. Aber einerſeits hat die Volksſtimmung in England im letzten Jahre eine furchtbare Macht gewonnen, ſie hat Schritt für Schritt das Widerſtreben der Staatsmänner beſeitigt und es iſt leicht möglich, daß ſie das ganze Syſtem über den Haufen wirft. Auf der andern Seite iſt noch ein unberechenbarer

Digitized by Google

factor da, der Kaiser Napoleon, der bekanntlich eine Mission zu erfüllen hat. Worin diese Mission besteht, weiß man zwar noch nicht, aber daß sie keine streng conservative sein wird, darüber sind auch sanguinische Politiker nicht mehr im Unklaren. Daß auf dem bisherigen Wege der Krieg gegen Rußland nicht durchzuführen ist, darüber sind Engländer und Franzosen einig, denn selbst wenn es gelingt, Sebastopol zu nehmen, so wäre von dort aus der Einmarsch in das Innere Rußlands doch eine lächerliche Idee. Sie müssen also dem Kriege einen andern Schauplatz zu geben suchen und das kann nur durch Verbindung mit revolutionären Kräften geschehen. Daß sie diese aufrufen können, liegt auf der Hand; daß sie es wollen, möchte noch zweifelhaft sein, aber vielleicht werden sie es müssen und dann werden wir in ein Spiel des Zufalls gestürzt, das jeder Berechnung spottet.

Unter diesen Umständen bleibt uns nichts übrig, als den frommen Wunsch auszusprechen, die deutschen Mächte, namentlich Oestreich und Preußen möchten sich vor dem endlichen Ausgang noch anders besinnen. Möglich ist es, denn die vorstehenden Betrachtungen liegen so auf der Hand, daß sie auch den Staatsmännern nicht entgehen werden; aber wahrscheinlich ist es uns allerdings nicht und so sehen wir der nächsten Zukunft mit ziemlichem Bangen entgegen.

Neue Romane.

Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. In vier Bänden. Vierter Band, Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1855. —

Der Roman, dessen drei ersten Bände wir seiner Zeit angezeigt haben, hat durch die unbillig lange Verspätung des Schlusses viel von seinem Erfolg eingebüßt; ein großer Theil der Leser, der den Anfang mit Spannung und Interesse verfolgt hat, wird jetzt den Inhalt theilweise wieder vergessen haben, da er nicht von der Art ist, sich stark und entschieden dem Gedächtniß einzuprägen. — Es ist sehr schwer über dieses Werk ein unbefangenes Urtheil zu fallen. Wir haben es mit einem höchst geistvollen Schriftsteller zu thun, der viel gelebt und viel gedacht hat. Seine Reflexionen sind nie unbedeutend und nie äußerlich gemacht, sie sind mit der Empfindung unmittelbar verwebt und enthalten zuweilen ebenso tiefe als überraschende Wahrheiten. In der Malerei und Staffage finden sich so feine, lebensvolle Züge, daß der erfreute Leser sich gern unbedingt den Händen des Dichters anvertrauen möchte, aber es ist durchaus nicht möglich, denn unter den vielen launenhaften Schriftstellern unsrer Tage gehört Keller zu den launenhaftesten; kaum hat er uns für eine Ge-

Digitized by

ſchichte warm gemacht, ſo iſt er ſofort wieder geſchäftig, uns durch nachträglich eingeſchobene Züge zu verwirren und zu verſtimmen; kaum ſehen wir einen Charakter in feſten Umriſſen vor uns entſtehen, ſo verwiſcht er wieder die Züge und wir haben ein anderes, unbekanntes Bild vor uns. Die Sprünge, in welchen der Dichter über das Weſentliche hinweghüpft, ſind zuweilen ebenſo wunderlich, als die Breite, mit der er ſich in das Unweſentliche einläßt. Der Schluß ſoll einen tragiſchen Eindruck auf uns machen, aber wir werden nur verdutzt, da wir auf den Ausgang durchaus nicht vorbereitet ſind. — Es iſt ein ganz ſonderbares Schauſpiel. Ein edles, kräftiges Gemüth und eine feine Bildung, ein ganz ungewöhnliches Talent für Beſchreibung und Charakteriſtik und dabei doch dieſe verwaſchene launenhafte Form, dieſe vollſtändige Abweſenheit des Gefühls, das allein eine Dichtung von größerem Umfang berechtigt, des Gefühls der Nothwendigkeit. Wir wünſchen dem Buch recht zahlreiche und aufmerkſame Leſer, denn es gehört ganz entſchieden zu den geiſtvollſten, die im Lauf der letzten Jahre geſchrieben ſind; aber wir hoffen kaum, daß unſer Wunſch in Erfüllung gehen wird, denn dieſen beſtändigen Wechſel von Hitze und Abſpannung, von Traum und Wirklichkeit, vdn Schmerz und Humor erträgt auf die Länge kein geſundes Gemüth. —

Traum und Leben. Von Felix Ernſt Hoffmann. Berlin, H. Schindler. 1855. —

Wenn wir aus dem vorhergehenden Roman in dieſen neuen übertreten, ſo werden wir nicht grade angenehm überraſcht. Im grünen Heinrich die edelſte Sprache ſeiner Bildung und zarter Empfindung, hier ein verwilderter Studententon, der mitunter in den roheſten Cynismus übergeht. Es iſt nicht Mangel an Bildung, ſondern Geſchmackloſigkeit, was dieſe Darſtellung erklärt. Wir wollen nur ein Beiſpiel anführen. Die Hauptperſon, ein gewiſſer Nordeck, neckt fortwährend einen ehrlichen Oberlehrer der Mathematik, Namens Zähmann. Einmal gibt er der Geſellſchaft das Räthſel auf, was ein Leimſieder iſt, keiner konnte es rathen, und allgemein kam die Frage, wie die Löſung ſei. „Das will ich Ihnen ſagen, meine werthen Herrſchaften. Ein Leimſieder iſt nämlich ein Philiſter, der nicht mehr mit Logarithmen zu berechnen iſt", lachte Nordeck und die Oberſtin drohte ihm mit dem Finger; der gute Zähmann nickte wohlgefällig ihm zu, denn nach ſeiner Anſicht war der Witz ganz gut, ſchon der Logarithmen wegen; daß er möglicherweiſe darunter verſtanden wäre, war ihm natürlich nicht im entfernteſten in den Sinn gekommen zu glauben. Er war überhaupt im Auffinden von Pointen bei einer Erzählung merkwürdig auf ſeinen Geiſtesfüßen ſtruppirt; hier hatte ihm, wie geſagt, nur im tiefſten Nebel das Bild des Witzes vorgeſchwebt, hatte aber darum doch Anſprüche auf ſein gerechtes Gefallen ſich erworben, weil es in ſein Fach

Digitized by Google

ſchlug — und dergleichen Erzählungen und Geſchichten hatten a priori das Zutrittsrecht zu ihm.“ —

Es kommen nun in der Erzählung einzelne recht munter dargeſtellte Geſchichten vor, die ihre Wirkung nicht verfehlen werden, aber faſt überall wird das Behagen durch irgendeinen geſchmackloſen Ausdruck geſtört. Sehr wunderlich iſt es, wie der Verfaſſer zuweilen über ſeine Figuren ein vollkommen richtiges Urtheil hat und dann doch wieder durch irgendeine unklare Sympathie ſich verführen läßt, dies Urtheil halb wieder zurückzunehmen. — Man leſe folgende Charakteriſtik ſeines Helden, mit welcher dieſer ſogleich eingeführt wird.

„Der junge Mann repräſentirte in ſich die geiſtige Halbbildung unſres jetzigen Jahrhunderts, vertrat die weit und breit künſtlich auf Stelzen heraufgeſchraubte unwahre Intelligenz deſſelben, die in ihrem Grund und Boden nur Oberflächlichkeit, mit einer qualificirenden Unverſchämtheit gepaart, aufweiſen kann..... Gründliche Studien hatte er nie gemacht, aber tauſend und tauſend polypenartige Arme hatten ſich aus ſeinem Geiſte herabgeſenkt und hatten hier und hatten dort die blühende Blume der Wiſſenſchaft, die der Kunſt ſchmarotzend umfangen und den lieblich ſchmeckenden und offen daliegenden Thau der Allgemeinheit in ſich aufgeſogen und dem Geiſte zugeführt. Bei der Elaſticität und überraſchenden Schärfe ſeines Verſtandes, die durch eine ſeltene Dialektik unterſtützt wurde, täuſchte er oft Geweihte ihres Berufes. Mit einigen Schlagwörtern zog er die Aufmerkſamkeit auf ſich, mit der ihm, wenn er wollte, zu Gebote ſtehenden Beſcheidenheit reizte er und führte ſeine Gegner durch Hin- und Herzüge auf einem ihm nur oberflächlich bekannten Terrain doch an die Stelle, wo er entweder mit widerrechtlichen Waffen ſiegte oder doch einen ehrenvollen Frieden in der durch ſeine Kenntniſſe gewonnenen Achtung des Gegners abſchloß. Wurde er wirklich zuweilen, was aber ſelten geſchah, in die Enge getrieben, ſo wußte er mit einer unglaublichen Schlauheit das Terrain, auf dem gekämpft wurde, ſichtlich unter ſeiner Rede wie weichen Thon umzuarbeiten, und, ehe es ſich jener verſah, hatte er eine glänzende Waffenthat im neuen Felde gethan, und des alten Kampfplatzes war bald vergeſſen. Er hatte manches und vieles in ſich aufgenommen, aber in keiner Wiſſenſchaft, in keiner Kunſt hatte er etwas Gründliches erlernt, hatte er etwas zu Lobendes geleiſtet, dagegen war ihm ein Urtheil eigen, das einem zweiſchneidigen Schwerte glich, wenn er es, wie er oft that, in Ironie und Malice über dem Haupte mancher ſchwirren ließ u. ſ. w. —“

Für den Helden eines Romans iſt das eine ſeltſame Beſchreibung, und man könnte ſie eigentlich nur dann verſtehen, wenn derſelbe im Lauf der Geſchichte ernſthaft durchgerüttelt und zu einer beſſern Bildung geführt würde; aber das geſchieht gar nicht oder nur ganz oberflächlich, er bleibt im Grunde wie er iſt und trotzdem gilt er ſämmtlichen Perſonen des Romans als ein vor-

Digitized by Google

trefflicher junger Mann, und man kann hier nicht einmal die gewöhnliche Entschuldigung anführen, die sonst für die Schwäche der Romanhelden eintritt, daß sie nämlich nur den an sich gleichgiltigen Faden bilden, an welchen eine Reihe anderweitiger bedeutender oder interessanter Charaktere sich knüpfen, wie z. B. W. Scotts Waverley; er ist vielmehr wirklich die Hauptperson und alle übrigen sind ihm untergeordnet. Es ist nicht zu leugnen, das 19. Jahrhundert hat curiose Helden. —

Die Nachtlampe. IV. Von A. von Sternberg. Berlin, Decker. 1855. —

Der vierte Band der Sammlung enthält eine dramatische Skizze: „Alfieri", ferner eine Novelle: „die Fürstin Lapuchin und Diderot", und „die sieben Nächte in der Haideschenke". Der talentvolle Verfasser scheint immer bequemer und leichtsinniger zu arbeiten; in den vorliegenden Skizzen ist von Composition kaum mehr die Rede, und doch müssen wir immer wiederholen, es ist schade um dies ungewöhnliche Talent; es ist Herrn v. Sternberg grade so ergangen, wie A. Dumas; der letztere hat wenigstens ursprünglich mehr Talent zur Charakteristik, aber in der Leichtigkeit und Belebtheit der Erzählung stehen sie sich gleich. Hätten sie ernsthafte Studien gemacht und ihre Improvisationen durch künstlerischen Fleiß veredelt, so würden sie uns vielleicht Treffliches geleistet haben; so aber sind ihre Geschichten wie Spreu, die vom Winde verweht wird. —

Der Verfasserin von Godwie-Castle sämmtliche Romane. Breslau, Max u. Comp. 1855. —

Wir haben bei einer frühern Gelegenheit auf diese neue Ausgabe der Romane von Henriette Paalzow aufmerksam gemacht; sie ist mittlerweile stark fortgeschritten. Die sämmtliche Ausgabe soll 36 Lieferungen enthalten, die Lieferung zu 5 Sgr.; davon sind bis jetzt erschienen: von Godwie-Castle 6 Lieferungen, von St. Roch 7 Lieferungen, von Thomas Thyrnau 4, von Jacob van der Nees 4 Lieferungen. Wodurch diese Romane auch noch in unsrer Zeit das Interesse des Lesepublicums fesseln können, haben wir bereits angedeutet; es ist namentlich der ehrliche Glaube der Verfasserin an ihre eignen Gestalten. Eine ausführlichere Charakteristik behalten wir uns nach der Vollendung des Ganzen vor. —

Am Pflug. Eine Geschichte von Leopold Kompert. Zwei Bände. Berlin, Franz Duncker. 1855. —

Die Methode dieses Romans ist genau dieselbe, welche wir bereits bei den frühern Ghettogeschichten desselben Verfassers charakterisirt haben, nur daß

Digitized by Google

er sich hier in ein größeres Feld gewagt hat. Der Vorwurf seines Gemäldes ist folgender. Eine östreichische Judenfamilie benutzt das Edict des Kaisers Franz Joseph, welches allen Unterthanen die Erwerbung von Grundstücken freistellt, um sich auf dem Lande anzusiedeln. Sie hat zuerst theils mit den Vorurtheilen der Landleute zu kämpfen, theils mit der angebornen Abneigung ihres eignen Standes, sich auf eine folgerichtige, zusammenhängende und anstrengende Thätigkeit einzulassen; allein es gelingt ihr zuletzt, diese Uebelstände glücklich zu überwinden. Wir sind mit der Tendenz des Werks vollkommen einverstanden. Der Romandichter wird nur dann uns wirkliches Leben darstellen können, wenn er von bestimmten Zuständen ausgeht, die er genau kennt und für die er warme Theilnahme hegt. Durch seine Ghettogeschichten hat uns Kompert ein neues Gebiet der Poesie aufgeschlossen, für welches wir ihm auch dann dankbar sein wollen, wenn uns in diesem Gebiete nicht recht wohl zu Muthe wird; allein seine künstlerische Methode ist dazu geeignet, diese Befriedigung sehr stark zu verkümmern. Er geht, wie die meisten Dichter unsrer Zeit, nicht darauf aus, normale, sondern excentrische Persönlichkeiten darzustellen. Seit Tieck und Hoffmann sind wir freilich daran schon gewöhnt, aber es ist doch immer ein Abweg der Poesie und das zeigt sich namentlich in einem größern Kunstwerke. Die wahre Kunst des Dichters besteht darin, den Leser mit dem lebendigen Gefühl der innern Nothwendigkeit zu durchdringen: wo uns Räthsel aufgegeben werden, über die wir je nach Laune oder Stimmung entscheiden mögen, hört die Gewalt der Dichtung über uns auf. Wenigstens muß uns der Dichter längere Zeit vorbereiten; er muß uns zuerst in bekannte Zustände einführen und das Irrationelle und Wunderliche allmälig daraus entwickeln. Kompert dagegen fällt mit der Thür ins Haus; er stellt uns gleich zu Anfang soviel Wunderlichkeiten dar, daß wir uns in seiner Welt nicht zu Hause fühlen und daß wir uns ihr gegenüber kritisch verhalten und da werden wir denn freilich bald gewahr, daß so manches unhaltbar und unberechtigt ist. Das Judenthum bildet eine Welt im Kleinen und da wir in dem gewöhnlichen Handelsverkehr fast ausschließlich Gelegenheit haben, die schlechten Seiten desselben wahrzunehmen, so verdient es allen Dank, wenn ein Mann mit Sachkenntniß und Interesse uns auch das Positive desselben eröffnet; nur muß das in der ruhigen epischen Methode geschehen, nicht durch lyrische Exclamationen, denn diesen schenken wir keinen Glauben. — Das Vorbild des Dichters sind offenbar Auerbachs Dorfgeschichten gewesen, ein Werk, welches trotz seines glänzenden Erfolgs wol am wenigsten zur Nachahmung zu empfehlen sein würde, da die Art und Weise seiner Darstellung zu sehr mit der bestimmten Individualität des Verfassers verwebt ist und sich zu direct auf eine bestimmte Geschmacksrichtung, wenn auch oppositionell, bezieht, um mit Glück auf ein andres Gebiet angewendet werden zu können. —

Der Pfarrer von Grafenried. Eine deutsche Lebensgeschichte von Alfred Meißner. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1855. —

Wir begegnen hier dem talentvollen Dichter auf einem neuen Gebiet und würden ihn gern mit einigen freundlichen Worten bewillkommnen, allein es scheint uns förderlicher für seine Entwicklung, grade herauszusagen, daß seine Arbeit trotz vortrefflicher Einzelnheiten eine verfehlte ist. In seinen beiden Dramen mußten wir zwar den Stoff tadeln, aber wir erkannten ein ganz ungewöhnliches theatralisches Geschick heraus. Dieses Geschick vermissen wir leider bei der vorliegenden Erzählung. Sie zerbröckelt sich in eine Reihe von Episoden, die mehr äußerlich als innerlich zusammenhängen und selbst in der Tendenz würden wir vergebens nach einem leitenden Faden suchen. Zuletzt freilich drängt sich ein bestimmtes Problem in den Vordergrund, wie sich nämlich ein wohlgesinnter, aber nicht starker Mann in den Conflict zwischen den Neigungen seines Herzens und den Ueberzeugungen seines Gewissens zu verhalten habe. Aber grade, weil dieses Problem in der letzten Hälfte so scharf markirt wird, fällt es uns auf, daß im Anfang gar nicht davon die Rede ist. Zudem hat es der Dichter sehr unglücklich gelöst. Reinhold, der Held des Romans, hat von einem kleinen deutschen Fürsten mehrmals Wohlthaten empfangen; zuletzt stellt sich sogar heraus, daß er sein natürlicher Sohn ist. Nun wird er durch die Bewegung von 1848 an die Spitze der liberalen Partei gestellt, er wird constitutioneller Minister und erhält den Auftrag, einen Verfassungsentwurf auszuarbeiten. Sein Gewissen gebietet ihm, die Rechte des Fürsten darin so stark als möglich zu beschneiden, sein Herz verpflichtet ihn zur Schonung gegen seinen Vater. In diesem Conflict weiß er sich nicht zu helfen, in der Aufregung rührt ihn der Schlag. — So wunderlich wie dieser ganz unerwartete Ausgang sind auch die übrigen Verhältnisse zwischen den einzelnen Personen; sie entsprechen weder dem wirklichen Leben, noch haben sie ein ideales Interesse. Alfred Meißner hat es in diesem Roman unternommen, eine Gesellschaft zu schildern, die er nicht kennt; und weil dies der Grundfehler ist, auf den sich alle übrigen zurückführen lassen, halten wir es für unnöthig, auf die Analyse des Einzelnen einzugehen, da die Schwächen ohnehin handgreiflich genug hervortreten. Wir wollen statt dessen eine allgemeine Betrachtung, die sich auf den Roman unsrer ganzen Zeit bezieht, speciell an diesen Dichter richten, der Talent und Strebsamkeit besitzt und daher noch eine Zukunft haben kann.

Die alte naive Erzählung der Italiener, die man sonst Roman oder Novelle nannte, ist gegenwärtig aus dem Gebiet der Kunst verschwunden. Man mag das billigen oder mißbilligen, genug, es ist eine vollendete Thatsache. Der moderne Roman ist durchweg Sittenroman und zwar in Deutsch-

Digitized by Google

land noch ausschließlicher, als in den übrigen Ländern. Nun machen wir die Erfahrung, daß mit sehr wenigen Ausnahmen alle deutsche Romane uns das deutsche Leben als höchst jämmerlich und niederträchtig darstellen. Im wirklichen Leben begegnen wir doch fortwährend tüchtigen und kräftigen Persönlichkeiten, die fest auf ihren Füßen stehen, mit Behagen das Leben genießen und selbst widerwärtige Schicksale mit Anstand zu tragen wissen. Im deutschen Roman dagegen erscheinen uns nur Schwächlinge, Figuren ohne Zweck und Inhalt, die von jedem Hauch der Zeit hin- und hergeworfen werden, dünkelhafte, anmaßende Geschöpfe, die sich, wenn einmal die Noth über sie einbricht, als hysterische Weiber geberden, kurz, Menschen, an denen kein gesundes Gefühl seine Freude haben kann. Worin der Grund dieses Unterschiedes liegt, haben wir schon hundertmal gesagt, indessen ist es einer Classe gegenüber, die in der sogenannten Literatur das große Wort führt, nothwendig, immer von neuem wieder darauf zurückzukommen.

Der Deutsche ist sehr tüchtig, respectabel, behaglich und lebensfroh da, wo er sich zu Hause fühlt, bei seiner Arbeit, die er ganz versteht, die er beherrscht, in der er einen gesegneten, ununterbrochenen Fortschritt erlebt.

Der Deutsche ist dagegen sehr unausstehlich, sentimental, hypochondrisch u. s. w. da, wo er versucht den Dilettanten zu spielen. Eine Gesellschaft von Dilettanten ist in Deutschland das abschreckendste Bild, das man sich vorstellen kann. In Frankreich ist es anders, weil dort der Dilettantismus in allen seinen Nüancen als Arbeit betrieben wird, wie in England der Sport.

Gewisse Zeiten im Leben muß jeder haben, wo er Dilettant ist; der wackerste Geschäftsmann muß einmal kannegießern, über Concert und Theater sprechen u. s. w., das gehört nothwendig zum Leben und dient dazu, die Einseitigkeit des Geschäfts aufzuheben. Aber unsre Belletristen verfallen dem unbegreiflichen Irrthum, diesen Dilettantismus in ihren Schilderungen zum Mittelpunkt des Lebens zu machen; sie bewegen sich fast ausschließlich auf dem Gebiet der Conversation und lassen ihre Herren und Damen mit einer Ausdauer, die einer bessern Sache werth wäre, ihre unmaßgeblichen Ansichten und Meinungen über Völkerglück und Familienwohl, über Schiller und Goethe, über Sinnenglück und Seelenfriede, über Homöopathie und Allopathie ꝛc. herleiern, mit etwas Politik und Liebelei zersetzt; und wenn man blos aus diesen Schilderungen das deutsche Leben kennen lernen wollte, so sollte man annehmen, daß in Deutschland die Männer und Frauen nichts Anderes zu thun hätten, als sich über diese interessanten Gegenstände zu unterhalten. Nun sind wir aber in der Unterhaltung sehr schwerfällig und ungeschickt, wo wir nicht einen bestimmten Gegenstand der Unterhaltung haben, einen Gegenstand, den wir vollkommen durchschauen. Daß die Mehrzahl unsrer Belletristen trotz-

dem nichts Anderes zu erzählen weiß, kommt davon her, daß sie selbst nichts weiter sind als Dilettanten. Allen Respect vor der geistigen Arbeit des Gelehrten und des Künstlers, des Staatsmannes und des Philosophen, aber von dieser geistigen Arbeit hat der literarische Handlanger keinen Begriff. Der Geschäftsbetrieb des Markthelfers, des Aufläders bis in seine tiefsten Schichten herunter hat immer noch wenigstens einen gewissen realen Inhalt, der Geschäftsbetrieb des sogenannten Literaten dagegen ist darum so unerquicklich, weil er angeblich mit idealen Gegenständen zu thun hat, während er doch in der That an die gemeinsten Interessen verkauft ist. So hat z. B. ein großer Buchhändler einen ausgebreiteten Verlag, er disponirt über eine Masse von Zeitschriften. Um diese zu versorgen, hat er eine Masse Literaten in seinem Dienst, die er je nach ihren Fähigkeiten benutzt; der eine muß eine kleine Novelle schreiben, um diese oder jene Illustration zu erklären und bei dieser Gelegenheit das eine oder das andere Verlagswerk des Brotherrn dem Publicum zu empfehlen, der andere thut dasselbe bei Gelegenheit eines politischen Artikels, der dritte zieht das Nämliche in einem Sammelwerk zusammen u. s. w. Auch das ist ja an sich ein ganz currenter Geschäftsverkehr, und wenn man die Arbeit der Hand, welche die Feder führt, in Rechnung bringen will, so kann man auch dergleichen wol Arbeit nennen; allein es ist eine Arbeit, die durch einen falschen Idealismus täuscht, und die daher nothwendig zur Unwahrheit führt.

Daß man im Volk allmälig dahinterkommt, wie schal und hohl ein solches Treiben ist, zeigt unter andern der große Erfolg der Dorfgeschichten. Man dankte Gott, daß es in Deutschland noch Leute gab, die nicht blos über Schiller und Goethe, über Völkerglück und Seelenfrieden debattirten, sondern die eine bestimmte, faßbare Beschäftigung trieben. Wenn man sich die Mühe geben wollte, sich genauer umzusehen, so würde man finden, daß es gar nicht nöthig ist, in den Schwarzwald zu pilgern, um Menschen anzutreffen, die noch eine andere concrete Beschäftigung haben, als das Ausgeben von Ansichten und Meinungen. Freilich erfordert es Mühe, diese kennen zu lernen, so kennen zu lernen, daß man sie schildern kann, und man muß einen Augenblick aus der bequemen Gewohnheit der Conversation heraustreten.

In vielen Fällen darf man mit den einzelnen dieser kleinen Schriftsteller nicht so genau rechten, denn sie haben Weib und Kind, sie wollen leben, und jeder treibt das Handwerk, das er versteht. Alfred Meißner ist nun in der günstigen Lage, ganz unabhängig dazustehen. Er hat ein schönes Talent, die Dinge zu sehen und darzustellen. Wenn er sich also die Mühe geben wollte, das Leben wirklich, nicht blos aus Zeitungen und Journalen, nicht blos aus dem Geschwätz der Salons und den Unterhaltungen der Camaraderie zu studiren, so würde er gewiß im Stande sein, werthvolle und bleibende

Digitized by Google

Werke zu schreiben. Aber seine Reminiscenzen aus 1848 werden ihm nicht viel helfen. Er hat als Dilettant einer dilettantischen Beschäftigung zugesehen, er hat sich dilettantisch darüber moquirt, und seine politische Einsicht ist nicht um einen Gran vermehrt worden. Der Dilettantismus verstimmt und verbittert; die Freude am Leben wird nicht ausbleiben, wenn er das wirkliche Leben zu erkennen sucht. —

Therese Krones. Roman aus Wiens jüngster Vergangenheit. Von Otto Horn. Drei Bände. Zweite Auflage. Wien, Hügel. —

Ferdinand Raimund. Roman aus Wiens jüngster Vergangenheit. Von Otto Horn. Drei Bände. Wien, Hügel. —

Der Verfasser dieser beiden Romane, Adolph Bäuerle, hat seine Erinnerungen aus dem wiener Theaterklatsch der letzten dreißig Jahre novellistisch verarbeitet. Die Helden und Heldinnen dieser skandalösen Geschichten treten regelmäßig unter ihrem wirklichen Namen auf, und da das Ganze lebhaft und munter genug erzählt ist, so wird es auf das wiener Publicum seine Wirkung nicht verfehlen. Für das übrige Deutschland, das mit den Verhältnissen weniger bekannt ist, kann dies Zigeunerleben der wiener Komödianten nicht sehr anziehend sein. Die Pariser haben uns mit dieser Waare schon reichlich genug versorgt, und eine durch sechs Bände fortgesetzte Liederlichkeit, so pikant sie auch zuerst erscheinen mag, wird doch zuletzt langweilig. —

Eine Nichte Uncle Toms. Nach J. Romers Denkwürdigkeiten erzählt von Dr. Majo. Stuttgart 1854. Literarisch-artistische Anstalt. —

Warum der Verfasser auf dem Titel eigentlich an den Uncle Tom erinnert, ist uns nicht deutlich. Daß eine Negerin die zweite Rolle darin spielt ist doch wol noch kein hinreichender Grund. Die Novelle behandelt die Abenteuer auf einer Reise durch die Wüste Sahara, sehr lebhaft und amüsant erzählt, wenn auch etwas stark in der Weise Münchhausens. —

La comtesse d'Egmont. Par Jules Janin. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. —

Eins der ledernsten Bücher, die uns vorgekommen sind. Noch niemals ist uns die Hohlheit und Nichtigkeit eines vollkommen leeren Menschen in einer so gespreizten Form vorgekommen. Der berühmte und glänzende Vater aller Feuilletonisten, oder wenn wir an eine bekannte Theaterfigur erinnern wollen, aller Schmocks, ist zu seinem Anfang zurückgekehrt; aber der todte Esel und die guillotinirte Frau hatte doch wenigstens noch den Hautgout des Scheußlichen, das jetzige Machwerk ist die reine Bêtise. Wir empfehlen den Roman auf das lebhafteste allen denjenigen, die sich überzeugen wollen, wieviel ein sogenanntes gebildetes Publicum unsrer Tage erträgt. —

Digitized by Google

Schickſalslaunen und Schickſalswechſel, oder Red Lorn's Geſchichte und Abenteuer. Von J. B. Jones, Verfaſſer des „Landkrämers" ꝛc. 4 Bände. Peſth, Wien und Leipzig, Hartlebens Verlagsexpedition. —

Eine amerikaniſche Criminalgeſchichte, in der gründlichen und breiten Weiſe erzählt, die bei den amerikaniſchen Schriftſtellern jetzt beliebt iſt und mit ſtarkem melodramatiſchen Gewürz, aber nicht ohne plaſtiſches Talent und mit lebhaftem Sinn für die Wirklichkeit. —

Linda, oder: Der junge Steuermann der „Belle Creole". Erzählung aus dem Leben der ſüdlichen Staaten Nordamerikas. Von Caroline Lee Hentz. Ueberſetzt von Dr. G. F. W. Rödiger. 2 Bände. Peſth, Wien und Leipzig, Hartlebens Verlagsexpedition. —

Die Erzählung iſt einfacher angelegt, als die vorhergehende. Sie erinnert in mancher Beziehung an die Romane der Mrs. Wetherell. Auch hier iſt ein junges Mädchen, das von einer böſen Stiefmutter gequält wird, die Heldin. Einzelne Stücke ſind gut ausgeführt, das Ganze iſt nicht bedeutend. —

Album. Bibliothek deutſcher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. Zehnter Jahrgang. Leipzig, Hübner. —

Es tritt uns in dieſem Jahrgang zunächſt ein Roman von Karl v. Holtei entgegen: „Ein vornehmer Herr, oder zwei Freunde." Die beiden Freunde ſind zwei Gegenſätze, der eine ein kalter, glänzender, gewiſſenloſer Weltmann, der andere ein gutmüthiger, ehrlicher Tölpel, der von aller Welt betrogen wird. Nach der Meinung des Dichters ſoll auf den erſten aller Schatten, auf den zweiten alles Licht fallen; wir müſſen aber geſtehen, daß uns der zweite noch viel widerlicher vorkommt, denn er iſt eine echte Bedientenſeele, und mit einem Menſchen, bei dem niemals auch nur der Inſtinct für das Schlechte hervortritt, können wir kein Mitleid haben. Uebrigens iſt der Stil des Dichters dies Mal noch nachläſſiger, als gewöhnlich. — Die Novelle „Kaltenborn" von Bernd von Guſeck enthält eine Myſteriengeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert mit ſoviel Beimiſchung von Mord, Verrath und Schurkerei, wie man es nur bei Eugen Sue erwarten kann. — Ueber den dreibändigen Roman von Julie Burow: „Ein Lebenstraum", finden wir vom Standpunkt der Kritik nichts zu bemerken. Die Dichterin hat ihr dankbares Publicum und dies wird ſie auch in dem neuen Werk wiedererkennen. —

La Pénélope normande, par Alph. Karr. 2 T. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. —

Karr iſt ein feiner und gewandter Schriftſteller, der in ſeinen Reflexionen einen nicht gemeinen Scharfſinn entwickelt und uns zuweilen durch ſeine Ein-

Digitized by Google

fälle zu blenden versteht. Außerdem erzählt er sehr lebhaft und sein Dialog ist geweckt und munter, aber seine Erfindung ist nicht bedeutend, man merkt überall die Mosaikarbeit aus einzelnen Einfällen. Wenn er daher ins Ernsthafte und Tragische übergehen will, so greift er doch wieder zu Combinationen, die der celtischen Einbildungskraft eines Eugen Sue Ehre machen würden. Die Geschichte von dem Flintenduell, von der Verstümmelung eines Gesichts durch Scheidewasser und von der Bemühung der entstellten Schönen, ihrem Liebhaber noch immer reizend zu erscheinen, gehören in jenes unheimliche, häßliche Gebiet, das wir aus der Poesie gern entfernen möchten. —

Marie Giovani. Journal de voyage d'une Parisienne, rédigé par Alexandre Dumas. 3 T. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. —

Das Reisejournal, von dem wir freilich nicht wissen, wieviel Wahrheit ist und wieviel Dichtung, gehört auf alle Fälle zu den unterhaltendsten Büchern, die Dumas in der neusten Zeit geschrieben hat. Die Erzählung ist äußerst lebhaft und spannend und die Gegenstände so bunt und mannigfaltig, daß man gar nicht daran denkt, zu fragen, ob der Verfasser oder die Verfasserin erzählt, was er gesehen oder was er sich eingebildet hat. —

Contes choisis. Les quatuors de l'île St-Louis. Chien-caillou. — Grandeur et décadence d'une serinette; par Champfleury. Précédés d'une préface par P. J. Stahl. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. —

Ein zartes, liebenswürdiges Talent und eine sehr feine, saubere, geschmackvolle Arbeit. Das Büchlein gehört zu den zierlichsten Erzeugnissen der neuern französischen Poesie und hat bei der französischen Kritik gerechte Anerkennung gefunden. —

Les grands hommes en robe de chambre. Par Alex. Dumas. — Louis XIII. et Richelieu. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. —

Novellistisches Geplauder aus dem schon so häufig behandelten Zeitalter des großen Cardinals, das übrigens einige weniger bekannte, geschickt verarbeitete Züge enthält. —

Neue deutsche Memoiren.

1.

Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 u. 1807. Aus den hinterlassenen Papieren des Generals der Cavalerie, Freiherrn von Ledebur.

Denkwürdigkeiten aus den Zeiten des Aufschwungs unsrer Nation, aus den Kriegen von 1813—1815 haben sich seit langer Zeit in unsrer Literatur

Digitized by Google

auf sehr schätzenswerthe Weise vervielfältigt; dagegen sind Berichte von Augenzeugen der militärischen Begebenheiten in der Unglückszeit von 1806 bei weitem seltener: Rühle von Lilienstern, Henkel von Donnersmark, Rostiz, Müffling sind unsers Wissens die einzigen, welche mit einiger Ausführlichkeit Selbsterlebtes aus jener Zeit mittheilen und diese, die im Stabe beschäftigt waren, verweilen vorzugsweise bei dem trostlosen Bilde der Rathlosigkeit der Führung, der geistigen oder physischen Unfähigkeit der höhern Befehlshaber und man wird geneigt, dieselben moralischen Eigenschaften auch bei den Truppen zu suchen. Und doch befinden wir uns dabei auf falschem Wege. Sie waren schwach durch mangelhafte Ausrüstung und zum Theil durch taktische Unbehilflichkeit, Offiziere und Mannschaften aber besaßen sonst tüchtige militärische Eigenschaften, wie sie dies ja auch früher in den Feldzügen von 1793 u. 94 gezeigt haben und wie dies nicht anders sein konnte, denn aus demselben Offiziercorps gingen die Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, York, Kleist, Schill und alle jene Helden vom höchsten bis zum niedrigsten hervor, welche die preußische Armee später zur thätigsten und gefährlichsten Gegnerin des Weltbesiegers machten. Die Elemente eines tüchtigen Heeres waren schon damals vorhanden, sie waren aber niedergehalten und außer Thätigkeit gesetzt durch den Wust pedantischer Formen und durch die moralische und physische Kraftlosigkeit der obern Stellen. Einen aus diesen bessern Bestandtheilen des Heeres lernen wir in Ledebur aus seinen hinterlassenen Briefen kennen. Obgleich stark erschüttert von dem schrecklichen Falle seines Vaterlandes war doch sein Charakter viel zu kräftig, als daß er sich dumpfer Verzweiflung hätte hingeben sollen. Im Gegentheil vergißt er in der unglücklichsten Lage, in der Gefangenschaft, keinen Augenblick, daß der Platz des Soldaten bei seiner Fahne ist und daher sinnt er unablässig auf Mittel, wie er wieder zu dem Heere des Königs gelangen kann und führt seinen Entschluß auch mit Kühnheit und Geschick, allen Fährlichkeiten und Beschwerden mit ungebeugtem Muth und wahrhaft spartanischer Genügsamkeit trotzend, glücklich aus. Diese Geschichte seiner Selbstranzionirung bildet den Haupttheil und auch den interessantesten des vorliegenden Buches. Freiherr von Ledebur, einem westphälischen Geschlecht entsprossen, machte 1793 seinen ersten Feldzug und zeichnete sich als Cornet bereits im Treffen bei Pirmasens, wo sein Regiment (Borstell) 13 Geschütze nahm, von denen Ledebur selbst 2 eroberte, rühmlichst aus. Den Feind zu kühn verfolgend, wurde er lebensgefährlich verwundet und es entging ihm dadurch der Orden pour le mérite, da man ihn schon zu den Todten zählte. Dennoch genaß er wieder vollkommen und eilte beim Beginn des folgenden Feldzugs wieder zu seinem Regimente. Aber obgleich ein begeisterter Cavalerist, war er doch nicht bloßer Haudegen, wie er denn nach dem Frieden um Urlaub bat, um ein Jahr in Göttingen zu studiren, ein Vorhaben, das sein Chef, charak-

Digitized by Google

teriſtiſch für den damaligen Geiſt der höhern Befehlshaber des preußiſchen Heeres, für baaren Unſinn erklärte und das er nicht ohne Mühe ausführen konnte. In Göttingen, wo Profeſſoren und Studenten in dem jungen Offizier blos einen Raufbold zu finden erwarteten, widmete er ſich mit Eifer dem Studium und hatte während ſeines ganzen Aufenthaltes kein einziges Duell.

Die Briefe, in denen Lebebur ſeine Erlebniſſe einem Freunde, dem Grafen zur Lippe auf Baruth mittheilt, verſetzen uns gleich auf das Schlachtfeld von Auerſtädt, wo der junge Offizier einen Zug des Regiments Borſtell, als Flankeurs vorgeſchickt, befehligt. In dieſer Stellung war er ziemlich ſelbſtſtändig, denn die alten Herren hatten zu viel mit ſich ſelbſt zu thun", um ſich um ihn zu bekümmern und er hieb ſich auf eigne Fauſt wacker mit der franzöſiſchen Cavalerie herum. Als er ſich ſpäter dem Regimente wieder anſchloß, war dieſes durch einen mißlungenen Angriff etwas in Unordnung gerathen, doch keineswegs entmuthigt. Aber es fehlte an einem Offizier, der es gegen den Feind, welcher ſichtlich vor der preußiſchen Cavalerie Reſpect hatte, führen konnte. Der General war bei jenem mißlungenen Angriff an der Spitze des Regiments verwundet worden, „der Commandeur Oberſt Kl.. aber nicht zu finden. Oberſt K....., in der peinlichſten Verlegenheit über das, was zu thun ſei, ritt hin und her, fragte dieſen und jenen und faßte auf Zureden wol einmal ein Herz, um Marſch! Vorwärts! zu commandiren, aber mit einer ſolchen Unſicherheit, daß man gleich merkte, wie es ihm kein rechter Ernſt war und niemand ſich deshalb berufen fühlte, Folge zu leiſten, während Major M.... ſeine Unfähigkeit unter erkünſteltem ironiſchen Lächeln zu verbergen ſuchte und that, als wiſſe er wohl, was geſchehen müſſe, wenn er nur dürfe! Major Sch... hatte den beſten redlichſten Willen und empfand den tiefſten Schmerz über dieſe Zuſtände, wagte es aber nicht, ſeine untergeordnete Autorität hier geltend zu machen. Daß die Befehle zu dem, was geſchehen ſollte, von oben kommen müßten, diente allen zum Vorwande, bis dahin ſich ruhig zu verhalten — von oben aber erfolgten keine Befehle." Das unthätige Stillſtehen im Kanonenfeuer und die ſichtliche Unfähigkeit und Unentſchloſſenheit der Obern konnten das Regiment nur entmuthigen, zumal da es, ſchon von Haus aus ſchlecht beritten, die Pferde kaum von der Stelle bringen konnte. Ihm gegenüber hielt ein franzöſiſches Reiterregiment, das einen Angriff der Preußen zu fürchten ſchien, als dieſe aber keine Anſtalt machten, endlich ſelbſt antrabte, worauf die Angegriffenen Kehrt machten und vom Schlachtfeld verſchwanden! Nur einzelne blieben zurück, die nun Lebebur zu ſammeln ſuchte, um ſich der noch im Gefecht befindlichen Reiterei irgendwo anzuſchließen. Damit noch beſchäftigt, fand er einen ſchwerverwundeten Kameraden und Freund auf dem Schlachtfelde liegen, den er zu retten verſuchte. Er ſtieg vom Pferde, um ihn mit Hilfe zweier anderer unberittenen Caval eriſten fortzutragen, mußte aber davon ablaſſen, da der Schwerverwundete zu ſchwach war.

Gleichzeitig näherten ſich nun auch feindliche Flankeurs, und als Ledebur ſein Pferd wieder beſteigen wollte, um zu den Seinen zu eilen, entdeckte er zu ſeinem Schrecken, daß einer der unberittenen Cavaleriſten mit ſeinem Pferde bereits das Weite geſucht hatte. Er konnte nur noch nach einer nahen Weide ſpringen, um ſich den Rücken zu decken, und den Säbel ziehen, deſſen Klinge ihm aber nach wenig Hieben ſprang, ſo daß er ſich alsbald wehrlos als Gefangener in der Gewalt eines franzöſiſchen Chaſſeurs befand, der ihn in der Richtung nach Naumburg hinter die Front brachte. Noch war die Schlacht nicht entſchieden und als Ledebur hinter der Front anlangte und die ganzen Scharen Verwundeter, die zurückgingen oder gefahren wurden, die große Anzahl der demontirten Geſchütze, die immer noch zunahm, und die ſehr geringe Anzahl preußiſcher Gefangener ſah, die ſich bis jetzt in den Händen des Feindes befand, konnte er ſich noch eine Zeitlang ſchmeicheln, daß die Entſcheidung günſtig für Preußen ausfallen werde. Aber der Schlachtendonner wurde zwar immer lauter und heftiger, doch kam er nicht näher, und das Saalthal herauf ſtrömten immer neue Regimenter Franzoſen, namentlich viel Artillerie und Reiterei. Die letzte Illuſion verſchwand, als Ledebur, vor dem Thore von Naumburg wartend, eine unabſehbare Colonne preußiſcher Gefangener heranmarſchiren ſah, welchen er ſich anſchließen mußte. Soviel deutſchen Patriotismus beſaß damals noch die ſächſiſche Stadt, daß ſie über das Unglück der Preußen nicht jubelte! Die Straßen waren öde und leer, Läden und Hausthüren blieben verſchloſſen, kein Neugieriger ließ ſich ſehen. Die Offiziere wurden im Rathskeller untergebracht, wo es ziemlich eng herging, und wo Ledebur trotz des wüſten Treibens, das um ihn herrſchte, Muſe fand, über ſein Schickſal und ſeine Zukunft nachzudenken. Keine ſeiner geringſten Sorgen war, ſich eine gegen die kalte Herbſtluft ſchützende Kleidung zu verſchaffen, denn ſein knappes Colletchen gewährte nur eine ungenügende Bedeckung. Dies war aber nicht ſo leicht, denn er war ganz ohne Geld und er mußte froh ſein, von einem Kameraden, der ſich einen Mantel erſchwungen hatte, einen überflüſſig gewordenen alten Ueberrock geſchenkt zu bekommen. Später war er ſo glücklich, ſich durch Hilfe eines Freundes und die den gefangenen Offizieren von dem franzöſiſchen Commandanten gewährte Geldunterſtützung einen Mantel, Wäſche und Schuhe anzuſchaffen. Andere freilich vertranken und verjubelten lieber das Geld. Vor allem aber beſchäftigte Ledebur ein Gedanke, wie er ſich aus der Gefangenſchaft befreien und wieder zu ſeiner Fahne gelangen könne. Er hatte anfangs Gewiſſensſcrupel, ob es ehrenhaft ſei, ſich ſelbſt zu ranzioniren und Kameraden, die er um Rath frug, dachten noch mehr als an die Ehre an den Nachtheil und die Unannehmlichkeiten, welche die Flucht eines Mitgefangenen ihnen zuziehen würde! Nur einer, Lieutenant Bornſtedt, ſchloß ſich ganz Lebeburs Anſicht an, daß es Pflicht und verdienſt-

Digitized by Google

lich sei, fortzugehen, sobald man sich nicht verbindlich gemacht zu bleiben. Vorläufig konnte jedoch von einer Flucht noch nicht die Rede sein, denn bei dem Ausmarsch nach Weimar, wo keine Escorte mitgegeben werden konnte, mußte der alte General Treskow im Namen der übrigen sein Ehrenwort geben, daß niemand entfliehen würde, und so blieb es, bis der Transport in Erfurt ankam. Hier aber bekamen die Gefangenen wieder Escorte, und nun fing Lebebur ernstlich an an seine Flucht zu denken; um ja keine günstige Gelegenheit zu versäumen, schlug er trotz großer Ermüdung sogar das Anerbieten aus, auf dem mitgenommenen Wagen zu fahren, als die Reihe dazu an ihn kam. Ein Kamerad, H. von Puttkammer, dem er sich anvertraute, wollte mit ihm fliehen. In dem Gasthaus in Gotha, wo sämmtliche Offiziere einquartirt wurden, schien sich eine günstige Gelegenheit darzubieten. Lebebur spürte im Hause herum um die Localität kennen zu lernen, und fragte ein Hausmädchen nach einem unbewachten Ausgang. Er erhielt hier aber keine befriedigende Auskunft; dafür trat eine Dame — wie er später erfuhr eine Schauspielerinn — aus einem benachbarten Zimmer. Sie hatte das Gespräch mit angehört, und erbot sich, ihm behilflich zu sein, wenn er nur nach Dunkelwerden auf ihr Zimmer kommen wollte. Lebebur eilte nun zuerst auf den Boden, zog, um weder von einem Pack beschwert zu sein noch Nothwendiges zurückzulassen, alle seine Hemden übereinander an, legte die Schnupftücher unter dem Collet auf die Brust, die Schuhe hinten auf die Schultern und nahm darüber den weiten Mantel. Dann besprach er sich mit Puttkammer, der die Anfertigung von französischen Päßen, deren Form ihm genau bekannt war, auf sich nahm, und vorschlug, die Flucht zunächst nach dem nahen Mechterstedt zu richten, wo er in dem Prediger einen trefflichen Mann kennen gelernt hatte. Unterdessen aber hatten sich die Kameraden wegen des viel zu beschränkten Raumes des Quartiers beschwerend an den Commandanten gewandt, und dieser hatte entschieden, daß die gefangenen Offiziere in mehre Gasthäuser kommen sollten, wenn sie ihr Ehrenwort geben würden, da die Wachen sonst nicht zulangten. Die Deputation war gern darauf eingegangen, und nun begann ein fast allgemeines Ausziehen. Puttkammer und Lebebur blieben jedoch unter dem Vorwande der Müdigkeit zurück, obgleich alle ihre nähern Bekannten, mit denen sie auf der Reise gemeinschaftlich wirthschafteten, das Haus verließen. Bald kehrte aber einer zurück mit der Meldung, daß auch Lebebur bereits auswärts untergebracht sei. Einmal ließ er sich abweisen, aber er kam noch einmal, und erklärte, die Kameraden würden Lebebur mit Gewalt holen, wenn er nicht mitginge. So mußte er sich denn fügen, und sich auch noch das Auslachen der übrigen gefallen lassen, als er in dem neuen Quartier beim Zubettgehen seinen Hemdenpanzer abschnallte. Es stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß unter den Kameraden eine förmliche Verschwörung gegen die Fluchtpläne Lebeburs

organisirt war, nicht aus selbstsüchtigen Gründen, sondern weil alle überzeugt waren, daß ein Entweichungsversuch Lebeburs nur zu seinem Verderben ausschlagen könnte. Dies erklärte ihm Lieutenant Malchitzki, der als Wirthschaftschef für die kleine Genossenschaft agirte, welcher sich Lebebur angeschlossen, ganz offen. Auch auf dem Weitermarsch trat dies Bestreben mehrfach an den Tag. Beim ersten Halt brachte Malchitzki ihm eine Gesundheit auf unzertrennliches Zusammenbleiben zu, und Lieutenant Lettow trat auf ihn zu und forderte ihn mit großer Herzlichkeit im Namen der übrigen auf, zu bleiben. Er stellte ihm vor, wie unmöglich es sei durchzukommen, wie die Armee vielleicht schon 50—60 Meilen entfernt, das Land von Feinden überschwemmt und mit Spionen angefüllt, er selbst ohne Kleidung, ohne Paß, ohne Geld oder Nahrung und bereits erschöpft durch die ausgestandenen Strapazen sei. Da kein Wohlgesinnter ohne Gefahr des eignen Lebens ihm helfen könne, sei Entdeckung auf der Flucht und schmählicher Tod sein sicheres Loos. Aber selbst diese mit Thränen vorgebrachten Vorstellungen konnte Lebebur nicht in seinem Entschlusse wankend machen. In dieser Stimmung war er, als der Zug in die Nähe eines von der Chaussee etwas abseits gelegenen Dorfes kam, dessen mit Hecken umzäunte Obstgärten bis unmittelbar an die Straße reichten. Diese war wegen des in der Nacht gefallenen Regens so kothig, daß nur an den beiden Rändern ein schmaler Streif gangbar war, auf dem sich nun der Zug, Gefangene und Escorte bunt durcheinander, dicht aufeinandergedrängt im Gänsemarsch weiter bewegte. So schlüpfrig war der Weg, daß jeder mit sich selbst vollauf zu thun hatte, um nicht zu fallen, und auf die andern nicht achten konnte. So kamen sie auf eine Trift, die zwischen zwei Zäunen von dem Dorfe aus grade auf die Chaussee zuführte und zwar so, daß die rechte Zaunseite mit dieser einen spitzen Winkel bildete, gegen den das Dorf rückwärts lag; man mußte bei der Trift fast erst vorübergehen, ehe man dieselbe entlang sehen konnte. Rasch entschlossen, durch einen kurzen Späheblick sicher, daß ein Kamerad sein unmittelbarer Nachfolger war, sprang Lebebur um die Ecke, kroch schnell auf Händen und Füßen dicht an den Zaun gedrückt weiter, bis er an eine lockere Stelle kam, durch die er sich durcharbeitend in einen Obstgarten gelangte, der, nach der Chaussee zu mit einer Hecke geschlossen, ihm verhältnißmäßige Sicherheit gewährte. Auf der andern Seite des Zaunes weiter kriechend, gelangte er an den ersten Hof des Dorfes, wo er in einem noch unbenutzten Schweinestall vorläufig Schutz suchte. Er hatte hier Zeit, seine Lage zu überdenken. Sie war nichts weniger als glänzend. An Geld hatte er noch keinen vollen Thaler, Lebensmittel und Papiere besaß er gar nicht und an Kleidung nur das wenige, was er auf dem Leibe trug. Freunde hatte er nicht in der Nähe und er mußte sich ganz auf die ungewisse Gutmüthigkeit fremder Menschen verlassen. Nachdem er wol eine Stunde ge-

Digitized by Google

wartet und alles längst still geworden war, wagte er sich aus seinem Versteck heraus, um sich nach dem Weg nach dem Hessischen zu erkundigen, wohin er sich zuerst zu wenden gedachte. Aber auch das Dorf war wie ausgestorben, und erst an der Thür eines besser aussehenden Hauses stand eine ältliche Frau. Von dem Fremden angeredet, holte diese ihren Mann, den Prediger des Orts, und dieser Ort war Mechterstedt, dasselbe Dorf, welches Puttkammer als das erste Ziel ihrer beabsichtigten Flucht empfohlen. Dem würdigen Mann gegenüber konnte er sich ohne allen Rückhalt aussprechen, und er fand bei ihm die freundlichste Aufnahme und bereitwilligste Auskunft. Lebensmittel konnte er außer einigen Schnitten Brot leider nicht geben, denn Küche und Keller waren vollständig ausgeräumt, er brachte ihn aber richtig auf den Weg, auf dem er noch vor Abend das Hessische erreichen konnte, und drängte, als er erfuhr, wie traurig es mit der Kasse des Flüchtlings aussah, ihm treuherzig das einzige Geld, was er bei sich hatte, ein Viergroschenstück, wenigstens als Andenken auf. Dann übernahm eine Bauerfrau die Führung bis an eine Wegscheide, von wo aus Brotterode, der nächstliegende hessische Ort, nicht mehr zu verfehlen sein sollte. Aber trotzdem verirrte sich der Flüchtling in Gebirg und Wald, und mußte den ganzen Abend, eine abgehauene junge Birke als Stütze gebrauchend, den schon früher von Flintenkugeln durchlöcherten Mantel von Strauch und Dornen zerrissen in Fetzen um sich herumhängend, eine echte Scherasmingestalt, wegesuchend herumlaufen, um zuletzt doch im Walde zu schlafen. Am andern Morgen erfuhr er von einem Holzknecht, daß er weit vom Wege ab sogar noch über Eisenach, wo in dieser Nacht der Gefangenentransport gerastet hatte, hinausgekommen sei, und daß er, um Brotterode zu erreichen, die Straße nach Fulda überschreiten müsse, wo er Gefahr lief dem Transport zu begegnen. Wirklich sah er ihn von weitem auf der Straße kommen, als er sich dieser näherte, und mußte in sicherer Entfernung warten bis er vorüber war; dann aber gelangte er ohne weitere Fährlichkeit nach Brotterode, wo er bei dem Amtmann gastfreundliche Aufnahme fand. Gern hätte ihn dieser bei sich behalten, wenn es wegen der Nähe der Grenze, und der Ungewißheit, ob die Franzosen die hessische Neutralität lange respectiren würden, für den Flüchtling nicht zu unsicher gewesen wäre. Deshalb rieth er ihm, sobald als möglich den schmalkaldischen Theil von Hessen zu verlassen, und sich in das eigentliche Kurfürstenthum zu begeben. Dies mußte jedoch, da es noch einmal durch das Eisenachsche ging, auf Nebenwegen durch das Gebirg geschehen, weshalb der Amtmann Lebebur einen Führer mitgab. Dieser brachte ihn glücklich an den Bestimmungsort, das erste hessische Dorf jenseits der eisenachschen Grenze, aber hier fand es sich, daß der brotteroder Amtmann, der den Flüchtling sonst mit allem was ihm fehlte großmüthig ausgestattet, übersehen hatte, dem Führer den Botenlohn vorauszuzahlen. Das kostete Lebebur mehr als

Digitized by Goog

die Hälfte seiner geringen Baarschaft, so daß ihm nur noch einige Groschen übrig blieben. Außerdem wurde er auch in der Schenke des Dorfes ziemlich unfreundlich empfangen, weshalb er alsbald seinen Stab weiter setzte und so glücklich war, in dem nächsten Dorfe bei dem Oberförster die freundlichste Aufnahme zu finden. Von hier gelangte er nach Göttingen, unterwegs mehrmals mit andern Selbstranzionirten zusammentreffend, und suchte Quartier in der ihm von früher her bekannten londoner Schenke, wo er wegen seines abenteuerlichen Aufzugs anfangs zurückgewiesen wurde, jedoch sofort ein Zimmer und alle mögliche Bequemlichkeit erhielt, als er seinen Namen nannte. Sein alter französischer Sprachlehrer, Herr von Chateaubourg, den er sogleich aufsuchte, machte ihn mit einem jüdischen Geschäftsmann Meyer bekannt, welcher ihm 25 Friedrichsdor vorschoß, was ihn in Stand setzte, zunächst mit der Post nach Braunschweig zu reisen, wo er sich auf seine alte göttinger Immatriculation als Gutsbesitzer von Lebebur aus der Nähe von Küstrin einen Paß ausstellen ließ, um nach Berlin zu reisen. Jedoch bereits in Halberstadt zeigte sich dies als unausführbar, oder wenigstens als gefährlich. Der Postmeister, der ihm diese Auskunft gab, rieth ihm nach Braunschweig zurückzukehren, und über die Altmark und Meklenburg zu reisen. Er vertraute ihm zugleich wichtige Briefe an den König von Preußen an, die er nicht gewagt hatte auf dem gewöhnlichen Wege weiter zu senden. Hier erfuhr Lebebur auch zu seinem Schmerz die Capitulation von Prenzlau, sowie daß Blücher gegen Lübeck gezogen sei, und entschloß sich nun umsoeher, seinen Weg über Hamburg zu nehmen. Lüneburg fand er von Preußen besetzt: General P . . (Pelet?) war vom Blücherschen Corps abgeschnitten worden, hatte noch vier Escadrons seines eignen Regiments und viele Versprengte von andern Regimentern, im Ganzen 1000—1200 Mann bei sich, und vor sich das mit nur 200 Mann besetzte Braunschweig. Der Weg nach dem Harz stand ihm offen, und er hätte hier im Rücken der französischen Armee leicht eine sehr unbequeme Diversion machen können. Lebebur suchte ihn auch zu einem solchen Unternehmen zu veranlassen, aber er erhielt als Antwort nur Klagen über die verzweifelte Lage des Corps. „Alle Bagage haben wir verloren, mir und meinen Offizieren ist kein Hemde geblieben, außer was wir auf dem Leibe tragen; keinen Groschen Geld haben wir in der Tasche, die Leute sind ohne Löhnung und kämpfen mit Hunger und Mangel.“ Und Lüneburg war damals eine preußische Stadt, mit gefüllten öffentlichen Kassen, aus denen alle Bedürfnisse des Heeres gedeckt werden konnten; aber so eingewohnt waren die alten Herren in die Routine des Garnisonlebens, daß sie es nicht für erlaubt hielten, im Kriege sich auf diesem Wege Mittel zu verschaffen! Man requirirte nicht einmal bei den Wirthen Nahrungsmittel für die Soldaten! Nicht weniger charakteristisch war es, daß die Vorposten einen Courier mit Depeschen an den Marschall Bernadotte und einen

Digitized by Google

Menſchen, der eine Menge Zeichnungen, Karten und verdächtige Papiere bei ſich hatte und den man für einen Spion halten mußte, einbrachten, daß General P. aber nicht etwa die Depeſchen und Papiere prüfte, ſondern dem Courier und ſeinem Compagnon Wagen, Geld und Depeſchen und ſonſtige Effecten unverſehrt und unerbrochen zurückgab, weil er nicht wiſſen könne, welch Schickſal ihm ſelbſt bevorſtände, und die Franzoſen, würde er gefangen, es ihm übel lohnen möchten, wenn er einen ihrer Couriere aufgegriffen und ſeiner Depeſchen beraubt hätte!

Hamburg war damals der Sammelplatz vieler verſprengter preußiſcher Offiziere, da es von den Franzoſen als neutrales Gebiet noch nicht beſetzt war, und Ledebur erlangte hier von dem preußiſchen Reſidenten ein zweimonatliches Tractament und von dem franzöſiſchen Conſul ein Viſa nach Lübeck, wo er die erſte Schiffsgelegenheit benutzte, um nach Windau unter Segel zu gehen. Der ruſſiſche Conſul in Lübeck weigerte ſich, ihm den Paß zu viſiren, da er ſeit der Beſetzung der Stadt durch die Franzoſen ſeine Functionen eingeſtellt hatte, eine Weigerung, die ſpäter auf den Verlauf von Ledeburs Reiſe einen großen Einfluß hatte. Ebenſo verhängnißvoll für ihn wurde ſein Begleiter, Winzer, urſprünglich Bäcker, jetzt aber der Buchführer des petersburger Bürgerclubs, den er in Hamburg kennen gelernt hatte. Denn als die Reiſenden in Windau ans Land ſtiegen, fand man den Paß nicht in Ordnung, weil ihm das Viſa des ruſſiſchen Conſuls in Lübeck fehlte. Außerdem lautete Ledeburs Paß auf ihn ſelbſt und einen Bedienten, weil er ſeines Bruders Diener in Hamburg als Verſprengten getroffen und ihn mit bis nach Lübeck genommen hatte, ohne ſeinen Namen dort ausſtreichen zu laſſen. Am meiſten Verdacht aber erregte es, daß, obgleich die Plaudereien ſeiner Reiſegefährten verrathen hatten, daß Ledebur preußiſcher Offizier ſei, er ſich nicht als ſolcher zu erkennen gab, weil man bereits in Lübeck von dem nahen Abſchluß eines Bündniſſes Frankreichs und Preußens gegen Rußland geſprochen hatte, und er deshalb aufgehalten zu werden fürchtete. Man hielt daher beide bald für Abenteurer, bald für Spione oder politiſche Agenten, denn daß ein Bäcker wie Winzer in ſolchen Kriegszeiten eine Reiſe von Petersburg nach Deutſchland und grade zu Privatzwecken machen könnte, leuchtete den ruſſiſchen Behörden nicht ein. Die Reiſenden erhielten daher eine Art Stadtarreſt in Windau, einem langweiligen Neſte, in trauriger ödeſter Strandgegend gelegen, ohne Mauern und Thore, mit ungepflaſterten Straßen, in denen man verſinken konnte und mit durchweg hölzernen Häuſern, und wären ohne die großmüthige Gaſtfreundſchaft einiger Kaufleute und Beamten deutſchen Geblüts in die größte Noth gerathen, da ihr Geldbeutel auf einen ſolchen Aufenthalt nicht eingerichtet war. Erſt nach vierzehn Tagen traf Antwort vom Gouverneur von Mitau, wohin der Windauer Magiſtrat berichtet hatte, ein, aber nicht etwa die Er-

Digitized by Google

laubniß zur Weiterreiſe, ſondern der Befehl ſelbſt nach Mitau zu kommen. Anfangs ſollte Ledebur hier gleich einen Paß erhalten, aber als er wegen des drohenden Vorrückens der Franzoſen gegen die ruſſiſche Grenze den Wunſch ausſprach, nicht als Offizier genannt zu werden, ſchöpfte der Gouverneur gleich wieder Verdacht, und erklärte, erſt nach Petersburg berichten zu müſſen. Zum Glück fand Ledebur unter dem kurländiſchen Adel zahlreiche Bekannte, die theils ſelbſt im preußiſchen Heere gedient hatten, theils Verwandte in deſſen Reihen hatten, und ſo erlangte er denn endlich durch Verwendung der Herzogin von Kurland einen Paß, der ihm geſtattete am 18. December nach faſt vierwöchentlichem Aufenthalt in Rußland nach Preußen abzureiſen, und am 20. in Polangen einzutreffen. Ledebur eilte nun nach Königsberg, denn er brannte vor Begier wieder vor den Feind zu kommen, aber ſo wohlwollend er von dem König und ſeinen Vorgeſetzten aufgenommen wurde, machte es ſich doch mit ſeiner Anſtellung nicht ſo raſch, da ſein Regiment in Magdeburg capitulirt hatte und daher nicht mehr vorhanden war. Zuletzt fand er unter ſeinem Freund Borſtell eine Stelle als Volontär bei einem Commando der Garde du Corps, welches Ende December die Vorpoſten gegen den Feind bezog. In dieſem durch die ſchlechte Jahreszeit doppelt ſchwierigen Dienſte zeigte ſich Ledebur ſehr thätig und erwies ſich als ein ſehr unternehmender Reiteroffizier, der dem Feind keinen Augenblick Ruhe ließ. Ueberhaupt war hier in Oſtpreußen ein ganz anderer Geiſt in der Kriegführung, wie im Anfang des Feldzugs von 1806, und jeder einzelne ſchien zu fühlen, daß er ſein Möglichſtes thun müſſe, um die Scharte, welche die Ehre der preußiſchen Armee bei Jena und Auerſtädt erlitten, wieder auszuwetzen. Es war die Zeit zwiſchen den Schlachten von Eilau und von Friedland, wo ſich das Glück der Waffen wieder auf Seiten der verbündeten Preußen und Ruſſen zu wenden ſchien, und wo die Hoffnung, den gehaßten Feind zu beſiegen, die Kräfte eines jeden zu verdoppeln ſchien. Der kleine Krieg, in dem Ledeburs Commando beſchäftigt war, war reich an kecken Streichen, und Ledebur ſelbſt hatte das Glück, bei einem der gelungenſten, dem Ueberfall von Bialokowo, der Anführer zu ſein. Er hatte von Borſtell Befehl erhalten, eine Patrouille von einem Unteroffizier und ſechs Mann gegen das belagerte Graudenz vorzuſchicken, fand es aber für gerathener, den Zug ſelbſt in Begleitung von zwei Unteroffizieren und zwanzig Garde du Corps zu unternehmen. Im Städtchen Garnſee zog er Erkundigungen über die Stellung der feindlichen Truppen ein, und erfuhr hier, daß ſich im Dorf Bialokowo das Hauptquartier der Heſſendarmſtädter, nur von wenig Cavalerie geſchützt, befinde. Dieſe Nachricht brachte ihn auf den Gedanken, einen Ueberfall zu verſuchen und womöglich die ganze Geſellſchaft ſammt dem franzöſiſchen General Royier und dem Prinzen Wittgenſtein, die im Dorf lagen, gefangen zu nehmen. Zwar erfuhr er, als er ſich bereits inner-

Digitized by Google

halb der feindlichen Postenlinie befand, daß das Dorf auch von feindlicher Infanterie besetzt sei, und daß vor demselben ein nicht zu umgehendes Infanteriepiket stehe, was das Unternehmen sehr gefährlich machte; aber doch gab er es nicht auf, zumal da ihn seine Leute dringend baten, den Ueberfall zu wagen. Nachdem er seinen Leuten die Gefährlichkeit ihres Beginnens vorgestellt, nahm er ihnen das Versprechen ab, sich durchaus nicht einzeln zu zertrennen und mit größter Schnelligkeit und Pünktlichkeit seine Befehle zu vollziehen, wie sehr diese ihren Wünschen auch entgegen sein möchten. Keiner durfte ein Pistol laden, und diejenigen, welche geladen hatten, mußten das Pulver von der Pfanne schütten. Ein Förster aus der Umgegend, der sich sehr ergeben zeigte, diente als Führer, und unter seiner Leitung ging es vorsichtig weiter, denn er hatte Hoffnung gegeben, das Piket, das er schon einmal schlafend gefunden, zu überrumpeln. Wirklich brachte er, als er einmal vorgeritten war, die Nachricht zurück, daß das Wachtfeuer nicht brenne und alles im tiefsten Schlafe zu liegen scheine. „Hierauf setzte ich getrost meinen Marsch fort," erzählt von Lebebur weiter, „nachdem ich schon vorher den einen meiner Unteroffiziere im Rücken postirt hatte mit dem strengen Befehl, alles dicht zusammenzuhalten, keinen einzeln hinausreiten zu lassen und überall auf die strengste Ordnung zu sehen, wenn ich selbst verhindert werden sollte, meine Aufmerksamkeit darauf zu richten. Kaum aber hatten wir die Anhöhe erreicht, so leuchtete mir ein hellauflodernde Feuer entgegen, und der Förster, außer sich vor Schrecken, rief mir leise zu: „„Herr Jesus, zurück! Alles ist munter und nun kann aus der ganzen Sache nichts werden!"" Bei dem hellen Schein des Feuers konnte ich das Piket deutlich genug erkennen und mich überzeugen, daß ihrer über zwanzig waren, aber ebenso auch, daß kein Gegenstand in ihrer Nähe war, der ihnen irgend zum Schutz dienen konnte, weshalb ich den Entschluß faßte, sogleich darauf loszugehen. Ich bat den Förster sich so zu halten, daß er außer Gefahr, für mich aber jeden Augenblick a portée sei, und marschirte dann ruhig und leise weiter. Auf diese Weise kam ich einer doppelten Fußvedette so nahe, daß ich dieselben nicht eher erkannte, bis ihr „Qui vive!" mir entgegenschallte; in demselben Augenblick aber trat auch der Mond hinter den Wolken hervor und erhellte die schneebedeckte Gegend so sehr, daß ich davon großen Nachtheil befürchtete. Indessen prellte ich beim ersten Anruf sogleich auf die Vedetten ein, die, sobald sie Verdacht schöpften, beide auf mich abfeuerten und dann so rasch zurückliefen, daß ich im ersten Augenblick fast irre ward und Cavalerie vor mir zu haben glaubte. Nur mit Mühe holte ich sie ein, worauf ich beide sogleich niederritt und niederhieb, dann aber mein Pferd nicht gleich wieder zu halten vermochte, so daß dasselbe wenigstens zehn Schritt noch mit mir vorprallte, während ich befürchten mußte, jene würden sich augenblicklich wieder aufraffen und ihr Heil aufs neue gegen mich versuchen, umsomehr, als keiner meiner Leute in dem kurzen Moment, wo dies vorging,

Digitized by Google

nahe genug war, um es zu hindern. Beide aber waren bedeutend an den Köpfen verwundet, so daß der eine, welcher auch vom Pferde getreten und beschädigt worden, gar nicht aufstand, der andere aber langsam zu mir herankam und Pardon verlangte. Gleichzeitig näherten sich auch meine Leute und nun dauerte es nicht lange, so war alles gefangen, wobei von feindlicher Seite nur wenige Schüsse gefallen waren, da ein jeder dadurch zu säumen fürchtete und schwerlich zu treffen hoffen durfte. Die Gefangenen waren meist alle schwer blessirt, so daß ich sie getrost der Aufsicht von zwei Mann überlassen durfte. Nachdem ich ihnen die Waffen abnehmen und in gehöriger Entfernung auf einen Haufen hatte legen lassen, sammelte ich meine Mannschaft und ging grade ins Dorf hinein. Gleich am Eingange fand ich mehre von der Besatzung, völlig angekleidet und bewaffnet, die ich indessen für eine Art Dorfwache hielt, weshalb ich glaubte, nicht säumen zu dürfen, sie sogleich niederzumachen, was denn auch geschah. Einer der Leute suchte sich durch die Flucht zu retten; ich setzte ihm nach und als er in einen Winkel, zwischen einem Häuschen und einer tiefen, mit Bretern abgeschlagenen Mistgrube gerieth, konnte er weder vor, noch rückwärts, sondern es blieb ihm nichts übrig, als sich mir gegenüber an die Mauer zu lehnen. Der Raum war so schmal, daß ich kaum das Pferd hätte wenden können; dies indeß nicht beachtend, war ich immer dicht hinter ihm und als er nun nicht weiter konnte, so stellte er sich fest, legte an und schoß etwa aus der Entfernung von drei Schritt auf mich, fehlte aber und erhielt in dem Augenblick, wo er meinem Pferde mit dem Bajonett einen Stich in die Brust gab, von mir einen Hieb, daß er stürzte. Zugleich aber hob sich mein Pferd, vom Schmerze getrieben, so hoch es vermochte und stürzte, zurücktretend, mit mir jählings in die Mistgrube, in der ich, im tiefsten Schnee, wie vergraben unter dem Pferde lag. Gleichwol war ich im Augenblick unversehrt wieder heraus, auch mein Pferd half sich und ohne zu wissen, daß es blessirt sei, setzte ich mich wieder auf, während alle meine Leute sich auch schon wieder um mich gesammelt hatten, wozu mein braver Unterffizier Lemke sie mit dem Zuruf aufforderte: „Alles hierher, der Lieutenant ist getroffen!“ Er hatte nämlich geglaubt, ich sei von dem Schuß gefallen. Wie sehr ich mich in der Erwartung getäuscht hatte, die Besatzung in ihren Betten zu finden, war mir leider schon klar geworden; alles war auf den Beinen, in voller Rüstung, doch aber schien meine Ankunft dies nicht bewirkt zu haben, da alles sich ruhig verhielt. Ich ertheilte daher Befehle, durchaus kein Zusammentreffen zu gestatten, sondern alles einzeln gefangen zu nehmen oder niederzuhauen, wobei es aber nicht unterbleiben konnte, daß von feindlicher Seite Schüsse fielen, die alles allarmirten. Das Schloß auf dem Edelhofe war ein hohes, massives Gebäude, mit zwei Flügeln und ziemlich großem Hofraume. Den Unteroffizier Lemke ließ ich mit zehn Mann das Dorf beobachten, um mich

Digitized by Google

vor dem Abschneiden zu sichern, im Fall Hilfe kommen sollte, den Unteroffizier Könau aber nebst der übrigen Mannschaft nahm ich mit mir auf den Edelhof. Die paar Mann, welche sich hier zur Wehr setzten, wurden sogleich niedergemacht, dann wies ich Könau nach dem Flügel und eilte dem Schlosse zu. Eine kleine steinerne Treppe, welche zu demselben führte, war ich in einem Satz mit dem Pferde hinauf, und in der Erwartung, daß Garde du Corps hinter mir wären, sprang ich dann ab, ließ das Pferd stehen und lief mit einem Pistol in der Hand, dem zweiten in der Schärpe, den Säbel am Portepée an der Hand hängend, in die nächste Thür rechts hinein, wo ich aber nichts als eine leere Streu fand. Tiefer im Hause war eine zweite Thür, hinter der ein paar erschrockene junge Damen mich wol eher für einen Räuber, als sonst für jemand halten mochten, als ich mit meinem wilden Aussehen, das Pistol mit gespanntem Hahne vorgehalten, hineinstürzte, in der Erwartung, Feinde, aber keine jungen Damen zu finden. Zu Erklärungen und Entschuldigungen war keine Zeit; rasch fragte ich, wo die Einquartierung sei. Auf die wenig befriedigende, blos verneinende Antwort fragte ich nachdrücklicher, und als nun auf eine gegenüberliegende Thür gedeutet wurde, stürzte ich dort hinein, wo ich wirklich drei Menschen fand. Dem Nächsten an der Thür, der eben im Ankleiden begriffen, forderte ich, mit auf die Brust gesetztem Pistol, den Säbel und andre Waffen ab, die er auch gutwillig herausgab, indem er zugleich erklärte, daß er Obristlieutenant und Adjutant sei. Mir gegenüber, an einer andern Thür, stand ein völlig angekleideter Offizier, dem ich zurief, nicht zu weichen, widrigenfalls ich auf ihn schießen würde; dennoch schlüpfte er zur Thür hinaus und ich fand nun erst Ursache, es zu bereuen, daß ich keine Garde du Corps mit mir genommen hatte. Meine Thür wollte ich nicht verlassen, aus Besorgniß, der Obristlieutenant möchte mir auch wieder entspringen und da ich nach Lage der Zimmer voraussetzen konnte, daß jenes keinen andern Ausgang haben könne, als nach dem Vorderhause, wo meine Leute sich an der Hausthür befanden, so hoffte ich, daß der Entwischte den Mannschaften doch nicht entgehen würde. Indessen wollte ich doch sicher gehn und als endlich einige der Leute, die den Ausgang besetzten, mir nachgekommen waren, eilte ich in das Nebenzimmer, wo ich zu meinem bittern Aerger die Entdeckung machte, daß der Offizier den Sprung aus dem Fenster gewagt hatte und so entkommen war. Es war dies ein kühnes Unternehmen, da das Haus ein hohes Souterrain hatte und die Fenster nach der Hinterseite sogar noch weit höher lagen, als nach vorn; mit dem Nachsetzen durfte ich mich indessen nicht aufhalten und kehrte also zurück. Die dritte Person im Zimmer war ein junger Mensch von sechzehn Jahren, der Kammerdiener des Generals, eben mit dem Einpacken der Sachen seines Herrn beschäftigt, welche alle um ihn herumlagen. Ich forderte ihn auf, mir zu sagen, wo der General sei, wozu ich auch den Obrist-

lieutenant zwingen wollte, indem ich beide zu erschießen drohte, erhielt aber nur die Antwort, daß er fort sei. Nun gab ich Befehl, den Obristlieutenant fortzubringen, der sich aber über meine Härte beklagte, ihm nicht einmal zu gestatten, sich anzukleiden und behauptete, nicht gehen zu können, indem er das Podagra habe und keine Stiefeln anzuziehen vermöchte. Das hatte ich ganz übersehen und war ihm nun selbst beim Anziehen behilflich — freilich ein wenig eiliger, als es ihm lieb sein mochte, — rieth ihm aber dann, es nur soweit mit dem Gehen zu versuchen, bis ich ihm ein Pferd geben könne, was denn auch keine Schwierigkeiten hatte, da es so schlimm mit ihm nicht war und er nur Zeit zu gewinnen suchte. Dem Bedienten befahl ich, mit dem Einpacken fortzufahren und ließ eine Wache bei ihm zurück, die alles, was sich an Effecten und Sachen vorfand, fortbringen mußte, während ich mich selbst in den Hof zu meinen Leuten zurückbegab. Hier kam mir Könau mit dem Prinzen Wittgenstein und einem Lieutenant Rosenberg entgegen, die er zu Gefangenen gemacht. Beide wurden fortgeschickt und dann die Pferdeställe untersucht, wobei es sich vollkommen bestätigte, daß die Besatzung wirklich im Begriff gewesen war, aufzubrechen; die Pferde waren sämmtlich gesattelt, gezäumt und aufgeschirrt. Es wurden im Ganzen etwa dreißig zusammengebracht." Ohne weiter vom Feinde gefährdet zu werden, gelangte Ledebur, nachdem er seine Leute gesammelt, die Verwundeten und die Beute auf requirirten Schlitten, die Gefangenen auf den erbeuteten Pferden, wieder nach Garnsee. Der kecke Ueberfall hatte die Aufhebung der Blockade von Graudenz zur Folge und verschaffte Ledebur den Orden pour le mérite. Bald darauf zog sich jedoch das preußische Heer wieder gegen Königsberg zurück, Borstells Commando wurde aufgelöst, und Ledebur erhielt neben dem Rittmeister Raven den Auftrag, ein Freicorps aus Selbstranzionirten zu bilden, mit dem er am 7. Juni 1807 Königsberg verließ. Hier sollte aber seine kriegerische Laufbahn vorläufig ein Ende nehmen. Am 12. Juni stieß er bei Gesau auf den Feind, der bald eine so überlegene Cavalerie entwickelte, daß es rathsam wurde, den Rückzug anzutreten. Dieser ging anfangs glücklich von statten, bis ein Lieutenant ohne Befehl angriff und das Ganze in ein Gefecht verwickelte, das wegen der Uebermacht der Franzosen — wie es sich später zeigte, hatte man es mit der ganzen Avantgarde unter Murat zu thun — nur nachtheilig werden konnte. Lange trieb man sich hin und her und bei einem gelungenen Angriffe verfolgte Ledebur einen feindlichen Offizier zu hitzig, kam von seinen Leuten ab und fiel aus vielen, zum Theil schweren Wunden blutend, nach tapferer Vertheidigung abermals in Gefangenschaft. Als er wieder geheilt war, war der Friede geschlossen und erst 1813 war es ihm wieder vergönnt, gegen die Franzosen zu fechten. Im Feldzuge 1815 führte er auf dem Rückzug nach Wavre, nach der Schlacht bei Ligny, die Nachhut

Digitized by Google

und bewachte die Dyle, während die Schlacht bei Waterloo geschlagen wurde. Er starb als General der Cavalerie am 26. April 1852.

General Pelissiers seitherige Leistungen.

Ihr Berichterstatter hat seiner Zeit den Uebergang des Commandos der französischen Krimarmee aus den Händen des Generals Canrobert in die Pelissiers als ein große Hoffnungen erweckendes Ereigniß begrüßt. Jetzt, wo eine mit jenem Wechsel beginnende Operationsepoche abschließt, kann er nicht umhin, das Geständniß zu machen, daß er sich getäuscht hatte.

Der gegenwärtige Generalissimus der französischen Streitkräfte übernahm die Leitung in einem Augenblick, der nicht anders als außerordentlich günstig bezeichnet werden kann. Die massenhaften Verstärkungen, welche man seit Ende des Winters in Frankreich, England und Sardinien organisirt hatte, sowie der Zustoß der Hauptmacht Omer Paschas, brachten die Belagerungsarmee auf nahezu den doppelten Bestand, den sie vordem gehabt; es war demnach Zeit, einen neuen Plan und von ganz andern Dimensionen wie der frühere, ihren Operationen unterzulegen. Im Grunde genommen rechnete wol jeder Einsichtige darauf. General Pelissier dagegen scheint sich damals fest vorgenommen zu haben, genau den Tracen seines Vorgängers nachzugehen, vielleicht nur, um damit der Welt einen neuen Beleg seiner bereits alle Anerkennung genießenden Energie und Consequenz zu geben und um einen einmal früher gethanen Ausspruch, daß Sebastopol durch den directen Angriff, wenn ihm nur der gehörige Nachdruck gegeben werde, zum Fall gebracht werden könne, zu erhärten. Mit andern Worten: mir scheint, daß seine Motive bei dem Beharren auf dem eingeschlagenen Wege persönlicher Art waren und eine neue Bewährung seiner fast sprichwörtlich gewordenen Energie von ihm höher in Anschlag gebracht wurde, als die Entfaltung bedeutender strategischer Geschicklichkeit. Es ist des Haudegens Art und es läßt sich eben dagegen nichts einwenden, als daß es bedauernswerth erscheinen muß, daß eben dieser Haudegen nach reiflicher Erwägung der beste und tauglichste Mann war, um ihm das Heft in die Hand zu geben.

Die günstigen Verhältnisse, welche General Pelissier bei der Uebernahme seines Commandos vorfand, existiren jetzt nicht mehr. Er mochte damals etwa 120,000 Mann Franzosen unter seinem Befehl haben. Heute hat er deren wol nicht mehr als 95,000 Mann. Volle 25,000 Mann sind, auch wenn man mäßige Berechnungen zu Grunde legt, in den täglichen Kämpfen und Gefechten, in den drei Hauptactionen, die seitdem stattfanden und durch Krankheiten zu Grunde gegangen. Das ist ein größerer Verlust, als der, welchen

Digitized by Google

die Armee muthmaßlich in zwei großen Feldschlachten erlitten haben würde, in der ihre gesammten Streitkräfte engagirt gewesen wären.

Die Frage, welche sich uns als die allerdringendste aufwirft, ist die: wird die französische Regierung einen Mann, der sichtlich ohne Plan und ohne höhern leitenden Gedanken die Armee in mechanischen Stößen gegen schwer überwindbare Hindernisse, die man gleichwol vom Rücken her (Eupatoria) isoliren und damit zum Fall bringen konnte, der schnellen Zertrümmerung aussetzt, — wird das Gouvernement zu Paris diesem Mann noch weiterhin das Commando überlassen? Ich denke, man hat Grund, zu Gunsten der guten Sache, um die es sich hier handelt, daran zu zweifeln. Aber nur der sollte bei Ertheilung des hohen Postens in Berücksichtigung gezogen werden, der im Stande ist, einen neuen Gedanken in das Wirrsal der seitherigen Operationen hineinzutragen.

Correspondenzen.

Aus Hannover. Man darf sich im übrigen Deutschland über die Schwere der jüngsten Vorgänge im Königreich Hannover nicht dadurch täuschen lassen, daß von beiden Seiten sowenig eigentlicher Lärm und Staub erregt wird. Der Niedersachse ist zwar durchgehends von sicherm Rechtsgefühl erfüllt, aber von langsamer Sinnlichkeit und einer ruhigen, fast schwerfälligen Art sich zu äußern.

Eine andre Ursache erklärt es noch besser, warum das Mitgefühl des außenstehenden deutschen Volks von seinem hartbedrängten Brüderstamme in diesen schweren Tagen sowenig eifrig in Anspruch genommen wird. Die Regierung hat nicht umsonst das Bundespreßgesetz einige Monate vor dem Zusammentritt der Stände durch einfache königliche Verordnung in Kraft treten lassen. Sie wußte ohne Zweifel so gut wie irgendeiner ihrer constitutionellen Gegner, daß sie sich damit der bestimmtesten Gefahr aussetzen werde, von den Kammern einer Verfassungswidrigkeit geziehen und demgemäß behandelt zu werden. Sie wird die taktischen Vortheile, welche ihr die Verkündigung gab, eben höher geschätzt haben, als die nicht zu verkennende Gefahr. Das Bundespreßgesetz hat die Eigenthümlichkeit, seine Gegenstände aus der Sphäre klarer öffentlicher Rechtsverhältnisse in die Sphäre geheimer persönlicher Einflüsse zu versetzen. Es unterwirft die Handlanger und die capitalbesitzenden Eigenthümer der Presse beinahe ohne jede zuverlässige Schranke dem Wohlwollen irgendeiner im Dunkeln bleibenden, in ihren Sympathien schlechterdings nicht zu berechnenden und völlig unverantwortlichen Persönlichkeit, damit die schutzlose Lage der Einen, verbunden mit der einflußreichen Furcht der Andern über den unabhängigen Schriftsteller denjenigen Zaum verhänge, den man ihm mit den Gefahren seiner persönlichen Verantwortlichkeit gegen das Publicum und die Gerichte aufzuerlegen nachgrade wol verzweifeln mag. Man führt durch allerlei schöne Hinterpforten die stille, eine löbliche Polizei nicht compromittirende Censur der

Verleger ein. Dieser Erfolg des allgemeinen deutschen Preßgesetzes, mag er nun genau die Absicht des Gesetzgebers ausdrücken oder nicht, ist in Hannover wenigstens bereits zu einer Thatsache von öffentlichem Geheimniß geworden. Er hat dem Ministerium soweit Luft gemacht, daß es für seine Pläne nur noch den leichter stumm zu erhaltenden Widerstand der Rednerbühne in den Ständen, nicht mehr den lautern, bleibendern und ungleich weiter reichenden Widerstand der Tagespresse zu berechnen braucht. Diese Erleichterung ist dem Lande gegenüber nicht gering anzuschlagen. Sie ist aber noch weit mehr, ja im Augenblick beinahe alles dem übrigen Deutschland gegenüber, das grade in der hannoverschen Landespresse bisher noch gewohnt war, Meinung und Ausdruck sich decken zu sehen, während es nun das Schlimmste aus zahmen Redensarten oder gar aus einem weniger verständlichen als beredtsamen Stillschweigen entnehmen soll.

Es ist nie Sitte in den hannoverschen Kammern gewesen, durch schwungvolle Reden und starke Worte zu glänzen. Die Vorträge der gefeiertsten parlamentarischen Kämpfer, vom Platze aus und daher ohne stilistische Vorbereitung gehalten, haben immer nur durch ihren Inhalt überzeugen, niemals durch die Form zu Bewunderung und Beifall hinreißen können. Solange Stüve und Lehzen ihr gegenwärtiges Ansehen behaupten, wird es bei dieser Gewohnheit sein Verbleiben haben. Die beiden Vorantäge des Verfassungsausschusses, denen die Regierung am 13. Juli mit der Vertagung der Stände geantwortet hat, sind daher auch zu einer Wirkung in die Ferne sowenig geeignet, wie gelegentliche Gefühlsausbrüche von Wyneken und dem Rittmeister v. Münchhausen in der ersten, von Lehzen und Stüve in der zweiten Kammer. Sie sind nur dem Kenner der hannoverschen Zustände auf der Stelle einleuchtend, auch ihm vielleicht nicht einmal recht aus der Seele gesprochen. Das beeinträchtigt abermals den Eindruck der jüngsten hannoverschen Ereignisse im weiteren Vaterlande. Nach einer andern Seite hin aber sind die gegenwärtigen Führer der Stände selbst nicht von einem Unterlassungsfehler frei zu sprechen, der sich schwer genug an ihrer guten Sache rächt. Sie haben mit geringen Ausnahmen von jeher und bis zuletzt gegen die Zeitungspresse eine ganz vormärzliche Gleichgiltigkeit gezeigt. Sie haben es unter anderm mit angesehen, daß das einzige größere unabhängige Blatt des Inlandes, von einem an sich sehr braven und tüchtigen Manne aus Berlin geleitet, im Punkte der inländischen Interessen bis auf den heutigen Tag so gut wie verwaist geblieben ist. Eine wachsame und ihrer politischen Aufgabe recht bewußte Parteigenossenschaft hätte das nicht geduldet, sondern sich aus einem so gelegenen Stoff ein Organ geschaffen, an dem das ganze Land bald mit dauerhafter Theilnahme festgehalten hätte. Das war dann vom Augenblick der eintretenden Gefahr eine höchst gewichtige, wenn auch vielleicht unscheinbare Waffe, deren nachdrucksvollen Schläge die durchweg freigesinnte Provinzialpresse freudig unterstützt hätte. Nicht getragen von den anerkannten Häuptern der Bevölkerung, und nicht gewohnt, in alle öffentlichen Angelegenheiten des Landes ein kräftig Wörtlein dreinzureden, mußte die Zeitung für Norddeutschland vollends verstummen, als die Angst vor Verwarnungen und Entziehung der Concession von ihrem Herausgeber Besitz ergriff. Hätte sie früher lauter und eindringlicher zu sprechen sich befleißigt, so würde sie selbst nach dem letzten 1. März noch manches jetzt nicht zu wagende Wort haben herausſagen können.

Digitized by Google

In gleicher Weise bestraft es sich, daß die Männer von bewährtem Charakter und von überlegenem politischen Geist unter den hannoverschen Liberalen sich nicht von jeher systematisch mit den großen Nachbarzeitungen in Verbindung erhalten haben. Würden diese nicht vorwiegend von wenig eingeweihten Literaten von Fach besorgt, sie könnten in Hannover augenblicklich nicht nur den höchsten Dank einer geängsteten, freier Meinungsäußerung bedürftigen Bevölkerung verdienen, sondern auch für sich selbst reichliche Seide spinnen. Aber wie Stüve in seiner letzten großen Rede pro domo zur Erhaltung seiner geliebten Verfassung sagte: dem Verfassungsausschuß, also der intellectuellen Blüte beider Kammern sind die allerdings für verfassungswidrig erachteten Ausführungsverordnungen der Regierung zum Bundespreßgesetz und zum Bundesvereinsgesetz gänzlich in den Hintergrund getreten vor der überwiegenden Bedeutung der eigentlichen Verfassungsfrage, der Frage nämlich, ob Stüves erste Kammer von 1848 der vormärzlichen Adelskammer wieder weichen solle oder nicht. Diese Ueberschätzung der ständischen Thätigkeit im Verhältniß zu den übrigen Aeußerungen des politischen Lebens im Volke ist wenigstens seit 1848 jedenfalls veraltet. Seit auch der letzte Spießbürger, der Bauer im abgelegensten Dorf tagtäglich nach der Zeitung greift, um außer von kriegerischen Ereignissen und Königsfahrten auch etwas von Finanzen, Rechtsinstituten und socialen Zuständen seiner Heimat zu erfahren, sammelt sich in den jährlich nur einmal ein Vierteljahr lang versammelten Kammern bei weitem nicht alles mehr auf, was es an politischen Wünschen und Gedanken im Lande gibt. Die unendliche Mehrzahl findet für ihre Interessen die Vermittlung der Tagespresse weit bequemer und selbst zuverlässiger als die der Stände, in deren Petitionsausschuß manche wohlgemeinte Eingabe unberücksichtigt liegen bleibt. Was das gedruckte Wort nicht leistet, das thut das gesprochene in zahlreich entstehenden Vereinen von Berufsgenossen auch wol eher noch als eine Bittschrift an die Landesgesetzgebung, deren Wirkung der Absender gar nicht zu berechnen vermag.

In diesen veränderten Umständen liegt vielleicht nicht nur die beste Erklärung für die herrschende verhältnißmäßige Lauigkeit der Stimmung im hannoverschen Volk, sondern auch eine nicht geringe Beruhigung für die Gegenwart, eine große Ermuthigung für die Zukunft. Als Ernst August 1837 das Staatsgrundgesetz aufhob, stellte er damit den Inbegriff aller Unterthanenrechte dem Staat gegenüber in Frage. Er unterwarf die Landesfinanzen königlicher Willkür, während noch kein bedeutendes Unternehmen im Lande entstehen konnte, es sei denn mit materieller Unterstützung der Staatskasse. Er formte die Vertretung des Volks in den allgemeinen Ständen um und veränderte damit das einzige Gefäß, in dem der Wille der Bevölkerung damals einigermaßen zum Ausdruck gelangen konnte. Die Wirksamkeit der Gerichte beschränkte er zugleich mit ihrer Unabhängigkeit; diejenige der Verwaltungsbeamten, dieser willenlosen Werkzeuge in der Hand des Leiters, dehnte er über alles Maß aus. Mit einem Worte, das ganze öffentliche Leben Hannovers mußte sich den Principien des Absolutismus anbequemen. Nichts der Art wäre jetzt auch dem entschlossensten und klügsten Despoten mehr möglich. Die Freiheit, die vor 1848 nur in den Ständen zu athmen schien, hat jetzt tausend kräftige Lungen an ebensoviel verschiedenen Orten bekommen. Wo wäre die Faust, sie mit einem Griff für immer zu erdrücken? Jetzt sorgen Vereine der verschieden-

Digitized by Google

sten Art, Zeitungen in jeder halbwegs namhaften Stadt dafür, daß jedermann an den öffentlichen Dingen wenigstens passiven Antheil nehme. Auf hundert Gleichgiltige kommt denn doch immer ein eifriger und muthiger Geist. Daher wäre es freilich weise gewesen, wenn die ständischen Führer den Verordnungen zum Bundespreßgesetz und Bundesvereinsgesetz mindestens dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet hätten wie den Vorlagen zur Umgestaltung der ersten Kammer; aber daran ist nicht zu denken, daß mit der einen jener Verordnungen dem Vereinswesen, mit der andern der Zeitungspresse nun sogleich das Lebenslicht ausgeblasen worden wäre. Sie mäßigen beide ihren Ton gegen die verfassungswidrigen Schritte des Ministeriums, und enthalten sich vielleicht am sichersten gänzlich der Bearbeitung von Gebieten, auf denen mehr Gift als gesunde Frucht geerntet wird; allein ihr Umkreis ist heute nicht mehr so eng abgesteckt, daß sie außer den brennenden Fragen des Verfassungslebens nichts mehr zu besprechen fänden. Grade den andern Feldern der Oeffentlichkeit, der socialen und ökonomischen Entwicklung aller Zustände ist heutzutage das volle Gesicht des Volksgeistes zugewendet, und auf ihnen liegen daher auch die Lorbeeren dessen, der heute in Zeitungen schreiben und in gemeinnützigen Vereinen sprechen will. Das ist kein Unglück, sondern eine nothwendige Reaction gegen die früher vorherrschende einseitige Uebertreibung des constitutionellen Wesens. Finanzen und ständische Vertretung sind wichtige Stoffe für den Antheil eines politisch mündigen Volks; aber weder die einzigen, noch die zu jeder Zeit vorwiegenden. Nachdem vom Mittelpunkt, vom Staat aus die kleineren Kreise der Gemeinden und der Provinzen erst einmal zu selbstständigem Leben erwärmt worden sind, ist es ihnen nicht zu verdenken, daß sie im abstracten Leben des Staats nicht mehr völlig aufgehen wollen. Sie empfinden nachgrade, daß auch in den gesellschaftlichen Bedürfnissen des Menschen eine natürliche Reihenfolge besteht, die man nicht ungestraft überspringt. Sich um die Angelegenheiten des Staats eher und stärker zu bekümmern als um die der eignen Gemeinde ist vielleicht eines Philosophen würdig, aber nicht eines einfachen Bürgers.

Wir ziehen aus diesen Betrachtungen den tröstlichen Schluß, daß die verfassungsfeindlichen Mächte in Hannover noch nicht gesiegt haben werden, wenn der Widerstand der Stände gewaltsam beseitigt ist, sondern daß der Kampf dann erst recht auf zahllosen zerstreuten Punkten von neuem anbrechen, und endlich in der Befreiung aller Lebenssphären von dem überwältigenden und verödenden Despotismus der Staatsgewalt ausgehen wird. Schon rüsten sich allerorts die Freiwilligen, die in diesem friedlichen, aber an Spannung wie an Wechselfällen und an Triumphen reichen Kriege den großen Massen der Bevölkerung tiraillirend voranziehen werden, die Pioniere des Fortschritts in der Tagespresse und in den Vereinen aller Art. Wir wünschen ihnen auf ihrem langen Marsch die reichliche Gunst von Wind und Sonne.

Pariser Brief. Der Zweikampf zwischen Madame Ristori und Fräulein Rachel dauert fort, und seit einigen Tagen zerfällt Paris in eine Reihe von langen Queues. — Man macht überall Queue, bei der Rachel, bei Madame Ristori und vor den Zeichnungsanstalten für das neue Anlehen. Das Kunstinteresse und die Kunst, Interessen aus nichts zu ziehen, werden beide mit großer Lebhaftigkeit gepflogen.

Die Industrieausstellung hat endlich auch ihre Queue, jenes untrügliche und ausschließliche Zeichen des Erfolges bei einer pariser Unternehmung. Ohne Queue kein Ruhm, ohne Queue keine Unsterblichkeit. Der Industriepalast kann sich bisher, trotz der fortschreitenden Gunst beim hiesigen Publicum, nur einer speciellen Queue erfreuen. Nämlich dem Krondiamanten wird diese schmeichelhafte Auszeichnung zu Theil. Alle anderen Kunstwerke der modernen Industrie kann man ganz à son aise bewundern. Es gibt deren nicht wenige, und wer die Leistungen der Sevresfabrik, der Gobelins und von Beauvais — die französischen Model-, Decorations- und Seidenwaaren, die Bijouteriegegenstände — die französischen und englischen Töpfererzeugnisse ohne Befriedigung betrachtet, der kann von sich sagen, daß er ein sehr schwieriger Mann sei. Die Maschinen, die nun im Gange sind — die orientalische Industrie, welche sich endlich im vollen Staate befindet, gewähren nicht minder großes Interesse. Wir wünschten blos die nöthige Geduld, um alles so recht zu beschreiben, wie es der Mühe sich lohnte. — Aber in dieser Hitze hat man schon genug gethan, wenn man die Pracht der Industrie und Kunst für sich allein genießt. Der Leser mag warten. Wem die Zeit zu lange wird, der benutze einen der sogenannten Expositionstrains, die bald aus allen Enden von Deutschland um geringes Geld deutsche Wißbegierde nach Paris bringen werden.

Die Regierung hat wol manchem einen Theil am Spaße verdorben, indem sie die Augustillumination zum Besten der Wittwen und Waisen der Krimsoldaten unterdrückte. Sie hat jedenfalls gut gethan, und es ist billig, daß man sich hier inmitten der Bequemlichkeiten des Lebens und der Freuden des Friedens an die Leiden sovieler Braven in der Krim erinnere.

Also die Besucher, die uns im Monate August zuströmen, werden zwar um das Schauspiel des illuminirten Paris verkürzt, aber sie kennen sich auf reichliche Entschädigung in anderer Beziehung gefaßt machen. Die Königin Victoria und ein Theil ihrer Familie werden um jene Zeit in Paris erwartet und wie man sich leicht denken kann soll nichts verabsäumt werden, um die Schuld der Dankbarkeit abzuzahlen, welche der Kaiser durch den Empfang, der ihm in England geworden, eingegangen ist. Die Vorbereitungen, die man trifft, sind großartig und das Schauspiel, das der königlichen Gäste von jenseits des Strandes harrt, verspricht an die Zeit von Ludwig XIV. zu erinnern. Wenn es sich um öffentliche Schaulust handelt, kennt die französische Eitelkeit weder unter der Republik noch unter der Monarchie Grenzen für ihre Freigebigkeit. Daß die Königin Victoria mit ihrer Familie in St. Cloud wohnen werde, ist bekannt. Die für sie eingerichteten Appartements sollen eine treue Copie ihrer Gemächer in Windsor Castle werden, und die für die neue Einrichtung angewiesenen Credite, betragen die Summe von 300,000 Franken. Hiergegen ist wenig einzuwenden, es ist selbstverständlich, daß der Kaiser von Frankreich die Königin von England mit kaiserlicher Pracht empfangen will. Weniger einverstanden sind wir mit dem Gedanken, das Museum des Louvre vierzig seiner vorzüglichsten Gemälde beraubt und damit die Gemächer der Königin Victoria geschmückt zu sehen. Das Museum ist Nationaleigenthum und in diesem Augenblicke sogar Eigenthum der ganzen gebildeten Welt. Die Regierung hat kein Recht, diese Kunstschätze aus der Galerie zu holen, um sie in ein Privat-

Digitized by Google

schloß zu bringen, wo sie eher zufälligem Schaden ausgesetzt sind, als in dem selbst in Zeiten revolutionärer Uebergriffe vom Volke geschonten Louvre. Schon der Transport ist eine kitzliche Sache und wir begreifen, daß H. Niewkerke, der doch nur ein Knecht seines Herrn ist, es nicht über sich bringen konnte, die seiner Aufsicht vertrauten Kunstwerke ohne Protestation von sich zu lassen. Natürlich wird sich die Gastfreundschaft des Hofes nicht auf das Louvre allein beschränken. Man denkt an verschiedene militärische Schauspiele. In den kaiserlichen Theatern der Oper, der komischen Oper und des Theater français, werden sogenannte Galavorstellungen stattfinden. Für Versailles ist ebenfalls Hoftheater angesagt und man spricht vorzüglich von einer Beleuchtung des Parkes wie zur Zeit Ludwigs XIV. Die Anstalten dazu sind vorhanden, und mit Hilfe der seither gemachten Fortschritte kann dieses interessante Schauspiel noch prachtvoller werden als unter Ludwig XIV.

Freilich sind im Schlosse große Veränderungen vor sich gegangen — aus dem Wohngebäude der legitimen Monarchie hat der Bürgerkönig zum Theil auf eigne Kosten ein Nationalmuseum gemacht und nur der Park, Groß- und Kleintrianon behielten ihre ursprüngliche Gestalt. Die Königin Victoria wird bei dieser Gelegenheit die Gemächer besichtigen können, die ihr Ludwig Philipp in Versailles einrichten ließ, und die sie niemals bezogen hat. Nun macht ihr eine andere Dynastie die Honneurs — die spanischen Heirathen — die Februarrevolution sind längst vergessen, obgleich noch gestern die Welt beschäftigend. Heute ist es der Neffe des mit englischem Gelde und durch einen englischen Feldherrn besiegten Napoleon, an dessen Arme Englands Königin die verschwundene Herrlichkeit der Bourbonenmonarchie in Schau nehmen wird.

Die Königin wird nur geringes Gefolge mit sich führen, aber die reichen Engländer werden ihrer Königin eine freiwillige Escorte machen. Die Hälfte der großen Familien Englands wird nach Paris kommen, um hier während der Anwesenheit der Königin ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Von den sonst angekündigten Monarchen dürfte kaum einer kommen — es wäre denn der König von Dänemark oder der König von Sardinien. König Leopold kommt nicht und Oestreichs Kaiser ebenfalls nicht. Letzterer hat seine guten Gründe und wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß diese Macht zu jener Zeit nicht einmal einen Gesandten hier haben werde, zur Begrüßung der Königin Victoria.

Was nun den Empfang der Königin betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß derselbe sehr herzlich ausfällt. Die Königin Victoria wird hier sowol als ein Muster des constitutionellen Königthums, sowie auch als Frau verehrt, ob aber der Empfang sich so enthusiastisch gestalten wird, wie jener des Kaisers in London, ist noch eine Frage. Die Franzosen sind im Ganzen herabgestimmt, und wir haben also keinen Begriff von der Wirkung, welche die Erscheinung der Königin Victoria hier hervorbringen wird. Die Neugierde wird jedenfalls sehr groß sein und die vielen Fremden, welche gegenwärtig in Paris sich befinden, mögen dem Enthusiasmus der Einheimischen leicht unter die Arme greifen.

Das Theater macht während der Exposition fast Anstrengungen. Augiers Le mariage d'Olympe ist bereits über die Bühne gegangen und Paul Maurice Paris wird heute oder morgen zum ersten Male aufgeführt. Augiers neues Stück behandelt die Fortsetzung von Alexander Dumas Sohn demi monde. Er beginnt

mit dem Ende, das wahrscheinlicher ist. — Die Frau der Halbwelt weiß ihren Mann in ihr Garn ganz zu verstricken, dieser heirathet sie. Nun beginnt die Schwierigkeit des Stückes: H. Augier nahm in der Schilderung seiner Heldin das lateinische Sprichwort: naturam furca expellas zum Motto und hatte Recht. Unrecht hatte er sich die Genialität zuzutrauen, einen solchen Charakter psychologisch richtig und zugleich dramatisch interessant und annehmbar durchzuführen. Herrn Alexander Dumas Fils Erfolg hat dem jungen Dichter geschadet — nicht nur die nachgrade unerträglich werdende, der pariser Welt wie der französischen Literatur zur Schmach gereichende ausschließliche Behandlung von Stoffen aus der Lorettenwelt verdanken wir dem unglücklichen glücklichen Griffe von Dumas mit dessen dame aux camelias — auch diese Jagd auf witzige Worte sent son Dumas à mille lieux. Ein witziges Wort ist amüsant, aber es ersetzt lange keine Situation, noch den Gang dramatischer Ereignisse. Das Stück hat insofern dem Leben seine Motive entnommen, als in der Heldin Fräulein Constance vom Variététheater, im Helden der Marquis von Gallifet geschildert werden. Der Schluß ist ebenfalls ein der pariser Wirklichkeit entlehnter. Marquis de Ventalba, ein Spanier, hatte vor 15 Jahren seiner Schwiegertochter eine Kugel durch den Kopf gejagt und hierauf sich selbst entleibt, weil die Frau seines Sohnes diesen entehrte. Mais à Paris on ne meurt pas de si peu — weder der Skandal noch die Kugel haben die erwähnte Dame getödtet — diese befindet sich noch heute wohl und nur der stolze Spanier ist ein Opfer seines großen Ehrgefühls geworden. Auch Fräulein Constanze befindet sich wohl in ihrem früheren Stande und der Prätendent ihrer Hand — schlägt sich in der Krim. Schon aus diesen Angaben müßte der dramatische Schriftsteller gelernt haben, daß die Realität des Lebens nicht allein hinreiche, ein Stück wahr zu machen — Balzac hat uns in seinen Romanen die unwahrscheinlichsten und unwahrsten Herzens- und sonstige Geschichten aufgedeckt — aber Balzac hatte Genie und H. Augier hat nur ein kleines Talent. Seine mariage d'olympe ist ein Modefabrikat und noch dazu ein schlechtes. Von Paul Maurices Stück wissen wir blos, daß es am Vorabende der ersten Aufführung von der Polizei verboten wurde, weil diese sich plötzlich besann, daß ein Stück unter Napoleon III., welches die Geschichte von Paris wiederzugeben beansprucht, nicht mit Bonaparte dem General der Republik schließen könne. Paul Maurice protestirte vergebens gegen diese Censur einer ganz neuen Art. Er mußte im Interesse des Directors, der schon die größten Auslagen gemacht hatte, sein Stück selbst leimen und dieses endet mit Napoleon I. Kaiser der Franzosen. Was können doch Regierungen allem sein, wenn sie sich nur die rechte Mühe geben! Wenn diese kleinliche Schwierigkeitenmacherei den Zweck hat, die Erbärmlichkeit unsrer Zeit zu zeigen, so hat sie ihren Zweck erreicht, aber weder dem Kaiserthume von ehemals noch dem heutigen ist viel damit geholfen. Was das neue Stück an Decorationswundern und Costümen bringen wird, das mag aus dem Umstande entnommen werden, daß die erste Generalprobe von fünf Uhr Abends bis zum andern Morgen dauerte. Auch haben Director und Verfasser nach langer Consultation gefunden, es dürfte nicht unzweckmäßig sein, einige leise Schnitte dem Drama des Herrn Maurice zu versetzen. Noch eines neuen Theaters, dem musikalischen Schwanke gewidmet, können wir gedenken: Les bouffes parisiens, in dem Offenbach in den Champs elysées

Digitized by Google

derzeit versucht, die Pariser zu amüsiren durch musikalische Farcen aller Art. Wir wünschen ihm und seinen Zuhörern alles Glück.

Aus Konstantinopel, 5. Juli. — Wenn man das Verfahren der französischen und britischen Heerführer in der Krim beobachtet, möchte man fast vermuthen, Europa habe seine großen militärischen Experimente zu Anfang dieses Jahrhunderts umsonst gemacht, es seien während der Kriege Napoleons keine großen, leitenden Principien an den Tag gekommen — es fehle überhaupt an solchen im ganzen Kriegswesen und dieses sei ein auf den Zufall gestelltes, von keinem geistigen Hauche durchwehtes, von keiner Maxime erfülltes Ding. Man möchte glauben, ein Unternehmen ähnlicher Art, wie das der Verbündeten gegen die Krim, sei noch nicht dagewesen; es existirten keine Regeln für die Operationen einer auf einem feindlichen Strande gelandeten Angriffsarmee; die Franzosen hätten vordem nicht einen solchen Krieg in Aegypten, die Engländer nicht einen andern in Portugal und Spanien geführt. Mehr noch, man ist versucht zu glauben, in England wie in Frankreich sei vor Ausbruch des Kampfes nie eine Eventualität wie die eines Krieges wider Rußland in ernste Erwägung gezogen worden. Vielleicht ist letztere Vermuthung nicht ganz ohne Grund; mindestens dürfte es lohnend sein, die Möglichkeit hier flüchtig in Erörterung zu ziehen.

Wer mit den militärischen Institutionen Preußens und Oestreichs bekannt ist, wird wissen, daß in diesen beiden Staaten im Wege der Voraussicht etwa eintretenden Kriegsfällen eine große Aufmerksamkeit gewidmet wird. In Preußen hat man vor allen Dingen drei mögliche Fälle fest ins Auge gefaßt, einen dereinstigen Krieg gegen Frankreich, gegen Oestreich und gegen Rußland und diesen drei Kriegen entsprechend den ganzen, Preußen angrenzenden Raum in drei Theater (Kriegstheater) eingetheilt, von denen ein jedes dem Studium einer besondern Section des in Berlin seinen Standort habenden „großen Generalstabs" zugewiesen ist. Man darf annehmen, daß im Wege der Berathung alle auf diesen drei Kriegstheatern möglicherweise eintretenden Fälle in Erwägung gezogen worden, daß Gutachten und Entwürfe in Betreff der Grundzüge späterer Operationen ausgearbeitet worden sind und daß in diesem ganzen Bereich kein wichtiger Fragepunkt existirt, über den nicht tief gehende und gründliche Untersuchungen angestellt worden wären. Aehnlich verhält es sich in Oestreich, nur daß hier für die Maßnahmen der militärischen Voraussicht ein anders genanntes Organ, nämlich anstatt eines großen Generalstabes eine Operationskanzlei besteht.

Unter allen Umständen darf man annehmen, daß Frankreich nicht durchaus ohne eine ähnliche Einrichtung ist, aber dermaßen ist der factische Fall eines Bündnisses zwischen dieser Macht und England und der gemeinsame Krieg gegen Rußland, zu dem dasselbe führte, unerwartet eingetreten, daß man muthmaßlich einen Krieg im Orient und zumal im schwarzen Meere und auf dem Boden der Krim zuvor gar nicht in den Kreis der im voraus anzustellenden Berechnungen hineingezogen hatte. Wäre dem nicht so, hätte man in Frankreich den Pontusfeldzug vorher studirt gehabt, hätte, als die ersten Dispositionen behufs desselben getroffen wurden, auch nur eine reife Ansicht, ein einziges bewährtes Urtheil darüber festgestanden, so würde es un-

Digitized by Google

erklärbar sein, daß deßungeachtet bei Einleitung des Unternehmens so eclatante Mißgriffe vorkommen konnten.

Sie kennen meine Ansicht über den Entschluß, den Krieg nach der Krim zu tragen. Gegen die Wahl des Objectes kann durchaus nichts eingewendet werden. Hier war der vortheilhafteste Boden für den Kampf einer Armee gefunden, deren Operationen sich auf die Beihilfe einer bedeutenden, den Euxin beherrschenden Flotte stützte. Außerdem war eine Halbinsel, die man in acht bis zehn Marschtagen durcheilen konnte, ganz der Macht von noch nicht siebzigtausend Mann proportional, mit der man den Krieg eröffnete. Aber wenn man gleich anfangs nicht mehr Kräfte daran setzen wollte, mußte man sich auf einen Ueberfall beschränken. Es galt also einen Sturm auf Sebastopol, gleich nachdem man den Rayon der Festung erreicht hatte, oder einen Schlag gegen das Heer des Fürsten Menschikoff. Der Flankenmarsch des letztern auf Baktschi Serai war nur für den eingetretenen Fall eine vortreffliche Maßregel, daß man gegen allen gesunden Sinn sich gegen die Stadt, anstatt gegen die Feldarmee wendete. Suchte man letztere auf, so hielt sie entweder zum zweiten Mal Stand, wie an der Alma, und durch den damals gemachten Fehler ihre Mitte anzugreifen, anstatt ihren rechten (strategischen) Flügel zu umgehen, gewitzigt, brachte man ihr dies Mal eine entscheidende Niederlage bei, oder sie wich und kam letztlich bei Perekop an, bis wohin man ihr folgte. Aber diese Betrachtungen sind ziemlich müßig, da man es unterlassen hatte, die gelandete Heeresmacht durch Beigabe von Verpflegungscolonnen (es waren dazu etwa 15—20,000 Packpferde nothwendig) operationsfähig zu machen.

Eins war mit der Geringfügigkeit der anfänglich angreifenden Streitkräfte nicht zu vereinigen, das Streben nach einer dauernden Besitznahme der Halbinsel. Als Ziel konnte ein Feldherr, der an der Spitze von etwas mehr wie 60,000 Mann landete, es sich nur setzen, flüchtige Schläge auszutheilen, möglichst weit vorzudringen und entweder dadurch Veranlassung zu geben, sich die nothwendigen Nachschübe zusenden zu lassen oder letztlich wieder an Bord der Flotte zu gehen. Ich setzte voraus, daß man zu diesem Zweck am „alten Fort" einen mit dem Werke communicirenden Waffenplatz anlegen, die Türken mit der Ausführung und Besetzung desselben beauftragen und sich damit eine Basis schaffen würde. Dieser Gedanke hat sichtlich den ersten Operationen untergelegen, aber man verließ ihn leider zu früh.

— — 5. Juli. — Von einem hier in Umlauf begriffenen Gerücht, rücksichtlich der von Frankreich, wie es heißt in Gemeinschaft mit England, verlangten Ueberlassung von je zwei Dardanellen- und Bosporusschlössern und einem weiten Lagerterrain bei Maslack werden sie schon anderweitig gehört haben. Sie wissen, daß ich an und für sich geneigt bin, an der Wahrheit der Nachricht zu zweifeln; indeß wird dieselbe mir nichtsdestoweniger von vielen Seiten mitgetheilt und man macht Thatsachen zu ihrer Beglaubigung geltend, die an und für sich nicht in Abrede gestellt werden können und zwischen denen einerseits und der in Rede stehenden türkischen Concession möglicherweise ein Zusammenhang existirt. Factum ist es, daß man in der Umgegend von Maslack seit mehren Wochen an ausgedehnten Lagerbaracken arbeitet; sodann, daß auf dem

asiatischen Ufer des Bosporus, in Skutari, oder vielmehr Hayder Pascha ein ähnliches englisches Hüttenlager bereits fertig dasteht; endlich, daß neuerdings Vermessungen auf dem Terrain diesseits zwischen den Höhen von Flamur und der abgebrannten türkischen Kriegsschule angestellt wurden, um muthmaßlich das hier bestehende Feldlazareth noch weiter auszudehnen und mit dem in der Kriegsschule etablirten in unmittelbare Verbindung zu setzen.

Wenn das erwähnte Gerücht seine Bestätigung finden sollte, werden viele Blätter und Blättchen, zumal regierungsfreundliche und halboffizielle, in Deutschland nicht ermangeln, Zeter zu schreien und die Westmächte offen anzuklagen, daß sie das in Besitz nehmen wollten, was gegen Rußland zu vertheidigen sie zum Zweck des Kriegs gemacht. Wie ich die Sache ansehe, handelt es sich bei dieser Maßregel für die Verbündeten selbstredend nur um eine temporäre Besetzung. Ich muß gradezu in Abrede stellen, daß irgendeine kundgewordene drohende Stimmung unter Türken oder Griechen sie bewegen könne, Schlösser an den Meerengen zu fordern, auch daß sie irgendein Motiv haben mögen, eine gewaffnete Hand auf Stambul zu legen; was sie bezwecken, erscheint einzig und allein dies zu sein, Konstantinopel als Hauptbasispunkt einzurichten, damit der Feldzug des nächsten Jahres, welcher natürlich mit Mitteln und Kräften ganz andern Umfangs geführt werden wird, eines local gut situirten Stützpunktes und vorgeschobenen Etappenortes nicht entbehre.

— — 12. Juli. — Die Periode, in welcher die im Mai eingetroffenen massenhaften Verstärkungen der Verbündeten diesen eine namhafte Uebermacht über die Russen verliehen, und es ihnen namentlich anheim stellten, von der Mitte jenes Monats an die Initiative sich zu wahren, und gleichzeitig gegen die Tschernaja hin, gegen Kertsch und die Festung selbst offensiv aufzutreten, scheint nunmehr an ihren Schluß gelangt zu sein. Wir stehen damit abermals am Ende einer Operationsepoche, die sich über anderthalb Monate erstreckt, und mit der Uebernahme des Commandos der französischen Armee durch General Pelissier anhebt. Sie wird nicht durch einen neuen Plan, welchen man den Operationen hätte zu Grunde legen können, gekennzeichnet, sondern lediglich durch die größere Energie, mit der man auf den vorher schon beschrittenen Wegen vorwärtszudringen bemüht ist. Die Unternehmung gegen Kertsch, gegen die kleinen Häfen am asowschen Meere und gegen Anapa bildet im Ganzen nur eine verhältnißmäßig unbedeutende Episode, denn die damit gewonnenen Resultate blieben der Hauptsache nach unbenutzt.

Was der in Rede stehenden Periode ihren Grenzstein setzt und den Beginn einer neuen verkündet, in der andere Verhältnisse zum Dominiren berufen scheinen, sind die Zuzüge, welche neuerdings die russische Feldarmee erhalten hat. Wir sehen dieselbe, infolge jener, wiederum ein weiteres Terrain occupiren, den Verbündeten von den Höhen der Farm Makenzie hernieder die Fronte eines Corps von 40,000 Mann zeigen und eine Spitze gegen Tschorgun hin vorschieben. Alles Kennzeichen dafür, daß Fürst Gortschakoff sich für ausreichend stark erachtet, seinen Gegnern gegenüber die Rolle der mehr passiven Defensive aufzugeben und zu einer mehr activen Vertheidigung überzugehen.

Es kann nicht verkannt werden, daß die bloße Kundgebung solches Entschlusses

Digitized by Google

schon einen merkbaren Einfluß auf die Maßnahmen des französischen Generalissimus ausgeübt hat. Am Schlusse des vorigen Monats waren es zwei Unternehmungen, die bestimmt schienen, zu einer neuen Phase von Kriegführung überzuführen, und eine dritte war in der Vorbereitung begriffen; man wollte einerseits ein starkes Armeecorps auf dem Plateau der Farm Makenzie festen Fuß fassen lassen, andererseits den Malakowthurm unter allen Umständen nehmen und somit den Fall der Karabelnaja vorbereiten — endlich hatte man in Absicht eine neue maritime Expedition zu unternehmen, deren Bestimmung muthmaßlich das Sumpfmeer sein mochte, und mittelst welcher man möglicherweise hoffen durfte, auf die russischen Verbindungen, die in Perekop wie in einem engen Hals zusammenlaufen, einzuwirken.

Alle diese Pläne scheinen auf der Annahme gefußt zu haben: die Russen würden durch etwa die Hälfte der verbündeten Streitkräfte vor Sebastopol im Zaum gehalten werden können, und man vermöge die andere Hälfte mit freier Ungebundenheit zu verwenden. Nachdem man die Verstärkung des Feindes um etwa 40,000 Mann erfahren hatte, mußte man auf sie Verzicht leisten, weil die Voraussetzung, der sie ihr Dasein verdankten, nicht mehr existirte. Nicht nur Bosquet wurde zurückberufen, um bei Inkerman Stellung zu nehmen, sondern man ging in Betreff des Angriffs gegen den Malakowthurm von der brüsken Form des unvorbereiteten Sturmes zu einer äußerst langsamen und methodischen über. Was die maritime Unternehmung angeht, so scheint sie entweder ganz aufgegeben worden zu sein, oder nur im reducirten Maßstab zur Ausführung zu kommen.

Was nunmehr zu erwarten steht, ist eine Operationsepoche, die möglicherweise bis zum Schluß des nächsten Monats reichen dürfte und in welcher die Verbündeten sich wieder von außen, d. h. von jenseits der Tschernaja her, enger gebunden befinden werden. Weder zu einem Schlage gegen die russische Feldarmee noch zu einer ins Gewicht fallenden maritimen Expedition wird General Pelissier in diesem Zeitraume ausreichende Kräfte haben. Aber es ist nichtsdestoweniger möglich, daß seine Energie endlich auf dem Punkte, dem er jetzt seine Hauptanstrengung zuwendet, nämlich gegenüber dem Malakowthurme und dem Stadttheil der Karabelnaja triumphirt.

Wie es scheint will man in Paris immer erst durch die allerdringendsten Umstände zur Nachsendung von bedeutenden Massen gezwungen sein. Nachdem man den ganzen Monat Juni hat verstreichen lassen, ohne einen neuen Heertheil nach dem Orient zu senden, wird die Rückkehr der russischen Feldarmee zur offensiven Vertheidigung es zu Wege bringen, daß man ein viertes Corps endlich abgehen läßt. Dieses wird im September an Ort und Stelle sein, und es kann die Dinge bis zum Winter balanciren. Was dann werden wird, das entzieht sich aller menschlichen Voraussicht.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Zwei während des wiener Congresses von dem Großherzog Carl August zu Sachsen-Weimar geschriebene vertraute Briefe.*)

Wien, 22. October 14.

Heute empfing ich einen Brief von Dir, der alt war, vorher aber zwey andere die neuer das Licht der Welt erblickt hatten. — Den Graf Almazy sehe ich hier tägl. da er die Aufwartung bey'm Gz. v. Baden hat; er ist gepuzt wie ein Pfingstochse, und die Leute halten ihn für verrückt. Nach Veterani will ich fragen. Mein Husten, nachdem er 5 Wochen stark war, hört nun auf, aber ganz kann ich ihn nicht los werden, bey den hiesigen Winden, und dem Staube.

Du wirst schon wissen daß erst am 1. Nov. der eigentliche Congreß eröffnet werden soll; das heißt so viel, daß die größeren Mächte unter einander sich vergleichen wollen, um am 1. Nov. zu declariren, was geschehen soll. Dieses besondere Fest ist abzuwarten. Unsere Privatlage wird sich auf einige Zeit verbessern, aber da die Folgen des jetzigen Congresses wahrscheinl. von der Art sein werden, daß sie neues Elend über Europa bringen werden, so ist obige Verbeßerung doch nur temporair. Unweißheit und Egoismus beseelen die hiesigen Berathschlagungen und der gute Wille der so viele Menschen belebte, ist schändlich in die Schanze geschlagen worden. Mann hat viel von Napoleon gelernt, unter andern auch die Frechheit. Diese trat bei ihm vor seinem Falle ein: vielleicht ist diese Erscheinung das Zeichen des Uebelbefindens mancher Großen. Da alle Briefe eröfnet werden, so kann mann sich nicht ordentlich herauslassen, schon zu viel sage ich hier in diesem Briefe: ich schreibe deßwegen auch selten. Wegen Dankelm. hat es glaube ich Wolzogen übernommen ihm in Rußland weitere Anstellung zu verschaffen. Edl. wird Dir darüber schreiben. —

Sachsen, halte ich vor der Hand, für verlohren. Sart. gefällt mir nicht, er

*) Für die Echtheit dieser Briefe bürgt die Redaction. Sie sind ohne wesentliche Kürzungen ausgetheilt, da nur die wenigen Stellen weggelassen sind, welche es zu leicht machen würden, den Empfänger zu errathen, der nicht bekannt zu sein wünscht. D. Red.

macht gewaltige Pretenſionen und iſt dabey ſehr ſchwerfällig; Gersdorf und Edl. mögen ihn auch nicht. Ein paar ſehr ſchöne warme Tage haben wir gehabt, ſonſten iſt das Wetter meiſtens kalt und ſchlecht; die Feſte bey Gelegenheit des Jahrestages der Schlacht von Leipzig waren claſſiſch ſchön, und geriethen ſehr gut.

Lebe wohl, ich muß nach Hof. C.

Wien, 5. Februar 15.

Nun ſind wir balde am Ende. Die Hauptſache, das Schickſal Sachſens, iſt ausgeſprochen, es wird zerrißen! im Laufe dieſer Woche muß der Tractat deshalben geſchloßen werden, weil Lord Caſtlereagh nach London eilt, und ein Reſultat mitbringen will. Die Engl. geben Sachſen Preiß und die Franz. ſchweigen ſtill. Uns wird Erfurth und Fulda zu Theil werden, obgleich Oeſtr. gerne an Bayern Fulda gäbe. Die Pr.(eußen) nehmen ſich ſelbſt unſrer an; Sie umfaßen uns ganz, deßwegen müſſen wir in ihr Horn blaſen, und dafür wollen Sie für uns Sorge tragen: Auch meinetwegen! auf dieſe Welt komme ich nicht wieder, wenn die freye Wahl mir dazu gelaſſen wird; es geht zu arg darin zu. Den hieſigen Auffenthalt habe ich nun dicke ſatt, indeſſen kann ich nicht eher weg, bis daß der Knoten geſchürzt iſt, und hauptſächl. die Grundzüge der künftigen Verfaßung Deutſchlands ausgeſprochen ſind. Unſre Exiſtenz ändert ſich, in Anſehung des Ranges und des Rechts auf dem Reichstage zu ſtimmen, gänzlich; und da es nun einmahl hier ſo lange gedauert hat, ſo muß mann den Kelch bis auf die Hefen austrinken, um ſich nichts hinterdrein, daß mann etwas verſäumt hätte, vorwerfen zu können: hoffentl. geht es aber zu Ende dieſes Monaths auseinander.

Meine Frühjahrs Uebel fangen an, ſeit ein paar Tagen ſich zu regen, und die Nieren thun weh; bis jetzt hat ſich meine Geſundheit gut gehalten, von morgen an, will ich wieder anfangen zu reiten.

Mit Wolzogen, Edling, Gersdorf, habe ich die größten Urſachen äußerſt zufrieden zu ſeyn, und ich muß mich glückl. ſchätzen dieſe Leute bey mir zu haben: ohne ſie wäre ich hier verrathen und verkauft. Die Oeſtreicher, weil ich unter R.(ußiſcher) und P.(reußiſcher) Protection ſtehe, wollen uns nicht wohl, und möchten ſchaden wenn ſie könnten. Die Erbärmlichkeit welche hier herrſcht, überſteigt allen Glauben; in Tirol und in Italien macht ſich das hieſige Gouvernement ganz verhaßt, ſogar in Dalmatien. Schwäche, Ungeſchicklichkeit, Falſchheit ſind die Grundzüge ſeines Characters. Leerheit iſt der des bon tons in Wien.

Leb wohl. Schreib balde. C.

Digitized by Google

Neue hiſtoriſche Schriften.

Das deutſche Volk, dargeſtellt in Vergangenheit und Gegenwart, zur Begründung der Zukunft. Leipzig, T. O. Weigel. 1855. —

Dieſe von uns ſchon mehrfach angeführte ſchätzenswerthe Sammlung iſt durch mehre neue Beiträge bereichert worden. Der bedeutendſte darunter iſt eine Monographie über den General Pappenheim von Johann Eduard Heß, ein ſehr fleißig und ſorgfältig ausgearbeitetes Werk, faſt ausſchließlich nach Urkunden bearbeitet, die Frucht jahrelanger Studien über den dreißigjährigen Krieg und ein höchſt wichtiger Beitrag zum Verſtändniß jener merkwürdigen Zeit. Wir wünſchten lebhaft, daß in ähnlichen Monographien auf das Detail der Geſchichte näher eingegangen würde, da wir an allgemeinen Ueberſichten keinen Mangel haben, und da es jetzt vorzugsweiſe darauf ankommt, uns mit den kleinen Zuſtänden und Entwicklungen vertraut zu machen, die der gewöhnliche Geſchichtſchreiber in ſeinem eiligen Lauf überſieht. — Die Geſchichte des deutſchen Kriegsweſens von Barthold iſt noch nicht weiter geführt worden. Wir behalten uns vor, nach dem Erſcheinen der beiden folgenden Bände darauf zurückzukommen — Ebenſo können wir über die Geſchichte der deutſchen Literatur des 18. Jahrhunderts von J. W. Schäfer nur einige vorläufige Bemerkungen machen. Schäfer hat ſich durch ſeine Biographie Goethes, obgleich dieſelbe vielleicht etwas trockener iſt, als zu wünſchen wäre, das große Verdienſt erworben, in einer leicht faßlichen und doch im Ganzen vollſtändigen Ueberſicht die innere Geſchichte des Dichters dem deutſchen Publicum näher zu bringen. Wenn wir den Plan des gegenwärtigen Werks richtig verſtehen, ſo will der Verfaſſer vorzugsweiſe auf diejenigen Beziehungen eingehen, die in einer allgemeinern Literaturgeſchichte nothwendig zurücktreten, nämlich auf die beſondern Verhältniſſe, unter denen die geiſtige Thätigkeit auch der minder bedeutenden Schriftſteller gedieh und ſich geltend machte, das ſtillere Wirken ihres Einfluſſes in den engern Kreiſen u. ſ. w. In der Vorrede bemerkt der Verfaſſer, daß das Verfahren vor allem in der Literatur des vorigen Jahrhunderts ſeine Berechtigung hat, in welchem der Perſönlichkeit der Autoren ein weiterer Spielraum vergönnt war, und die geiſtige Richtung der Nation weit mehr durch die Schriftſteller beſtimmt und geleitet ward, als dieſe zu ſich heranzog und beherrſchte. Wir können dieſe Methode für den Zweck des gegenwärtigen Werks nur billigen, denn eine eigentlich kritiſche Geſchichte der Literatur, der es mehr darauf ankommt, die bleibenden Leiſtungen zu conſtatiren und die Spreu vom Weizen zu ſondern, iſt für ein unbefangenes Leſebuch keine angemeſſene Aufgabe. Wenn man dagegen auf die Beziehungen der Schriftſteller zum wirklichen Leben eingeht, ſie aus

demſelben herleitet und darauf wieder zurückbezieht, ſo wird dadurch ein Stück deutſchen Lebens hergeſtellt, welches das Verſtändniß unſrer eignen Zuſtände nur fördern kann. — Vollendet iſt ein anderes Werk: „Mythe, Sage, Mähre und Fabel im Leben und Bewußtſein des deutſchen Volks;“ 3 Bände, von Ludwig Bechſtein. Der Verfaſſer hat ſich die Aufgabe geſtellt, den poetiſchen Inhalt, den das Volk gewiſſermaßen ſelbſt producirt, in ſeinem innern Zuſammenhang zu entwickeln. Er ſucht zunächſt das Gebiet der Sage als urſprüngliche Form des religiöſen Bewußtſeins feſtzuſtellen, geht dann auf den Einfluß ein, den ſchriftliche Auffaſſungen auf die Vorſtellungen des Volks ausübten, und verfolgt dieſen Einfluß bis in die neueſte Zeit, wo die Märchendichtung nicht mehr naturwüchſig, ſondern mit einer gewiſſen Reflexion ausgeübt wird; dann ſucht er die Sagen geographiſch zu ordnen, an die Beſonderheiten der deutſchen Volksſtämme und ihre ſittliche Beſtimmtheit anzuknüpfen; zuletzt gibt er eine literarhiſtoriſche Ueberſicht über die gelehrten und poetiſchen Arbeiten, die in ſein Fach einſchlagen. — Das Studium des germaniſchen Alterthums, ſo außerordentlich bedeutende Arbeiten es auch bereits hervorgebracht hat, iſt doch immer noch erſt in der Periode des Werdens, und die Gelehrten, denen die kritiſche Sonderung des Echten und Unechten obliegt, können durch frühzeitige Populariſirung ihrer Forſchungen nicht grade erbaut werden. Auf der andern Seite hat aber auch das Volk das Recht, eine vorläufige Einſicht in dieſes ihm ſo naheliegende Feld zu verlangen, und ſo werden dergleichen Arbeiten, ſo unfertig ſie auch ſein mögen, immer mit Dank aufgenommen werden. Wir hätten nur gewünſcht, daß der Verfaſſer den belletriſtiſchen Schriftſteller weniger hervortreten ließe, als es geſchehen iſt. —

Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie depuis 1804 jusqu'à 1850 par le docteur Barthélemy-Sylvestre Cunibert, ancien médecin en chef au service du gouvernement Serbe, 2 T. Leipzig, Brockhaus. —

Ein höchſt werthvolles und nach gewiſſenhaften Studien ausgearbeitetes Werk, welches umſomehr als eine Quelle für die ſerbiſche Geſchichte angeſehen werden kann, da der Verfaſſer bei ſeinem langjährigen Aufenthalte in jenen Gegenden ſich eine lebendige Anſchauung der wirklichen Zuſtände erworben hat. Daß er das Land, welches ihm werth geworden iſt, in ſeiner allgemein hiſtoriſchen Bedeutung überſchätzt, darf man ihm nicht verargen, da dieſes Urtheil auf ſeine Darſtellung keinen Einfluß ausübt. So groß oder ſo gering der innere Werth jener Zuſtände ſein mag, in ihnen liegt eines von den am ſchwerſten zu löſenden Räthſeln der europäiſchen Zukunft verborgen. So günſtig auch im gegenwärtigen Augenblick die öffentliche Meinung für die Türken geſtimmt iſt, weniger aus innerer Sympathie, als aus Haß gegen

Digitized by Google

den gemeinschaftlichen Feind, so wird es doch wol nur sehr wenige geben, die ernstlich an eine längere Zukunft für die Fortdauer des osmanischen Reichs glauben möchten. Es kommt also vor allen Dingen darauf an, sich klar zu machen, ob diese für den Weltverkehr so wichtige Ländermasse in der That dem Schicksal unterworfen ist, von Rußland oder Oestreich verschlungen und so jeder natürlichen Entwicklung beraubt zu werden, oder ob die einzelnen Theile Lebenskraft genug haben, nach einer selbstständigen Existenz zu streben. Für die Beantwortung dieser Frage ist das gegenwärtige Werk eine wichtige Vorarbeit. Es ist außerdem bequem und selbst anziehend geschrieben und wird deshalb auch auf das größere Publicum seine Wirkung nicht verfehlen. —

Diplomatisches Handbuch. Sammlung der wichtigsten europäischen Friedensschlüsse, Congreßacten und sonstigen Staatsurkunden vom westphälischen Frieden bis auf die neueste Zeit. Mit kurzen geschichtlichen Einleitungen herausgegeben von Dr. F. W. Ghillany. Nördlingen, Beck. —

Die Sammlung, deren Plan wir schon im Frühern angezeigt haben, ist jetzt bis zur ersten Lieferung des zweiten Theils fortgesetzt; es fehlt nur noch die zweite Lieferung. Der zweite Theil enthält die Actenstücke über die innern Verhältnisse Deutschlands seit Auflösung des deutschen Reichs, die Actenstücke über Schleswig-Holstein und die Verträge in Beziehung auf die orientalische Angelegenheit. — Daß bei der Unzugänglichkeit der größern diplomatischen Handbücher für das Publicum ein wohlfeiler und gedrängter Auszug wünschenswerth ist, haben wir schon früher angeführt, und die Auswahl und Arbeit des Verfassers ist im Ganzen verständig und sachgemäß. Auf das Weitere gehen wir bei der Vollendung des Werkes ein. —

Histoire de la révolution française. 1789. Les constituants par M. A. de Lamartine. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. 1855. —

Mit dem vierten Bande ist dieses Werk, welches gewissermaßen zur Einleitung der Geschichte der Girondisten dient, geschlossen. Der Tod Mirabeaus bildet die Scheidegrenze zwischen beiden. — Es geht Lamartine in seinen historischen Werken gewöhnlich so, daß er am Anfang seinen Plan sehr breit und ausführlich anlegt, daß er dann aber allmälig ermüdet und zuletzt mit ungestümer Hast vorwärts eilt. So steht auch dieser Band an Ausführlichkeit den früheren bei weitem nach, aber er liest sich nur um so pikanter, und da man bei dem berühmten Dichter und Redner, der sich selbst in seinen politischen Excursen stets von der Improvisation bestimmen läßt, und dem nicht blos die Praxis, sondern selbst der Begriff der Kritik abgeht, ein eigentlich historisches Werk nicht erwarten wird, so mag man sich dem Strom seiner Beredtsamkeit um so ungestörter überlassen, da seine Wirkung nur für den Augenblick aus-

Digitized by Google

reicht und also im Ganzen unschädlich ist. Man trägt weder richtige noch falsche Begriffe davon, man hat sich nur von dem Zauber der Sprache einwiegen lassen. — Wir wollen das Schlußurtheil Lamartines über die Bedeutung jener Zeit hier folgen lassen: „Die constituirende Versammlung hatte einen Mangel an Einsicht oder an Willenskraft bewiesen, als sie den Tag nach dem 14. Juli versäumte, einen unmächtigen König und einen verdächtigen Hof unter höflichen Formen zu entfernen und unter einem beliebigen Namen die Dictatur in die Hände zu nehmen. Freilich konnte sie diese Dictatur nicht selbst ausüben, denn die Versammlungen haben tausend Zungen, aber keine Hände, sie denken, aber sie handeln nicht, wenn sie sich nicht, wie der Nationalconvent, in einen unverantwortlichen Ausschuß concentriren, der an Stelle der Dictatur die Tyrannei setzt. Aber es standen der constituirenden Versammlung Männer zu Gebot, die durch ihren Geist, ihren Rang und ihre Popularität hinreichend dazu bestimmt waren, zeitweise über die Nation jene durch kein Gesetz beschränkte Magistratur auszuüben, welche alle Völker in Zeiten der höchsten Noth zu ihrem Wohl für nothwendig erachtet haben. So war die Lage und das Bedürfniß Frankreichs 1790. Zur Schande der Staatsmänner dieser Versammlung muß man sagen, sie begriffen ihre Aufgabe nicht; nur die Volksführer begriffen sie. Erleuchtet durch die revolutionäre Flamme, die sie zugleich begeisterte und verzehrte, waren Marat, Robespierre und Danton die einzigen, welche damals dieses Mittel vorschlugen, das allein der Revolution Kraft, Gedeihen und vielleicht Mäßigung geben konnte. Zwischen Mirabeau, Lafayette und dem Herzog von Orleans, die alle drei zur Dictatur berufen schienen, mußte die Versammlung sich entscheiden. Die Natur hatte sich für Mirabeau erklärt, die Popularität für Lafayette. Der eine wie der andere konnte die Verantwortlichkeit über sich nehmen, Frankreich in Belagerungszustand zu erklären, während es seine Organe erneuerte und sein Leben auf der Schwebe stand. Mirabeau war dieser Stellung als Staatsmann, Lafayette als Patriot gewachsen. Der eine konnte steigen wie Marius, der andere abdanken wie Sulla. Der erste wäre uns lieber gewesen, aber beide waren der unvermeidlichen Anarchie vorzuziehen, welche die Monarchie, die Republik, die Revolution und Frankreich verschlingen sollte. — Der Himmel und die menschliche Thorheit haben anders entschieden. Indem man diese traurige und doch erhabene Geschichte schreibt, wird man bald von Bewunderung der Philosophie, die sie hervorrief, ergriffen, bald von Schmerz über die Ereignisse, die sie verwirren. Ueberall sagt man: Ruhm sei der Revolution, Nachsicht den Menschen. So ists auch in der Natur. Die Ideen sind göttlich, die Menschen sind Menschen. Das Gewicht der Idee, die sie tragen, erdrückt sie; sie tragen sie einige Schritte, dann lassen sie sie fallen in die Erschöpfung oder ins Blut. Es bedarf Generationen, um eine

Digitized by Google

Idee bis an den Ort zu tragen, welchen die Vorsehung ihr bestimmt, d. h. bis zur festen Einrichtung. Wir wollen uns nicht entmuthigen lassen: Der Mensch ist kurz, die Menschheit ist lang und Gott ist ewig." —

Beiträge zur italienischen Geschichte. Von Alfred von Reumont. 3. und 4. Band. Berlin, Decker. 1855. —

Die leichte weltmännische Methode, in welcher Herr von Reumont arbeitet, ist bekannt; es kommt ihm mehr darauf an, von den Ergebnissen seiner Studien den Schaum abzuschöpfen, als ihm eine feste, abgerundete und dauerhafte Gestalt zu geben. Allein für kleine Beziehungen, die man bei vorgefaßten Meinungen oder auch nur bei einem ernsthaften folgerichtigen Streben leicht übersieht, hat er ein feines Auge und seine Beschreibung ist anziehend und belebt. Unter den kleinen Aufsätzen, die diese beiden Bände enthalten, heben wir ihres Interesses wegen folgende hervor: Cardinal Wolsey und der heilige Stuhl; die ständische Verfassung des Mittelalters in Savoyen und Piemont; Benvenuto Cellinis letzte Lebensjahre; die letzten Zeiten des Johanniterordens und bonapartische Erinnerungen in Toscana. — So bilden nun diese vier Bände, zu denen man als Ergänzung noch die Caraffa von Maddaloni und die Jugend Katharinas von Medici hinzufügen muß, zwar kein geschlossenes Ganze, aber doch eine interessante Zusammenstellung von Studien über den nämlichen Gegenstand, die grade ihres monographischen Charakters wegen den historischen Sinn des Publicums zu fördern geeignet ist. —

Die Freidenker in der Religion, oder die Repräsentanten der religiösen Aufklärung in England, Frankreich und Deutschland. Von Dr. L. Noack. 3 Bde. Bern, Jent & Reinert. —

Zwar ist es augenscheinlich die Absicht des Verfassers, durch diese Sammlung für seine eigne Ueberzeugung, die Ueberzeugung des gemäßigten Deismus, Propaganda zu machen, aber man muß ihm zur Ehre nachsagen, daß er sich möglichst objectiv gehalten hat. Er gibt Auszüge aus den Hauptschriften der Philosophen und sucht dieselben in einen innern Zusammenhang zu bringen, ohne ihnen zu sehr Gewalt anzuthun. Er erklärt in der Vorrede, seine Meinung sei keineswegs, das denkende Bewußtsein unsrer Zeit könne sich noch bei den einseitigen und kahlen Resultaten des sogenannten Zeitalters der Aufklärung befriedigen. Die wahre, unsrer Zeit allein angemessene Form der religiösen Aufklärung erzeuge sich fortwährend aus der Philosophie durch Popularisirung ihrer Resultate. Um indessen dergleichen Resultate wirklich zu populariſiren, muß man auf der Höhe der Philosophie stehen, und Männer, die soweit gekommen sind, pflegen sich mit populären Schriften im engern Sinne nicht gern abzugeben. Am schwersten ist es, eine Geschichte der Philosophie zu

Digitized by Google

populariſiren, weil dieſe gewöhnlich durch Vorausſetzungen beſtimmt wird, die der Maſſe des Publicums ganz fremd ſind. Die Tendenz der Schrift wird ſchon durch die Auswahl der Aufklärer bezeichnet. In den beiden erſten Bänden, wo die Engländer und Franzoſen behandelt werden, trifft man die gewöhnlichen Namen wieder an; im dritten Bande finden wir folgende Schriftſteller: Dippel, Edelmann, Wolff, Reimarus, Bahrdt, Mendelsſohn, Baſedow, Steinbart, Maubillon, Leſſing, Kant, (35 Seiten), Fichte, (11 Seiten), Strauß und Feuerbach. Die Populariſirung Kants und Fichtes ſieht zuweilen ſehr drollig aus. —

Der Kampf um das ſchwarze Meer. Hiſtoriſche Darſtellungen aus der Geſchichte Rußlands. Von Theodor Mundt. Braunſchweig, Weſtermann. —

Statt „hiſtoriſche Darſtellungen" hätte der Verfaſſer ſeine Schrift auch als novelliſtiſche Darſtellungen bezeichnen können, denn obgleich der Stoff der Geſchichte angehört, iſt die Behandlung durchaus im Feuilletonſtil. Dagegen wäre an ſich nichts zu ſagen, denn der Gegenſtand verdient, unſerm Volk immer wieder von neuem eingeſchärft zu werden und man darf kein Mittel verſchmähen, durch das man leichtern Zugang gewinnen kann. Allein Herr Mundt hat dem Feuilleton zu Liebe die natürliche Ordnung und Folge der Geſchichte ziemlich ſtark durcheinandergeworfen und ſein Stil verliert ſich zuweilen in Schwulſt und Manierirtheit. Wäre das Buch rein zur Unterhaltungslectüre beſtimmt, ſo würden dieſe Fehler weniger hervortreten, da der Geſchmack eines großen Theils im Publicum mit dem Geſchmack des Schriftſtellers übereinſtimmt; aber da es zugleich beſtimmte Anſichten und Ueberzeugungen vertreten und verbreiten ſoll, wäre etwas mehr Ernſt und Beſtimmtheit im Ausdruck zu wünſchen geweſen. Am beſten hätte der Verfaſſer gethan, die Regierungszeit der Kaiſerin Katharina II., innerhalb deren ſich ſeine Geſchichte bewegt, in ihrer Totalität darzuſtellen und nach der gewöhnlichen hiſtoriſchen Methode zu verfahren: die Quellen zu ſtudiren, ſie kritiſch zu prüfen, dann den Bericht möglichſt überſichtlich zu gruppiren u. ſ. w. —

Zur ſechshundertjährigen Jubelfeier der Stadt Königsberg. Hiſtoriſche Erinnerungen an Königsbergs Zuſtände ſeit ſeiner Erbauung von Dr. F. W. Schubert, Geh. Regierungsrath und Profeſſor. Königsberg, Schubert & Seidel. —

Wir knüpfen an dieſe Gelegenheitsſchrift, die mit der bekannten Sorgfalt und Gründlichkeit des Verfaſſers ausgearbeitet iſt, eine allgemeine Betrachtung, die ſich auf das Schickſal der altberühmten Univerſität Königsberg bezieht. Schon ſeit der Gründung der Univerſität Berlin iſt man allmälig zu der Ueberzeugung gekommen, daß die kleinern Univerſitäten ſich auf die Dauer nicht werden

Digitized by Google

halten lassen. Seit der Zeit hat sich vieles ereignet, was dem Fortbestehen und Gedeihen derselben immer mehr Abbruch thun muß. Durch die Eisenbahnen sind die großen Städte einander so nahe gerückt und außerdem hat sich die Verschiedenheit der Theuerung so ausgeglichen, daß der einigermaßen bemittelte Student es selten für nöthig hält, in seiner Provinzialuniversität zu bleiben, daß er sobald als möglich nach der Residenz eilt, wo ihm reichere Bildungsmittel zu Gebote stehen und wo er sich auch leichter eine wirksame Protection zu erwerben hofft. Die Idee von der romantischen Isolirtheit des Studentenlebens, mit welcher Schleiermacher bei der Gründung der Universität Berlin die kleinern Lehranstalten in Schutz nahm, schwindet mehr und mehr aus der Phantasie der Zeitgenossen; und wenn sich auch jeder noch gern an jene träumerischen Jahre erinnert, so erkennt man doch mehr und mehr, daß träumerische Zustände zu den sonstigen Voraussetzungen unsres Zeitalters nicht mehr stimmen. Die Centralisation wird immer weiter um sich greifen und noch viele von den kleinen Universitäten verschlingen. Es wäre aber ein sehr ernster Verlust für Deutschland, wenn dieses Schicksal auch einmal Königsberg bevorstände; denn Ostpreußen ist der gefährdete Vorposten der deutschen Cultur und wenn man ihm seine geistigen Lebenssäfte entzieht, so wird es immer weniger im Stande sein, seine Aufgabe zu erfüllen. Die Gefahr des allmäligen Verkümmerns liegt aber in der That nahe. Jeder Gelehrte von einiger Bedeutung strebt dem Mittelpunkt in der Cultur zu und es müssen besondere Umstände zusammentreffen, wenn er sich nicht bemühen soll, der isolirten Stellung sobald als möglich zu entfliehen. Hier ist es nach unsrer Ansicht Sache des Staats, thätig einzugreifen. Die Fortdauer des geistigen Lebens in der Provinz ist mit seinen eignen Interessen aufs engste verknüpft und um diese zu erhalten, muß er Opfer bringen. Nur wenn der akademische Lehrer hoffen kann, in jenem entlegenen Posten sich auch äußerlich eine günstigere Stellung zu erwerben, als anderwärts, wird es der Universität gelingen, ihre bedeutendern Kräfte festzuhalten und das ist für das Gedeihen der deutschen Cultur im Allgemeinen eine dringende Nothwendigkeit. —

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates zum Vortrag und Selbstunterricht. In zwei Bändchen. Von Prof. Karl Rosenberg. Erstes Bändchen. Berlin, Vereinsbuchhandlung. —

Ein zweckmäßig eingerichtetes Compendium, welches vorzüglich für den Gebrauch von Schulen eingerichtet ist und gedrängt, aber doch deutlich die Hauptsachen der preußischen Geschichte zusammenstellt. —

Lebenserinnerungen von Christoph Heinrich Pfaff, mit Auszügen aus Briefen. Kiel, Schwers. —

Der 1852 verstorbene Conferenzrath Pfaff hat in dem langen Lauf seines

Lebens Gelegenheit gehabt, mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der deutschen Literatur auf eine vertraute Weise bekannt zu werden und seine Denkwürdigkeiten bieten daher viel interessantes Material. Er wurde in der Stuttgarter Karlsakademie erzogen bis 1793, studirte dann in Göttingen und machte in den Jahren 1795—97 eine Reise durch Italien. Nach seiner Rückkehr lernte er Schelling, Jacobi, Stolberg kennen und wurde auch mit den norddeutschen Kreisen, auf deren Wichtigkeit wir vor kurzem aufmerksam gemacht haben, mit Berger, Rist u. s. w. vertraut. Abgesehen von der Einsicht in die literarischen Zustände, die wir aus diesen Denkwürdigkeiten gewinnen, werden uns auch einzelne Aufschlüsse über die politischen Beziehungen Deutschlands zu Dänemark zu Theil. Etwas Weitschweifigkeit wird man dem alten Herrn, der sich um die Medicin und Naturwissenschaft große Verdienste erworben hat, gern nachsehen. —

Geschichte des Volkes Israel von Vollendung des zweiten Tempels bis zur Einsetzung des Mackabäers Schimon zum hohen Priester und Fürsten. Von Dr. L. Herzfeld, braunschweigischem Landesrabbiner. Erster Band. Nordhausen, Büchting. —

Der Verfasser erzählt die Geschichte seines Volks aus einer sehr dunkeln Periode mit einer Genauigkeit, die fast ängstlich zu nennen ist und die eine sehr dankenswerthe kritische Grundlage bilden würde, wenn wir nur mit der Methode der Kritik überall einverstanden sein könnten. Das ist aber keineswegs der Fall. Am lebhaftesten wird man das Ungenügende derselben empfinden, wenn man die ziemlich ausführliche Kritik über das Buch Esther, welche an den Schluß dieses Bandes gestellt ist, ins Auge faßt. Der Verfasser findet selbst bei der Betrachtung der Geschichte, daß sie an vielfachen innern Unwahrscheinlichkeiten leidet und sich selbst häufig widerspricht. Er findet ferner, indem er die Localität und das Costüm, in welches sie verlegt ist, ins Auge faßt, daß sie gegen alle Voraussetzungen der wirklichen Geschichte streitet, kurz, daß die ganze Erzählung einen sagenhaften, oder bestimmter ausgedrückt, da die Absicht und Reflexion zu deutlich hervortritt, einen romanhaften Charakter an sich trägt. Nun ist es immer möglich, daß solchen Romanen irgendein historischer Zug zu Grunde liegt, aber wenn gar kein positiver Halt vorliegt, an dem man diese Begebenheit in die wirkliche Geschichte einreihen kann, so pflegt doch sonst der Geschichtschreiber sich damit zu begnügen, daß er erklärt, er wisse den Zusammenhang nicht. Herr Herzfeld aber, in der Ueberzeugung, der Sage müsse ein bestimmtes historisches Factum zu Grunde liegen, und zwar müsse dasselbe am persischen Hofe stattgefunden haben, geht die Reihe der persischen Könige durch und sucht denjenigen auf, dessen uns bekanntes Leben am wenigsten den Voraussetzungen des Buchs Esther widerspricht. Als

Digitized by Google

solchen entdeckt er den Xerres. Zwar widersprechen auch hier die uns bekannten Züge seines Lebens auf das unbedingteste den Vorstellungen des Buchs Esther, aber dadurch läßt sich unser Verfasser nicht im geringsten irren. Er erklärt, der jüdische Referent werde dieses oder jenes in den Einzelnheiten falsch aufgefaßt haben, die Hauptsache aber müsse wahr sein, und er geht in seiner Ueberzeugung soweit, daß er mit dieser Begebenheit sein Geschichtswerk beginnt; und so hat er es auch mit den übrigen Geschichten gemacht. Ueberall befinden wir uns auf unsicherem Boden, Sage und Geschichte werden beliebig durcheinandergeworfen. Der Geschichtschreiber hat aber nicht die Aufgabe, nachzusehen, was von der Sage möglicherweise mit der Wirklichkeit übereinstimmen könne, sondern er hat genau festzustellen: dies ist ein historisch beglaubigtes Factum und dies ist Sage, damit wir einen bestimmten, sichern Standpunkt gewinnen, von dem aus wir die Gesammtheit der Geschichte übersehen können. — Der zweite Band soll die Entwicklung der Religion während dieser Periode enthalten und hier, wo dem Verfasser reichhaltigere Quellen zu Gebote stehen, hoffen wir auf eine correctere und reichhaltigere Darstellung. —

Geschichte der Türkei, von Lamartine, übersetzt von Nordmann. Wien, Wallishauser. —

Die Ausgabe ist bis zur zehnten Lieferung fortgeführt, mit welcher der dritte Band abschließt. Es ist das merkwürdigste Geschichtswerk, das uns vorgekommen ist, das bunteste Durcheinander von Geschichte, Sagen, Anekdoten und Einfällen, das man sich irgend vorstellen kann, dabei aber doch mit vieler Anmuth erzählt und nicht ohne ein gewisses belletristisches Interesse. —

Schweizer Bilder aus der Geschichte des 18. Jahrhunderts, von Prof. Karl Monnard in Bonn. Elberfeld, Friederichs. —

Der Verfasser hat früher das große nationale Werk der Geschichte der Eidgenossenschaft, welches von Johannes von Müller begonnen wurde, für die Periode von 1715—1815 (fünf Bände) in französischer Sprache fortgesetzt. Die gegenwärtige Ausgabe ist eine Zusammenstellung einzelner Bilder aus dieser Periode für das größere Publicum, die jedoch in einem innern Zusammenhang stehen und ein lebendiges Gesammtbild des 18. Jahrhunderts geben. Die Erzählung ist lebhaft, von einer wohlthuenden patriotischen Färbung und beruht auf gründlichen, erschöpfenden Studien. —

Thule. Die phönizischen Handelswege nach dem Norden, insbesondere nach dem Bernsteinlande, sowie die Reise des Phytheas von Massilien. Neu nach den Quellen untersucht von Prof. Moritz Redslob in Hamburg. Leipzig, Hinrichsche Buchhandlung. —

Eine Reihe sehr gründlicher und interessanter Monographien über den

Digitized by Google

Handelsverkehr der alten Welt. Wir wollen nur auf einige von den Resultaten hinweisen. Der Verkehr mit dem Bernsteinlande ist nach dem Verfasser zum großen Theile auf dem Landwege gepflegt worden und zwar ist Holstein der Mittelpunkt gewesen, wo die Waare aus der Ostsee in die Nordsee transportirt und dann auf den deutschen Flüssen weiter gefördert wurde. Was Thule betrifft, so wird zwischen der Insel Thule und dem Lande um Thule unterschieden; das erste ist eine Insel im Kattegat, das zweite die skandinavische Halbinsel. Was die Begründung dieser Ansicht betrifft, verweisen wir die Leser auf das Büchlein selbst. —

Die Donaufürstenthümer. Gesammelte Skizzen geschichtlich-statistisch-politischen Inhalts von J. F. Neigebaur. In zwanglosen Heften. 1. Heft. Breslau, Kern. —

Diese Hefte sind dazu bestimmt, das größere Werk desselben Verfassers über die Donaufürstenthümer, der sich bekanntlich längere Zeit daselbst als preußischer Generalconsul aufgehalten hat, zu ergänzen. —

Sagen aus der Geschichte des deutschen Volks, für die Jugend und das Volk bearbeitet von Ferdinand Bäßler. Mit 8 Illustrationen. Berlin, Decker. —

Das Buch gehört zu einer größern Sammlung, von der seit dem Jahre 1843 bereits acht Bändchen erschienen sind. Die bisherigen Hefte hatten ihre Stoffe den alten epischen Liedern entnommen, in dem gegenwärtigen Band wird theils dasjenige nacherzählt, was von Sagen der deutschen Vorzeit in den Werken der mittelalterlichen Chronisten Aufnahme gefunden hat, theils das, was in neuerer Zeit von den wissenschaftlichen Sagenforschern der mündlichen Ueberlieferung abgelauscht und aufgezeichnet worden ist. Die Sagen sind in acht Gruppen vertheilt. Die erste nimmt ihren Ausgang von der heidnischen Urzeit und führt durch das Zeitalter der Kämpfe mit Rom vor und während der Völkerwanderung bis zum Untergang der gothischen Reiche. Die zweite und dritte Gruppe gibt die Sagen der Longobarden und der Franken, an welche sich in der vierten die Sagen der karolingischen Herrscher anschließen. Die fünfte vergegenwärtigt in einer Reihe von Missionssagen und Legenden die Pflanzung des Christenthums auf germanischem Boden, wie die Einwohnung christlicher Denkart und Sitte in das Leben der Nation. Die sechste Gruppe bildet der thüringische Sagenkreis, dem an Mannigfaltigkeit, Fülle und Continuität durch eine lange Folge von Menschenaltern hin unter allen deutschen Stammsagen nur der longobardische sich vergleichen dürfte. Die Sagen der siebenten Gruppe folgen der deutschen Reichsgeschichte durch das Zeitalter des Ritterthums von Heinrich dem Vogler bis auf Maximilian „den letzten Ritter".

Digitized by Google

Die achte endlich schließt den Cyklus mit Sagen des protestantischen Zeitalters „Ihr Mittelpunkt," fährt der Verfasser in der Vorrede fort, „die markige Heroen und- Prophetengestalt Luthers, ist als die Grenzsäule anzusehen, wie der alten Zeit überhaupt, so auch der Periode der geschichtlichen Sagenbildung. Ueber sie hinaus wagt sich die Geschichtssage immer seltener und schüchterner nur noch etlichen auserwählten Lieblingen der Nation an das helle Licht der Welthistorie nach; und so steht mit Fug und Recht am Schlusse des Ganzen „Ziethen und der Herenmeister" als äußerster Vorposten der Volkssage mitten im Jahrhunderte der Aufklärung." — Das Büchlein ist wegen seiner frischen, ansprechenden Erzählung und wegen der Reichhaltigkeit des Materials allen Freunden unsrer deutschen Vorzeit als eine angenehme und nützliche Lectüre zu empfehlen. —

Les zouaves et les chasseurs à pied, par S. A. R. Msr. le duc d'Aumale. Extrait de la Revue des deux mondes du 15 mars et du 1er avril. Bruxelles, Meline, Cans & Comp. —

Ob diese beiden Schriften wirklich vom Herzog von Aumale herrühren, ist uns nicht bekannt; jedenfalls ist der Verfasser ein Sachkundiger, der seinen Gegenstand nach langer und sorgfältiger Anschauung schildert. Da die Zuaven die Lieblinge unsers Zeitungspublicums sind, so kann eine ausführliche Schilderung dessen, wofür man sie zu halten hat, nur von allgemeinem Interesse sein. —

Vom modernen Festungsbau und Belagerungskrieg.

3.

Bevor ich zur Darstellung der Angriffsoperationen gegen eine Festung übergehe, wollen Sie mir gestatten, die Verhältnisse kurz zu erörtern, welche es wünschenswerth oder selbst nothwendig machen, sich eines Platzes zu bemächtigen. Zwar ist der Glaube, daß man die meisten Festungen unberücksichtigt und, wenn man ein kleines Corps vor ihnen zurückläßt, ohne Gefahr im Rücken der vorwärts marschirenden Offensivarmee liegen lassen könne, in neuerer Zeit und namentlich in Rücksicht auf die großen modernen Befestigungen, arg erschüttert worden: aber das Factum besteht nichtsdestoweniger, daß Napoleon auf allen seinen Feldzügen nur dreimal in den Fall kam, in eine große und auf die Kriegslage influirende Belagerung einzugehen, im italienischen Feldzuge (1796—97) gegen Mantua, im syrischen (1799) gegen St. Jean d'Acre, und im preußischen Kriege von 1806—7 gegen Danzig. Diese drei

Digitized by Google

Plätze sind die einzigen gewesen, welche jemals den Vormarsch der von ihm selbst befehligten Heere zum Stehen brachten und denen es gelang, dem stets dem freien Feld und den großen Bewegungsoperationen zustrebenden Führer gegenüber, die Entscheidung in den Kreis ihrer Enceinte zu bannen. Der Grund davon ist hauptsächlich darin zu suchen, daß in der gewaltigen Kriegsepoche, welcher die Feldzüge Napoleons angehören, die Armeen ganz plötzlich zu einer enormen Größe angewachsen waren, während in Hinsicht auf die Festungen damals neuere Principien noch nicht hatten zur Geltung kommen können. Der syrische und italienische Feldzug sind grade die beiden Ausnahmefälle, in welchen Napoleon eine kleine Armee zu leiten hatte; Danzig aber erreichte schon 1807 die großen Dimensionen unsrer heutigen neuen Plätze. Wenn Napoleon im Stande war, zur Beobachtung dieser oder jener Festung ein Corps von 15—20,000 Mann von seinem Heere abzuzweigen und mit dem Rest weiter zu marschiren, so geschah es, will ich sagen, eben des Umstandes wegen, weil dieser Rest bei einer Gesammtmasse von 100,000 Mann noch 80,000 betrug; seine Vorgänger im siebenjährigen und in den früheren Kriegen, die meistens nur zwischen 40 und 50,000 Mann zu führen hatten, würden nach einer derartigen Detaschirung ihre Armee außer alle Proportion zu der des Gegners gesetzt und eben dadurch die Chancen des Feldkrieges sehr zweifelhaft gemacht haben, weshalb sie sich in der Regel entschlossen, denselben erst dann wieder zu eröffnen, nachdem der belagerte Platz zum Fall gebracht worden war und die Wiedervereinigung mit dem Belagerungscorps möglich wurde. Während es Napoleon nur darauf ankam, eine seinen Rücken gefährdende Festung beobachten oder im äußersten Falle cerniren zu lassen, waren die Feldherrn auf ihre nachdrückliche Bekämpfung und Einnahme angewiesen. Diese Verhältnisse sind, wie ich hoffe, klar und werden nicht mißverstanden werden. Sie sind neuerdings wiederum in der Krim in den Vordergrund getreten, weil die Größe des ursprünglich gelandeten Heeres auch hier (es waren nur zwischen 50 und 60,000 Mann), eine Detaschirung gegen Sebastopol und ein gleichzeitiges Agiren im Felde nicht gestattete; sodann weil diese Festung mit ihren Dimensionen die der Angriffsarmee im Allgemeinen weit überstieg.

Was bei dem großen Umfang der neueren Plätze, zu dem sie zunächst durch die vom Polygonalsystem gebotene Leichtigkeit bedeutende Räume zu umfassen und sodann durch die Befestigung des Vorterrains (detaschirte Forts) gelangt sind, am meisten berücksichtigt zu werden verdient, das ist der Umstand, daß durch gesteigerte Ausdehnung das frühere Größenverhältniß zwischen Festungen und Armeen wieder hergestellt worden ist, oder mit anderen Worten, daß es, auch abgesehen von einer förmlichen Belagerung, einem modernen großen Platze gegenüber nicht mehr statthaft sein wird, ihn mittelst eines einzelnen Corps unschädlich zu machen, sondern daß es hierzu eines bedeutenden

Digitized by Google

Theiles der ganzen Armee bedürfen, mithin eine Maſſentheilung nothwendig werden wird, die man heute ebenſoſehr wie vor hundert Jahren zu vermeiden Gründe hat.

Mit dem allen ſind die eigentlichen ſtrategiſchen Beziehungen zwiſchen der feindlichen Feſtung und der Angriffsarmee, aus welchen ſich die Nothwendigkeit erſtere zu beobachten, zu cerniren oder zu belagern ergibt, noch nicht berührt worden. Es entſteht nämlich zunächſt die Frage: worin denn im Grunde genommen das Zwingende oder die Anziehungskraft beſteht, welche die letztere auf die Offenſivoperationen ausübt, und vermöge welcher ein Theil oder die ganze Maſſe der Angriffsſtreitkräfte in den Kreis ihrer Schlagweite hineingebannt werden. Ich vermag dieſes Verhältniß dem Leſer nicht klar zu machen, ohne auf die Hauptlineamente des großen Krieges mindeſtens ein Streiflicht fallen zu laſſen.

Krieg iſt im Allgemeinen eine Action im Raume; dieſer Raum, welcher gewöhnlich ganze Provinzen und Länder umfaßt, heißt das Kriegstheater. Eine vormarſchirende Armee will durch den Angriff allerdings zunächſt des Feindes Streitmittel vernichten — aber in letzter Inſtanz wird es doch immer dieſes Kriegstheater ſein, welches ſie mittelſt des Sieges in Beſitz nehmen will. Dieſe Beſitznahme kann nun nicht auf die Weiſe geſchehen, daß die Offenſive in der ausgedehnteſten Fronte, beide Flügel an die Grenzen des fraglichen Raumes anlehnend, vorgeht, bis ſie das ganze Theater überzogen hat; an und für ſich würde keine Armee zur Formirung einer ſolchen Fronte ausreichen, und dann würde dieſes Arrangement den Nachtheil haben, daß die Vertheidigung irgendwo mit geſammelter Macht gegen die dünne Angriffslinie anrennen und ſie durchbrechen könnte. Im Gegentheil bewegen ſich die Angriffskräfte meiſtens auf einer oder mehren nebeneinander parallellaufenden und nicht zu weit voneinander entlegenen Straßen. Letztere ſind das, was man in der Kunſtſprache des Krieges die Operationslinie nennt. In Anbetracht, daß die Heeresmaſſen auf dieſen Straßen meiſtens dicht beiſammen gehalten werden, um, wenn die Vertheidigung eine Schlacht bietet, ſchnell concentrirt werden zu können, könnte man annehmen, daß im Kriege nur der von der marſchirenden Armee jeweilig occupirte und zwiſchen ihr und dem Gegner gelegene enge Raum von Intereſſe ſei, daß aber die bereits durchmeſſenen Strecken durchaus nicht in Betracht kämen. Es wäre dies ein großer Irrthum; denn die bereits durchmeſſene Operationslinie iſt es eben, auf welcher alle jene Functionen ſich vollziehen, vermöge welcher die Exiſtenz der Armee geſichert wird; auf dieſen Strecken geht die Nachfuhr alles Bedarfs an Lebens- wie an Kriegsmitteln vor ſich; desgleichen die Nachführung der Verſtärkungen, und außerdem ſind ſie der natürliche Weg, den man in entgegengeſetzter Richtung einzuſchlagen hat, wenn man im Felde eine entſcheidende Niederlage erleiden ſollte. Mit andern

Worten: die Operationslinie einer Angriffsarmee ist zugleich ihre eventuelle Rückzugsstraße. Es leuchtet ein, daß um dieser Umstände willen im Angriffskriege für einen Feldherrn nichts einen so hohen Werth hat, wie die Sicherung seiner rückwärtigen Operationslinie. Gelänge es dem Gegner, sie zu durchschneiden und auf ihr festen Fuß zu fassen, so würden dadurch alle jene oben genannten Functionen ins Stocken gebracht werden; die Armee erhielte keine weiteren Zufuhren an Proviant und Munition, keine Verstärkungen, vermöchte nicht ihre Verwundeten und Kranken zurückzusenden und würde selbst außer Stande sein, sich in Nachrichtverbindung mit der Basis, von der sie ausgegangen wäre, zu erhalten. Käme eine Niederlage in der Fronte dazu, so möchte die Lage gradezu verzweifelt werden und eine große Katastrophe in den meisten Fällen unvermeidlich sein.

Alle Verhältnisse, welche dem Feinde eine Durchschneidung der rückwärtigen Operationslinie zu ermöglichen im Stande sind, oder ihm bei diesem Unternehmen Vorschub leisten können, verdienen also an und für sich die vollste Berücksichtigung der Angriffskriegleitung. Hierhin gehören alle Hindernisse, als da sind große Sumpf- oder Strom- oder Gebirgslinien; weil alles, was im Allgemeinen den Vormarsch erschwert, auch dem Bestreben förderlich sein wird, seine Verbindungen zu unterbrechen. Mehr noch wie die Hindernißlinien gehören aber die Festungen in diese Kategorie, und zwar ganz besonders dann, wenn sie mit den die Operationslinie durchschneidenden Hindernissen in Verbindung treten. Denkt man sich eine in der Nähe der rückwärtigen Marschstraße eines Angriffsheeres gelegene Festung unberücksichtigt gelassen d. h. nicht belagert, nicht eingeschlossen, selbst nicht beobachtet, so ist zunächst klar, daß die Besatzung derselben je nach Umständen die Operationslinie dann und wann beunruhigen, Transporte wegnehmen, Couriere auffangen und in dieser Weise großen Schaden bringen könnte. Derselbe würde sich vermehren, wenn der Gegner ein Corps in den Rücken des Angriffs sendete, indem dasselbe in der Festung ein festes Pivot für seine Operationen finden, mithin viel dreister, als unter anderen Umständen denkbar wäre, auftreten würde. Ja das Vorhandensein der Festung könnte die Hauptmasse der feindlichen Armee bestimmen, sich in den Rücken des Angriffs zu manövriren, wonach eine allgemeine Frontwendung, jedenfalls aber der Krieg in ungünstigere räumliche Verhältnisse für den Angriff eintreten würde.

Bei der Frage, ob eine Festung belagert, eingeschlossen oder beobachtet werden muß, ist es also entscheidend, ob dieselbe in der Nähe der Operationslinie, entweder auf dieser selbst oder in der Flanke des Vormarsches gelegen ist. Liegt sie an einem Strome, an einer Sumpf- oder Gebirgslinie, so steigert sich damit die Bedrohung, welche von ihr ausgeht. Wenn sie in einer entlegenen Gegend des Kriegstheaters liegt und von welcher aus sie nicht auf die

Digitized by Google

Operationslinie des Angreifers einzuwirken vermag, wird immerhin der Umstand Berücksichtigung verdienen, daß schließlich der Hauptwiderstand sich nach dieser Richtung hinwerfen und alsdann der Platz Kern- und letzter Lebenspunkt der Defensive werden kann, unter welcher Voraussetzung der Versuch einer vorherigen Einnahme selbstredend ein durchaus gerechtfertigter ist. Endlich können noch Umstände besondrer Art das Interesse der Offensive, sich in den Besitz einer Festung zu setzen, steigern. Hierzu gehören die Fälle, wenn dieselbe bedeutende Vorräthe umschließt (wie Danzig 1807); wenn sie eine wichtige Communication, etwa ein Defilee oder einen Paß abschließt, endlich wenn sie nach ihrer Eroberung ein bedeutungsvoller Basispunkt für weitere Operationen zu werden verspricht.

Ich will, bevor ich den eben erörterten Fragepunkt verlasse, noch kurz das in Betreff Sebastopols obwaltende Verhältniß berühren. Dächte man sich die Armee der Alliirten von ihrer jetzigen Position aus auf Baktschi Serai und Simpheropol operirend, so ist klar, daß sie der Festung gegenüber ein starkes Corps nicht allein, sondern einen ganzen großen Heertheil zurücklassen müßte, nicht nur um ihre Operationslinie gegen eine Durchschneidung, sondern hauptsächlich, um ihre Basis zu decken. Letztere beruht auf den beiden Punkten Kamiesch und Balaklava, insbesondere auf dem erstern. Wenn man dies berücksichtigt, vermag man sich kaum eine Situation zu denken, in welcher der Angriff durch die Dispositionen, die er genommen, der feindlichen Festung einen weitern Spielraum und zugleich einen entscheidendern Einfluß auf die Kriegsaction gestattet hätte. Das Verhältniß wäre aber sofort ein andres, wenn man sich die verbündete Armee in Eupatoria concentrirt dächte. Die feindliche Operationslinie, welche von Perekop aus an jenem Platze vorüber auf Simpheropol und Baktschi Serai läuft, käme nämlich durch diese Concentrirung der diesseitigen Streitkräfte ihrerseits in den Fall, von Eupatoria aus durchschnitten zu werden. Es würde sich von dem Augenblick an, wo diese Maßregel in Vollzug käme, nicht mehr darum handeln, Sebastopol einzunehmen, sondern nur darum, die russische Armee in einer großen Feldschlacht zu schlagen, denn rings von Bergen und vom Meere eingeengt und ohne Zufuhr von Kertsch und Perekop aus müßte dieselbe ihre derzeitige Position aufgeben, um ihre Verbindung mit dem Isthmus wiederherzustellen. Gesetzt den für sie günstigsten Fall: es gelänge ihr dies, ohne zur Schlacht gebracht zu werden, so würde zur förmlichen Belagerung von Sebastopol alsdann nur noch der Umstand einladen können, daß die Vertheidigung inmittelst eines Rückschlags wiederum die Verbindung mit der Festung gewinnen könnte (siehe oben), in jeder andern Hinsicht wäre eine einfache Beobachtung ausreichend; denn die Uebergabe der Festung wäre von da ab nur eine Frage der Zeit.

Dieses führt mich darauf, hier ein Sachverhältniß klar zu machen, welches

für die richtige Würdigung der Bedeutung der Festungen von ausnehmender Wichtigkeit ist. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß eine Festung, insofern sie eingeschlossen werden kann, nach ihrer Cernirung lediglich auf die innerhalb des Vertheidigungskreises angehäuften Vorräthe angewiesen und letztlich zur Ohnmacht gebracht und in dem Fall ist, sich ergeben zu müssen, wenn diese Vorräthe verbraucht sind, so kann man behaupten: eine jede blockirbare Festung könne durch das bloße Mittel der Einschließung überwunden werden; auch hat es mit dieser Behauptung seine volle Richtigkeit. Allein es ist schon darum nicht das empfehlenswertheste, weil es am langsamsten zum Ziele führt, weil die lange Zeit, welche es erheischt, dem Feinde um so größere Chancen für eine etwaige Umwandlung der Situation zu seinen Gunsten bietet, in deren Folge die Einschließung leichtmöglich aufgehoben werden muß und weil endlich der mit derselben beauftragte Heertheil diese lange Zeit hindurch zu keinen andern Operationen verwendet werden kann.

Im schroffen Gegensatz zu dieser Methode, bei welcher kaum andere directe materielle Verluste entstehen können, als wenn der Feind entweder von innen her oder mittelst einer Diversion von außen die Einschließungslinie zu durchbrechen suchte, steht der sogenannte gewaltsame Festungsangriff. Gleichwie die Einschließung nicht gegen allzuausgedehnte Plätze angewendet werden kann, sind solche gegen den gewaltsamen Angriff sicher gestellt, deren hohe Escarpen und Contrescarpen eine Ersteigung ohne vorherige Bresche, sei es durch Leitern oder andre Hilfsmittel, unmöglich machen. Neuerdings hat Sebastopol einen Beweis dafür geliefert, daß an und für sich dieses Verfahren auch einer jeden mit einer starken Garnison und insbesondere mit einer zahlreichen und machtvollen Artillerie versehenen Festung gegenüber ausnehmend mißlich und wol gradezu unthunlich ist. Es bedarf keiner weitern Erörterung, daß der gewaltsame Angriff in der verhältnißmäßig kürzesten Zeit in den Besitz des Platzes setzt, daß er aber auch gleichzeitig enorme Opfer verlangt, und nur dann gerechtfertigt werden kann, wenn Zeitersparung die höchste Rücksicht ist.

Im September vorigen Jahres befanden sich die Alliirten Sebastopol gegenüber durchaus in solcher Lage. Wenn die Expedition, welche damals nur auf die Wegnahme der Festung hinzielte, gelingen sollte, mußte diese durch einen Handstreich genommen werden d. h. durch den in Rede stehenden gewaltsamen Angriff. Denn nur dann konnte man nachträglich die gelandete Armee entweder wieder einschiffen, was in Ermangelung von Trains das Beste gewesen wäre oder, den Platz zur Basis machend, den Russen im freien Felde entgegentreten. Als man zur förmlichen Belagerung von Sebastopol schritt, begab man sich in die Lage hinein, die nicht anders als eine äußerst unglückselige bezeichnet werden kann.

Diese förmliche Belagerung steht mitten inne zwischen der Methode, den

Digitized by Google

Platz durch Einschließung und der, ihn durch den gewaltsamen Angriff in Besitz zu nehmen. Dieser Stellung entsprechend ist sie diejenige Verfahrungsart, welche in der Regel einen mittelgroßen Zeitaufwand erfordert und die Einnahme mit mittelgroßen Verlusten erkauft. Geringer wie beim gewaltsamen Angriff sind die letztern, weil die Annäherung an die Festung bei der förmlichen Belagerung gedeckt d. h. unter Schutzmaßregeln gegen das directe feindliche Feuer geschieht und größer wie bei der Einschließung ist der Verlust, weil diese außerhalb Schußweite vor sich gehen kann und an und für sich die Nothwendigkeit eines Kampfes nicht erheischt. Die Arbeiten, durch welche der Vorgang gegen den Platz gedeckt wird, nehmen aber Zeit hinweg; außerdem vermögen sie nur nacheinander ausgeführt zu werden und hierauf beruht es, wenn eine förmliche Belagerung Wochen, ja Monate hindurch dauert, während der gewaltsame Angriff in wenigen Stunden zum Ziele gelangt. Kürzer als die bloße Einschließung ist ihre Dauer dann, wenn sie mit dieser Hand in Hand geht. In Sebastopol haben wir ein Beispiel vor uns, welches darlegt, daß eine in förmlicher Weise angegriffene Festung länger zu widerstehen vermag, als sie der bloßen Einschließung gegenüber ohne Angriff es vermögen würde; denn es ist klar, daß, wenn dieser Platz seit September vorigen Jahres hermetisch nach außen hin abgeschlossen worden wäre, die Garnison ihre Existenz- und ihre Vertheidigungsmittel (Pulver, nicht Eisenmunition und Geschütz) schon längst verbraucht haben würde. Die förmliche Belagerung ist darum die am häufigsten zur Anwendung gebrachte Form des Festungskrieges, weil sie gegen jeden Platz anwendbar ist.*) Wie untrennbar die ältere Kriegführung sie mit der Einschließung für verbunden erachtete, mag der Umstand belegen, daß vor den Kriegen, welche infolge der großen französischen Staatsumwälzung entstanden, der Gebrauch allgemein war und bis ins Alterthum der Römer und Griechen zurückverfolgt werden kann, Festungen, die man förmlich belagern wollte, zuvor durch eine ringförmige Verschanzungslinie zu umfassen, um ihnen jede Verbindung mit außen zu verbieten. Wenn man einen Entsatz zu fürchten hatte, fügte man dem nach innen gewendeten Ring einen concentrisch nach außen gekehrten bei. Man nannte diese Retranchements, welche zumeist von enormer Ausdehnung waren, Contra- und Circumvallationslinien und sie genügten in der Regel, wiewol nicht immer, die Belagerung gegen Zufälligkeiten und unvorhergesehene störende Zwischenfälle zu sichern. Die Anordnung der Linien insbesondere wurde durch Terrainverhältnisse bedingt. Ihrer Anwendung widerstrebt in gewissem Sinne unsre heutige Taktik, wie auch der Umstand, daß ihre Ausführung selbst zur Einschließung nur mittelgroßer

*) Die wenigen existirenden Ausnahmsfälle, Königsstein, Gibraltar beeinträchtigen diese Behauptung nicht, zumal auch gegen sie ein formeller Angriff, freilich in sehr modificirter Weise nicht undenkbar ist.

Festungen mehre Monate erheischt, wenig dazu einladet. Vor Sebastopol haben die Verbündeten auf der Linie von Balaklava nach Inkerman von den Circumvallationslinien insofern Gebrauch gemacht, als sie hier eine fortlaufende Reihe von untereinander in wechselseitigem Feuerverbande stehenden Werken errichteten, deren Zwischenräume allerdings für Offensivbewegungen wohlweislich offen gelassen wurden; wollten sie ganz Sebastopol (also auch die Nordforts) nach außen hin isoliren, so müßten sie sich zuvor des Plateaus zwischen dem Belbek und der Bai bemächtigen und zwar würden die dort zu etablirenden Vertheidigungsfronten kaum anderswo als längs jenem Flusse und von dort den Kamtschli entlang und gegen die Farm Makenzie hin sich entwickeln können. Das will sagen, man würde allein behufs der Deckung nach außen hin eine Strecke von fünf deutschen Meilen zu verschanzen haben.

Dieser ungeheure Aufwand an Zeit, Kräften und Mitteln, welchen die Ausführung von Circum- und Contravallationen erheischt, in Verbindung mit dem Trachten nach möglichster Beschleunigung der Operationen, hat in den Kriegen, welche der französischen Staatsumwälzung folgten, ganz von diesem Verfahren als Einleitung der förmlichen Belagerung Abstand nehmen und es vorziehen lassen, den Platz ausschließlich durch Truppen einschließen, nach außen hin aber die Angriffsoperationen und das Einschließungscorps durch eine Observationsarmee decken zu lassen. In den meisten Fällen, wo die Belagerung die Action im offnen Felde nicht zum Stillstand brachte, übernahm aber das große Operationsheer die Pflichten der Observationsarme mit.

Um nicht zu weitläufig zu werden, will ich hier von diesem letztern Verhältniß ganz absehen und im nächstfolgenden Abschnitt mich lediglich auf die Darstellung der Belagerungsoperationen beschränken.

Ueber den wahrscheinlichen Verlauf der diesjährigen Campagne in Asien.

Konstantinopel, den 19. Juli.

Da man hier im Allgemeinen dem Widerstande von Kars keine lange Dauer beimißt, so ist die Frage lebhaft in Erörterung gestellt worden, was die nächsten und weiteren Folgen einer Einnahme dieser Festung durch die Russen sein werden.

Wie ich nicht genug wiederholen kann, hat man dabei von einer ernsten Bedrohung Konstantinopels, ja auch von einer jeden auf diesen Punkt nur entschieden hinzielenden russischen Operation durchaus abzusehen. Es wäre

Digitized by Google

dies, von dem äußersten Basispunkt Alexandropol (Gümri) an gerechnet, ein Marsch von mindestens 200 deutschen Meilen, auf Straßen, die zum Theil nur Saumwege sind, und wo man Pferde, Esel, Kameele und Maulthiere als einzige Transportmittel kennt: wo mithin im Besonderen die Artillerie, auch wenn man sich nur auf die Mitführung leichter Feldstücke beschränkte und auf das Nachschleppen eines Belagerungstrains verzichtete, schwer zu bewältigende Hindernisse fast auf jedem Schritt antreffen würde. Man denke sich dazu die Unerläßlichkeit, die weite Operationslinie durch rückgelassene Streitkräfte zu decken, wichtige Punkte auf derselben provisorisch zu befestigen und mit einer ausreichenden Besatzung zu versehen, und erwäge letztlich, daß General Murawieff nicht über 40,000 Mann, ja nach ziemlich sicheren Nachrichten nur 35,000 Mann unter seinem Commando hat, und der Lage der Verhältnisse nach nicht mehr haben kann.

Im Grunde genommen hat den Russen auch wol kaum jemals die Absicht vorgeschwebt, von dieser Richtung her soweit zu greifen; ja angenommen selbst, sie vermöchten, was, wie eben nachgewiesen, nicht der Fall ist, auf der Linie vom Kaukasus nach Stambul zu reussiren, und „Czarigrad" sozusagen vom Rücken her zu bedrohen, so würden ernste und gewichtige Zweifel sich dagegen erheben: ob sie auch im Stande seien, die durch ein günstiges Ungefähr der Umstände ihnen in die Hand gefallenen Vortheile zu behaupten. Auf die Gewißheit der Erhaltung der gemachten oder zu machenden Erwerbungen hat aber Rußland, dessen Politik sich seither als die consequenteste erwiesen und welche bis dahin nicht einen Rückschritt gemacht hat, von jeher und mit vollem Recht das meiste Gewicht gelegt. Dem Zaren (hierunter keine Person, sondern einen Begriff verstanden) kommt es nicht darauf an, ob diese oder jene Beute ihm nach fünf oder zehn oder funfzehn Jahren anheim fällt: denn er hat Zeit und Muse zum Warten und ihm gilt kein Grundsatz höher wie der: die Birne erst dann zu brechen, wenn sie reif geworden.

Was Rußlands asiatische Erweiterungspolitik angeht, so darf man, glaube ich, bei Beurtheilung derselben einen Umstand vor allen anderen nicht unberücksichtigt lassen. Die räumliche Continuität, welche in der weiten russischen Ebene ausgesprochen liegt und dem Zarenstaate in Hinsicht auf seine Gesammtaction so sehr zu statten kommt, der er es allein zu danken hat, daß die Kräfte, welche in Europa sich auf einem Gebiet von etwa 100,000 □Meilen zerstreut finden, wenn es noth thut, dennoch verhältnißmäßig immerhin schnell genug zusammengenommen werden und nach den meisten Richtungen hin rasch und massenhaft vorwärtsgeworfen werden können, hört an der Steilwand des Kaukasus auf. Das Rußland, was südwärts von dieser Gebirgskette gelegen ist, verhält sich zum Ganzen des Reichs wie ein lose verbundenes Glied, trägt in seiner Bodenformation nichts von dem homogenen Charakter, der den Haupt-

Digitized by Google

maſſen der zariſchen Länder eigenthümlich iſt, und ſchwerlich hat die ruſſiſche Staatskunſt (ganz gewiß mindeſtens nicht in näher liegender Zukunft) hier Ausſicht, das zu erreichen, was ſie im Norden des Kaukaſus erſtrebt, jene Einheit des Volkes nämlich, welche zumeiſt nur da ſich erzielen läßt, wo ſie von der anderen Einheit der Bodennatur unterſtützt wird.

Aus dieſen Umſtänden folgert ſich, daß die Politik des Zaren in Transkaukaſien ſich im Allgemeinen durchaus eine andere Aufgabe zu ſtellen hat, wie im eigentlichen Rußland; daß jene Länder anders zu nehmen, anzuſehen und mit ihnen anderes zu bezwecken iſt. Sie werden kaum jemals dem großen nationalen Ganzen des ruſſiſchen Reiches, und zwar ſchon darum nicht, abgeſehen von allen Naturhinderniſſen, die einer innigen Verbindung entgegenſtehen, einverleibt werden, weil auf dem ſüdwärtigen Hange des Scheidegebirges eine andere, von weſentlich verſchiedenen Impulſen bewegte Welt, der Orient, ihren Anfang nimmt. In dieſer Hinſicht muß, denke ich, Transkaukaſien als die erſte, ſozuſagen detaſchirte Baſis angeſehen werden, welche Rußland in eine Region, die ſeinen Hauptlandesmaſſen wenig verwandt und entſchieden unaſſimilationsfähig iſt, vorgeſchoben hat, um jene von ihr aus im Wege des ſyſtematiſchen Vorwärtsgreifens ſich zu unterwerfen.

Es durfte anfangs als ſehr zweifelhaft erſcheinen, ob der gegenwärtige Krieg Rußland hierzu die erwünſchte Gelegenheit bieten werde. Wenn Oeſtreich gegen den Zaren zur Mitwirkung zu beſtimmen geweſen wäre, würde mindeſtens die engliſche Waffenmacht aus der Krim herausgezogen werden und dieſe disponiblen Truppen auf der Linie von Kars oder bei Batum haben verwendet werden können, in welchen beiden Fällen es ziemlich unwahrſcheinlich geweſen wäre, daß der ruſſiſche Feldzug über Alexandropol vorrückte. Indeß nahmen die Dinge infolge des Nichtbeitritts Oeſtreichs einen Verlauf, welcher den Ruſſen die Erreichung ihrer nächſten Abſichten ſehr erleichterte. Es iſt bemerkenswerth, daß ſie erſt dann dazu ſchritten, nachdem ſich das Cabinet zu Wien ausreichend beſtimmt über ſeine demnächſt zu verfolgende Politik ausgeſprochen hatte.

Kars iſt die Mitte eines kleineren Landesabſchnittes, der, zumal nach Weſten und Süden, von ziemlich ſteilen Bergketten umgrenzt wird. Als einzig befeſtigter Punkt innerhalb dieſes Abſchnitts iſt ſein Fall die nothwendige Vorbedingung der Unterwerfung des erſteren. Die Ruſſen werden, nachdem ſie in Kars ihren Einzug gehalten, damit ein Gebiet von etwa 350 □ Meilen mit einem einzigen Schlage und ohne weiteren Widerſtand in Beſitz nehmen, und zwar werden ihre Vorpoſten bis auf die Hälfte des Weges zwiſchen Alexandropol und Erzerum vorgelangen, ohne daß ihnen das Terrain, wie es der Karte nach ſich darſtellt, türkiſcherſeits ſtreitig gemacht werden könnte. Auf der Grenze des Sandſchaks von Kars wird hierzu der Soghanly Dagh

die erste Gelegenheit bieten. Hier überschreitet die große Straße von Kars auf Erzerum inmittelst von Paßwegen eine ziemlich schwierige Bergkette, die an und für sich einem Vormarsch bedeutende Hindernisse entgegenstellt, und zu deren Vertheidigung sich die Türken umsomehr aufgefordert fühlen werden, als sie am ehesten dadurch sich den für ihre Defensivanstalten in Erzerum benöthigten Zeitgewinn verschaffen dürften.

General Murawieff wird möglicherweise schon in diesem Monat, durch den Fall von Kars, in den Stand gesetzt werden, den Soghanly Dagh zu überschreiten. Damit hat er denn die weite Thalebene des Pasin Su oder Aras (Araxes) gewonnen und kann, nachdem er in den Pässen des erwähnten Bergzuges die nothwendigen Vorkehrungen zur Sicherung seiner Operationslinie getroffen, sich unverwandt auf Erzerum selbst wenden.

Muthmaßlich ist diese Hauptstadt sein Ziel für das laufende Jahr und der locale Schlußpunkt der Campagne, wobei immer vorausgesetzt werden muß, daß die russischen Operationen vom Glück begünstigt bleiben, und man diesseits nicht im Stande ist, bis zum October eine der russischen Angriffsmacht die Balance haltende Armee in Armenien zu sammeln. Gelingt letzteres, so wird die Türkei in diesem Feldzug sicherlich nicht mehr wie das Sandschak von Kars verlieren, ein Verlust, der dennoch nur als provisorisch anzusehen sein wird, denn möglicherweise schließt mit diesem Jahre die Reihe der Kriegsunfälle ab, und das Jahr 1856 bietet eine günstigere Situation.

Neue Romane.

Zana, die Erbin von Clair-Hall, von Mrs. Anna S. Stephens, Verfasserin von Fashion and Famine. Aus dem Englischen von Drugulin. 4 Bde. Leipzig, Kollmann. —

Schloß Carrow (The will and the way), vom Verfasser von Minnigrey. Aus dem Englischen von Cleeves. 6 Bde. Leipzig, Kollmann. —

Moritz Tiernay, oder Soldatenglück von Charles Lever. — Aus dem Englischen von Susemihl. 4 Bde. Leipzig, Kollmann. —

Die Lewell-Weiden, vom Verfasser von Sir Frederick Derwent. Aus dem Englischen von Susemihl. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. —

Legenden des Westens, von James Hall. Aus dem Englischen. 4 Bde. Leipzig, Kollmann. —

Der neue Roman der Mrs. Stephens stellt sich an Glanz der Schilderungen ihrem vorigen gleich und wenn auch die Wahl des Stoffes insofern

Digitized by Google

nicht ganz glücklich zu nennen ist, als er nur zu excentrischen, wilden Gemüthszuständen Veranlassung gibt, so ist doch in der Ausführung eine wirkliche und ungewöhnliche Poesie nicht zu verkennen, die selbst den krampfhaften Zuckungen der Leidenschaft den Schein eines gesetzmäßigen Lebens verleiht. Um die Naturkraft des Zigeunerlebens zu schildern, hat sich die Verfasserin von der Nachahmung der empirischen Natur ganz entfernt gehalten und dieses höchst bedenkliche Unternehmen ist ihr wirklich bis zu einem gewissen Grade gelungen. — Auch der zweite Roman streift ans Excentrische. Eine der Hauptpersonen ist ein indischer Prinz, dessen wilde, leidenschaftliche Natur zu den ungewöhnlichsten Thaten treibt; aber dies Mal ist der Stoff ganz realistisch behandelt, mit einem großen Geschick die Aufmerksamkeit und Spannung zu erregen und dabei mit einem leidlichen Vorrath von gesundem Menschenverstand. Einige Male geht der Verfasser mit seinen Schilderungen zu sehr in die Breite und stört dadurch den natürlichen Fluß der Geschichte. — Die lustigen Soldatengeschichten von Lever sind allgemein bekannt und beliebt. In dem gegenwärtigen Roman entfernt sich der Verfasser aus dem gewöhnlichen Schauplatz seiner Schilderungen, aus Irland, und vertieft sich in den bunten Schicksalswechsel der französischen Revolution, von der Schreckensherrschaft bis zur Verheirathung Napoleons mit der Kaisertochter. Die Erzählung ist eine der brillantesten des talentvollen Verfassers und wird ein dankbares Publicum finden. — Der Roman: „die Lewell-Weiden" ist ganz naturalistischer Art. Es ist das Aeußere der amerikanischen Zustände geschildert, ohne eine sehr erhebliche humoristische Kraft. — Die Legenden des Westens sind kleine amerikanische Originalgeschichten von verschiedener Färbung, aber meistens gut und ansprechend erzählt. —

Eversburg. Ein Roman von Mathilde Raven. Drei Bände. Hannover, Rümpler. —

Die Verfasserin hat sich schon durch ihre beiden früheren Romane: Eine Familie aus der ersten Gesellschaft, und: Welt und Wahrheit, einen verdienten Beifall erworben, wenn sich auch ihre Schilderungen im Ganzen nur auf der Oberfläche des Lebens bewegen. Das gegenwärtige Werk theilt die Vorzüge der früheren und hat dabei den Vortheil einer geschickteren Technik. Zu jenen Vorzügen rechnen wir einmal die solide, gewissenhafte Arbeit, die nichts unmotivirt läßt und alles streng und gründlich prüft, und die Gesundheit und Tüchtigkeit des Urtheils. Der letztere Vorzug würde in gesunden Zeiten nicht viel sagen, in unsrer Zeit aber, wo die Romanschreiber meistens darauf ausgehen, verschrobene Personen auftreten zu lassen, und wo sie selbst zum Theil das Gefühl für den Unterschied des Anständigen und Unanständigen fast ganz verloren haben, ist ein solches Verdienst sehr hoch anzuschlagen. Die Ver-

Digitized by Google

fasserin weiß in jedem Augenblick, welche von ihren Geschichten komisch und welche ernsthaft wirken sollen, welche von ihren Personen zweckmäßig und welche unzweckmäßig handelt, und darum erregt sie auch jedes Mal den Eindruck, den sie beabsichtigt. Die Erfindung der Handlung ist nicht glänzend, aber auch nicht ungeschickt. —

Sämmtliche Schriften von A. Dumas. Leipzig, Kollmann. —

Wir constatiren zwei neue Bändchen der „Mohikaner" und ein Bändchen „Große Männer im Hauskleide". Weitere Bemerkungen darüber zu machen, halten wir für überflüssig. — Außerdem hat ein Herr Le Prince unternommen, den Grafen Monte Christo fortzuführen, und schon der erste Band verspricht, daß die Fortsetzung an greulichen Erfindungen dem Urbild nichts nachgeben wird. —

Walther Lund. Aus dem Leben eines Schriftstellers. Von Philipp Galen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. —

Der frühere Roman dieses Dichters, „der Irre von St. James", hat einen lebhaften Beifall gefunden, was die zweite Auflage bezeugt, die soeben in demselben Verlage erscheint. Auch der gegenwärtige Roman besticht durch eine gewisse harmlose Gutmüthigkeit, durch die Liebe, mit der der Verfasser auf die Scenen und Staffagen seiner Jugenderinnerungen eingeht, und durch die Ehrlichkeit in seinen Empfindungen. Der eigentliche Lebensinhalt ist aber ziemlich dürftig, umsomehr, da der Held des Romans, der zugleich ein Schriftsteller ist, sich nach allen Symptomen als ein Dilettant ausweist. —

Selbstbekenntnisse, oder Vierzig Jahre aus dem Leben eines oftgenannten Arztes. Dritter Band. Schein und Sein. Leipzig, Kollmann. —

Wir haben schon bei der Anzeige der beiden frühern Bände bemerkt, daß der Stand des Verfassers oder des Helden sich dies Mal nicht blos auf das Costüm bezieht, sondern ganz ernsthaft gemeint ist. Es werden die praktischen Beziehungen eines Arztes, der sich viel im Leben versucht und viel mit Schwierigkeiten gekämpft hat, nach allen Seiten hin entwickelt, und wenn auch die Frische und Lebhaftigkeit der Erzählung um vieles kräftiger sein könnte, so findet man sich doch auf positivem Boden und kann sich seiner eignen Erfahrungen erinnern. —

Vier Lebenswege. Bilder aus dem Skizzenbuche eines Dilettanten. Zwei Bände, Leipzig, Kollmann. —

Es sind die Lebensschicksale von vier verschiedenen Personen, die von der Kindheit bis zum reifern Alter verfolgt werden, die sich aufs mannigfaltigste

durchkreuzen und einen nicht uninteressanten Parallelismus zu Stande bringen, da sämmtliche Stände der Gesellschaft darin vertreten sind. Die Erzählung ist skizzenhaft, aber munter und lebhaft. —

Neue deutsche Memoiren.

2.

Aus dem Tagebuche des Rittmeisters von Colomb. Streifzüge 1813 u. 1814. —

Ein sehr interessanter Beitrag zur Detailgeschichte des Befreiungskrieges. Rittmeister von Colomb hatte seine Schule als leichter Cavallerieoffizier in den Rheinfeldzügen 1792—94 unter dem Obersten von L'Estocq, dem Commandirenden des ehemaligen Ziethenschen Husarenregiments gemacht, der neben Blücher sich in dem Vorpostenkriege jener Campagnen besonders ausgezeichnet hat. Doch fand er erst weit später Gelegenheit, seine hier gesammelten Erfahrungen praktisch anzuwenden. Denn zwar sollte er schon 1807 bei Gelegenheit der Expedition Blüchers nach Schwedischpommern ein Streifcorps von Selstranzionirten bilden, aber der infolge der Schlacht von Friedland abgeschlossene Friede von Tilsit vereitelte diesen Plan. Als sich endlich 1813 die Aussichten für Preußen wieder besser gestalteten, war Colomb überzähliger Rittmeister im brandenburgschen Husarenregiment und übernahm das Commando über die freiwilligen Jäger, von denen sich die meisten Militärs damals nur sehr wenig versprachen. Es gelang jedoch seinem eigenthümlichen Geschick, seine Schwadron in einen Zustand zu versetzen, der weit besser war, als die der meisten übrigen und er führte sie in der Schlacht von Lützen zuerst ins Feuer. Auf dem nun folgenden Rückzuge war es, wo er Abends am Bivouacfeuer im Lager von Meißen auf seine alte Lieblingsidee zurückkam, sich als Parteigänger zu versuchen, mit seiner Jägerschwadron in der sächsischen Schweiz über die Elbe zurückzugehen, auf dem Kamm des Erzgebirges längs der böhmischen Grenze so unbemerkt wie möglich bis etwa in die Gegend von Auerbach im Voigtlande zu gelangen, dann herabzusteigen, gegen die Saale vorzugehen, sich in dem kleinen Waldgebirge zwischen diesem Fluß, der Orla und der Roda zu postiren und von da die verschiedenen Straßen zu beunruhigen, welche aus dem südlichen Deutschland und vom Rhein bis Mainz hinab nach der Elbe führen. General Blücher wollte anfangs seine Einwilligung dazu nicht geben, da seine jungen Leute viel zu wenig kriegerische Erfahrung für ein solches Unternehmen hätten, that es aber zuletzt doch auf Zureden Gneisenaus mit den Worten: „Wenn er denn zum Teufel fahren will, so fahre er!" Colomb erhielt jedoch nicht die ganze Es-

Digitized by Google

cadron, sondern nur 90 Pferde, worunter zehn Husaren unter dem Lieutenant von Katte, das übrige freiwillige Jäger unter dem Lieutenant Eckardt, ehemaligem Justizrath, der bisher viel militärischen Eifer und Anlage an den Tag gelegt hatte. Die meisten seiner Kameraden nahmen von ihm Abschied auf Nimmerwiedersehn. Nur der Oberst Katzler, der alte Blüchersche Husar, fand die Sache ganz nach seinem Geschmack.

In der Nacht des 10. Mai um elf Uhr setzte das kleine Corps ohne Störung auf einer Fähre über die Elbe, und schlich sich dann mitten durch die französischen und sächsischen Vorposten, deren Anrufen sie hören konnten, durch die Waldung nach Hellendorf, ohne Spitze und Seitenpatrouille, als wäre es ein Commando mitten unter Freunden. Auf diese Weise gelangte Colomb mitten durch eine Grenzpostirung von polnischen Ulanen, die bestimmt waren, den zurückkehrenden König von Sachsen in Empfang zu nehmen, nach Bärenstein, wo er Nachricht erhielt, daß der Vicekönig von Italien über Freiberg zurück nach Hause reisen werde, nach Marienberg, wo er bei den Einwohnern die zuvorkommendste Aufnahme fand, um Plauen herum und nach Neustadt, das er wegen seiner vortheilhaften Lage zum Mittelpunkt seiner Operationen gewählt hatte und von wo aus er sich mit dem schleizischen Major und Kammerherrn von Strauch und dem Assessor Schwarz in Rudolstadt in Verbindung setzte, die ihn mit den werthvollsten Nachrichten versahen. Schon unterwegs waren mehre einzelne feindliche Offiziere mit Depeschen gefangen genommen worden. Die eigentliche Wirksamkeit des Streifcorps fing aber erst jetzt an. Von der Ansicht ausgehend, daß stete Bewegung in einer so isolirten Lage die Sicherheit geben müsse, nicht vom Feinde umgangen zu werden, blieb Colomb nie länger als acht bis zehn Stunden an einem Orte, zog Nachtmärsche vor und verweilte auf großen Straßen gar nicht. Auf den Märschen bediente er sich selten der Avant- oder Arrièregarde, hatte nur doppelte Spitze und gleiche Zwischenposten vor- und rückwärts und eine Seitenpatrouille rechts wie links, sonst alles beisammen — anfangs, um Zersplitterung zu vermeiden und die noch Unerfahrenen stets in der Hand zu haben, später in der gewonnenen Ueberzeugung, daß so jeder vom Augenblick befohlene Entschluß am raschesten ausgeführt werden könne. In der Nacht hielt sich Colomb vom Trupp entfernt in der Nähe der Spitze, um ungehindert durchs Geräusch des Marsches horchen zu können; am Tage begab sich sowol er, wie Katte vielfältig auf die neben den Straßen befindlichen Höhen, um Umsicht zu gewinnen. Da er sich im Stande der Ruhe nach allen Seiten decken mußte, so durfte der Umkreis der Vedetten nicht zu groß sein, um deren nicht zu viel zu erfordern: abgesonderte Feldwachen hätten zur Zersplitterung geführt. Deshalb wurde die Feldwache in Bivouac selbst auf einem besondern Platz zusammengestellt, von wo die Vedetten abgelöst wurden und von dieser Regel nur ab-

Digitized by Google

gegangen, wenn die Oertlichkeit es nothwendig machte. Die Vedetten wurden den sonstigen Regeln entgegen größtentheils nur einzeln gestellt. Von dem ganzen Commando fütterte stets nur die Hälfte und ebenso wurde umgesattelt; und zum Aufenthalt wählte Colomb womöglich den Wald oder auch solche hochgelegene Orte, die eine Uebersicht der ganzen Gegend gestatteten. Konnte einquartirt werden, so geschah es nur beritt- oder zugweise und in geschlossene Höfe, die Feldwachen nach der Localität außerhalb oder auf den Zugängen. Die Instruction war: alles bleibt bei den Pferden in den Ställen, das Thor des Hofes geschlossen, ein Posten zu Fuß mit dem Carabiner dabei. Dasselbe wird im Falle einer Alarmirung unter keiner Bedingung eher geöffnet, als bis alle zu Pferde sind, um dann zusammen hervorbrechen zu können. In dieser Verfassung begann Colomb am 22. Mai seine Streifereien und er überfiel an diesem Tage ein Commando französischer Küraſſiere im Dorfe Züllnitz bei Lobethal, die alle in Gefangenschaft geriethen, und einige Tage später in derselben Gegend einen großen, von Würtembergern geleiteten Transport, dem er 12 vierspännige Wagen, 54 Pferde und über 50 Gefangene abjagte. Ein bedeutender Fang stand ihm aber jetzt bevor. Herr von Strauch hatte ihm sagen lassen, daß ein großer Artillerietrain über Baireuth und Hof komme und wahrscheinlich schon in Plauen oder Reichenbach sei; die Bedeckung sei drei- bis fünfhundert Mann stark. Am 28. Mai bei Reichenbach angekommen, erfuhr Colomb, daß der Train bereits am vorigen Tage hier vorbei gekommen sei und in Zwickau Ruhetag habe. Er ließ geflissentlich die Nachricht verbreiten, daß er nun das Unternehmen aufgebe und marschirte wirklich nach Mylau zurück, umging dann aber Zwickau auf der böhmischen Seite und stellte sich früh fünf Uhr am 29. in dem Pohlwald auf der Höhe zwischen Zwickau und Mülsen auf. Die Karte hatte ihn erwarten lassen, daß der Wald sich bis dicht an die Straße ziehe; es zeigte sich aber, daß er grade auf dieser Seite in einer Breite von 200 Schritt frisch abgeholzt war, so daß es unmöglich wurde, hier mit den Pferden überraschend vorzubrechen. Deshalb mußte er sich entschließen, obgleich es schon heller Tag war, das Commando auf 100 Schritt auseinandergehen und einzeln über die Straße nach dem jenseitigen Wald jagen zu lassen, wo er eine günstigere Aufstellung fand. Einige Leute, die zufällig Zeugen dieses Manövers gewesen waren, unter andern ein Fuhrmann, der nach Zwickau fahren wollte, wurden festgehalten und mitgenommen.

Nach einer ernsten Ermahnung an seine Mannschaft traf Colomb seine Dispositionen. Die von Zwickau kommende Straße führt durch einen tiefen Hohlweg einen Theil des Berges hinauf, sodann durch eine ziemlich ebene Gegend ungefähr 1500 Schritt, immer aufsteigend bis auf die Höhe, wobei sie einen Bogen rechts macht. Den Lieutenant von Katte legte Colomb mit

34 Pferden oben im Walde, die übrigen acht- bis neunhundert Schritt weiter gegen Zwickau zu unter seiner eignen Anführung in einem ziemlich weit von der Straße entlegenen Erlenbusch in den Hinterhalt. Er selbst schlich sich zwischen einzelnen Büschen auf einen Punkt, von wo aus er einen vollständigen Ueberblick über die Straße von da aus, wo sie den Hohlweg verließ, hatte. War die Avantgarde von einer Stärke, die Katte überwältigen konnte, so wollte man sie bis auf die Höhe vorgehen lassen, wo sie dann Katte zuerst angreifen sollte, auf dessen Signalschüsse Colomb folgte; das Umgekehrte war verabredet, wenn sie stärker war. Vier Mann wurden ausgesucht, um während des Angriffs auf die Bedeckung grade auf die Colonne loszusprengen, ein paar Trainsoldaten von den Pferden zu hauen und Pferde zu erschießen, um Verwirrung hineinzubringen. Die Reitknechte mit den Handpferden, einige berittene Führer und die festgenommenen Leute wurden benutzt, um den Wald besetzt erscheinen zu lassen. Um sieben Uhr erschien die aus 47 Pferden bestehende Avantgarde auf der Straße, machte aber bald Halt, was Colomb zu dem Glauben veranlaßte, man habe Nachricht bekommen; doch setzte sie sich wieder in Marsch, als die Fahrzeuge durch den Hohlweg heraufgekommen waren. Die Infanterie der Bedeckung marschirte in kleinen Trupps zu beiden Seiten, die Cavalerie bildet den Schluß. Als Colomb 70 Fahrzeuge gezählt hatte, hörte er Katte's Signal, worauf er ebenfalls sofort zum Angriff vorsprengte. „Um den hinten marschirenden Haupttrupp anzugreifen," berichtet er in seinem Tagebuche, „mußte ich etwas rechts gehen und befand mich, als ich der Straße nahe war, unerwartet vor einem schmalen Wiesengrund, den ich nur auf einem Damm passiren konnte, mußte zu Dreien abbrechen und wieder aufmarschiren, was mit nicht allzusehr geübten Reitern und mit Pferden, die schon eine gute Strecke im weichen Acker gelaufen waren, aufhielt und mich besorgen ließ, daß ich Katte nicht zeitig genug unterstützen würde. Glücklicherweise hatte der Feind nach dem gesehen, was auf der Höhe vorging, uns gar nicht bemerkt und sich eben formirt, um seiner Avantgarde zu Hilfe zu kommen, als wir herankamen. Im Augenblick setzten wir über den Graben an der Straße und nach einem kurzen Handgemenge wurde das, was wir vor uns hatten, den Berg hinaufgetrieben, während Katte die Avantgarde heruntérjagte; sie konnten ihre Pferde nicht regieren, ritten sich wechselseitig um und wir schonten die Klinge nicht. Bis zu diesem Augenblick war der Kampf auf der Straße neben den Fahrzeugen gewesen; das Getümmel ging aber nun über den Graben ins Feld und was nicht heruntergehauen oder gefangen war, wurde in den Hohlweg hineingejagt. Die Infanterie war indessen in verschiedenen Trupps ins Korn gesprungen und machte ein lebhaftes Feuer, sobald wir nicht mehr mit den Ihrigen vermengt waren. Ohne Zeit zum Sammeln zu haben, rief ich den Jägern zu: „„auf die Infanterie!""

Und hier kann ich sie wie die Husaren nicht genug loben; sie fanden sich zu 6 bis 10 zusammen, ritten die einzelnen Trupps mit der größten Entschlossenheit über und nahmen einen nach dem andern gefangen. Einige 30 Mann hatten schnell die Nähe eines kleinen Gehöfts und Gebüsches erreicht, wo sie entkommen zu können schienen. Alles war auseinander; mir blieb kein Mittel, sie anzugreifen; ich mußte ein anderes versuchen. Da ich im Getümmel erkannt hatte, daß es Italiener waren und der Zufall es so besonders glücklich fügte, daß grade der Oberjäger von Heuthausen, der italienisch sprach, in meiner Nähe war, nahm ich ihn mit mir, ritt mit eingestecktem Säbel, das Schnupftuch in der Hand und damit winkend, auf sie los; sie ließen uns ohne zu schießen herankommen. Nun ließ ich ihnen sagen, sie könnten den Kosacken nicht entgehen, möchten sich lieber uns ergeben, wir würden sie gut behandeln; denn wir führten nur Krieg gegen die Franzosen und hätten die Italiener lieb; warum sie sich für Napoleon opfern wollten? u. s. w. Sie waren unterdessen in einen Halbkreis um uns herumgetreten; einige schlugen die Kolben von ihren Gewehren ab, alle aber kamen mit uns und ließen sich ruhig entwaffnen. Kaum war dies geschehen und ich beschäftigt, nur wieder einen Trupp zu sammeln, so wurde mir gemeldet, es komme noch eine Escadron von Zwickau herauf. Ich ließ Appel blasen, konnte aber kaum 30 Pferde nebst dem Lieutenant Eckardt zusammenbringen, mit denen ich entgegenging und dem in der Straße vorkommenden Feind eine gleiche Front entgegensetzen konnte. Näher gekommen, erkannte ich einen Offizier an der Spitze, den ich schon im Handgemenge gesehen hatte, überzeugte mich also, daß ich eine bereits geworfene Truppe vor mir hatte und commandirte Marsch Marsch! Der Feind nahm die Attake an und es entstand ein ernsthaftes Handgemenge, in welchem die über 60 Pferde starke Abtheilung, die in der Straße zwischen den Gräben zusammengedrängt war, geworfen und den Berg hinab bis über die Muldebrücke getrieben wurde, wobei viele stürzten, mehre aber nebst dem sie führenden Offizier gefangen wurden. Nun trug ich dem noch hinzugekommenen Lieutenant von Katte auf, mit Eckardt die Verfolgung durch die Stadt fortzusetzen. In derselben fanden sie eine außerordentliche Theilnahme; denn als nach beendeter Verfolgung die gemachten Gefangenen auf dem Markte gesammelt wurden, verbanden Damen den durch einen Hieb im Arm verwundeten Katte. Während dies geschah, erfolgte die Explosion der Munitionswagen und veranlaßte den Ausbruch eines allgemeinen Jubels. Ich war nämlich von der Muldebrücke zurückgeeilt, den Train zu zerstören, ließ ihn neben der Straße auffahren und fand, daß wir 18 Kanonen, 6 Haubitzen, 36 gefüllte Munitionswagen, 4 Vorrathslaffeten, einige Feldschmieden und andre Wagen, zusammen 72 Fahrzeuge und 398 Pferde hatten." Die Zahl der Gefangenen betrug 373 Mann, darunter sechs Offiziere, ferner eine Schöne, die für die Frau eines der italienischen Offiziere galt. Die Fran-

Digitized by Google

zosen hatten sie ritterlich vertheidigt, denn um den Wagen, in welchem sie saß, fand Colomb die gefangenen Offiziere sämmtlich mit blutigen Köpfen. Sie wurde nebst den Offizieren und Blessirten nach dem Dörfchen Pohlau geschafft. Der den Train commandirende Capitain suchte der Zerstörung desselben dadurch vorzubeugen, daß er Colomb vorstellte, er werde sich dadurch ein schlechtes Loos bei den Franzosen bereiten, denn der Gefangenschaft könne er doch nicht entgehen; aber unser wackerer Rittmeister ließ sich dadurch nicht abhalten, sondern ließ die Wagen verbrennen und in die Luft sprengen, 24 Geschützröhre vernageln, die Visire abfeilen und sie auf andere Weise untauglich machen. Von den Pferden wurden die besten ausgesucht und mitgenommen, viele an die Bauern verschenkt und die untauglichen erschossen, die Gefangenen aber, die Offiziere gegen das Ehrenwort, die übrigen gegen das eidliche Versprechen, nicht gegen die Alliirten zu dienen, entlassen. Das ganze Unternehmen hatte dem Streifcorps nur einen Todten und sieben Leichtverwundete gekostet. Auf dem Weitermarsche nach Greiz passirte Colomb ein Dorf, wo aus der Predigerwohnung neben der Kirche der Geistliche des Ortes trat und den Rittmeister fragte, ob sie die Preußen seien, die am vorigen Tage den Franzosen solchen Schaden zugefügt hätten? Als er dies bejahte, nahm der Geistliche seine Mütze ab, erhob die Hände gegen die Vorbeiziehenden und wiederholte mehrmals die Worte: „Gott segne euch!" Darauf zogen alle Bauern die Mützen ab und nickten zustimmend mit dem Kopfe, eine Huldigung, die auf die Vorbeimarschirenden einen sehr erhebenden Eindruck machte.

Auf die Nachricht, daß in der leipziger Gegend preußische leichte Cavalerie streife, beschloß Colomb, in der Meinung, daß die Nordarmee die Elbe überschritten habe, sich dieser Stadt zu nähern, stieß aber bereits bei Jena auf das Streifcorps Lützows, der ihn über die wahre Sachlage unterrichtete. Mit Lützow verabredete er den kühnen Plan, einen bedeutenden Artilleriepark, der, wie er durch aufgefangene Briefe erfahren hatte, in Augsburg organisirt wurde, zu überfallen und zu vernichten, doch wurde die Ausführung durch die mittlerweile eintreffende Nachricht von dem zwischen Frankreich und den Verbündeten abgeschlossenen Waffenstillstand vereitelt. Da den Bestimmungen desselben gemäß alle am linken Elbufer befindlichen kleinen Corps bereits am 12. Juni diesen Fluß passirt haben sollten, Colomb aber erst diese Nachricht an demselben Tage bei Jena erhielt, so schloß er mit dem französischen Commandanten dieser Stadt eine Convention ab, die ihm den Rückmarsch nach der Elbe sicherte und die auch von dem Gouverneur von Erfurt, General Doucet, bestätigt wurde. Trotzdem hätte ihn beinahe dasselbe Loos getroffen, wie den während des Waffenstillstandes verrätherisch von dem Würtenbergern überfallenen Lützow, indem westphalische Küraſſiere am 22. Juni ihn in Gröb-

Digitized by Google

zig ungeachtet der abgeschlossenen Convention angriffen und ihm noch 12 Gefangene abnahmen.

Mit dem Haupttheile seines Corps aber gelangte er glücklich bei Aken über die Elbe und von dort über Potsdam und Berlin nach Schlesien, wo er sich in Ohlau seinem Regiment anschloß und mit großem Jubel empfangen wurde. Das Detaschement schenkte ihm einen Ehrensäbel und der preußische König ehrte seine Verdienste mit dem Majorsrang und dem eisernen Kreuz, wozu der Kaiser von Rußland noch den St. Annenorden zweiter Classe fügte.

Nach dem Waffenstillstand behielt Colomb nicht, wie er gehofft und gewünscht hatte, seine ihm liebgewordenen freiwilligen Jäger, sondern wurde dem Hauptquartier des General Kleist bei der böhmischen Armee zugetheilt. Seinem Aufenthalt daselbst entnehmen wir nur die kurze Notiz, daß auch er bestätigt, wie General Kleist den entscheidenden Entschluß, sich nach Nollendorf zu wenden, ganz selbstständig faßte, ohne dazu einen Befehl vom Hauptquartier erhalten zu haben. Auf dem Kamm des Gebirges angekommen, erzählt er, ergab es sich, daß das Defilé von Geiersberg, durch welches das Kleistsche Corps ins Thal hinabsteigen sollte, mit Bagage aller Art verstopft und durchaus nicht passirbar war. Man wußte, daß der Feind von Nollendorf ins Thal vor Teplitz gefolgt war, doch nicht, ob mit einem oder mehren Corps. Da faßte General von Kleist am Abend des 29. August — Colomb war selbst zugegen und von einem Befehl aus dem Hauptquartier war in keiner Weise die Rede — den heldenmüthigen Entschluß, sich links zu wenden, die Straße von Nollendorf zu gewinnen, sich dem Feinde in den Rücken zu werfen und gewaltsam Bahn zu brechen. Wie ernst dieser Entschluß gemeint war, bekundet eine Aeußerung des Obersten von Grolmann: „Wenn wir beim Durchschlagen auch die Hälfte liegen lassen, mit der Hälfte werden wir doch durchkommen." Nach der Schlacht von Kulm erhielt Colomb abermals ein abgesondertes Commando über 9 Offiziere, 162 Pferde aus verschiedenen Regimentern, mit denen er im Rücken der französischen Armee operiren sollte. Charakteristisch ist, daß Colomb sein Commando stets Streifcorps nannte und den Namen Freicorps streng verpönte, „weil damit gewöhnlich eine verderbliche poetische Lizenz verbunden wird." In den ersten Tagen des October wandte er sich nun wieder auf sein altes Terrain zwischen Saale und Orla und setzte sich mit den früher erwähnten Personen von neuem in Verbindung. Ein Plan, den Marschall Augereau, dessen Corps damals grade durch Thüringen marschirte, aufzuheben, schlug fehl, da der Marschall, anstatt wie gewöhnlich seinen Truppen erst nach einigen Stunden zu folgen, dies Mal in ihrer Mitte marschirte. Von dem andern Ufer der Saale sah Colomb aus seinem Versteck während der Nacht auf der Straße von Rudolstadt nach Jena den langen Zug der Feinde mit Laternen die breite Chaussee entlang mar-

Digitized by Google

schiren und folgte ihm später in kurzer Entfernung zum großen Staunen der Einwohner von Orlamünde, Kahla u. s. w., die nicht begriffen, wie dicht hinter einer so bedeutenden französischen Colonne eine so kleine Abtheilung Preußen folgen könnte. Sie entfernten sich erst wieder, nachdem sie viele Nachzügler gefangen genommen hatten, und als zwei Dragonerregimenter gegen sie ausrückten. Um sich für den ihnen entgangenen Fang einigermaßen zu entschädigen, bereitete Colomb einen Ueberfall auf die in und um Langensalza versammelten Depots der sächsischen Cavalerie vor, auf die ihn bereits Fürst Schwarzenberg, als er sich vor dem Abmarsch aus dem Hauptquartiere bei diesem gemeldet hatte, aufmerksam gemacht. Die neuesten Nachrichten lauteten dahin, daß der die Depots commandirende Offizier sich in Langensalza nicht mehr sicher geglaubt habe, über den thüringer Wald in die Grafschaft Henneberg gegangen sei und in Schleusingen und Gegend Cantonnirungen bezogen hätte. Deshalb schickte Colomb den freiwilligen Jäger Ravené mit einem Paß als Handlungsdiener nach Schleusingen, um Erkundigungen einzuziehen und bestimmte ihm Oberweisbach auf dem thüringer Walde als Rendezvous; er selbst bewegte sich in kleinen Märschen über Pösneck nach Schlöttwein, Birkicht und Lausenitz, wo er aus Rudolstadt erfuhr, daß ein sächsischer Offizier mit Extrapost dort eingetroffen sei und sich nach dem feindlichen Streifcorps erkundigt habe, aber über deren Nichtvorhandensein in dortiger Gegend gänzlich beruhigt wieder abgereist sei. Bei Rudolstadt ging dann Colomb über die Saale und nach Schwarzburg und erreichte nach einem beschwerlichen Marsch von mehr als sechs Meilen auf großentheils schlechten Gebirgswegen Oberweisbach, welcher Ort sofort auf das strengste umstellt wurde, so daß Ankommende wol hinein, niemand aber heraus konnte. Der Kundschafter Ravené fand sich im Laufe des 12. Octobers ein. Er hatte sich trefflich orientirt, mit den Offizieren im Wirthshause gegessen und aus ihren Gesprächen entnommen, daß nicht die zufriedenste Stimmung unter ihnen herrschte. Im Uebrigen schilderte er die Lage der einzelnen Cantonnirungen im Thale der Schleuse und Werra bis Themar dem Unternehmen als günstig, obgleich sich die Zahl der daselbst versammelten Mannschaften auf mehr als 300 mit ebensoviel Pferden belief. Auf diese Auskunft hin beschloß Colomb, Schleusingen, wo der Commandirende und alle höheren Offiziere wohnten, zu überfallen, in der Hoffnung, durch die Gefangennehmung der letzteren alles so in Verwirrung zu bringen, daß die andern Abtheilungen sich leicht bewegen lassen würden, sich zu ergeben. Als sich das Streifcorps aus den schlechten Gebirgswegen herausgewickelt hatte, betrat es die von Schleusingen nach Ilmenau führende Straße. „Als noch ein dichter Morgennebel in der Schlucht lag," berichtet Colomb selbst, „die wir hinabstiegen, ich mit Lieutenant von Hirschfeld und dem Jäger Pustar an der Spitze ritt, gewahrten wir einige noch unkenntliche Gestalten,

an welche wir schnell heransprengten. Es waren drei Küraſſiere, die eine Patrouille machten, in ihre Mäntel gehüllt waren, keine Waffe in der Hand hatten, und sehr überrascht, sich gleich ergaben. Von ihnen erfuhr ich, daß in dem nahe vor der Stadt liegenden Dorfe Hinternach ein Lieutenant von Watzdorf mit einer Feldwache stehe, welche die Pferde in Ställe gezogen habe und in einem Hause sei, da, wie man glaube, vom Feinde durchaus nichts besorgt werden könne. Im Fluge gings hierauf ins Dorf; die Feldwache wurde aufgehoben und der Major von Steinäcker umging mit einer Escadron die Stadt mit solcher Schnelligkeit, daß, obgleich ich nur kurze Zeit anhielt, wir gleichzeitig von beiden entgegengesetzten Seiten in dieselbe hineinsprengten. Die Thore blieben besetzt und auf dem Markte ließ ich vor der Wohnung des Oberstlieutenants von Nostiz aufmarschiren, den ich aus dem Bette holen ließ. Unten angekommen, überrascht, unvollständig angezogen, der Kälte des Octobermorgens plötzlich ausgesetzt, befand er sich in einer höchst unangenehmen Lage, und als ich ihm nun noch sagte: er und alle seine Abtheilungen außerhalb seien von allen Seiten von Kosacken umgarnt, war es nicht zu verwundern, daß er eine Convention, die ich vorbereitet hatte, ohne Schwierigkeit unterschrieb, worin er sich verpflichtete, mit seinen sämmtlichen Untergebenen die Waffen zu strecken und ohne Auswechselung nicht gegen die Alliirten zu dienen. Indeß dies geschah, machte mich einer auf den komischen Theil der Scene, auf ein Fenster aufmerksam, an welchem die Frau Oberstlieutenant neben einer seitwärts geschobenen Gardine mit ganz schiefsitzender Nachthaube zusah, was mit dem Gemahl vorging. Alle im Orte gegenwärtigen Offiziere, unter denen ich nur den Oberstlieutenant von Hünefeld und Major von Tettau nennen kann, wurden herbeigeschafft und unterschrieben die Convention, nachdem ich ihnen mein Wort gegeben, daß ich sie nicht als Gefangene mitnehmen, sie vielmehr entlassen werde, damit sie sich hinbegeben könnten, wohin es ihnen beliebe, und daß sowol Offiziere als Gemeine ihr Eigenthum behalten und keinem das Geringste abgenommen werden solle." Nun entstand aber die schwierige Frage, ob sich die in den übrigen Cantonnirungen liegenden Abtheilungen ebenso leicht ergeben würden, da man gegen diese nur kleine Commandos abschicken konnte; vorzüglich erregte ein Offizier Bedenken, der mit 90 Husaren in Themar lag und der, wie in Schleusingen geäußert wurde, sich schwerlich in Geduld fügen würde. Da Colomb hier mit bloßer Gewalt nicht durchkommen konnte, mußte er auf andere Mittel sinnen und bemerkte daher dem Oberstlieutenant von Nostiz, der in Schleusingen den Befehl führte, wie sehr Eile Noth thue, damit nicht die von allen Seiten herbeieilenden Kosacken einträfen, bevor die Uebereinkunft vollständig abgeschlossen wäre, da diese schwerlich so gute Bedingungen bewilligen würden. So beweglich wußte dies Colomb darzustellen, daß das Schreckbild

Digitized by Google

der Kosacken und vielleicht auch der Umstand, daß die Offiziere, die bereits unterschrieben hatten, es gern sahen, wenn die übrigen ein Gleiches thäten, bewirkte, daß der Vorschlag angenommen wurde, den verschiedenen Commandos jedem einen sächsischen Unteroffizier mitzugeben, der vorausreiten und über die Lage der Sache Auskunft geben solle, um Mißverständnissen vorzubeugen. Während diese Commandos ihrem Geschäfte nachgingen, ließ sich Colomb die Vorräthe an Material, Sattelzeug u. s. w. ausliefern und forderte auch die Kassen ein, aus denen er übrigens vorher verschiedene Forderungen befriedigte und auch den Offizieren einen monatlichen Gehalt auszahlen ließ. Doch blieben immer noch über 800 Thaler übrig. Unterdessen trafen auch schon einzelne Abtheilungen aus den Cantonnirungen ein und legten die Waffen nieder und die zurückgekehrten Commandos brachen wieder nach andern Dörfern auf. So hatten sich allmälig 160 bis 170 Mann Gefangene auf einer Wiese bei der Stadt versammelt, unter welchen sich von Preußen nur Colomb mit einem Trompeter mit 18 Mann befand — ein Mißverhältniß, welches von Seiten der versammelten Bürger spöttische Bemerkungen, daß sich so Viele von so Wenigen hatten gefangen nehmen lassen, hervorrief. Colomb, der wohl fühlte, welchen gefährlichen Eindruck diese Bemerkungen machen könnten, that, als ob er es nicht hörte und wendete sich zu einigen neben ihm stehenden Cavalleristen, denen er vorstellte, welch Glück es für sie sei, daß sie sich ihm und nicht den bald eintreffenden Kosacken übergeben hätten, die sie gewiß mit nach Sibirien nehmen würden, während er ihnen gern gegen die Verpflichtung, gegen die Verbündeten nicht zu dienen, ihre Pässe nach der Heimath ausstellen wollte. Die Frage des Einen, ob das sein Ernst wäre, bejahte er; nun hatte Colomb vollauf zu thun, um die fast von allen verlangten Pässe zu unterschreiben. Dabei bemerkte er einen alten Wachtmeister, der Thränen im Auge hatte, weshalb er ihn damit tröstete, daß er ja nichts verschuldet habe, das Ereigniß sei Schicksal des Krieges. Dann sagte er ihm, er habe wol ein hübsches Pferd geritten, und als er darauf hinwies, sagte der Major weiter: es sei nicht passend, daß ein so alter tüchtiger Soldat zu Fuß nach Hause gehe; er möge das Pferd nehmen und fortreiten. Erst schien er Bedenken zu haben, als ihm aber Colomb bemerklich machte, daß das Pferd nicht mehr seinem König gehöre, sondern sein Beutepferd sei, das er ihm schenke, so nahm es der Unteroffizier an und sein Gesicht erheiterte sich. Unter allen diesen Beschäftigungen war der Mittag herangekommen und nun sah sich Colomb noch genöthigt, eine Einladung des Oberstlieutenants von Nostiz zum Essen anzunehmen, denn er konnte doch keine Besorgnisse blicken lassen, obgleich ihn der Offizier in Themar, der ihm mit seinen 90 Husaren noch einen bösen Streich spielen konnte, sehr erhebliche einflößte. Er saß daher während der Tafel wie auf Kohlen, obgleich er gegen die anwesenden Damen sich sorglos und heiter zu erscheinen bemühte,

Digitized by Google

und war froh, als er wieder zu Pferde saß, wo denn auch die Nachricht, daß sich alle Commandos ohne Widerstand ergeben hätten, nicht mehr lange auf sich warten ließ. In allem waren es 23 Offiziere incl. 5 Stabsoffiziere, 375 bis 380 Unteroffiziere und Gemeine von den Regimentern der Garde du Corps, Zastrow Küraſſiere, Prinz Clemens Ulanen, Prinz Anton, Prinz Johann und Pohlenz Chevaurlegers und Huſaren und 390 Pferde. Von beiden Seiten war bei dem Ueberfall kein Tropfen Blut vergoſſen. Der bei Leipzig siegreichen verbündeten Armee voraus bewegte sich Colomb mit seinem Streifcorps nun dem Rheine zu, wo er noch manchen kecken Streich ausführte, wie den Angriff auf Saalmünſter, und erhielt ſpäter Ordre, ſich dem General von Bülow anzuſchließen, der gegen Holland beſtimmt war. Hier wirkte er bei der Einnahme von Arnheim mit, zeigte ſich ſpäter im December ſehr thätig in Holland ſelbſt und half ſogar mit ſeinem berittenen Freicorps die kleine Feſtung Breda vertheidigen. Doch fehlt uns der Raum, uns mit dieſen intereſſanten Unternehmungen ausführlicher zu beſchäftigen. Später in Frankreich war wegen der feindlich geſtimmten Bevölkerung ein ungünſtigeres Terrain für Parteigängerzüge und Colomb ſpielte mit ſeinem Streifcorps mehr die Rolle einer Avantgarde des General Bülow, war mit bei Craonne und Laon und gelangte ſpäter im April nach Paris, wo das Commando aufgelöſt wurde. Er konnte bei ſeiner Meldung bei dem König dieſem berichten, daß er auf ſeinem kühnen Streifzug, wo er dem Feinde ſoviel Schaden zugefügt hatte, nur einen Verluſt von einem Offizier, einem Chirurgus und vier Reitern an Todten und wenige Bleſſirte gehabt.

Aus der Kriegszeit. Erinnerungen von Archibald Grafen von Keyſerling. II. Abtheilung. Ueber den Rhein und nach Paris. —

Graf Keyſerling war Adjutant bei dem Prinzen Biron von Kurland, der ebenfalls ein Streifcorps aus ruſſiſchen und preußiſchen Truppen gemiſcht führte und der in Gemeinſchaft mit dem ehemaligen ſächſiſchen General Thielemann in der Zeit bis zur Schlacht bei Leipzig mehre kühne und glückliche Unternehmungen ausführte. Mit dieſen beſchäftigt ſich jedoch die vorliegende zweite Abtheilung des Buches nicht, da ſie mit dem Uebergang über den Rhein beginnt und in Frankreich ward den Corps weniger Gelegenheit zu kecken Unternehmungen geboten, da, wie eben bemerkt worden, die Stimmung der Bewohner die Feinde weniger begünſtigte. Ein echter Huſarenſtreich war jedoch die Einnahme von Nancy, das, obgleich es von Infanterie beſetzt war, doch von einer einzigen Schwadron preußiſcher Huſaren überrumpelt wurde, denn die übrigen Truppen konnten erſt nachkommen, als der Sieg bereits entſchieden war. Mangel an Raum nöthigt uns jedoch, auf das intereſſante Buch ſelbſt zu verweiſen, das auch noch einiges Neue über die Schlacht von La Rothière

Digitized by Google

beibringt und auch — was uns noch neu ist — mittheilt, daß Oberst von Grollmann zuerst Gneisenau veranlaßte, Blücher den Rath zu ertheilen, über die Marne rechts ab nach Paris zu marschiren, während Napoleon dem Heere Schwarzenbergs folgte, eine Bewegung, welche bekanntlich den Feldzug und das Schicksal des französischen Kaisers entschied. —

Correspondenzen.

— — 12. Juli. Mit der Südlage von Stambul (unter dem 41. Breitengrade) ist der Uebelstand verbunden, daß, wenn die Windströmungen aus Norden, die über den Pontus hinweg durch die offene Pforte, welche das Marmorameer bietet, nach dem Becken der mittelländischen See sich bewegen, ausbleiben, oder wenn gar der Wind nach Süden umschlägt, die Temperatur sich leicht zu einer für den Nordländer schwer zu ertragenden Höhe steigert. Wir haben jetzt selbst in freigelegenen Landhäusern vierundzwanzig Grad Reaumur, und in Pera, in den engen und schwülen Straßen, sechs- bis siebenundzwanzig. In dieser Hinsicht erinnert der diesjährige Sommer an den außerordentlich heißen des Jahres 1851, wo das Wasser in der Hauptstadt so theuer geworden war, daß Unbemittelte die nöthige Quantität zum Trinken kaum mehr erschwingen konnten. Da man in der Krim in der jetzigen Jahreszeit dieselbe Witterung wie hier zu haben pflegt, außerdem Privatbriefe ausdrücklich der schwülen Tage und erquickungslosen Nächte erwähnen, so steht zu erwarten, daß auch dort, ähnlich wie es hier schon geschieht, die kleineren Bäche versiegen und letztlich auch die Tschernaja zum größeren Theil austrocknen wird. Umstände der Art werden, ungeachtet man aus England schon vor längerer Zeit zwei große, je mit einem Apparat zum Destilliren des Seewassers versehene Schiffe nach Balaklava entsendet hat, für die Verbündeten viele Beschwerden mit sich führen; im Besondern aber werden die Russen durch dieselben zu leiden haben, die der Nutzung jenes Auskunftsmittels nicht theilhaftig sind. Wie es heißt waren sie im Frühjahr bemüht, eine Anzahl von Brunnen zu graben, hatten indeß nur dann und wann Erfolg.

Man kann mit diesen Verhältnissen das Erscheinen des Corps von 35—40,000 Mann auf den Höhen der Farm Makenzie vielleicht in Verbindung bringen. Dasselbe steht dort ziemlich unbeweglich, und wurde wol nur dorthin verlegt, um die dortigen Brunnen benutzen zu können.

Zeitungsangaben (nämlich der hier erscheinenden Blätter) und Gerüchte stimmen darin miteinander überein, daß die Arbeiten gegen den Malakowthurm unausgesetzt vorwärts schreiten, aber daß man des schwierigen Bodens wegen deßungeachtet nur langsam Terrain gewinnt. Die Russen feuern in Vergleich mit früher ziemlich heftig, und nahmen in den letzten Tagen Anlaß, den Zustoß neuer, ihnen über Perekop zugegangener Verstärkungen den Verbündeten durch einen Hagel von Bomben und Kugeln zu verkünden. Nach Annahme der Einen sind die neu eingetroffenen Truppen ein Theil des Corps von General Lüders — nach der der Anderen

Digitized by Google

zwei Divisionen Grenadiere. Genaues ist über diesen Umstand nicht bekannt, indeß schätzt man den Feind auf gegen 180,000 Mann.

Die letzten Tage haben wiederum die Muthmaßung befestigt, daß es den Russen nicht um einen entscheidenden Schlag zu thun ist, wie man jüngst noch meinte; auch hätte derselbe den gut angelegten Verschanzungen gegenüber, durch welche die Verbündeten sich nach allen Seiten hin gesichert haben, wol nur einige Aussicht auf Erfolg. Aber worauf man in Petersburg alle Hoffnung zu stützen scheint, das ist ein zweiter Winter. Möglich, daß man sich in dieser Hinsicht täuscht. Die Verbündeten sind auf keine Eventualität vielleicht besser vorbereitet, als auf den Wiedereintritt der schlechten Jahreszeit. Man darf in dieser Hinsicht nicht vergessen, daß Kamiesch und Balaklava inzwischen zu militärischen Handelsstädten herangewachsen sind, daß man an Material aller Art zu Baracken und Buden keinen Mangel mehr leiden, Brennmaterial in Fülle vorhanden sein wird, und Chausseen, Eisenbahnen, Packpferde und Wagen nicht fehlen. Neulich erst sah ich eine Menge hier am Orte neu gefertigter, die nach Kamiesch eingeschifft werden sollten, an meinem Hause vorbeifahren. Sie waren sehr leicht und zweckmäßig. — Die Russen ihrerseits haben eine Chaussee zwischen den Nordforts über Baktschi-Serai nach Simpheropol in Arbeit und nahezu beendet; demnächst, heißt es, würden sie eine Stra e durch die Steppen, von dem letzteren Orte auf Perekop in Angriff nehmen, und alsdann, nachdem sie vollendet, eine Chausseeverbindung zwischen Odessa und der taurischen Festung existiren. An eine Eisenbahn auf dieser Strecke sei früher gedacht worden, der Plan indeß nachher wieder aufgegeben worden.

— — 12. Juli. Aus den Nachrichten der deutschen Blätter, welche diese von Wien her bringen, muthmaße ich, daß man dort anfängt, den Entschluß in Betreff der Armeereduction allen Ernstes zu erneuen. Dafür scheint mir am meisten das Bemühen der meisten betreffenden Correspondenten zu sprechen, die Reduction nicht als eine Entwaffnung Oestreichs und als einen Act, der auf seine demnächstige Politik Einfluß gewinnen könnte, gelten zu lassen, sondern der Welt glauben zu machen, diese Verminderung der Streitmacht verändere in nichts die Lage des Reiches Rußland wie der Pforte und den Westmächten gegenüber; sie habe nichts mit einer Annäherung nach der einen Seite hin und einer Lossagung von der anderen her gemein und dürfe nur als eine rein finanzielle Maßregel angesehen werden. Wie Sie wissen werden, ist man soweit gegangen zu behaupten: die Wehrmacht des Kaiserstaats sei durch die Entlassung von 180,000 Mann durchaus nicht vermindert worden, indem man nur die Ausgedienten hätte nach Hause ziehen lassen, während für die Ausscheidenden eine neue Altersclasse in demselben Betrage eingetreten sei. Wie man weiß beläuft sich die Dienstzeit in Oestreich auf acht Jahre. Angenommen die Armee wäre 640,000 Mann stark, wiewol jedermann sich darüber unterrichten kann, daß sie diesen Stand nicht erreichte, würde eine Altersclasse sich im Maximum auf gegen 80,000 Mann belaufen; die Reduction umfaßt aber nicht 80,000, sondern 180,000 Mann.

Andere, weniger zu gewagten Behauptungen geneigte wiener Berichterstatter räumen die Entlassung einer auf die Stärke der jetzt erwähnten Ziffer sich belaufenden Heeresreduction zwar ein, wollen aber nicht zugeben, daß Oestreich dadurch wesentlich

Digitized by Google

geschwächt worden sei, indem es nach dieser Verminderung noch volle 400,000 Mann unter den Fahnen behalte, und ein Staat mit einer solchen Armee unmöglich als ein entwaffneter angesehen werden könne. Dem gegenüber will ich an einige Thatsachen erinnern. Es ist in der Zeit, in welcher man noch dem hoffnungsvollen Glauben nachhing, Oestreich werde dereinst gemeinsame Sache mit den Mächten machen, welche im Orient das gute Recht gegen die Uebergriffe der brutalen Gewalt verfechten, oft und in eingehender Weise entwickelt worden, wie der Kaiserstaat etwa 400,000 Mann gegen Rußland werde aufstellen und davon etwa 300,000 Mann zum directen Angriff verwenden können. Es ist einleuchtend, daß das, was Oestreich von seiner Armee jetzt entlassen hat, von jener Masse in Abzug zu bringen ist. Oestreich kann darnach Rußland heute nur noch mit 120,000 Mann bedrohen, die auf einer Linie von Siebenbürgen bis Krakau auseinandergezogen stehen und von denen kaum 60,000 Mann zu einer compacten Masse zu vereinigen sein würden. Wem eine derartige Demonstration noch verdächtig erscheint, möge es mit den wiener Berichterstattern glauben. Der Ihrige ist anderer Meinung.

Die sechzig Millionen Gulden, welche Oestreich durch die Maßregel des Herrn von Bruck ersparen wird, werden leider wahrlich den Einfluß nicht aufwiegen — den seine Diplomatie hier und insbesondere — Rußland gegenüber verliert! Aber den Beweis kann nur die nächste Zeitepoche geben. Schon beginnt ein großer Rückschlag sich fühlbar zu machen.

— — 19. Juli. Gestern*) Nachmittag verkündete das Zusammenlaufen von Volk im Stadttheile von Top Hane auf den Straßen, daß irgendetwas Außerordentliches vorgefallen sein mußte. Mitten im Bosporus, den Batterien des Artilleriepalais gegenüber, lag ein eben aus dem schwarzen Meere eingelaufener Steamer. Er hatte ein Boot ans Land gesendet, welches auf dem sogenannten Place d'armes verschiedene Personen, anscheinend von hohem Rang, debarquirt hatte. Darnach war geblasen worden. Soviel wußte man vorerst; darnach hieß es, der Angelangte sei Omer Pascha, der Serdar (Räm) und alsbald war das Gerücht in Umlauf: der Generalissimus sei abgesetzt worden und habe den im Jahre 1853 als Commandant der Armee von Kars vielgenannten Muschir Abdi Pascha, welcher vor etwa acht Tagen von hier nach Balaklava sich einschiffte, zum Nachfolger erhalten.

Der Serdar ging über den genannten breiten Platz (place d'armes) hinweg und bog rechts nach der Dienstwohnung des Muschirs von Top Hane ein. Sie wissen, daß dieser, Fethi Achmed Pascha, Schwager des Großherrn und um deswillen eine sehr einflußreiche Person, vielleicht die einflußreichste im osmanischen Staate ist. Die Visite war höchst wahrscheinlich darauf berechnet, sich einen guten Empfang im kaiserlichen Palais von Tschiraghan vorzubereiten.

Das Gerücht will ferner wissen, Omer Pascha sei durch französischen Einfluß gestürzt worden. Mir erscheint, wenn überhaupt eine Entsetzung stattgefunden hat, solche Annahme nicht unwahrscheinlich; außerdem hat man indeß auch wol

*) Nach dem Journal de Constantinople kam der Serdar schon am Dienstag Abend (17. Juli) acht Uhr hier an.

Digitized by Google

Gewicht auf den Umstand zu legen, daß der gegenwärtige Kriegsminister oder Seriasker, Mehemed Ruschdi Pascha, Omers erbitterter Feind ist und dieser bereits im Jahre 1853 von seinem Gegner gestürzt zu werden fürchtete. (Omer Pascha kehrte bekanntlich nach der Krim zurück. D. Red.)

Vorgestern fand hier in Pera ein ziemlich bedeutender Brand statt. Die eingeäscherten Häuser, von denen nur ein paar nicht ausschließlich aus Holz bestanden, waren auf etwa funfzig veranschlagt worden. Nichts ist von ihnen übrig geblieben, als die hohen Schornsteine, die nun wie abgeästete Stämme einsam aufragen. Das Aschenfeld mag wol fünfhundert Schritt im Durchmesser halten.

Vom Sultan Abdul Medschid hört man, daß er im October dieses Jahres noch den Palast von Tschiraghan verlassen und das neue Palais von Dolma Bagdsche zu beziehen gedenkt. Aus Anlaß dieses seines Wunsches wird nunmehr außerordentlich eifrig an der Vollendung dieses Schlosses gearbeitet. Seine Gemächer sind sämmtlich parquetirt; im Besondern ist das kaiserliche Schlafzimmer mit einem bedeutenden Luxus ausgestattet. Es befindet sich in demselben kein eigentliches Bett, sondern der Padischah schläft auf einer Art hohen Estrade, um welche eine Galerie läuft und zu der breite und bequeme Stufen hinanführen. Auffallenderweise sind die Matratzen einfach baumwollene. Die ganze Estrade hat wol den Umfang eines kleinen Zimmers. Sehr unzufrieden ist der Souverän mit der Art und Weise gewesen, in welcher im neuen Palais die Treppen, welche von einer Etage zur andern führen, angelegt worden sind. Sie werden jetzt durch neue ersetzt. Außerdem wurden mehre parquetirte Fußböden wieder aufgerissen.

Der frühere englische Kriegsminister, Herzog von Newcastle, welcher nicht, wie es anfangs abenteuerlicherweise hieß, als neuernannter Chef der englischen Krimarmee, sondern als Privatmann hierher gekommen ist, besuchte gestern die britischen Lazarethe auf der asiatischen Küste des Bosporus, im Besondern das große Krankenhaus von Kulely, welchem ein ungarischer Arzt, der seit mehren Jahren sich in englischen Diensten befindet, vorsteht. Sein Benehmen wird als außerordentlich liebenswürdig gerühmt. Muthmaßlich wird der Herzog heute nach der Krim weiter reisen.

In Hinsicht auf die Begebenheiten auf dem asiatischen Kriegstheater geht das Gerücht: die Russen hätten vor Kars eine Schlappe erlitten. Das Nähere, wie überhaupt Sicheres kenne ich nicht darüber.

Schließlich habe ich noch beizufügen, wie es sich vollkommen bestätigt, daß alle hier entbehrlichen Transport-, namentlich Dampfschiffe nach französischen und englischen Häfen in Eile entsendet worden sind, um massenhafte Verstärkungen an Bord zu nehmen, die man sich beeilt so schnell als möglich nach dem taurischen Kriegsschauplatz zu schaffen. Es wird diese Anstrengung, wie im voraus zu erkennen ist, wenig Frucht bringen, wenn man den ganzen Plan des Krieges nicht ändert.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Der Kampf der Gelehrten um den heiligen Hippolyt.

Bei Anzeige des Werkes: Hippolyt und seine Zeit von Bunsen, ist in diesem Blatte bereits von dem Interesse die Rede gewesen, welches sich für die theologische Wissenschaft an diesen Namen knüpft. Seitdem ist der Streit über den heiligen Hippolyt eine cause célèbre geworden. Er ist deshalb vorzugsweise geeignet, auch dem Laien zu zeigen, wie der kritische Geist unsrer Wissenschaft die alten heiligen Traditionen verklärend und zersetzend überwindet, nicht nur von dem Standpunkt der liberalen protestantischen Theologen, sondern im Grunde nicht weniger von dem der wissenschaftlich gebildeten Katholiken. Es ist derselbe kritische Geist, welcher zuerst das alte Bild von Homer verflüchtigte und uns darauf nach harten Kämpfen einen tiefen leuchtenden Einblick in das poetische Weben und Schaffen der Volksseelen verschaffte; derselbe Geist, welcher Niebuhrs römische Geschichte schrieb, derselbe, welcher kühn die Ueberlieferungen des alten und neuen Testamentes und alle historischen Grundlagen des Christenthums zu prüfen und ihrem Werthe nach zu schätzen unternahm, der Geist deutscher Wissenschaft. Denn auf der ganzen Erde ist es bis jetzt die deutsche Nation allein, in welcher die historische Forschung diesen freien Standpunkt erreicht hat. Sie wird einer spätern Zeit als die edelste Blüte unsers Lebens in einer Periode erscheinen, wo das politische Gemeingefühl schwach, aber die individuelle Freiheit auf geistigem Gebiet merkwürdig groß und rein war.

Wenn der gelehrte Streit um die Seele des heiligen Hippolyt hier benutzt wird, um der großen Gemeinde der Gebildeten ein Beispiel zu geben von der Methode der deutschen Wissenschaft bei Behandlung der schwierigsten historischen Probleme, so wird es auch erlaubt sein, einige Mal tiefer in historisches Detail einzugehen, als sonst der Zweck dieses Blattes wünschenswerth macht.

Zuerst wird es nöthig, über die Legende, die sich an den Namen des Heiligen knüpft und über das, was die frühere Kirche von ihm wußte, Näheres zu erzählen. Schon hier ist bemerkenswerth, daß die alten Kirchensagen über den Mann sehr von einander abweichen und sich in eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Anekdoten auflösen.

by Google

Die berühmteste und am schönsten erzählte Legende ist die von Aurelius Clemens Prudentius, einem spanischen Dichter aus dem Anfange des fünften Jahrhunderts. Er war in Rom gewesen und es hatte ihn dort neben andern Märtyrerculten besonders der angezogen, welcher in einer zwar kleinen, aber von Silber strahlenden Kapelle gefeiert wurde, die sich über einer Krypte wölbte, in welcher die Gebeine des Heiligen ruhten. An der Wand der Kapelle war das Martyrium desselben abgemalt und der daselbst aufgestellte Altar trug den Namen Sti. Hippolyti. Diese stille Kapelle war dem spanischen Geistlichen so lieb geworden, daß er, nach Hause zurückgekehrt, in einem Hymnus d. h. in recht hübschen, dem Ovid ganz artig nachgebildeten Distichen das Martyrium seines Helden besang, um jeden Bischof seines Bezirks zu bitten, ihn auch seinem Sprengel als Heiligen einzuverleiben.

Seht, sagte er, wie der Präfect der Heiden zu Rom nicht geruht hat, alle treuen Bekenner zu morden, zu zerfleischen. Er ging noch weiter, nämlich an die Tibermündung nach Ostia, um da ein neues Exempel zu statuiren. Alle möglichen Torturen werden ersonnen, um die treuen Bekenner zum Götzendienst zurückzuführen, vergebens. Da wird ein Greis herbeigeführt, der noch auf dem Wege zum sichern Tode die Seinigen beschworen hatte, an Christus festzuhalten, aber auch an der Einheit der Kirche; im Besondern auch von der Sekte der Novatianer abzulassen, der er einst selbst angehört habe. Das ist das Haupt der Gottlosen, rufen die Henker, der muß ganz besonders gepeinigt werden, zur Abschreckung des Haufens. Auf die Frage, wie er heiße, antwortet der Greis: Hippolytus. So sollst du denn ein Hippolyt werden, ruft der Präfect aus und läßt ihn sofort an die Füße zweier wilden Rosse binden, diese auseinanderjagen über Berg und Thal und Dornen und so den Leichnam zerreißen, zerfetzen, ganz wie einst in der Mythe der Sohn des Theseus von scheu gewordenen Rossen zerrissen war. Auf derselben Wand war aber auch abgebildet, wie nun die fromme Christenschar den blutigen Spuren folgt, das greise Haupt, die zerstückten Glieder, ja möglichst alle Blutspuren selbst aufsammelt, um so den theuern Leichnam würdig zu bestatten. Ebendafür hält man aber nur Rom würdig und so wird ihm denn jene Krypte und Kapelle errichtet, in deren Nähe, sagt Prudentius, noch ein andrer großer Tempel stand, wohin nun jährlich am 13. August (Idibus Augusti) die ganze Umgegend von Campanien her zusammenströmt, um das Gedächtniß des großen Heiligen zu begehen.

Wunderbares ist in dieser Erzählung genug. Schon die greuliche Wuth des Präfecten hat etwas Bedenkliches; aber in der Zeit des Decius und Valerian sind ja wirklich furchtbare Greuel begangen worden, um den Respect vor den alten Göttern zu erhalten. Die eigenthümliche Wahl der Todesart hat auch

Digitized by

etwas Auffälliges und noch größer wird das Bedenken durch die Aehnlichkeit mit dem mythischen Hippolyt; aber die hat ja der spanische Geistliche selbst gekannt und erschöpfte man alle Todesarten, warum sollte nicht auch einmal Viertheilung angewandt sein? Daß nun der zerstückte, wer weiß in welche Abgründe gestürzte Leichnam dennoch bis auf die geringsten Blutspuren conservirt sein soll, ist freilich das Stärkste; aber es könnte auch das nur einige Uebertreibung des Malers oder Dichters sein. Wer erlaubt an so heiligen Ueberlieferungen zu rütteln?

Dies Mal die alte Kirche selbst, indem sie sofort eine zweite Legende von einem von Pferden zerrissenen Hippolytus überliefert, nur daß dieser in Rom selbst, nicht wie jener in Ostia zu Haus ist, auch kein Priester, sondern ein Offizier und zugleich nur eine Nebenperson neben einem andern, noch gefeiertern Helden, dem heiligen Laurentius ist. Dieser soll ein römischer Diakon gewesen sein, sehr eifrig im Bekehren der Heiden, bis er unter Valerian 258 ergriffen, zum Tode verurtheilt und einem hochstehenden römischen Centurio mit Namen Hippolytus zur Bewachung übergeben ward. Dieser Hippolyt selbst aber wird nebst seiner ganzen zahlreichen Familie von St. Lorenz zum Christenthum bekehrt. St. Lorenz wird endlich zu einem gräßlichen Tode verurtheilt, bekanntlich auf dem Rost gebraten, Hippolytus aber gefangen; seine Amme Concordia, die eine besondere Rolle in dieser Tragödie hat, gibt unter den Peitschenhieben der Henker ihren Geist auf, die übrigen Glieder seiner Familie werden enthauptet, Hippolyt aber nach mancherlei andern Martern an die Füße wilder Pferde gebunden, die ihn zu Tode schleifen. Diese Legende findet sich wieder in einer ganzen Reihe von Variationen, in denen nur die angegebenen Grundzüge sich gleichbleiben.

Es bleibt aber nicht bei diesen beiden Erzählungen, es taucht eine noch abweichendere und fabelhaftere Hippolytuslegende auf, in Verbindung mit einem andern Heiligenkreis. Wir werden obendrein ganz in den Anfang der christlichen Zeit geführt. Unter dem Kaiser Claudius lebte eine kaiserliche Prinzessin Chryse oder Aurea, die von einem Bischof Quiriacus zum Christenthum bekehrt wird. Es wüthet da aber ein Präfect, ein „vicarius urbis“ Ulpius Romulus, gegen die Christen und verschont selbst die kaiserliche Prinzessin nicht; er sucht sie abwendig zu machen, räth ihr namentlich, einen ihres hohen Standes würdigen Gemahl zu nehmen, und als alles Zureden nichts hilft, läßt sie der Vicarius in Ostia auf die Folter spannen, an ihrem entblößten Leibe mit brennenden Fackeln zu Tode martern und dann ins Meer versenken. Hippolyt aber mit andern Genossen hebt den Leichnam heraus und bestattet ihn feierlich. Er wird dafür mit diesen ergriffen, auch gefoltert, er aber speciell in eine Grube versenkt, nach andern in das Meer, nach einigen bei Ostia, nach den meisten bei Portus an der zweiten Tibermündung. Nach der

Versenkung hörte man geisterhafte Kinderstimmen eine Stunde lang rufen: Gratias Deo, (Gott sei Dank!)

Das Fabelhafte läßt sich hier nun freilich mit Händen greifen. Einen vicarius urbis gibt es erst in der nachkonstantinischen Zeit; Foltern werden gegen Christen erst seit Decius angewendet; unter dem Claudius ist an eine eigentliche Christenverfolgung überhaupt noch nicht zu denken. Quiriacus heißt nur Kyriacus, der Kirchenmann, der Christ; Romulus heißt der Verfolger, als Haupt des alten heidnischen Roms, — von den Kinderstimmen gar nicht zu reden. Auch sagt Döllinger selbst, der scharfsinnigste und gelehrteste Vertreter der katholischen Partei in Deutschland, die ganze Geschichte sei eine rohe Erfindung, wie die spätern Griechen dergleichen in Unzahl „nach derselben Schablone" gemacht hätten.

Bemerkenswerth aber ist, daß Hippolyt in dieser Geschichte auch den Namen Nonus oder Nonnus führt, und unter diesem Doppelnamen haben wir eine vierte Hippolytuslegende, bei Petrus Damiani. Hier ist aber der heilige Nonus, der auch Hippolyt heißt, aus Antiochia; er bekehrt dreißigtausend Sarazenen, dann auch die heilige Pelagia, verfaßt dann mehre biblische Commentare, begibt sich aber von seinem Bisthum und von Antiochia hinweg nach Rom; hier begräbt er den Leichnam der heiligen Aurea, die bei Ostia ertränkt wurde, dafür aber wird er in eine Grube bei Portus versenkt. Auch sonst wird Hippolyt als Bischof von Antiochien angegeben und ein griechisches Distichon läßt ihn ebenda in das Meer versenkt werden.

Es kommt aber noch ein Hippolyt vor, wieder in der Nähe von Rom, abermals erst unter Valerian. Er lebt als Einsiedler in einer Grotte, bekehrt die zu ihm kommenden Heiden zum Licht, und da endlich auch seine Schwester Paulina und deren Gemahl Adrias sich taufen lassen, so wird er mit diesen zusammen unter Geißelhieben zu Tode gemartert.

Die Verwirrung steigert sich aber, indem bei den Martyrologen noch ein besonderer Presbyter Hippolytus von Antiochia hinzutritt, der zu den Novatianern gehört, jedoch vor dem Tode noch zur Kirche bekehrt wird, ganz wie der Greis des Prudentius; endlich noch ein Bischof der Araber, Hippolyt von Bostra, ohne daß von diesem mehr erzählt würde, als daß er in der Zeit der übrigen heiligen Hippolyte gegen Mitte des dritten Jahrhunderts gelebt habe.

Soweit reicht die eigentliche Martyrologie über Hippolyt, wie gesagt nur den Grundzügen nach, da der mit Laurentius und der mit Aurea verknüpfte Heilige dieses Namens in den mannigfaltigsten Versionen geviertheilt oder versenkt wird.

Schaut man, um sich aus diesem Legendenlabyrinth herauszufinden, nach der sonstigen Kirchenkunde über Hippolyt, so tritt auch da das Verschiedenartigste auf.

Digitized by

Nach dem ältesten Chronographen, dem von 354, ist ein Presbyter Hippolytus in Rom gleichzeitig mit dem Bischof von Rom Pontianus im Jahr 230 in die Bergwerke Sardiniens deportirt und ebenso an demselben Tage mit diesem Pontianus beigesetzt worden, dieser nur auf dem Friedhof des Callistus, jener an der Via Tiburtina. Durch die sonstige Kirchenkunde aber wird auch nichts hell; der „Bischof und Märtyrer" ist darin ein großer Erklärer des alten Testaments, Verfasser eines Osterkanons (einer Art hundertjährigen Kalenders), einer Zeitgeschichte, mehrer Streit- und Vertheidigungsschriften, so auch für das Evangelium nach Johannes und die Offenbarung Johannis. Aber bald gilt er als ein Haupt der Orthodoxie, bald ist er ein halber Ketzer und dann wieder der entgegengesetztesten Art, ein kirchlicher Reactionär, wie man sie später nicht mochte (Montanist, Novatianer), bald ein radicaler Dualist (Valentinianer).

So ist der Heilige der alten Kirche ein wahrer Ueberall und Nirgends. Bald zu Rom, bald zu Ostia, zu Portus, zu Antiochia, zu Bostra. Bald geviertheilt, bald in eine Grube oder in das Meer gestürzt, bald zu Tode gepeitscht, bald blos deportirt. Bald allein zu Tode gebracht, bald in Verbindung mit dem heiligen Laurentius, oder mit der heiligen Aurea, oder der heiligen Paulina, oder heiligen Pelagia, dann wieder mit einem römischen Bischof, obendrein an den verschiedensten Orten gleicherweise begraben. Endlich bald ein Bischof, bald ein Presbyter, ja was einem ganz den Athem nimmt, auch erst kurz vor seinem Tod Christ geworden und ein Offizier! Bald ein gefeierter Vater der rechten Kirchenlehre, ein Bestreiter „aller Ketzereien" und dann doch selbst ein Ketzer, ein halber Montanist, ein ganzer, nun endlich noch bekehrter Novatianer, aber auch das grade Gegentheil davon, ein Valentinianer, ein gnostischer Dualist!

Auch die unter dem Namen des Hippolyt auf uns gekommenen Schriften helfen hier nicht weiter; größtentheils sind es Fragmente und was das Schlimmste ist, die meisten davon sind dringend als weit spätere Producte verdächtig, die nur mit dem glänzenden Namen geschmückt sind. Von einigen ist dies sogar evident, wenn Bunsen auch keinen Anstoß daran genommen hat.

Wie hat sich nun die Wissenschaft aus diesem Wirrwarr der frühern Kirchenkunde über Hippolytus Wesen und Wirken, Leben und Ende herausgefunden?

Es war im Jahre 1551 als man bei Rom beim Graben auf einem alten christlichen Friedhof an der Via Tiburtina eine gutgearbeitete Statue aus Marmor fand, die einen Kirchenmann darstellt, der auf seiner Kathedra thront; an den Seiten und der Rückwand ist diese mit Inschriften bedeckt. Es ist zwar kein Name angegeben, aber deutlicher als Namen sprechen hier diese Inschriften. Es ist ein Osterkanon vom ersten Jahr des Alexander Severus be-

Digitized by Google

ginnend, ein Jahrhundert umfassend: also derselbe, den Eusebius dem „Bischof Hippolyt, ich weiß nicht wo" zugeschrieben hat. Die Inschrift an der Rückwand führt eine Reihe von Büchertiteln auf, die den Gefeierten kennzeichnen: eine Auseinandersetzung über den Osterkanon (von der Eusebius gleichzeitig redet) die „Chronik" (die Eusebius, Hieronymus und die ganze Folgezeit demselben Hippolyt zuschreibt), ein Trostschreiben an Severina (und Theodoret führt speciell von seinem „heiligen Bischof" Hippolyt ein solches Schreiben an eine Kaiserin auf), eine Schrift zur Vertheidigung des „Evangelium nach Johannes und der Apokalypse" (von der Ebed Jesu redete), eine Reihe Exegetica zu den Psalmen, wie es scheint auch zu den Proverbien (bei Eusebius und Hieronymus berührt).

Ist es also keine Frage, daß durch diese Statue ein berühmter Kirchenschriftsteller Hippolyt gefeiert werden soll, so trägt die Inschrift, soweit sie erhalten ist, dazu bei, dessen schriftstellerische Thätigkeit noch näher kennen zu lernen, indem einige sonst nicht nachweisbare Schriften „über das All, über das Gute, über Auferstehung" aufgeführt sind. Aber weiter hilft auch die Statue nicht. Ja sie selbst ist ein neues Räthsel, das sich an den räthselhaften Namen knüpft, — im Uebrigen eine Freude für jeden Besucher der vatikanischen Bibliothek, in der sie jetzt aufgestellt ist.

Denn sie steht in jener Zeit als eine völlige Ausnahme da. Es ist damals noch unerhört, daß einem Heiligen eine Statue errichtet sei. Da sie aber einmal dem Kunststile nach, wie Winckelmann urtheilte, wirklich in die Mitte des dritten Jahrhunderts gehört, so hat man vermuthet, sie möchte erst in späterer Zeit grade auf den heiligen Hippolyt gedeutet und zur Kennzeichnung wie zur Feier mit diesen Inschriften bedeckt sein.

Es ist daher auch so über den Hippolyt der frühern Kirchenkunde nicht licht geworden, außer daß für den Fall ihrer Echtheit das Wahrscheinlichste wird, Hippolyt habe wirklich in Rom selbst gelebt und gewirkt. Woher nun aber der Titel Bischof, da doch kein Hippolyt in den Verzeichnissen der römischen Bischöfe vorkommt und diese doch etwa seit dem zweiten Jahrhundert sicher stehen? Woher ferner der Anspruch von Portus, Ostia, Antiochia, Bostra? Woher die Verdächtigung als eines ganzen oder halben Ketzers?

Bei diesem vollen Dunkel, dem halb mythischen Wesen des Heiligen und Kirchenlehrers ist es bis in die jüngste Zeit geblieben. Da brachte der Moniteur Universel vom 5. Januar 1844 die Kunde, daß unter andern Manuscripten auch folgendes für die Bibliothèque Royale gewonnen sei: Manuscript en papier de coton, contenant une refutation de toutes les hérésies. Cet ouvrage d'un auteur anonyme est divisé en dix livres, mais les trois premiers manquent ainsi que la fin.

Abel Villemain war als Minister Louis Philipps durch einen befreun-

Digitized by Google

deten Griechen Mynas Mynoïdes auf die literariſchen Schätze des Athosklosters aufmerkſam geworden. Wer kennt nicht den Athos, an dem des Darius erſte Flotte ſcheiterte, den dann Xerres fruchtlos umgraben ließ, ohne daß ſeine Titanenhände die Schutzgötter Griechenlands beſiegen konnten? Allen, welche die Levante oder Konſtantinopel beſucht haben, wird der wunderbare Berg noch in der beſten Erinnerung ſein, das eine von den drei Vorgebirgen, durch welche Macedonien in das griechiſche Meer hinausſpringt, trotzig ſeine Felſenmaſſen der Meeresflut entgegenſtemmend, das majeſtätiſche Haupt in das ewige Blau des ſchönen griechiſchen Himmels erhebend. Es iſt dieſe Höhe aber auch inſofern eine Inſel, als ſie griechiſches Weſen (nach Fallmerayer) am längſten und treueſten aus der ſlawiſchen Sündflut emporgehalten hat. Und wenn dieſe Reſte der alten Helenen jetzt zur Buße für die fröhlichen Sünden des heidniſchen Griechenlands das Mönchsgewand angelegt haben, ſo haben ſie doch noch ſoviel altgriechiſches Weſen bewahrt, daß ſie mit Fauſt und Speer, ſpäter auch mit Flinten und Kanonen, ihre Unabhängigkeit gegen die Osmanen ſiegreich vertheidigt haben; ſie geben zwar einen Tribut, ſind aber ſonſt ganz ſelbſtherrlich geblieben. Ihr Hauptnahrungszweig beſteht in einem angeblich vom Evangeliſten Lucas gemalten, durch Engel ihnen überbrachten Bildniß der heiligen Jungfrau, der Panagia, einem Palladium für die ganze orientaliſche Kirche, zu dem fortwährend reichlich ſpendende Waller von allen Seiten ſtrömen. Für den Occident aber birgt dies Kloſter oder vielmehr dieſer Compler von Klöſtern in ſeiner Unberührtheit von türkiſchem Fanatismus einen weit koſtbarern Schatz, eine Handſchriftſammlung, welche die Mönche mit Argusaugen, zwar nicht leſen, aber doch hüten. Doch franzöſiſcher Einfluß drang durch, Mynas Mynoïdes wurde ins Allerheiligſte nach dem gebührenden Kuß auf den Rahmen der Panagia zugelaſſen. Hier fand er eine Reihe ihm unbekannter griechiſcher Autoren, ſo insbeſondere die Fabeln des kaum dem Namen nach bekannt geweſenen Babrius, die ſoviel Aufſehen gemacht haben. Die in einem eigenthümlichen ſenitiſchen Griechiſch verfaßten ausgewählten Handſchriften wurden ihm käuflich überlaſſen. Auch jenes Manuſcript en papier de coton nahm Mynas mit, weil der Inhalt ihm völlig neu ſchien. Doch iſt es in Paris wiederum beinahe vergraben geblieben, da das Fragment mit chaldäiſcher Aſtrologie beginnt, die keinen einlud, weiter zu leſen, bis ein deutſcher Philolog Immanuel Miller wirklich weiter las und eine ganze Reihe Fragmente griechiſcher Dichter und Philoſophen, des Pindar, des Heraklit, des Sextus Empiricus u. ſ. f. fand, die uns großentheils neu waren, alsbald auch von der deutſchen Philologie in ihr Licht geſetzt worden ſind. Als aber Miller bis zum „9. Buche“ vordrang, welche Merkwürdigkeiten fand er! Da wurde maßlos auf einen Biſchof in Rom, Calliſtus, aus dem dritten Jahrhundert, der doch nach allem kein andrer als der Papſt Callixtus ſein konnte, losgezogen: elen-

Digitized by Google

der Betrüger, abgefeimter Ränkemacher, schlauer Räbelsführer, ehemaliger Sklave und Bankrotteur, blos durch Betrug heilig geworden, ein Ketzer ärgster Art, und der Papst vorher, Zephyrinus, sei ein „geldgieriger Schwachkopf" gewesen. Zu Paris hatte man keine Lust, die Chronique scandaleuse der Curie mit diesem neuen Stück zu bereichern, dagegen übernahm die Oxforder Universität die Herausgabe, die Miller leitete, indem er wenigstens ein Drittel der sinnentstellendsten Schreibfehler des copirenden Mönches im Drucke berichtigte, sonst aber das Manuscript buchstäblich veröffentlichte.

Es ist begreiflich, daß dies neuentdeckte Stück Papstgeschichte, an dessen Echtheit in der That niemand hat zweifeln können, das größte Aufsehen gemacht hat. Wer hat das Werk verfaßt, wie ist es näher zu begreifen?

Die von Miller noch hingenommene Angabe des Coder selbst, Origines sei der Verfasser, leuchtete alsbald als ganz irrig ein; nur ein römischer Geistlicher selbst konnte der Verfasser sein und es blieb nach allem nur die Wahl zwischen zwei Schriftstellern dieser Zeit, einem Gegner der Montanisten, Caius, dem auch noch viele andre Schriften antihäretischer Art zugeschrieben werden und der ein Römer ist, und dem durch Photius und andre Griechen bekannten Verfasser einer allgemeinen Ketzerbekämpfung, dem Hippolytus, der demnach nicht mehr blos nach der Statue als Angehöriger Roms erscheinen würde. Für diesen letztern haben sich die meisten erklärt, insbesondere nach Jacobi der Ritter und Doctor Josias von Bunsen, der alles gelöst fand, wenn man nur die eine Angabe festhalte, Hippolyt sei wirklich Bischof von Portus bei Rom gewesen, als solcher habe er zu den Suburbanbischöfen von Rom gehört, als solcher das Klagemanifest gegen die römischen Bischöfe geschleudert und mit allem Grund.

Ja der phantasiereiche Mann hat an das neuentdeckte Werk die weitgreifendsten Hoffnungen geknüpft. Es soll damit die Autorität Roms, die protestantische Orthodoxie und zugleich die ebenso unbequeme kritische Theologie der Gegenwart gestürzt sein, — das erste wegen jener endlich wiederentdeckten starken Anklagen gegen zwei Päpste der römischen Kirche; das zweite, weil der neue Kirchenvater eine Art rationaler Lehre gebe; das dritte, weil durch die vorkommenden Citate des vierten Evangeliums in dem Munde der ältesten Irrlehrer (wie Valentinus und Basilides) endlich sich zeige, daß dieses Evangelium *nicht* erst aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts hervorgegangen sei, wie die Schule des Tübingers Baur beharrlich behauptet. Ja unter der Aegide dieses neuen Heiligen soll es zu einer Art Völkerbund zwischen dem rationalen Deutschland, das blos von der tübinger Kritik wie von neulutherischer Unkritik abzulassen habe und zwischen dem orthodoxen England kommen, welches sich nur dem gemäßigten Rationalismus des neuen Kirchenvaters zu eröffnen habe. So wünscht und hofft der praktische Staatsmann Bunsen.

Digitized by Google

Pius IX. hat Bunsens Werk damit widerlegt, daß er es auf den Inder gesetzt hat, womit denn wol die Debatte überhaupt geschlossen sein sollte. Das hat jedoch in Deutschland wenig geholfen: vielmehr ist sie um so lebendiger fortgeführt worden von den bedeutendsten Kirchenhistorikern aller Fractionen. Zunächst hat Gieseler, nachdem Bunsen von der göttinger theologischen Facultät für sein Werk mit dem Doctorhut gefeiert war, dessen Annahmen zwar im Wesentlichen beibehalten, um darauf hin die dogmengeschichtliche Bewegung in jener Zeit neu zu construiren, jedoch hat er schon gar manches in Bunsens Unterstellungen und Folgerungen verwerfen müssen. Dann hat F. Ch. Baur die ganze Voraussetzung, worauf die neu erwachte Hippolytusfrage beruht, die Annahme, kein anderer als der bis dahin sowenig gekannte Hippolytus sei der Verfasser des neuaufgefundenen griechischen Werkes aufs scharfsinnigste und bestimmteste verurtheilt. Es sei vielmehr das überwiegend Wahrscheinliche, daß jener andere römische Schriftsteller Cajus der Urheber sei und Bunsens ganze Construction sei die willkürlichste und unhaltbarste der Welt. Was aber die Citate aus dem Johannesevangelium im Besondern betrifft, so ist die kritische Grundvoraussetzung über die Zeit des Hervortretens des vierten Evangeliums dadurch in der That ganz unberührt geblieben. Endlich hat auch der Katholik Jos. Döllinger in München, großentheils mit Baur zusammentreffend, Bunsens Versuch aufs siegreichste bekämpft, zugleich nach andern Seiten hin das Ungeschichtliche in seinen Unterstellungen, das Willkürliche seiner Folgerungen an den Tag gelegt und zwar hat er die Grundvorstellung festgehalten, Hippolyt sei allerdings der Verfasser, die Anklagen aber gegen den Papst Callirtus und seine Kirche seien dahin umzudrehen, daß in diesem Papste eine bewunderungswürdige Größe mehr in der Reihe der römischen Bischöfe und in ihm zugleich ein Vertreter kirchlicher Orthodoxie hervortrete, in Hippolyt dagegen, dem Gegenbischofe zu Rom selbst, nicht blos der leidenschaftlichste Haß, sondern auch wirkliche Irrlehre. Baur hat jedoch alsbald hiergegen wie gegen einen Versuch von Ritschl die ganze Hippolytusunterstellung abermals eingehend bestritten, lebhaft dabei von Hilgenfeld im literarischen Centralblatt secundirt: Cajus soll der Verfasser sein, die Statue sei unecht und so fort. Gustav Volkmar in Zürich endlich hat die ganze Streitsache nochmals erörtert und nach gründlicher Untersuchung sich dahin entschieden, daß allerdings Hippolyt der Verfasser der gefundenen Schrift sei; dieser Hippolyt war ein Römer, Gegenbischof des Calixtus, von diesem als Anhänger der entstehenden damaligen Dreieinigkeitslehre und als Zweigötterer excommunicirt, von seiner kleinen Gemeinde aber um so höher gefeiert; auch durch die Statue. Sein Schicksal war, zugleich mit seinem letzten Gegenpapst in die Bergwerke Sardiniens deportirt und dort Märtyrer zu werden. Im Uebrigen steht der Verfasser, namentlich gegenüber Bunsen, auf Baurs Seite.

Dieſer im Ganzen vermittelnden Anſicht über die Perſon des Hippolyt ſei hier beigetreten, ohne daß dies Blatt den Anſpruch erhebt, als Partei in einer ſpeciellen noch ſchwebenden Streitfrage der Theologie aufzutreten.

An dieſer Stelle iſt das Hauptintereſſe, zu zeigen, wie über eine zu ihrer Zeit ſo bekannte, als Schriftſteller berühmte Perſönlichkeit in der chriſtlichen Kirche ein ſolches Gewirr von Mythen und abenteuerlichen Sagen entſtehen konnte. Denn daraus kann man ſehen, wie unſre Gelehrten gegenwärtig die Sagenbildung überhaupt auffaſſen.

Die griechiſch geſchriebenen Schriften des Hippolyt gingen den Römern bald verloren. Von ſeinem Hauptwerk, Philoſophumena, wurde das neunte Buch, in welchem die Skandalgeſchichten von anerkannten römiſchen Biſchöfen ſtehen, als zu anſtößig wol unterdrückt oder außer Cours geſetzt, mit ihm ging die Kunde von den perſönlichen Beziehungen Hippolyts verloren. Erhalten blieben im Verkehr nur das erſte Buch des Werkes als eine brauchbare Ueberſicht der griechiſchen Philoſopheme und das letzte als ein ebenſo brauchbares Verzeichniß aller Ketzereien, es wurde getrennt vom Ganzen und anonym durch die ſpäteren Kirchenlehrer benutzt. Und dazu kam, daß man ſchon hundert Jahr nach Hippolyt in Rom nicht mehr viel griechiſch kannte.

Im dritten Jahrhunderte war das Griechiſche noch die Sprache der Gebildeten in Rom. Seit Konſtantin der Große aber Byzanz zu Konſtantinopel machte und die Trennung der beiden Reichstheile dauernd wurde, iſt die Kenntniß des Griechiſchen in ſo reißender Schnelle in Rom zum Wegfall gekommen, daß folgender Fall im Anfang des fünften Jahrhunderts vorkam. Neſtorius wandte ſich in ſeiner Sprache brieflich an den römiſchen Biſchof, dieſer verſtand aber weder ſelbſt das Griechiſche, noch war in Rom einer zu finden, der den Brief des Neſtorius überſetzen konnte, und es dauerte einige Zeit, bis ein Ueberſetzer aufzutreiben war. Kein Wunder, wenn ſeitdem auch das neue Teſtament nur in dem barbariſchen Latein der Vulgata bekannt blieb. So wars denn noch im ganzen Mittelalter und als im 15. Jahrhundert die durch die Türken geſcheuchten Griechen nach dem Occident flüchteten und unſern Homer und Plato und auch das neue Teſtament in der Urſprache mitbrachten, da ſchrien die Mönche laut auf: „da haben ſie eine neue Ketzerſprache erfunden.“

So gingen Hippolyts Werke dem Abendland überhaupt zu Grunde, man vergaß hier den Kirchenlehrer völlig. Es blieb nur das dunkle Gerücht, daß der gefeierte Mann dieſes Namens häretiſche Anſichten gehabt habe. Außerdem dauerte in der allgemeinen Kunde nur die glänzende Lichtſeite, der Martyrerſchein, der heilige Hippolyt fort, und jeweniger man von ihm wußte, um ſo ungeſtörter konnte ſich die Phantaſie des Namens bemächtigen.

Der Name bedeutet nun im alten Griechiſch einen ſolchen, der die Roſſe

Digitized by Google

löst, ihnen die Zügel schießen läßt, es kann aber auch heißen, der von der Rossen aufgelöst, zerrissen wird; und wie oft schon der Name hinreicht, um ganze Geschichten daraus zu machen, dazu braucht nicht erst die Märtyrermythologie nachgesehen zu werden; alle Mythologie zeigt das.

Es kommt hier aber noch etwas Weiteres hinzu, worauf Döllinger nun soweit geachtet hat, als es schon Prudentius bemerkte: der von den wilden Pferden zerrissene Heilige ist nur eine Nachbildung des Theseiden Hippolytus in der atheniſchen Mythe. Wer ist aber dieser Theseide?

Der Versuch, fast sämmtliche Götter- und Heroenmythen der Griechen auf den Sonnengott und die Mondgöttin in ihrem Verhalten zueinander zu deuten, leidet an ebenso großen Uebertreibungen, als die Wasser- und Nebelkur, in welcher z. B. Forchhammer ein anderes Universalmittel zur Erklärung aller Mythen gesucht hat. Alle dergleichen Panaceen entsprechen schlecht der Mannigfaltigkeit geschichtlicher Existenzen. Aber in einzelnen Fällen werden wol beide grade das Rechte getroffen haben. Viele Heroen sind sicher nichts als verdämmerte Götter, im Besondern nur Prädicate, namentlich des Sonnengottes, von der spätern Zeit zu eignen Personen fixirt. So verhält es sich außer dem Ikarus, der nur die am Himmelsbogen aufsteigende und endlich herabsinkende Sonne selbst ist, dem Phaeton u. s. f., sicher auch mit dem Hippolyt.

Schon der Gigant dieses Namens (bei Apollodor I. 6, 25), der vom unsichtbar machenden Helme des Aides überwunden wird, ist der in der Unterwelt verschwindende himmelstürmende Sonnenheld. In der spätern griechischen Mythe aber wird der Helios Hippolytos| d. h. der Sonnengott selbst, insofern er beim Untergehen den Rossen des Sonnenwagens die Zügel schießen läßt, zu einer besondern Heroenfigur, die nun auch einen noch älteren Sonnenheros, den Theseus, zum Vater erhalten darf. Und zwar wird nun durch die heidnische Sage später auch der Name umgedeutet: der Held wird von scheugewordenen Pferden zerrissen. Aber auch da blickt noch der Sonnenheld hindurch, der beim Untergehn ins Meer von seinen Rossen gleichsam geviertheilt wird; sie werden scheu vor dem „Ungeheuer des Meeres", woraus denn weiter ein besonderes Ungeheuer wird, das vom Meere aufsteigt. Die Phädra aber, die ihn so sehnsüchtig liebt und ihm so sehnsüchtig nachblickt, ist ursprünglich die strahlende Mondfrau, welche aufsteigt, wenn der schöne Sonnenheld niedersinkt und so nur das Nachsehn hat, die ihn hoffnungslos liebt, ihn nie erreicht. Die specielle Ausbildung des Mythos, worin nun Phädra zugleich die Frau des Sonnengottes, die Mutter dieses besondern Helden wird, ist nur specifisch atheniſch. In Troezene wurde der Hippolytus zwar auch schon als Heros cultivirt, aber noch unbefangener neben Phädra, der Mondgöttin, als seiner Schwester und Frau.

Digitized by Google

Noch lange, nachdem die griechiſche Sprache in Italien untergegangen und das Chriſtenthum Staatsreligion geworden war, lebte in dem Volk eine Fülle von heidniſchen Erinnerungen, Bildern und Vorſtellungen. Einzelnes davon hat ſich durch die Völkerſtürme vor zweitauſend Jahren bis auf die Gegenwart erhalten, und noch iſt für uns erkennbar, daß in den erſten Jahrhunderten nach Einführung des Chriſtenthums in Italien ſich überall uralte heidniſche Anſchauungen und Mythen in das chriſtliche Leben, in den Cultus, die Mythen, das Ritual, die Feſte und Gebräuche eingeſchlichen haben. Wie wir an den altchriſtlichen Sculpturen die Naivetät bewundern, mit welcher heidniſche Bildungen in chriſtliche Vorſtellungen gemiſcht werden, ſo iſt überall, wo die Phantaſie des Volkes ſelbſt zur Thätigkeit kam, eine ſolche Vermiſchung ſichtbar. Und grade wie wir in den deutſchen Volksmärchen noch überall Götter und Heldengeſtalten des deutſchen Heidenthums in ſehr veränderter Geſtalt erkennen, und wie in ihnen Wuotan und Donar manchmal das heilige Gewand von Chriſtus und den Apoſteln und noch öfter den zerriſſenen Rock eines Handwerksburſchen, eines beurlaubten Soldaten, eines jüngern Sohnes angezogen haben, grade ſo nahmen bei den bekehrten Römern die Geſtalten alter vertrauter Heidengötter entweder Namen, oder Farbe und Gewand chriſtlicher Figuren an. Wie verhaßt, verfolgt, verflucht ſie auch waren, ſie drangen doch in die kirchlichen Anekdoten und wandelten und veränderten dieſe durch Eigenthümlichkeiten ihres Weſens, ſie ſpielten ihre Rolle in den chriſtlichen Feſten, und ſchielten aus den Bildern ſelbſt der Apoſtel und der Heiligen, ſogar aus dem des Erlöſers auf das Volk, welches ihnen untreu geworden war. Dies war umſomehr der Fall, je unſicherer und ſpärlicher die hiſtoriſchen Nachrichten von der Perſönlichkeit der Kirchenheiligen, und je localer die menſchlichen Beziehungen der chriſtlichen Heiligen geweſen waren.

So kam es, daß die verſchiedenen Legenden vom heiligen Hippolyt ſich ausbildeten. Die Erinnerungen an einen gelehrten Chriſten verbinden ſich mit denen von dem mythiſchen Helden, er wird von wilden Pferden zerriſſen, er wird vor den Thoren Oſtias oder beim Portus im Weſten Roms, wo die Sonne untergeht, ins Meer verſenkt, oder in eine Grube gelegt, ſein Wohnort ſind die Tibermündungen, die Orte, wo den Römern ihr Sonnenheros untergeht.

So ſchimmert in der andern Hippolytlegende hinter dem Bild der kaiſerlichen Prinzeſſin Aurea die goldene Luna, die Tochter des Himmelskönigs hervor, die ſich mit dem ſtrahlenden Tageshelden vermählen ſoll. Da ſie dies beharrlich nicht thut, ſo wird ſie an entblößtem Leibe mit brennenden Fackeln zu Tode gemartert. Auch hier kann man die Fackeln des Sonnengottes erkennen, an deren Glut die Mondfrau untergeht. Und wieder iſt es der untergehende Sonnengott, der Hippolyt, der Roſſelöſer, der ſie aus der Tiefe hervorhebt, während er ſelbſt darin verſenkt wird.

Digitized by Google

Ein anderer gefeierter Heros des christlichen Italiens, ein echt nationaler Heiliger ist Laurentius. Es mag sein, daß ein Diakon dieses Namens zu Rom unter Valerian bei der Untersuchung die Feuerprobe zu bestehen hatte, das Gehen über glühende Eisen, wie Döllinger räth. Aber das reicht bei weitem nicht aus, den merkwürdigen Eifer zu begreifen, mit welchem Laurentius in Italien grade in frühester Zeit gefeiert wurde. In Rom bestanden schon im fünften Jahrhundert vier Kirchen zu seiner Ehre, eine prachtvolle in Mailand, andere durch ganz Italien. Er wurde dem Volke der Typus des Menschen, der durch das Verbrennen des Leichnams auf dem Rost des Scheiterhaufens zum Gott oder Geist wird. Die heidnische Vorstellung von den Laren personificirte sich in dem Larentius (vrgl. die Acca Larentia aus der Urgeschichte Roms). Und es war wol die uralte heidnische Verehrung des Hausgottes, welche die Gestalt des Feuerheiligen so ehrwürdig lieb und vertraut macht.

Nichts ist schwerer und nichts ist mißlicher für die Wissenschaft, als den Fluten unklarer, durcheinanderflimmernder mythischer Vorstellungen nachzugehen und den logischen Gang in denselben nachzuweisen. Es ist das oft sowenig möglich, als mit dem Auge die Strömung des Meeres aus der Hebung und Senkung der Wellenberge zu erkennen. Und wenn es irgendwo dem Gelehrten ziemt, bescheiden zu sein, so ist es hier, wo er das heimlichste Dämmerleben und das phantastische Träumen einer untergegangenen Welt mit seiner Leuchte zu erhellen hat.

Doch darf nicht verschwiegen werden, daß die kurzen Andeutungen, welche hier über das Eingreifen heidnischer Vorstellungen in die christliche Mythenwelt gemacht wurden, bei breiterer Ausführung weniger fremdartig und sicherer erscheinen, nicht selten sicher, bis zur Evidenz.

Wenn in dieser Weise heidnische Erinnerungen dazu beitrugen, die Geschichte eines eifrigen Kirchenmannes sagenhaft auszuschmücken, so waren doch sie es nicht allein. Eine Masse Zufälligkeiten, welche sich dem Auge des Forschers nur zu leicht entziehen, waren außerdem dabei wie bei aller Sagenbildung thätig. So mag vielleicht die Verbindung, in welche eine Legende den Hippolyt mit dem Leben des Laurentius bringt, darin ihren Grund haben, daß eine dem Laurentius geweihte Kirche in der Nähe der Krypta war, welche dem Hippolyt geweiht war. So kann Hippolyt gar bald als eine Nebenperson im Leben des andern als sein Wächter, als sein Offizier aufgefaßt worden sein.

Andere Berichte über den Heiligen kamen gradezu durch dürre Unwissenheit und Mißverständnisse der Kirchenväter in Cours. So entstand z. B. der Hippolyt von Bostra in Arabien.

In einer Stelle des Eusebius (K. S. VI. 20.) sagt dieser: „Ein Bischof war Beryllus von den Christen um Bostra, dasselbe Hippolyt, der auch Bi-

schof von irgendeiner andern Gemeinde war." Diese griechischen Worte wurden von Rufinus so ins Lateinische übersetzt: „Beryll war ein Bischof von Bostra, der größten Stadt Arabiens. Ebenso war auch Hippolyt Bischof." — Der Uebersetzer hatte die Worte „in irgendeiner andern Gemeinde" ausgelassen, und die Römer verstanden demnach später so: auch Hippolyt war Bischof von Arabien. — Durch ein ähnliches Mißverstehen des Eusebius und durch die Ungenauigkeit der Martyrologen ist Hippolyt zu einem Presbyter von Antiochien geworden; und durch eine noch größere Confusion der Martyrologen wurde der römische Kirchenschriftsteller mit einem frommen Nonnus in Asien zusammengebracht, der dort im fünften Jahrhundert eine Myriade Heiden bekehrt haben soll. Diese Heiden aber wurden seit dem siebenten Jahrhundert, wo dort Satazenen erscheinen, als Sarazenen aufgefaßt.

Aus dem allen erkennt man, wie auf dem Boden von Thatsachen, welche man einfach nennen kann, durch den ewig und in allen Völkern fortlebenden Trieb der Sagenerfindung, durch Unkenntniß des Griechischen und durch das Fortwuchern heidnischer Cultur und Mythen, auch nachdem ihnen der Kopf abgeschlagen war, in christlicher Form eine Reihe Mythen entstanden sind, gleichsam Gespenster eines abgestorbenen Lebens. Schattenhaft und wandelbar fahren sie durcheinander, verschlingen sich, lösen sich ineinander auf. Eine Bande unheimlicher, und oft dem schärfsten Auge undeutlicher Gebilde. Sie hier wie überall zu bekämpfen und von dem Felde der Geschichte wegzuscheuchen, ist noch immer eine Hauptaufgabe der historischen Forschung. Wo dies geschehen ist, da ist es wie bei der Gestalt des Hippolyt, des herben Feindes der römischen Päpste überall am siegreichsten und vollkommensten geschehen mit den Waffen, welche die freie Hand der deutschen Gelehrten geführt hat. —

Die londoner Börse.

Mr. John Francis, der Verfasser der Geschichte der Banken und der Geschichte der Eisenbahnen hat jetzt auch eine Geschichte der londoner Börse herausgegeben, die aber, wie seine beiden frühern Werke mit Unrecht den Namen Geschichte beansprucht, denn das Buch besteht vielmehr aus einer Sammlung von Porträts, charakteristischen Zügen und Anekdoten aus dem englischen Börsenleben. Geht dem Buche daher auch viel an wissenschaftlichem Werthe ab, so ist es dafür reich an unterhaltendem Stoffe, der sich zu einer kleinen Blumenlese eignet.

Der langjährige Kampf, den Wilhelm III. gegen die ganz Europa mit Unterjochung bedrohenden ehrgeizigen Pläne Ludwigs XIV. führte, zwang ihn,

Digitized by

Staatsanleihen zu machen, welche den Grund zu der später so riesenhaft angewachsenen Staatsschuld legten. Nach dem Beispiele seines Vaterlandes Holland stellt er als unwandelbares Princip auf, daß der Staat zu allen Zeiten, mochten seine Verlegenheiten auch noch so groß sein, seinen Verbindlichkeiten gegen seine Gläubiger auf das strengste nachkommen müßte. Dies war damals noch ein neuer Grundsatz und in andern Staaten, wie z. B. in Frankreich, hat man noch bis Ende des vergangenen Jahrhunderts die versprochenen Zinsen willkürlich heruntergesetzt. Dafür hat aber auch England vorzugsweise vor allen andern Staaten selbst in den Zeiten seiner größten Bedrängnisse stets Credit gehabt und zu gleicher Zeit wurde es dadurch ermöglicht, solche Staatspapiere zu einem Gegenstand des Handelsgeschäfts zu machen, wodurch es wieder dem Staat, der sie ausstellte, gegen früher unendlich erleichtert wurde, in Zeiten der Noth Geld aufzunehmen.

Ehe jedoch dieser Staatspapierhandel entstand, bildeten ganz andre Effecten den Gegenstand der Börsenspeculation. 1634 waren alle Speculanten von Amsterdam, von London und Paris in fieberhafter Bewegung. Man speculirte in Tulpenzwiebeln. „Eine Zeitlang," erzählt Mr. Francis „gewann alle Welt und niemand verlor, wie dies gewöhnlich ist. Arme Teufel wurden reich. Groß und Klein handelte mit Tulpenzwiebeln. Die Geschäfte erhielten ihren Abschluß durch kostbare Vergnügungspartien. Die Notare wurden reich und der phlegmatische Holländer glaubte eine unversiegbare Quelle des Reichthums entdeckt zu haben. Personen jeden Standes verwandelten ihre Habe in klingende Münze. Man verkaufte Haus und Hof zu den schmachvollsten Preisen. Jedermann war überzeugt, daß die Leidenschaft für Tulpen von ewiger Dauer sein würde. Auf die Nachricht, daß das Fieber auch andre Länder angesteckt hatte, überredete man sich, daß die Reichthümer der ganzen Welt an dem Ufer des Zuidersees zusammenströmen müßten." Während dieses Fiebers bezahlte man die Tulpenzwiebel mit ein- bis zweitausend Gulden; man gab Pferde, Wagen, zwölf Acker Land für eine Zwiebel. Aber plötzlich zog sich das Vertrauen von den Zwiebeln zurück; niemand kümmerte sich mehr um sie. Wer schönen Hausrath, schöne Pferde und Wagen und schöne Landgüter für nichts bekommen hatte, behielt sie. Die Zwiebelbesitzer dagegen mochten immer Versammlungen zusammenberufen und dekretiren, daß die Tulpen noch ganz ihren frühern Werth besäßen und daß die Zeiten ihres Mißcredits vorübergehen würden. Es half alles nichts, die Tulpenzwiebel hatte aufgehört die Börse zu regieren. Ihr folgten in England die Südseeactien, in Frankreich die Mississippiactien und die Schwindeleien Laws. Das Mississippiunternehmen stand im December 1719 in seiner höchsten Blüte, die Actien hatten mehr als das Zwanzigfache ihres ursprünglichen Werthes erreicht. Die Straße Quincampoix, wo sich die Speculanten von Paris versammelten, war vom Sonnenaufgang an von einer geschäftigen

Digitized by Google

und fieberhaft erregten Menschenmenge angefüllt, welche vergaß, zum Essen zu gehen, keinen andern Hunger oder Durst zu fühlen schien als nach Gold, und sich nicht eher zerstreute, als bis mit Einbruch der Nacht eine Glocke das Zeichen zum Nachhausegehen gab. Das kleinste Kämmerchen in dieser Straße wurde zu den ausschweifendsten Preisen vermiethet. Die Schreiber sahen sich bald außer Stande, die täglich wachsende Zahl der Subscribenten einzuzeichnen; und man erzählt sogar, daß ein kleiner Buckliger sich auf der Straße 50,000 Franken damit verdiente, daß er ungeduldigen Speculanten seinen Rücken als Schreibpult anbot. Law, der Urheber des Unternehmens, war auf einmal zum größten Unterthanen in Europa geworden. „Ich habe ihn nach Hofe gehen sehen," sagt Voltaire, „ehrerbietig geleitet von Herzögen, Marschällen und Bischöfen." Und sogar Dubois, der Premierminister und der Prinzregent selbst zitterten vor ihm. Wie schmählich er zusammenbrach, ist allgemein bekannt. Der Staat wurde durch ihn funfzehnhundert Millionen Schulden los, er selbst mußte, um sein nacktes Leben zu retten, aus Frankreich entfliehen; einige wenige Speculanten wurden reich, aber viele tausend unschuldige Familien waren zu Grunde gerichtet.

Die Südseecompagnie in England begann ihre Unternehmungen im April 1720. Im August stiegen die Actien von 130 bereits auf 1000. Die Directoren der Compagnie eröffneten, nachdem bereits zwei Ziehungen überreichlichen Ertrag geliefert hatten, eine dritte und vierte Subscription, und decretirten, daß von Weihnachten nächsten Jahres die Dividende nicht unter 50 Procent sein sollte. Der glückliche Fortgang des Unternehmens rief bald noch tausend andere Unternehmungen hervor; selbst der Thronerbe stellte sich an die Spitze einer Waleskupfergesellschaft, obgleich alle Actienunternehmungen, die das Parlament nicht ausdrücklich privilegirt hatte, gesetzlich verboten waren. Erst die Drohung der gerichtlichen Verfolgung gegen die Compagnie vermochte den Prinzen sich zurückzuziehen, nachdem er 40,000 Pfund gewonnen hatte. Auch den Herzog von Chandos und den Grafen von Westmoreland sah man als Directoren an der Spitze von Schwindelunternehmungen figuriren, und bald überzeugte sich auch das große Publicum, daß Speculiren leichter sei, als Arbeiten. „Chance Alley," berichtet Lord Mahon in seiner Geschichte Englands, „wurde seit dem utrechter Frieden eine neue Ausgabe der Straße Quincampoix. Die Häuser selbst wurden so gedrängt voll, daß man Tische mit Schreibern auf die Straße setzen mußte. In diesem bunten Gewühl sah man alle Stände, alle Gewerbe und alle Parteien untereinandergemengt; Hochkirchenleute und Dissenters, Whigs und Tories, Landedelleute und Mäkler. Ein heißer Zungenkampf herrschte in diesem zweiten Babel. — Neue Reports, neue Zeichnungen, neue Uebertragungen flogen von Mund zu Mund, und Damenstimmen (denn selbst viele Damen speculirten an der Börse) erhoben sich gellend und uner-

Digitized by Google

müdlich über das allgemeine Getöse. — Ein Ausländer hätte nicht länger über die englische Schweigsamkeit klagen können. Einige von den ausgebotenen Unternehmungen waren von der abenteuerlichsten Art; unter andern finden wir darunter: eine Compagnie für das Herausfischen von untergegangenen Schiffen an der irländischen Küste, andere zur Versicherung gegen Verluste durch Dienstboten, um Meerwasser trinkbar zu machen, um Spitäler für uneheliche Kinder zu bauen, um Schiffe gegen Seeräuber auszurüsten, um Oel aus Sonnenblumensamen zu pressen, um das Bier zu verbessern, um Matrosenlöhnungen einzuziehen, um Silber aus Blei zu gewinnen, um Quecksilber in ein hämmerbares und schönes Metall zu verwandeln, um eine Herde von großen Eseln aus Spanien zu importiren, um einen Handel mit Menschenhaar zu errichten, um Schweine zu mästen, zur Herstellung eines Perpetuum mobile. Die seltsamste Einladung war jedenfalls die „zu einem Unternehmen, welches seiner Zeit bekannt gemacht werden sollte." Jeder Unterzeichner sollte zwei Guineen baar anzahlen und später eine Actie von hundert Guineen mit einer Eröffnung über den Zweck des Unternehmens erhalten; und so verlockend war das Anerbieten, daß an dem ersten Morgen tausend Actien gezeichnet wurden, mit deren Ertrag der Erfinder Nachmittags verschwunden war. Mitten unter diesen wirklichen Thorheiten erscheint ein Vorschlag, der die Speculationswuth verspotten sollte, kaum als übertrieben. Der Plan lautete auf Begründung einer Actiengesellschaft, „um Säge- und Hobelspäne zu schmelzen und daraus gute Breter ohne Risse und Astknoten zu gießen." Nachdem, wie man behauptet, die ungeheure Summe von 300 Millionen Pfund Sterling gezeichnet worden war, begann der Rückschlag, und zwar schon im September, und in weniger als einem Monat waren die Südseeactien auf 300 gesunken. Das schreckliche Mißverhältniß zwischen den papiernen Versprechungen zu zahlen und dem vorhandenen baaren Geld machte sich bald fühlbar und es entstand eine allgemeine Geldkrisis, die viele und selbst vornehme Familien an den Bettelstab brachte und im ganzen Lande eine ungeheure Aufregung gegen diejenigen, welche als Speculanten den Reigen geführt hatten, erregte, namentlich gegen die Südseedirectoren und gegen Sunderland, den Lord des Schatzes und Aislabie, den Schatzkanzler, welche die Südseebill im Parlament eingebracht hatten. Das Parlament begann eine Untersuchung und sein Zorn fiel schwer auf die Hauptangeklagten außer Sunderland, der freigesprochen wurde. Es stellte sich heraus, daß die Directoren sich der Bestechung als Mittel bedient hatten, um die Bill durchs Parlament zu bringen. Von den deshalb Angeklagten starb der Staatssecretär Craggs während der Untersuchung an den Pocken. Sein Vater, der Generalpostmeister, vergiftete sich, Aislabie wurde einstimmig aus dem Unterhause gestoßen, nach dem Tower geschickt und mit der Confiscation des größten Theils seines Vermögens bestraft. Die Directoren

der Südseecompagnie wurden auf immer für unfähig erklärt, im Parlament zu sitzen und ihr Vermögen von über zwei Millionen Pfund Sterling zum Besten derer, welche durch das Unternehmen gelitten hatten, in Beschlag genommen. Es gehörte Walpoles ganzes finanzielles Genie dazu, um den öffentlichen Credit wieder herzustellen.

Jene Zeit war auch Zeugin der Geburt der ersten Börsenente. Sir Henry Furnese, ein Director der englischen Bank, war damals der Rothschild der londoner Börse. Er war der erste, der über das ganze Festland ein System von Nachrichtenbureaux organisirte, das ihn in den Stand setzte, früher als alle andern und selbst früher als die Regierung Kunde von allem Wichtigen, was in Frankreich, Holland oder Deutschland geschah, zu haben, wie ja auch aus Rothschilds Munde im Juli 1830 Lord Aberdeen die erste Nachricht von der Juliusrevolution erhielt. Aber Sir Henry Furnese begnügte sich nicht mit den ehrlichen Vortheilen, die ihm sein Correspondentennetz gab. „Er fabricirte Nachrichten," sagt Mr. Francis, „brachte falsche Gerüchte in Umlauf und war der erste Erfinder der Machinationen, welche in unsern Zeiten oft so schlimme Nachwirkungen gehabt haben. Wenn Sir Henry Furnese kaufen wollte, so hatten seine Agenten Befehl, ein bedenkliches Gesicht zu machen, eine geheimnißvolle Miene anzunehmen und glauben zu machen, es seien wichtige Neuigkeiten im Anzuge; endlich schlossen sie Verkäufe ab. Alle ihre Bewegungen wurden auf das sorgfältigste beobachtet, die Speculanten bekamen Angst und die Course sanken um vier bis fünf Procent; Bankerottörs und Menschen ohne Mittel versuchten die Schwindeleien der Millionäre nachzumachen und oft mit demselben Erfolg."

Wol eine der ersten und eine mit vielem Aufwand von Apparat erfundene Börsenente flog im Jahr 1715 auf. Es war die Zeit des ersten Jacobitenaufstandes in Schottland und die Nachricht von der Gefangennahme des Prätendenten mußte das Glück der Haussiers machen. Eines Tages sah man eine mit vier Personen besetzte Kutsche in größter Eile nach dem schottischen Seehafen Montrose zu fahren; aber ehe die Reisenden dieses Ziel erreichten, und während sie in einer kleinen Stadt anhielten, um Erfrischungen einzunehmen, wird der Wagen plötzlich von einem Zug königlicher Truppen umringt und die Darinsitzenden werden nach einigem Widerstand verhaftet und müssen ihre Reise, anstatt nach Montrose, südwärts nach London fortsetzen. Natürlich verbreitete sich die Nachricht, daß der Prätendent auf einem Fluchtversuch verhaftet worden und jetzt nach dem Tower unterwegs sei, mit der Schnelligkeit, die in jener Zeit langsamer Communication überhaupt möglich war. Wir brauchen wol nicht hinzuzusetzen, daß sämmtliche in dem Auftritt Agirende bloße Masken waren, und daß die Komödie denen, die sie von London aus veranstaltet hatten, eine reiche Quelle des Gewinns erschloß. Die Baissiers nahmen

aber ihre Revanche. Fast um dieselbe Zeit wurde ein geschickt verbreitetes Gerücht von dem Tode der Königin Anna auf dieselbe Weise benutzt. Ein mit verhängten Zügeln einhersprengender Courier brachte die Nachricht nach der Stadt, wo sie sich wie ein Lauffeuer verbreitete. Es exercirte grade ein Milizregiment, das sofort mit gesenkten Fahnen und umgekehrten Gewehren, zum Zeichen der Trauer, nach Hause zog. Alle Papiere sanken sofort sehr bedeutend, aber einige Speculanten hatten Muth genug alles zu kaufen, was man ihnen anbot, und nächsten Tags wußte alle Welt, daß sich Königin Anna einer ausgezeichneten Gesundheit erfreute. Der geheimnißvolle Courier aber, der die Nachricht überbracht hatte, war verschwunden. Diejenigen, welche während des panischen Schreckens gekauft hatten, wußten wahrscheinlich von ihm zu erzählen. Aber Beweise gegen sie ließen sich nicht beibringen, und sie behielten ihren erschwindelten Gewinn.

Allmälig bildete sich dieses Erfinden von falschen Nachrichten zu einem vollständigen System aus: man erfand Geschichten, die sich ebenso dramatisch wie eine gutgearbeitete Komödie entwickelten, in welcher die Mithandelnden oft ebenso zahlreich, ihre Rollen ebenso mannigfach wie in einem Theaterstück waren, und deren Autorenrecht „hochgestellte Männer" zuweilen mit sehr zweideutigen Menschen zu theilen nicht verschmähten. Parlamentsmitglieder verfertigten manchmal selbst Nachrichten; man gab fabricirte Briefe aus dem Auslande herum, oder ließ sie in die Zeitung setzen, um irgendeine falsche Nachricht in Umlauf zu bringen; und jeder Kunstgriff wurde angewendet, um sich zuerst den Besitz von Neuigkeiten — mochten sie wahr oder falsch sein — zu sichern. Es wird behauptet, daß die Dienerschaft von hohen Staatsbeamten im Solde großer Staatspapierspeculanten stand, und selbst Ministerfrauen sagt man nach, für „Werth empfangen" sich zu willigen Werkzeugen für Männer gemacht zu haben, denen eine neue Nachricht Tausende von Pfunden werth war.

Während des großen Continentalkrieges zu Anfang dieses Jahrhunderts war der Tod Bonapartes die Lieblingsbörsenente. Während des Feldzugs in Aegypten erhielt der Premierminister eine Depesche des Inhalts, daß Napoleon von einem der Wüstenhäuptlinge ermordet worden sei. Alle Einzelnheiten waren mit einer Umständlichkeit erzählt, die als eine sichere Bürgschaft der Wahrheit erschien. Der Häuptling, hieß es, hatte die größte Anhänglichkeit an den Tag gelegt, bis sich eine günstige Gelegenheit darbot, wo auf ein gegebenes Zeichen zahlreiche Stämme über Napoleon und sein Gefolge hergefallen wären und alle niedergemetzelt hätten. Die Sage erhielt sich geraume Zeit, da sie wegen der großen Entfernung und des durch den Krieg behinderten Verkehrs nicht rasch bestätigt oder widerlegt werden konnte, die Glocken wurden festlich geläutet, niemand zweifelte an der Wahrheit der Erzählung, und die Fonds stiegen rasch und be-

deutend. Die Verfertiger der falschen Depesche hat man nie offen nennen hören, auch scheint man sich gescheut zu haben, die Sache ernstlich zu untersuchen; doch deutete man zu jener Zeit an, es wären zwei große Speculanten aus der politischen Welt und ein oder zwei Unterhausmitglieder. Bei einer spätern Gelegenheit, 1805, wurde ein Mitglied des Ministeriums Grenville, Lord Moira, in aller Form beschuldigt, die ihm als Minister zugekommenen Nachrichten zu Börsenspeculationen verwendet zu haben. Sein Ankläger war ein Commis der englischen Bank; aber dieser konnte seine Anschuldigungen nicht beweisen, und die Sache schlief wieder ein, nachdem sie beträchtliches Aufsehen gemacht hatte.

Man hätte meinen sollen, daß das häufige Wiederkehren der falschen Nachrichten von Napoleons Tode die Wirkung derselben zuletzt hätte abstumpfen sollen. Aber noch im letzten Jahre des Krieges zeigte sie sich wirksam. Zeitig im Jahre 1814 wurden große Ankäufe in Consols auf Zeit gemacht, und zwar von Personen, welche den Mäklern nicht als Speculanten bekannt waren, denn sie waren besonders ausgesucht worden. Nachdem der erste Act des Dramas auf diese Weise beendigt war, handelte es sich darum, den zweiten Act zu beginnen. Demnach landeten eines Morgens in Dover in einem offenen Boote einige Personen in der Uniform französischer Offiziere, die sich sofort in ein dasiges Gasthaus begaben und vierspännige Extrapost bestellten, um in größter Eile nach London weiter zu reisen. Zufällig ließen sie ein Wort über den Zweck ihrer Sendung hören: sie überbrachten die Nachricht von dem Tode Napoleons. Die Neuigkeit verbreitete sich mit Blitzesschnelle weiter. Einige eilten nach der Telegraphenstation bei Dover, um die wichtige Thatsache nach London zu telegraphiren; aber zufällig war sehr nebliges Wetter und man konnte sich nicht einmal mit der nächsten Station in Verbindung setzen. Daß der Telegraph auf diese Weise seine Mitwirkung versagte, war ein schwerer Schlag für die Speculanten, die nicht nur auf die schnelle Weiterbeförderung der Fabel gerechnet hatten, sondern auch darauf, daß es durch das halbofficielle Medium des Telegraphen geschähe. Sie reisten daher sofort in einer vierspännigen Postchaise ab, kamen auf jeder Station ihrer Reise mit dem Anscheine größter Eile in die Städte galoppirt, bestellten mit großer Hast frische Pferde und ließen dabei stets einige Winke über die wichtige Nachricht, welche sie brachten, fallen. Auf diese Weise erreichten sie die Vorstadte Londons, wo die Postillione anhielten, die angeblichen französischen Offiziere aus dem Wagen stiegen, ihn bezahlten und fortschickten und in einem nahen Privathaus verschwanden, um ihre Verkleidung abzulegen. Ihre Rolle in dem Drama war ausgespielt und die Urheber des ganzen Plans hatten nur noch die Wirkung ihrer Machinationen abzuwarten.

Binnen kurzem erreichte die Nachricht von dem Tode Napoleons die Stock-

Digitized by Google

börse und gleich einem Schneeball hatte die Geschichte an Umständlichkeit durch ihre lange Reise nichts verloren. Zahlreiche Einzelnheiten wurden der einfachen bloßen Thatsache zugesetzt, bis fast jeder Einzelne bereit war, jeden kleinen Zug der ganzen Erzählung zu verbürgen und von allen Seiten „nähere und neueste Nachrichten" auftauchten. Natürlich stiegen die Course, aber nicht so rasch und so bedeutend, als die Erfinder des Streiches zu hoffen berechtigt waren, wenn man bedenkt, daß während der letzten Jahre von Napoleons Laufbahn die Course in einer Stunde sich manchmal um acht bis zehn Procent verändert hatten. Einige der größern Speculanten zweifelten an der Wahrheit des Gerüchts und hielten daher zurück. Demungeachtet wurden die für die Speculanten aufgekauften Papiere mit einem guten Gewinn verkauft, ehe die Falschheit der Nachricht entdeckt wurde.

Die Erfinder von Börsenenten fanden es oft überflüssig, viel Phantasie aufzuwenden oder ihren Geschichten viel Abwechselung zu geben. So fand die Nachricht von der Verhaftung des Prätendenten, die dies Mal aber nicht aus Montrose, sondern von der großen Nordstraße kam, auf welche man angeblich den Verhafteten in einer verschlossenen Kutsche hatte transportiren sehen, bei dem leichtgläubigen Publicum zum zweiten Male Anklang. Ueberhaupt waren jene unruhigen Zeiten der Verbreitung falscher Nachrichten ausnehmend günstig und bald war es das Gerücht von einem abgeschlossenen Frieden oder die Nachricht von einer Kriegserklärung, welche die Börse in Bewegung setzte; manchmal war plötzlich ein Premierminister gestorben; gelegentlich wurde der König ernstlich krank oder ein Cabinet hatte seine Entlassung genommen. Einige Monate nach dem England wenig ehrenvollen Waffenstillstand von Amiens war die öffentliche Meinung in der größten Aufregung über die Frage, ob der Krieg wieder ausbrechen werde oder nicht. Die Citybewohner wurden daher nicht unangenehm überrascht, als sie eines Morgens 1803 am Mansionhouse, der Wohnung des Lordmayors, folgende Nachricht, die wenigstens der peinlichen Ungewißheit ein Ende machte, angeschlagen fanden: „Lord Hawkesbury sendet dem Lordmayor sein Compliment und hat die Ehre Sr. Herrlichkeit mitzutheilen, daß die Unterhandlungen zwischen diesem Lande und der französischen Republik zu einem Friedensschlusse geführt haben." Der Anschlag war nachgemacht; die Erzeuger der Ente zogen jedoch keinen Gewinn davon, denn es gelang ihnen zwar, die Course zum Steigen zu bringen und einen großen nominellen Profit zu machen, aber da sämmtliche auf diese Nachricht hin abgeschlossene Geschäfte für ungiltig erklärt wurden, gingen sie doch zuletzt leer aus. Die neueste der Börsenenten, die Einnahme von Sebastopol, flog bekanntlich wie ein Lauffeuer durch Europa und es dauerte acht Tage, ehe man mit Bestimmtheit sagen konnte, daß sie erfunden sei. Ihre Wirkung war unbedeutend, da die Erfinder sie ungeschickterweise so in Bewegung gesetzt

Digitized by Google

hatten, daß sie des Sonntags auf den Hauptbörsenplätzen eintraf und die Leute daher Zeit hatten, sich wenigstens etwas zu besinnen.

Mr. John Francis behandelt in seinem Buche den Ursprung der vornehmsten Finanzoperationen der londoner Börse, erzählt, unter welchen Verhältnissen die ewigen Renten emittirt, die ersten Schatzkammerscheine ausgegeben und die ersten Zeitkäufe abgeschlossen wurden und stets sehen wir uns bei den ersten Schritten in diesen verschiedenen Finanzoperationen in die Zeiten Wilhelms III. zurückversetzt, denn dieser große Regent strengte die finanziellen Hilfsquellen Englands auf eine bis dahin noch unerhörte Weise an, führte aber auch dafür England dauernd in die Reihe der Großmächte ein. Auch den Lotterien widmet Francis ein Capitel, obgleich sie streng genommen auf die Börse keinen Einfluß haben. Die erste in England nach dem Beispiel der Genuesen und der päpstlichen Regierung organisirte Lotterie wurde 1599 gezogen. Der daraus gewonnene Ueberschuß wurde zur Ausbesserung der Häfen und Befestigungen Englands verwendet, ein schlagendes Zeichen von der Naivetät der finanziellen Anschauungen jener Zeit. 1620 unterdrückte man die Lotterien wegen ihrer entsittlichenden Wirkung; der ewig des Geldes bedürftige Karl I. aber stellte sie wieder her und Karl II. gab ihnen noch größere Ausdehnung und machte sie durch die Ausgabe von Loosen für einen Penny allen Classen zugänglich. Wilhelm III. verschmähte nicht, aus denselben Quellen zu schöpfen, wie die Stuarts. 1694 verschaffte er sich eine Million Pfund Sterling vermittelst einer Lotterie, deren Loose nach Ablauf von 16 Jahren sich in eine vierprocentige Rente verwandeln sollten. Die Leidenschaft des Lotteriespieles steigerte sich mit jedem Jahrhunderte. Im Jahr 1772 hatte die Spielwuth ihre heftigste Krisis erreicht. Schmiede, Hutmacher, Austernhändler, Thee- und Tabackläden, Speisewirthe zeigten an, daß man bei ihnen gegen einen Einsatz von einem viertel oder einem halben Schilling eine Weste, einen Hut, ein Pfund Thee oder eine mit so und soviel Geld einzulösende Marke gewinnen könne. Die Leidenschaft verbreitete sich bald über das ganze Land. Die Lotterien mit ganz kleinen Einsätzen brachten natürlich, da sie sich an die große Masse des Volkes wendeten, die nachtheiligsten Wirkungen hervor. Einmal las man über einem Wurstladen in einem der ärmlichsten Theile Londons: „Hier kann für einen Farthing (zwei Pfennige) Wurst der vom Glück begünstigte Käufer ein Capital von fünf Schilling (einen Species) gewinnen.“ „Mein ganzes Haus,“ schreibt ein Schriftsteller jener Zeit, „ist von der Lotteriewuth angesteckt, selbst meine Küchenmagd und ein kleiner Stalljunge, den ich habe, versetzen ihre Sachen, um ihr Glück zu versuchen.“ Vergebens sprachen sich viele einflußreiche und einsichtige Männer gegen das Unwesen aus; der Staat bedurfte außerordentlicher Mittel und die Finanzwissenschaft jener Zeit wußte auf keine schnellere Weise eine so reichlich fließende Hilfsquelle

Digitized by Google

zu erschließen. Außer den erlaubten Lotterien bestanden in London 400 unerlaubte, die keine reelle Grundlage hatten und man hat berechnet, daß blos die Dienstbotenbevölkerung der Hauptstadt jährlich eine halbe Million Pfund in diesen Abgrund warf. In der Provinz war das Uebel nicht geringer und die ungewöhnliche Zahl der Selbstmorde war ein deutliches Symptom der Verheerung, die es anrichtete. Aber auch der Humor fand in dem düstern Bilde eine Stelle. Eine Frau, die ein Loos gekauft hatte, suchte sich die Frömmigkeit der Gläubigen dadurch zu Nutze zu machen, daß sie in der Kirche zum Gebet für eine Frau „die sich in eine neue Unternehmung eingelassen hat", zur Fürbitte auffordern ließ. Obgleich mehre Male gegen Ende des vorigen Jahrhunderts verboten, verschwanden die Lotterien doch nicht ganz, denn die Regierung selbst mußte noch einige Male Zuflucht zu ihnen nehmen und erst 1826 wurden sie durch das Unterhaus definitiv abgeschafft. Sie brachten damals dem Staate 300,000 Pfund ein und die letzte Ziehung fand am 19. October 1826 statt.

Eine der traurigsten Episoden der Geschichte der Börsen bilden die großen Krisen, welche sich fast in regelmäßigen Zwischenräumen einstellen und wo dann mit grauenerregender Schnelligkeit die größten und allem Anscheine nach solidesten finanziellen Größen in den Staub sinken. Auf die große, durch den Südseeschwindel veranlaßte Krisis folgte bereits 50 Jahre später, 1772, eine neue. Den Anstoß dazu gab das Fallissement einer schottischen Privatbank. Diese Bank hatte ihr Papier mit wahrhaft fabelhafter Großmuth ausgegeben. Durch den Erfolg kühn geworden trieb sie das Vertrauen bis zur Thorheit und lieh jedem, der zu ihr kam, selbst dem einfachen Arbeiter und Ackerknecht, Geld; wie es gewöhnlich in solchen Fällen geht, hatte sie es endlich so weit gebracht, daß die Capitalisten mit tiefster Verachtung auf alles Metallgeld herabblickten. Aber ebenso sicher kommt der plötzliche Rückschlag, wo kein Mensch mehr dem Papier trauen will. Als diese Zeit für das Haus Douglas, Heron u. Comp. kam, trat eine schreckliche Krisis ein. Selbst die königliche Bank von Schottland und alle Privatbankiers Englands wurden aufs tiefste erschüttert und die berühmteste finanzielle Größe jener Zeit, Sir Alexander Fordyce war gänzlich zu Grunde gerichtet. Er hatte als einfacher Mützenmacher in Aberdeen angefangen und war dann, um sein Glück zu versuchen, nach London gegangen. Hier fand er eine Anstellung in einem großen Bankiergeschäft der City, dessen Associé er später wurde, und an dessen Spitze er den ganzen Reichthum seines finanziellen Genies entwickelte. So erwarb er in wenigen Jahren ein unermeßliches Vermögen. Damals waren grade einige Abenteurer aus Ostindien zurückgekehrt, die Altengland mit ihren dort erworbenen Schätzen in athemloses Erstaunen versetzten. Voller Ehrgeiz wetteiferte Fordyce mit diesen Nabobs, ließ Kirchen bauen, gründete Hospitäler, wurde darauf

Digitized by Google

Ritter und erbaute sich in Rochampton einen prachtvollen Palast. Aber das Glück hörte auf ihn zu begünstigen und wendete sich dann mit Hartnäckigkeit gegen ihn. Er verlor sein ganzes Capital, benutzte sogar die ihm anvertrauten Depositen und unterschrieb für 4 Millionen Pfund Wechsel, so groß war das Vertrauen, welches er in der City genoß. Vergebens jedoch hoffte er auf eine günstigere Conjunctur des Geldmarktes. Zuletzt waren seine Kräfte doch erschöpft, und er stürzte plötzlich so tief, als er früher hoch gestiegen war. Seine prachtvollen Paläste, seine schönen Parke, seine kostbaren Gemäldesammlungen verfielen dem Hammer des Auctionators, und er starb in der größten Dürftigkeit.

Wir wollen zum Schluß noch einige Worte über die Organisation der londoner Stocksbörse sagen. Sie ist sehr einfach. Ein Ausschuß von 20 Mitgliedern unter einem Präsidenten und Vicepräsidenten, die jährlich erwählt werden, besorgt die Verwaltung und erläßt die Börsenordnung. Die Befugniß dieses Ausschusses ist unumschränkt. Er stößt die unwürdigen Mitglieder aus, und wenn Einer seine Verbindlichkeiten nicht erfüllen will oder kann, macht es der Ausschuß durch folgenden Anschlag bekannt: „Die mit Herrn A. in Verbindung stehenden Geschäftsfreunde werden gebeten, sich an Herrn B. zu wenden.“ Die Kunstausdrücke der londoner Börse werden wol den meisten Lesern bekannt sein: Die Haussiers heißen Bulls (Ochsen) die Baissiers bears (Bären), die Pleite Gegangenen lame ducks (lahme Enten). Letztere werden an die schwarze Tafel geschlagen, eine Art Börsenpranger, der zuerst im Jahre 1787 benutzt wurde, wo 22 lahme Enten mit einem Deficit von einer Viertelmillion Pfund auf einmal von der Börse wegblieben. Das innerste Heiligthum der Börse sind nur Mitglieder berechtigt zu betreten. Wehe dem Uneingeweihten, der sich aus Zufall oder Neugier hierher verirrt. Sowie einer der Anwesenden in ihm den Fremdling erkennt, ruft er aus: „vierzehnhundert neue fünf Procent!“ und hundert Stimmen wiederholen das Zauberwort. Darauf regnet es Püffe, Faustschläge, Fußtritte auf den Eindringling, der entsetzt über den unvermutheten Ueberfall sich vergeblich nach Schutz und Hilfe oder wenigstens nach einem mitleidigen Gesicht umsieht. Man spielt förmlich mit ihm Ball, und nur spöttische Rufe des Bedauerns vernimmt man: „Schlagt ihn nur nicht todt! Zerbrecht ihm nur die Beine!“ „Schämt euch doch, einen Gentlemen so zu behandeln!“ ruft ein anderer, und gibt dem Unglücklichen einen Tritt, daß er 20 Schritt weit fliegt. Zerstoßen und zerbläut, den Rock in Fetzen zerrissen und den Hut in das Gesicht geschlagen, erreicht der Mißhandelte endlich die Thür und schätzt sich glücklich, ins Freie zu gelangen, immer noch verfolgt von dem Gebrüll: „vierzehnhundert neue fünf Procent.“

Digitized by Google

Reisehandbücher von Bädeker.

Handbuch für Reisende in Deutschland von Karl Bädeker. 1. Theil: Oestreich, Süd- und Westdeutschland, 6. Auflage 1855. — 2. Theil: Mittel- und Norddeutschland, 6. Auflage 1855. — Südbaiern, Tyrol und Salzburg, Oberitalien. 6. Auflage 1855. — Die Schweiz, 5. Auflage 1854. — Paris und Umgebungen, 1855. — Holland, 3. Auflage 1854. — Belgien, 5. Auflage 1854. — Die Rheinlande, 5. Auflage 1855. (Sämmtlich Coblenz bei Karl Bädecker.) —

In den letzten Jahren ist eine massenhafte Literatur für Reisende entstanden, von der unsre Väter noch wenig wußten, die unsern Großvätern ausschweifend und unmöglich erschienen wäre. Nächstenliebe und Industrie haben eine Fülle von Eisenbahn- und Passagierbüchern, Coursverzeichnissen, ja ganze Eisenbahnbibliotheken hervorgetrieben, wie dieser feuchte Sommer die Pilze des Waldes. Während es sonst für den gereisten Mann ein Hauptverdienst seines spätern Lebens war, in seinem Kreise sagenhafte Kunden zu verbreiten von den Merkwürdigkeiten, die er in dem fremden Land gesehen hatte und während er sich etwas darauf einbildete, ein Dutzend Gasthöfe persönlich erforscht zu haben, in denen das Essen erträglich, der Wirth nicht zu grob und die Bedienung nicht zu unverschämt war, hat jetzt der menschliche Witz Zauberbücher erfunden, in denen mehr Weisheit und Erfahrung niedergelegt ist, als der leidenschaftlichste Reisende in einem Jahre verbrauchen kann. Unter diesen guten Büchern nehmen die angeführten Werke von Karl Bädeker für uns Deutsche jetzt wol den ersten Platz ein. Sie sind für unzählige Reisende treue Begleiter und zuverlässige Freunde geworden, mit deren Hilfe der Wanderer alles Gute sieht, alles Schöne genießt, die weichsten Betten, den besten Wein, die rauchbarsten Cigarren und — hört! hört! — die billigsten Rechnungen erhält und durch welche er jeder Möglichkeit beraubt wird, sich auf irgendeinem Wege der Welt zu verirren und sei der Weg noch so schwer zu finden.

Es ist unmöglich, sich der Ansicht zu entschlagen, daß in diesen Büchern etwas Uebernatürliches, sozusagen Feenhaftes steckt. Bekanntlich gibt es alte Sagen von gutmüthigen Geistern, von Zaubermänteln, sprechenden Vögeln und andern Hilfsmitteln, welche den armen Wanderer im Walde in seiner Noth helfen. Sie sind sämmtlich, mit den erwähnten rothen Büchern verglichen, veraltete und kümmerliche Einrichtungen des Universums. Was vermag das graue Männchen im Walde im Vergleich zu Herrn Bädeker! Das Männchen läßt uns in die höchste Noth kommen, wir müssen sechs Stunden in der Irre umhergelaufen sein und uns Magen und Lippen durch Heidelbeeren geschwärzt

by Google

und ruinirt haben, ehe es vielleicht — denn die Sache ist noch nicht sicher — die Gefälligkeit hat, aus einem Gebüsch hervorzutreten und uns in einen hohlen Baum oder in ein Erdloch zu führen, dort erhalten wir irgendetwas Namenloses zu essen, vielleicht eine tausend Jahr alte Wurst und sind zuletzt glücklich, wenn wir ebendaselbst auf trocknen Blättern schlafen dürfen. Was thut dagegen Herr Bädeker? Er ist immer bei uns. Er geht nie von unsrer Seite, er ruft uns auf jedem Wege zu: Hier rechts, dort links — noch hundert Schritt bis zu dem alten Tannenbaum, dann fünf Minuten bis zu einer verfallenen Hütte, dann nicht links, sondern rechts; und nicht über den Zaun, sondern daran herunter u. s. w. und das thut er nicht auf einem Wege, nein, auf allen Wegen, nicht nur durch Deutschland, sondern auch durch alle Nachbarländer; überall raunt er uns zu: hier gehe vorüber, dort stehe still; hier setze dich, dort sieh dich um; in diesem Wirthshaus ist der Wirth ein Schlingel und die Betten sind dürftig (20 Stück) und wenn die Rechnung kommt sei ein Mann und mäßige dich in Trinkgeldern. In dieser Stadt ists gut Pfefferkuchen kaufen, in diesem Lande wünscht die Polizei so und so behandelt zu werden und wenn du fette Alpenmilch trinkst, so sei ein gutes Kerlchen und denke daran, etwas Kirschwasser daraufzusetzen. Wer die Merkwürdigkeiten einer Stadt nach seiner Anweisung betrachtet, der hat sicher mehr davon gesehen, als neunundneunzig Procent der Menschen, welche ihr Leben darin zubringen. Alte verstorbene Maler erleben in ihrem Grabe die Freude, daß jetzt Tausende von Fremden aus aller Herren Ländern mit sicherem Schritt hundert Meilen weit bis an die Wand reisen, auf welche die Kunst der Todten irgend einmal ein Bild aufgemalt hat. Kein Eseltreiber in dem allerverborgensten Thale der Erde ist jetzt noch im Stande, einen unerfahrenen Reisenden zu schnellen, er merkt mit Erstaunen, daß der stockfremde Mann die Preise der Esel ebensogut kennt, wie die Nachbarn im Thale. Alles, was der Reisende irgend braucht, findet er in dem rothen Buch, Vergangenheit und Gegenwart, Kunstwerke und Berühmtheiten, Fiaker, Restaurationen und Conditoreien, Trinkgelder und Sesselträger, das Kleinste wie das Größte ist darin aufgezeichnet; und es ist ein wahres Glück, daß Herr Bädeker unter seinen vielen Zaubereien nicht auch die übt, den Reisenden mit Sonnenschein und mit Geld zu versehen; denn sonst würde alle Häuslichkeit aus der Welt verschwinden, das ganze Menschengeschlecht würde in einen unabsehbaren Strom von Reisenden zusammenlaufen und nur zwei Classen von Mitmenschen würden auf der Erde bleiben, Touristen und Gastwirthe.

Es gibt auch bei uns wunderliche Leute, welche allen bequemen Reisebüchern und ihrem Rathe abhold sind, weil diese die Poesie des Reisens verkümmern und ein triviales Genießen befördern sollen. Es wird schwer zu beweisen sein, daß in solcher Behauptung Vernunft ist. Wird das Schöne des-

Digitized by Google

halb weniger schön, weil es jetzt mit geringerer Mühe und kleinern Kosten genossen werden kann, weil es jetzt leicht zu finden und jedermann zugänglich ist? Wenn ein Reiz darin liegt, Schwierigkeiten zu überwinden, so finden sich dergleichen in einer fremden Landschaft beim Bergsteigen und Durchwandern der Städte ohnedies noch in genügender Anzahl. Wer es vorzieht, stundenlang in der Irre umherzulaufen, vielleicht bei dem Sehenswertheſten vorbeizugehen, und nur durch Zufall das zu finden, weshalb er gereist ist, dem sollen diese Bücher nicht empfohlen sein, auch dem nicht, der es für vortheilhaft hält, schlechter zu logiren, gute Reisegelegenheiten zu versäumen und sich selbst in einem fortdauernden Hader mit den hohen Ansprüchen, welche Gewinnsucht überall an den Reisenden macht, die Laune zu verderben. Er mag als Sonderling auf Seitenpfaden wallen und nach der Weise einer sentimentalen Zeit die Poesie des Reiselebens da suchen, wo sie nicht zu finden ist, in einem unnützen Kampfe mit den Schwächen der Menschen und den Zufälligkeiten der Natur. Glücklicherweise ist die Zahl solcher, welche in anspruchsvoller Abgeschlossenheit das verachten, was für einen tüchtigen mittlern Durchschnitt menschlicher Bildung und menschlicher Bedürfnisse berechnet ist, bei uns nur gering. Auch die Zahl derer ist unter uns Deutschen nicht groß, welche sich zu Sklaven der rothen Bücher machen und in dem Bestreben, alles zu sehen, was auf ihrer Straße angemerkt ist, die Fähigkeit des Genusses verlieren.

Der hohe Grad von Trefflichkeit, zu welchem die Reisebücher von Bädeker gekommen sind, ist allerdings die Folge vieljähriger Reisen, Mühen und Arbeiten des verdienten Mannes. Und unter dem Vielen, was sie auszeichnet, sind besonders zwei Eigenschaften rühmend hervorzuheben, die klare Uebersichtlichkeit, in welche das reiche Material geordnet ist und die große Sicherheit und Zuverlässigkeit der zahllosen statistischen Angaben über Beschaffenheit der Gasthöfe, Preise, Führer und was sonst dazu hilft, den Reisenden vor Unbehagen zu schützen. Wahrscheinlich denkt das reisende Publicum nicht daran, welchen Versuchungen die Verfasser der rothen Bücher ausgesetzt sind und daß eine nicht gewöhnliche Energie und Integrität dazu gehört, um alle die captivirenden Versuche von Hotelbesitzern abzuhalten und die starken Vorwürfe, welche gekränkte Speculanten dem Verfasser eines Reisebuchs in das Haus schicken, mit Ruhe zu ertragen. Wenn ein bekannter Verfasser von Reisebüchern seine Reisememoiren schreiben wollte, so würde er eine Menge von kleinen Abenteuern zu berichten haben. Es ist bekannt, daß Herr Bädeker bei weitem den größten Theil der zahllosen Beobachtungen, welche er in den Reisebüchern mittheilt, selbst gemacht und auch da, wo er die englischen Reisebücher von Murray zu Grunde legte, überall selbst die mitgetheilten Thatsachen revidirt hat. Auf seinen Reisen wird er wahrscheinlich oft in der Lage

hoher Herren sich befinden, seine Beobachtungen incognito machen zu müssen und doch mag er nicht selten genöthigt sein, Körbe mit Champagner, Bündel ausgezeichneter Regalia, übermäßig niedrige Hotelrechnungen von sich abzuwehren, denn er kann durch seine wirkungsreiche Feder viel zur Frequenz eines Gasthofes beitragen, dem Strome von Reisenden eine neue Richtung geben u. s. w. Er ist sogar genöthigt gewesen, gegen falsche Reisende zu protestiren, welche unter dem Vorwande, von ihm beauftragt zu sein, von den Gastwirthen Zehnten erhoben und kleine Bestechungen betrügerisch provocirten.

Jetzt, wo nach langer Regenzeit die zurückgehaltene Wanderlust mächtig hervorzubrechen anfängt, ist der rechte Moment gekommen, auch den Lesern der Grenzboten die Bücher zu empfehlen, in deren Schutz man auf mehre Wochen aller papiernen Kritik zu entfliehen wohlthun wird.

Aus Belgien.

Brüssel, den 31. Juli.

Wie Ihnen an den Ufern der Pleiße schon hinlänglich bekannt sein wird, so hat die russische Preßposaune, der Nord, vom ersten Juli ab wirklich zu erscheinen angefangen und alle diplomatische und polizeiliche Versuche, dem moskowitischen Kinde das junge Lebenslicht auszublasen, sind vergeblich gewesen. Ja, das Blatt bestrebt sich bereits sogar, populär zu werden, indem es sich den Händen und der Lunge jener kosmopolitischen Zunft überantwortet hat, deren Bekanntschaft auch Deutschland 1848 gemacht hat, und deren Mitglieder man fliegende Buchhändler nannte. Wenn es anfangs hieß, daß der Nord mit der vielverbreiteten Indépendance belge, die gewissermaßen im Solde der französischen Regierung steht, concurriren wolle, so wird das trotz der großen Geldmittel, welche die Unternehmer zu ihrer Verfügung haben, nur eine kühne Idee bleiben. Als Chefredacteur wurde früher Herr Crétineau-Joly bezeichnet, der jedoch auf dringendes Ersuchen der Polizeibehörde den vielgerühmten gastfreien Boden Belgiens verlassen mußte. Zweien seiner Mitarbeiter, einem Sohne Borussiens aus dem Stamme Israel und einem Sprossen aus dem weiten Reiche des Zaren, wurde dieselbe Reiseroute anempfohlen. Der Nord theilt sich die Mission zu, ein Unionsband zwischen dem Norden und dem Westen zu werden. Das Programm ist ambitiös, und ich halte es auch für unvollständig, was ich von dem Namen des ausgewiesenen Chefredacteurs herleite. Hr. Crétineau-Joly ist einer der fanatischen Partisane der Gesellschaft Jesu; er ist als Herausgeber einer voluminösen „Geschichte der Gesellschaft Jesu" der Historiograph dieser berühmten Association, deren geheimste Archive

Digitized by Google

ihm der Jesuitengeneral, damals der hochwürdige Pater Roothan selbst erschloß. Das Werk hat seinem Verfasser wahrhafte Ovationen in allen Residenzen des Ordens, welche Herr Crétineau nach dessen Veröffentlichung besuchte, eingetragen. Das war nur gerecht; denn niemals war ein Schriftsteller ein so fanatischer, so exaltirter und absoluter Bewunderer des Ordens vom heiligen Ignaz von Loyola, als es Herr Crétineau gewesen ist. Bei ihm ist es mehr als Enthusiasmus; es ist Fetischmus. Ganz natürlich haben daher die Jesuiten einen Schriftsteller von unstreitig bedeutendem Talent, der ihnen so eminente Dienste geleistet, mit ihren eifrigsten Sympathien umgeben. Herr Crétineau hat außerdem bewiesen, daß er kein halber Höfling jener Institution ist, zu deren glühendem Lobredner er sich gemacht hat. In einer andern Schrift, betitelt „Clemens XIV. und die Jesuiten", hat er sich nicht gescheut, das Andenken dieses Papstes, der am Ende des vorigen Jahrhunderts auf dringendstes Anhalten aller Souveräne und aller Völker Europas die Unterdrückung des Jesuitenordens ausgesprochen hatte, mit den empörendsten Verleumdungen zu beschmuzen. Der Name des Herrn Crétineau-Joly, beigesellt dem Journal der Nord war also gewiß nicht ohne irgendeine specielle Bedeutung und man dürfte keine zu große Conjectur wagen, wenn man voraussetzt, daß der Nord nach der Absicht seiner Begründer ein kleines Unionsband zwischen den Jesuiten und Rußland sein sollte. Die Jesuiten sahen sich aus Rußland ausgewiesen, wie sie in frühern Zeiten aus der Mehrzahl der Länder Europas ausgewiesen worden sind. Rußland ist ein ausgedehntes, ein sehr ausgedehntes Reich, welches die Jünger Loyolas nur mit Schmerz ihrer Ausbeutung verschlossen sehen. War Herr Crétineau nicht beauftragt, dem mächtigen Zaren den Olivenzweig der mächtigen Väter zu überbringen, in deren Reich, wie in dem Philipps II., die Sonne nicht untergeht und dennoch Zwielicht herrscht?

Gegen die Ausweisung des Herrn Crétineau und seiner Mitarbeiter hat übrigens die belgische Presse einstimmig protestirt; und wenn die klerikalen Blätter, gegenüber dem klerikalen Ministerium, auch geschwiegen haben, so war selbst ihr Schweigen darum nicht weniger eine Protestation. Jeder belgische Schriftsteller, welcher Partei er auch angehöre, muß sich in seiner Würde als Bürger eines Landes der Freiheit und Gleichheit verletzt fühlen, indem er bei dieser Gelegenheit unsere öffentlichen Freiheiten und die Gleichheit vor dem Gesetz dem allzubereitwilligen Wunsche, dem Auslande zu gefallen, aufopfern sah. Dieser Wunsch hat alle unsere Minister seit 1848 wie ein Alp gedrückt, und das gegenwärtige Cabinet ist in solcher Dienstwilligkeit nur der Nachtreter seiner Vorgänger. Hätten die Generale Bedeau, Changarnier und Lamoricière, deren Verweilen in Belgien für die Tuilerien ein Gegenstand fortwährender Beunruhigung ist, nicht soviele und mächtige Freunde, so wäre auch ihnen vielleicht schon längst der Zwangspaß unterzeichnet worden. Auch im vorlie-

Digitized by Google

genden Falle hat das Cabinet blos auf den Wink jener Argusaugen gehandelt, welche zu Paris, von der Rue de Jerusalem aus, die Civilisation und den Fortschritt bewachen. Aber warum beeilte es sich, dem Drängen unserer Nachbarn nachzugeben? Dieses Concessionssystem vernichtet unsere Unabhängigkeit und setzt uns Verlegenheiten aus. Was würden unsere Minister antworten können, wenn Rußland morgen als Repressalie die Ausweisung aller fremden Schriftsteller verlangte, die an bonapartistischen Blättern in Belgien mitarbeiten? Zweifelsohne wären sie verpflichtet, auch hier nachzugeben; sie würden keinen vernünftigen Grund haben, sich solchen Uebertreibungen zu widersetzen. Dahin könnte die Politik führen, welche unsere Staatslenker seit mehren Jahren befolgen. Es ist noch nicht lange her, daß man sich vor demselben Rußland demüthigte, dem man heute zu trotzen scheint. Um einen moskowitischen Gesandten in Brüssel zu haben wurden die polnischen Offiziere, die uns geholfen, unsere Nationalität zu erobern, aus der Armee gewiesen. Belgische Diplomaten machten im Auslande ausschweifende Demonstrationen zu Gunsten der russischen Politik; Herr Blondel unter anderen, der frühere feuerrothe Demokrat, zeigte sich in Konstantinopel als eifriger Partisan des Fürsten Menschikoff. Heute ist es die napoleonische Gewalt, der man huldigt; morgen wird vielleicht die Reihe wieder an Rußland kommen, und so die Windfahne in fortwährender Bewegung bleiben. Der Justizminister, von welchem auf Antrag der Sicherheitsbehörde die Ausweisungen ausgehen, hat als Princip aufgestellt, daß kein Fremder in der belgischen Presse befreundete Regierungen angreifen dürfe. „Befreundete Regierungen angreifen" ist ein Vergehen von einer so unbestimmten Qualification, daß Willkür dabei freies Spiel hat. Zum Schutze fremder Fürsten gegen die Angriffe der Presse haben wir das unter dem Justizminister Faider angenommene Gesetz. Das Cabinet halte sich an die Ausführung dieses Gesetzes, es ist dabei in seinem Recht, es ist sogar seine Pflicht als executive Gewalt, die es freilich nicht ausübt, indem die Erfahrung gelehrt hat, daß die Geschworenen von dem Faiderschen Preßgesetz nichts wissen wollen. Wenn es aber den Polizisten fremder Regierungen in dem Maße spielt, daß es diese in einer Weise schützen will, wie das Landesgesetz die belgische Regierung selbst nicht schützt, so legt es damit eine Willfährigkeit an den Tag, welche unsere Rechte als freie Nation verkennt. Dazu hat es nicht einmal die Entschuldigung für sich, daß es der fremden Regierung einen wirklichen Dienst geleistet habe: denn im vorliegenden Falle ist dieser Dienst Null geblieben. Der Nord erscheint; nur daß er, statt von Fremden, jetzt von Belgiern redigirt wird, an seiner Spitze Herr Victor Capellemans, ein versatiler Musikant, der früher bei der Emancipation den klerikalen Serpent spielte, dann bei der Independance die liberale Querpfeife blies, und nun, in Kaftan und Kosackenhosen, es mit der russischen Horn-

Digitized by Google

musik versucht. Propaganda wird das Blatt im Westen Europas nicht machen; es wird diejenigen nicht zur Bewunderung des russischen Regimes bekehren, die nicht schon Parteigänger des Absolutismus sind. Aber andererseits dürfte es einen gewissen nützlichen Charakter haben, indem es den imperialistischen Dithyramben, tagtäglich von englischen, französischen und belgischen Blättern angestimmt, einen Dämpfer aufsetzt, und gewisse Thatsachen, die man sich zu verfälschen bemüht, in ihrer Wahrheit wieder herstellt.

Wenn man den Zeitungen glauben sollte, so ließen England und besonders Frankreich keine Ruhe und drängten fortwährend in die belgische Regierung, die unsrem Lande durch internationale Verträge gebotene Neutralität zu brechen und in die westliche Allianz einzutreten, indem wir den alliirten Armeen im Orient ein anständiges Contingent zusenden, oder, wie es zuletzt hieß, das französische Expeditionscorps in Rom durch 20 bis 25,000 Mann von unsern Truppen ersetzen sollen. Haben wir doch eine unthätige Armee von 100,000 Mann, d. h. auf dem Papier, da kaum die Hälfte davon unter den Waffen ist. Die Reise König Leopolds nach London, der man überhaupt große politische Zwecke unterlegte, soll mit dieser zudringlichen Aufforderung der Westmächte in Verbindung gestanden haben. Was diese Reise betrifft, so ist es bedauerlich, zu sehen, wie einige Organe der Presse sich anstrengen, den einfachsten Handlungen des Staatsoberhaupts eine politische Bedeutung anzudichten. Als der König im vorigen Jahre eine Reise nach dem Komersee und der Lombardei machte, was für erstaunliche Geschichten wurden da nicht erzählt, welchen verwunderlichen Cancans überließen sich nicht die Journale! Nach Wien, nach Berlin, nach allen vier Winden sollte er sich begeben, die Taschen voll von wichtigen Dingen, das Reisegepäck, bis zu den Nachtmützen, strotzend von politischen Beziehungen. Und der Zweck der ganzen Reise war kein andrer, als daß der Gesundheitszustand einer dem Könige seit Jahren befreundeten Dame eine mildere Luft wie die unsrige verlangte, weswegen er sich mit ihr nach seiner Villa am Komersee begab. Der Ursprung der jetzigen Gerüchte ist leicht zu errathen; es sind Ballons, die man versuchsweise steigen läßt. Die französischen Intriguen, die sich bis jetzt den Blicken zu entziehen wußten, fangen an, sich zu verrathen, trotz der Vorsicht, womit sie sich umgeben. Aber bei diesen gehässigen und unloyalen Machinationen, die gegen die Freiheit, die Unabhängigkeit und die Neutralität Belgiens gerichtet sind, muß man, wie bei allen dunkeln Manövern, die Betrogenen und die Verräther unterscheiden. Zu den Betrogenen zähle ich einige unsrer Journale, die sich noch mit allen Lügen und Fabeln nähren, welche die Imagination der politischen Zeichendeuter zur Nahrung für Dummköpfe täglich zu Tage fördert. Von diesen Journalen vernehmen wir, daß General Greindl, unser Kriegsminister, vor kurzem eine ernsthafte Conversation mit Louis Napoleon gehabt

Digitized by Google

hätte, und sie geben den ganzen Text dieser Conversation wieder, in der Manier jenes bekannten Aufschneiders Marc de Saint-Hilaire, der die stummen Monologe Napoleons I., mit großen Schritten die weiten Galerien von Fontainebleau durchwandelnd, stenographirt hat. Wenn sie nicht an den Thüren gehorcht, oder von dem Kriegsminister die genaue Relation seiner Unterhaltung mit dem Kaiser der Franzosen erhalten haben, sehe ich nicht ein, wie sie die Authenticität der Worte, die sie dem Erwählten des Volks in den Mund legen, beweisen können. Diese Manie der Journale, Conversationen wiederzugeben, wovon sie unmöglich Zeuge sein konnten, datirt nicht von gestern, und sie erinnert mich an jene Zeitungsschreiber, welche die Kutscher und Lakaien der Ambassadeure auf dem Congreß von Nimwegen ausfragten, um zu erfahren, was in der Tagessitzung entschieden worden. Voltaire hat damals diese Sorte von Federfuchsern gegeißelt. Seit Voltaire aber hat die Presse an Talent und Würde gewonnen und es verursacht ein peinliches Gefühl, Journale zu sehen, welche mit grotesker Wichtigkeit die Rolle jener Neuigkeitskrämer übernehmen, die ihre Offenbarungen auf den Banketten des Vorzimmers, nach den Dictaten Lafleurs oder jenes Schlingels von Jasmin schreiben, der durch den Groom eines Gesandten alle geheimen Artikel des Vertrags kennt, worüber Sr. Excellenz ihn zuweilen zu consultiren würdigt. Der Sun hat nicht ermangelt, sich ebenso lächerlich zu machen, indem er eine Unterhaltung König Leopolds mit Lord Palmerston wiedergab; „und es scheint," setzte der Sun hinzu, „daß die Vorstellungen des Königs der Belgier den ersten Minister Englands vollständig bekehrt haben und daß die Neutralität Belgiens in dem gegenwärtigen Kriege auch ferner wird geachtet werden und man von ihm keinen Mann verlangt, um Theil an dem Kriege in der Krim zu nehmen." Was der Sun von dem Kammerdiener Lord Palmerstons, der ihm Abends die Stiefeln auszieht, erfahren hat, dem fügten unsre Journale noch die Geheimnisse bei, die ihnen der Barbier eines Lampenputzers aus dem königlichen Schlosse zu Laeken anvertraut hatte. In diesen Klatschereien einiger belgischen Journale sehe ich nichts, als den Wunsch, sich eine gewisse Wichtigkeit in den Augen ihrer Leser zu geben, daß sie mehr wissen, wie ihre Concurrenten; es ist das eine einfache Reclame für das Geschäft. Die Sache nimmt aber unter der perfiden und unloyalen Feder gewisser pariser Blätter einen andern Charakter an. In officiöser Weise geschützt und aufgemuntert arbeiten sie in der Stille daran, alles, was die Ehre und die Stärke des Landes ausmacht, zu Grunde zu richten, seine beliebte und gerechte Dynastie, seine von ganz Europa beneideten Freiheiten, seine Neutralität, die das Gold und das Blut für die Tage bewahrt, wo das Vaterland ihrer bedarf. Diese heuchlerischen Organe sind es, welche die arglistige Combination erfunden haben, wonach Belgien die französische

Digitized by Google

Garniſon in Rom erſetzen ſoll. „Das katholiſche Belgien," ſagen ſie, die Stimme des Landes verfälſchend, „wird ſtolz darauf ſein, dieſe bedeutende Rolle bei dem heiligen Vater zu übernehmen." Ich glaube die Gefühle des Landes vollkommen zu kennen, und kann verſichern, daß die belgiſche Armee nicht im Geringſten ſtolz darauf ſein würde, die franzöſiſche Armee in ihrer Rolle der römiſchen Gendarmerie zu erſetzen. Das katholiſche Belgien achtet die Rechte der Völker und es iſt zugleich ein Belgien, ſtolz auf ſeine Nationalität, beſorgt um ſeine Unabhängigkeit, das ganz gut weiß, daß es ſeine Mittel und die Arme ſeiner Landeskinder ſelbſt nöthig hat an dem Tage, wo das Kaiſerthum ſeine letzte Maske fallen laſſen wird.

Literatur.

Politik. — Die Bildung einer nationalen Partei in Deutſchland, eine Nothwendigkeit in der jetzigen Kriſis Europas. Von Guſtav Diezel. Gotha, Scheube. — So oft man auch durch die Schriften des Verfaſſers veranlaßt wird, ſich über die Art und Weiſe, wie er perſönliche Politik treibt, zu entrüſten, ſo wird man doch bis zu einem gewiſſen Grade immer wieder durch die Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit ſeines Idealismus verſöhnt. Pſychologiſch iſt er eine ganz merkwürdige Erſcheinung. In der feſten Ueberzeugung, den verſchiedenen Parteien gute Dinge zu ſagen und ihnen Frieden und Verſöhnung zum Kampf gegen den gemeinſamen Feind zu predigen, überhäuft er ſie plötzlich mit einer Reihe von Schimpfwörtern, auf die man gar nicht anders antworten könnte, als durch Schläge: Memmen, Schurken, Verräther, Blödſinnige ꝛc. und zwar dehnt er dieſe Beziehungen auf eine Weiſe aus, daß ſchwer abzuſehen iſt, was eigentlich von Deutſchland noch übrig bleiben ſoll. Wir haben aus ſeinen frühern Schriften mitgetheilt, wie er über die ſogenannten Gothaer d. h. die bei weitem überwiegende Maſſe des deutſchen Mittelſtandes denkt. Dies Mal gehts über die Demokraten her, und er ſagt über ſie ungefähr das Nämliche, was wir häufig ausgeſprochen haben, nur daß wir höflichere Formen anwenden zu müſſen glaubten. Man ſehe z. B. S. 136, wo er für die Wirkſamkeit der Parteien durch moraliſche, nicht gewaltſame Mittel ſpricht. „Der Einwurf gegen die Wirkſamkeit derſelben hat wenig zu bedeuten, weil er meiſt von jenen Schreiern kommt, welche die Revolution fortwährend im Munde führen und großſprecheriſch in Ausſicht ſtellen, obwol ſie ſelbſt vor jedem Polizeidiener in Angſt gerathen. Das Geſchwätz von und die Hoffnung auf künftige Revolutionen in Deutſchland iſt ſo lächerlich und ſo demoraliſirend zugleich, daß dies allein ſchon ein vaterländiſches Verdienſt iſt, wenn ſich eine Partei bildet, die dieſen Abgeſchmacktheiten mit der Kraft der Ueberzeugung entgegentritt. Es iſt jetzt ungefähr wie im 16. Jahrhundert, wo auch die Reſte der beſiegten Wiedertäufer u. ſ. w. dem Gang der Dinge mit Groll und Unmuth zuſahen und von neuen Revolutionen träumten, ohne daß ſie es zu mehr als zu

kleinen nutzlosen Putschen brachten. Den brauchbaren und tüchtigen Mitgliedern, namentlich der demokratischen Partei, muß Gelegenheit geboten werden, sich von der in derselben herrschenden Coterie des politischen Unverstandes und der durch die Verbissenheit erzeugten partiellen Verrücktheit abzulösen und sich dem Allgemeinen wieder nützlich zu machen." — Ein ander Mal, S. 89, sagt er: „Die Demokraten, voll Verachtung gegen den Constitutionalismus als Doctrin und gegen die Constitutionellen als „„Feiglinge"" — obwol ich nicht finden kann, daß die Führer der Demokratie in den Bewegungsjahren wesentlich mehr Muth gezeigt hätten, als die Constitutionellen, die sie in ihren Vereinen und Versammlungen zwar regelmäßig aufhetzten, aber, wenn man Miene machte, ihre Worte ernsthaft zu nehmen, ebenso regelmäßig wieder abwiegelten, was, beiläufig gesagt, eine durchaus demoralisirende Wirkung äußern mußte — nehmen eine Art historisches Recht in Anspruch, die nächste Bewegung, die natürlich wieder vom Westen kommen und mit der bekannten elementaren Gewalt den Deutschen die Freiheit ohne Kampf und Mühe in den Schoß schütten muß, in ihre Hände zu bekommen. Einen andern Fortschritt der Geschichte als vermittelst pariser Revolutionen vermögen sie nicht zu denken, noch weniger verstehen sie ihre Thätigkeit für das Vaterland der jetzigen europäischen Combination anzupassen, denn ihr Princip ist in Wahrheit kein vaterländisches, nationales, sondern ein allgemeines abstractes, theoretisches und da es nur durch eine Revolution verwirklicht werden zu können scheint, so müssen sie vor allen Dingen die Revolution — erwarten ..... Es ist klar, daß eine Partei, welche auf unberechenbare Ereignisse wartet, um dann eine Thätigkeit zu entfalten, eine Partei, welche in der Gegenwart zu wirken sich außer Stande sieht, in Wahrheit keine Partei ist und höchstens den Namen einer Sekte verdient ꝛc."

Von diesen Vorwürfen ist Folgendes wahr. Es gibt in Deutschland keine organisirte Partei mehr; eine demokratische Partei hat es eigentlich nie gegeben, denn der Begriff der Demokratie war nur ein Collectivbegriff, der alle Malcontenten umfaßte, die, um sich aus ihrer unbequemen Stimmung zu befreien, die äußersten Mittel nicht zu scheuen dachten. Die praktische Demokratie hörte auf, erst mit dem Einmarsch Wrangels in Berlin, dann mit der Auflösung des Stuttgarter Rumpfparlaments und die sogenannte gemäßigte Demokratie löste sich selbst auf, als sie beschloß, zu den preußischen Kammern nicht zu wählen. Ein solcher Entschluß hat nur dann einen Sinn, wenn man auf einem andern Wege die bestehenden Verhältnisse zu stürzen gedenkt; die gemäßigte Demokratie war aber entschlossen, diesen Weg nicht zu betreten. Was die constitutionelle Partei betrifft, wenn man nämlich von einer allgemein deutschen constitutionellen Partei sprechen will, so ging sie in Erfurt zu Grunde. Es gibt zwar noch constitutionelle Oppositionen in den einzelnen deutschen Staaten, allein diese haben sowol den innern nothwendigen Zusammenhang untereinander, als die innere nothwendige Beziehung zu den Classen, die sie vertreten, verloren. Deswegen sind sie keineswegs ohne politische Bedeutung, denn bei dem immer wachsenden Gelüst der specifisch ritterschaftlichen Partei bis zum Zeitalter der Karolinger zurückzukehren, können sie wenigstens einzelne zu arge Ueberschreitungen hindern, ja sie können sogar im Nothfalle die Regierungen, die schon deshalb, weil sie aus praktisch gebildeten

Digitized by Google

Staatsbeamten bestehen, nicht ganz mit jener ritterschaftlichen Partei zusammenfallen, gegen das Andringen jener Partei unterstützen. Nebenbei ist es immer zweckmäßig, daß es einen Ort gibt, wo man gegen die herrschende Partei ein freies Wort aussprechen darf, denn die Presse darf das nicht mehr.

Es gibt gegenwärtig in Deutschland nur eine organisirte Partei, das ist eben jene ritterschaftliche, oder wie man sie früher nannte, die Junkerpartei. Sie ist in diesem Augenblick siegreich und wird voraussichtlich in der nächsten Zeit noch größere Siege erfechten, vielleicht sogar nach der neusten Wendung der auswärtigen Politik an einem Ort, wo man am wenigsten darauf rechnete, in Oestreich.

Eine neue Parteibildung, wie sie Herr Diezel vorschlägt, innerhalb der gesammten liberalen Partei, wäre also insofern ganz denkbar, als sie eine tabula rasa vorfindet. Die Reste der bisherigen Parteibildungen werden ihr kein Hinderniß in den Weg legen. Allein der Zeitpunkt dazu scheint uns höchst ungeeignet.

Erstens ist sie factisch unmöglich. Jeden Versuch, sich zu organisiren, würden die Regierungen sofort hintertreiben und kein Mensch in der Welt würde die Lust oder die Fähigkeit haben, sie darin zu hindern. Die rosenfarbenen Ideen, die Herr Diezel in Beziehung auf die Presse hegt, wird er bald aufgeben, wenn er sich nur einigermaßen herabläßt, auf die polizeilichen Bestimmungen des Augenblicks seine Aufmerksamkeit zu richten.

Sodann ist eine neue Parteibildung jetzt darum unthunlich, weil sie keinen bestimmten Inhalt und keine bestimmten Mittel für ihren Zweck aufstellen kann. Die Idee von der Einheit Deutschlands ist recht schön, allein wir betrachten als die wesentliche Errungenschaft des Jahres 1848 die Ueberzeugung, daß mit dieser abstracten Idee noch gar nichts gesagt ist, daß eine Partei erst dann daraus hervorgehen kann, wenn eine bestimmte Vorstellung von der Art und Weise, Deutschland zu einigen, festgestellt ist. Am wenigsten ist die blasirte Stimmung dieser Tage geeignet, eine Idee hervorzubringen, welche mit elektrischer Gewalt den Willen der Masse beherrscht. Wenn sämmtliche Regierungen Deutschlands heute, im Jahre des Heils 1855, dem Publicum erklärten: wir wollen die Hände in den Schoß legen, bringt ihr jetzt ein einiges Deutschland zu Stande, so würden kaum 14 Tage vergehen, bis alle Welt die alten Regierungen aufriefe, sich wieder einzumischen, um wenigstens den Hausfrieden zu erhalten. Es würden dann die sämmtlichen Ritter vom Geist auftreten und wenn ihrer funfzehn zusammen wären, so würden sie dreißig verschiedene Ideen haben, auf welche Weise man etwa Deutschland einigen solle, und jeder von den funfzehn würde seine vierzehn Collegen hängen lassen.

Herr Diezel gibt auch wieder eine neue Idee zum Besten. Die neue Nationalpartei soll sich mit Ausschluß von Oestreich und Preußen in den kleinern deutschen Staaten bilden. Erst soll sie es durchsetzen, daß in diesen kleinen deutschen Staaten die „russischen" Einflüsse beseitigt werden; — wie sie das machen soll, erfahren wir nicht, obgleich man doch schon aus den bisherigen Bundestagsverhandlungen entnehmen kann, daß in der orientalischen Frage die Cabinete der kleinen deutschen Staaten sich mehr auf Seite Rußlands neigten, als Oestreich, ja mehr noch als

Preußen. Wenn sie dies durchgesetzt, soll sie durch moralische Mittel Oestreich und Preußen unterwerfen.

Sind wir denn wirklich in die politischen Kinderjahre zurückversetzt? Wir haben die größte Achtung vor dem moralischen Einfluß, aber zuletzt muß immer doch die ultima ratio rerum eintreten. Die Radicalen des Jahres 1848 speculirten auf die bewaffneten Volksmassen, auf die Turner ꝛc., die Gothaer speculirten auf das preußische Militär, die Großdeutschen auf das östreichische. Alle drei haben sich verrechnet, aber es war doch ein gewisser Sinn und Verstand in ihren Rechnungen; aber wie Kleindeutschland es anfangen soll, sein angebliches moralisches Uebergewicht den beiden Großstaaten auch factisch fühlbar zu machen, das ist eine Aufgabe, mit der sich nur Kinder belustigen können. Die früheren kleindeutschen Republikaner rechneten wenigstens auf ihre Gesinnungsgenossen in Preußen und Oestreich, um ihnen zu Hilfe zu kommen; jetzt sind sie aber stolzer geworden und wollen die ganze preußische und östreichische Masse unterwerfen. Wohl bekomm' es ihnen!

Nebenbei ist es doch immer übel, wenn der alte süddeutsche Liberalismus, der einen so schmählichen Bankrott gemacht hat, sich wieder breit machen will. Man hat die berliner Arroganz mit vollem Recht lächerlich gemacht, aber es ist in ihr doch immer noch mehr Sinn und Verstand, als in diesem kleinstädtischen Hochmuth, der die Verhältnisse der großen Politik nach seinem Kirchspiel abmißt. Wenn es noch einmal dazu kommen soll, daß Deutschland eine neue Verfassung erhält, so wird diese nicht in Frankfurt, sondern in Berlin, oder allenfalls in Wien gemacht werden. Der Instinct des Volks ist in dieser Beziehung auch viel richtiger entwickelt, als das Raisonnement seiner Vertreter. Vor 1847 lauschte alle Welt auf die Propheten in Karlsruhe und Stuttgart; jetzt sucht man in den Verfassungen der kleinen Staaten seine Privatverhältnisse so leidlich als möglich zu ordnen, die große Politik aber erwartet man lediglich von Berlin oder Wien, und das ist auch ganz in der Ordnung.

Wenn Herr Diezel es unmännlich nennt, ein unbestimmtes Ereigniß abzuwarten, so läßt sich dieser unmännliche Zustand zuweilen doch nicht vermeiden, denn durch allmäliges Hin- und Herreden entsteht niemals jene Leidenschaft, die allein große Umgestaltungen hervorbringt. Ein solches Ereigniß schien in der orientalischen Krisis einzutreten. Man suchte zuerst auf das preußische Cabinet zu wirken, einen Augenblick nicht ganz ohne Aussicht auf Erfolg, dann scharte man sich um die Fahne Oestreichs, um die Eifersucht Preußens zu erwecken und dieses auf mittelbarem Wege zu veranlassen, sich dem Westen gegen den Osten anzuschließen. Die Hoffnung ist fehlgeschlagen, das Bündniß mit dem Westen ist gelockert, vielleicht wird sogar die heilige Allianz wiederhergestellt. Es kann aber in dieser Sache nur durch die Regierungen Oestreichs oder Preußens gewirkt werden, denn auf eigne Faust Freicorps gegen Rußland zu werben, der Gedanke ist doch wol zu absurd, um ausführlicher besprochen zu werden. Wenn man also keine Mittel mehr hat, auf die Regierungen zu wirken, weder durch die Kammern, noch durch die Presse, noch durch einzelne Persönlichkeiten, so bleibt eben nichts übrig, als abzuwarten, was da kommen wird, und vorläufig nichts zu thun. Nur auf eins sollte man seine Aufmerksamkeit richten, daß nämlich nicht auch noch das Publicum durch falsche Begriffe verwirrt wird. Die herrschende Partei ist im gegenwärtigen Augenblick

Digitized by Google

von der Verwerflichkeit des parlamentarischen Systems und von der Nichtsnutzigkeit des englischen Staats überzeugt; es ist also im höchsten Grade verwerflich, daß durch blasirte Sophisten diese Idee auch dem Volke eingeflößt wird. Der bekannte londoner Correspondent der Nationalzeitung hat darin schon viel Schaden angerichtet, aber er hatte doch wenigstens ein wirkliches politisches Princip, eine reiche Erfahrung, und man konnte nur bedauern, daß er in der Art seiner Angriffe nicht vorsichtiger war, daß er nicht bedachte, er schreibe für ein deutsches Publicum, nicht für ein englisches. Neuerdings spukt aber ein Correspondent aus London durch alle möglichen deutschen Blätter, bei dem diese Entschuldigung nicht stattfindet, der weiter nichts thut, als auf eine pöbelhafte Weise zu schimpfen. Am häufigsten begegnen wir ihm in der Deutschen Allgemeinen Zeitung und im Magazin der Literatur des Auslandes. Wie wir hören, ist es Bettziech Beta, ein früherer berliner Feuilletonist. Wir nennen den Namen absichtlich, da es doch sehr zweckmäßig wäre, wenn das Publicum einmal erfährt, wer ihm eigentlich diese politische Weisheit mittheilt. Wie übrigens ein liberales Blatt, welches in dieser Frage auf der Seite der Westmächte gegen Rußland steht, fortwährend Correspondenzen aufnehmen kann, die ganz und gar in die Kreuzzeitung gehören, das würde uns in Verwunderung setzen, wenn wir in dieser Beziehung nicht längst alle Verwunderung verlernt hätten. — Nach dieser Abschweifung kommen wir auf Herrn Diezel zurück.

Die große Politik und namentlich die auswärtige scheint uns zu einer neuen Parteibildung keine Veranlassung zu geben, weil Parteien nur durch die Möglichkeit einer unmittelbaren praktischen Betheiligung entstehen. Darum können wir auch in das Triumphgeschrei der Presse über den Antrag einer deutschen Kammer auf Bundesreform nicht einstimmen. Wenn heute eine Bundesreform möglich wäre, so würden wir noch ganze Generationen hindurch daran zu leiden haben. Dagegen wird, ohne daß wir etwas künstlich dazu thun, durch die natürliche Opposition gegen die einzige bestehende Partei, die ritterschaftliche, sich allmälig eine neue bilden, die wir in dem Sinn eine demokratische nennen möchten, wie der Herr Ministerpräsident Baron von Manteuffel diesen Ausdruck erklärt hat. Bisher war in den deutschen Staaten die Verwaltung bürgerlich-bureaukratisch, wenn auch die höchsten Stellen meist von Adeligen besetzt waren; jetzt erhebt sich aber eine Partei mit dem offen ausgesprochenen Bestreben, den Staat für den Adel und durch den Adel zu verwalten. Dies Bestreben zu hintertreiben, wird sich das gesammte Bürgerthum mit dem gesunden Theil des Adels und mit dem größern Theil der Bureaukratie verbinden. Da man in sämmtlichen deutschen Staaten mit demselben Gegner zu thun haben wird, so wird man auch gemeinsam zu wirken suchen, und daraus wird ganz von selbst, ohne alle Aufregung und Agitation, allmälig durch ganz Deutschland eine organisirte Partei entstehen, die als solche vielleicht auch einen nationalen Inhalt gewinnt.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel, 16. Juli. — Wenn man an der Richtigkeit eines eingeschlagenen Weges irre geworden ist, an dem endlichen Erfolg eines Planes zu

Digitized by Google

zweifeln beginnt, ist es das Nächste, das Nothwendigste und zugleich, wenn Consequenz in dem betreffenden Fall ihren Werth hat, das Unerläßlichste, sich nach neuen Wegen und Entwürfen umzuschauen, auf dem falschen Wege aber sofort Halt zu machen, denn jeder Schritt, den man darauf nach vorwärts thut, ist vom Uebel, muß nachträglich wieder zurückgethan werden und kann mindestens als eine unnütze Anstrengung gelten.

Ob dem General Pelissier im Laufe der letztvergangenen sechs oder sieben Wochen die Einsicht gekommen ist, daß seine Art, dem großen Zwecke des Krieges in der Krim zuzustreben, eine verkehrte ist, will und muß ich dahingestellt sein lassen, weil mir keine Thatsache irgendwelcher Art, welche diesen Glauben stützen könnte, darüber vorliegt. An und für sich wahrscheinlich ist es nicht; denn nur ein Mann, der seines richtigen Weges zum Ziele sich bewußt ist, opfert auf demselben, wie der Generalissimus der Franzosen es gethan hat, die Seinigen miriadenweise. Nehmen wir also an: bei General Pelissier sei die Ueberzeugung, Sebastopol durch den directen Angriff zu nehmen, noch unerschüttert. Er wird, das darf man annehmen, endlich davon zurückkehren und in diesem Augenblick wird es sich dann für ihn oder für seinen etwaigen Nachfolger fragen: was nun?

Mir scheint es, daß zwei Hauptpläne sich einem jeden General en chef bieten, der von der Belagerung abläßt und die Sache außerhalb des Rayons der Festung zur Entscheidung bringen will. Der eine zunächst eine directe Action gegen die russische Feldarmee; nach ihm wird die Hauptmasse der Verbündeten bei Eupatoria gesammelt und von hier aus in der Absicht vorgeschoben, die Verbindungen des Feindes mit rückwärts, im Besondern mit Perekop zu durchschneiden. Ist dies geschehen, so ist ein Verbleiben des Gegners im Süden der Halbinsel nicht denkbar. Er wird sich mit dem Gros seiner Streitmacht gegen die Armee der Alliirten wenden müssen, und, Sebastopol seinem Schicksal überlassend, den Durchbruch nach Perekop versuchen. Gelingt ihm dieser, so ist zwar das feindliche Heer gerettet, aber die Vertheidigung der Festung wird auf die Dauer nicht länger durchführbar und mit ihr gehört die ganze Krim den Verbündeten. Das sind, wie gesagt, die Grundzüge des einen Planes. Die des andern, welcher nicht so einfach, darum nicht so gut und in Rücksicht auf eine mögliche Befestigung von Perekop zugleich nicht so sicher ist, würden etwa nachstehende sein. Man brächte auf irgendeinem Wege das Gros der alliirten Heere auf den Isthmus. Hierzu stehen zwei oder vielleicht selbst drei Straßen offen. Es scheint möglich, daß man mit flachen Fahrzeugen durch die Meerenge von Genitsche segeln und im faulen Meere vorwärtssteuernd bis Perekop vordringen kann. Eine Operation auf dieser Seestraße würde zunächst sich auf Kertsch basiren, was man wieder in Besitz nähme und verschanzte und wo die großen Depots angelegt würden. Zweiter Etapenpunkt wäre Genitsche. Man fortificirte es gleichfalls, wies einer kleinen Flotille den Ort als Station an und nähme sodann in ähnlicher Weise von einem jeden Paß Besitz, durch den man auf dem weitern Wege durchzusteuern hätte. In Rücksicht hierauf müßte die Expedition mit den nothwendigen Mitteln, mit schwerem Geschütz, Faschinen, Schanzkörben ausreichend versehen sein. Zugleich müßte die Vorwärtsbewegung möglichst schnell ausgeführt werden, um dem Angriff auf den eigentlichen Zielpunkt zu Perekop selbst die Vortheile der Ueberraschung zu sichern. Ich will hier nicht in

Digitized by Google

Abrede stellen, daß diese Operationslinie viele Vortheile bietet, indeß zweifle ich ernstlich an ihrer Benutzbarkeit. Seichtes Wasser, außerdem russische Strandbatterien und Versenkungen werden muthmaßlich unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen.

Einen zweiten seewärtigen Weg nach dem nämlichen Object bietet der Golf von Perekop, eine weite Einbucht des Euxin, dar. Indeß weiß man, daß die Tiefe dieser Bai dermaßen gering ist, daß man mit dem seichtesten Nachen in der Nähe des Ufers nicht mehr fortzukommen vermag.

Mitten inne zwischen beiden auf Perekop führenden Seestraßen liegt die Halbinsel Krim selbst und zwar ihre von Steppen erfüllte Nordhälfte. Durch diese öden Flächen führen etwa sechs Wege hindurch, von denen der zwischen Eupatoria und dem Isthmus allein in Betracht kommt. Es kann wol nicht die Rede davon sein, auf diesem Pfade das Gros der Armee nach Perekop zu schaffen, wenn man sich gleichzeitig nicht eines der beiden andern (maritimen) Wege behufs der Verpflegung versichert hat, denn jeder sieht ein, wie ein Heer, welches von Eupatoria durch die Steppen auf Perekop marschirte, seinen Train den Russen rückwärts zur Beute lassen müßte und es ist klar, daß diesem Uebelstande durch etwaige etapenweise Befestigungen nicht abgeholfen werden kann.

Schließlich wiederhole ich, wie alle diese Erwägungen auf einen Angriffsplan hinweisen, welcher Eupatoria zum Ausgangspunkt und die russische Armee zum nächsten und hauptsächlichsten Object nimmt. Es ist dies eine Aufgabe für den demnächstigen Nachfolger des Generals Pelissier.

— — 16. Juli. Wie Sie Sich vielleicht erinnern werden, habe ich von jeher die Ansicht festgehalten, daß in jedwedem Kriege zwischen der Pforte und Rußland der asiatische Schauplatz lediglich als ein secundäres Kriegstheater, dagegen die Donau und Balkangegend, mit einem Worte Bulgarien und Rumelien als der Entscheidungsraum angesehen werden muß. Mit dem Rückgang der russischen Heere aus den unteren Donauländern verlor mithin ihr Kampf gegen die Pforte den Charakter jener ernsten Entschiedenheit, der mit jedem Vorgehen auf der Hauptoperationslinie verbunden ist, denn was in Asien auch eintreten mochte, focht das Dasein des türkischen Reiches nicht an, weil letztlich ein Vorgehen von dieser Fronte her auf das Centrum des Reiches, am Bosporus, nicht denkbar ist.

In dieser Ueberzeugung habe ich die Nachricht von dem Vormarsch der Russen auf Kars, und die spätere, von der eröffneten Belagerung hingenommen, was indeß nicht soviel sagen soll, daß diese Operationen unwichtig und der gespanntesten Aufmerksamkeit der Allianzmächte nicht werth seien. Vor allem scheint mir England diejenige, deren Interessen durch die russische Offensive am meisten angetastet werden, im Grunde genommen mehr wie die der Pforte selbst, denn für letztere handelt es sich bei dem etwaigen Verlust von Kars nur um die Einbuße eines unschwer zu verschmerzenden Ejalets, beim weiteren Vorrücken des Feindes um den eines zweiten und dritten; dagegen wird England durch die Vorrückung der russischen Grenze in dieser Richtung ganz entschieden der in Zukunft wichtigste Weg nach Innerasien streitig gemacht und eine der vielleicht schon nach einem

Digitized by Google

Jahrzehnt hohe Bedeutung gewinnenden Straßen nach Persien und Indien entrissen.

Man ist hier allgemein auf den Verlust von Kars gefaßt; auch die in Konstantinopel erscheinenden officiellen Blätter machen sich keine Illusionen über diesen Punkt. An und für sich für eine Befestigung ungünstig gelegen, ist der Platz ohne Rücksichtnahme auf die zu seiner Vertheidigung disponiblen Kräfte befestigt worden. Man beschreibt mir die Werke als ausnehmend ausgedehnt, und ein an Ort und Stelle gewesener und mit der ganzen Localität vertrauter höherer türkischer Offizier schätzt den Truppenbedarf auf mindestens 30,000 Mann. Wieweit dieser Forderung genügt werden konnte, mag der Umstand klar machen, daß die ganze sogenannte Armee von Kars zur Zeit nur aus 17,000 Mann besteht. Man will hier wissen, daß sie sich in der Festung concentrirt und Wassif Pascha, der englische Oberst Williams (Williams Pascha) und ein römischer Oberst, Calandrelli, sich an ihrer Spitze befinden. Danach scheint Erzerum, welches ebenfalls befestigt wurde, ziemlich entblößt zu sein.

Alle hier gemachten Anstrengungen sind jetzt darauf gerichtet, Verstärkungen nach dem letzteren Punkte zu schaffen. Erst neulich ging ein Transportdampfer mit 600 Artilleristen zu diesem Zweck nach Trapezunt ab, und gestern wie heute folgten andere Truppen nach; mir ist unbekannt geblieben, in welcher Anzahl.

Beklagenswerth ist es, daß die englisch-türkische Legion, deren Organisation man auf den beiden Punkten Hünkier Iskalessi am Bosporus und Gallipoli am Eingang der Dardanellen betreibt, nur ausnehmend langsam fortschreitet. Es läßt sich nicht absehen, wenn diese Truppenmacht, die ursprünglich auf eine Stärke von 25,000 Mann berechnet war und jetzt, wie ich höre, etwa 13,000 Mann zählt, operationsbereit sein wird. Man sagt mir, daß außerdem in Gallipoli bedeutende Unordnungen unter den englisch-türkischen Rekruten vorgekommen seien. Diese letztern sind zum Theil dem türkischen Heere, zum andern Theil ohne vorheriges Exercitium den kriegerischesten muselmanischen Stämmen entnommen und bilden namentlich an den Dardanellen, wo man die Reiterei zu formiren beabsichtigt, einen sehr irregulären Haufen von Arnauten, Arabern und Kurden. Oberst Beatson, welcher für das Commando dieses Corps bestimmt ist und die Organisation zu besorgen hat, soll in seinem Hause von Arnauten und Albanesen belagert und letztlich zur Flucht gezwungen worden sein. Von seinem Dragoman aber erzählt man sich, daß derselbe schwer mißhandelt wurde. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß einige Bataillone türkischer Nisams, (reguläre Truppen) die in Schanak Kalessi nahe zur Hand sind, die Ordnung schnell wiederhergestellt haben werden. Die Vorkommnisse bleiben aber deßungeachtet sehr bedauernswerth.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Kriegsleiden in Rußland.

Ruſſiſche Federn ſpotten der Bemühungen der Verbündeten, Rußland Schaden zuzufügen; ſie verhöhnen die gewaltigen Flotten, die ſich außer Stande ſehen, Kronſtadt oder Sebaſtopol einzunehmen und ſich auf den Krieg gegen Kauffahrteiſchiffe beſchränken; ſie behaupten, ſolchen ohnmächtigen Angriffen gegenüber bleibe Rußlands Macht ungelähmt. Der dichte Schleier, den die Regierung des Zaren von jeher über die ruſſiſchen Zuſtände zu breiten geliebt hat, unterſtützt dieſes Beſtreben aufs beſte, und es wird daher der von Petersburg aus inſpirirten Preſſe leicht, dem weniger Kundigen Rußland als einen unangreifbaren und unbeſiegbaren Rieſen darzuſtellen. Deſto ſchätzbarer muß uns jede Kunde ſein, die uns unparteiiſche Stimmen aus dem Innern des Zarenreichs bringen, und wir benutzen daher mit Freuden den Bericht eines Engländers, der eine Reihe von Jahren in Rußland wohnhaft geweſen und erſt dieſen Sommer nach England zurückgekehrt iſt. In einer der geachtetſten und zuverläſſigſten engliſchen Monatsſchriften, dem in Edinburgh erſcheinenden Blackwoods-Magazin, gibt er mit der Schmuckloſigkeit eines wahrheitliebenden Berichterſtatters in einem längeren Artikel Rechenſchaft über die gegenwärtigen Nothſtände im Innern Rußlands, und wir theilen den weſentlichen Inhalt der intereſſanten Arbeit in Folgendem mit.

Am meiſten leiden durch den gegenwärtigen Krieg die Grundeigenthümer. Wird er lange fortgeſetzt, ſo muß der größte Theil derſelben zu Grunde gehen. Als Beweis für dieſe Meinung mögen folgende Thatſachen dienen, die ich ſelbſt auf einem Gute beobachtet habe, wo ich mehre Jahre wohnte, und die als Durchſchnittsbeiſpiel für das ganze Land gelten können. Jedoch darf man nicht vergeſſen, daß ich nur vom ſüdlichen Rußland ſpreche, da ich das nördliche verhältnißmäßig wenig kenne. Das fragliche Gut hat einen Flächenraum von ungefähr 40,000 engliſchen Ackern mit 1300 Leibeigenen. Seine Haupterzeugniſſe beſtehen aus Leinſamen, Getreide und Wolle, die alle über die Häfen des ſchwarzen und aſowſchen Meeres ins Ausland verführt wurden. Da dieſe beiden Meere jetzt ſeit längerer Zeit geſperrt ſind, ſo verfaulen alle Rohproducte in den Speichern der Producenten, mit der einzigen Ausnahme der Wolle, die

by Google

durch Oeſtreich zu Land nach Deutſchland geſchafft wird, wo ſie einen guten Markt findet; aber dennoch iſt der Preis voriges Jahr wegen der vermehrten Transportkoſten merklich geſunken. Ich werde jetzt die Verluſte, welche dieſes eine Gut im vorigen Jahre erlitten hat, im Einzelnen angeben. Das durchſchnittliche Einkommen beläuft ſich auf 6000 Pfund Sterling (circa 40,000 Thaler), wovon 1500 Pfund (10,000 Thaler) an die Regierung als Zinſen für Hypotheken bezahlt werden müſſen. Von Leinſamen wurden voriges Jahr ungefähr 1500 Quarter (à 6 berliner Scheffel) erbaut, die an Ort und Stelle ungefähr 60 Schillinge per Quarter gelten. Von dieſen iſt auch kein einziger Scheffel verkauft worden und der Verluſt bei dieſem Artikel allein beläuft ſich daher auf 1200 Pfund, (8000 Thaler). Von Weizen wurde faſt dieſelbe Quantität erzeugt. Der durchſchnittliche Preis deſſelben iſt 12 Schilling den Quarter; jetzt kann man aber nur eine beſchränkte Quantität zu 8 Schilling los werden. Aber ſelbſt angenommen, daß ſämmtlicher Weizen zu dieſem Preis verkauft würde, ſo wäre der Verluſt immer noch 300 Pfund (2000 Thaler). Da dies jedoch nicht der Fall iſt, muß man mindeſtens 500 Pfund annehmen. Die Wollpreiſe waren voriges Jahr durchſchnittlich 15 Procent und manchmal ſogar 20 Procent unter ihrer gewöhnlichen Höhe; für die gewöhnlich verkaufte Quantität wurden dies Mal 1400 Pfund (9400 Thaler) bezahlt, ſo daß wir wieder einen Verluſt von mehr als 200 Pfund (beinahe 1300 Thaler) haben. Auf demſelben Gute befinden ſich ungefähr 18,000 Schafe, von denen für gewöhnlich alljährlich 2000 wegen ihres Talgs und ihrer Felle zu einem Durchſchnittspreis von 7 Schilling (2⅓ Thaler) per Stück verkauft werden; da es aber ſehr ſchwer hält, Talg auszuführen, iſt der Preis auf 5 Schilling geſunken, wodurch dem Grundbeſitzer wieder 200 Pfund entgehen. Aus dieſer Darlegung erſieht man, daß das Einkommen dieſes einen Gutsbeſitzers ſich infolge der durch die Blockade des aſowſchen und des ſchwarzen Meeres eingetretenen Handelsſtockung um mehr als ein Drittel vermindert; und da die gleichen Verhältniſſe im ganzen ſüdlichen Rußland beſtehen, ſo kann man ſich einen Begriff von der Höhe machen, welche der Geſammtverluſt erreicht. Allerdings haben einige Gutsbeſitzer ihre Bodenproducte zu faſt nominellen Preiſen an Kaufleute abgeſetzt, welche auf die Ergebniſſe der wiener Conferenzen ſpeculirten, große Maſſen Getreide aufkauften und nach den verſchiedenen Häfen des Südens ſchafften, um ſie ſogleich verſchicken zu können, wie die Conferenzen den Frieden herbeiführten. Die bei den letzten Expeditionen im aſowſchen Meere vernichteten ungeheuren Getreidevorräthe gehörten nicht der ruſſiſchen Regierung, ſondern Privatſpeculanten, wenigſtens der größte Theil. Freilich wären ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach ſpäter von der Regierung zur Ernährung für die Truppen mit Beſchlag belegt worden, und ihre Vernichtung war daher dem Kriegszweck ganz entſprechend.

Digitized by Google

Dies sind jedoch nur die Verluste, welche die Handelsstockung dem russischen Grundbesitzer auferlegt; dazu kommen nun noch die drückenden Steuern, welche die Regierung zur Betreibung des Krieges von ihnen fordert. Von allen diesen wird die Recrutenlieferung am härtesten gefühlt. Im Frieden erfolgt die Aushebung nur einmal des Jahres und zwar in der Regel nach dem Maßstab von 7 auf je 1000 (männliche) Leibeigene; aber seit Ausbruch des Krieges fanden im Jahre 1854 zwei und 1855 bereits eine Aushebung statt, jede von 12 Mann auf 1000 Seelen, so daß in achtzehn Monaten von 1000 männlichen Leibeigenen, Alt und Jung untereinander gerechnet, 36 vollkommen Arbeitsfähige gestellt werden mußten. Ich weiß nicht, wie man das Verhältniß der Arbeitsfähigen unter 1000 männlichen Leibeigenen anrechnen kann, aber jedenfalls ist es ein sehr erheblicher Verlust für den Herrn, wenn ihm eine so ansehnliche Arbeitskraft entzogen wird. Das ist noch nicht alles. Wenn die Recruten nach der Stadt geschickt werden, um von der betreffenden Behörde untersucht zu werden, so müssen je 12 Mann mindestens noch 18 begleiten, im Falle die andern als untauglich zurückgewiesen werden sollten; diese werden ihrer Arbeit ohne die geringste Entschädigung manchmal zwei bis drei Wochen lang entzogen. Daraus ersieht man, daß während der letzten 18 Monate der Besitzer des erwähnten Gutes der Regierung 47 Recruten (von 1300 Leibeigenen) gestellt und die Arbeit von ungefähr 70 Mann 14 Tage lang verloren hat. Letzteres allein zu 6 Pence (5 Sgr.) den Tag gerechnet, macht 24 Pfund 10 Schilling (160 Thaler); den Verlust an 47 Leibeigenen, die nie wiederkehren, können wir nicht in Zahlen ausdrücken. Aber jeder Gutsbesitzer muß nicht blos den Recruten stellen, sondern auch eine bestimmte Summe (ungefähr 8 Pfund) zur ersten Ausrüstung und Bewaffnung zahlen, was allein schon einen Aufwand von 876 Pfund für 1½ Jahr ergibt.*) Die südlichen Gouvernements sind, weil sie dem Kriegsschauplatz so nahe liegen, von der Stellung der Miliz (30 Mann von 1000 Seelen) befreit, die nur in den nördlichen Gouvernements ausgehoben werden. Dafür sind sie einer andern Steuer unter dem Namen freiwilliger Beiträge unterworfen. — Im Frühjahr 1854 mußte das Gut für die damals in den Donaufürstenthümern stehenden Truppen 40 Mastochsen liefern; gleichzeitig wurden fünf Wagen mit einem Paar Pferde und einem Fuhrmann für jeden requirirt, die nach Beendigung des Krieges zurückgestellt werden sollen. Diese Wagen waren bestimmt, in dringenden Fällen zum Transport des Gepäcks und der Truppen verwendet zu werden, und auf ihnen wurden die Bataillone, die bei Inkerman fochten, letzten Herbst nach der Krim geschafft. Ebenfalls im Herbste 1854 wurden von jedem männlichen Leibeigenen ein halbes Pud (20 Pfund) Schiffszwieback

*) Dies ist ein Irrthum; für die Ausrüstung werden nur 10 oder 12 Silberrubel gezahlt, was für 47 Recruten 470 bis 560 Rubel ausmacht. Die Redaction.

für die Armee requirirt, was auf 1300 Seelen 600 Pud macht; aber der Gutsbesitzer erbot sich zu 1000 Pud, die innerhalb drei Wochen geliefert werden mußten. Während der Schiffszwieback gebacken wurde, kam eine neue Requisition von 10 bespannten und von einem Kutscher begleiteten Wagen, die binnen 10 Tagen gestellt werden mußten. Dies war unmittelbar bevor die Nachricht von der Landung der Verbündeten in der Krim zu uns gelangte. Alle diese Requisitionen fanden grade während der Erntezeit, Ende August statt, wo fast kein Arbeiter entbehrt werden konnte, um das Getreide einzubringen, bevor die herbstlichen Regengüsse die Wege ungangbar machten. Zum Fortschaffen des Schiffszwiebacks waren 20 Paar Ochsen nothwendig, die fast 4 Monate wegblieben, da zur Zeit der Ablieferung die Landstraßen bereits in knietiefen Morast verwandelt waren. Etwas später im Jahre wurden abermals Ochsen requirirt. Ich weiß nicht mehr, wie viel es waren, aber da der Besitzer bereits soviele zum Transport geliefert hatte und außerdem grade ein Sterben unter dem Vieh war, so fand er sich bei den Behörden mit baarem Gelde ab.

Im April des laufenden Jahres forderte man doppelt soviel Schiffszwieback als vergangenes Jahr und wie ich im Monat Mai das Land durchreiste, sah ich vor den Städten viele tausende von Centnern aufgespeichert, gewärtig der Weiterschaffung bis zur Armee, die natürlich von den Gutsbesitzern und den Kronbauern besorgt werden mußte. Unterwegs traf ich lange Reihen von Wagen, welche Zwieback laden sollten und sprach oft mit den Fuhrleuten, die meistens aus Kronbauern bestanden. Sie klagten bitterlich über ihr hartes Schicksal, da sie grade mit Beginn der Heuernte ihre Heimath hatten verlassen müssen; und da sie eine Reise von ungefähr 1500 Werst hin und zurück zu machen hatten, so konnten sie erst spät im Herbst wieder zu Hause sein, was sie ganz außer Stand setzte, Vorsorge für den Winter zu treffen. Viele von ihnen sagten zu mir: „Batuschka! Wir werden wol den Winter verhungern sollen; schon vorigen Winter hatten wir genug von dem Durchzug der Truppen zu leiden, aber dies Mal werden wir nicht einmal etwas für uns zu leben haben, denn nur die alten Weiber sind zu Hause geblieben und was können die thun?“

Die Kronbauern haben fast dieselben Lieferungen zu machen, wie die Gutsbesitzer und brauchen höchstens keine Wagen zu stellen, obgleich ich auch dies nicht sicher weiß. Ich weiß, daß sie ebenso wie die Edelleute Schiffszwieback und Ochsen zur Verproviantirung der Armee zu liefern haben. Es hält jedoch ausnehmend schwer, die Höhe der diesen sogenannten freien Bauern abgepreßten Beiträge zu erfahren; denn die Beamten requiriren unter der Firma der Regierung soviel für sich, daß es ganz unmöglich wird zu unterscheiden, was der Staat eigentlich fordert. Der Krieg ist für die Beamten eine schöne

Digitized by Google

Gelegenheit Geld zu verdienen, denn sie stellen an die Bauern ihre Forderungen ohne eine schriftliche Ermächtigung von einer höhern Behörde beizubringen, indem sie nur den Betreffenden bekannt machen, daß die und die Gegenstände an einem gewissen Tage geliefert werden müssen. Dies geschieht auch ohne Widerrede und ohne weitere Erkundigungen, denn es könnte doch sein, daß grade dies Mal die Lieferung für die Regierung wäre, und dann würde derjenige, der sich weiter erkundigte, sicher als widerspenstig betrachtet und zur Besserung seiner Gesinnung nach Sibirien geschickt werden, um andern als warnendes Beispiel zu dienen, daß es das Beste sei, zu geben, ohne zu fragen für wen.

Eine andere Last, unter welcher die ganze ländliche Bevölkerung schwer seufzt, ist die Lieferung von Fuhrwerk zur Fortschaffung von Munition und andern Kriegsbedürfnissen für die Armee. Anfangs wurden sie für diese Leistungen von der Regierung mit einem Schein, Contremarke genannt, bezahlt, die bei der Entrichtung der Kopfsteuer an Zahlungsstatt angenommen wurde; aber seit dem August 1854 ist dies anders geworden und diese Leistung wird in Geld bezahlt d. h. gar nicht, denn die Beamten stecken das Geld ein und wehe dem, der es fordern wollte. Die Contremarke dagegen konnte den Beamten nichts nützen und daher bekam der Bauer wenigstens etwas für seine Mühewaltung.

Die Leiden der Bewohner der Dörfer, welche die Truppenmassen auf ihrem Marsch von dem Norden nach dem Süden in dem Winter 1853—54 berührten, waren so schrecklich, daß sogar die Soldaten sie bemitleideten; und es gehört etwas dazu, das Herz eines russischen Soldaten zu erweichen. Des Unterhalts wegen mußten die Truppen sich über eine große Strecke Landes in der Breite ausdehnen und fielen nun den armen Bauern zur Last, deren Wintervorräthe blos auf die Bedürfnisse ihrer Familien berechnet waren. Wie Heuschrecken zehrten sie alles Vorhandene auf und gaben die Bevölkerung der ärgsten Noth preis. Die Männer aber, die meistens während des Winters mit ihren Pferden als Frachtfuhrleute einen guten Verdienst haben, mußten auf der Hauptstraße die Artillerie und das Armeefuhrwesen fortschaffen, zu deren Transport man sich trotz des 12 bis 15 Fuß tiefen Schnees nicht einmal der Schlitten bediente. Auf einer Reise im Februar 1854 habe ich einmal einem Zug von 500 Munitionswagen, die auf diese Weise fortgeschafft wurden, begegnet, und das Herz blutete mir, wenn ich sah, wie die Bauern und ihre Pferde von den Soldaten der Bedeckung behandelt wurden. Wenn sie an einen Hügel kamen, mußten sie manchmal das Gespann verdoppeln und verdreifachen und an manchen Stellen mußten Wege im Schnee ausgegraben werden, um die schwere Artillerie fortzubringen. Zu solchen Arbeiten werden die Bauern selten länger als vierzehn Tage hintereinander verwendet;

Digitized by Google

aber sie sind oft 120 Werst vom Hause, so daß sie nach monatelanger Abwesenheit zwar ihre Hütte wiederfinden, aber rein ausgeräumt von denselben hungrigen Soldaten, deren Geschütze sie mit so großen Beschwerden transportirt haben. Man darf nicht etwa denken, daß das Mitnehmen sich blos auf Lebensmittel beschränkte, sondern dem Schicksale war alles unterworfen, was nicht niet- und nagelfest war, selbst leichtere Stücke Hausrath. Das Gestohlene wurde dann meistens im nächsten Quartier für Branntwein verkauft, vielleicht um von dem nächsten Trupp wieder gestohlen zu werden. Häufig kam es vor, daß sich Truppentheile auf dem Marsche kreuzten, und dann wurden die Einzelnen so stark belegt, daß der Bauer und seine Familie in den Ställen bei dem Vieh oder auf dem Schnee schlafen mußten, denn Slujba (wie der Bauer den Soldaten nennt) muß sein Quartier haben. Uebrigens waren die Leiden der Truppen auf ihren Märschen während des Winters auch nicht gering.

Was der Krieg in ganz Rußland für Leiden nach sich zieht, wird man sich in dem Lande selbst nicht bewußt, denn es dringt keine Kunde von einem Ende desselben zum andern. Alles wird auf das sorgfältigste geheim gehalten, und nur diejenigen, welche Mithandelnde oder unfreiwillige Zuschauer sind, wissen etwas von dem wirklichen Stand der Sache. Selbst in St. Petersburg erfährt man weiter nichts, als was die offiziellen Bekanntmachungen mittheilen, und manchmal weiß man in dieser Hauptstadt von den Zuständen im Innern des Landes weniger als in England. Jedermann scheut sich, über diese Gegenstände anders als in Lobeserhebungen über die Maßregeln einer väterlichen Regierung zu sprechen. Eine hierher gehörige Anekdote wurde in Rußland im Frühjahr 1854 erzählt. Ein Russe, der im Civilstaatsdienst den Rang eines Generals erreicht hatte, äußerte sich im Theater über die lächerlichen Angaben des von den russischen Truppen in den verschiedenen Schlachten erlittenen Verlustes in den Zeitungen. Der Polizeimeister, der dabei war, hörte es und bemerkte, daß er sich gezwungen sehe, seine Aeußerungen dem Grafen Orloff zu berichten; denn wenn er es nicht thäte, könnte es ein anderer von den Anwesenden thun und er würde sich dann schaden. Tags darauf erhielt der General eine Zufertigung, daß der Kaiser ihm befehle, sich sofort zur Donauarmee zu begeben, um sich durch Zählen der Todten und Verwundeten nach jeder Schlacht selbst von der Richtigkeit der amtlichen Angaben zu überzeugen, und daß sein militärischer Rang der eines Majors sein solle. An demselben Tage stand in der amtlichen Zeitung: „der wirkliche Staatsrath ist auf seinen Wunsch mit dem Range eines Majors der activen Armee zugetheilt worden."

Am meisten fällt der Druck des Krieges auf die Handwerker in den Städten; namentlich Schuhmacher und Schneider. In allen Regimentern be-

Digitized by Google

finden sich eine Anzahl Mannschaften, welche in Friedenszeiten für ihre Kameraden die Bekleidung, Stiefel ꝛc. anfertigen; da aber jetzt alle unter die Waffen treten müssen, haben auch diese Nadel und Ahle bei Seite gelegt und zur Muskete gegriffen. Die Anfertigung der Kleidungsstücke fällt jetzt den Schneidern und Schuhmachern anheim, die von der allgemeinen Geschäftsstockung ohnedies schon viel zu leiden haben. Sie erhalten eine gewisse Quantität Tuch oder Leder und müssen dafür eine bestimmte Anzahl von Artikeln abliefern; aber der Rohstoff ist bereits durch die Hände der Beamten gegangen, die als Rabatt für sich eine gewisse Quantität davon zurückbehalten und dennoch die von der Regierung vorgeschriebene Zahl fertiger Artikel verlangen. Der arme Handwerker muß demnach das von dem Beamten Entwendete aus seiner Tasche bezahlen und verliert außerdem noch die auf die Arbeit verwendete Zeit. Vorigen Mai konnte ich in der Stadt, wo ich wohnte, kein Paar Stiefeln gemacht bekommen, da alle Schuhmacher zum großen Schaden ihres Beutels und ihrer Kunden von der Regierung beschäftigt waren. Sie erhalten für diese Arbeit einen rein nominellen Preis, dessen größere Hälfte abermals in der Tasche der Beamten hängen bleibt; aber sie dürfen nicht klagen und betrachten das Ganze als ein nothwendiges Uebel.

Die Kaufleute sind nicht so schweren Verlusten ausgesetzt, als man denken sollte, wenn man das gänzliche Aufhören alles Ausfuhrhandels in Erwägung zieht. Allerdings müssen sie beträchtliche Summen zu den freiwilligen Beiträgen zur Deckung der Kriegskosten unterzeichnen; aber da fast alle Geschäfte gegen baar Geld gemacht werden, so ziehen sie nur ihre Capitalien ein und warten ruhig die Ereignisse ab. In dieser Classe finden sich die meisten Patrioten; denn da sie keine andre Sprache als russisch verstehen und, unbekannt mit andern Ländern, große Anhänglichkeit an Rußland haben, so sehen sie die Ereignisse nur in dem Lichte, welches die falschgefärbten Darstellungen der Regierung darüber verbreiten. Sie waren entzückt von den patriotischen Gedichten, die in allen russischen Zeitungen die Tapferkeit und die Siege der Waffen des heiligen Rußland rühmen. Lord Palmerston wird ihnen als ein Ungeheuer und als der Urheber des Krieges dargestellt. In einem dieser Gedichte wird Sr. Herrlichkeit als ein großer General karrikirt, der seine Schlachten mit dem Zeigefinger auf der Landkarte durchficht. Seit den Schlachten an der Alma und von Inkerman sind jedoch derartige Poesien seltener geworden. Nur noch eine, die im Frühjahr 1854 verbreitet wurde, will ich erwähnen. Es war eine Allegorie, wenn ich nicht irre von einem Schauspieler verfaßt, und es trat darin als Held ein russischer Molodez, (junger Bursch) auf, der ruhig seine Straße zieht, als ihm plötzlich drei Männer in den Weg treten: Ein beturbanter Türke, ein bärtiger Franzos und rothköpfiger englischer Kaufmann. Wenige Streiche seines gewaltigen Armes machen, daß der Türke

Digitized by Google

und der Franzoſe ins Gras beißen, während der Engländer ſich bereitwillig dadurch das Leben erkauft, daß er ſeine Taſchen leert. So bildet man die öffentliche Meinung derer, welche leſen können; die es nicht können, werden mit noch gröberen Lügen abgeſpeiſt. Der Angriff auf das Kloſter Solowetzki im weißen Meere wurde mit großer Schnelligkeit und vielen Zuſätzen und Ausſchmückungen von der Prieſterſchaft durch das Land verbreitet. Wie mir ein Bauer erzählte, hätten die engliſchen Barbaren, die weder gegen den heiligen Ort, noch gegen ſeine heiligen Bewohner Schonung gekannt hätten, die Mönche geſpießt. Durch ſolche abſichtliche Entſtellungen ſucht man die Bevölkerung zu einem fanatiſchen Haß gegen die Engländer zu entflammen. Die Friedensfreunde, wie die Bright und Cobden, ſind bei dieſen Herren ſehr beliebt und ihre Reden werden von allen ruſſiſchen Zeitungen auf das gewiſſenhafteſte überſetzt. Ueberall werden ſie als die einzigen wahren Vertreter der Anſichten der Mehrheit des engliſchen Volkes dargeſtellt, ſo daß die Ruſſen feſt überzeugt ſind, die Volksmaſſe ſei zu einem Aufſtande reif; und ich bezweifle gar nicht, daß die vor kurzem in London mit der Polizei vorgekommenen Häkeleien in Rußland als eine durch den Druck der Kriegslaſten hervorgerufene ernſthafte Revolution dargeſtellt werden. Vorigen März war, ohne daß der mindeſte Grund dazu vorhanden war, eine ganz ähnliche Fabel im Umlauf.

Seit Anfang dieſes Jahres iſt Gold und Silber in den ſüdlichen Provinzen ſehr ſelten geworden, obgleich erſteres vorigen Herbſt reichlich vorhanden war. Dieſer Mangel an baarem Gelde läßt ſich durch den Umſtand erklären, daß die Kaufleute ihre Capitalien aus dem Verkehr ziehen. Da wenige derſelben auf das Papiergeld Vertrauen ſetzen, ſo zogen ſie das damals ſehr reichlich vorhandene Gold vor, welches auf dieſe Weiſe in wenig Wochen verſchwand. Einer meiner Freunde, der im Februar in Simpheropol war, mußte bei dem Umwechſeln einer Hundertrubelnote in Noten von einem, drei, und fünf Rubel zehn Procent Agio geben und er verſicherte mir, daß, wenn man eine Kleinigkeit kaufe, deren Werth noch keinen Rubel betrage, der Kaufmann lieber das Geſchäft nicht mache, als baares Geld herausgäbe, obgleich ſein Gewinn an dem Artikel oft nicht weniger als 100 Procent betrage. Dieſe Geldklemme rückt allmälig weiter nach Norden vor. In Jekaterinoslaw war es ſo im April und in Charkow hielt es im Mai ſehr ſchwer, ſich Gold und kleineres Silbergeld zu verſchaffen. Charkow iſt ein bedeutender Handelsplatz und die Hauptſtadt der Ukräne. Die Banknotenausgabe iſt neuerdings ſehr geſteigert worden. Alles dies beweiſt, daß ſämmtliche finanziellen Kräfte des Landes aufs äußerſte angeſpannt werden, um den Krieg fortzuführen.

Viele Perſonen wundern ſich über die geringe Anzahl von Todten, welche die ruſſiſchen Schlachtberichte angeben; aber jedem, der das ruſſiſche Syſtem verſteht, wird dies ganz natürlich vorkommen. Es iſt Sitte, nur einen ge-

Digitized by Google

wissen Theil der Getödteten zu melden, während die übrigen noch in den Listen fortgeführt werden und zum Vortheil der Obersten Löhnung und Rationen fort-erhalten. Die Obersten leben von den Rationen der Todtgeschossenen! Gefahr der Entdeckung ist nicht vorhanden, denn die meisten Generale haben es früher ebenso gemacht, oder befassen sich in ihrer jetzigen Stellung noch mit ähnlichen Praktiken, und die untern Offiziere hoffen ihrer Zeit selbst Obersten zu werden. Ich kenne einen Regimentscommandeur, der von der Zeit an, wo sein Regiment im letzten Sommer ausmarschirte, bis Ende vorigen Novembers seiner Familie allwöchentlich zwei- bis dreitausend Rubel schickte, obgleich er selbst kein Vermögen hat. Natürlich rühren diese Summen von den den Rationen für die Leute und die Pferde unrechtmäßigerweise gemachten Abzügen her, denn der Betreffende commandirte ein Cavalerieregiment. Der russische Soldat führt ein so elendes Leben, daß ich fest überzeugt bin, die Hälfte zieht den Tod auf dem Schlachtfelde der Fortdauer einer so jammervollen Existenz vor. Für die Thiere wird noch besser gesorgt, als für die Menschen und ein alter Cavalerieoffizier erzählte mir einmal, daß eine strenge Untersuchung angestellt würde, wenn ein Pferd fällt und daß der Rittmeister Arrest bekommt, wenn ihm die geringste Nachlässigkeit nachzuweisen ist. Wenn dagegen ein Soldat stirbt und dem Obersten dies gemeldet wird, so sagt er „der arme Tropf! Ich hoffe, er ist im Himmel," und dabei hat es sein Bewenden. Dies läß sich leicht erklären. Der Oberst empfängt jährlich eine bestimmte Summe zum Anschaffen der Pferde für das Regiment, und er hat daher jeden Verlust aus seiner Tasche zu bezahlen; die Mannschaften dagegen kosten ihm nichts. Die Soldaten erhalten von der Regierung dreimal wöchentlich Fleisch, außer in der Fastenzeit, und Branntwein Sonntags und an hohen Festtagen. Meistens schlagen die Offiziere den Mannschaften vor, sich anstatt der Fleischrationen Geld auszahlen zu lassen und sich selbst zu beköstigen. Natürlich sind die Mannschaften damit einverstanden, denn ein Vorschlag von einem Offizier ist so gut wie ein Befehl; aber sie bekommen nie mehr als ein Viertel des Geldes zu sehen, welches auf folgende Weise verwendet wird: Der Oberst nimmt ein Viertel, die Bataillonscommandeure ebenfalls eins und die Hauptleute der Compagnie ein drittes Viertel, während die Mannschaften den Rest erhalten. Es zeigt sich hier nur dasselbe System, was im ganzen Reiche herrscht — ein ungeheures System von Betrug, Unterschleif und Diebstahl.

Trotz der ausgedehnten Anstalten zur Erziehung von Militärs in Rußland hält es doch sehr schwer, für neue Aushebungen Offiziere zu bekommen. Alle Offiziere müssen adlig sein und sich einer Prüfung in verschiedenen wissenschaftlichen Fächern unterwerfen. Ein zur Engagirung von Offizieren in eine Stadt des Südens geschickter Oberst überredete eine Anzahl Schreiber aus den Regierungsexpeditionen zum Eintritt in die Armee. Obgleich ihrem Range

nach adlig konnten dieſe Schreiber doch weiter nichts als Leſen und Schreiben. Da ſie nur einen kärglichen Gehalt erhielten, nahmen ſie wegen der Ausſicht auf Avancement das Anerbieten mit Freuden an; aber ſie verhehlten ihre Beſorgniſſe nicht, daß ſie nicht im Stande ſein würden, das erforderliche Examen zu beſtehen. Der Oberſt beruhigte ſie jedoch und ſagte, er werde ſie ſelbſt prüfen. Dies geſchah auf folgende Weiſe. Oberſt: „Was iſt Geographie?“ Antwort: „Das weiß ich nicht, ich habe nie davon gehört.“ Oberſt: „Unſinn, du mußt es wiſſen! Auf welchem Ufer welchen großen Fluſſes liegt die Stadt E. (die Stadt, in der ſie ſich befanden)?“ Antwort: „Auf dem rechten Ufer des Fluſſes D.“ Oberſt: „Na, ich wußte doch, daß du in der Geographie feſt wäreſt, das genügt.“ Ein ander Mal war der Gegenſtand der Prüfung die Mathematik. Oberſt: „Was iſt Mathematik?“ Antwort: „Habe ich in meinem Leben nicht geſehen.“ Oberſt: „Addire zwei und zwei.“ Antwort: „Macht vier.“ Oberſt: „So, das genügt, du haſt den Examen beſtanden.“ Natürlich war ich bei dieſen Prüfungen nicht gegenwärtig, aber mein Bericht darüber ſtammt aus der zuverläſſigſten Quelle.

Die Offiziere der Miliz ſind meiſtens penſionirte Offiziere der ſtehenden Armee; aber wenn in einem Gouvernement dieſe Claſſe nicht zahlreich genug vorhanden iſt, ſo wählt der Adel die Fehlenden aus ſeiner Mitte. Im Allgemeinen herrſcht große Abneigung gegen den Milizdienſt, wie gegen den Kriegsdienſt überhaupt, denn die Mehrheit des ruſſiſchen Volkes iſt trotz ſeiner vielgerühmten Tapferkeit nichts weniger als kriegsluſtig.

Der Mangel an guten Aerzten wird gegenwärtig in der Armee ſehr ſtark gefühlt. Von allen Univerſitäten werden bloße Studenten zum Eintritt genöthigt, ehe ſie ihren mediciniſchen Curſus vollendet haben, der eigentlich fünf Jahre dauert, jetzt aber auf $3^1/_2$ abgekürzt iſt. Neuerdings ſind viele Aerzte aus Amerika und Preußen eingetroffen, die ſofort nach dem Kriegsſchauplatze abgeſchickt werden. In Simpheropol hatten faſt alle engliſchen Verwundeten amerikaniſche Aerzte.

Wie ſchwer es in Rußland hält, Armeen zu transportiren, läßt ſich ſchon an der Reiſe ſehen, welche die barmherzigen Schweſtern voriges Jahr von Petersburg nach der Krim machten. Sie verließen die Hauptſtadt gegen Mitte November und reiſten ohne beſondere Beſchwerden, ſolange die Chauſſee dauerte; aber von Kurſk, wo die Chauſſee aufhört, bis Charkow hatten ſie ſchon viel auszuſtehen, da ſie in großen ſchweren Diligencen, gleich den franzöſiſchen, fuhren. Aber die ganzen Freuden einer ruſſiſchen Herbſtreiſe fingen hinter letzterer Stadt an. Die Schweſtern verließen Charkow mit 15 Pferden vor jedem Wagen und erreichten glücklich die erſte in einem Thale gelegene Station ungefähr 14 Werſt von der Stadt; aber als ſie den Berg hinaufzufahren verſuchten, blieben die Räder im Schlamm ſtecken und die 15 Pferde

Digitized by Google

konnten den Wagen nicht von der Stelle bringen; nach und nach wurden 30 vorgespannt, aber auch diese vergeudeten ihre Kraft vergebens. Endlich legte man Ochsen vor und diese setzten den Wagen in Bewegung und auf diese Weise verfolgten sie ihre Reise nach der Krim, um dort die Sterbenden und Verwundeten zu pflegen, im langsamen Gehschritt, weniger als eine Stunde Weges in jeder Stunde Zeit! Und dies war ein Fall dringendster Eile. Wäre es unter solchen Verhältnissen nicht besser und klüger von Rußland, wenn es, anstatt seine Kräfte in Eroberungskriegen zu vergeuden, sie zu materiellen Verbesserungen im Innern des Landes benutzte?

So sehen wir, wie der Krieg langsam aber sicher die nothwendigsten Lebenssäfte des russischen Reiches aussaugt, den Wohlstand des Landes vernichtet, die Bevölkerung decimirt und einen Zustand stiller Abzehrung vorbereitet, der ihm den Frieden nothwendig macht. Auch hier wird wieder die Zukunft die Wahrheit des Erfahrungssatzes zeigen, daß Rußland keinen langen Krieg führen kann.

Vom modernen Festungsbau und Belagerungskrieg.

4.

Ich komme schließlich zur Besprechung der Operationen des eigentlichen Belagerungskrieges oder zum gedeckten, förmlichen Angriff. Früher wurde bereits erörtert, wie demselben die Einschließung des Platzes oder mindestens doch die Besetzung der Hauptverbindungslinien, mittelst welcher derselbe nach außen hin verkehrt, vorangehen müsse; denn allein diese Maßregel vermag, wie gesagt, den Belagerer in die vortheilhafte Lage zu versetzen, Kräfte und Mittel zu bekämpfen, die sich nicht nur nicht zu vermehren im Stande sind, sondern im Gegentheil mit jedem Tage an Umfang wie an Fähigkeit zum Widerstande nothwendig abnehmen werden.

Die erste Maßregel, welche der gegen eine Festung zu führende förmliche Angriff erheischt, ist mithin die Absendung eines ihrem Umfange, der Stärke ihrer Besatzung und den Terrainverhältnissen entsprechenden Einschließungscorps. Die Größe desselben ist von Theoretikern in verschiedener Weise, theils auf Grundlage der Abmessungen des Platzes, theils im Verhältniß zu dessen Garnison berechnet worden. Von solchen Gesichtspunkten ausgehend ist man zu dem Resultat gekommen, daß dem Belagerungsheer die vier- bis sechsfache Stärke des einzuschließenden Feindes gegeben werden müsse, wogegen wir in der Praxis den Angreifer im Festungskriege selten mehr wie doppelt der Vertheidigung überlegen finden. In Hinsicht auf das Massenverhältniß versteht

Digitized by Google

es sich von selbst, daß für dasselbe die Zusammensetzung der Besatzung, auch die Beschaffenheit der Festungswerke, und im Besondern das inneliegende Terrain entscheidend sind. Ein Platz in der freien offenen Ebene wird verhältnißmäßig viel Cavalerie zu seiner Einschließung erheischen. Desgleichen im Allgemeinen jede größere Festung. Am wenigsten verlangen kleine Plätze und die im durchschnittenen und bergigen Terrain gelegen sind.

Es gibt einen Umstand, der im Belagerungskrieg von der höchsten Bedeutung ist und auf den ich hier gleich anfangs zu sprechen komme, weil er die ersten Arrangements des Angreifers tangirt. Die Festung kann als ein kleiner, in sich selbst basirter Kriegs- oder Vertheidigungsraum angesehen werden. Ihre Besatzung verhält sich zum Gesammtkriegstheater durchaus anders, wie eine operirende Armee, nicht nur weil sie nicht, wie jene, mobil, sondern local gebunden ist, sondern auch weil sie alles was sie bedarf, und zwar nicht allein um zu existiren, sondern zugleich und hauptsächlich um zu widerstehen, aus ihrer unmittelbaren Nähe, oder richtiger zu sagen aus ihrem Defensivkreis entnehmen kann. Es wird dadurch eine Schnelligkeit, ja Verzuglosigkeit jedweden Ersatzes, sei es an Munition, an Armatur oder an Lebensmitteln erreicht, die für die Energie und ununterbrochene Aufeinanderfolge der Vertheidigungsoperationen von der höchsten Wichtigkeit ist, und nur dadurch ermöglicht wird, daß sich im Platz Magazine aller Art an Lebensmitteln, wie an Kriegsbedarf, vornehmlich auch große Werkstätten, also Etablissements für die Erzeugung des Bedarfs und für Reparaturen befinden.

Gleich anfangs muß die Sorge des Angreifers darauf hingewendet sein, dem Belagerungsheere mindestens annähernd dieselben Vortheile zu sichern. Es handelt sich für ihn mithin schon zur Zeit, wenn die ersten Einschließungstruppen vor der Festung anlangen, um die Anlage von Proviantmagazinen, um die Sammlung oder Beschaffung von Belagerungsmaterialien, um Requirirung von Pferden, Zugochsen und Saumthieren, um Ausmittelung der Punkte, auf welchen demnächst die größeren militärischen Etablissements, vor allen anderen der große Artilleriepark, desgleichen der kleine Park, die Pulverdepots, das Laboratorium, die Feldlazarethe u. s. w. eingerichtet werden sollen. Es ist Regel, diese Anlagen außerhalb der weiteren Schußdistance zu etabliren. Früher erachtete man eine Entfernung von 4000 Schritt für ausreichend; heute, wo Pairhans bis über 5000 Schritt weit treiben, wird man auf mindestens 6000 Schritt von der Festung abbleiben müssen. Da zur Zeit, wo mit der Anlage dieser Etablissements begonnen wird, die Belagerungsarmee meistens erst zum Theil vor dem Platze angekommen zu sein pflegt, und die Besatzung desselben sich durch diesen Umstand aufgefordert fühlen dürfte, einen Angriff auf die in der Formation und Organisation begriffenen Parks, Depots und Magazine zu machen, so ist es Regel, dieselben durch flüchtige Verschan-

Digitized by Google

zungen, welche gegen die Festung hin Fronte machen und die mit einem Theil der zur Stelle befindlichen Feldartillerie armirt werden, zu decken.

Sämmtliche hiermit berührten Arbeiten und Maßnahmen werden unter dem Namen der einleitenden Basirungsoperationen des Einschließungscorps umfaßt. Ihr Zweck ist, dem Angreifer in Hinsicht auf den Ersatz seiner Bedürfnisse und Hilfsmittel dieselbe Unabhängigkeit zu verschaffen, deren sich, wie eben erwähnt, die Besatzung der Festung erfreut.

Was die Belagerung von Sebastopol angeht, so vermissen wir in der ersten Periode *größere* in diese Kategorie fallende Vorbereitungen beinahe ganz. Es steht sehr armselig um den Artilleriepark der Verbündeten, um ihre Proviantmagazine, um die Vorräthe an Munition, es fehlt entschieden an tauglichen Arbeitsgeräthschaften, an Sappen- und Batteriekörben, wie an Faschinen. Die Folge ist, daß, nachdem das Feuer am 17. October eröffnet worden, es bereits am anderen Tage eingestellt werden mußte. Noch in keinem Festungskampfe sind die Vortheile, deren die Vertheidigung vermöge ihrer bereiten Hilfsmittel theilhaftig ist, in so glänzender, umfassender und entscheidender Weise zur Geltung gebracht worden, wie in diesem. Es ist vornehmlich dieses Verhältniß: auf der einen Seite der in Ueberfülle mit allem Nothwendigen, und mit mehr als das, versehene Platz; und auf der anderen der in leichtsinnigster, unüberlegtester und eilfertigster Weise zu Werke schreitende schnell an allem Mangel leidende Angreifer — es ist dieser Gegensatz, dünkt mich, welcher dem Belagerungskriege vor Sebastopol seinen Charakter aufdrückt.

Während die Verpflegungsbeamten die Magazine zu füllen bemüht sind, und der Artillerist im großen und kleinen Artilleriepark seine ersten Arrangements trifft, die Laboratorienarbeiten einleitet, und die Heranschaffung des sich immer schwer und langsam auf den Heerstraßen bewegenden Belagerungsgeschützes durch Relaisaufstellung zu erleichtern und zu beschleunigen sucht, beschäftigt den *Ingenieur* nichts mehr, als das Studium der anzugreifenden Festung selbst, die Auskundschaftung ihrer Hilfsmittel und vor allem die Ergründung ihrer Schwächen. Wiewol bei Anlage einer jeden Befestigung, aus Gründen, die an sich klar sind, nach einer gleichmäßigen Vertheilung der Widerstandsmittel über die verschiedenen Fronten getrachtet wird, oder, mit andern Worten, das fortificatorische Gleichgewicht für jeden Ingenieur sich als Problem hinstellt, so ist es doch ebenso wahr, daß es kaum eine Festung gibt, die auf allen Seiten dieselbe Vertheidigungsfähigkeit besitzt. Der Angreifer würde keinen größeren Mißgriff machen können, als wenn er für seine Offensivoperationen die stärkste Fronte aussuchte; umgekehrt kann er nicht glücklicher greifen, als wenn er zu diesem Zwecke die wirklich schwächste herausfindet. Unter gewissen Umständen mag letzteres leicht sein. Gemeiniglich

Digitized by Google

ist es schwer, und erheischt die ganze Ueberlegung und namentlich umfassende Vorstudien des mit der Wahl betrauten Ingenieurs. Die Rücksichten, welche derselbe zu nehmen hat, sind doppelte, und zwar hauptsächlich in Bezug darauf, daß der Angriff nicht allein auf die Offensive Bedacht zu nehmen hat, sondern auch gewisse Momente ins Auge fassen muß, in welchen er sich, etwa einem Ausfalle oder irgendeinem Rückschlage der Festung gegenüber, in defensiver Situation befindet. Außerdem theilen Festung und Vorterrain die Aufmerksamkeit. In Hinsicht auf die Festung ist es entscheidend, ob die anzugreifende Fronte umfaßt werden kann, also eine vorspringende Lage hat, ob sie von ihren Nebenfronten eine möglichst geringe Unterstützung erhält, die Hauptlinien ihrer Werke bequem der Länge nach bestrichen werden können, und keine vorgelegenen Schanzen oder detaschirte Forts, weder direct, noch durch Feuer von der Flanke her den Zugang behindern. Das Vorterrain dagegen ist den Angriffsoperationen günstig, wenn es verhältnißmäßig nahe zur Festung hin eine gedeckte Annäherung gestattet, die gesicherte Zufuhr der Belagerungsbedürfnisse erleichtert, ein Nahelegen der Parks und Depots ermöglicht, zugleich durch seine Bodenbeschaffenheit die Erdarbeiten erleichtert.

Untersucht man, inwiefern diese Grundsätze von den Verbündeten vor Sebastopol beobachtet worden sind, so kann man zunächst nicht unbemerkt lassen, daß dieselben im Grunde genommen gar keine bestimmte Wahl getroffen haben. An und für sich kann es schwerlich gebilligt werden, daß man, an Statt das Fort Severnaja (im Norden) anzugreifen, welches als Schlüssel des Platzes betrachtet werden muß, sich gegen die Stadtbefestigung wendete; glaubt man aber, daß Oertlichkeit und Stärkenverhältnisse zu diesem Entschlusse zwangen, so war es mindestens entschieden falsch, die Mittel des Angriffs auf einen Raum, der von dem Quarantänefort bis zur Kielbucht reicht, zu zerstreuen und damit ihre Wirkung zu schwächen. Dies hieß den Vortheil aus der Hand geben, den der Belagerer vor dem Vertheidiger dadurch voraus hat, daß er seine Kraftanstrengungen vor einer oder zwei Fronten concentriren kann, um hier durchzubrechen und damit die Entscheidung zu geben, während der Belagerte mehr oder weniger in dem Fall ist, seine Widerstandskräfte und Mittel über alle Fronten zu vertheilen. Was endlich die Verlegung des Hauptaccents auf den Angriff gegen die Fronten des Malakowthurms (Fronte I. und II, rechts und links von demselben) angeht, so will mir scheinen, als ob man eben damit den oben erwähnten, größtmöglichen Mißgriff gethan hätte, indem grade hier das Vorterrain felsig ist, grade hier detaschirte Werke (Kamtschatka, Seleghinsk und Volhynien) vorliegen und die nebeneinander gelegenen Linien sich die kräftigste Unterstützung (ich erinnere an das Flankenfeuer des Redan) gewähren.

Bei Führung eines jeden förmlichen Angriffs ist es Endzweck, sich einer

Digitized by Google

Position, sei es innerhalb der Peripherie des Vertheidigungskreises, oder näher an dessen Centrum heran, zu bemächtigen, durch deren Wegnahme die Defensive gelähmt und genöthigt wird, nicht allein, wie dies in der Feldschlacht nach der erlittenen Niederlage geschieht, das Feld zu räumen, sondern ihre Kräfte und Hilfsmittel dem Angreifer auszuliefern. Es ist diese letztliche Gefangengebung eine Consequenz der vorausgegangenen Einschließung, und wenn moderne Festungen, welche im weiten Umfange von detaschirten Forts umzogen sind, sich gegen jene dadurch gesichert finden, so werden sie dem förmlichen Angriff gegenüber aus dem für sie bestehenden günstigen Verhältniß selbst im unglücklichsten Fall, dem des Durchbruchs ihrer Enceinte, mindestens den Vortheil ziehen können, daß ihre Besatzung nicht kriegsgefangen zu werden braucht, sondern, als eine nicht eingeschlossene, Auswege zum schließlichen Abzug sich offen erhält.

Als solche entscheidende Position, durch deren Besitznahme der Fall des Platzes unfehlbar herbeigeführt wurde, galt noch in den großen napoleonischen Kriegen jedweder Theil der Hauptenceinte der Festung, bei kleineren Plätzen ein einfaches Logement*) hinter der Bresche, sofern nur die Möglichkeit vorlag, von hier aus die übrigen Fronten in den Rücken zu nehmen. Die Belagerungsoperationen, welche mit der Bastirung vor der Festung begannen, schlossen daher gemeiniglich mit der Herstellung der ersten Bresche im Hauptwall. Modernen Plätzen gegenüber ist die Sachlage insofern eine andere, als hier gemeiniglich eine innere Vertheidigung, mindestens eine Abschnittsdefensive, vorbereitet ist; außerdem aber die neueren Festungen auch bei Herstellung ihrer Hauptenceinte dem Princip der Theilselbstständigkeit Rechnung getragen zu haben pflegen, dergestalt, daß mit dem Durchbruch durch eine Fronte eben nur diese allein geschlagen ist, alle anderen aber, weil im Rücken defensibel, zu weiterem Widerstande befähigt sind. Der Angriff mußte jedem modernen Platze gegenüber am letztlichen Erfolge verzweifeln, wenn eben diese Theilselbstständigkeit einen so energischen Widerstand nach geschehenem Durchbruch einer Fronte ermöglichte, als vorher. Erfahrungen sind darüber bis jetzt noch nicht gemacht worden, aber die meisten Verhältnisse, von denen wir wissen, daß sie dabei in Frage kommen werden, sprechen gegen solche Möglichkeit.

Es ist der Unterschied zwischen dem förmlichen Angriff und dem gewaltsamen oder dem Sturm, daß letzterer ohne weitere Vorbereitungen seine Massen auf die einzunehmende Position hin dirigirt und den Wall durch Leitern ersteigen läßt, ersterer dagegen vor allem das feindliche Geschützfeuer durch Vernichtung der feindlichen Artillerie und durch Zerstörung ihrer Scharten zum Schweigen zu bringen bemüht und gleichzeitig bestrebt ist, gedeckte An-

*) Logement d. h. Verbauung, Abschnitt.

Digitized by Google

näherungswege herzustellen, vermöge welcher zunächst schwere Kanonen auf die Krete des Glacis geschafft werden können, um die Escarpemauer dergestalt zu zertrümmern, daß dieselbe in der Frontbreite von mindestens einem Zuge (fünfundzwanzig Schritt) in den Graben herniederstürzt, und dadurch eine Rampe formirt, auf welcher die inmittelst der gedeckten Annäherungswege herangeführten Sturmcolonnen den Hauptwall hinanzustürmen vermögen. Die erwähnte Rampe nennt man die Bresche.

Die klerikale Partei in Belgien und das Ministerium.

Brüssel, im Juli.

Die klerikalen Blätter melden mit Emphase, daß die Herren Minister die parlamentarischen Ferien zum Besten des Landes benutzen, bis über die Ohren in Arbeiten vergraben sind, indem sie verschiedene wichtige Gesetzprojecte vorbereiten, welche im Verlauf der nächsten Session den Kammern vorgelegt werden sollen. Zu wünschen ist, daß dem also wäre; denn wirklich gibt es Maßregeln von großem Interesse für das Land, die noch durchzuführen sind und die seit lange ungeduldig erwartet werden, z. B. die Zollreform. Aber Fragen dieser Art sind es nicht, welche das gegenwärtige Cabinet am meisten zu beschäftigen scheinen. In erster Linie stehen die Modificationen des Wahlgesetzes, die der klerikalen Partei schon lange am Herzen liegen. Die Gerechtigkeit verlange sie seit langer Zeit, behaupten die scheinheiligen Organe, und das Interesse des Landes und unsrer Institutionen erheische es, daß man die Wahrheit der repräsentativen Regierung wiederherstelle, die jetzt durch die Ungleichheit, welche zwischen den städtischen und ländlichen Wählern vorhanden, verfälscht sei. Nach der jetzigen Eintheilung der Wahlkreise müssen viele der ländlichen Wähler sich in die Städte verfügen, wo sie gewöhnlich von den städtischen Wählern überstimmt werden; und grade die Städte sind es, welche die liberalen Deputirten in die Kammer senden. Diesem unleidlichen Zustande soll abgeholfen werden und die Hauptveränderungen würden sein, daß kein Wahlbezirk mehr wie drei Repräsentanten und zwei Senatoren wählen dürfe und daß die Wähler sich am Hauptorte des Cantons, wo sie ihren wirklichen Wohnsitz haben, versammeln. Das ist in seiner ganzen Einfachheit der kleine Reformplan, welchen die theokratische Partei in der nächsten Kammersession zur Geltung zu bringen gedenkt. Sie würde gern noch weiter gehen und sich für ein System erklären, wonach ebensoviele Wahlcollegien gebildet würden, als Deputirte zu wählen sind; aber die Herren legen Zeugniß von ihrer Mäßigung

Digitized by Google

ab und wollen sich damit begnügen, den großen Städten einen Theil ihrer Vertretung zu rauben, um das ländliche Element im Schoße des Parlaments zu befestigen, d. h. ihm die Oberhand zu verschaffen. Brüssel würde danach in vier, Gent in drei, Antwerpen, Lüttich, Tournay, Mons, Nivelles und Löwen in zwei Wahlbezirke getheilt werden. Die Idee der Abstimmung am Hauptorte des Cantons ist keine neue Prätention. Sie wurde schon oft von den Widersachern des Liberalismus erhoben. Ja, man ging sogar noch weiter und verlangte die Abstimmung im Gemeindehause, also beinahe in der Wohnung, mit dem Vorbehalt, die Wahlzettel nach dem Hauptorte des Cantons zu übermachen. Einem solchen Regime, welches nothwendig zu den skandalösesten Mißbräuchen führen und aus der Mehrzahl der Wahlbezirke faule, sehr faule Wahlflecken machen würde, hat sich der gesunde öffentliche Sinn bis jetzt energisch widersetzt. Aber trotz dieses allgemeinen Widerwillens gegen die Durchführung ihrer Absichten hielt sich die klerikale Partei nicht für besiegt. Mit der sie charakterisirenden Zähigkeit zählte sie auf unvorhergesehene Zufälle, welchen die Gesellschaft, wie die Individuen ausgesetzt ist; und sie hat demzufolge manövrirt. Gegenwärtig hält sie den Moment für günstig, und entschlossener, wie jemals, setzt sie an die Verwirklichung ihrer Projecte um so größern Eifer, als sie auf den Erfolg zählt. Die Chefs der jetzigen Verwaltung sind ihr ergeben, sie glaubt auf eine parlamentarische Majorität zählen zu können und wird nicht zaudern, sich zum Meister des Terrains machen zu wollen. Sie gibt sich nicht einmal mehr die Mühe, zu heucheln und hält es für unnöthig, länger ihr letztes Ziel zu verbergen, das kein anderes ist, als die ultramontane Prädominanz in Belgien. Werden der liberalen Partei jetzt die Augen gänzlich aufgehen, und wird sie die Nothwendigkeit begreifen, ihre Kräfte zu vereinigen, um eine so große Gefahr zu beschwören? Den Städten besonders liegt die Pflicht des Widerstandes ob, sie müssen die Schutzwachen unsrer Institutionen und unsrer Freiheiten sein; ihre eignen Interessen befehlen es ihnen. Sie dürften sonst sehen, daß sie es sind, welche von den ultramontanen Reformatoren zuerst geopfert werden.

Eine andre Frage, welche das Ministerium beschäftigt, ist von nicht minderer Wichtigkeit wie die beabsichtigten Veränderungen des Wahlgesetzes und die klerikale Partei erinnert in ihren Organen das Ministerium daran, daß es Pflichten gegen sie zu erfüllen habe und daß eine seiner ersten Pflichten die Präsentation eines Gesetzes sei, welches das Recht der todten Hand wiederherstelle, d. h. es gesetzlich erlaube, immerwährende, fortdauernde Stiftungen zu machen, die nicht der Bestätigung der Regierung bedürfen. „Wir verlangen Freiheit für den Unterricht, für die Mildthätigkeit, für die Kirche" — so drückt sich die Patrie, das Organ des Bischofs von Brügge aus — „und damit diese Freiheit wirklich vorhanden, muß sie die Gründung von

fortdauernden Werken, d. h. von Stiftungen, erlauben." Mit andern Worten heißt das: Wir verlangen, daß es gesetzlich erlaubt sei, der Kirche und besonders den Klöstern Legate und Schenkungen zu machen, auf Kosten der natürlichen Erben; damit der Klerus wieder reich und allmächtig werden und, in der Hoffart und Ueppigkeit von keiner Controle beschränkt, leben und gedeihen kann. Unter dem vorigen Ministerium hatte der Justizminister, Herr Faider, der Kammer zwei Gesetzvorschläge über die öffentliche Wohlthätigkeit und über Legate und Schenkungen vorgelegt, worin den frommen Herren die nach den Schätzen dieser sündigen Welt lüsternen Hände gebunden werden. Obwol mehrfach zur Verhandlung gekommen, sind diese Vorschläge nicht erledigt worden und sie zuerst vor allem soll das jetzige Ministerium zurückziehen. Die ernsten Geister, welche den Gang der Theokratie in Europa mit Aufmerksamkeit verfolgen, werden manches aus den Kämpfen lernen können, die bei Gelegenheit der Gesetzvorlagen über die Güter der todten Hand neuerdings in Piemont und Spanien entbrannt sind. In beiden Ländern haben die Bevölkerungen die religiösen Corporationen reichlich dotirt gesehen, immense Einkünfte genießend; sie haben gesehen, wie diese Reichthümer für den Luxus der Klöster, für das Raffinement des materiellen Lebens vergeudet wurden. In Spanien steht das Elend des Volks im schreiendsten Gegensatz zu dem Reichthum der Klöster; in Piemont trieben der höhere Klerus und die Congregationen, unrechtmäßige Besitzer von unermeßlichen Landstrecken, den Egoismus und die Habgier soweit, daß sie den niedern Klerus in einem Zustande, der an Armuth grenzte, vegetiren ließen. In Belgien existirt die todte Hand nur in wenig ausgedehntem Maße, im verhüllenden Schatten des Trugs und im Namen der Mildthätigkeit reclamiren jetzt die Congregationen den Vortheil davon. Auf dem classischen Boden der todten Hand, in Spanien und in Piemont, wird das Wort Mildthätigkeit zur Vertheidigung der kirchlichen Güter nicht einmal ausgesprochen. Prälaten und Mönche rufen die Rechte der Kirche, die Decrete des Papstes an; das Argument von der Mildthätigkeit lassen sie bei Seite; sie wissen, daß sich aus dem Schoße der Nation die Beschuldigung der Lüge erheben würde, ließen sie es sich beikommen, gegen das erlassene Gesetz im Namen und im Interesse der Armen zu protestiren. In Belgien dagegen ist es ausschließlich dieses Interesse, in dessen Namen die religiösen Congregationen das Recht bürgerlicher Personen verlangen. Nicht für sich, rufen die Partisane der todten Hand aus, wollen die Congregationen erwerben und erben, ausgedehnte Besitzungen ankaufen, Schenkungen und Legate empfangen: nur für die Armen! Hier hütet man sich, die Rechte der Kirche, die Decrete des Papstes vorzuschieben: die Mildthätigkeit, allein die Mildthätigkeit ist das Argument, womit man die Wiederherstellung der todten Hand erlangen will. Des Versuchs einer neuen Erfahrung bedarf

Digitized by Google

es nicht. Das Beispiel von Piemont und von Spanien sagt uns eindringlich genug, welcher Sorte von Mildthätigkeit sich die Mönche ergeben, wenn sie über Reichthümer verfügen.

Als der belgische Nationalcongreß 1830 die Grundzüge der neuen politischen und socialen Organisation des Landes verhandelte, war eine vollständige Gesetzgebung über die religiösen Associationen vorhanden. Das einfache Recht der Association war sehr beschränkt; nur den barmherzigen Schwestern, welche den Dienst in den Civilwohlthätigkeitsanstalten versahen, war es durch das Decret von 1809 erlaubt, zu erwerben und zu erben. Drei Meinungen machten sich im constituirenden Congresse geltend. Eine gewisse Anzahl von Deputirten verlangte die Erhaltung der Gesetzgebung, welche das Associationsrecht beschränkte. Die katholische Partei begehrte zugleich die ausgedehnteste Associationsfreiheit und die Fähigkeit, unter dem Titel von Civilpersonen zu erwerben. Die Deputirten der dritten Kategeorie waren der Ansicht, es gebühre sich, die Associationsfreiheit zu proclamiren, aber weiter nichts. Diese letztere Meinung drang durch: die Freiheit der Association wurde decretirt und zu gleicher Zeit verwarf der Congreß alle Propositionen der katholischen Partei, die dahin zielten, den Congregationen als Gesammtheit das Recht bürgerlicher Personen zu gewähren. Nach diesem System, klar von den Rednern der Majorität des Congresses entwickelt, können alle Bürger sich beliebig associiren, unter welcher Firma sie wollen, als Kapuziner, Jesuiten, Barfüßler, Trappisten ꝛc. sie können persönlich Güter besitzen, wie jeder andre Bürger; aber bei dem Tode eines jeden von ihnen müssen die Güter das allgemeine Loos des Eigenthums erleiden, der allgemeinen Bewegung der Vererbung folgen. Die klerikalen oder gemischten Verwaltungen, die sich bis 1847 folgten, verfälschten den Geist der vorher existirenden Gesetze über die Materie, welche der Nationalcongreß hatte bestehen lassen. Die todte Hand wurde auf dem Verwaltungswege und ungesetzlich zum Vortheil einiger Congregationen und Bisthümer retablirt. Als das liberale Ministerium Rogier zur Macht gelangte, kam es auf die Traditionen des Congresses zurück und setzte die Gesetze, welche seine Vorgänger verletzt hatten, wieder in Kraft. Von da an datirt das famöse Argument von der Mildthätigkeit. Die Wiederherstellung der todten Hand im Namen der bedauerlichen Vergangenheit der Congregationen verlangen, das wäre zu ungeschickt gewesen, das wäre eine zu verwegene Herausforderuug dem gesunden Sinne des belgischen Volks gemacht, gewesen. Die glänzende Niederlage, welche der der Kammer gemachte Vorschlag, der katholischen Universität zu Löwen die bürgerliche Personification beizumessen, erfahren, hatte die Klerikalen belehrt, daß sie einen neuen Vorwand erfinden müßten. Und sie erfanden die Mildthätigkeit. Das Wort machte Glück. Keine dem Müßiggange mehr offene Klöster! die Klöster werden sich in Hospitäler, in Hospizen, in

Zufluchtsstätten, in Asyle der Armen verwandeln; den Klöstern geben, hieße der Armuth geben. Der frühere mehrmalige klerikale Minister Herr Baron d'Anethan hat über diese neue Mode von Mildthätigkeit mehre Broschüren, der Bischof von Brügge sogar ein dickes Buch geschrieben. Die Mildthätigkeit, immer die Mildthätigkeit, nichts als die Mildthätigkeit, das ist die schlaue Maske, womit man die todte Hand verhüllt.

Diese beiden schwerwiegenden Fragen: die Veränderung des Wahlgesetzes und die Wiederherstellung des Rechts der todten Hand, sind es, welche der nächsten Kammersession ihre Bedeutsamkeit geben, das Land in Aufregung bringen und die grollenden Parteien in den hitzigsten Kampf führen werden. Noch soll der Führer des Cabinets, Herr Devecker, zaudern; sein Programm von der Conciliation und der Moderation würde zu Schanden gemacht; er fürchtet die gewagten Schritte, die Möglichkeit von gefährlichen Folgen, aber die katholische Partei drängt, sie hält den Moment für günstig, um die Macht für lange Zeit zu erobern, und sie droht: Vorwärts! oder wir geben dich auf; werfe über Bord! oder du wirst darüber geworfen. Daß ein Sturm dann die unsaubere Tenne plötzlich wieder rein fegen könnte, daß das Land der politischen Eintracht und Ruhe bedarf, um nahenden Gefahren zu begegnen, diese drohenden Bilder der Zukunft zeigen sich ihren entbrannten Blicken nicht, und unwillig wendet der Freund des Vaterlandes sich ab von solchen Blendlingen, die das alte Wort bewahrheiten: Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen!

Ein englischer Diplomat.

„Den rechten Mann für die rechte Stelle!" heißt die Losung, welche gegenwärtig durch die englische Presse geht, und diese anspornt zu untersuchen, ob man bei der Besetzung wichtiger Staatsposten überall nach der Befähigung und nicht nach dem Range gefragt hat. In andern Ländern, wo eine freche Presse nicht das Heiligthum der Bureaukratie antasten darf, wo die Furcht vor der Amtsehrebeleidigung den guten und schlechten Beamten gleichmäßig vor Kritik schützt, gibt es nur Staatsdiener, die ihren Platz vollkommen ausfüllen, in England dagegen hat man manche zu leicht befunden. Namentlich hat man diese Erfahrung im diplomatischen Dienste gemacht, denn seit den großen Congressen im ersten Viertel dieses Jahrhunderts hat man sich auch in England nach dem Beispiel der Continentalstaaten gewöhnt, lieber Magnaten mit langen und vornehm klingenden Titeln, als wie früher die einfachen Misters und Sir James oder Pauls von bescheidener Stellung, aber großem Diensteifer,

Digitized by Google

zu diplomatiſchen Poſten zu verwenden. Deſto lauter und herber iſt jetzt die Kritik, und es entgeht ihr keiner, von dem leidlichen Muſiker, aber mittelmäßigem Staatsmann an einem großen deutſchen Hofe bis zu dem diplomatiſchen Alleinherrſcher am Ufer des Bosporus. Der Eifer dieſes letztern, ſeinem Vaterlande zu dienen, kann ebenſowenig in Frage gezogen werden, wie ſeine eminenten Fähigkeiten; wie ſehr aber anderweitige Charaktereigenſchaften ihm im Wege ſtehen, ſich einen gedeihlichen Wirkungskreis zu ſchaffen, zeigt folgende Skizze eines anonymen, früher in diplomatiſchen Dienſten im Orient verwendet geweſenen Engländers (Layard? bekanntlich früher Attaché in Konſtantinopel), die allerdings etwas ins Schwarze gemalt iſt, aber nach Wegtilgung einiger überflüſſiger Schatten ein ziemlich richtiges Charakterbild gibt. Der „roving Engliſhman" führt ihn unter den Namen Sir Hector Stubble, Geſandter am Hofe des Negerkönigreichs Dahomey ein, doch iſt der dünne Schleier der Pſeudonymität leicht zu durchſchauen.

Alle lebenden Weſen, die unter ſeinem Einfluſſe ſtanden, hat Sir Hector an einander gehetzt — er hatte dafür ein wahres Talent. Man konnte nicht mit einem engliſchen Unterthan, den man zufällig traf, über die Straße gehen, ohne daß dieſer engliſche Unterthan ſofort über jeden andern engliſchen Unterthan in der Stadt — und es hielten ſich daſelbſt viele auf — zu ſchimpfen anfing. Ueberhaupt herrſchte unter dieſen Unterthanen die allerſchönſte Zwietracht; Klatſchen und Ehrabſchneiden, Zerrereien und Zänkereien hörten den ganzen Tag nicht auf. Selbſt die Hunde und Katzen im Orte lernten ſich einander mißtrauiſch anſehen. Ich habe mir nie erklären können, wie es ſo ein durch und durch reſpectabler Mann hat anfangen können, ſich ſo gründlich unangenehm zu machen. Er war ein Mann von einer ganz anſtändigen Durchſchnittsfähigkeit — rechtſchaffen, unermüdlich, fleißig und patriotiſch, wo man ihm nicht widerſprach — und immer und allerwärts ein Gentleman; aber ein härterer, ſchrofferer, ungerechterer, unliebenswürdigerer Mann hat noch nie in dem eisſtarrenden Kreiſe ſeines eigenen Stolzes und ſeiner Grämlichkeit geſtanden. Er war der ſtolzeſte und hochmüthigſte Menſch, der mir jemals vorgekommen iſt. Er trat anderer Menſchen Gefühle ſo vorſätzlich und rückſichtslos mit Füßen, als wären ſie bloße hölzerne Puppen, beſtimmt, ihm zu dienen. Er war kein Mann von großer Seele, denn er hatte Favoriten und quälte ſich immer mit Eiferſüchteleien und kleinlichen Feindſchaften; ſelbſt ſeine Leidenſchaften waren dürftig, und ſein Geiſt keineswegs gewaltig genug, um ſie vergeſſen zu machen.

Er war faſt ſein ganzes Leben hindurch in Dahomey geweſen, und Dahomey iſt eine ſehr ſchlechte Erziehungsſchule für einen engliſchen Gentleman. Er war von Jugend auf im Beſitz von zu viel Gewalt über andere geweſen und zuletzt konnte er zu niemand mehr anders ſprechen, als im verletzenden Tone des herben Befehls; und niemals konnte er unterlaſſen, ſeinen höhern

Rang gegen alle, die mit ihm in Berührung kamen, auf eine Weise geltend zu machen, die selbst den Niedrigsten demüthigen mußte. Mit dem besten Willen von der Welt war es unmöglich, ihn lieb zu gewinnen; je länger man ihn kannte, je mehr man es versuchte, desto hoffnungsloser wurde das Bemühen. Leute, die ihn seit Jahren kannten, empfing er mit kaltem Blicke, als wären sie Fremdlinge, und er sah sie verschmachten und sterben, ohne nur einmal an sie zu denken. Er schien die Menschen lediglich als seine Werkzeuge zu betrachten. Brauchte er eines, so nahm er es, und brauchte er es nicht mehr, so legte er es, stumpf geworden und schartig, bei Seite. Vielleicht verursachte die lange Gewohnheit des Umgangs mit Personen, die ihm auf ungehörige Weise untergeordnet waren, daß er jeden unter ihm Stehenden wie einen Sklaven behandelte, dessen beste Bemühung eines Dankes nicht werth war. Gewiß hatte die Natur nie einen Mann geschaffen, der von Haus aus so gründlich unliebenswürdig war.

Nicht etwa daß er andern positiv oder sichtbar Böses zugefügt hätte; — das kann kein Engländer, möge seine Stellung sein, wie sie wolle; aber er hat manches Herz bluten machen. Er machte Jünglinge ärmer an Hoffnungen und gab ihnen eine düstere und schwarzgallige Lebensanschauung. Wer sich vor ihm beugte, wurde sofort zu einem Kriecher und Speichellecker; er hatte wahrhaftig keine Wahl. Wer mit Sir Hector Stubble gut stehen wollte, mußte sich zu seinem Sklaven machen — zu seinem demüthigen, im Staube kriechenden Sklaven. Anders ließ er es sich nicht gefallen. Wer sich darein nicht schicken wollte, erschien ihm als ganz und gar unnütz und keines Blickes mehr werth; und von wem Sir Hector einmal so dachte, der konnte ihn mit demselben freundschaftlichen Gefühl betrachten, wie er eine Person ansehen würde, die bei der ersten besten Gelegenheit hinter einer Mauer hervor aus sicherer Ferne eine unfehlbare Kugel auf ihn abzuschießen bereit ist. Er war ein Tyrann, der Repräsentant eines schlechten Systems; konnte sicher und straflos tyranniſiren und er that es. Er war zu wenig großmüthig, um jemanden, der ihm mißfiel, ungeschoren zu lassen; so erhob er die starke Hand der Autorität und zerschmetterte den Harmlosen ohne Erbarmen. Für niemand hatte er Herz, Gefühl, Augen, Ohren oder Gedanken, als für Sir Hector Stubble. Für ihn war die Welt gemacht und alles, was darinnen ist; andere Leute hatten nichts darin zu suchen, als insoweit sie ihm nützlich sein konnten. Danach wurde sogar ihr Rang und ihre Stellung bemessen. Sein Privatsecretär oder sein Kammerdiener, überhaupt jeder, der auf seine persönliche Stellung oder sein persönliches Behagen den mindesten Einfluß hatte, war ihm eine wichtigere Person, als der größte praktische Philosoph, der die Menschheit gebessert und höher gehoben hat.

Kein Mensch hat ihm für einen Dienst oder für ein freundliches Wort zu

Digitized by Google

danken. Siebzig lange Jahre hat er in hohen Ehren und als Staatsmann von Ruf gelebt und sich keinen einzigen persönlichen Freund erworben. Man konnte ebensowenig befreundet mit ihm sein, als der Schulknabe mit dem mürrischen Despoten, der beständig die Ruthe schwingt, und alle, die sich Sir Hector näherten, nahmen entweder sofort die Stellung von straffälligen Schulbuben ein — oder sie lachten ihn aus.

Niemand entging dem schlimmen und lähmenden Einfluß seines unheimlich grollenden Blickes. Vom König des Landes an — gegen den er ungroßmüthig bramarbasirte und den er mit einer Macht bedrohte, die niemals solchen Händen hätte anvertraut werden sollen, bis zum niedrigsten Küchenjungen des Palastes betrachteten ihn alle, die nicht über ihn zu lachen wagten, mit Haß und Furcht. Aber trotzdem war es doch vielleicht mehr ein Unglück als seine Schuld. Seine Giftigkeit war vielleicht mehr eine angelernte Gewohnheit, als eine ursprüngliche Eigenschaft. Er war im einundzwanzigsten Jahre zu einer Stelle ernannt worden, für die er noch nicht reif war, zum Gesandtschaftssecretär in Dahomey. Er hatte fast seine ganze übrige Lebenszeit unter Sklaven und Orientalen zugebracht, bis er es verlernt hatte, mit freien Männern auf gleichem Fuße umzugehen. Er war leidenschaftlich, tyrannisch, anmaßend, starr, eigenwillig, kindisch und lächerlich. Kein Wunder, daß alle Menschen von früher Jugend auf der Erziehung bedürfen, denn die Keime dieser Eigenschaften liegen in jedem Einzelnen von uns mit größerer oder geringerer Entwicklungsfähigkeit verborgen; bei ihm hatten sie nur Zeit gefunden, ungehindert und üppig zu gedeihen. Wie einige andere Leute, denen ich in der Welt begegnet bin, war er viel, viel zu vornehm, um nützlich zu sein.

Damit kommt man aber unter Engländern nicht durch; denn kein Engländer steht so hoch über den übrigen, daß er nicht viele fände, die bereit und fähig sind, ihm seine Stellung in ehrlichem Kampfe streitig zu machen. So wurde denn endlich der Hauptcharakterzug von Sir Hector eine wahnwitzige Eifersucht. Er betrachtete jeden winzigen Viceconsul mit Argwohn, der gut englisch schrieb und er wäre auf seinen eignen Bedienten eifersüchtig geworden, wenn er ihn über einer Zeitung ertappt hätte.

Mir ist es manchmal vorgekommen, als wäre er sich selbst schmerzlich bewußt, im höchsten Grade unbeliebt zu sein und daß ihn dies mißtrauisch gegen Leute machte, die ihn nicht sofort ihrer Anhänglichkeit versicherten. Selbst ein leutselig gesinnter Mann wird selten entgegenkommen, wenn er zu gleicher Zeit stolz ist. Aber das eigentlich Wahre an der Sache ist, daß man sich mit Hector Stubble nie setzen konnte. Er war von einem ganz allerliebsten Kreis von Kriechern und Speichelleckern umgeben. Sie waren seine Spione und Zuträger und erzählten ihm Lügen. Sie fielen vor ihm nieder und schwärzten alle Welt an, um ihn zu erhöhen und sangen sein Hallelujah vom Morgen

Digitized by Google

bis zum Abend. Die Stadt war so in Parteien zersplittert, daß ein Ruhesitz in einem Grafschaftsgericht zur Einziehung von Bagatellschulden so angenehm gewesen wäre, wie im schönen Dahomey.

Die Einsamkeit, zu welcher ein solches Temperament den Inhaber verurtheilt, würde diesen allein schon ganz unfähig für seine Stellung machen. Was konnte ein ältlicher Herr, der den ganzen Tag über einsam in seinem Ankleidezimmer grollte, über die wirkliche Lage eines ausgedehnten Reichs erfahren, das sich über drei Welttheile erstreckt und aus Völkerschaften zusammengesetzt ist, die Sprache, Sitten, Religion und Abstammung einander entfremden und die Gefühle und Interessen noch mehr voneinander scheiden, als geographische Grenzen? Es lag nicht in der Natur der Dinge, daß ein Mann von diesem Charakter, dem alle äußern Eindrücke durch ein verfälschendes Medium zukamen, zur rechten Zeit erfuhr, was er zu thun hatte. Goldene Gelegenheiten gingen auf diese Weise unbeachtet und ungesehen vorüber und die großen politischen Fragen blieben vernachlässigt, während der Gesandte einen Minister ausschimpfte oder einem seiner Ohnmacht sich bewußten Fürsten eine Strafrede hielt. „So ist es denn gekommen," fährt unser Gewährsmann fort, indem er es plötzlich verschmäht, den von ihm Geschilderten noch länger mit der leicht zu durchschauenden Maske der Pseudonymität zu verhüllen, „daß man Lord Stratford erlaubt hat, zum Kriege zu drängen, ohne die Türkei durch eine einzige weise oder kluge Handlung darauf vorzubereiten. Er hatte ihr nichts Besseres anzubieten, als eine neue Anleihe, fremde Truppen und sogar londoner Polizeimannschaften. Keine einzige Reform wurde vorgenommen, kein einziger Zweig der türkischen Verwaltung wirksamer eingerichtet. Ihr Rathgeber hat zugesehen, wie sie sich hilflos in einem Netze finanzieller Verlegenheiten verstrickte; selbst die Frage der heiligen Stätten ist noch nicht abgemacht. Die Rajas sind zur Empörung gereizt worden; den Abenteurern, die nach der Türkei strömten, hat man Anstellungen verweigert; Staatsbankrott und Hungersnoth sind im Anzuge und doch hat man den Plan zu einer Nationalbank in Konstantinopel sterben lassen, ehe er noch recht auf die Welt gekommen war und an Maßregeln, um die dem Landbau durch den Krieg geraubten Menschenkräfte durch Maschinen oder anderweitig zu ersetzen, hat man nicht einmal gedacht, während man die Kornausfuhr gestattet hat, bis das jetzt eingetretene Verbot eine bloße Verspottung verhungernder Millionen geworden ist. Wenn aber vor der Besetzung der Donaufürstenthümer die Türkei weltkundig so gut vorbereitet gewesen wäre, als sie gleichgiltig schien und vertheidigungslos war, so ist kaum zu bezweifeln, daß Rußland mit dem wirklichen Kriege eine passendere Gelegenheit abgewartet hätte. Bis dahin hatte es sich nur in eine diplomatische Intrigue eingelassen. Aber ein so kluger Mann wie der Zar konnte schwerlich voraussetzen, daß, nachdem wir die Türkei in eine

Digitized by Google

so vollständige Passivität hatten versinken lassen, daß kaum eine Truppenschau vorgenommen wurde und ihre Schiffe unthätig und verfaulend im Bosporus lagen, wir uns darauf gefaßt gemacht hatten, einen vierzigjährigen Frieden zu unterbrechen, um für sie Krieg zu führen."

Pariser Brief.

Nach den Anstrengungen zu schließen, welche die Menschen allenthalben machen, um sich Unterhaltung zu schaffen, ist das Leben ein höchst langweiliges Geschäft. Die Pariser namentlich thun das Unglaubliche, um ihren Gästen angenehm zu werden. Als ob die pariser Sehenswürdigkeiten, als ob die hier aufgehäuften Kunstschätze nicht genügten, als ob die beiden Ausstellungen nicht Anziehungskraft genug besäßen — Paris sucht jeden Tag einen neuen Gedanken zum Zeitvertreibe der Fremden, die noch immer nicht in der gewünschten Zahl hier eintreffen wollen. In den Straßen merkt man das nicht, denn nach dem Leben in diesen zu urtheilen, ist Paris bedeckt von Ausländern. Die Stadt aber ist klein, während die Ausstellungsgebäude groß sind, und hier fühlt man die verhältnißmäßige Leere ebenso handgreiflich, als die Kasse der Unternehmer diese verspüren mag. Diese Theilnahmlosigkeit ist nun nachgrade unbegreiflich, denn wenn man auch anfänglich mit Recht manchen Fehlgriff an der Ausstellung tadelte, jetzt gibt jedermann zu, daß Industrie- wie Kunstschau die interessanteste Erscheinung unsrer Zeit genannt werden dürfen. Dies gilt aber nicht blos von der allgemeinen Weltschau, wir können von Paris überhaupt sagen, daß es in diesem Augenblicke ein besonders anziehender Punkt geworden.

Man sucht den Fremden gegenüber alles hervor, was seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach irgendeiner Richtung Aufsehen in Paris gemacht hat, und wie die Kunstausstellung ein Nebeneinander der vorzüglichsten Kunstleistungen unsrer Zeit ausdrückt, so gibt sich Aehnliches in der Theaterwelt kund. — Was Frankreich noch an Celebritäten besitzt, das wird, wie Cincinnatus vom Pfluge, aus dem Ruhestande geholt und wer Paris heute besucht, lernt nicht nur das Paris von heute, sondern das Paris des ganzen neunzehnten Jahrhunderts kennen. Man denke nur: die ewig kokette Dejazet, der nimmer alternde Bouffé neben den beiden allerdings etwas gebrochenen Koryphäen der romantischen Schule, neben Boccage und Frederic Lemaitre, sie alle versuchen durch den Ueberrest ihrer Kunst einen Begriff von ihrer ehemaligen Bedeutung zu geben. Sogar die Glorie des Kaiserreichs, die dramatische Muse des Empire, Mlle. George, deren Talent in dem Maße zu-

Digitized by Google

genommen hat als ihre koloſſale Geſtalt, erſcheint wieder auf den Bretern. Ohne die lobenswerthe Dazwiſchenkunft der Regierung würde auch die greiſe Sacquir mit ihren ſchlotternden Gebeinen einen Todtentanz auf dem geſpannten Seile ausgeführt haben.

Die Porte St. Martin hat in ihrem neueſten Stücke „Paris" für Frankreichs Hauptſtadt der Vergangenheit gethan, was von den andern Unterhaltungsanſtalten für die franzöſiſche Capitale des neunzehnten Jahrhunderts verſucht wird. Sie gibt einen illuſtrirten Curſus von Frankreichs Geſchichte, von der Geſchichte von Paris in 26 Tableaux, welche den großen Kindern Frankreichs als theatraliſcher Orbis pictus dienen ſollen.

Sowenig dramatiſche Bedeutung dieſes Stück auch hat, ſo wichtig iſt es doch als Symptom für die dramatiſche Tendenz überhaupt. Es iſt daſſelbe nämlich ein neuer Beweis, daß mit der ſteigenden Zunahme ariſtophaniſcher Freiheiten die Zerfahrenheit und künſtleriſche Einheitloſigkeit der modernen franzöſiſchen Producte täglich größer wird. Was der endloſe Roman begonnen, was die moderne Oper ohne Ende mit ihrer Decorationsüberwucherung fortgeſetzt, das ſcheint das moderne Volksdrama vollenden zu wollen. Die Genialität ariſtophaniſcher Schöpfungen, das Weltumfaſſende ſeiner Dichtungen wird hier von Maſchiniſten vertreten, — der Dichter ſinkt zum Schneider herab, der die loſen Gebilde nothdürftig zuſammennäht. — Das neue Stück von Paul Meurice, der von der verwandten Clique als Nonplusultra der dramatiſchen Romantik ausgeſchrien wurde, zeichnet ſich durch ſeinen Decorationsreichthum in eben dem Maße aus, als es durch Geiſtesarmuth ſich bemerklich macht und nach Mitwirkung der Cenſur und der Scheere des Directors iſt von dem urſprünglich genug kopfloſen Werke nichts als ein illuſtrirtes Chaos übrig geblieben.

Es lohnt ſich der Mühe, näher auf das Werk einzugehen, weil eine ſolche Prüfung am beſten geeignet iſt zu zeigen, was die Franzoſen bei den unerhörten Freiheiten, die ſie ſich der Geſchichte, der philoſophiſchen Anſchauung gegenüber herausnehmen, zu Tage fördern.

Das Stück, welches, wie bemerkt, nichts weniger als die Geſchichte von Frankreich zum Vorwurfe hat, beginnt ſo recht modern franzöſiſch im Centralcapharnuum der Lorettenwelt, im franzöſiſchen Opernball. Die beiden Sprößlinge, welche die Vertreter der feindlichen Racen ſind, welche in der Weltgeſchichte ſich bekämpfen, der romaniſchen und der germaniſchen, können ſich kein beſſeres Rendezvous geben als vor dem von Loretten, Griſetten und Phrynen umgebenen Throne Muſards. In ſeiner aufrichtigen Naivetät läßt der Dichter ſogar die Seele der Stadt Paris in den Domino ſchlüpfen, gleichſam um ſymboliſch anzudeuten, wie Paris mit Leib und Seele bei dieſer Unterhaltung ſich betheiligt. Die feindlichen Brüder — ſind doch alle Völker Brüder — Armin

Digitized by Google

und Graf Romé, getrieben von einem unerklärlichen Haſſe, der ſeit Jahrhunderten ihre Familien gegeneinander beſeelt, fordern ſich zum Zweikampfe heraus. Paris will dieſen Kampf verhindern und während die trunkene Menge ſich verliert, um in den Reſtaurants der Boulevards die Fortſetzung ihrer Orgien zu feiern und der Pantheon vor dem Blicke des Zuſchauers erſcheint, — tritt die Statue Frankreichs von dem Giebeldache herunter, um im Verein mit Paris die beiden feindlichen Brüder zu retten. Sie wiſſen dies nicht anders zu bewerkſtelligen, als indem ſie Armin und Romé in tiefen Schlaf verſenken und ihnen im Traume die verhängnißvolle Geſchichte ihrer Race zeigen. Hiermit endigt der Prolog.

Das Stück ſelbſt beginnt mit Merlin, alſo glücklich genug nicht mit dem Sündenfalle des erſten Menſchenpaares, nicht mit dem erſten Zweikampfe zwiſchen Abel und Kain. Merlin wird in eine Zaubergrotte verſetzt, obgleich die Sage ihn von Viviane unter einen Strauch gebannt halten läßt. Velleda hat einen Fehltritt begangen. Velleda iſt die Seele von Paris, die ſpäter in Heloiſens ſterblicher Hülle, dann in Jeanne d'Albret und endlich in Mme. Roland Obdach ſucht. Die Metempſychoſe iſt das ſymboliſche Band des Stückes wie der Geiſt der feindlichen Racen das factiſche. So wandert Frankreichs Seele nach und nach von der heiligen Genoveva in Jeanne d'Arc, von dieſer in Louiſe de la Vallière (!) und Charlotte Corday aus und ein. Der Zauberer Merlin wird ſpäter Abälard und Molière, — die römiſche Courtiſane Imperia erſcheint als Meluſine, Katharine von Medicis und endlich als Magdalena in der Courtiſane der Revolutionszeit unter dem Namen der kleinen Lütticherin bekannt u. ſ. w.

Alſo Velleda, ſagten wir, hat einen Fehltritt begangen. Die geheiligte Druidin hat außer ihrem Gatten Frank noch wie Norma den Proconſul Julius Marcius geliebt und von beiden einen Sohn gehabt. Frank bringt den Schänder ſeiner häuslichen Ehre in einem Zweikampfe um und Velleda, von ihrem Schwager Thorn verrathen, weiht ſich auf Merlins Geheiß dem Tode. Sie vertraut dieſem im letzten Augenblicke zwei Stücke ihres heiligen Halsbandes an, das eine für den Sohn von Julius Marcius, das andere ihr ins Grab zu legen, ein drittes gibt ſie ihrem letzten Sohne Herrmann, damit er daran ſeine Brüder erkenne. Thorn aber, ſtatt die Brüder zu verſöhnen, flüſtert Herrmann zu: dies iſt der Sohn des Mannes, der deine Mutter entehrt und dem andern: dies iſt der Sohn vom Mörder deines Vaters. Zweikampf. Cäſar war gekommen, Lutetia zu erobern in dem Momente, wo Velleda mit ihrer goldenen Sichel ſich den Hals abſchneidet. Merlin prophezeit ihr den Fall des römiſchen Reiches und die künftige Größe Lutetiens. Cäſar betrachtet dieſe armen Fiſcherhütten mit Ironie und glaubt offenbar nicht an Merlins Weiſſagung, denn er hält ſie in ſeinen Commentaren keiner Erwähnung werth.

Während uns das erste Tableau beinahe zwei Jahrtausende vom Prologe zurückführt, bringt uns das zweite vier Jahrhunderte vom ersten vorwärts. Es ist die Zeit des inmitten von Orgien und Hungersnoth verendenden Kaiserreichs. Gallien findet im Merowinger einen Rächer. Julius Marcius fühlt sein Ende nahe und er will im Schoße einer Orgie zu Ehren Imperias seinen Tod finden. — Das römische Heidenthum will an dem schönen Busen von Venus entschlafen. Es hat auch Attila zum Todesfeste geladen, um diesem in seinem Haß gegen den Merowinger die Erbschaft der römischen Macht zu hinterlassen. Aber die heilige Genoveva, Frankreichs Seele, beschützt den Merowinger. „Wie wirst du arme Schäferin die Geißel Gottes abzuhalten vermögen?" fragt das erstaunte Volk. „Je lui parlerai," antwortet die Schutzpatronin von Paris. Das kann nicht naiver charakterisirt werden. — Die Seele Frankreichs verläßt sich auf ihre schönen Worte. — Glaubt man nicht Lamartine vor sich zu sehen, der das Vaterland gerettet, die Republik beseitigt zu haben wähnt, wenn er auf dem Platze vor dem Hotel de Ville eine Rede an das Volk von Paris hält? Dieses Je lui parlerai ist kostbar. Wie gesagt gethan. — Das Bachanale ist im Zuge: die Courtisane Imperia liegt in verführerischer Stellung, wie es auf dem Bilde von Couture zu sehen. Attila und der Merowinger erscheinen. — Julius Marcius trinkt ihm zu, er trinkt aus einer vergifteten Schale und Attila macht sich bereit, wie ein echter Engländer den römischen Palast der Thermen sammt dessen Schätzen und Bewohnern mit sich zu nehmen. Da spricht die heilige Genoveva: Attila habe einen Traum gehabt, in welchem ihm geheißen wird, vorwärts zu marschiren und alles vor sich niederzumachen, wie der apokalyptische Reiter in Cornelius herrlichem Carton. Aber die Wiegen müsse er verschonen und Paris ist keine Stadt, Paris ist eine Wiege. Die Seele Frankreichs muß in Calembourgs reden und der Calembourg hat gesiegt. „Du bist eine Walkyre", ruft Attila, „du bist eine Gattin", lispelt sterbend der Römer, „du bist ein Erzengel", sagt der fromme Merowinger. — Tableau. Der Vorhang fällt.

Nach diesem Anfange weiß der Zuschauer gleich, was ihm bevorsteht, er steigt hinaus, um frische Luft zu schöpfen und vom Balkone der Foyers sieht er erfreut dem schönen Treiben auf den Boulevards zu. — Das ist ein erquickenderes Schauspiel als dieser dramatische Alp — wie das durcheinanderflirrt, wie das eilt und heiter durcheinanderwogt — und diese großen Kinder alle sie werden sich an dieser Ironie erfreuen und vergnügt in die Hände klatschen beim Anblick dieser schönen Decorationen, die doch soweit hinter den Boulevards zurückbleiben bei Nachtbeleuchtung, mit diesem bunten Treiben, wie sie sich jetzt vor uns ausdehnen.

Wir hatten kaum Zeit, unsre Lungen mit frischer Luft anzupumpen, und schon sind wieder sechs Jahrhunderte den schnellen Strom der Zeiten hinab-

Digitized by Google

geſchwommen. Wir befinden uns im ſcholaſtiſchen Zeitalter des zwölften Jahrhunderts. Abälard und Heloiſe, Meluſine und ihr Page Alienor erſcheinen zu beiden Seiten der Scene. Hören Sie, was der franzöſiſche Dichter aus dem poetiſchen Romane des franzöſiſchen Mittelalters macht. Abälard fühlte nicht während der philoſophiſchen Studien mit der gelehrten Heloiſe zum erſten Male die Gewalt der Liebe — es war nicht die Leidenſchaft eines naiven Gemüthes. Abälard wird als Roué dargeſtellt, der in ſeiner Jugendzeit mit der fabelhaften Meluſine von Luſignan ein Liebesverhältniß und einen Sohn hatte. Dieſer Sohn, der als Page in den Netzen der ſchlauen Meluſine zappelt, tritt der Anklägerin gegen Abälard als Zeuge zur Seite. Meluſine gibt nämlich Heloiſe beim Rector Fulbert an und Gontran, der Bruder Heloiſens, fordert Alienor, den Pagen, zum Zweikampfe heraus. Alienor fällt. Somit hat Abälard gewiſſermaßen ein Verhältniß mit der Schweſter ſeiner Stieftochter. Fulbert bringt den Proceß vor den heiligen Bernhard nnd dieſer excommunicirt Abälard am Throne Ludwig VI., welcher die Fahnen der in den Orient ziehenden Kreuzfahrer weiht. Dieſer Abälardact ſchlägt der Geſchichte aufs unverſchämteſte ins Geſicht — er iſt auch zu lang — es mußte ſchon etwas abgeſchnitten werden. Abälard zieht mit ſeinen Schülern davon. Am Anfange des Actes wird das berühmte Eſelsfeſt dargeſtellt, jenes poſſirliche Faſtnachtsſpiel, das zotenreißende Mönche in dieſer Zeit des Glaubens in der Kirche aufführten. Man führte dabei bekanntlich den Eſel vors Geſangpult und ſang dabei eine feierliche Meſſe ab, in welche das verſammelte Volk den Ruf des Eſels nachahmend drein ſchrie. Der Eſel wurde dann zum Doctor gemacht. Paul Meurice läßt die Scene auf der Straße ſpielen und macht ein Narrenfeſt der Studenten daraus. Der Zug iſt poſſirlich genug — aber dieſe Verunzierung einer der poetiſchſten Geſtalten Frankreichs dürfte ein Poet von ſolchen Prätentionen wie Paul Meurice nicht über ſich gebracht haben. Boccage ſelbſt wird von dieſer Erbärmlichkeit gelähmt und wer den Mimen hier zum erſten Male ſieht, kann kaum begreifen, wodurch er zu einem ſo großen Namen gekommen. Decorationen und Coſtüme ſind auch in dieſem Acte außerordentlich ſchön.

Die Romantik der Kreuzzüge hat wahrſcheinlich die Jungfrau von Orleans erzeugt. Dieſe Schäferin, welche einer unwiderſtehlichen Stimme ihres Herzens folgend zum Schwert griff und auszog, den armen unglücklichen König von Frankreich zu retten und die Engländer aus dem Lande zu jagen, durfte natürlich in dieſem hiſtoriſchen Schattenſpiele nicht fehlen. Allein, wie ſentimental, wie melodramatiſch, wie unbedeutend wird dieſe ſchöne Erſcheinung in der Auffaſſung. Decoration und Coſtüme ſind hiſtoriſch, aber was darunter ſteckt, iſt ſo läppiſch, daß man erſtaunt, wie ein franzöſiſcher Dichter es wagen kann, die Glorie ſeines Vaterlandes ſo zu mißhandeln. Die Geſchichte der feindlichen

Brüder ſpielt auch in dieſen Act hinein; ein burgundiſcher Ritter verliebt ſich in Jeanne d'Arc und macht ihr eine Liebeserklärung, ein franzöſiſcher ſieht das, eilt herbei — Zweikampf. Jeanne d'Arc nimmt neuerdings Abſchied von ihrem Vater, der ſie heimholen wollte — ſie zieht gegen Karls VII. Feinde zu Felde. Nun folgt der feierliche Einzug des Königs in Paris und ein Ballet, getanzt von den vorzüglichſten Städten Frankreichs. Die Coſtüme ſind wieder ebenſo prachtvoll als hiſtoriſch genau und machen der Frau des Directors Fournier, welche ſie ſämmtlich gezeichnet, große Ehre. Keine Oper von Meyerbeer hat Prachtvolleres aufzuweiſen. Aber es ziemt wieder nicht einem Poeten, der ſich auf ſeine republikaniſche Geſinnung ſoviel zu Gute thut — den Triumph des undankbaren ſchwachen Karl zu feiern, dieſes Idioten, der ſeine Retterin dem Scheiterhaufen der Inquiſition von neuem überließ.

Der Kampf der Bourguignons mit den Franzoſen macht dem Kriege zwiſchen Rom und der Reform, zwiſchen den Hugenotten und den Katholiken Platz — die Jahre waren dies Mal in den Zwiſchenacten wieder ſchnell vorübergeſchwunden — wir haben blos einen kleinen Sprung von anderthalb Jahrhunderten gemacht. Im Atelier Jean Goujons, der als Milchbruder Heinrichs IV. dargeſtellt wird, beſpricht Katharine von Medicis ihre ſcheußlichen Pläne mit ihrem Giftmiſcher René — es gilt dem Leben Jean Goujons und Jeanne d'Albret, der Königin von Navarra. Katharina hetzt einen jungen Ritter, einen eifrigen Katholiken, gegen Jean Goujon — der Leſer erräth, daß er die feindlichen Brüder vor ſich ſieht. Jean Gojuon tritt auf in Begleitung von Torquato Taſſo, Goudimiel und Peter Ramus. Heinrich von Navarra, der königliche Springinsfeld begrüßt die berühmten Männer. Jeanne d'Albret erſcheint auch, gefolgt von Jacques Bonhomme, welcher das franzöſiſche Volk repräſentirt. Er hat im Louvre den Plan der Bartholomäusnacht belauſcht und gibt ihn der guten Königin von Navarra an. Katharine von Medicis, welche ihrerſeits den Angeber belauſcht, tritt herein mit ihrer finſteren Majeſtät, die auf ihre Zeitgenoſſen eine ſo große Wirkung ausgeübt. Sie begehrt mit Jeanne d'Albret allein zu ſein und nachdem ſie vergebens verſucht hat zu leugnen nimmt ſie zu einer teufliſchen Liſt ihre Zuflucht. Sie geſteht zu, Jacques Bonhomme habe die Wahrheit geſprochen — ſie habe einen Augenblick jenen hölliſchen Plan gefaßt — ſie fühle aber tiefe Reue und beſchwört die Königin von Navarra, den ihr zugeſchleuderten Fehdehandſchuh wieder aufzunehmen und ihr zu verzeihen. Ihre Ueberredung hat die gewünſchte Wirkung und das in den Handſchuh gegoſſene Gift des berüchtigten Parfumeurs René ebenfalls. Jeanne d'Albret ſtirbt unter den fürchterlichſten Verzuckungen. So gemein durfte Katharine von Medicis heutzutage auch von dem verſtockteſten Hugenotten nicht aufgefaßt werden. Katharine von Medicis repräſentirte ihre Zeit, und der Widerruf des Edictes von Nantes

durch den großen Ludwig ist in unsern Augen eine verhältnißmäßig abscheulichere That, als dieses fürchterliche Gemetzel, das in der gesammten Bevölkerung von Paris seine Mitschuldigen zählt. Der Vorhang fällt und wir sehen den Louvre vor uns, die verhängnißvolle Glocke verklingt, Leichname bedecken die Straßen und der Mond, welcher über der Seine aufgeht, sieht mit seinem blödsinnigen Gesicht in das blutige Treiben. Jean Goujon schwankt herein und Katharine von Medicis, die auf dem Balkon steht und ihr Werk betrachtet, ruft ihrem Factotum René zu: Schieß ihn nieder den Hugenotten! Zwei Piff paff puff — wir sind en pleine Meyerbeer. Jean Goujon fällt, an Frankreichs Stern verzweifelnd. Aber seine erzene Statue Frankreichs tritt auf ihn zu und zeigt ihm den bevorstehenden Einzug Heinrichs IV. in Paris; dieses Bild ist nach dem bekannten Gemälde von Gerard treu copirt. Katharine von Medicis, die indessen auf dem Louvrebalkon allein in Träumereien versunken war, ermannt sich und ergötzt sich an dem stummen Schauspiele des Flusses, dessen Wogen, die Räder eines kolossalen Leichenwagens, die Leichname vor sich hinwälzen. Katharine ruft laut ihren Triumph in die stille Nacht hinein, aber siehe da, aus der Tiefe des Flusses erhebt sich ein Knaul von blutigen Schatten, welche drohend ihre Arme gegen die königliche Mörderin ausstrecken. Vergeblich sucht sie gegen diesen fürchterlichen Eindruck zu kämpfen, er übermannt sie, die starke Frau fällt mit einem gellenden Schrei ohnmächtig zu Boden. So unsinnig auch dieser Act ist, die Decorationen machen das Bouquet dieses phantasmagorischen Feuerwerkes daraus, welches ein Drama sein will und sich Paris nennt.

Dem armen Ludwig XIV. wird arg mitgespielt — wir sehen ihn so recht im Schlafrocke au petit lever die Etikette in Versailles als Staatssache behandeln. Louise Lavallière wird kalt abgewiesen in dem Moment, wo der König zur Montespan geht. Vorher hat Molière, der seine berühmte Magd mit in die Gemächer des Königs bringt, diesen von der üblen Gewohnheit, seine Person mit dem Staate zu identificiren, zu heilen versucht — du guter Molière, der du mit deinem Jahrhundert dem großen kleinen Monarchen zu Füßen lagst, eine solche Apotheose hättest du nicht erwartet. Molière tröstet die Lavallière, der Valet des Königs schwatzt leutselig mit der Herzogin, er tröstet sie mit seinem eignen häuslichen Unglücke und räth ihr ins Kloster zu gehen. Das Ballet in Versailles wird aufgeführt, aber die Herzogin Lavallière, welche mit der Montespan zugleich nicht als Grazie figuriren wollte, erscheint als Karmeliterin — Ende der Tableaux — Ludwig XIV. als Phöbus Apollo macht eine ziemlich lächerliche Figur.

Die Freiwilligen der Republik ziehen an die Grenze — patriotisches Tableau. — Madame Roland wird aus der Abbaye geführt, um Charlotte Corday Platz zu machen — die beiden Frauen schließen Freundschaft miteinander. René, der

Digitized by Google

Gefängnißwärter, der die Roland befreien wollte, wird von seinem aus Deutschland kommenden Bruder Armin, ohne dessen Willen, verrathen — Thorn, der jetzt Conventsmitglied ist, läßt René abfassen.

Die Freiwilligen sind heimgekehrt und haben für Frankreich die Welt erobert und für sich ein paar Stiefel — und einen Kaiser. —

Dieser vertheilt die Adler an seine Legionen — ein Tableau, das statt Bonaparte als General aus Aegypten heimkehrend unter Mitarbeiterschaft der Polizei eingeschaltet wurde.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel, 23. Juli. Wir haben aus der Krim keine Nachrichten von irgendeiner Bedeutung. Mehr und mehr wird es zur Gewißheit, daß General Pelissier die Ankunft der ihm in Aussicht gestellten bedeutenden Verstärkungen abwarten will, bevor er zu einem neuen großartigen Sturmangriff sich entscheidet. Von den Sappen- respective Minenarbeiten gegen den Malakowthurm weiß man soviel wie nichts; überhaupt wird neuerdings in Hinsicht auf alle Operationen und die darauf bezugnehmenden Vorkehrungen ein Stillschweigen beobachtet, wie man es vordem nicht gekannt. Von Paris aus sollen in dieser Hinsicht die allerstrengsten Anweisungen ergangen sein; auch ist General Peleſſier nicht der Mann, welcher seinen Untergebenen die Mittheilung seiner Anordnungen an Unberufene nachsehen würde. — Man will hier wissen, daß die Stimmung im französischen und englischen Lager eine etwas gedrückte sei, was nach den Vorgängen während des letztverflossenen Monats nicht in Erstaunen setzen kann. Wie es um das Vertrauen des gemeinen Mannes zum General Pelissier steht, weiß ich nicht; nur will mir scheinen, daß derselbe durch das, was er seither ausgeführt oder besser zu sagen vergeblich zu erreichen versucht hat, an den alten fehlerhaften Operationsplan zu fest gebunden ist, um fähig zu sein, eine freie Entschließung zu treffen, d. h. die Armee auf den einzigen Punkt hinzuführen, wo sie mit Erfolg wirken könnte: nach Eupatoria!

Hier in Stambul beschäftigt sich das Publicum augenblicklich mit nichts so lebhaft, wie mit der Anwesenheit Omer Paschas, welcher das Hauptinteresse in Anspruch nimmt. Niemand, welcher weiß, mit welcher Auszeichnung der Serdar Ekräm vom Padischah empfangen worden, wird glauben, daß er auf dem Wege sei, seinen Posten eines Oberfeldherrn zu verlieren; aber möglicherweise dürfte die Krim nicht länger mehr das Feld seiner Thätigkeit bleiben. Wenn nicht alles täuscht, ist Omer Paschas neuer Bestimmungsort Erzerum, wohin er sich über Trapezunt begeben würde, um die Reservearmee zu organisiren, auf deren schneller Aufstellung die Rettung der ostwärtigen asiatischen Provinzen zu beruhen scheint. Einigermaßen befremdlich ist es, daß man durchaus nichts Näheres über das Geschick von Kars in Erfahrung zu bringen vermag. Der Umstand, daß die Regie-

Digitized by Google

rung letzthin gar nichts darüber veröffentlichte, hat dem Gerücht Vorschub geleistet, wonach der Platz an die Russen übergeben worden sei; in Rücksicht auf die Bewegungen des Feindes ist sowenig bekannt, daß man hier nicht mit Bestimmtheit weiß, ob derselbe auf der Hauptstraße von Gümri (Alexandropol,) über Kars auf Erzerum allein oder zugleich auf der Nebenstraße von Bajasid über Toprak Kale operirt. Letztere Annahme ist die wahrscheinlichere. Bekanntlich waren die Russen bereits im letzten Kriege (von 1828—29) bis Erzerum vorgedrungen. Während ihres Aufenthalts daselbst führten sie große massive, kasernenartige Bauwerke auf und übergaben dieselben bei ihrem Abmarsch an die armenische Bevölkerung, mit dem Bedeuten: man möge sie conserviren, denn die Erbauer würden später wieder kommen und Gebrauch davon machen. Beinahe steht nunmehr zu fürchten, daß sich jene Voraussetzung verwirklichen werde.

Wenn ich mich recht erinnere, schrieb ich Ihnen neulich, daß Abdi Pascha an Omers Statt das Commando über die osmanischen Truppen in der Krim übernommen habe. Dieses beruhte auf einem Irrthume, denn der erstgenannte Pascha befindet sich zur Zeit hier in Stambul. Wie Sie wissen ist auch Skender Pascha (früher Skender Bai) hier. Sein Kommen steht in keinem Zusammenhang mit der Anwesenheit des Serdar Ekräm; im Gegentheil macht er nur von einem Urlaub Gebrauch, um den er auf Veranlassung seiner Verwundung vor Eupatoria eingekommen war, und dessen Ausfertigung sich durch einen Zufall verzögert hatte. Der Held sovieler Reitergefechte hat unter dem Einflusse der letzten Kriegsstrapazen ungemein gealtert, und auch viel von seiner früheren Elasticität, indeß nichts von seinem Feuer verloren. Am 18. Juni, bei Gelegenheit des Sturms auf den Malakowthurm, hatte er zum letzten Mal sein Pferd im Kugelregen getummelt. Er ritt einen jener beiden herrlichen Araber, um welchen ihn die Russen, mit denen er auf Vorposten zusammenkam, so oft beneideten, den Schapkin. Eine Kanonenkugel streckte das Pferd unter seinem Leibe nieder. Darnach verbleibt ihm von diese Race nur noch der Iskender, derselbe, welcher ihn im März aus dem ihn einschließenden Feindeshaufen sicher heraustrug. Man kann Skender Pascha hier fast täglich in der großen Perastraße begegnen. Seine Figur hat an Corpulenz gewonnen und erscheint beinahe schwerfällig. Er trägt einen weißen Sommerrock mit Stehkragen, vom bekannten türkischen Schnitt; hinter ihm her, und zwar dicht, um stets bereit zu sein, ihn beim Absteigen vom Pferde zu unterstützen, reitet sein treuer Diener Schakir Aga, (sprich Schakir A).

Der Serdar Ekräm ist dem Publicum weniger sichtbar. Aber er hat bereits zu mehren Malen beim Padischah Audienz gehabt und ist täglich auf dem Kriegsministerium zu treffen. Nach den Aeußerungen seines Gefolges zu urtheilen, hat er wenig Verlangen nach der Krim zurückzukehren, was in der Annahme bestärkt, daß es sich seit seiner Hierherkunft um seine Berufung auf ein anderes Kriegstheater handelt.

— — 26. Juli. — Omer Pascha ist nach wie vor der Löwe des Tages; aber immer noch ist man im Publicum nicht einig, welche Gründe man mit seinem Kommen verbinden soll, und ob er letztlich auf seinen Posten in der Krim zurückkehren wird. Nur eins steht fest: der Serdar ist keineswegs als eine gefallene

by Google

oder auch nur dem Falle nahe Größe anzusehen. Im Gegentheil scheint sich seine Lage, nachdem sein Gegner Risa Pascha die Leitung des Kriegsministeriums niedergelegt, verbessert zu haben, und wiewol zwischen ihm und dem neuen Seriasker, Mehemed Ruschdi Pascha, vordem nicht immer ein ungetrübtes Verhältniß bestand, so kann man heute nicht verkennen, daß beide Männer sich einander genähert haben. Auch ist ihre Stellung der Art, daß sie recht füglich nebeneinander hergehen können, ohne sich gegenseitig zu beeinträchtigen. Bei den Beziehungen zwischen Omer und Risa kamen Eitelkeit des einen wie des anderen und gegenseitige Eifersucht ins Spiel. Der letztere war gleich anfangs mit bedeutenden Ansprüchen in die Oeffentlichkeit eingetreten und gelangte in früher Jugend schon zu Staatsämtern, die in der Regel dem reiferen Alter vorbehalten zu sein pflegen. Um etwa zwölf Jahre älter wie der jetzt regierende Padischah, stand er demselben bei seinem Regierungsantritt als Rathgeber zur Seite, und mehr wie ein Mal wies die vor zwei Jahren verstorbene Sultanin Mutter auf ihn hin, wie auf den besten Kopf, dem sich ihr Sohn anvertrauen könne. Daher die Redensart: Der Risa ist gescheidt! die aus dem Serai zu Beschiktasch ins Volk kam, und ihren Klang bis auf die letzten Tage behalten hat. Nachdem unter dem ersten Seriaskerat des Paschas 1843 eine Volkszählung und die bekannte Armeeorganisation zu Stande gekommen war, setzte man dem auch bei: der Seriasker (Risa) versteht die Executive und ist energisch. Das hatte auch seine Richtigkeit, wiewol nicht ganz in unserm europäischem Sinne. Die beiden Männer, welche in den ersten vierziger Jahren Risa Pascha den Rang abzulaufen, drohten und später ihn wirklich überholten, waren Reschid und Omer. Daher in jenem der tiefe Haß gegen diese zwei. Es that demselben keinen Abbruch, daß Risa Pascha sich bestimmen ließ, unter dem Großvezierat Reschids die Stelle des Kriegsministers weiter zu bekleiden. Omer Pascha soll schon an der Donau in empfindlicher Weise zu fühlen gehabt haben, daß sein Gegner sich in Stambul an der Spitze der militärischen Administration befand; seine Armee wurde schlecht von dorther versorgt, selbst die regelmäßigen jährlichen Aushebungen, die im Frieden schon schwer und im Kriege zumal nicht zu entbehren sind, sollen durch Risa ins Stocken gebracht worden sein, weshalb es denn geschah, daß oft längere Zeit hindurch die Lücken in Omers Armee unausgefüllt blieben. In der Krim soll der Serdar im Besonderen über die mangelhafte Zufuhr an Proviant zu klagen gehabt haben, und zwar dergestalt, daß im Winter zuweilen ganze türkische Brigaden von dem englischen Commissariat verpflegt werden mußten. Dazu kam, daß Risa Pascha von dem französischen Einflusse unterstützt wurde, dessen Gunst sich der Generalissimus nie zu erfreuen hatte, und der es diesem anschaulich zu machen schien, sich behufs der Abstellung seiner Beschwerden in Person nach Stambul zu begeben. Der Serdar, so lautet die hier am meisten Geltung findende Auffassung, entschloß sich zu dieser Reise, als Risa gestürzt worden, und nur der Umstand, daß er zu seinem Kommen die Bewilligung des Großherrn bedurfte, hat dasselbe bis neulich verzögert.

Einigen Halt gewinnt diese Annahme durch den Umstand, daß Omer Pascha sich beinahe jeden Tag auf dem Kriegsministerium einfindet, und zumeist mehre Stunden mit Mehemed Ruschdi arbeitet. Wenn letzterer auch im Grunde seines Herzens kein Freund des Serdars sein mag, ist er dennoch viel zu sehr

Digitized by Google

Patriot, um ſeiner etwaigen Feindſchaft auf Koſten der türkiſchen Armee Genüge zu ſchaffen.

Verhalten ſich die Dinge ſo, wie man ſie hier im Allgemeinen anſieht, dann wird die Vorausſage des Journals de Conſtantinople ſich beſtätigen, wonach Omer Paſcha in einigen Tagen nach der Krim zurückreiſen werde. Sein Gefolge würde, wie es ſcheint, damit wenig einverſtanden ſein, und auch der Generaliſſimus ſelbſt zöge wahrſcheinlich eine Beſtimmung nach Wien der Rückkehr nach Taurien und vor die Mauern von Sebaſtopol vor.

— — 2. Auguſt. — Man darf ſich im Grunde nicht darüber wundern, wenn man im Kriege dann und wann eine Armee vor einer Feſtung feſtgebannt und im Belagern verbiſſen findet, während ihr eigentlicher Platz im offenen Felde und ihre Aufgabe der Sieg in einer großen rangirten Schlacht wäre. Menſchliche Trägheit, die dem Feldherrn nicht minder eigen iſt, wie jedem andern Erdenkinde, zieht bewußt oder unbewußt ihre Action in den Kreis feſter Plätze hinein, wo der Wellenſchlag der Campagne, der im offenen Felde hoch zu gehen pflegt, ſich mehr ebnet, wo man weniger urplötzlichen großen Kataſtrophen ausgeſetzt iſt und die ganze Kriegführung im langſamen Schlendergang zu verbleiben vermag. Wer die Kriegsgeſchichte kennt, wird ſich erinnern, daß namentlich ſchwache und unentſchloſſene Feldherrn es von jeher liebten, Belagerungen zu führen, oder wenn ſie das nicht vermochten, den Feind hinter verſchanzten Linien zu erwarten und ihre Fronte blockiren zu laſſen. Die Wirkung, welche die Ausführung der großen Entwürfe Napoleons I. hatte, war vielleicht weſentlich darum ſo gewaltig, weil er ſich von allem, was der Schlendrian ſeiner Zeit liebte, rückſichtslos losſagte und indem er den Krieg ein für alle Mal aus dem Kreis der Feſtungen, die freilich damals noch nicht ſo umfangreich waren, wie heute, mithin nicht eine ſo große Streiterzahl aufzunehmen und eine ſo ſtarke Anziehungskraft auszuüben vermochten, hinaus verlegte, ihm das an Wechſelfällen reiche Gebiet eröffnete, auf dem ſein Genius die unſterblichen Erfolge errang. Die Generale Canrobert und Lord Raglan hatten, als ſie es vorzogen, den zu ſeiner Zeit vielgeprieſenen Flankenmarſch zu machen, der in Wahrheit nur ein ſchlechtes Auskunftsmittel der Schwäche war, welche die Entſcheidung ſcheut, genugſam bekundet, daß von jenem napoleoniſchen Kriegsgeiſte nichts in ihnen vorhanden ſei. Als General Peliſſier, dem, wie niemand leugnen wird, ein bedeutender Ruf voranging, das Commando der franzöſiſchen Armee übernahm, wurde dieſer Wechſel von ihrem Berichterſtatter mit unverhehlter Freude begrüßt. Seine Energie, die ſo ſehr geprieſen worden, ſchien dafür zu ſprechen, daß, wenn er in den Septembertagen an ſeines Vorgängers Stelle geweſen wäre, er den Fürſten Menſchikoff nicht unverfolgt gelaſſen haben würde, vorausgeſetzt, daß der Unterhalt ſeiner Truppen bei einem Marſch in das Innere der Halbinſel ſich ſichern ließ. Dieſelbe Energie ſchien auch die Gewähr zu leiſten, daß der Krieg nunmehr unverweilt aus der Sphäre der Feſtung ins freie Feld, auf die von der Natur gegebene, durch den klaren, geſunden Menſchenverſtand allein ſchon empfohlene Operationslinie von Eupatoria auf Simpheropol oder Baktſchi Serai verlegt werden würde. Indem ich dies hoffte, war ich mir vollkommen bewußt, wie ſchwer die bei Operationen der Art zu entwickelnde Thätigkeit auf einen Mann fallen müſſe, der

wie General Pelissier das sechzigste Jahr bereits passirt hat. Aber eben jene gerühmte Energie ließ mich erwarten, daß sie alles überwinden werde. Darin nun habe ich mich entschieden getäuscht. Wenn nach der einen Seite den jetzigen französischen General en chef seine im voraus ausgesprochene Meinung, daß Sebastopol durch den directen Angriff zum Fall gebracht werden könne, in den Kreis dieser Festung gebannt hielt, wirkte auf sein Verbleiben daselbst von der anderen Seite auch der Umstand ein, daß ein fixirtes Hauptquartier, wie es der Commandant einer Belagerungsarmee einnimmt, einem ambulanten vorzuziehen ist, welches eine nothwendige Consequenz der Verlegung der Operationen ins freie Feld sein würde.

Man wolle sich einmal recht lebhaft in die Lage und in die Pflichten des Chefs eines mobilen Operationsheeres auf dem Marsch hinein versetzen. Für ihn hat die Nacht beinahe mehr Beschwerden, wie der Tag. Die Bivouacs sind von den Truppen am späten Abend eingenommen und darnach die Vorposten ausgestellt worden. Von diesen aus kommen die Meldungen, auf Grund welcher nun neue Entschlüsse zu treffen sind, wol nicht vor Mitternacht ins Hauptquartier. Sie erheischen eine sorgsame Kritik, Zusammenstellung, Vergleichung, zuweilen eine nachträgliche Untersuchung. Die Hand des Chefs muß in Dingen der Art sehr geübt sein, wenn er bis Tagesanbruch auf Grund der eingezogenen Nachrichten seine Dispositionen getroffen hat. Es wird häufig vorkommen, daß bis einige Stunden nach Sonnenaufgang noch nicht darüber entschieden ist, und der Aufbruch der Armee sich bis Mittag verzögert.

General Canrobert, wiewol ein Vierziger in Jahren, ermangelte des Charakters, der moralischen Stärke, wie es scheint, um solche Pflichten auf sich zu nehmen, und General Pelissier, ein Sechziger, ermangelt der physischen Kraft. Ein neuer Feldherr wird nach Verlauf einer längeren oder kürzeren Zeit unfehlbar in Paris erwählt werden müssen. Möge alsdann die Auswahl auf einen Mann fallen, bei dem Charakter und physische Fähigkeit sich im Gleichgewicht befinden, und beide den Anforderungen des Feldkrieges gewachsen sind.

Wer mich bei Lesung dieser Entwicklung an Blücher und Radetzki erinnern möchte, der wolle gütigst bedenken, daß hinter jenen beiden Helden ein Generalstab stand, der alles auf sich nahm. Sie hatten beide nur ihren Namen und ihre äußere Persönlichkeit zu leihen während die eigentlichen Fäden der Leitung in den Händen eines Gneisenau und Clausewitz, Heß und Schönhals ruheten.

Reiseliteratur. — Die afrikanische Wüste vom Grafen D'Escayrac de Lauture. Leipzig, Lorck. — Ein höchst interessantes und für die Kenntniß jener seltsamen Gegenden unentbehrliches Werk, die Frucht ernster Studien und vielseitiger Anschauung. Mit Recht bemerkt der Herausgeber, Karl Andree, daß schon die Persönlichkeit des Verfassers uns Theilnahme abgewinnt. „Schon als Jüngling empfindet er Abneigung gegen das unruhige Treiben in der Hauptstadt seines Vaterlandes, er sehnt sich von der Seine weg an den fernen Nil; und in der bunten pariser Gesellschaft mit ihren glänzenden Nichtigkeiten empfindet er einen unwiderstehlichen Hang, die gelbe einförmige Wüste aufzusuchen. Nachdem er sich genügend vorbereitet hat, steuert er nach Afrika hinüber, wird ein Wanderer in der Sahara und ein Schiffer auf dem Ocean. Wir finden, daß er eine große Energie des

Digitized by Google

Willens bethätigt; er besitzt eine klare Anschauung der Dinge, ist frei von volksthümlichen oder kirchlichen Vorurtheilen und dabei ein feiner Beobachter. Seine Auffassung ist ebenso lebendig wie seine Darstellung klar und leicht; er versteht es, mit praktischem Sinn auch für scheinbar geringfügige Einzelnheiten Theilnahme zu erwecken. Ueberhaupt schildert er unbefangen und freimüthig, was er gesehen hat. Die Hauptsache bleibt ihm der Mensch; er hat mit den Bewohnern der Wüste und der Nilländer gelebt wie ein Araber oder Nube. Den Mohamedanismus in Afrika betrachtet er nicht durch ein europäisch gefärbtes Glas, sondern erläutert ihn aus dem Boden heraus, auf welchem er entstand, und aus der Eigenthümlichkeit des Volkes, durch welches er im Orient zur Herrschaft gelangte." — Die Sahara übt trotz der großen Beschwerlichkeiten und Gefahren, die mit der Reise dahin verknüpft sind, einen ganz wunderbaren Zauber aus. Es ist nicht blos die Neugierde oder wie man es nennen will, der Trieb wissenschaftlicher Erkenntniß, der fortwährend neue, kühne Abenteurer dahin zieht, sondern eine eigenthümlich träumerisch-poetische Stimmung, die man dort sucht. „Es ist mit der Wüste," sagt der Verfasser, „wie mit dem Meere. Bei lang anhaltendem schlimmen Wetter oder bei Windstillen verwünscht der Seemann wol sein Element, aber er möchte schon wieder in See gehen, sobald er eben ans Land getreten ist. Die geräuschvolle Stadt ermüdet einen bald, aber niemals wird man der Einförmigkeit des Weltmeers oder der Einsamkeit der Wüste überdrüssig." Von der Lebhaftigkeit und Anmuth der Schilderungen wird man sich die beste Vorstellung machen können, wenn wir hier ein Fragment mittheilen. — Oft habe ich auf den Schlaf verzichten müssen und diese Entbehrung ist mir am peinlichsten gewesen. Ich spürte allmälig, wie meine Gedanken sich verwirrten; vergeblich gab ich mir Mühe, mit meinen Führern zu sprechen oder zu singen; ich stieg manchmal vom Kameele und wollte eine Strecke weit gehen, besprengte mir auch das Gesicht mit Wasser. Aber es schien mir, als ob der Horizont sich ringsum gleich einer Mauer emporthürme, der Himmel bildete das Gewölbe eines ungeheuern Saales, der von allen Seiten geschlossen war, und die Sterne erschienen mir wie Lampen und Kronleuchter und flimmerten mir vor den Augen. Dann fielen diese langsam zu, und das Haupt sank herab. Plötzlich fühlte ich, daß ich das Gleichgewicht verlor, rückte mich dann im Sattel wieder zurecht, versuchte abermals zu singen und den Feind, der mich plagte, zu verscheuchen; aber ich konnte kein Wort sprechen, sondern nur noch lallen, denn die Stimme versagte mir den Dienst; ich verfiel wieder in den früheren Zustand, und kam abermals erst zur Besinnung, wenn ich nahe daran war vom Kameel hinabzufallen. Dergleichen Erscheinungen traten aber erst nach zwei oder drei durchwachten Nächten ein. Der Mangel an Schlaf reizt am Ende das Blut dermaßen, daß man nicht einschlafen kann. Einst war ich in Aegypten drei Nächte hintereinander unterwegs, und glaubte dann endlich eines ruhigen Schlafes mich erfreuen zu können. Das war aber keineswegs der Fall. Ich befand mich im Uebrigen wohl, das Essen schmeckte mir, ich konnte aber nach meiner Ankunft Tag und Nacht keinen Schlummer finden. Am andern Tage ging ich ins Bad, um mein Blut zu beruhigen, und es wirkte so vortrefflich, daß ich im Ankleidezimmer sogleich in Schlaf verfiel, und bis Sonnenuntergang liegen blieb. Einer von meinen Dienern, der nicht so gut die Anstrengungen der Reise auszuhalten vermochte, ließ in der dritten Nacht seinen Tschibuk herabfallen, und

Digitized by Google

stieg von seinem Hedschin um die Pfeife wieder aufzunehmen. Aber er konnte nicht einmal die wenigen Schritte thun, sondern verfiel in Schlaf, sobald er Boden unter den Füßen hatte. Wir bemerkten noch zu rechter Zeit, daß er fehlte, sonst wäre er bis zum hellen Tage liegen geblieben und hätte nicht einmal sich erinnert, was mit ihm vorgegangen war. Doctor Moreau in Tours hat in einem bemerkenswerthen Buche über die Anwendung des Haschisch in Geisteskrankheiten nachgewiesen, daß fast alle Visionen und Abspurigkeiten des Irren sich im Zustande des Halbwachens gleichfalls zeigen. Ich kann diese Wahrnehmungen bestätigen, denn ich habe sie an mir selbst beobachtet. Einst war ich Nachts, in der Wüste am weißen Nil, im Halbschlaf. Ich hörte deutlich eine Hyäne heulen; es war mir genau so, als zöge ich ein Pistol aus dem Halfter, zielte nach dem Thiere, traf es, und sah, wie es sich im Sande wälzte. Dann schwirrten mir wieder andere Gedanken durch den Kopf, aber die Täuschung war vollständig. Ich ritt neben meinem Führer, und sagte: „Hast du gesehen wie ich die Hyäne geschossen habe?" Er antwortete: „Die Hyäne habe ich gesehen, nicht aber, daß Du nach ihr geschossen hast." — „Wie, ich hätte nicht mit dem Pistol nach ihr geschossen?" — Er lachte und sprach: „Das ist der Schlaf. Sieh nur deine Pistolen an." Und richtig; sie waren beide noch geladen. Ein ander Mal war ich gegen Morgen meiner Karawane etwas voraus, machte eine falsche Bewegung und mein Hedschin drehte sich um. Ich kam aus dem Gleichgewicht, schlug die Augen auf, und sah nun, wie meine kleine Karawane gerade auf mich zukam. Ich erkannte sie aber nicht und glaubte, es sei eine andere, welche meinen Weg kreuze. Ich rief sie an: „Willkommen, Reisende, seid gegrüßt! Woher kommt ihr?" Die Antwort lautete: „Wir sind Deine Diener." Der Mann, welcher diese Worte sprach, hatte vollkommen Recht. —

Conversations- und Reisebibliothek, Leipzig, Lorck. — Es ist zweckmäßig, daß der Herausgeber für diese Sammlung, die auf eine außerordentlich große Verbreitung berechnet ist, vorzugsweise ethnographische Schilderungen gewählt hat, weil es doch immer diejenige Lectüre ist, die mit der geringsten Unbequemlichkeit den größten Nutzen verbindet. Unter den Büchern, welche dahin einschlagen, erwähnen wir zunächst die Skizzen und Bilder aus der Krim, von Steinhard. Der Verfasser hat sein Werk nach den vorzüglichsten dahin einschlagenden Schriftstellern und Reisenden, Kohl, Moritz Wagner, Koch, Demidoff u. s. w., bearbeitet und sich bemüht, ein vollständiges geographisch-historisches Gesammtbild daraus zusammenzusetzen. — Das neue Paris von Hans Wachenhusen erzählt die Reise des Verfassers in der Art, wie man es von Feuilletonisten überhaupt gewöhnt ist, mit Lebhaftigkeit, Witz und nicht ohne scharfe Beobachtung. Am ausführlichsten geht er auf die neuen Bauten ein, durch welche das alte Paris allmälig ganz untergeht. „Man hat V. Hugo und A. Dumas die Schauplätze ihrer Romantik demolirt, anstatt der poetischen Lumpen, der Gaunerhöhlen jener alten verschwundenen Volksquartiere gibt es hinfort nur Lumpen in Brokat und Gaunerpaläste; an die Stelle des Gewissens tritt die Speculation, kein Mensch darf sich hinfort soweit herabwürdigen, hinter zerbrochenen Fensterscheiben, in frostigen Mansarden, auf kalten Strohsäcken und morschen Feldbetten elend zu sein; denn dafür baut die Regierung Paläste, dafür hat sie alle diese alten Baracken niederreißen lassen, daß jedermann wenigstens das Recht habe, hinter Damastvorhängen auf wellen-

Digitized by Google

schlagenden seidenen Divans kein Geld und nichts zu essen zu haben. Die heutige französische Regierung thut mehr als die des gerechten Monarchen, der da wollte, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe, die heutige Regierung will, daß selbst der Proletarier seine Goldleisten und Sammettapeten habe, daß selbst der Aermste auf orientalischen Teppichen wandle. Niemand soll fernerhin wissen noch ahnen, daß es eine Armuth, ein Proletariat gebe, es wird die Schuld jedes Einzelnen sein, wenn er so pauvre ist, den Luxus nicht bezahlen zu können, den ihm die Regierung so freigebig geboten u. s. w." —

Das Buch über die Mormonen von Moritz Busch haben wir bereits besprochen. — Recht unterhaltend sind die beiden Schriften: Eine Nordfahrt. Streifzüge in Island von Pliny Miles. Aus dem Englischen von W. E. Drugulin; und: Ein Sommer in Schleswig. Aus dem Dänischen von Helms. Beide Bücher bemühen sich vorzugsweise, das Volksleben in seinen feinern Nüancen zu zeichnen. Das letzte hat zwar eine dänische Färbung, allein diese tritt doch im Ganzen in keiner Weise unangenehm hervor, und man lernt daraus, sich von den innern Verhältnissen eines Landes, das man gewöhnlich nur vom politischen Standpunkt betrachtet, eine lebhaftere Vorstellung zu machen. Für uns Deutsche hat freilich eine so objective Betrachtung etwas Trübes, denn wenn man fortwährend an die Gewalt denken muß, die dort unsern Namensbrüdern angethan wird, so kann die Freude an den objectiven Zuständen keinen großen Raum gewinnen. —

Land und Leute in der alten und neuen Welt. Reiseskizzen von Franz Löher. 2r. Bd. Göttingen, Wigand. — Wir können dies Buch als eine sehr erfreuliche Erscheinung bezeichnen. Zwar zeigt hin und wieder der Verfasser eine gewisse Neigung zu Paradoxien und Gedankensprüngen, aber diese Neigung wird stets durch einen sehr sichern gesunden Menschenverstand wieder ausgeglichen, und die Lebhaftigkeit und Intensivität der Anschauung verdient vollste Anerkennung. Der Verfasser hat keine Vorurtheile weder für noch gegen Amerika mitgebracht, er hat ruhig und unbefangen beobachtet, und es freut uns, daß das Resultat dieser Studien für unser eignes Vaterland ein günstiges ist. Bei allem Werth, den die fieberhafte Thätigkeit der Amerikaner für die Entwicklung der Cultur hat, fehlt ihnen doch ganz jene innere Behaglichkeit des Lebens, die wir mit dem Ausdruck Gemüth zu bezeichnen pflegen, und daher sind ihnen die reinsten Blüten der Cultur versagt. Den Verfasser zeichnet noch ein anderes Talent aus, welches für Reisebeschreibungen, wenn man ihm unbedingt den Zügel schießen läßt, seine Bedenken hat, welches aber in seinen bestimmten Grenzen solchen Darstellungen eigentlich erst die befriedigende Form gibt; er besitzt nämlich eine entschieden poetische Anlage. Als Zeugniß dafür theilen wir hier seine Schilderung des Urwaldes mit. — „Man fühlt sich erleichtert, wenn man aus dieser gründunkeln Waldnacht auf höher gelegene kahle Stellen kommt. Die Bäume verdecken auch dort noch die freie Aussicht, aber vielleicht sieht man doch unten aus einem Thale den blauen Rauch, der sich über der Laubdecke emporkräuselt, ein Zeichen, daß Wesen da wohnen, welche fühlen und denken wie wir. Schon daß man nicht immer Laub, Stämme, Moos und Moder, sondern auch kahlen Grund und Felsbrocken vor Augen hat und einen halben Büchsenschuß weit sehen kann, ist eine Wohlthat. Denn in diesen endlos dichten Wäldern legt es sich wie der Druck einer finstern

Digitized by Google

Naturgewalt auf die Seele, und wenn man singen will, hört man von selbst im ersten Verse wieder auf und versinkt wieder in das dumpfe Schweigen der Natur. Auch die Matrosen singen nur, wenn sie sich wieder dem fröhlichen Lande und den Stätten der Menschen nähern. Wie auf dem Meere die heitern Gebilde, welche im Geiste keimen, unaufgeblüht in das endlose Wellen und Wogen versinken, so verwehen in dem endlosen dumpfen Rauschen und Rollen des Urwaldes die lebhaften Gedanken. Zuletzt hört man nur noch auf das verhaltene Brausen und Wallen in den Waldestiefen, die Ideen werden trübe und verfließen ins Unendliche und Unbestimmte. Damit man sein Ich nicht ganz an das mächtige Wogen der Natur verliere, fliegt dann und wann ein greller Lichtschein durch die Seele, man weiß nicht woher es kommt, vielleicht stürzte sich ein Flug Waldvögel kreischend ins Dickicht, oder man sah die scharfen Augen von ein paar Eichhörnchen hinter den Aesten lugen, oder es öffnet sich plötzlich eine Schlucht, in der tief unten Wasser braust. Wird man auch einen Augenblick durch dergleichen aus seiner Träumerei gerissen, bald darauf ist der Geist wieder wie umweht und umhüllt von grauen Schleiern. Der Ocean und der Urwald sind noch ein Stück wüster Urweltsgröße, unter deren schwerem Hauche der Mensch mit seinen leichten freundlichen Ideen nicht gedeihen kann. Auf den bahnlosen ewig gleichen Prairien, Steppen und Sandwüsten macht man eine ähnliche Erfahrung, jedoch ist sie nicht so trübe, weil auf jenen Ebenen frische Luft ist und weite lichte Himmelsbläue, man ist dort nicht befangen von dem Wellendunst des Meeres und von dem Modergeruch des Urwalds." —

Vermischte Literatur. — Brocchis Briefe über Dantes Göttliche Komödie. Aus dem Italienischen von B. K. S. Bonn, Henry u. Cohen. — Die Briefe sind aus dem Jahre 1797. Sie haben keinen gelehrten Zweck, sondern sollen nur dazu dienen, diejenigen Laien, die empfänglichen Sinn für das Schöne haben, aber die Mühe scheuen, einen so schwierigen Dichter gründlich zu studiren, auf eine leichte und bequeme Weise zum Verständniß desselben anzuleiten. Diesen Zweck erfüllen sie vollkommen, und die Uebersetzung ist daher eine dankenswerthe Arbeit. —

Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen und Quellen zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese von Heinrich Viehoff, Professor u. Director der höhern Bürger- und Provinzial-Gewerbeschule zu Trier. Neue, größtentheils umgearbeitete Auflage in drei Bänden. Zweiter Theil. Stuttgart, Ad. Becher. — Die Gründlichkeit der Erklärung haben wir schon bei Gelegenheit des ersten Bandes rühmend anerkannt; sie läßt sich auch bei dem gegenwärtigen nicht vermissen nnd macht sich im Ganzen auf eine erfreulichere Weise geltend, da die didaktischen Gedichte, welche in demselben behandelt sind, einer Erklärung in der That mehr bedürfen, als die leichten lyrischen Versuche aus Schillers Jugendzeit. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Ludwig Tieck in seinen Jugendwerken.

Unter den zahllosen Recensionen A. W. Schlegels in der Literaturzeitung von 1797 zeichnen sich drei durch ein zwar nicht unbedingtes, aber doch im Verhältniß zu den übrigen sehr bedeutendes Lob aus: die Recension der Ammenmärchen von Peter Leberecht (Blaubart und der gestiefelte Kater), die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders und der Bambocciaden. Die erste dieser Schriften war von Tieck, die zweite von Wackenroder, die dritte von Bernhardi. Infolge dieser Recensionen suchte der Kritiker den hoffnungsvollen jungen Dichter der Ammenmärchen, der damals erst 24 Jahre alt war, auf; Tieck siedelte nach Jena über und es entstand nun zwischen den beiden eigentlich sehr abweichenden Naturen jene Gemeinschaft, die trotz der verschiedenen Umwandlungen in ihrer geistigen Bildung bis in die späteste Zeit fortgedauert hat.

Einem Recensenten des Jahres 1797, der die Verpflichtung hatte, alle belletristischen Neuigkeiten zu besprechen, ging es wie dem Recensenten von 1854. Die meisten der neuerschienenen Schriften gehörten jener Literatur an, die man nicht leicht angreift, ohne sich etwas die Finger zu besudeln. Nun wurde Schlegel zwar in seinem Geschäft durch seine Frau unterstützt, welche die Bücher für ihn las, aber er mußte sie doch wenigstens ansehen, und es ist sehr begreiflich, daß er mit einem gewissen Jubel aufathmete, wenn ihm Schriften wie die von Tieck in die Hand fielen, ganz abgesehen von ihrem Inhalt.

Ludwig Tieck war zu Berlin 1773 geboren und frühzeitig durch das Reichardsche Haus in die Mysterien der Literatur eingeweiht. 1792 studirte er in Halle, Göttingen und Erlangen und wendete schon damals den Mittelpunkt seiner Studien auf Shakespeare, dessen Sommernachtstraum er 1793 übersetzte und mit einer Abhandlung „über die Behandlung des Wunderbaren bei Shakespeare" begleitete. 1794 kehrte er nach Berlin zurück und fiel den Buchhändlern in die Hände, für die er nebst seiner Schwester Sophie alles ausarbeitete, was man verlangte; namentlich in den „Straußfedern" von Musäus seit 1795. Es ist in diesen Jugendversuchen vieles, was an Klinger,

gitized by Google

an Wieland, an Musäus, aber auch manches, was an Veit Weber, ja an Kramer erinnert; der Unterschied liegt nur darin, daß er niemals vollständig in seinem Gegenstand aufgeht. Die unbefangenste Laune ist in Peter Leberecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten, 1795; den Namen Peter Leberecht behielt er dann für seine nächstfolgenden Werke bei. Allmälig wandte sich seine Ironie hauptsächlich gegen die berliner Aufklärer; infolge dessen zog sein bisheriger Gönner Nicolai seine Hand von ihm ab und der Bund mit Schlegel wurde geschlossen.

Das einzige Werk jener Zeit, welches Beachtung verdient, der Roman William Lovell (1795) erinnert in seiner Tendenz wie in seiner Haltung an Werther, aber er ist keineswegs eine sklavische Nachahmung, sondern ein originelles, und wenn man die Jugend des Dichters in Anschlag bringt, höchst interessantes Product. Ohne sich des Grundsatzes deutlich bewußt zu werden, entwickelt Tieck, daß die höchste geistige Anlage in der Empfindung und im Denken ohne den Regulator des Gewissens etwas Sieches, Hohles und Erbärmliches ist; daß die stofflose Genialität sich selbst verzehrt: — eine Tendenz, die uns bei dem spätern Propheten der romantischen Schule in einiges Erstaunen versetzt. — Allein im Werther empfinden wir überall das Wehen der gewaltigen, auch in ihrer Krankhaftigkeit poetischen Natur, im Lovell ist es die phantastische Reflexion, die allen Inhalt des Lebens aushöhlt. Werther wird uns häufig verletzen; aber die Glut seiner Empfindung reißt uns fort; im Lovell dagegen werden nur unsre Nerven irritirt, die Erregung geht nicht in unser Inneres über, sie bleibt uns etwas Fremdes, wie eine Fieberphantasie.

In einem Traum wird Klingers Giaffar durch den Teufel in eine Reihe verworrener Abenteuer verstrickt und zu den ärgsten Verbrechen verleitet, bis er plötzlich aufwacht. Der Teufel sucht ihm nun einzureden, er habe in diesem Traume ein Bild von dem radicalen Bösen der menschlichen Natur. Allein Giaffar bemerkt ganz richtig, daß während des Traumes die höhern Geisteskräfte gebunden sind, daß die Phantasie ohne die Leitung des Gewissens und der Willenskraft nur eine einseitige Erscheinung des Menschen ist und daß die Bösartigkeit eines Traumes die Bösartigkeit der Seele nicht bedingt. Diesen sehr wichtigen Unterschied hat Tieck aus den Augen gelassen. Die Ereignisse des Romans, insofern sie auf den Charakter des Helden einwirken, laufen so träumerisch ineinander, und er setzt ihnen einen so geringen Widerstand entgegen, daß wir an die Identität seiner Person nicht glauben können, obgleich er uns durch eine unterbrochene Reihe von Briefen von dem Fortgang seiner Seelenzustände zu unterrichten sucht. Werther empfindet vom ersten Augenblick das Gefährliche seiner Lage; er stellt seiner Leidenschaft alles entgegen, was Vernunft und Gewissen aufbieten können, aber seine Willenskraft ist zu

Digitized by Google

ſchwach, um dem ſüßen Zaubertrank zu widerſtehen. Er ſtürzt mit ſehenden Augen in den Abgrund. Der Kampf iſt ein verzweifelter, aber er erregt doch bis zum Ende unſre Theilnahme, weil wir ihn wirklich vor uns ſehen und weil die Gewalt der Leidenſchaft in unſerm eignen Innern nachzittert. Bei Lovell iſt zwar die Grundſtimmung ſchwermüthig, wie im Werther, aber es iſt keine ſtarke, dramatiſch entwickelte Leidenſchaft, die den Untergang nach ſich zieht, ſondern eine Reihe kleiner, willkürlicher Empfindungen und Intriguen, die zuweilen durch recht armſelige Hebel bewegt werden, die keinen innern Zuſammenhang haben und die uns weder durch ihre Naturwahrheit, noch durch ihre Größe beſchäftigen. Dem ſiechen Weſen des Helden fehlen ſelbſt diejenigen Eigenſchaften, die ſonſt zuweilen den Böſewicht adeln: Muth, Kühnheit, Entſchloſſenheit, eine gewiſſe Nobleſſe in den Formen. Gegen die Geſetze und Erſcheinungen des Lebens iſt der Dichter ebenſo theilnahmlos, als ſein Held und was Werther nur einmal in einem Augenblick frevelhafter Verzweiflung ausruft, iſt hier die Tendenz der Dichtung: das Leben iſt ſchal und nichtig, ein ewig gebärendes, ewig verſchlingendes Ungeheuer. „Mein Leben iſt leer und ohne Inhalt!“ Dieſer ſchreckliche Refrain, den wir bei Tiecks ſämmtlichen Dichtungen wieder antreffen, klingt uns am vernehmlichſten in dieſem Jugendwerk entgegen.

So hart das Urtheil klingen mag, mit dieſer Charakteriſtik des Lovell haben wir die ganze Dichtung Tiecks charakteriſirt. In den 43 Jahren ſeiner poetiſchen Laufbahn vom Lovell bis zur Vittoria Accorombona tritt dieſer unheimliche Charakter unter den bunteſten Verkleidungen immer von neuem wieder auf und Tieck hat eigentlich nie einen andern geſchaffen. So glänzend zuweilen die Farben ſind, die er zu ſeinen Bildern verwendet, es ſind immer nur Schattenſpiele ohne Inhalt und Kern, weil ihm das fehlt, was aller Dichtung zu Grunde liegen muß: Gefühl für den Ernſt des Lebens und Energie des Gewiſſens.

„Tiecks reifere Werke kann man nicht nach ihrem wahren Gehalt würdigen, ohne in die innerſten Geheimniſſe der Poeſie einzugehen; und man würde ſich dabei nur ungern entſchließen, die vernachläſſigten Anſprüche der dramatiſchen und metriſchen Technik geltend zu machen, wo die Fülle und Leichtigkeit des erſten Wurfes zu ſehr in die Breite geht, weil der reichbegabte Künſtler ſich niemals entſchließen konnte, anders als alla prima zu malen. Eine zauberiſche Phantaſie, die bald mit den Farben des Regenbogens bekleidet in ätheriſchen Regionen gaukelt, bald in das Zwielicht unheimlicher Ahndungen und in das ſchauerliche Dunkel der Geiſterwelt untertaucht. Unerſchöpflichkeit an ſinnreichen Erfindungen; heiterer Witz, der meiſtens nur zwecklos umherzuſchwärmen ſcheint, aber, ſo oft er will, ſeinen Gegenſtand richtig trifft, jedoch immer ohne Bitterkeit und ernſthafte Kriegsrüſtungen; ferner feine, nur allzuſchlaue Beobachtung der Wirklichkeit und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe; dies ſind die Vorzüge, die bald die einen, bald die andern mehr in Tiecks Dichtungen glänzen.“ —

Dieſes Urtheil A. W. Schlegels (1827) klingt zwar ſehr ſchmeichelhaft, aber es bezeichnet mittelbar die Schwächen des Dichters. Tieck beſitzt eine

glänzende Phantaſie und einen ſprudelnden Witz, aber es fehlt ihm Wärme des Lebens und Sicherheit des Gewiſſens. Darum iſt er nie im Stande geweſen, einen Charakter zu zeichnen, ein Problem zu lösen, ja auch nur ein Ereigniß in feſten Umriſſen darzuſtellen. Einbildungskraft und Witz ſind Rankengewächſe, die einen feſten Stamm auf das prachtvollſte verzieren, ihn aber nie erſetzen. Tieck hat neben ſeiner Einbildungskraft auch einen feinen Verſtand, aber anſtatt das Eine an dem Andern zu ſchulen und zu berichtigen, läßt er beiden den freiſten Lauf, er führt ein Traumleben, das unabhängig von ſeiner Beobachtung der Wirklichkeit iſt und ſtellt ſich dieſer ebenſo oft als altkluger Philiſter wie als träumeriſcher Phantaſt gegenüber. Der abgeſagte Feind aller Metaphyſik und Schwärmerei, aller Verallgemeinerungen und Ideale, wollte er das Leben und ſeine Empfindungen wie ein anmuthiges Spiel behandeln, das Unbedeutendſte wie das Erhabenſte poetiſiren, ohne ſich je an die Stoffe oder an die Ideen zu verpfänden. Er hatte keinen Sinn für das Alterthum, weil dieſes Ideale darſtellte und von Geſetzen ausging, und die Naivetät und Kindlichkeit, deren er ſich befleißigte, waren durchaus nicht im Sinn der Alten; ſie gingen nicht Hand in Hand mit dem Naturgeſetz, ſondern ſie waren Eingebungen der Willkür. Wie ſeine Freunde trachtete er nach dem Unauflösbaren, Irrationellen, aber nicht um daran zu glauben, ſondern um damit zu tändeln. Er war ſeinem Talent nach ein Realiſt oder vielmehr ein Naturaliſt, aber nur in Beziehung auf die endliche Erſcheinung; wo der Ernſt anfing, hörte ſeine Theilnahme auf. Er verſpottete Schiller, Jean Paul, Fouqué, Werner u. ſ. w., weil ſie an ihre Ideale wirklich glaubten und wenn er ganz aufrichtig war, ſo traf dieſer Spott ebenſo ſeine nächſten Freunde. Von dem transſcendentalen Idealismus entlehnte er zuweilen einige Stichwörter, um der Maſſe unverſtändlich zu ſein, er legte ſie ſeinen poetiſchen Narren in den Mund; aber niemals hat er ſich ernſtlich damit beſchäftigt. Goethe und Shakeſpeare verehrte er viel aufrichtiger, als ſeine Freunde, aber als Naturaliſt, und das kleine Gedicht des erſtern, in welchem die Weisheit aufgefordert wird, die zarten Schwingen der Phantaſie nicht zu verletzen, enthielt das Grundprincip ſeines Schaffens und Empfindens. Die Schlegel verachteten den Philiſter, weil er ihre Ideale nicht anerkennen wollte; ſie bekämpften die Aufklärung, weil ſie den Bedürfniſſen der Kunſt widerſprach. Tieck dagegen machte ſich über den Philiſter luſtig, weil er es mit dem Glauben und mit dem Leben überhaupt ernſt nahm und verabſcheute die Aufklärung, weil ſie ihm die Arbeit und die Noth nahe rückte. Die Schlegel hatten doch zuweilen, wenn auch ihr Studium nie ein ernſtes war, einen Blick für die Geſchichte. Tieck machte ſich über alles luſtig, was in der Geſchichte eine feſte, wahrnehmbare Geſtalt gewinnen wollte. Darum war er zum Dichter der Ariſtokratie beſtimmt, die Theezirkel des unbeſchäftigten Adels waren ſeine

Digitized by Google

ideale Welt und den Schaum des Lebens abzuschöpfen, wie der Schmetterling an der Blüte nascht, sein Lebensberuf.

Bei allen Widersprüchen einer solchen Natur hat Tieck doch eine ziemlich klare Einsicht in sich selbst gehabt; die Eröffnungen an seinen Freund Solger*) (1812) sind zu aufrichtig und treffend, als daß wir sie umgehen dürften.

Ich habe die Erfahrung schon öfters gemacht, daß sich die Menschen, die im Ganzen mit mir einverstanden sind, aus meinen Schriften ein unrichtiges Bild von mir entworfen haben, weil sie das Unabsichtliche, Arglose, Leichtsinnige, ja Alberne nicht genug darin hervorgefühlt haben. Die Heuchelei unsrer Zeit habe ich immer von Herzen gehaßt ... jene Bildung des Geschmacks, die aus hergebrachten Grundsätzen alles verstehen und beurtheilen will, wie jene flatternde Schwärmerei sovieler in unsern Tagen, die ihre Unselbstständigkeit für Gemüth und reizbaren Sinn halten, die vierteljährig ein Extrem gegen ein anderes vertauschen und um nur immer eine eingebildete höchste Höhe zu behaupten, Grund und Boden und sich selbst verlieren.....

Ich habe den nämlichen Widerwillen gegen die Einseitigkeit, Erhitzung und leere Schwärmerei unsrer Zeitgenossen. Irgendetwas ist immer in Deutschland an der Tagesordnung, das leere Form, geistlose Mode und übertriebene Einseitigkeit wird... Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und allem Wunderlichen lag stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauschen zu lassen, der mich immer von allen diesen Fieberkrankheiten zurückgehalten hat, so daß ich weder an Revolution, Philantropie, Pestalozzi, Kantianismus, Fichtianismus noch Naturphilosophie als letztes einziges Wahrheitssystem gläubig habe in diesen Formen untergehen können. —

Meine Liebe zur Poesie, zum Sonderbaren und Alten führte mich anfangs fast mit frevlem Leichsinn zu den Mystikern, namentlich zu J. Böhme, der sich binnen kurzem aller meiner Lebenskräfte bemächtigte; der Zauber dieses wundersamsten Tiefsinns und dieser lebendigsten Poesie beherrschte mich nach zwei Jahren so, daß ich von hier aus nur das Christenthum verstehen wollte ... von meinem Wunderlande aus las ich Fichte und Schelling und fand sie leicht, nicht tief genug ... so kam es dahin, daß mein jugendlich leichter Sinn, meine Lust zur Poesie und an Bildern nur als etwas Verwerfliches erschien ... so gab es Stunden, wo ich mich in die Abgeschiedenheit eines Klosters wünschte, um ganz meinem Böhme und Tauler und den Wundern meines Gemüths leben zu können. Dies hatte sich schon im Zerbino leicht poetisch, in der Genoveva dunkler und im Octavian verwirrter geregt. ...

Da nun Tiecks nächste Freunde, Bernhardi und Wackenroder, ihrer Natur wie ihrer Bildung nach derselben Richtung angehörten, so gab dieser fremdartige Zuwachs der Schule einen ganz neuen Inhalt. Als sich Tieck zum Apostel jener Doctrin erhob, die das Reich der Dichtung als einen wunderbaren Zaubergarten von der profanen Welt abschloß, als er seinen Instinct und seine Neigungen durch die Idee bestärkte, daß die Kunst um der Kunst willen da sei, daß das Leben eigentlich nur soweit Berechtigung habe, als es der Kunst diene, da war zugleich das Princip und die Richtung dieser Kunst vollständig umgewandelt. Die Phantasie gab es auf, einer Kunst oder einem Glauben zu dienen, sie vertiefte sich in gegenstandlosen Selbstgenuß, und wo

*) Solger, nachgel. Schr. I. S. 269, 331–3, 341–2, 373–4, 536–542. Die letzte Stelle ist namentlich zu vergleichen. — Ferner I. S. 712–3.

Digitized by Google

sie einmal einen enthusiastischen Anlauf nahm, geschah es nur, um sich selbst zu verspotten.

Die Jahre 1797 bis 1804 waren gleichsam die Flegeljahre der Romantik, die dann von der jüngern Generation festgehalten und zu einer ästhetischen Convenienz verarbeitet wurden. In dem ewigen Wechsel der Ideen tritt nur ein leitender Instinct hervor: die Ironie gegen die Begriffe und den Glauben des Zeitalters. — Es war der alte Kampf der Xenien gegen die Spießbürgerlichkeit, der freilich jetzt Goethe und Schiller selbst unbequem wurde. Halb und halb ohne es zu merken sah sich die Schule auf einmal in geheimer Opposition gegen ihren Meister, und wenn sie auch noch fortfuhr, in Goethe den größten deutschen Dichter zu verehren, so pflanzte sie doch in ihren principiellen Fehden eine selbstständige Fahne, die Fahne der Romantik auf.

Die einzelnen Artikel ihrer Journale machen zuweilen den sonderbarsten Eindruck. Die Ironie, die Unverständlichkeit, die Zwecklosigkeit wurden hier zu einem System ausgearbeitet, man docirte mit großem Ernst, daß der Künstler es niemals mit einer Sache ernst meinen, daß er in seinen Ideen der Masse nie verständlich sein dürfe, daß es sein Beruf sei, absichtslos und ohne Zweck zu leben und zu dichten. Am liebsten erging man sich in Aphorismen, die durch eine pikante Wendung oder durch Paradoxien, d. h. dadurch, daß man die Worte in einem andern Sinne gebrauchte, als dem gewöhnlichen, aber ohne es zu sagen, zum Theil den trivialsten Inhalt überdeckten. Die frivole Ueberbildung des Zeitalters verdrehte in ihrer Mißachtung aller Gesetze und Traditionen den philosophischen Idealismus in eine souveräne Ironie gegen allen sittlichen Inhalt. Die Romantiker waren nur die Chorführer der „guten Gesellschaft;" hier war allmälig die Aufklärung trivial geworden, sie galt nicht für courfähig. Es wurde vornehm, Sinn zu haben für das, was der bürgerlichen Bildung als Thorheit erschien: bei der Geringschätzung gegen das Denken und Fühlen der Masse, bei der oberflächlichen Bildung nach fremdem Zuschnitt war es gar nicht so auffallend, wenn man auch an der Unmöglichkeit einer übernatürlichen Welt zu zweifeln anfing.

Die romantische Ironie ist mit Recht als das charakteristische Kennzeichen der Schule betrachtet worden. Das Bestreben zu denken, zu empfinden und zu schaffen, nur um augenblicklich darauf die Gedanken, die Empfindungen, die Schöpfungen wieder aufzulösen, ist etwas so Seltsames, daß man es nur aus einer Mischung von Uebermuth und Zweifel an sich selbst begreifen kann: dem Uebermuth einer philosophischen und poetischen Bildung, die eigentlich blos formell war, die mit spielender Leichtigkeit die geistigen Beziehungen analysirte und darum glaubte, sie wäre auch wirklich Herr über diese geistigen Mächte; und jenem Zweifel, der aus dem lebhaften Bewußtsein der eignen Unproductivität entsprang. Im Grunde ist die Methode dieser Genialität sehr leicht zu

Digitized by

durchschauen und nachzuahmen. Sie besteht darin, daß man Ideen, die nur durch ein bestimmtes Mittelglied einen relativen Zusammenhang haben, in einen absoluten Zusammenhang setzt und durch die Auslassung jenes Mittelgliedes den Leser darüber täuscht.

Die romantische Schule hat alles aufgeboten, ihren einzigen Dichter dem deutschen Volk als den Schöpfer einer neuen Kunst zu empfehlen. Er ist schon damals nur in exclusiven Kreisen gelesen, aber seine Größe wurde in sämmtlichen Journalen mit so bestimmter Ueberzeugung gefeiert, daß das Publicum endlich daran glaubte, schon um nicht den Verdacht der Geschmacklosigkeit auf sich zu ziehen. Zuletzt wurde diese Begeisterung selbst Goethe unbequem. Der alte Herr fand es doch unschicklich, daß man ihm Tieck gradezu als Ebenbürtigen an die Seite stellen wollte.

Während nun die Schlegel mit der ganzen Welt in einem fortdauernden erbitterten Kriege lebten, hat Tieck trotz seiner zuweilen recht bittern Ausfälle nie einen ernstlichen Feind gehabt. Jene hatten in ihren Tendenzen wie in ihren Sympathien etwas Bösartiges; Tieck dagegen war eine harmlose Natur. Trotz der Paradoxien in seinen Ansichten, die zum Theil der Schule angehörten, zeigte er, wo er sich zur Unbefangenheit zwingen konnte, einen feinen gebildeten Instinct, zuweilen einen glänzenden Scharfsinn. Er war ebensowenig fähig, große Principien ernst und energisch zu verfolgen, als bestimmte Gestalten mit fester Hand zu zeichnen; aber er hatte eine sinnige Empfänglichkeit für kleine Schönheiten, für unmerkliche Züge, und übte damit bei dem vorherrschend männlichen Charakter unsrer Literatur eine zweckmäßige Gegenwirkung aus. In den neuen Stoffen, die er aus den fremden Nationen dem deutschen Volk mittheilte, verfuhr er wenigstens im Ganzen mit Takt: er gab Calderon, Dante und die Mystiker, deren speculatives Wesen unsrem Nationalinstinct zu fern lag, bald auf und hielt sich an die uns zunächst stehenden Dichter, Shakespeare und Cervantes. Was aber vielleicht sein Hauptverdienst ist, er hat theils durch sein persönliches Verhältniß, theis durch den edlen, feinen und gebildeten Stil seiner Schriften, wesentlich zur Förderung jenes guten Verhältnisses zwischen Literatur und Gesellschaft beigetragen, das unsre classischen Dichter zuerst begründet haben, das aber jeden Augenblick in Gefahr stand, der neuen Verwilderung zum Opfer zu fallen. Die eigne Poesie der Schule schließt sich also an diesen Dichter an, und wir können seine Werke als den Leitfaden für die poetische Entwicklung der Romantik betrachten.

Durch die Volksmärchen von Peter Leberecht wurde Tieck zuerst in die romantische Schule eingeführt; sie verdienen auch in der Literaturgeschichte den vornehmsten Platz. Die Zahl derselben ist sehr groß; seit 1793 erschien alljährlich eine neue Lieferung, doch genügt es, sich an diejenigen zu halten, welche der Dichter selbst 1812 im „Phantasus“ gesammelt hat.

Digitized by Google

In unsern Tagen ist die Ehrfurcht vor dem instinctartigen Schaffen des Volks und vor den Ueberlieferungen desselben in Sagen und Märchen so groß, daß man sich leicht einbildet, der erste, der diese Neigung angeregt hat, müsse auch von demselben Gefühl durchdrungen gewesen sein; umsomehr, da Tieck es sich von Zeit zu Zeit angelegen sein ließ, die berliner Aufklärer durch seine Bewunderung dieser alten einfältigen Geschichten zu ärgern. Allein diese Bewunderung war nichts weniger als naiv. Er betrachtete die Märchen und Sagen als den rohen Stoff, aus dem die freie dichterische Phantasie erst etwas zu machen habe. A. W. Schlegel hat in seiner Recension der „Altdeutschen Wälder" 1815 rücksichtslos die ganze Verachtung ausgesprochen, welche der Verkündiger der absoluten Kunst vor diesen Gestalten des Instincts empfinden mußte; und wenn Tieck als geborner Naturalist in seiner Geringschätzung auch nicht soweit ging, so zeigt doch seine Bearbeitung selbst, wiewenig er sich aus der Ueberlieferung machte. Er steht seinen Stoffen im Grunde ebenso ironisch gegenüber, als seine Vorgänger Musäus und Wieland: aber freilich unterscheidet er sich sehr vortheilhaft von ihnen durch die bewundernswürdige Feinheit und Sauberkeit seiner Arbeit und durch die unnachahmliche Anmuth und Noblesse seines Stils.

Der Reiz jedes Märchens, des deutschen, des persischen, des slawischen, liegt in der kindlich einfachen, unbefangenen Auffassung der Menschen und Situationen, die dem Zusammenhange der Sittlichkeit so fern steht, daß wir sie mit innerer Freiheit genießen. Im Märchen gibt es kein Naturgesetz, keine verständig überlegte, sittliche Ordnung: jede Beziehung auf das eine oder die andere, also jedes ängstliche Motiviren stört unsre Unbefangenheit. Die Charaktere müssen von der einfachsten Anlage sein, jede Verwicklung, jeder Zug, reißt uns aus der lustigen Idealwelt heraus.

An einem echten Volksmärchen können wir in jedem Lebensalter einen heitern Antheil nehmen, denn die ursprüngliche Natur findet in jeder Seele eine entsprechende Stimme. Aber solche Märchen macht man nicht, sie müssen werden. Im Volk gehen sie von Mund zu Munde, die alten Götter und Dämonen werden mit jedem Geschlecht behaglicher und greifbarer, der Zusammenhang immer unbefangener. Will aber der Kunstdichter einen natürlichen — d. h. ihm angekünstelten — Ton anschlagen, so fühlt jedes Kind die Unwahrheit heraus; und will er vom Standpunkte seiner Bildung den naiven Stoff — der auf das Nichtwissen der Widersprüche berechnet ist — ins allgemein Menschliche übersetzen, und doch das Wunderbare beibehalten, so wird dieses zum Unnatürlichen, aus dem Zufall wird Fatalismus, aus den Phantasiebildern entstehen Gestalten des Grauens, die Einfalt geht in Aberglauben, die Unbefangenheit in Ziererei über. Man sucht das Wunderbare an die bekannten Gesetze der Physik, das Abenteuerliche an die tiefen Gesetze der Seele an-

Digitized by Google

zuknüpfen, und so fällt man der Macht der schwarzen Magie in die Hände. Bei Tieck ist überall die Wirkung auf ein Moment des Schauders, des Grauens vor den feindseligen Mächten der Natur berechnet, was bei der Abwesenheit alles sittlichen und gemüthlichen Inhalts auf dieselbe Speculation hinauskommt, die wir bei den Mysteriendichtern so entschieden verwerfen.

Schon die Bearbeitung der Sage vom Venusberg genügt, das Verhältniß Tiecks zu seinen Stoffen zu bezeichnen. Er hat die Sage vom getreuen Eckard und vom Rattenfänger zu Hameln in einem halb aus Romanzen, halb aus Prosa zusammengesetzten Vorspiel verschmolzen, in einem Ton, dessen altfränkische Treuherzigkeit etwas gemacht aussieht. Mit dem Auftreten des Tannhäuser beginnt die eigentliche Erzählung. Der Tannhäuser ist seinen Freunden plötzlich verschwunden; nach einigen Jahren trifft ihn einer derselben, Friedrich, vor seiner Burg. Diesem erzählt er, er komme eben aus dem Venusberg zurück und wolle eine Pilgerfahrt nach Rom unternehmen, um sich von der Last seiner Sünden zu befreien. Seine Verbindung mit der heidnischen Göttin sei nur der Schluß einer Reihe von Freveln gewesen: er habe ein Mädchen geliebt, Namens Emma, diese habe ihm aber einen andern Ritter vorgezogen, er habe denselben erschlagen, und sie sei vor Gram gestorben. Nachher will er noch mehre entsetzliche Greuel ausgeübt und erlebt haben. — „Friedrich betrachtete ihn lange mit einem prüfenden Blicke, dann nahm er die Hand seines Freundes und sagte: Immer noch kann ich nicht von meinem Erstaunen zurückkommen; auch kann ich deine Erzählung nicht begreifen, denn es ist nicht anders möglich, als daß alles, was du mir vorgetragen hast, nur eine Einbildung von dir sein muß, denn noch lebt Emma, sie ist meine Gattin, und nie haben wir gekämpft oder uns gehaßt, wie du glaubst. . . . — Er nahm hierauf den verwirrten Tannhäuser bei der Hand und führte ihn in ein anderes Zimmer zu seiner Gattin. . . . Der Tannhäuser war stumm und nachdenkend, er beschaute still die Bildung und das Antlitz der Frau, dann schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: Bei Gott, das ist noch die seltsamste von allen meinen Begebenheiten!" — Seltsam in der That; und den Leser beschleicht jenes unheimliche, ungesunde Frösteln, welches nie ausbleibt, wenn uns der Wahnsinn entgegentritt und wir nicht unterscheiden können, wer der Wahnsinnige ist. — Daß dann der Tannhäuser doch noch nach Rom geht, ungesühnt zurückkehrt, Emma wirklich ermordet und Friedrich durch einen glühenden Kuß nach sich in den Venusberg zieht, dient im Ganzen nur wenig dazu, den Schauder zu vermehren.

Ein ähnliches Motiv hat Tieck in einer zweiten, dies Mal selbstständig erfundenen Fabel angewandt: Der blonde Eckbert. Schlegel gibt derselben mit Recht unter allen Märchen den Preis. „Durch die Erzählung geht eine stille Gewalt der Darstellung, die zwar nur von jener Kraft des Geistes her-

rühren kann, welcher die Gestalten unbekannter Dinge bis zur hellen Anschaulichkeit und Einzelheit Rede stehen, deren Organ jedoch hier vorzüglich die Schreibart ist: eine nicht sogenannte poetische, vielmehr sehr einfach gebaute, aber wahrhaft poetisirte Prosa." — Aber nur der Jünger der absoluten Kunst hat über diesem duftigen, ätherischen und ahnungsvollen Stil den Widersinn vergessen, der in dem träumerischen Ineinanderschweben der Gestalten und Motive liegt.

Eckbert, ein Ritter von vierzig Jahren, lebt mit seiner Frau auf seinem Schloß in gänzlicher Einsamkeit: er hat nur mit einem andern Ritter Namens Walther Umgang. Eines Abends erzählt seine Frau, sie sei bei einer Hexe erzogen worden und habe zur einzigen Gesellschaft einen Vogel gehabt, der immer ein Lied von der Waldeinsamkeit gesungen; sie sei mit diesem Vogel und einigen Kostbarkeiten entflohen. Aus einigen Worten Walthers merkt sie, daß dieser von der Geschichte etwas Näheres wissen müsse. Darüber wird sie sehr verstimmt, das Verhältniß zwischen den beiden Freunden nimmt einen gespannten Charakter an, und endlich ermordet Eckbert seinen Freund, von einem unerklärlichen Drange getrieben. Seine Frau stirbt, er lebt in immer größerer Einsamkeit, bis er einen neuen Freund findet, Hugo, dem er seine Geschichte erzählt und der ihm mit Theilnahme entgegenkommt. Aber auch dieser zeigt ihm einmal ganz sonderbare Züge und als Eckbert näher zusieht, ist es Walthers Gesicht. Er flieht in den Wald, überall begegnet ihm Walther, zuletzt die Hexe, die ihm erzählt, sie sei Walther, sei Hugo; Walther und Hugo hätten nie existirt.

„Jetzt war es um das Bewußtsein, um die Sinne Eckberts geschehen. Er konnte sich nicht aus dem Räthsel herausfinden, ob er jetzt träume, oder ehemals von einem Weibe Bertha geträumt habe; das Wunderbarste vermischte sich mit dem Gewöhnlichsten, die Welt um ihn her war verzaubert, und er keines Gedankens, keiner Erinnerung mächtig .... Gott im Himmel, sagte er still vor sich hin, in welcher entsetzlichen Einsamkeit habe ich dann mein Leben hingebracht!" — Das ist der bekannte Refrain aus dem William Lovell, durchaus kein Naturlaut, sondern der Ausbruch einer durch Opium überreizten Phantasie. Der düstere Nebel des Wahnsinns, der es ungewiß läßt, ob die romantischen Geschichten blos im Traume, in der Einbildung, oder in der Wirklichkeit vor sich gehen, ist im tiefsten Grunde ein Ausdruck der innern Ironie; er widerspricht dem Wesen des deutschen Gemüths und macht es am wenigsten möglich, die nationalen Ueberlieferungen festzuhalten, dem Volk sein eignes instinctartiges Schaffen und Empfinden sinnlich vor Augen zu stellen.

Mit derselben Virtuosität wird die Nachtseite der Natur in den übrigen Märchen aufgeschlossen. Im Runenberg ist, wenn wir von der seltsamen

Digitized by Google

Einkleidung absehen, der dämonische Sinn der Liebe zum Golde dargestellt. Der Held des Märchens hat in einem Walde die schreckliche Königin des Goldes gesehen, er ist ihrem Zauber entflohen und hat sich in bürgerliche Verhältnisse eingelebt; aber wie dem blonden Eckbert, tauchen ihm bei jedem fremden Gesicht die dämonischen Züge des Waldweibes auf; eine Zaubertafel, die er mit sich genommen, dringt mit ihren geheimnißvollen Zeichen mit magischer Kraft in sein Gemüth; einige bei ihm zurückgebliebene Goldstücke erregen ihn zum Wahnsinn. Er stürzt in blinder Leidenschaft wie der Tannhäuser in seinen Wald zurück. Nach einigen Jahren zeigt er sich wieder als zerlumpter Bettler, von einem langen struppigen Bart entstellt, er trägt einen Sack mit Kieselsteinen, die er für Diamanten hält, und an deren Funkeln er eine wilde Lust hat. Nachdem er seine ehemalige Frau traurig angesehen, zieht ihn das schreckliche Waldweib wieder mit sich fort, und er verschwindet für immer. Auch hier tritt uns also der Wahnsinn entgegen, oder vielmehr die träumerische Bestimmungslosigkeit der Menschen; denn der unglückselige Liebhaber des Waldweibes ist nicht der einzige, dessen Bewegungen wie ertödtete Nerven bei einem galvanischen Experiment dem blos physikalischen Reiz gehorchen. — Die Schilderung von der Bereitung des Liebeszaubers ist die Vollendung des Gräßlichen. Selten wird man einen Fiebertraum erlebt haben, der die Seele auf eine so sinnlose Weise beängstigt, und dabei haben diese wahnsinnigen Phantasien noch einen gewissen Anstrich vom Possenhaften. — Auch im Pokal, trotz des versöhnenden Schlusses, zerfließen die Gestalten ineinander, die Einbildungen gehen in Erinnerungen über, und umgekehrt, und es sind wieder sinnliche, physikalische Einwirkungen nöthig, um die Seele zurecht zu stellen. „Der Alte mochte nicht sagen, daß er jenen gekannt hatte, denn sein Dasein war ihm zu sehr zum seltsamen Traum verwirrt, um auch nur aus der Ferne die Uebrigen in sein Gemüth schauen zu lassen."

Diese Ueberreizungen des Nervensystems sind ästhetisch verwerflich, denn sie wirken nicht tragisch, nicht erschütternd, sondern im besten Fall nur quälend und beängstigend; sie verweichlichen die Phantasie, statt sie zu stählen. Im Wahnsinn des König Lear, in den Visionen Macbeths, in dem Nachtwandeln der Lady, empfinden wir nicht den gemeinen Sinnenkitzel des Grauens, weil nicht blos unsre Einbildungskraft, sondern Geist und Gemüth thätig und ergriffen ist. Wir werden von der Größe des Verhängnisses durchbebt, und das sinnliche Mittel drängt sich uns nicht als die Hauptsache auf. Lösen wir aber dieses Mittel von dem tragischen Inhalt ab, so erniedrigen wir unsre Phantasie zur Knechtschaft der Sinne und freveln an unserm tiefsten Selbst. Wie bedenklich diese Spiele der Phantasie auch noch in anderer Beziehung sind, zeigt sich schon in den Gesprächen im „Phantasus", wo bei Gelegenheit dieser Märchen auf die Seltsamkeit der Träume, das Ahnungsvermögen und

dergleichen eingegangen wird, nicht, wie in den „Unterhaltungen der Ausgewanderten", um durch Mannigfaltigkeit der Farben einen vorwiegend drolligen Eindruck zu machen, sondern in bitterm Ernst, in empfindsamer Mystik. Gegen diesen lüsternen Schauder haben wir alle Ursache auf unsrer Hut zu sein.

In der schönen Magelone wird durch den ungetheilten Sonnenschein, durch den Mangel an Schatten alle bestimmte Gestaltung, aller innere Zusammenhang und die schöne Einfalt der alten Sage ebenso aufgehoben, wie in den übrigen Märchen durch die ununterbrochenen nächtlichen Schauer. Die Geschichte sieht nur wie ein Rahmen für die eingewebten kleinen Lieder aus. Es ist das erste Beispiel für die Methode, die epische oder dramatische Darstellung in lyrische Stimmungen verklingen zu lassen. Doch gehören diese kleinen Lieder zu den besten unsers Dichters.

„Es liegt ein eigner Zauber in ihnen, dessen Eindruck man nur in Bildern wiederzugeben versuchen kann. Die Sprache hat sich gleichsam alles Körperlichen begeben und löst sich in einen geistigen Hauch auf. Die Worte scheinen kaum ausgesprochen zu werden, so daß es fast noch zarter wie Gesang lautet . . . . Stimmen, von der vollen Brust weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leise herüberhallen." — A. W. Schlegel. —

Im Wesentlichen heiter ist gleichfalls die Darstellung in den Elfen; allein die Momente aus der alten Sage, daß im Lande der Elfen Jahre nur den Raum von Stunden einzunehmen scheinen, daß die Elfen ihre Wohnsitze verlassen, wenn sie von profanen Augen gesehen werden, und ähnliche Züge von einem bestimmten mythologischen Inhalt sind durch die Poetisirung aus ihrem innern Zusammenhang entrückt und verlieren die Uebereinstimmung mit sich selbst. Das Reich der Elfen, in welches die kleine Marie entführt wird, ist das Reich der Einbildungskraft, des Märchens, der Poesie überhaupt. Die Zeit, die sie darin zubringt, ist die Kindheit, die noch dem poetischen Spiel offen steht, durch den Ernst der Zwecke und die Gesetze der Logik noch nicht eingeengt. Zum Theil ist diese Poesie recht poetisch geschildert, wenn auch ein Zauberreich, in welchem sich jeder Wunsch sofort in eine Thatsache verwandelt, bald langweilt. Die Schilderung des Schlaraffenlandes eignet sich nur für die komische Poesie. Aber die Hauptsache ist, daß durch diese idealisirende Verallgemeinerung das Wesen der durch historische Ueberlieferung fest umrissenen Elfen sich ins Unbestimmte und Allegorische verflüchtigt, und daß daher der Schluß, welcher der Tradition angehört, zu dem Vorhergehenden nicht stimmt. Endlich ist noch die anmuthige Dialogisirung des Rothkäppchens zu erwähnen, in dessen heiterer Stimmung man die Mischung von reflectirter Kindlichkeit und verkappter Altklugheit mit Behagen aufnimmt, z. B. das Gespräch des speculativen freigeistischen Wolfs mit dem prosaischen Hunde. Tieck hätte nur den alten Schluß des Märchens, daß der Jäger den Bauch des Wolfes aufschneidet und das Rothkäppchen mit der Großmutter wieder unversehrt herausholt, bei-

Digitized by Google

behalten sollen, denn bei possenhaften Voraussetzungen verlangt man auch ein possenhaftes Endergebniß.

Wenn schon die novellistische Umdichtung des Märchens dem Stoff seine natürliche Farbe nimmt, so ist das bei der dramatischen Bearbeitung noch viel schlimmer. Vom Drama müssen wir einen psychologischen Zusammenhang und ethischen Gehalt verlangen: der Reiz des Märchens liegt aber grade darin, daß man nach keinem von beiden ein Bedürfniß fühlt. Hier, wie in vielen andern Fällen sind die Romantiker durch das Beispiel Shakespeares verleitet worden, namentlich durch das „Wintermärchen", den „Sommernachtstraum" und „Wie es euch gefällt."

Das Däumchen macht unter diesen Versuchen schon insofern den besten Eindruck, als es durchaus possenhaft gehalten ist und vom Drama weiter nichts beansprucht, als die dialogische Form. Die Idee, sich das Wesen eines Menschenfressers im Detail auszumalen, ihn nicht blos mit dem fabelhaften Hof des König Artus, sondern auch mit der Bildung und den Empfindungen der modernen Gesellschaft in Verbindung zu setzen und diese Gegensätze fratzenhaft ineinanderspielen zu lassen, ist mit Humor ausgedacht und ausgeführt. Viele von den Einfällen, in denen sich dieser Schwank ausbreitet, überraschen durch ihre Naturwüchsigkeit. Trotz der Unmöglichkeit und Widersinnigkeit der Anlage ist selbst eine gewisse Charakteristik in den Figuren. Der Dichter zeigt diesmal in der That soviel Freiheit und Uebermuth, daß er mit seinen Einfällen spielen kann, ohne sich ihnen gefangen zu geben. Hätte er für die liebenswürdige Albernheit, die man über eine gewisse Grenze hinaus nicht mehr ertragen kann, das richtige Maß gefunden, so würde dieses schalkhafte Spiel einen ganz ungetrübten Eindruck machen.

Ganz anders ist die Anlage des Blaubart (1797), in welchem sich das Märchen zu einer ausführlichen dramatischen Darstellung entfaltet. „Der Verfasser," sagt A. W. Schlegel, „ist ein wahrer Gegenfüßler unsrer gewappneten ritterlichen Schriftsteller: da diese nur darauf arbeiten, das Gemeinste, Abgedroschenste als höchst abenteuerlich, ja unnatürlich vorzustellen, so hat er sich dagegen bemüht, das Wunderbare so natürlich und schlicht als möglich, gleichsam im Nachtkleide erscheinen zu lassen .... Die Charaktere geben sich nicht für dieses oder jenes, sie sind wie sie sind, ohne zu wissen, daß es auch anders sein könnte. Dies ist in der Natur, nur in den schlechten Schauspielen reden die Tugendhaften von ihrer Tugend und die Bösewichter von ihrer Abscheulichkeit u. s. w." — Hier hat Schlegel einen an sich richtigen Grundsatz auf die Spitze gestellt und ihn dadurch verkehrt. Freilich ist es ungeschickt, wenn der dramatische Dichter, anstatt den Inhalt seiner Charaktere in Handlungen zu entfalten, ihnen Reflexionen über ihre eigne Schlechtigkeit u. s. w. in den Mund legt; allein ebensowenig genügt es zur Zeichnung eines Charakters

Digitized by Google

ihn eine Reihe gleichartiger Handlungen einfach verrichten zu laſſen. Der Dichter muß zugleich die Stimmung in uns erregen, mit der wir dieſe Handlungen aufnehmen ſollen. Wenn im Puppenſpiel ein beliebiger Tyrann ohne weiteres einem Dutzend unſchuldiger Leute den Kopf abſchlägt, ſo erregt das nicht Schrecken, ſondern Gelächter, und dieſe Natur des Puppenſpiels hat auch die Einleitung zum Blaubart. Der blutdürſtige Ritter beendet eine Fehde dadurch, daß er alle ſeine Feinde hängen läßt. Nun kann doch dieſe Einleitung keinen andern Zweck haben, als uns die grauſame und gewaltthätige Natur des Helden zu verſinnlichen. Tieck ſchildert aber ſeine beſiegten Ritter ganz im Stile der Shakeſpeareſchen Narren; ſie ſchwatzen untereinander, wie zu ihrem Sieger das thörichtſte Zeug; wir finden es ganz natürlich, daß er darüber lacht, und der Tod jener komiſchen Perſonen macht auf uns den Eindruck eines Schwanks. Nun ſoll das Ganze aber keineswegs ein Schwank ſein, im Gegentheil iſt der Hauptinhalt des Märchens, die beabſichtigte Ermordung der Agnes, mit allem Aufwand tragiſcher Schreckmittel ausgemalt. Die beiden letzten Acte auf dem Schloß des Blaubart ſind von einer echten und nicht gemeinen Poeſie. Tieck hat nicht nur das äußerliche, materielle Grauen hervorgerufen, er hat auch mit großer pſychologiſcher Feinheit motivirt. Dieſer Theil der Handlung iſt alſo ganz dramatiſch ausgeführt und ſteht in einem ſchreienden Contraſt zu den vorhergehenden Narrenſpäßen. Wenn Shakeſpeare tragiſche und komiſche Elemente durcheinandermiſcht, ſo iſt darin doch keineswegs Willkür; die Grundſtimmung iſt vielmehr ſtets ſehr deutlich und energiſch feſtgehalten. Niemals iſt er ironiſch gegen ſeine eignen Geſtalten; wenn er einen Böſewicht, wie Richard III. oder Jago zuweilen ſich poſſenhaft geberden läßt, ſo dient dieſer wilde Humor nur dazu, die dämoniſche Natur ſchärfer hervorzuheben; er iſt ein blutiger Hohn, den ſie der Welt entgegenſchleudern. Dem tragiſchen Dichter iſt es erlaubt, nicht blos zur weitern Motivirung des Tragiſchen, ſondern auch zum Contraſt komiſche Momente anzuwenden, wenn dieſe nur nicht ſoweit gehen, daß dadurch die Spannung der Seele aufgehoben wird; niemals aber darf der komiſche Dichter zum Tragiſchen übergehen, denn dadurch beleidigt er unſer Gefühl. Nun überwiegt im vorliegenden Drama an Umfang das komiſche Element; dagegen treten durch ihre Intenſivität die tragiſchen Stellen am meiſten hervor und ſo wird durch dieſe willkürliche Miſchung jenes unklare und ſchwankende Gefühl hervorgerufen, das uns bei den Begebenheiten der Wirklichkeit zuweilen überfällt, dem wir aber in der Kunſt entgehen wollen.— Ein zweites Mißverſtändniß hängt genau damit zuſammen. Tieck läßt die glückliche Kataſtrophe nicht aus verſtändigem Plan, auch nicht aus dem Zufall hervorgehen, ſondern aus den Eingebungen eines Thoren. Der Bruder der Agnes, Simon, hat ein Vorgefühl, daß ſeine Schweſter in Noth iſt; während er ſonſt von ſeinen Brüdern als ein Träumer verſpottet wird, iſt jetzt die Leb-

Digitized by Google

haftigkeit seiner Phantasie so groß, daß alle mit fortgerissen werden. „Das Tollste bei der Tollheit ist, daß sie vernünftige Menschen ansteckt.“ An sich ist dieses Motiv nicht undramatisch, denn in dem, was man doppeltes Gesicht oder Ahnung nennt, liegt bei einer Natur, die mehr in der Phantasie und im grübelnden Gefühl lebt, als in der praktischen Welt, keine poetische Unwahrheit und wenn der Philosoph dieses irrationelle Moment auflösen müßte, so ist es dem Dichter erlaubt, es in seiner unaufgelösten Gestalt anzuwenden, wie ja Shakespeare so häufig psychologische Thatsachen in sinnliche Erscheinungen und Wunder krystallisirt. Allein Tieck hat es dadurch verdorben, daß er die Natur Simons aus der dramatischen Färbung des Stücks heraustreten läßt. Simon ist melancholisch geworden durch Vorausnahme des transscendentalen Idealismus; er reflectirt über Ich und Nicht-Ich, Sein und Nichtsein, Raum und Zeit u. s. w. auf dieselbe Weise, wie Aristophanes seinen Sokrates reflectiren läßt, d. h. durchaus possenhaft, mit unzweckmäßiger Anwendung der Speculation auf endliche, dem gemeinen Leben angehörige Gegenstände. So macht er auf uns den Eindruck einer parodischen, dem Lustspiel angehörigen Figur und wir gerathen außer Fassung, als aus ihm plötzlich ein tragisches Motiv genommen werden soll. Der Dichter hat geflissentlich seinen eignen Zwecken zuwider gearbeitet. — Dieser Mangel an dramatischer Einsicht zeigt sich ebenso in der Nachlässigkeit der Composition, in der Einmischung von Episoden, die nicht nur aus dem Zusammenhang des Stücks heraustreten, sondern die auch an sich sehr langweilig sind. Außerdem sind die Shakespeareschen Clowns in einer noch übertriebenen Gestalt gleichfalls eingeführt: Figuren, die sich bei Shakespeare aus den Gewohnheiten und dem Geschmack der Zeit erklären, die sich aber auf unserm Theater nur durch glänzendere Eingebungen rechtfertigen können, als es hier der Fall ist, und die man hier um so eher entbehren könnte, da sich die Mehrzahl der ernsthaften Personen gleichfalls närrisch benimmt.

Tieck hat im spätern Alter versichert, er habe seine Stücke für die Aufführung berechnet; aber das schreibt sich erst aus einer Zeit her, wo man den Begriff eines mit den Vorstellungen des Volks zusammenhängenden Theaters vollständig verloren hatte, wo der Faust, der Götz, der Sommernachtstraum, die Antigone und Medea, die Calderonschen Stücke, mit oder ohne Musik, neben Joco dem brasilianischen Affen und dem Hund des Aubry ungenirt über die deutsche Bühne gingen, wo durch die Oper die Einbildungskraft auf das gründlichste demoralisirt war und wo Goethe sich im Gespräch mit Eckermann behaglich über die Vorstellung ausließ, den zweiten Theil seines Faust auf dem Theater zu sehen und sich namentlich auf die schöne Gruppe freute, deren Mittelpunkt der Elephant, auf dem Plutus reitet, bilden sollte. Bei einer solchen Stimmung der Phantasie war es wol begreiflich, daß man der Ab-

Digitized by Google

wechslung wegen auch einmal den gestiefelten Kater über die Breter führte. Als Tieck aber die Volksmärchen dramatisirte, hat er schwerlich ihre Ausführbarkeit in Erwägung gezogen, was schon die in Worten ausgedrückte Ouvertüre in der „verkehrten Welt", die redenden Instrumente und die singenden Blumen im „Zerbino" beweisen. Dies ist der zunächstliegende Gegensatz zu Aristophanes; ein zweiter ist aber ungleich wichtiger.

Aristophanes geißelt solche Verirrungen seines Zeitalters, die sehr ernst in die politischen und religiösen Zustände seines Vaterlandes eingriffen. Er sprach zu einem Publicum, welches durch das Zusammendrängen aller höhern nationalen Thätigkeit in einen kleinen Raum befähigt war, sich über Dinge ein Urtheil zu bilden, die sonst nur von der feinsten Bildung verstanden werden. Unsre modernen Aristophanesse dagegen beschäftigen sich ausschließlich mit dem Gegenstand, den sie allein verstehen, mit der Literatur; sie lenken die Phantasie von den Gegenständen der wirklichen Welt auf die Reflexe derselben und untergraben dadurch allen realistischen Sinn. Nebenbei ist die völlig unkünstlerische phantastische Form nicht blos aus dem Vorbild des Aristophanes hervorgegangen, sondern aus den Reminiscenzen der wiener Zauberposse, der Zauberflöte, des Donauweibchens u. s. w. Es ist ein nicht ungewöhnliches Vorurtheil, man könne die naiven Formen der Volkslustbarkeit durch Einführung eines höhern Grades von Bildung veredeln. Zu gewissen Späßen gehört aber Unmittelbarkeit, ja selbst Rohheit, wenn nicht ihre Spitze abbrechen soll. Die Localposse benutzt das Märchen, weil sie dreistere Schwänke, überraschendere Verwandlungen darin anbringen kann. Schon darin tritt sie aus der Naivetät heraus, der Schwank wird zur Zote, das freie Spiel der Phantasie, die sich an die Grenzen des Möglichen und Wahrscheinlichen darum nicht bindet, weil sie dieselben nicht kennt, zur reflectirten Albernheit. Noch mißlicher ist der Versuch, auf dem künstlichen Umwege der Reflexion wieder zur Unmittelbarkeit zurückzukehren. Wenn der gebildete Dichter sich auch noch so fest vornimmt, aus den Voraussetzungen seiner Bildung herauszutreten und sie völlig zu vergessen, so gelingt es ihm doch nicht ganz; er muß motiviren, näher ausführen, muß Streiflichter werfen auf die Cultur, der er entflieht, ironischer oder sentimentaler Art. Aus dem Wunder wird ein unheimliches Hexenwerk, aus der Willkür haarsträubende Barbarei. Eine unsrer Bildungsstufe fremde Moral wird für unsern Geschmack zugerichtet und dadurch verdreht. Die lustigen Gestalten der kindlichen Phantasie verwandeln sich in Fieberspuk; die zusammenhanglosen, aber anmuthigen Geschichten in pseudophilosophische Symbole.

Unter diesen Versuchen verdient der gestiefelte Kater (1797) entschieden den Vorzug. Das Stück sprudelt von treffenden Witzen, liebenswürdig tollen Einfällen und guter Laune, es hat dabei einen ziemlich abgeschlosse-

Digitized by Google

nen Rahmen und man kommt in der Handlung, wenn auch mit einiger Mühe allmälig vorwärts. — Allein in dem Behagen, mit welchem die Verbildung des Spießbürgerthums geschildert ist, liegt doch etwas Erzwungenes. Das Stück, welches der Dichter diesem verbildeten Publicum vorspielen läßt, ist in der That der absolute Unsinn, und die Böttiger, Schlosser, Wiesener und wie die Repräsentanten des „aufgeklärten Geschmacks" sonst heißen, hatten das größte Recht, es auszuzischen. Am wenigsten ist es das, wofür der Dichter es ausgibt, ein naiv dargestelltes Ammenmärchen: es ironisirt beständig sich selbst und setzt in seinen Anspielungen eine weitgehende literarische Bildung voraus. „Ich wollte nur den Versuch machen, sagt am Schluß der ausgepochte Dichter zum Publicum, Sie alle in die entfernten Empfindungen Ihrer Kinderjahre zurückzuversetzen, daß Sie dadurch das dargestellte Märchen empfunden hätten, ohne es doch für etwas Wichtigeres zu halten, als es sein sollte." — Leider ist der gute Dichter noch mehr in dem gewohnten Kreise seiner Bildung befangen, als das Publicum selbst. Der bei weitem größte Theil seiner Einfälle beruht auf Beziehungen zu der aufgeklärten Welt, gegen die er polemisirt. Seine Märchenfiguren haben keinen realen Inhalt, sie sind nur Namen, unter denen beliebige Reflexionen über das Zeitalter eingeschwärzt werden. Daher sind die directen polemischen Beziehungen das Gelungenste. Das dargestellte Publicum ist viel ergötzlicher, als das Stück, das ihm aufgeführt wird. Den steifen und einseitigen Geschmack der Zeit durch die systematische Abgeschmacktheit läutern zu wollen, ist auf alle Fälle verfehlt. Der „gestiefelte Kater" hat seinen großen Erfolg theils einigen wirklich sehr glücklichen Einfällen zu verdanken, hauptsächlich aber der Freude der sogenannten Gebildeten über die vielfältigen literarischen Anspielungen. An sich ist für jedes gesunde Gemüth die blos negative Poesie etwas Unerquickliches, namentlich wenn man merkt, daß der Humor doch nicht mit jugendlicher Frische hervorsprudelt.

Der Einfall, das Publicum selbst aufs Theater zu bringen, hat dem Dichter so wohl gefallen, daß er ihn in seinem nächsten Stück, die verkehrte Welt (1799) wiederholt. Diesmal fehlen, wenn man von einzelnen kleinen Einfällen absieht, z. B. von dem empfindsamen Rabe und seinen verehrungswürdigen Kindern, die satirischen Beziehungen fast gänzlich. Der Dichter versucht, die Ironie auf eigne Füße zu stellen, aber seine gute Laune ist nicht sehr ausgiebig; er muß sich zum Humor zwingen. Die Komik wird dadurch hervorgebracht, daß die Vorstellungen auf dem Theater bald als das, was sie wirklich sind, als Schein gelten sollen, bald als das, was sie vorstellen. Dieser an sich nicht schlechte Spaß wird mit unerhörter Pedanterie zu Tode gehetzt. Vor Anfang des Stücks tritt ein Epilog auf, der mit den Worten beginnt: „wie hat Ihnen das Stück gefallen?" Das ist ein guter Einfall, aber was soll man dazu sagen, daß der Symmetrie wegen zum Schluß auch noch ein Prolog auftritt,

der die Zuschauer anredet: „Sie werden hier ein Stück sehen u. s. w.?“ — Die handelnden Personen sprechen bald in ihrer Rolle, bald als Schauspieler; das ist noch nicht genug: auch die dargestellten Rollen sind etwas Anderes, als wofür sie sich ausgeben. So wird z. B. Apoll und die neun Musen dargestellt; die Musen sind Grisetten, und sie werden dargestellt von Frauenzimmern, die weder Grisetten noch Musen sind. Das Publicum selbst tritt im Schauspiel auf; in diesem Schauspiel wird wieder ein anderes Schauspiel aufgeführt, in diesem andern Schauspiel ein drittes und darin noch ein viertes. Dieser ungeheure Apparat, um einen doch nur sehr dürftigen Scherz hervorzubringen, macht einen höchst unbehaglichen Eindruck.

Das Positive in diesen aristophanischen Lustspielen ist der Krieg gegen den Idealismus in allen Formen, gegen den Ernst überhaupt, oder wenn man will, die Apologie des durch Gottsched verbannten Hanswurst. Hanswurst soll wieder der Apollo des Theaters werden und Colombine seine Muse. Das Vorbild, welches dem Dichter vorgeschwebt, ist Goethes „Triumph der Empfindsamkeit“, jene Verspottung eines falschen Idealismus, an dessen Ursprung sich Goethe mitschuldig fühlte. Schon im „Triumph der Empfindsamkeit“ ist bei der vortrefflichen Anlage die Ausführung mittelmäßig, und die Einmischung eines ernsthaft gemeinten Monodrams als Contrast gegen die Caricaturen hat der Dichter selbst später als einen Frevel empfunden. Tieck hat sich durch diese Erkenntniß nicht von einem zweiten Versuch derselben Art abhalten lassen.

Die Elemente, die in den Volksmärchen zerstreut sind, hat der Dichter in dem Drama: Prinz Zerbino, oder die Reise nach dem guten Geschmack, gewissermaßen eine Fortsetzung des gestiefelten Katers (1799), aristophanisch zu krystallisiren gestrebt. Das Stück hat noch in unsern Tagen zahlreiche Bewunderer, obgleich der Geschmack wesentlich eine andere Richtung genommen hat. Wenn diese Bewunderung zum Theil sich auf den innern Werth einzelner Stellen bezieht, auf die treffenden Witze und ansprechenden Melodien, so hat sie doch zugleich einen andern, weniger erfreulichen Grund. Es ist die Freude einer Bildung, die ihren innern Kern verloren hat, mit ihrem Inhalt spielen zu können, in derselben Weise, wie heutzutage die politischen Witzblätter mit dem Inhalt der modernen Ueberzeugungen spielen.

Die Methode der Composition entspricht der „verkehrten Welt“. Es ist die ausgesprochene Zwecklosigkeit, die als solche, wie es auch Schlegel in seiner Kritik des Aristophanes ausführt, den höchsten Gipfel der echten Kunst erstiegen zu haben glaubt. Zwar tritt dies Mal kein Publicum auf, das der Handlung des Stücks gegenüberstände, dafür wechseln die Figuren des Stücks selbst beständig ihre Rollen; bald handeln sie naiv als wirkliche Personen, bald erinnern sie sich daran, daß sie nur Schöpfungen der poetischen Einbildungskraft sind. Einmal machen sie sogar den Versuch, die Mechanik des Stücks zurück-

Digitized by Google

zuſchieben, und ſo treten denn die vorhergehenden Scenen von neuem wieder auf. Die einzelnen Scenen ſind nach keinem andern Geſichtspunkt gruppirt, als daß ſie ſtets den ſtärkſten Contraſt zueinander bilden ſollen; oder vielmehr, ſie ſind nach Belieben durcheinandergeworfen, und das künſtleriſche Princip iſt die unbändigſte Willkür: aber wohl gemerkt, eine Willkür, die nicht naturwüchſig aus der Einbildungskraft des Dichters hervorgeht, wie z. B. im Atta Troll, ſondern die mit Abſicht und Reflexion verbunden iſt. Die einzelnen Eingebungen drängen ſich nicht mit unmittelbarer Macht hervor, um der Regel und des Geſetzes zu ſpotten, ſondern ſie werden künſtlich hervorgeſucht, um den Widerſpruch, den Zweck des Dichters, hervorzubringen. Dazu dienen auch die Einmiſchungen von ſprechenden Katzen und Hunden, vom Satan, von Zauberern u. ſ. w. Alle dieſe excentriſchen Perſonen treten nicht als lebendige Weſen auf, die für ſich eine poetiſche Exiſtenz in Anſpruch nehmen dürften, ſondern nur als Arabesken, um das Geſetz des Contraſtes zu verſinnlichen.

In dieſer Satire gegen den Geiſt des Zeitalters iſt alles zuſammengehäuft, was die Romantik an der Aufklärung, an der Philanthropie und dem Rationalismus auszuſetzen hatte: das Nützlichkeitsprincip, die Hervorhebung der praktiſchen Zwecke über das Spiel der Kunſt, der verbildete claſſiſche Geſchmack, der praktiſche Idealismus u. ſ. w. — Hier werden wir nun ſowol die Verwandtſchaft zwiſchen der romantiſchen Kunſt und dem transſcendentalen Idealismus gewahr, als ihren Gegenſatz. Einen ſehr großen Theil der ſatiriſchen Bilder, durch welche Tieck das Streben des Zeitalters lächerlich zu machen ſucht, finden wir in Fichtes Grundzügen wieder. Aber Tieck verſpottet ſeine Zeitgenoſſen, weil ſie überhaupt Ernſt machen, anſtatt in müßiger Poeſie zu ſchwelgen; Fichte verdammt ſie, weil ſie nicht Ernſt genug machen, weil ſie auf halbem Wege ſtehen bleiben und mit ihren Idealen nur ſpielen, anſtatt ihr Leben daran zu ſetzen. Ferner betrachtet Fichte die Literatur nur als ein einzelnes Symptom von den praktiſchen Tendenzen des Zeitalters; bei Tieck iſt ſie die Hauptſache, und wenn man von einzelnen ſehr unſchuldigen Späßen über das Hofleben, den Kammerherrndienſt und dergleichen abſieht, ſo ſind die meiſten ſatiriſchen Einfälle nichts Anderes als verhaltene Recenſionen über ſchlechte Bücher. Damals, wo dieſe Bücher allgemein geleſen und bekannt waren, freute man ſich über dieſe Satire des Dichters, der ſich damit begnügte, auf ſeine Ueberzeugung von der Werthloſigkeit derſelben hinzudeuten; heute, wo man die Anſpielungen nicht mehr verſteht, müſſen ſie nothwendig Langeweile erregen, weil ſie ohne allen ſelbſtſtändigen Gehalt ſind.

Dieſer proſaiſchen, ſpießbürgerlichen Welt, die das Leben und die Literatur beherrſcht, erſcheinen nun die ſtrebſamen und poetiſchen Gemüther, weil ſie der Gewöhnlichkeit widerſtreben, als verrückt. Charakteriſtiſch ſind die Repräſen-

Digitized by Google

tanten des Ideals: der Hanswurst, der alte König, der kindisch geworden ist, mit Bleisoldaten spielt und sich unter ihnen „Ideale" bildet, und der Prinz Zerbino, eine krankhaft aufgeregte Natur, welche Tieck — aus dem „Triumph der Empfindsamkeit" entlehnt hat. Die prosaische Welt bemüht sich, diese excentrischen Personen zu curiren, und am Prinzen gelingt die Cur zuletzt, er wird „ein hoffnungsvoller junger Mensch". — Auch hier werden wir an Fichte erinnert. Der Philosoph weist nach, daß die Menschen, in denen die Idee zuerst zum Durchbruch kommt, der Welt als Thoren und Schwärmer erscheinen müssen; aber während er die Schwärmerei nur als eine krankhafte Uebergangsperiode betrachtet, bleibt der Dichter bei diesem Zustand der Willkür stehen und feiert den Wahnsinn als das Ziel der Poesie.

Für den Inhalt der Schwärmereien bot sich nun der transscendentale Idealismus, welcher der öffentlichen Meinung spottete und das sogenannte Gesetz der Wirklichkeit in Frage stellte, als eine bequeme Handhabe. Schon im „Blaubart" hatte der verrückte Philosoph Simon seinen Mitspielern durch Anspielungen aus der Wissenschaftslehre imponirt; in dem gegenwärtigen Stück wetteifern Hanswurst, Zerbino und der schwachsinnige alte König, die Wirklichkeit in das Reich der Ideale oder der Träume aufzulösen. Was dem Philosophen heiliger Ernst ist, wendet der Dichter als phantastischen Spuk an, um die Philister zu ärgern; im Grunde denkt er über die metaphysischen Abstractionen grade so, wie die Aufklärer, die er verspottet.

Nun genügt es aber dem Dichter keineswegs, die Uebergangsstufe aus der gemeinen Wirklichkeit zum Ideal zu schildern, er vertieft sich in das innere Heiligthum der Poesie; theils stellt er die Romantik dadurch dar, daß er Weise und Thoren durch Zauberspuk in die tollste Verwirrung bringt, wie im „Sommernachtstraum" u. s. w.; theils bringt er eine Reihe poetischer Schäfer an, die grade soviel Raum einnehmen, als die prosaischen Figuren, die in Reimen zueinander sprechen, Liebe empfinden und Lieder auf die Sehnsucht singen. Wäre nun Sentimentalität gleichbedeutend mit Poesie, so wären wir hier im reinsten Wunderland der Ideale; allein da diese Schäfer mit ihren Declamationen über die Waldeinsamkeit, über die Vöglein und Blumen u. s. w. nicht die geringste Bewegung und keine Spur von Leben zeigen, so merken wir sehr bald, daß wir uns in — „Erwin und Elmire" befinden, nur daß Tieck breit und massenhaft ausführt, was Goethe leise und zart andeutet. Einzelne Lieder, die diese Schäfer in Rococostüm an den Mann bringen, z. B. „Feldeinwärts flog ein Vögelein", „Komme, Trost der Nacht, o Nachtigall", „der frische Morgenwind" u. s. w., in denen Reminiscenzen an deutsche Volkslieder durchklingen, haben eine recht schöne Melodie; allein im Ganzen wird man doch durch das beständige stofflose Schmachten, Trachten, Thränen, Sehnen u. s. w., kurz durch die leere Empfindelei ermüdet. — Der höchste Gipfel der

Digitized by Goog

Poesie eröffnet sich, als Zerbino und sein Bedienter Nestor auf der Reise zum guten Geschmack in den Garten der Poesie kommen. Wer sich demselben nähert, fängt sofort an in Versen zu sprechen. In dem Garten wandeln die Schatten der abgeschiedenen Dichter in müßigen Unterredungen; sie setzen dem einfältigen Nestor, dem modernen Sancho Pansa, die höhern Mysterien der Kunst auseinander, z. B. daß die katholische Religion etwas Erhabenes ist, daß der Protestant gegen alles Gute protestirt, namentlich gegen die Poesie, und daß jetzt eine erbärmliche Zeit auf Erden sein muß. Man erfährt, wer ein wahrer Dichter gewesen ist und wer nicht; zu den erstern gehört z. B. Jakob Böhme. Nun mag man in diesen Ansichten dem Dichter beipflichten oder nicht, jedenfalls hat man doch wieder nichts Anderes vor sich, als verhaltene Recensionen. Der Dichter hat das auch selbst gefühlt, und um die Poesie seiner Schäfer, seiner Liebenden, seiner Waldbrüder u. s. w. zu überbieten, etwas Uebriges gethan.

Betritt den Garten, größte Wunder schauen
Holdselig ernst auf dich, o Wandrer, hin,
Gewaltge Lilien in der Luft, der lauen,
Und Töne wohnen in dem Kelche drin,
Es singt, kaum wirst du selber dir vertrauen,
So Baum wie Blume fesselt deinen Sinn,
Die Farbe klingt, die Form ertönt, jedwede
Hat nach der Form und Farbe Zung und Rede.

Was neidisch sonst der Götter Schluß getrennet,
Hat Göttin Phantasie allhier vereint,
So daß der Klang hier seine Farbe kennet,
Durch jedes Blatt die süße Stimme scheint,
Sich Farbe, Duft, Gesang, Geschwister nennet,
Umschlungen all sind alle nur Ein Freund,
In selger Poesie so fest verbündet,
Daß jeder in dem Freund sich selber findet.

Und sowie Farb und Blume anders klingen
Nach seiner Art in eignen Melodien,
Daß Glanz und Glanz und Ton zusammen dringen
Und brüderlich in einem Wohllaut blühn,
So sieht man auch, wenn die Poeten singen,
Gar manches Lied im Schimmer fröhlich ziehn:
Jedwedes fliegt in Farben seiner Weise
Ein Luftbild in dem goldenen Geleise.

Wie es hier der Schäfer im Prolog andeutet, so geschieht es. Zuerst fängt der Wald an zu reden, dann die Rosen, Lilien ꝛc., die Vögel, das Himmelblau, die Harfe, die Flöte, welche unter andern die Bemerkung macht:

Digitized by Google

„Unser Geist ist himmelblau, führet dich in blaue Ferne ꝛc.“, bis endlich Nestor dem Waldhorn den Mund stopft, weil es sich schon im Sternbold laut genug ausgesprochen, dann redet die Quelle, der Bergstrom, der Sturm ꝛc., kurz es ist ein pantheistisches Zittern der ganzen Natur, die sich abquält, Sprache und Gestalt zu gewinnen, da doch diese Gabe eigentlich nur dem Menschen von den Göttern gegeben ist.

Tieck thut sich viel darauf zu gut, daß er die Sprache des Wassers, der Blumen, der Berge und andrer Naturgegenstände nachsingt, die dem prosaischen Gemüth verschlossen bleibt. Allein in die Blumen, Sterne und Wasserfälle allerlei artige Gedanken zu verlegen, ist für den Dichter nicht schwer, denn sie können ihm nicht widersprechen und will es nicht stimmen, so hat er nur gescherzt. Wenn man allgemeine philosophische Ansichten über dies und jenes aussprechen will, so möge man es in eigner Person thun; der Werth dieser Ansichten wird dadurch nicht erhöht, daß man sie einer Rose oder Heuschrecke in den Mund legt. Viel schwerer ist es, das wirkliche Leben der kleinen Natur sinnig zu belauschen und in individueller Gestaltung wiederzugeben, so daß es anschaulich in unsrer Phantasie aufgeht. Das Auge für das Kleinleben, welches manche unsrer neuern Dichter, z. B. Adalbert Stifter, in hohem Grade ausgebildet haben, fehlt Tieck und den übrigen Romantikern fast gänzlich. Eine sentimentale Blumensprache ist am wenigsten geeignet, uns in das verborgene Wirken der Natur einzuführen. Die Romantiker bewegen sich nur in Abstractionen und in allgemein gehaltenen Empfindungen, wo die concrete Natur anfängt, hört ihre Kunst auf. Es ist nicht Liebe zum Leben, nicht der mächtige Trieb, auch das Seelenlose in seiner innern Berechtigung anzuschauen, was sie zur Natur treibt, sondern nur die Flucht vor der Bestimmtheit überhaupt. Die seelenlose Natur erlaubt die Tändelei, aber ein menschliches Herz so zu zeichnen, daß es uns in lebendiger Individualität entgegentritt und uns zum Verständniß zwingt, das erfordert wirkliche Gestaltungskraft und weil diese unsern Romantikern abging, haben sie sich zu Aposteln der Elemente gemacht. Wie ihre Freunde, die Naturphilosophen, haben sie die Gebilde der Natur zu artigen Hieroglyphen ausgeschnitzt. Man hat sich solange damit abgequält, den Sinn derselben zu enträthseln, bis man es endlich merkte, daß man es lediglich mit Arabesken zu thun habe.

Im Garten der Poesie entschlüpft nun der Göttin eine unbedachte Aeußerung, durch welche uns unerwartet ein Licht darüber aufgeht, wo wir uns eigentlich befinden, als sich Nestor nämlich darüber wundert, daß er in diesem heiligen Hain keine Raupen sieht: „kein Ungeziefer naht dem heiligen Wohnsitz“. Dieser Garten ist uns bereits bekannt: Goethe hat ihn im Triumph der Empfindsamkeit sehr ausführlich geschildert. Es ist eine nachgemachte Natur. Die Blumen sind aus Seidenstoff, der Wald aus Fransen, der Mond-

Digitized by Google

schein ist eine rothe Lampe und die Göttin, die in der Mitte sitzt, eine ausgestopfte Figur, deren Inneres mit Werther, Siegewart und andern Empfindsamkeiten gefüllt ist.

Der Garten der Poesie ist ebenso philisterhaft eingerichtet, als die profane Gesellschaft, gegen die er sich abschließt und sein Inhalt, seine Interessen sind noch viel leerer und gemachter, als die Interessen, deren er spottet. Jeder Idealismus, der sich von den allgemeinen Interessen trennt, führt zur Coterie, und die schlechteste Art der Coterie entsteht, wenn die sogenannten schönen Seelen sich von der Welt isoliren und sich mit ihren Inspirationen und Weissagungen nur aufeinander beziehen. Zuletzt merkt der Dichter selbst, daß es mit dieser poetischen Welt auch nicht viel auf sich hat, er läßt sie also gleichfalls fallen und es bleibt eine ziemlich unbehagliche Weltironie übrig, die allen Gegenstand verloren hat.

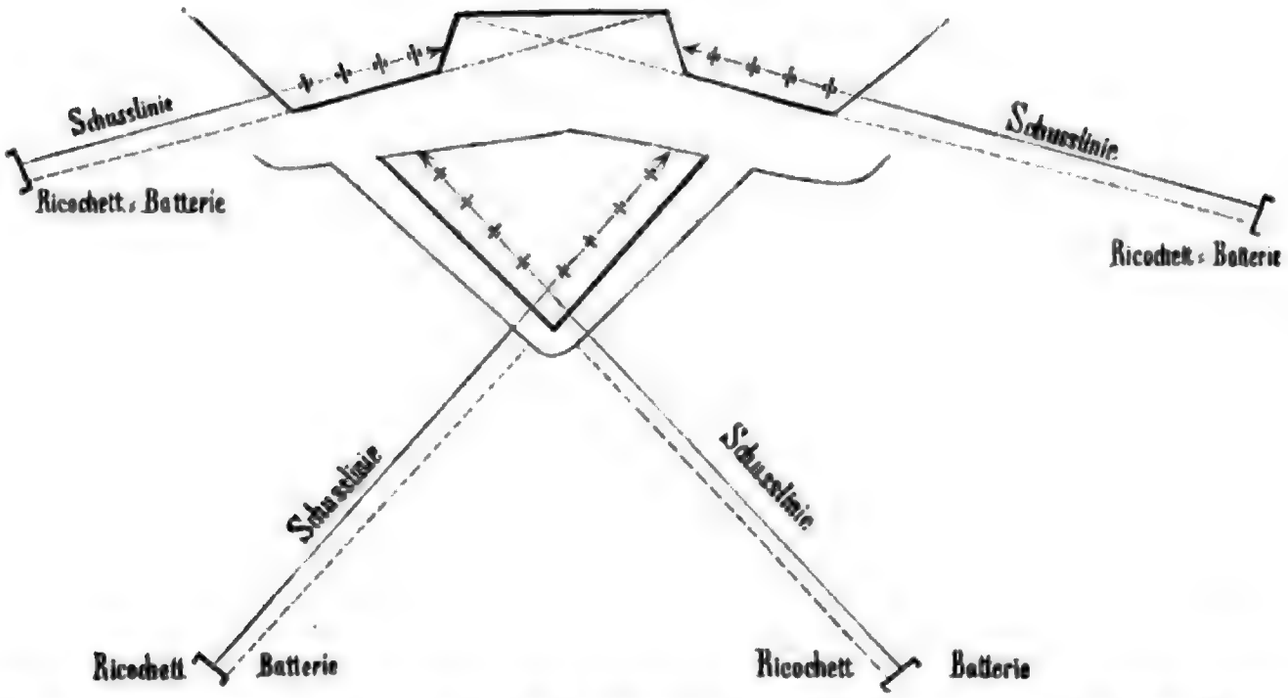
Vom modernen Festungsbau und Belagerungskrieg.

5.

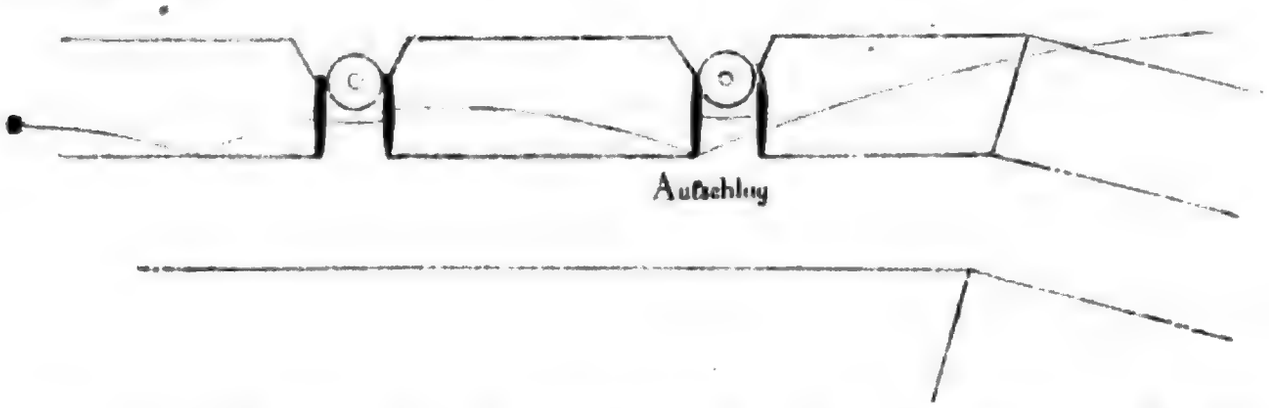
Was das Verdienst Vaubans ausmacht und seinen Ruf begründet hat, ist nicht nur die Ausbildung des bastionären Befestigungssystems zu einem für die betreffende Zeit hohen Grade von Vollkommenheit, sondern zugleich die Angabe des entscheidendsten Mittels für den Angreifer, um die Artillerie der Festung zu vernichten. Er war der erste, welcher zu dem Schluß gelangte, daß eine auf dem Wallgange einer Festung entwickelte Geschützmasse, außer von der Fronte her, inmittelst sicherer Zielschüsse durch die Scharten (Demontirfeuer) noch in andrer Weise, nämlich vermöge des Bogenschusses von einem in der Verlängerung der Aufstellungslinie gelegenem Punkte aus (Ricochetfeuer) zerstört werden könne. Diese hochwichtige Entdeckung that der Widerstandsfähigkeit der Festungen einen weit entschiedeneren Abbruch, als alle spätern Erfindungen im Artilleriewesen im Stande gewesen sind. Es war dabei von sehr entscheidender Bedeutung, daß die Ricochetbatterien bereits auf weite Entfernung (schon zu Vaubans Zeit zwischen 700 und 1000 Schritt) errichtet werden konnten und zwar bestimmte sie dieser Umstand zu der Rolle, den Zerstörungsact der Belagerung einzuleiten.

Hätte die Vertheidigung, gegenüber den die Wallinie der Länge nach bestreichenden Ricochetbatterien auf jede Gegenmaßregel verzichtet, so würden die behufs des frontalen Widerstandes entwickelten Geschütze wenige Stunden, nachdem der Angriff sein Feuer eröffnet, zertrümmert worden sein, wie denn dies auch thatsächlich bei den ersten Plätzen, gegen welche Vauban sein neues

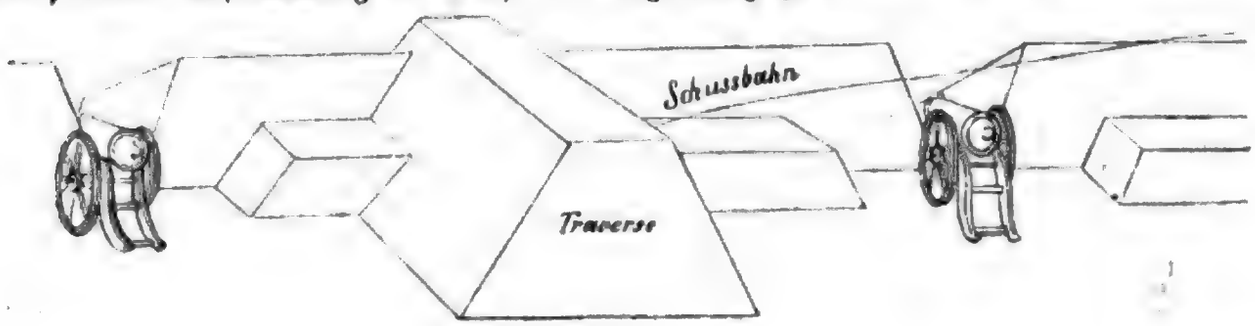
Digitized by Google



Verfahren anwendete, geſchah, und zwar ging die Zerſtörung dabei in der Weiſe vor ſich, daß die Kugeln des Angreifers den Höhenpunkt ihrer Bogenlinie dicht über dem die Geſchützreihe deckenden Bruſtwehrtheil der Nebenlinie erreichten und hiernach, auf dem Wallgang aufſchlagend, in weiterer Verfolgung ihres Weges die Lafetten zertrümmerten, auf welche ſie trafen. Die untenſtehende Skizze, eine Geſchützaufſtellung von hinten geſehen darſtellend, wird die Sache verdeutlichen.



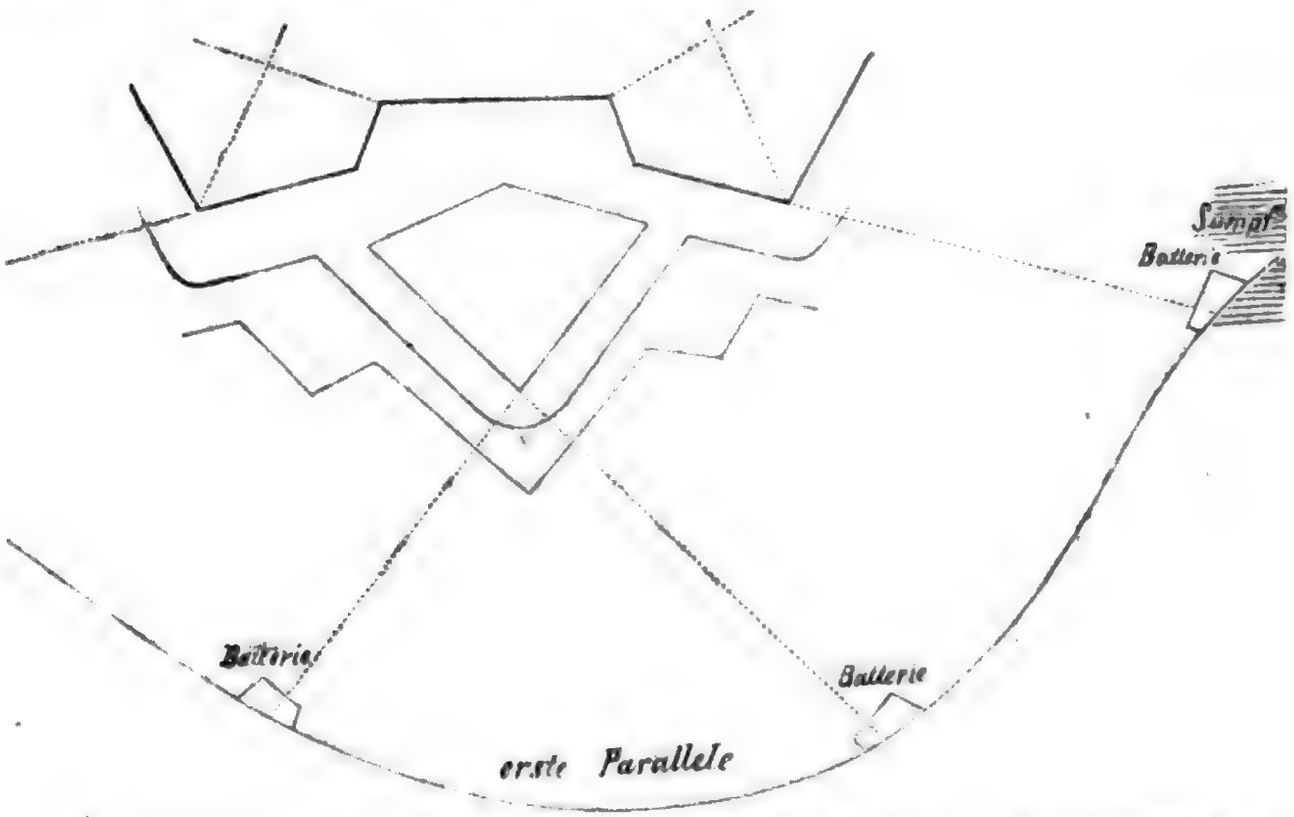
Es war ſofort klar, daß, um eine unbedeckte, auf dem Wallgange und hinter Scharten ſtehende Geſchützlinie gegen die Wirkung des Ricochetfeuers zu ſichern, ein andres Mittel vorhanden ſei, als das, zwiſchen je zwei oder drei Artilleriestücken Traverſen d. h. mit Raſen oder Schanzkörben bekleidete Erdaufwürfe zu errichten, deren Beſtimmung es war, als Kugelfang zu dienen. Daß man denſelben



Digitized by Google

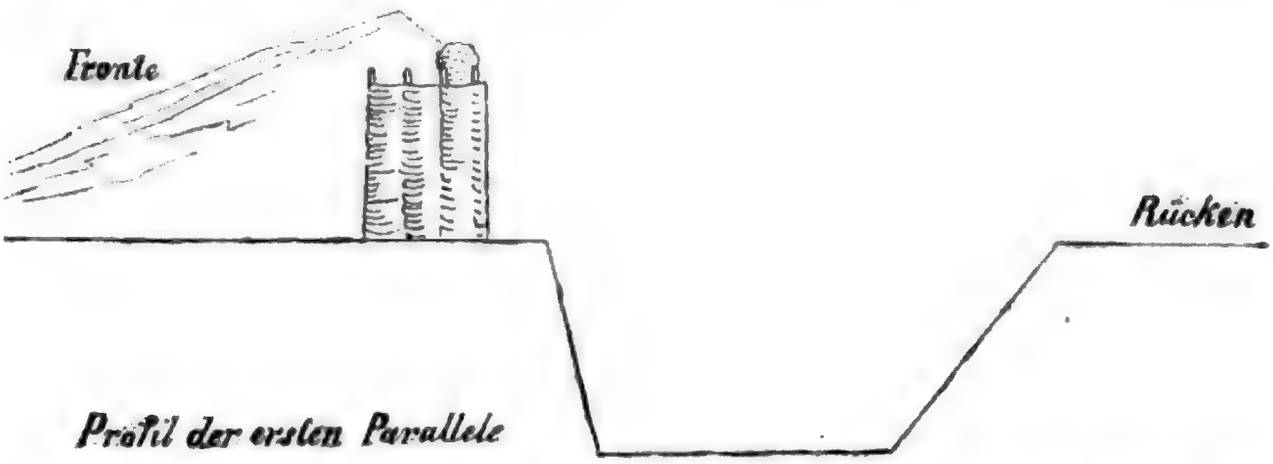
eine ausreichende Stärke, d. h. von mindestens zwölf Fuß, um nicht von Kugeln durchbohrt oder schnell abgekämmt zu werden und eine ausreichende Höhe, welche die der Brustwehr um etwa zwei Fuß übersteigt, damit sie auch gegen den höhern Bogenschuß („Bogenwurf") der Haubitze schützen, geben muß, versteht sich von selbst.

Da die Ricochetbatterien, vermöge ihrer Bestimmung, verschieden gerichtete Wallinien zu bestreichen, in jedem Falle ziemlich weit auseinander gelegen sein werden, so liegt die Gefahr nahe, daß der Feind, wenn keine weitern Vorkehrungen getroffen würden, sie entweder auf einem der äußersten Flügel umgehen oder zwischen ihnen hindurchbrechen könnte, um sie in der Kehle, d. h. von der offenen Rückseite her anzugreifen. Um dies zu verhindern ist es nicht nur unerläßlich, daß sie durch eine zusammenhängende Vertheidigungslinie, welche diese Zwischenräume schließt, untereinander verbunden, sondern daß dieselbe auch über beide Flügel hinaus bis zu einer Anlehnung oder einem Terraingegenstand, welcher die Umgehung verhindert, fortgeführt werde. Wenn sich ein solcher auf einem oder beiden Flügeln nicht vorfindet, schwenkt man die Vertheidigungslinie, welche man, weil sie der Festung ziemlich gleichweit ab bleibt, eine Parallele und in Bezug darauf, daß sie die erste ist, die erste Parallele nennt, zu einem zurückgebogenen Haken oder legt auf dem bedrohten Punkte eine oder mehre Schanzen an.



Die Errichtung dieser ersten Parallele, die ihrer Natur nach wesentlich defensiv ist, während die Batterien offensiv sind, ist eine der wichtigsten Operationen der Belagerung. Sie bezeichnet zugleich deren eigentlichen Beginn und scheidet die Vorbereitungen zum Angriff von dessen eigentlicher Ausführung. In tech-

nischer Hinsicht ist zu erwähnen, daß die (erste) Parallele nicht im engern Sinne in die Kategorie der Verschanzungen hinein gehört, indem sie eines wichtigen fortificatorischen Elements des Hindernisses ermangelt und dagegen nur drei Functionen übernimmt, nämlich zunächst die, der Infanterie des Belagerers, welche die Batterien zu decken hat, zwischen diesen eine schußfeste Position darzubieten; sodann ihr eine Aufstellung behufs der Abgabe ihres Feuers gegen den aus der Festung ausfallenden Feind zu gewähren und endlich eine gedeckte und bequeme Verbindung zwischen den Angriffsbatterien zu sichern. In dieser Hinsicht ist sie Deckungsmittel, Feuerposition und Communication; — nicht Hindernißlinie. Man führt sie dieser Bestimmung entsprechend aus, indem man einen Graben, dessen Erdaufwurf nach der feindlichen Seite hin zu einer Deckung formirt wird, soweit austieft, bis er dem darinstehenden Soldaten einen ausreichenden Schutz gegen das Feuer der Festung gewährt und ihn so breit macht, daß mindestens ein schweres Geschütz sich auf seiner Sohle bewegen kann. Um schneller Deckung zu gewinnen, die der Graben an und für sich erst darbieten würde, nachdem er sechs bis sieben Fuß tief ausgeschachtet worden wäre, bedient man sich der Schanzkörbe d. h. aus Strauchwerk geflochtener, drei Fuß hoher und anderthalb Fuß im Durchmesser haltender Cylinder, welche man auf dem äußern (feindwärtigen) Grabenrande aufstellt, um sie zunächst mit dem Boden anzufüllen; wonach bereits eine Grabentiefe von drei Fuß Deckung gewährt wird.



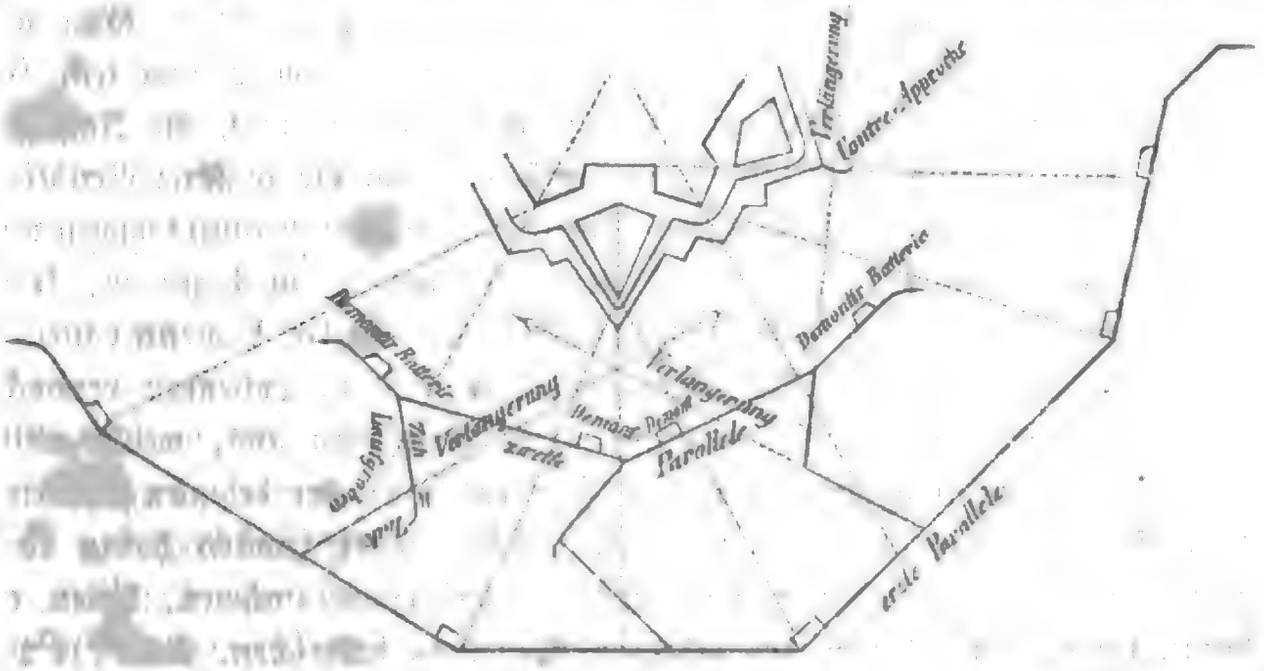
Profil der ersten Parallele

Der Zwischenraum, welchen man zwischen Korb und Graben stehen läßt, dient für die feuernde Infanterie als Fußbank. Er heißt Berme. Die erste Parallele ist in der Regel zu weit von der Festung entfernt, um bereits in ihrer Fronte die directen oder Demontirbatterien, deren Zweck es ist, die Scharten und hinter denselben die Geschütze von vorn her zu zerstören, anlegen zu können; denn es handelt sich hierbei nicht um die bloße Auffindung der Verlängerung einer Wallinie, welche auch aus weiter Entfernung her nicht schwer ist, sondern um das genaue, sichere Treffen eines nicht allzugroßen Objectes. Um diesen Zweck zu erreichen, wird man mindestens auf 500 Schritt, besser auf 400, sich dem Platze nähern müssen. Es verlangen die Demontirbatterien

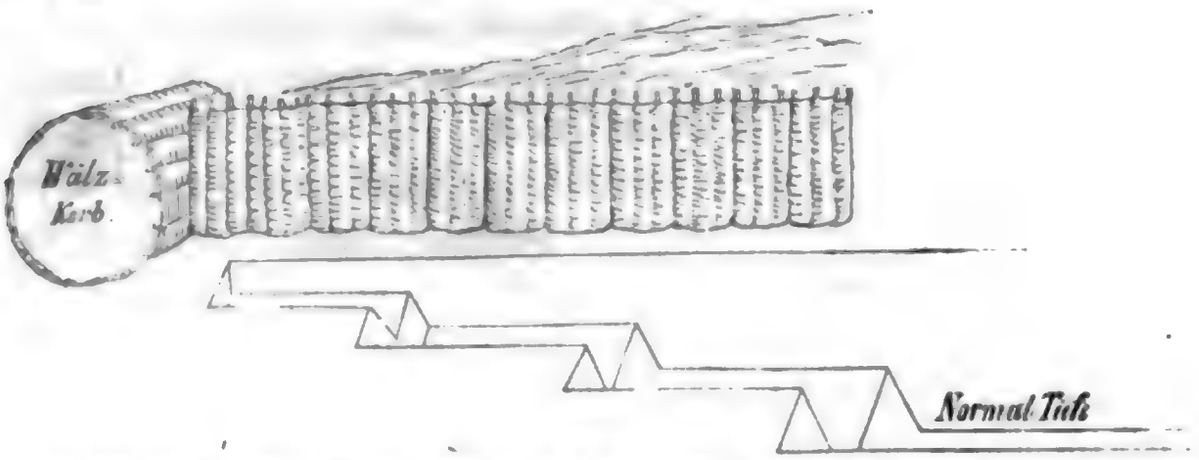
Digitized by Google

mithin die Eroberung einer neuen Parallele oder den Angriff stützenden Vertheidigungslinie, ein wenig diesseits von der Mitte der Entfernung der ersten von der Festung. Der eingeführten erwähnten Bezeichnung gemäß nennt man sie die zweite Parallele. Sie ist ganz wie die erste ausgeführt und zwar gelangt man von dieser zu ihr durch Zickzacks (Zigzags), welche auch Laufgräben genannt werden und je nach Umständen entweder vor Ausführung der zweiten Parallele hergestellt worden sind, oder wenn diese in überraschender („flüchtiger") Weise zu Stande kam, mit ihr gleichzeitig angelegt worden sind.

Das Princip der Zickzacks (Zigzags, Laufgräben) ist leicht zu erfassen. Sie sind wie gesagt nichts Anderes, als gedeckte Verbindungswege von einer Parallele zur andern und ebendeshalb Annäherungswege (Approchen) an die Festung. Der allgemeine Name für Zickzacks und Parallelen ist Transchee (Tranchée), was einen Einschnitt behufs der Deckung bedeutet. Wollte man irgendeinen dieser Einschnitte, sei er Parallele oder Laufgraben (Zigzag) so dirigiren, daß seine Verlängerung in den Vertheidigungskreis des Gegners fiele, so würde dadurch dem Gegner die Möglichkeit gegeben, ähnlich wie der Angriff gegen seine Wallinien verfahren, Batterien in dieser Verlängerung anzulegen und den Einschnitt damit zu enfiliren d. h. der Länge nach zu bestreichen. Es müssen daher alle Annäherungswege (Laufgräben), Approchen, Communicationen, so dirigirt werden, daß ihre Verlängerungen nicht in den Rayon des Platzes fallen d. h. den gedeckten Weg unberührt lassen, und höchstens am Fuß des Glacis vorbeistreichen; je unternehmender der Feind ist, desto weiter müssen die Annäherungsverlängerungen sich von ihm abhalten, denn um so größer wird dann die Gefahr sein, daß er durch eine Gegenannäherung nach seitwärts Raum im Vorterrain zu gewinnen suchen und eine improvisirte Bestreichungsbatterie (Enfilirbatterie) gegen unseren Laufgraben herstellen wird. Der feindliche Gegenannäherungsweg heißt in der Kunstsprache die Contreapproche.



Die Leser werden sich erinnern, daß die Russen sich häufig dieser Contre-approchen gegen die Zickzacks der Verbündeten bedienten. Sie haben dadurch wesentlich die enormen Verluste erzielt, welche letztere in ihren Laufgräben erlitten. — Wenn man die Zickzacks (Approchen, Laufgräben) im feindlichen Feuer und Schritt vor Schritt auszuführen hat, bedient man sich hierzu der Sappe d. h. eines geregelten Arbeitsverfahrens, welches durch eine Zeichnung am klarsten gemacht werden wird. Der Gedanke, welcher demselben zu Grunde liegt, ist der, daß die avancirende Spitze des Laufgrabens im Vorrücken durch allmälige Vertiefung und Verbreiterung der Transchee, Deckung zu gewinnen habe.



Ansicht der Spitze (Tête) eines mit der Sappe geführten Laufgrabens (Approche).

Der Wälz- oder Rollkorb hat die Bestimmung, den vordersten Arbeiter gegen schräge Schüsse von vorn her zu decken.

Wenn man von der zweiten Parallele aus, die wie gesagt vom gedeckten Wege der Festung noch um 4—500 Schritte entfernt ist, mit den Sappenspitzen die Mitte dieses Raumes erreicht hat, kann man nicht weiter approchiren, bevor man seiner Infanterie nicht eine neue Position verschafft hat, von der aus sie im Stande ist, die Annäherungen zu decken. Es würden sich deren Têten nämlich anderenfalls dem gedeckten Wege des Feindes näher wie der zweiten Parallele befinden, und der Belagerte mithin im Stande sein, indem er aus jener Position hervorbräche (einen Ausfall machte), die Angriffsarbeiten eher zu erreichen, mithin sie zu zerstören, bevor die zu ihrer Vertheidigung in der gedachten Parallele bereit gehaltenen Truppen heranzukommen vermöchten. Gleichwol kann man, um dieser Eventualität zu begegnen, keine durchlaufende Parallele an dieser Stelle errichten, weil sie die Demontirbatterien maskiren würde, welche ihr Zerstörungswerk noch nicht zu vollenden vermochten. Statt ihrer führt man sogenannte halbe Parallelen aus, welche weite Intervallen zwischen sich lassen, vermöge deren das Feuer der besagten Batterien ungehindert fortgesetzt werden kann. In artilleristischer Hinsicht haben diese neuen Positionen die Bestimmung, Haubitzbatterien aufzunehmen, denen es obliegt, die einzelnen Linien des bedeckten Weges zu bestreichen.

Digitized by Google

Wie aus dem Vorhergehenden erhellt, liegen die Halbparallelen auf einer Entfernung von 200—250 Schritt von dem gedeckten Wege der Festung ab, und es wird demnach, sobald die Sappentêten sich diesem bis zur Mitte jenes Zwischenraumes (100—125 Schritt) genähert haben, abermals der eben besprochene Fall eintreten: nämlich, daß die Angriffsarbeiten behufs des weiteren Vorrückens einer Vertheidigungsposition bedürfen. Man führt sie als zusammenhängende Parallele aus und nennt sie die dritte. Rohrgeschütze (Kanonen und Haubitzen) finden in ihr, weil sie im Verhältniß zu dem Niveau der feindlichen Werke niedrig, am Fuß des Glacis zu liegen pflegt, kein Schußfeld vor sich; weshalb man sie nur mit Mörserbatterien armirt, und außerdem mit Schützen besetzt, die von hier aus kaum ihren Mann fehlen werden.

Mit der Errichtung der dritten Parallele pflegt das artilleristische Zerstörungswerk vollbracht zu sein. Die Ricochetbatterien (in der ersten Parallele) hatten die Aufgabe, zunächst die Traversen abzukämmen, die Geschütze auf den Wällen dadurch gegen die Längenbestreichung bloszulegen, und sie hiernach entweder zu zerstören oder zu vertreiben. Wie sich von selbst versteht, wird dies nicht ausnahmslos gelingen. Hinter besonders starken und dem Feuer des Angriffs mehr entlegenen Traversen werden sich stets einige Stücke erhalten; auch steht es im freien Belieben des Festungsvertheidigers, wenn er seine Artillerie vor dem überlegenen Feuer der Ricochetbatterien zurückgezogen, mit derselben plötzlich wieder auf dem Wallgang zu erscheinen. Solchen Vorkommnissen entgegenzuarbeiten ist die Bestimmung der Demontirbatterien. Sie sollen von der zweiten Parallele aus den Sieg der Angriffsartillerie vollenden, der von der ersten her eingeleitet worden ist. In der Regel gelingt es, wiewol nicht immer. In Hinsicht auf Sebastopol ist zu bemerken, daß die Verbündeten sich auffallend wenig der Ricochetbatterien bedient haben d. h. meistens darauf verzichteten, die feindlichen Geschütze durch Längenbestreichung zu zerstören, und sich wesentlich darauf beschränkten, directe d. h. Demontirbatterien zur Zerstörung der Geschütze und Scharten von vorn her in Wirksamkeit zu setzen.

Beim weiteren Vorgehen von der dritten Parallele aus gegen die Festung kann man sich der Zickzacksappen nicht mehr bedienen, weil man die Annäherungsverlängerungen nicht länger vom gedeckten Weg fern zu halten vermögen würde. Man greift daher zur directen Sappe, die geradewegs auf das Object zugeführt, indeß durch Traversen gegen die Längenbestreichung gedeckt wird. Weil sie auf beiden Flanken durch eine Reihe von Sappenkörben (Schanzkörben) gedeckt werden muß, die doppelte Anzahl Sappeure, eine doppelte Tête und zwei Rollkörbe verlangt, nennt man sie auch die doppelte Sappe. Man bringt mit ihr vor, bis man die Höhe oder Tête des Glacis erreicht hat. Hier, im dichtesten Gegenüber des gedeckten Weges, den der Feind zwar vor dem

Digitized by Google

Feuer des Angreifers geräumt haben wird, wo er aber jeden Augenblick wieder erscheinen kann, bedarf es endlich einer vierten Verbauung oder Parallele, welche zugleich den Zweck hat, zwei neue, noch nicht zur Anwendung gebrachte Gattungen von Batterien aufzunehmen, diejenigen, welche das noch unversehrte Geschütz auf den Flanken der Bastione zum Schweigen zu bringen haben und andere, denen es obliegt, eine Sturmlücke in die Escarpe zu schießen. Erstere nennt man Contrebatterien, letztere Breschebatterien. Man nennt diese vierte Verbauung nicht Parallele, sondern die Krönung (Couronnement).

Das Terrain, welches der Angreifer mit seinen Annäherungen zu durchlaufen hat, um von der dritten Parallele aus bis zu der Stelle zu gelangen, wo er die vierte Verbauung (Krönung, Couronnement) ausführt, ist insofern ein unterschiedliches und ausnahmsweises, als es in der Regel unterminirt sein wird. Der Grund, weshalb die Sphäre der Minen sich nicht weiter erstreckt, ist der, daß es fast unmöglich ist, eine Minengalerie länger, wie hundert Schritte zu führen, weil die Mittel fehlen, sie luftrein zu halten und den Uebelständen zu begegnen, welche die Entlegenheit des „Orts" (Minentête) von der Basis hervorruft.

Daß die Vertheidigung aus den Minen bedeutende Vortheile zu ziehen vermag, ist an sich einleuchtend. Durch auf Erschütterung der Sappen des Angreifers abzielende unterirdische Explosionen kann sie diese auf einzelnen Punkten einstürzen; ja sie würde im Stande sein, die Bresche- und Contrebatterien, nach deren Armirung, in die Luft zu sprengen, wenn der Belagerer bis dahin nicht das Defensivminensystem durch Gegenführung eines offensiven zerstört hätte. In diesem Kampfe unter der Erdoberfläche sind die meisten Umstände dem Angreifenden günstig. Er kann stärkere Ladungen für seine Explosionen wählen, weil er eine oberirdisch werdende Wirkung (Trichter) nicht zu scheuen hat, im Gegentheil dieselben als Logements für seine Schützen und zu Erweiterungen seiner Sappen nutzen kann. Die Vertheidigung muß sich dagegen stets nur auf schwache Ladungen beschränken und kann aus diesem Grunde den Offensivminen gegenüber keinen anderen Zweck erstreben, als den, diese zu quetschen.

In Ermangelung ausreichend schwerer Geschütze zum Breschefchießen (man bedarf dazu mindestens langer Vierundzwanzigpfünder) kann man auch von dem Errichten einer Breschebatterie Abstand nehmen und die Sturmlücke durch Minen erzeugen; indeß setzt dies voraus, daß der Graben trocken sei und erheischt an und für sich viel Arbeit. — Sobald die Breschebatterien etablirt worden sind, verbleiben für den Ingenieur in der Regel nur zwei Operationen auszuführen. Er hat der Infanterie eine gedeckte Communication herzustellen, mittelst deren sie aus dem gedeckten Wege zur Grabensohle oder, wenn der Graben naß ist, zu dessen Wasserspiegel gelangen kann, und des-

Digitized by Google

gleichen, in beiden Fällen, einen möglichst gegen das feindliche Feuer gedeckten Grabenübergang vorzubereiten. Trockene Gräben passirt man mit der Sappe; nasse auf Flossen, die auf der vom Nebenbastion flankirten Seite Schulterwehren, d. h. einen Wall bis zur Kopfhöhe des Mannes, erhalten. Hiernach erfolgt die Bestreichung der Bresche.

Das Eindringen des Angreifers in die Sturmlücke entscheidet nur dann über den Besitz der Festung, wenn dahinter kein Abschnitt vom Vertheidiger aufgeführt worden ist. In neuerer Zeit ist letzteres zur Regel geworden, und wenn nicht eine gleichzeitige Erschöpfung aller Mittel und Kräfte zur Uebergabe zwingt, wird man eine Capitulation eine nicht ehrenhafte nennen, die nach der ersten Bresche zu Stande käme. Bei der Gelegenheit erinnere ich an das, was im zweiten Abschnitt dieses Aufsatzes über die Einrichtung der Festungen behufs der inneren Vertheidigung gesagt worden ist.

Badeleben auf Norderney.

Was daraus werden mag? Ich meine blos aus dem Wetter. Die Natur besinnt sich auf sich selbst, sie weiß nicht recht, was sie zunächst beginnen soll. Sie sinnt und brütet und schwitzt — man merkts an der schwülen Luft. Da droben stehen die Wolken still und blicken schläfrig zur Erde; der Wind hält den Athem an, brennt vor Ungeduld und lauscht — Regen? Gewitter? Sturm? Die Natur besinnt sich noch, die Bäume zucken die Achseln . . . . . .

Wir haben Mitte August; das ist auf Norderney die Zeit der Vollsaison. Vor all den Häusern und Häuschen, die so zierlich und sauber aus den Blumen- und Fruchtgärtchen hervorscheinen, sind Zeltdächer von grauer Leinwand ausgespannt; ein Zeichen, daß die Zimmer des Hauses besetzt sind; auf den rothen Steinpfaden, die an den Sandstraßen hingehen und in den Bosquets beim Conversationshause ist ein reges Treiben. Herren und Damen in bequemen Badecostümen machen dort ihre Morgenpromenade; über den Rücken der Damen, die eben vom Bade kommen, auf das weiße umgeknüpfte Tuch herab hangen schwer die Fluten feuchter Haare. Vor dem Conversationshause spielt die Musik und die numerirten Kellner sorgen unter der Säulenhalle für die Bedürfnisse des Theiles der Badegesellschaft, dem nach Gegenständen gelüstet von mehr consistenter Natur als Luft und Musik und Meeresrauschen.

Die Insulaner haben böse Tage in dieser Zeit. Während die fremden Gäste dem vergnüglichsten Dolcefarniente sich hingeben und wahrlich soviel mit Nichtsthun zu thun haben, daß ihnen keine Zeit mehr übrig bleibt noch etwas Andres zu thun; derweil die Sonne ihre schärfsten Pfeile versendet und

Digitized by Google

jeder Luftzug, als fürchte er sich vor den brennenden Geschossen, den Athem anhält, sind die Inseleinwohner lauter Unruhe und Geschäftigkeit, lauter Sorge und Arbeit, um den vielseitigen Bedürfnissen der Badegäste gerecht zu werden; und mancher ehrliche Norderneyer, mancher redliche Seewolf wünscht die Fremdlinge, die alljährlich zur Mittsommerzeit seine Insel überströmen, mit einem kräftigen Fluche in das Land, wo der Pfeffer wächst.

Es ist sonderbar; der Norderneyer selbst hat keinen Glauben an die Heilkraft des Seebades, und es fällt ihm nicht ein, der Gesundheit wegen oder auch nur zur Annehmlichkeit sich in die Flut zu tauchen.

Der Raum zwischen dem Festlande und der Insel heißt das Watt; eine trübe einförmige Wasserfläche, mäßig bewegt, ohne eigentlichen Wellenschlag. Zur Zeit der Ebbe kann man zu Wagen hindurchfahren. Gewöhnlich bringt indessen ein Schiff die Badegäste herüber. Wenn das Segelboot oder Dampfschiff sich dem feuchtblitzenden Strande bis auf hundert Schritt genähert hat, nimmt ein Leiterwagen die Passagiere auf. Am Landungsplatze werden die neuen Ankömmlinge von den Badegästen begrüßt und kritisirt; hinter dem Conversationshause verläßt man wohl durchgeschüttelt die Leiterwagen, um sich eine Wohnung aufzusuchen.

Das saubere Inseldorf, auf der Südwestseite des Eilandes gelegen, zählt 206 Wohnhäuser, alle sehr reinlich von rothen Backsteinen auferbaut, die im Innern ziemlich gleichartig und sehr einfach eingerichtet sind. Während der Badezeit ziehen sich die Insulaner in die Küche des Hauses zurück, und vermiethen die vorderen Räume an Fremde.

Bekanntlich gilt Lichtenberg als der Erfinder des Gedankens, am deutschen Nordseestrande eine Badeanstalt zu begründen. Er war es, der im Jahre 1793 zuerst öffentlich anfragte, weshalb Deutschland noch kein Nordseebad besitze? Dies war gleich nach seiner Rückkehr aus England; der geistreiche Commentator Hogarths hatte dort wohleingerichtete, vielbesuchte Seebäder gefunden und er that durch Schrift und Wort das Seinige, in Deutschland die Begründung ähnlicher Heilanstalten zu veranlassen. Indessen war ein Inselbewohner, der Pastor Janus auf der Insel Juist, der nie in England gewesen und schwerlich jemals davon gehört, daß dort bereits Seebadeanstalten beständen, schon früher als Lichtenberg für die Begründung eines deutschen Seebades thätig gewesen. Zehn Jahre vor Lichtenberg hatte dieser Geistliche, im Jahre 1782, eine Vorstellung an die ostfriesische Provinzialregierung gerichtet, worin er seine praktischen Beobachtungen und Erfahrungen niedergelegt hatte und auf Grund derselben die Einrichtung einer Seebadeanstalt in Vorschlag brachte. Aber der wohlwollende Prediger hatte seinen Antrag zu gründlich motivirt. In der Begeisterung für die Ausführung seines Planes hatte er alles Mögliche zu Gunsten seines Projects angeführt und unter andern auch

Digitized by Google

die Seekrankheit, welche die Badegäste auf der Reise vom Festlande nach der Insel befallen werde, als besonderes Motiv für die Einrichtung eines Seebades auf Juist hingestellt. Das ward nun von den zugezogenen Medicinern sehr übel aufgenommen, und vielleicht war es dieser Punkt, der seinem ganzen Project den Hals brach. Die Gutachten der Aerzte sprachen sich ungünstig aus: „Man wisse nichts von solchen Neuerungen, und was das durch die Ueberfahrt zu erregende Erbrechen betreffe, so möge das viele von der Reise abschrecken, da solches bequemer und wohlfeiler zu Hause verursacht werden könne." Die Angelegenheit wurde einstweilen zur Seite gelegt, und erst im Jahre 1797 wieder aufgenommen, wo denn die Provinzialregierung die Anlegung des Seebades auf der Insel Norderney beschloß und in Ausführung brachte. Seit dem Jahre 1819 hat die hannoversche Regierung das Bad übernommen. Norderney ist seitdem unter den Nordseebädern wol das erste durch seine natürlichen Vorzüge und durch die solide und bequeme Einrichtung seiner Anstalten.

Ueber die Operationsfrage in der Krim.

Die Erkenntniß der allgemeinen Verhältnisse, welche den Krieg in der Krim beherrschen, ist allenthalben — nur nicht, wie es scheint, in Paris und im Kriegsrath des Generals Pelissier — soweit gelangt, daß bereits in den Massen des Publicums die Ansicht feststeht, wie es nur einen erfolgreichen Operationsplan für die alliirte Armee gibt; — daß es zufolge desselben darauf ankommt, eine Massenconcentrirung aller englisch-französisch-türkisch-sardinischen Streitkräfte zu Eupatoria auszuführen und zwar so schnell wie möglich, denn die Tage, in denen man auf diesen Punkt gestützt operiren kann, sind gezählt und werden vielleicht schon in der zweiten Hälfte des September, wenn die Stürme, welche zur Zeit der Nachtgleichen den Pontus aufwühlen und die offene Rhede von Kosloff (Eupatoria) für eine Flotte unhaltbar machen, beginnen, ihr Ende erreichen; — daß ferner es eine Rücksicht zweiter Bedeutung ist, ob man bei dieser Concentrirung den Belagerungstrain (Park) vor der angegriffenen Festung retten kann oder nicht, denn aufgegeben, wird er später dennoch, sammt Sebastopol, in die Hände der Verbündeten fallen, wenn dieselben im Vormarsch von Eupatoria auf Simpheropol oder Baktschi Serai das Geschick des Feldzuges siegreich im Felde entschieden haben werden.

So klar nun dies alles immerhin auch ist, und wiewenig Zweifel darüber bestehen mögen, daß die große Aufgabe ungelöst bleiben wird, wenn

Google

man, anſtatt jenen großartigen Weg der ſchnellen und radicalen Entſcheidung zu betreten, auf dem alten, längſt verurtheilten des unmittelbaren Angriffs gegen die Feſtung verharrt, ſo weiſen nichtsdeſtoweniger alle Maßregeln, die man treffen ſieht, darauf hin, daß letzteres geſchehen wird. Nicht nur wird, wie ich höre, im Gegenſatz zur Feldmunition namentlich Schießbedarf für die ſchwere Belagerungsartillerie in Toulon und Marſeille eingeſchifft, ſondern man hat auch bereits mit dem Verkauf eines großen Theiles der mit bedeutenden Koſten beſchafften Packpferde, ohne welche ins Innere greifende Operationen nicht ausführbar ſind, begonnen, und hat desgleichen die meiſten Ochſenwagen, die man zu dem Zwecke zuſammengebracht hatte, um ſie zur Formirung von Verpflegungscolonnen für die Operationsarmee zu benutzen, aus Kamieſch nach Sinope ſchaffen laſſen. Es ſind dies Kennzeichen, die kaum trügen können. Die verbündete Armee wird alſo vor Sebaſtopol, auf dem ſchmalen Terrain zwiſchen Inkerman, Balaklava und Kamieſch aushalten; ſie wird die Belagerung, wenn man das ſo nennen kann, weiter führen und wird, wenn ſie im Verlauf der nächſten Monate nicht irgendeine große Kataſtrophe, wie der Ausbruch der Peſt oder der Typhusepidemie ereilt, einen neuen Winter unter den Wällen des Platzes zubringen. Am Schluß dieſes Monats von 150,000 Mann, welche ſie heute zählt, auf 180,000 M. verſtärkt, wird ſie mitten im Winter höchſt wahrſcheinlich ihren gegenwärtigen Stand noch nicht erreichen und im Frühjahr — doch was dann geſchehen wird, vermag niemand zu ahnen.

Ihren Leſern wird nicht entgangen ſein, daß in der neulich in Paris erſchienenen Broſchüre polniſchen Urſprungs der nämliche Plan ſich entwickelt findet, von dem ich oben ſchrieb, nur mit dem Unterſchiede, daß dem General Peliſſier die Rolle zugetheilt wurde, mit 50,000 Mann vor der Feſtung zurück zu bleiben, um dieſe im Zaum zu halten und den Artilleriepark zu wahren, während das Hauptheer, in Stärke von 140,000 Mann, von Eupatoria aus vorbrechen ſollte. Mir war es von einem bedeutenden Gewicht, aus einer Bemerkung zu entnehmen, daß dieſe Dispoſitionen auch die Billigung der Kritik des Herrn von Mieroslawski haben würden, eines Mannes nämlich, deſſen Anſehen als bedeutende, militäriſche Autorität es nur wenig Abbruch zu thun vermag, daß er mit ſeinen Plänen in Polen, Baden und Sicilien ſcheiterte. Aber ich kann nichtsdeſtoweniger die erwähnte Vertheilung der Kräfte nicht gut heißen. Es hat offenbar keinen rechten Sinn, ſich, lediglich um etwa 1000 ſchwere Feuerſchlünde zu wahren, die, im Fall alles bei Simpheropol zur Entſcheidung kommmt, kaum noch in Thätigkeit kommen würden, der Mitwirkung von 50,000 Mann, oder falls man Kamieſch beſetzt hält, von mindeſtens 30,000 Mann, behufs jenes großen Schlages zu enthe ben. Mit anderen Worten heißt das ſoviel als: jemehr

Digitized by Google

Truppen man bei Eupatoria zu concentriren vermag, desto besser. Vielleicht daß eben in jenen 30,000 Mann der Kraftzuwachs ausgesprochen ist, welchen die Umwälzung der Entscheidung, Abschneiden, Schlagen und Gefangennahme der russischen Armee erheischen.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel, 30. Juli. — In den letzten Tagen kreuzten sich mehr wie jemals vielleicht abenteuerliche Gerüchte in Pera und fanden, wiewol sie untereinander im Widerspruch standen, Glauben, nicht nur an der Börse, sondern auch in anderen Kreisen. Das Verbot der östreichischen, im eignen k. k. Gebiet außer Cours gesetzten Kupferkreuzer als Scheidemünze, und der Beschluß der Pforte, türkische Fünf-, Zehn-, und Zwanzigperastücke vom Realwerthe in ausreichender Menge prägen zu lassen, führte dunkle und unklare Köpfe auf die Vermuthung: die Beziehungen zwischen Oestreich und dem Divan könnten sich getrübt haben. Von gut unterrichteter Seite erfahre ich dagegen, wie in diesen Beziehungen durchaus keine Veränderung eingetreten sei, und daß man lediglich einen kleinen Zwischenfall zu beklagen habe, der sich am Tage ereignete, wo der Beschluß rücksichtlich der Kupfermünzen getroffen wurde, der indeß an sich ohne alle Bedeutung ist. Baron Koller, der hiesige k. k. Geschäftsträger und Internuntius, hielt es für angemessen, dem bezüglichen Medschliß (Divanberathung) in Person anzuwohnen, wogegen der Großvezier ihm höflich und in aller Form vorstellte, daß die zu verhandelnde Angelegenheit eine rein innere sei, und um deswillen die Einmischung eines auswärtigen Repräsentanten durchaus nicht gestatte. Der östreichische Diplomat soll hiervon empfindlich berührt worden sein, indeß ist es klar, auf wessen Seite sich das Recht befindet, und es kann kaum einem Zweifel unterworfen werden, daß man in Wien den richtigen Takt besitzen wird, in dieser Angelegenheit durchaus keine weiteren Schritte zu thun.

Unter solchen Umständen hat es mir um so befremdender geschienen, daß man in den letzten Tagen von gewissen Vibrationen in der ministeriellen Sphäre und dem unerwarteten Schwanken des Großveziers (Aali Pascha) und des Seriaskers (Mehemmed Ruschdi Pascha) hörte. Ich sehe diese Gerüchte vorerst nur als solche an, und bin der Ansicht, daß sich in denselben die Wünsche einer Coterie von Emigranten aussprachen, denen nichts erwünschter kommen würde, wie ein Bruch der Pforte mit Oestreich.

Von Omer Pascha heißt es, daß er dennoch entschieden als eine gesunkene Größe angesehen werden müsse. Man wollte neuerdings von seiner definitiven Ernennung zum Seriasker für Anadoli wissen, indeß ist man wol bis jetzt noch nicht soweit. Vom Sultan bekam der Serdar Ekräm neulich zwei äußerst bedeutende Geschenke: eine Summe von dreitausend Beuteln (ein jeder Beutel zu fünfhundert Piaster) und ein großes Tschiftalik aus dem Nachlasse von Chosrew Pascha, welcher, wie Ihnen wol erinnerlich, der Krone anheim fiel. Man sieht Omer Pascha nur

by Google

ausnehmend selten, auch auf dem türkischen Kriegsministerium erscheint er jetzt nicht mehr so häufig, wie noch vor kurzem. Als seinen Nachfolger nennt man den Müschir Achmed Pascha, von dem ich Ihnen im letzten Winter ein Porträt entwarf. Letzterer weilt bis zur Stunde hier, und hat seine Residenz in einem ihm zugehörigen Konak auf dem asiatischen Ufer des Bosporus genommen.

— — 1. August. — Der Serdar Ekräm, Omer Pascha, welcher immer noch hier verweilt und dessen Aufenthalt sich noch auf längere Zeit ausdehnen dürfte, hatte bei seiner Ankunft in Stambul nicht, wie ich voraussetzte, den großen Konak bezogen, welchen er im eigentlichen Konstantinopel nahe am Ausgangspunkte der, von Galata aus über das goldene Horn führenden sogenannten neuen Brücke besitzt, weil das genannte türkische Palais seit einer Reihe von Jahren schon unbewohnt geblieben, mithin uneingerichtet ist, sondern hatte ein Anerbieten Mehemmed Ruschdi Paschas, des Seriaskers (Kriegsministers), angenommen, der ihm sein großes, freilich nur türkisch garnirtes Haus, welches er im reizend gelegenen Dorfe Kadikoj, auf dem asiatischen Ufer, besitzt, einräumte. Ich bemerke dies ausdrücklich, weil mir daraus hervorzugehen scheint, daß die alte Feindschaft zwischen diesen beiden bedeutenden Männern im osmanischen Staate, und die jetzt eben das ganze Heerwesen in ihren Händen halten, sich ausgeglichen hat. Die Annäherung geschah vielleicht am entschiedensten von Seite Omer Paschas, der, wie man nicht mehr verkennen kann, mit der französischen Partei und deren Vertretern sich durchaus überworfen hat, und auch zur englischen wol nicht mehr die Beziehungen unterhält, wie früher. Da ich keine persönlichen Berührungen, weder mit dem Seriasker noch mit dem Serdar Ekräm habe, im Gegentheil mein Urtheil nur nach dem feststelle, was ich über beide höre, so mag dasselbe leicht einem Irrthum unterworfen sein: indeß bin ich der Ansicht, dies Mal nicht zu irren. Bemerkenswerth ist es, daß Achmed Pascha, der Admiral der türkischen Seemacht im schwarzen Meer, unverkennbar das Bestreben zeigt, mit Omer und Mehemmed Ruschdi ein Trio zu formiren, aus dessen Schoße alsdann die Leitung der Angelegenheiten ihren Impuls empfangen würde. Unzweifelhaft ist es, daß in diesen drei Männern sich augenblicklich alles concentrirt, was in der Türkei von Selbstständigkeit und freier, bewußter Action vorhanden ist. Aus ihrem engen Kreise beginnt eine Opposition sich zu erheben, die zunächst wol nur bemüht ist, das zurückzugewinnen, was dem osmanischen Reiche an der Macht zu unbeengten Entschließungen verloren gegangen ist.

Es wäre ein großer Irrthum, wenn man annehmen wollte, Oestreich habe mit der Stellung der drei Männer irgendetwas gemein oder bei ihren Strebungen seine Hand mit im Spiele. Eine solche Vermuthung läßt sich zu allererst nicht mit den Persönlichkeiten, die hier in Rede stehen und die, soviel mir bekannt, zu keiner Zeit eine Hinneigung zu der Politik des großen „Donaureiches“ bekundeten, in Verbindung bringen. Sodann widerstrebt die ganze Annahme der Zeitströmung — hierunter das Gefühl verstanden, welches in den Massen ist und von dem deren Leiter stets mehr oder weniger abhängig sind. Sie dürfen es für gewiß annehmen, daß in jüngster Zeit hier keine Macht mehr an politischem Einfluß und Ansehen, — von Sympathie gar nicht zu reden — eingebüßt hat, wie eben Oestreich und

Digitized by Google

daß für die nähere Zukunft der größere Theil des gehabten Verlustes unwiederbringlich verloren sein dürfte. Wenn der vielgefeierte Herr von Bruck während seines hiesigen Wirkens einiges beigetragen hat, um die Stellung des wiener Hofes der Pforte gegenüber imposanter zu machen, so läßt sich nicht leugnen, daß er nachträglich durch den Umschlag, welchen er in der östreichischen Politik hervorrief, die zehnfache Einbuße veranlaßt hat.

Von dem hiesigen Wirken der östreichischen Diplomatie hört man neuerdings nicht viel, oder richtiger zu sagen, ich befinde mich nicht in der Lage, darüber Auskunft zu geben, weil mir die Möglichkeit fehlt, bestimmte Nachrichten einzuziehen. Im englischen Sommerpalais zu Therapia scheint die Verstimmung vorzuherrschen. Lord Redcliffe kommt meistens sehr düster aus seinen Geschäftszimmern zu Tisch und redet bei Tafel kaum ein Wort mehr. Von Monsieur Thouvenel weiß ich gar nichts zu sagen. Natürlich hatten die hiesigen Zeitungeu in den letzten Wochen viel von seinen Visiten bei seinen diplomatischen Collegen und von der Empfangsaudienz beim Großherrn zu berichten. — Die hier herrschende Hitze nimmt eher zu, wie ab und wird dann und wann für den nicht im Lande Geborenen fast unerträglich. Wir haben nicht selten + 27° Reaumur im Schatten; dabei oft Südwind, der Kopfschmerzen erzeugt und die Atmosphäre weniger reinigt, wie die entgegengesetzte Luftströmung.

Alle Welt sehnt sich unter solchen Temperaturverhältnissen dem Herbst mit seinen längeren und kühleren Nächten entgegen.

Literatur. — Kiepert. Neuer Handatlas über alle Theile der Erde in 40 Blättern entworfen und bearbeitet von Dr. Heinrich Kiepert, Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin, Dietrich Reimer. — Wir zeigen hiermit dem Publicum den Beginn eines Werkes an, von welchem man schon wegen des Namens des Verfassers das Bedeutendste und Werthvollste erwarten darf, und das schon in der ersten vorliegenden Lieferung diese Erwartungen vollkommen rechtfertigt. Der Atlas des alten Griechenlands von Kiepert ist ein classisches Werk, die Frucht der tiefsten und reifsten Studien, allein er war vorzugsweise oder ausschließlich für die Gelehrten berechnet. Diesmal wendet sich Kiepert an ein größeres Publicum und zeigt, daß er, ohne das Geringste von der strengen Gewissenhaftigkeit seiner Forschung aufzugeben, auch populär sein kann. Freilich kommt ihm dabei wesentlich die Buchhandlung zu Hilfe, die alles aufgeboten hat, um das Werk nicht nur zweckmäßig, sondern glänzend auszustatten. Die Sorgfalt, Genauigkeit und Zierlichkeit des Drucks verdient die größte Bewunderung. Die Ausgabe des Atlas erfolgt in zehn Lieferungen, jede von vier Blättern, zum Subscriptionspreis von 16 Thlrn. für den vollständigen Atlas, der in drei Jahren vollendet sein soll. Das Format ist mit Rücksicht auf die Leichtigkeit des Handgebrauchs so gewählt, daß es die Mitte hält zwischen den allzu großen und dadurch unbequemen Karten und denjenigen, die allzu oft zur Theilung des zusammengehörigen Stoffs auf verschiedene Blätter nöthigen. Es war die Rücksicht maßgebend, die Hauptgruppen der deutschen Länder in gleichem Maßstabe (1 Million) darzustellen, dem dann für die übrigen europäischen Länder sowol, als für die außereuropäischen Welttheile bestimmte Maßstäbe sich in möglichst einfachen Verhältnissen anschließen.

Digitized by Google

Durch diese Anordnung wird die Vergleichung der Größenverhältnisse der verschiedenen Länder bis in ihre Details hinein ungemein erleichtert. Auf jeder Karte ist das vom Rahmen umschlossene Gebiet vollständig ausgeführt, um das Verständniß der mannigfachen geographischen Bezüge zur jedesmaligen Umgebung zu erleichtern. Die Vollständigkeit ist durch eine sehr strenge Auswahl des Wichtigen und Nothwendigen erzielt worden. Alle Orte, die irgendeine Merkwürdigkeit darbieten, sind aufgenommen und das Größenverhältniß derselben für den schnellen Ueberblick stark markirt. Auch die Uebersicht über die Bevölkerungszahl wird dadurch erleichtert, daß dünnbevölkerte Gegenden nicht mit Namen unbedeutender Orte angefüllt, sondern leer gelassen sind. Die Verkehrsstraßen sind genau angegeben; hinsichtlich der Ausführung der Bergzeichnung ist vom Verfasser nichts unterlassen, um durch genaue Studien der Originalwerke ein wirklich treues, nirgend übertreibendes, aber auch keinen wichtigen Zug der Oberflächengestaltung vernachlässigendes Bild jedes Landes zu geben. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß das schöne Werk den Preis über alle seine Nebenbuhler davon tragen wird. Die erste Lieferung enthält die Karten Italien, Niederlande Großbritannien und Australien.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. II. Band. 3. Lieferung. Buchstäbchen bis Dampfkugel. Leipzig, S. Hirzel. 1855. — Mit Behagen fühlt der anspruchslose Subscribent unsres großen Nationalwerks sich durch dieses Heft auf einmal tiefer in den Staatenbund des Alphabets versetzt. Nach einem langen und zuweilen etwas anstrengenden Marsche durch das weite Territorium des B, führt ein kurzer Spaziergang durch den Garten des C, — einer fremdartigen Anlage mit künstlich zugeschnittenen Hecken ohne Blüten und Früchte, — in das Reich des D, ein stattliches ansehnliches Gebiet, in welchem der Leser wol durch vier bis fünf Hefte zu verweilen veranlaßt werden wird. Sobald man das D betritt, bemerkt man ein anderes Wesen, und — um im Bilde zu bleiben, — eine andere Handhabung der Wörterpolizei. Es ist ein anderer Geist, dessen Herrschaft hier beginnt; es bleibt nicht verborgen, daß hier der andere der beiden Brüder regiert. Zunächst sehen wir mit großer Freude, daß die anspruchsvolle Gendarmerie der lateinischen Erklärungen nur selten sichtbar wird; die meisten Erklärungen sind schlicht und bürgerlich, in ehrliches Deutsch gekleidet. Ferner finden wir die einzelnen Wortcommunen vollständiger organisirt; große Accurateſſe und Sauberkeit in den Definitionen, emsiges Streben nach Vollständigkeit, eine Genauigkeit, die auch das Kleinste an der rechten Stelle erwähnt, bei den Stammwörtern ein systematisches Aufzählen der Verbindungen mit Präpositionen u. s. w., überall eine feine Disposition. Auch daß der Citate weniger geworden sind, begrüßen wir als einen Fortschritt. Daß die etymologischen Erklärungen kürzer geworden, auch das müssen wir für praktisch erkennen, obgleich wir gestehen, daß in dem ersten Buchstaben grade die ausführlichen Etymologien es waren, bei denen die kolossale Gelehrsamkeit und der Forschergeist des ältern Bruders die höchsten Triumphe feierten. Wenn man die beiden Behandlungsweisen miteinander vergleicht, wird man durch sie kein übles Bild von der verschiedenen Art der beiden Herausgeber erhalten. Wenn bei den frühern Buchstaben ein großer, oft genialer Wurf, die immense Arbeitskraft, das kühne Herumarbeiten eines großen Gelehrten in dem massenhaften Stoff in Erstaunen setzte und fortriß, und wenn die leisen Protestatio-

Digitized by Google

nen von uns Nichtgelehrten durch ein gewisses erhabenes Uebersehen zum Schweigen gebracht wurden, so erfreut und befriedigt hier vorzugsweise das Detail der Ausführung, die strenge Methode, das Maßhalten und die logische Ordnung. Offenbar hat das Werk durch das Eintreten der neuen Methode an Handlichkeit für den nachschlagenden Leser sehr gewonnen, und lebhaft wird der Wunsch, daß dies methodische Verfahren bei allen spätern Heften beibehalten werden möge.

Friedrich der Große. Für das deutsche Volk dargestellt von Ludwig Hahn. Mit 10 Portraits und 10 Bildern aus Friedrichs des Großen Leben. Nach Originalzeichnungen von W. Camphausen in Düsseldorf. Berlin, W. Hertz. — Es liegen uns von diesem Werke zunächst zwei Lieferungen vor. Von dem Text dürfen wir wol abstrahiren; die politische Richtung des Verfassers ist bekannt, die Darstellung scheint, soweit wir hineingesehen haben, deutlich und correct zu sein. Die Hauptsache sind die Illustrationen. Die beiden Portraits, Friedrich der Große und der alte Dessauer, sind musterhaft ausgeführt, in einer höchst kräftigen, charakteristischen Manier, die uns die tüchtigen Züge jener Männer edel und würdig versinnlicht. Die beiden andern Gemälde, Friedrich nach der Schlacht bei Kunersdorf und Friedrich im Gespräch mit Voltaire in Sanssouci, sind gleichfalls gut ausgeführt, aber die Wahl der Gegenstände scheint uns nicht glücklich, und die Zeichnung ist wenigstens nicht brillant genug, um dafür zu entschädigen. Bei dem weitern Erscheinen des Werkes werden wir ausführlicher darauf zurückkommen. —

Schillers Lied von der Glocke. In 40 Blättern bildlich dargestellt von Bernhard Neher. Nach den Entwürfen des Meisters zu den Wandgemälden im großherzoglichen Schlosse zu Weimar, auf Holz gezeichnet von Leutemann und geschnitten von Flegel. Nebst einem Vorwort von Karl Vogel. Leipzig, Rudolph Weigel. — Die Bilder sind zum großen Theil geistreich erdacht, und es ist dem Künstler gelungen, den Realismus, der für den Gegenstand nöthig war, mit einem edeln und würdigen Stil zu vereinigen. Das Costüm ist mittelalterlich, mäßig idealisirt; unpassend ist in der Reihe nur der Jupiter, der, um das Symbol des Feuers auszudrücken, mit seinem Blitz und seinem Adler plötzlich in die Reihe der christlichen Vorstellungen hineinstürmt, man weiß nicht woher. Am gelungensten sind die Bilder vom Glockenguß selbst, wenn auch eine gewisse Monotonie sich nicht vermeiden läßt, und wenn auch einzelne Motive, z. B. der Arbeiter, der einen Krug Bier leert, unnöthig wiederholt werden. Die andern Bilder, welche die Scenen aus dem gewöhnlichen Leben darstellen, haben eine weniger realistische Färbung, und namentlich der Jüngling, der mit einem Spieß und einem Hunde wild ins Leben hinausstürmt, ist zu unbestimmt gedacht. Indeß läßt sich in keinem dieser Bilder gemüthliche Auffassung und correcte Zeichnung vermissen. Den höchsten Preis aber verdient die Technik. Mit großer Freude sehen wir, wie der Holzschnitt immer mehr Raum gewinnt und den unglückseligen Stahlstich, der den Geschmack unsers Publicums auf eine so unerhörte Weise verdorben hat, immer mehr verdrängt. Die vorliegenden Holzschnitte sind durchweg kleine Meisterstücke; es ist eine markige Kraft und Entschiedenheit darin, die jeden Freund des Schönen erfreuen wird, und schon aus diesem Grunde wünschen wir dem Werk eine recht große Verbreitung. —

Digitized by Google

Wigands Pocket Miscellany. Vol. III. Göttingen, G. Wigand. — Der dritte Band dieser höchst verständig eingerichteten Schulsammlung schließt sich würdig den beiden frühern an. Er enthält u. a. folgende Stücke: Bemerkungen über englische Schriftsteller der Gegenwart von Alison; Schilderungen aus dem Leben der englischen Armen von Mayhew; die Fischereien an der Küste von Cornwall von Wilkin Collins; eine Skizze von Washington Irving, und verschiedene belletristische Kleinigkeiten, die sich sämmtlich durch guten Stil auszeichnen.

Neue Gedichte. Von der ziemlich großen Anzahl neuer poetischer Versuche tritt schon wegen des Namens des Verfassers zuerst das erzählende Gedicht, Robert und Guiscard, von Robert Freiherrn von Eichendorff hervor (Leipzig, Voigt und Günther). Die Stimmung und Färbung ist auch in diesem Gedicht zuweilen wieder reizend schön, die Composition aber womöglich noch loser als sonst. Es behandelt eine Episode aus der französischen Revolution. Zwei Brüder, Söhne eines altadeligen Hauses, schließen sich verschiedenen politischen Parteien an und gerathen dadurch in Gefahr, einander im tödtlichen Kampf zu begegnen. Es könnte das ein ganz interessanter Stoff sein, wenn die Geschichte nur einigermaßen psychologisch motivirt wäre. — In derselben Periode spielt das historische Gedicht von Adolf Schults: Ludwig Capet (Elberfeld, Bädeker). Es behandelt die Geschichte Königs Ludwig XVI. von der ersten Zeit seiner Gefangenschaft bis zu seinem Tode. Die Erzählung ist correct, von einem angenehmen poetischen Klang, aber im Ganzen ohne große poetische Erfindung. — Das Gedicht: Florine, (Berlin, Alexander Duncker) behandelt die schon häufig in Novellen verwerthete erste Jugendliebe Heinrichs IV. im steifen und altfränkischen Romanzenton. — Die Dichtung: Psyche, ein Märchen aus dem Alterthum, (Göttingen, Wigand) verarbeitet die bekannte Dichtung auf eine sinnige, gemüthliche Weise, etwas zu breit und feierlich. — Unter den eigentlich lyrischen Gedichten können wir als bedeutend nur die Gedichte von Friedrich Teich nennen. (Gera, Kanitz). Die Naturschilderungen in diesen Gedichten sind zuweilen von einer Deutlichkeit und Frische, wie wir sie in unsrer blos musikalischen Lyrik selten finden. Wie uns der Verleger mittheilt, ist der Verfasser ein harmloser Postbote, früher ein armer Weber; um so auffallender ist diese zarte und dabei ungewöhnlich starke Naturempfindung, die sich in seinen Liedern ausspricht, da auch die Form meistens correct ist. — Die Gedichte von Emil Rittershaus (Elberfeld, Bädeker), das stille Leben von Julius Freye (Stolp, Fritsch), Lust und Leid, von Friedrich Kuhls (Königsberg, Pfitzer) und Gedichte von Ferdinand Sauter (aus seinem Nachlaß herausgegeben von Julius von der Traun, Wien, Tendler) enthalten sämmtlich einige recht angenehme Verse, die in individuellen Beziehungen gedacht ihren guten Eindruck nicht verfehlen werden, über die wir aber vom Standpunkt der literarischen Kritik nichts Weiteres beizubringen wissen. — Noch fügen wir hinzu: das Liederglöckchen, eine Auswahl von Liedern und Gesängen aus alter und neuer Zeit für Volksschulen, herausgegeben von F. A. Schulz (Osterode, Sorge), eine recht zweckmäßige Sammlung.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Philosophie und Naturwissenschaft.

Wenn es auch zuweilen den Anschein haben will, als ob seit einem Jahrzehent die Speculation in Deutschland um allen Credit gekommen wäre, so zeigen doch fortwährend neue Versuche, daß man die Hoffnung, auf diesem Wege zur Wahrheit zu dringen, noch immer nicht aufgegeben hat, daß man nur noch nicht darüber ins Klare kommen kann, in welcher Art dieser Weg am sichersten zum Ziele führt. Bei der immer größern Ausdehnung der naturwissenschaftlichen Studien ist es begreiflich, daß man sich zunächst bemüht, hier anzuknüpfen und so sehen wir denn auch den meisten neuen philosophischen Systemen naturwissenschaftliche Notizen zu Grunde gelegt. Gewiß wird sich das Meiste von diesen neuen Versuchen als unzulänglich erweisen, indeß scheint es doch der Mühe werth, Act davon zu nehmen. — Unter den neuen Schriften dieser Gattung erwähnen wir zunächst:

Neue Darstellung des Sensualismus. Ein Entwurf von Heinrich Czolbe, Dr. med. Leipzig, Costenoble. —

Der Verfasser erklärt als das Grundprincip des Sensualismus: ebendasselbe durch sinnlich klare oder lichtvolle Begriffe, Urtheile und Schlüsse innerlich schauen zu wollen, wofür die speculative Philosophie nur übersinnliche Annahmen oder dunkle Worte hat. Das ist gewiß ein sehr löbliches Princip und wird von aller Welt gebilligt werden, selbst von den Theologen, von denen der Verfasser mit Recht bemerkt, sie seien von den dunkeln Worten der Offenbarung nicht befriedigt und hofften dereinst zu schauen, was ihnen hier unklar war. Allein wenn eine Wissenschaft das ernstliche Bestreben hat, nur mit klaren Begriffen zu operiren, so sollte sie sich vorher genau darüber prüfen, welche Begriffe ihr zur Klarheit geworden sind und welche nicht; mit andern Worten, was sie weiß und was sie nicht weiß. Diese strenge Prüfung scheint aber der vorliegende Sensualismus noch nicht angestellt zu haben. Er beginnt z. B. das Capitel über Materie und Raum mit folgendem Satz: „Aus zahlreichen physikalischen und chemischen Erscheinungen darf man schließen, daß alle Körper aus unsichtbar kleinen Theilchen bestehen, welche ausgedehnt,

begrenzt und nicht mehr zusammengesetzt sind." Wenn der Verfasser aus seinen Erfahrungen wirklich diesen Schluß gezogen hat, so wünschen wir ihm Glück, können aber nicht umhin, ebendeshalb seine speculative Befähigung in Zweifel zu ziehen. Die Unmöglichkeit eines solchen Schlusses aus der Erfahrung hätte er aus jedem beliebigen Compendium der Logik lernen können. Freilich traut er der Logik im Ganzen wenig zu. „Es ist bekannt," sagt er S. 144, daß die Logik kein Unterscheidungsmerkmal für eine richtige oder angemessene und eine zu weite Deduction hat." Wenn die Logik das wirklich nicht hätte, so wäre durch sie freilich für das menschliche Denken nicht viel gewonnen; freilich würde dann die bloße Beobachtung auch nur ein sehr schwankender Grund sein, um irgendwelche Schlüsse darauf zu bauen. „Wenn ich also behaupte," fährt er an derselben Stelle fort, „daß die Induction, die Natur selbst habe eine Ursache, viel zu weit ausgedehnt und deshalb eine unrichtige Hypothese ist, daß innerhalb der Natur allerdings ungemein Vieles entstehe, aber kein hinreichender Grund sei, daß sie selbst einen Anfang genommen oder eine Ursache habe: wenn ich somit die Existenz oder Dauer der Natur von Ewigkeit behauptete, so läßt sich vom Standpunkt der Logik durchaus nichts dagegen einwenden; schwankt man bei den logisch vollkommen gleichberechtigten oder gleichmöglichen Ansichten, so können nur andere Gründe, namentlich die der directern sinnlichen Erfahrung die mehr berechtigte Annahme der einen oder der andern entscheiden."

Es ist ein wunderlicher Gemüthszustand, der uns in diesen Behauptungen entgegentritt. Auf der einen Seite die Ewigkeit der Welt und ihrer Gesetze zu behaupten, auf der andern die Absolutheit des Causalitätsgesetzes zu leugnen, ist fast nicht weniger seltsam, als die Annahme der Möglichkeit, sich durch directe sinnliche Erfahrung von der Ewigkeit oder von der Schöpfung der Welt zu überzeugen. Was übrigens die Ewigkeit der Welt betrifft, so hat alle Philosophie, welcher Schule sie auch immer angehören möge, darüber nur eine Meinung: sie weiß, daß die Beziehung der Erscheinungen zum absoluten Wesen, zu Gott, keine zufällige, der Zeit angehörige ist, und die Vorstellung, daß Gott irgendeinmal die Welt geschaffen habe, da er in der Zeit doch ebensogut etwas Anderes hätte thun können, gehört gar keiner Art von Philosophie an. Jede Philosophie, sie habe einen Namen, welchen sie wolle, hält die Naturgesetze für ewig, weil sie dem Begriff und nicht der Zeit angehören. Aber der Verfasser der vorliegenden Schrift dehnt die Ewigkeit der Welt bedeutend weiter aus; er bezieht sie auch auf die Erscheinungen und hier kommen wir allerdings auf das Gebiet der endlichen Wissenschaft. Die Geologie und die mit ihr verbundenen Wissenschaften haben entdeckt oder zu entdecken geglaubt, daß es eine Zeit gab, wo auf der Erde zwar nicht andere Naturgesetze, aber andere Combinationen und mithin andere Erscheinungen herrschten;

Digitized by Google

eine Zeit, wo es keine Menſchen, überhaupt kein organiſches Leben auf derſelben gab. Wie nun aus dieſem chaotiſchen Uebergangszuſtand organiſches Leben entſtanden ſei, darüber hat man allerlei ſonderbare Hypotheſen gewagt; die einzig wahre Antwort der Wiſſenſchaft kann aber nur die ſein: ich weiß es nicht. Herr Czolbe ſucht nun dieſe Annahme, die, ſoviel uns bekannt iſt, von ſämmtlichen Gelehrten getheilt wird, zu widerlegen und dagegen nachzuweiſen, daß die Erde in aller Ewigkeit ausgeſehen habe wie heute, daß es namentlich zu allen Zeiten lebende Weſen, zu allen Zeiten Menſchen gegeben habe. Er widerlegt die angeblichen Entdeckungen der Geologie auf ein paar Seiten, hauptſächlich folgendermaßen: Es iſt uns nur Europa, ein Theil von Nordamerika, einige Küſtenlinien der andern Welttheile und einige Inſeln, was einen verhältnißmäßig ſehr kleinen Theil der Erde bildet, geognoſtiſch ziemlich genau bekannt, während nicht nur aller Meeresboden, der allein zwei Drittheil der Erdoberfläche bildet, ſondern auch das Innere der großen Continente von Aſien, Afrika, Südamerika, Neuholland und Grönland faſt ganz unbekannt ſind. Aus dem Mangel menſchlicher Ueberreſte in jenem ſehr kleinen Theil der Erde den Mangel derſelben in den ältern Schichten der ganzen Erde zu folgern, dürfte alſo eine leichtſinnige Induction ſein. Es wäre ferner möglich, daß durch die vulkaniſchen Erſcheinungen, ſowie die vorausgehenden neptuniſchen Erſcheinungen alle Spuren organiſcher Reſte faſt verwiſcht ſind. „Wenn aber in einem ewigen Kreislaufe aus den geſchmolzenen Mineralien die wäſſerigen Niederſchläge und aus dieſen wiederum geſchmolzene Maſſen entſtehen, dürfte die Vorſtellung, daß die Reſte heutiger Organismen und auch des Menſchen in ihren Elementen Theile der uns bekannten plutoniſchen Geſteine bilden, nicht ganz abzuweiſen ſein.“ — Das ſind nun allerdings Deductionen, auf welche zu antworten nicht der Logik, ſondern der Geologie zukommt. Wie wir glauben, wird ſie einige Oberflächlichkeit darin entdecken. — Das Buch, welches wir zunächſt anführen, hat inſofern eine verwandte Richtung, als es auch den Gegenſatz der naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen gegen die theologiſchen Vorſtellungen hervorhebt; es iſt jedoch für ein anderes Publicum berechnet.

Kirchenglaube und Erfahrung. Ergebniſſe der Alterthumskunde, der Sittengeſchichte, der Aſtronomie, Geologie und Naturgeſchichte. Stuttgart, Göpel. —

Gewiß enthält der Kirchenglaube ſehr vieles, was die Wiſſenſchaft widerlegt, und es iſt daher ſehr zweckmäßig, auch dem größern Publicum gegenüber ſtets von neuem darauf aufmerkſam zu machen, da wiſſenſchaftliche Unterſuchungen leicht in Vergeſſenheit gerathen. Nur iſt es im Intereſſe der guten Sache wünſchenswerth, daß in ſolchen Fällen der herausfordernde Ton vermieden

wird, namentlich wenn sich derselbe durch die Höhe des wissenschaftlichen Standpunkts nicht rechtfertigt. Zum Schluß spricht sich der Verfasser über die leidigen Menschen aus, welche die Mittelstraße gehen wollen. „Sie finden, die Vernunft müsse ihre Rechte haben, jedoch nicht minder der Glaube. Sie wollen einen Frieden vermitteln, wie voriges Jahr die vier Mächte zwischen Russen und Türken. Der Usurpator soll einiges von seinen Ansprüchen fahren lassen, aber der angegriffene Theil sich auch zu Opfern verstehen. Der Glaube soll die allzu revoltirenden Ingredienzien ausscheiden, dafür soll dann die Vernunft um des lieben Friedens willen sich zusammennehmen und den Rest der Mixtur ohne den Mund zu verziehen getrost hinunterschlucken. Wir dagegen wählen einen Weg, bei welchem beide Theile zu ihrem vollen Rechte kommen. Wir glauben nämlich just das, was wir wissen. Wovon wir das grade Gegentheil wissen, das verwerfen wir, und thun damit den betreffenden Theilen der Kirchenlehre nichts als ihr Recht an. Wo wir endlich keine zureichenden Gründe haben, um uns für oder wider zu entscheiden, da lassen wir die Sache bis auf weitere Aufschlüsse dahingestellt sein." Der burschikose Ton dieser und ähnlicher Stellen ziemt sich umsoweniger, da die Deduction höchst oberflächlich ist. Der Glaube darf allerdings ein abgesondertes Gebiet neben dem Wissen beanspruchen, weil er einen ganz verschiedenen Gegenstand hat. Es ist ein unsterbliches Verdienst vom alten Kant, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß der Glaube sich nicht auf physische Dinge beziehen darf, sondern nur auf sittliche. Zu verlangen, daß man an die Geschichte von Josua und der Sonne glaubt, wenn man das Gegentheil weiß, ist eine Thorheit, denn unsre Sinne und was damit zusammenhängt, sind nicht dem Gewissen unterworfen. Die höchsten sittlichen Ideen dagegen zeigen sich nur in der Form des Glaubens wirksam, und wenn dieser auch allerdings eine unmittelbare Beziehung zur Intelligenz haben muß, und wenn es auch die höchste Aufgabe der Philosophie bleibt, diese Beziehung aufzudecken, so darf doch der Glaube an das Sittengesetz nicht deshalb von dem subjectiven Belieben halbgebildeter Menschen abhängig gemacht werden, weil sie sich Philosophen nennen. Es ist im Interesse der Wahrheit und Freiheit, daß dem jetzt einbrechenden Materialismus, welcher mit der Leugnung des Uebersinnlichen in der Erscheinungswelt auch die Leugnung der übersinnlichen Ideen in der moralischen Welt verbindet, ein sehr ernsthafter Widerstand geleistet werde. Es treten jetzt grade innerhalb der Naturwissenschaft talentvolle Männer auf, die angeblich aus der Naturwissenschaft zu erweisen suchen, daß die Lehren der Religion und indirect die der Sittlichkeit nur auf Einbildungen beruhen. Da es nun im Interesse der Theologie liegt, die freie Untersuchung von allen den Gebieten abzuwenden, zu denen sie in mittelbarer oder unmittelbarer Berührung steht, so wird es ihr leicht werden, den widerstrebenden Staat ganz auf ihre Seite

Digitized by Goog

zu ziehen, wenn sie ihm nachweist, die freie Wissenschaft sei nicht nur negirend in der Physik und Metaphysik, sondern auch auf dem ethischen Gebiet. Der Staat wird heutzutage Anstand nehmen, denjenigen zu verfolgen, der die Umdrehung der Sonne um die Erde leugnet; wenn man ihn aber darauf aufmerksam macht, daß derselbe auch den Unterschied des Guten und Bösen leugnet, und daß das Eine nothwendig mit dem Andern zusammenhängt, so wird er in gutem Glauben zu handeln vermeinen, wenn er solchen Einflüsterungen Gehör gibt. Um dies zu vermeiden, müssen wir stets darauf zurückkommen, daß die Naturwissenschaft mit dem Glauben d. h. mit dem Glauben an sittliche Ideen gar nichts zu thun hat, daß sie ihn weder bekräftigen noch leugnen kann; und diesen Unterschied müssen wir selbst immer aufs lebhafteste vor Augen haben, wenn wir für das Princip der freien Forschung kämpfen.

Zur Vollendung der Erkenntnißlehre, mit besonderer Rücksicht auf Hegel. Von Dr. Emil Freiherrn von Meysenbug. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt.

Der Verfasser ist ein entschiedener Gegner des modernen Materialismus und stellt sich als seine Hauptaufgabe die Bekämpfung desselben vor. Er sucht das Absterben der bisherigen Schulen nachzuweisen, namentlich der jüngsten, der Hegelschen Schule. „Ein Theil, durch die Folgerungen des Junghegelschen Zweifels abgeschreckt, ist zu älteren Standpunkten zurückgekehrt; derjenige Theil aber, der sich das Ansehn gibt, treu bei der Lehre zu beharren, beweist die wesentliche Abschwächung auch seines Glaubens dadurch, daß demselben keine Werke nachfolgen.“ Der Verfasser ist nun zwar der Ansicht, daß durch die Hegelsche Philosophie der Zweifel nicht so beseitigt ist, wie es in der echten Philosophie geschehen sollte, aber er hält den Weg, den die deutsche Philosophie bisher eingeschlagen hat, dennoch im Wesentlichen für den richtigen, und glaubt, daß nur ein consequenter Fortgang auf demselben uns über die augenblicklichen Verirrungen wieder hinausführen könne. Einen solchen Fortschritt will er unternehmen, nur scheint es ihm gerathener, den Versuch früher durch mündliche Vorträge, als durch eine Schrift zu machen. Das gegenwärtige Schriftchen soll also zunächst weiter nichts sein, als eine Einladung zu diesen Vorlesungen. Wir begnügen uns damit, in Beziehung auf dieselben dem Verfasser zweierlei zu empfehlen: erstens möge er stets sein eignes Wort im Auge behalten, daß die Wissenschaft, um verständlich zu sein, sich die Mühe geben müsse, deutsch zu reden; zweitens möge er durch seinen gerechten oder ungerechten Zorn über die modernen Demagogen sich nicht verleiten lassen, Schimpfworte als Argumente zu gebrauchen, wo es sich um eine wissenschaftliche Widerlegung handelt. Die nachfolgende Art der Deduction möge er daher in seinen Vorlesungen vermeiden: „Die Vorstellung des allgemeinen Weltzustandes als

Digitized by

anfängliches Chaos ist der bleibende Zustand derjenigen Form des Wahnwitzes, welche bestimmt als der Blödsinn zu bezeichnen ist. Nur der Blödsinnige ist es, der sich keinen rechten Begriff von Gott machen kann. Sowie andererseits der Schein des ursprünglichen Naturzustandes, der in Verderben übergegangen und durch halbe Rückkehr zu sich selbst zu verbessern sein soll, sein subjectives Gegenbild in der Tollheit überhaupt (s. g. Mania sine delirio) sich jenen ersten Zustand der Nacktheit, Wildheit, Besitzlosigkeit, Vielweiberei, (in der s. g. Nymphomanie), als den wahren sittlichen Zustand des Menschen ein. Als tolle Sucht (Monomanie) sieht sie denselben als verderbt an, will ihn aber noch nicht verbessern, sondern nimmt an der vorausgesetzten Verderbniß, als Putzsucht, Vergnügungssucht, Hab- und Proceßsucht, Rang- und Titelsucht, eheliche Eifersucht ohne weiteres Theil. Als Raserei und Tobsucht endlich (s. g. Mania cum delirio) glaubt sie sich der vermeintlichen Verderbniß, dem vermeintlichen Unrechte (der Zwangsjacke) widersetzen und ihren eignen Zustand, freilich einen halben Naturzustand, wieder hervorrufen zu müssen."

Zur Geschichte der neueren Philosophie. Populäre Vorträge von G. Weigelt. Hamburg, O. Meißner. —

Der Verfasser hat sich Mühe gegeben, den Entwicklungsgang der deutschen Philosophie seinem Publicum so objectiv als möglich darzustellen. Da nun aber jeder, der sich mit Philosophie beschäftigt, sich über das Werthverhältniß der bisherigen philosophischen Systeme eine bestimmte Ansicht gebildet haben muß, so kann auch dieses Buch seine subjective Färbung nicht verleugnen. In einem wissenschaftlichen Werk, welches zusammenhängende Gründe für und wider angäbe, würde diese Sujectivität wieder aufgehoben werden; allein wenn man seine Vorlesungen für ein gemischtes Publicum berechnet, welches weder die genügende Vorbildung hat, um sich selbst ein Urtheil zu bilden, noch das Bedürfniß, den gewöhnlichen Weg der Schule zu betreten, behält die subjective Form leicht etwas Willkürliches. Viele von den Behauptungen des Verfassers sind uns zwar anderwärts schon häufig vorgekommen, sie sind aber nichtsdestoweniger aus der Luft gegriffen. So z. B. die hundertmal wiederholten Vorwürfe gegen Schelling, er habe für die Philosophie ein besonderes Organ, intellectuelle Anschauung, gefordert. „Die sogenannte intellectuelle Anschauung," sagt der Verfasser Seite 172, „weil sie nicht mitgetheilt werden kann, weil sie eine Gabe der Natur ist, muß dem überlassen bleiben, der sie hat, der dann zusehen mag, was er damit ausrichtet. . . . . Wir andern müssen auf andre Weise zur Erkenntniß zu gelangen suchen und uns das Urtheil, daß uns das höchste Organ abgeht, gefallen lassen. Eine Philosophie, die ein Organ, das nur wenige haben, als nothwendig voraussetzt, kann schon darum nicht Allgemeingut werden. Will sie aber dies, so muß sie von dem ausgehen, was

Digitized by Google

allen erreichbar ist." — Einmal hat die wissenschaftliche Philosophie noch nie Anspruch darauf gemacht, Gemeingut zu werden; die sogenannte Populärphilosophie, die Gemeingut werden kann und zum Theil auch geworden ist, bedeutet etwas Anderes, sie drückt nichts weiter aus, als was das Volk in seinen Sprichwörtern sich selbst sagt; sodann ist der Begriff der intellectuellen Anschauung nicht von Schelling, sondern bereits von Fichte aufgestellt, und die Anforderung, die damit an den Schüler der Philosophie gemacht wird, ist im Ganzen eine sehr bescheidene, sie besteht darin, daß man fähig sein muß, im Begriff Ich zugleich Subject und Object zu erkennen. Fichte pflegte in diesem Cardinalpunkt seines Systems sehr ausführlich zu sein. Er sagte zu seinen Studenten: Meine Herren, denken Sie sich einmal die Wand, nun denken Sie sich den, der die Wand gedacht hat u. s. w. Unter Studirenden wie unter Nichtstudirenden gibt es immer noch viele, für die dergleichen Distinctionen zu hoch sind, denen also das Organ der intellectuellen Anschauung fehlt. So gibt es ja auch viele Leute, die kein Gehör haben d. h. nicht, die taub sind, sondern die nicht einen musikalischen Ton vom andern unterscheiden können. Zu diesen sagt der Musiklehrer mit Recht, sie möchten sich vom Studium der Musik fernhalten, da sie doch darin keinen Schritt weiter kommen würden, und mit demselben Recht sagen Fichte und Schelling zu dem ersteren, er möge sich vom Studium der Philosophie fernhalten, weil ihm gleichfalls das Organ dazu fehlt. Aehnliche Anforderungen macht ja eigentlich jede Wissenschaft, namentlich die Mathematik, wenn sie über die ganz mechanischen Rechenexempel hinausgeht, und es liegt darin gewiß nichts Unbescheidenes; es ist ja durchaus kein Grund vorhanden, daß alle Welt Philosophie treiben soll. Und darum haben eben populäre Vorlesungen über die Philosophie etwas sehr Bedenkliches. Populäre Vorlesungen über Physik, Chemie, Geschichte und dergleichen gehen doch stets darauf aus, dem Publicum ein gewisses Quantum von Kenntnissen beizubringen, mögen diese Kenntnisse auch noch so unzusammenhängend sein. Der philosophirende Dilettant dagegen veranlaßt von vornherein seine Zuhörer zur Kritik, und das ist unrecht, denn man soll nur dasjenige kritisiren, was man versteht. Da indessen in unsern Salons zu den beliebten Gesprächen, durch welche man in die etwas einförmige Beschäftigung des Walzens und Galoppirens eine angenehme Abwechslung bringt, auch die Gespräche über Philosophie gehören, so sind Vorlesungen, durch welche man über diesen Gegenstand etwas erfährt, ein tiefgefühltes Bedürfniß, und der Verfasser der vorliegenden gehört unzweifelhaft zu den gebildetsten und verständigsten seiner Gattung. —

Indem wir nun die Philosophie verlassen und zur Naturwissenschaft übergehen, haben wir zunächst den zweiten Band eines Werks zu erwähnen, welches in seinem Fache als ein classisches bezeichnet werden kann:

Digitized by Google

Geschichte der Botanik. Studien von Ernst Meyer. Königsberg, Borntträger. —

Die genauere Darstellung des Inhalts behalten wir unserm betreffenden Referenten vor. Für das größere Publicum ist grade dieser Band, wie der Verfasser selbst gefühlt hat, am wenigsten geeignet; doch werden auch hier einzelne Abschnitte allgemeines Interesse erregen z. B. die poetischen Bearbeitungen der Botanik und die Verirrungen der Wissenschaft in spielende Mystik. — Die andern Bücher, die wir anzuführen haben, sind populärer Natur. Zunächst erwähnen wir den fünften Band der vortrefflichen Sammlung

Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Leipzig, Ambr. Abel. —

Der Band enthält Abhandlungen über das Brot und seine Stellvertreter, über die Einwirkung der Atmosphäre auf den Erdkörper, über den Dampf und über die Säugethiere der Vorwelt. — Daran schließt sich:

Naturwissenschaftliche Volksbücher. Berlin, Franz Duncker. —

Heft 9—10 enthalten die Fortsetzung von Johnstons Chemie des täglichen Lebens und eine Abhandlung über die geheimen Naturkräfte (Schwere, Elektricität u. s. w.) von Bernstein. Der letztere entwickelt in seinen populären Bearbeitungen der Naturwissenschaft ein ebenso großes Talent, das Hauptsächliche und Wesentliche klar und einfach darzustellen, als in seinen politischen Arbeiten, und gehört unzweifelhaft zu den einflußreichsten und achtbarsten Schriftstellern dieser Gattung. —

Der achte December der römischen Kirche.

Der heilige Vater in Rom hatte die Würdenträger der Kirche um sich versammelt, um über ein Dogma zu entscheiden, das, seit es im Schoße der Kirche aufgetaucht, die verschiedensten Ansichten hervorgerufen hat. Man könnte in den Aeußerlichkeiten jener Berufung die Form eines allgemeinen Conciliums wiederfinden, müßte man nicht annehmen, daß die Entscheidung längst vorher gefaßt war und der heilige Fischer mit Petri Ring gar wohl wußte, was er aus den abgegebenen Votis der Kirchenfürsten herauszufischen habe. Man sagt, durch den Entscheid für die unbefleckte Empfängniß Marias habe der Jesuitenorden zeigen wollen, daß er wieder allmächtig in der katholischen Kirche sei. Hätte er nie Schlimmeres gethan! obwol das neue Dogma

Digitized by Google

ganz geeignet scheint, aus einer großen Zahl guter, aber denkender Katholiken „Ketzer" zu machen. Ein trauriger Gewinn bei der so pomphaft verkündeten Frage! Wollte man aber annehmen, es gelte nicht einem so ganz positiven Dogma und die Kirche werde auch hier wie bei einigen andern in der Anwendung mit sich handeln lassen und ihr Anathema sit! nicht weiter als durchaus nothwendig ausdehnen, so stimmt dazu wenigstens nicht der Anschein von großartiger Wichtigkeit, den man der ganzen Angelegenheit gegeben und der Aufwand von Feierlichkeiten, den die Kirche bei der Verkündigung in Scene gesetzt.

Seltsam! der Gedanke, die dogmatische Streitfrage der unbefleckten Empfängniß Mariens zur Entscheidung zu bringen, scheint eine Frucht des Exils zu sein, in einer Zeit entstanden, wo die politische Existenz der päpstlichen Macht selbst eine offene Frage gewesen. Der flüchtige Pius IX. richtete von seinem Zufluchtsorte Gaeta aus am 2. Febr. 1849 an alle Glieder des katholischen Episcopats ein Rundschreiben, in dem er ihre Meinung über jenen Punkt verlangte. Es ist nicht das erste Mal, daß das äußerlich gedemüthigte Pontificat der Welt sich durch Fragen bemerklich machte, welche einestheils deren Vergessen vorbeugen, anderntheils den Beweis liefern zu sollen schienen, daß die Kirche auf dem Felsen Petri durch kein Mißgeschick gebeugt werden könne, ihr Auge selbst über Stürmen wache. Genug, dem Ansinnen wurde entsprochen und die eingelaufenen Antworten bildeten nicht weniger als sieben Bände in Quart. Welche Fülle dogmatischer Gelehrsamkeit und Subtilität mögen sie verschließen! Der zurückgekehrte Papst hatte die Frage nicht fallen lassen, eine Commission von Cardinälen und Theologen die Bulle im voraus entworfen, und die Versammlung zahlreicher geistlicher Würdenträger im December vorigen Jahres hatte bekanntlich wenig weiter zu thun, als der schon getroffenen Entscheidung und ihrer Verkündigung die größere Weihe zu geben.

In die Geheimnisse des fraglichen Dogma einzugehen kann hier unsre Sache nicht sein. Nur um einem möglichen oder entschuldbaren Vergessen zu begegnen, sei daran erinnert, daß es sich bei jenem Dogma nicht um den Glauben handelt, Maria habe Jesum Christum ohne Sünde, weil vom heiligen Geist, empfangen — dies ist ein bereits feststehender Glaubenssatz für alle Katholiken; — das Gewicht der Frage liegt darin, ob Maria „durch die zuvorkommende Gnade Gottes" bei ihrer Empfängniß von ihrer Mutter Anna nicht durch den Makel der Erbsünde befleckt worden sei, der doch alle im Fleisch Geborenen unterworfen sind. Diesen Unterschied halte man fest; denn von letzterem hat man bis jetzt nichts gewußt, oder wenigstens kaum mehr daran gedacht. Ferner ein Wort über Dogmen. In der römischen Kirche sind die Dogmen die Wahrheiten, welche Gott offenbart hat und welche die Gläubigen zu glauben verpflichtet sind. Die Kirche schafft nicht die Dogmen, sondern

macht nur, wie ihre Gelehrten ſagen, diejenigen mit Gewißheit kennen, welche Gott offenbart hat. Die Theologen unterſcheiden nun zweierlei Dogmen: ſolche, welche die römiſche Kirche direct von Gott zu beſitzen verſichert, und ſolche, welche ſie durch für unmittelbar und evident behauptete Conſequenzen daraus ableitet. So haben die Katholiken im Gegenſatz zu den Proteſtanten als Glaubensdogmen nicht allein die klar und ausdrücklich in der Schrift verkündeten Wahrheiten, ſondern auch die von der Tradition überlieferten, das heißt: durch das conſtante und einmüthige Zeugniß der Kirchenväter, durch die Decrete der allgemeinen Concilien, durch die in der ganzen Kirche anerkannten Entſcheidungen des Papſtes, durch die gemeinſame und allgemeine Anſicht der Theologen.

Wir haben es alſo hier nur äußerlich damit zu thun, ob die vorſtehenden Principien ihre Anwendung auf das neue Dogma zulaſſen — eine mehr nur hiſtoriſche Erörterung einer Frage, die auch für Nichtkatholiken von Wichtigkeit ſein und auch für paritätiſche Lande eine nicht gleichgiltige Tragweite erlangen könnte. Die gelehrigen und bei der ganzen Angelegenheit intereſſirten Organe des römiſchen Hofes haben nun nicht ermangelt zu behaupten, daß der Glaube an die unbefleckte Empfängniß mit der Tradition der Kirche übereinſtimme; ſie wollen glauben machen, daß damit nur ein alter Glaubensſatz wieder hervorgeſucht werde, und zur gebührenden Ehre komme. Allein dieſer Aufſtellung widerſprechen gleich gelehrte, aber weniger befangene Stimmen, die überhaupt in der Fabrication von Dogmen kein beſonderes Heil für die Kirche zu erblicken vermögen, und zwar mit hiſtoriſcher Berechtigung. Sie meinen dem Dogma eine ſehr neue und ſehr nahe Quelle zuerkennen zu müſſen.

Die Häretiker des fünften Jahrhunderts (wir ſprechen nur hiſtoriſch über die Frage), Pelagius, Coeleſtinus und Julianus, leugneten die Erbſünde ganz. Der heilige Auguſtin, bekanntlich einer der größten Lehrer der katholiſchen Kirche, behauptet, ohne dabei Maria auszunehmen: „Niemand werde aus Adam geboren, der nicht mit den Banden der Sünde und Verdammniß umſchlungen ſei.“ Gegner der Lehre von der unbefleckten Empfängniß in ihren Schriften, zum Theil eifrige Bekämpfer derſelben, waren ferner folgende berühmte und ſpäter heilig geſprochene Kirchenautoritäten: Anſelm von Canterbury, dem Benedictinerorden angehörig, Bernhard, der Stifter des Ciſtercienſerordens, Bonaventura, ſonſt ein ſehr großer Verehrer Mariens, der „ſeraphiſche“ Doctor der Kirche genannt, aus dem Franziscanerorden, Thomas von Aquino (Doctor angelicus) Dominicaner; ferner der große Gelehrte Aegidius Colona, Auguſtiner u. a. Noch Papſt Sixtus IV. († 1484), wol in richtiger Erkenntniß, daß ein ſo dornenvoller Gegenſtand am beſten unberührt bleibe, hat die Excommunication über diejenigen ausgeſprochen, welche, ſei es den

Digitized by Google

Glauben oder das Nichtglauben an die unbefleckte Empfängniß zu einer Behauptung der Ketzerei und Sünde machen würden; — es blieb nur eine als fromme Meinung, pia opinio, geltende Lehre, an die man allenfalls auch nicht glauben konnte, ohne deshalb ein weniger treuer Anhänger der Kirche zu sein.

Auch das Concil zu Basel beschäftigte sich mit diesem Gegenstande. Referent darüber war Cardinal Johann von Torquemada aus dem Dominicanerorden, ein Theolog von großem Rufe (nicht der berüchtigte Großinquisitor). Es kam aber seinerseits nicht mehr zur Berichterstattung, da er bei den ausgebrochenen Zerwürfnissen dem sich von Basel entfernenden Papste auf das Concil zu Ferrara folgte. Der Bericht wurde indeß 1547 zu Rom gedruckt und entscheidet sich gegen die unbefleckte Empfängniß unter Anführung von nicht weniger als 100 „Theologen und (kanonischen) Rechtsgelehrten." Das Concil zu Basel aber, dessen allgemeiner Charakter nach dem Rücktritt des Papstes und eines Theiles der Väter zweifelhaft geworden, ja nach Cardinal Lamberti (später Papst Benedict XIV.) nichts mehr als ein „schismatisches Conciliabulum" war, entschied für die unbefleckte Empfängniß.

Wer sind nun die historischen Stützen dieses Dogmas? Die Franziscaner, Duns Scotus an der Spitze, und besonders die Jesuiten (1540 gestiftet), glaubten und vertheidigten die unbefleckte Empfängniß. Es muß nun allerdings für einen eigenthümlichen, beachtenswerthen Umstand gelten, daß heute die alten Häretiker Pelagius ꝛc. wenigstens zum Theil Recht bekommen und die Ansichten des Kirchenvaters Augustin und sovieler gelehrter und der Kirche heiliger Männer aus den alten Orden der Benedictiner, Cistercienser, Dominicaner und Augustiner, eines römischen Cardinals und treuen Anhängers des Papstes vor den Behauptungen der späteren Franziscaner und des verhältnißmäßig neuen Jesuitenordens zurücktreten sollen! Möglich, daß grade dies der Angelpunkt der ganzen Frage ist, aber auch ihrer allgemeinen Bedeutsamkeit, und daß jene vollkommen Recht haben, welche hierin ein gutes Stück jenes „Adlerfluges" erblicken wollen, in dem der Orden Jesu vielleicht bereits wieder die Welt umkreisen zu können glaubt.

Man kann ferner gar wohl der vielfach ausgesprochenen Vermuthung beitreten, daß es sich auf jenem Concilium in Rom (wir wollen es so nennen) auch um das Entwerfen einer allgemeinen Ordre de bataille gegen die Gefahren gehandelt habe, von denen sich die „Kirche" in ihren neuaufgelebten Ansprüchen bedroht zu sehen glaubt; — also ein geistlicher Kriegsrath. Wer die bezügliche Allocution des Papstes vergleichen will, kann in dieser Vermuthung nur bestärkt werden. Das neue Dogma erscheint dabei gleichsam als das Panier, als die neue Fahne, als Erkennungszeichen. Die subtilen Unterschiede in der theologischen Streitfrage füglich den Liebhabern solcher dornen-

voller Erörterungen überlassend, bleibt für die allgemeine Betrachtung Hauptsache der Umstand, daß man eine so lange offengehaltene Frage grade jetzt glaubte nach der einen Seite hin in päpstlicher Machtvollkommenheit ein für alle Mal entscheiden zu müssen und zu können. Ob es ein Angriff auf den gesunden Menschenverstand sei, darnach fragt die Kirche nichts; am wenigsten, wenn diese Ansicht aus Ketzermund kommt. Ob es ein „gewagter" Angriff, muß die Zeit lehren. Eben dadurch hat das Ganze fast mehr ein culturgeschichtliches Interesse als ein kirchliches, und erlaubt oder fordert auch ein Laienurtheil. Es ist ein vielfach noch verbreiteter, freilich längst als solcher nachgewiesener Irrthum, daß die römische Kirche in Annahme und Verwerfung von Glaubenssätzen eine stete Consequenz zeige. Die Geschichte der Kirche zeigt hinlänglich, wie man früher oft angenommen, was später verflucht wurde, und ebenso excommunicirt, was nachher als allein wahr zur Geltung kam. Man hielt dies Mal ein neues Dogma d. h. eine feierliche Entscheidung für nöthig und räthlich, und man traf sie. An verwendbarem Material dazu kann es nicht fehlen; die Theologen haben dafür gesorgt. Karl Passaglia aus der Gesellschaft Jesu formulirte den Gegenstand in seinem neuesten Werke (Rom 1854) und die „erstgeborenen Söhne" des h. Vaters konnten natürlich der Welt nicht das ärgerliche Schauspiel geben, anders zu stimmen als zu stimmen war. Passaglia sagt: „Es ist alles rücksichtlich der Gnade und Heiligkeit der h. Jungfrau als ein Wunder anzusehen, und zwar als ein unaussprechliches Wunder, als das größte der Wunder, als ein Schatz von Charismen (Gnadengaben) und als eine verborgene Tiefe von Gnaden." Damit fällt alles Weitere weg und bleibt nur die Opportunität und das äußere Verfahren bei der Aufstellung des Dogma übrig. In dem Verfahren wollte man bekanntlich eine vollständige Revolution der Kirchenverfassung im absolutistischen Sinne erblicken, indem nach den Lehren anerkannter Kirchenlehrer (z. B. Walter) nur ein allgemeines Concilium, nicht aber der Papst und eine Versammlung wie die in Rom versammelt gewesene endgiltige Aussprüche, was Glaubenswahrheiten seien, thun könne. Vielleicht war es eben nur um den Gegenbeweis dieser Meinung zu thun, und — dem Muthigen gehört die Welt!

Ein Curiosum wollen wir noch erwähnen, nämlich die angeblich mehr als ein Jahrhundert alte und vom „Univers" ausgegrabene Prophezeihung über das besprochene Dogma, wonach es in einer Woche verkündet werden sollte, die keinen Freitag hätte, und in einer Epoche, welche eine große Revolution in dem chinesischen Reiche, die Erschütterung, wenn nicht den Fall des ottomanischen Reiches, große Kriege zwischen den christlichen Fürsten u. dergl. sehen würde! So wörtlich schön ist noch keine Prophezeihung in Erfüllung gegangen! Der Tag der Verkündigung des Dogma war der Freitag des

Digitized by Google

Advents. Der Papſt hatte es nicht für paſſend gehalten, daß „die Kinder in Traurigkeit ſeien, wenn ihre Mutter feierlich gekrönt werde“. Indem er die Gläubigen von der Enthaltſamkeit und dem Faſten dispenſirte, die auf den 8. December als Freitag fielen, hat er ihm nicht ſeine charakteriſtiſchen Züge genommen, die Natur dieſes Tages geändert, einen Freitag unterdrückt, gleichſam „ausgelöſcht?“ Da hätte man alſo „die Woche ohne Freitag!“ Nichts kann klarer ſein. Die feurigen Anhänger des Dogma haben es als ein Zeichen der Zeit, als die Morgenröthe großer Veränderungen und großer Wohlthaten für die Welt und die Kirche verkündet. Gewiß, eine signatura temporum iſt es!

Kandili und Fuad (Effendi) Paſcha.

Sie erinnern ſich wol aus meinen früheren Mittheilungen der reizend gelegenen kleinen Ortſchaft Kandili (Kanlidja) auf dem aſiatiſchen Ufer der Bosporusſtraße. Sie bezeichnet den markirteſten Vorſprung, welchen die Küſte auf dieſer Seite der Meerenge im Sehbereich der Hauptſtadt macht; wenn man von dort aus nach Europa hinüberſchaut, hat man hart rechts das Thal der ſüßen Waſſer von Aſien, links Vanj-Koj, gegenüber, auf dem rumeliſchen Strande, Bebek, und gleich daneben die alten Thürme, welche unter dem Namen der Hiſſaren bekannt ſind, und, von ihrer Felſenhöhe niederſchauend, einen impoſanteren Eindruck machen, als irgendeines der altersgrauen Schlöſſer am Helleſpont. Zauberiſch entfalten ſich die Ufer der Seeenge, jenachdem man die Blicke nach Südweſten oder Nordoſten ſchweifen läßt, und Stambul ſelbſt mit ſeinen hunderten von Minarets und der funkelnden Seraiſpitze ſchließt nach der einen Seite das weite Panorama, während auf der andern der Herkulesberg (Joſuabagh) mit ſeinen grünen Hängen es abgrenzt. Hier, in dieſem irdiſchen Paradies, iſt es, wo Fuad Paſcha, vordem Fuad Effendi, im Sommer ſeinen Aufenthalt zu nehmen gewohnt iſt. Sein Haus macht ſich bereits aus der Ferne durch ſeinen hellen Anſtrich bemerkbar. In den Dimenſionen tritt es allerdings gegen manches andere, zumal gegen das Serai auf der Höhe (wenn ich nicht irre gehört es Halil Paſcha) zurück, aber es ſucht das Auszeichnende, was es bietet, weder in der Größe noch im äußeren Schmuck, ſondern in der inneren Einrichtung. Fuad Paſcha hat beinahe alle Hauptſtädte Europas beſucht, liebt fränkiſche Sitte und Art und hat ſich durchaus im abendländiſchen Geſchmack etablirt. Möbeln aus Paris und London verkünden gleich beim Eintreten in die Zimmer, daß hier die Ausſchließlichkeit des Divans ihre Grenze gefunden hat. Nur was der Orient an Vorzügen

Digitized by Google

bietet, ist beibehalten worden: die in prachtvollen Farben schimmernden Teppiche, und die sammetreichen und buntgemusterten Matten.

Neulich war das Haus von Kandili Sammelpunkt einer auserlesenen Clique der Societé von Pera. Wie ich hörte gab Fuad Pascha ein Diner zu Ehren des neuen französischen Gesandten Herrn von Thouvenel. Es wurde von mir bereits früher bemerkt, daß man bei derartigen Gelegenheiten durchaus in europäischer Weise speist. An den Toasten nehmen die osmanischen Minister und Würdenträger mit derselben Ungezwungenheit wie die Europäer Theil. Nur im englischen Palais ist es Sitte, wenn Pfortenminister zur Tafel sind, doppelt, fränkisch und türkisch, serviren zu lassen.

Fuad Effendi ist vielleicht derjenige osmanische Große, welcher über das reichste Silbergeschirr verfügt. Schon dieser Umstand gibt seinen Diners einen besonderen Glanz. Nach aufgetragenem Desert erscheinen die reich mit Diamanten besetzten Pfeifen. Die Edelsteine befinden sich nur am bernsteinernen Mundstücke. Der Kopf ist unverziert und sowenig Luxus wird mit demselben getrieben, daß der reichste Tschibuck einen schlicht thönernen führt, den man für fünf Pera kaufen kann.

Fuad Effendi ist verhältnißmäßig noch jung; aber er scheint vor den Jahren gealtert zu haben. Seine augenblickliche Stellung, namentlich in Hinsicht auf Reschid Pascha, ist mir nicht ganz klar. Gern würde er, wie es scheint, zwischen diesem und der sogenannten nationalen Partei vermitteln, weil ihn dies für beide möglich machen würde. Muthmaßlich war auch Omer Pascha mit unter den an der Ministertafel Versammelten. Er stand vordem Fuad mehr fern; jetzt indeß, wo er in einige Beziehungen zu Mehemmed Ruschdi getreten, wird auch hier ein Entgegenkommen nicht ausbleiben.

Die Briefe des Marschalls St. Arnaud.

(Lettres du Maréchal de St. Arnaud. Paris, Michel Levy.)

Wer in diesem Briefwechsel Aufschlüsse über die geheime Geschichte des Staatsstreichs vom zweiten December oder der Krimexpedition zu finden erwartet, wird sich bitter getäuscht fühlen. Die Zeit für solche Enthüllungen ist noch lange nicht gekommen, zumal wenn sie in Paris gedruckt werden sollen. Die drei Perioden, in welche das Leben des verstorbenen Marschalls zerfällt, sind von dem Herausgeber sehr ungleich bedacht worden. Le Roi St. Arnaud trat 1827 in die Armee ein, verließ sie aber bald wieder aus unbekannten Gründen und war in England und in Griechenland. Diese Zeit bildet die erste Periode

Digitized by Google

seines Lebens. Der zweite Abschnitt beginnt mit seinem Wiedereintritt in die Armee nach der Julirevolution und umfaßt sein militärisches Wirken in Algier, wo er sich als tüchtiger Soldat auszeichnete, die Gunst des Marschalls Bugeaud gewann und rasch bis zum Generalmajor stieg. Die dritte umfaßt seine Wirksamkeit als Kriegsminister der französischen Republik unter Ludwig Napoleons Präsidentschaft, seinen Antheil an dem Staatsstreich vom zweiten December, endlich die Expedition nach der Türkei und nach der Krim und seinen Tod im ersten Rausch des Sieges, wie ihn ein Krieger sich nicht besser wünschen kann. Ausführlich beschäftigt sich der Briefwechsel nur mit der zweiten Periode; aus der dritten sind eine ziemliche Anzahl Briefe mitgetheilt, die interessant sind, weil sie eine originelle Persönlichkeit charakterisiren, was aber der Leser am liebsten aus jener Zeit wissen möchte, erfährt er von dem Marschall nicht.

Ueber die erste Lebensperiode, über welche sich die böse Welt mancherlei Skandal ins Ohr flüstert, schweigt dieser Briefwechsel ganz. Nur einzelne kurze Andeutungen bestätigen, was man von der abenteuerlichen Lebensweise des Verstorbenen in seinen frühern Mannesjahren erzählt. Es ist von seiner stürmischen Jugend und von seinen körperlichen und geistigen Vorzügen die Rede, die ihn zum Helden manches romantischen Abenteuers gemacht haben. Auch ein längerer Aufenthalt in England wird erwähnt, ohne daß man erfährt, wodurch veranlaßt; und nach Griechenland unter die Philhellenen trieb den Erlieutenant jedenfalls nicht Begeisterung für die um ihre Freiheit kämpfenden Nachkommen der Athener und Spartaner. Im Gegentheil würdigt er sie sehr unbefangen und seine Aeußerungen würden die süddeutschen Schwärmer für das neubyzantinische Reich sehr wenig erbauen. „Wenn ein Grieche einen Franzosen im Verdacht hätte, ein paar Sous in der Tasche zu haben, so wird er ihn gewiß meuchelmorden," schrieb er einmal. „Einer meiner Landsleute machte neulich seine Flinte rein, nahm sie auseinander und legte die einzelnen Stücke neben sich hin. Ein Grieche stahl ihm das Schloß von demselben Gewehr, mit dem sich der Franzose täglich für die griechische Sache schlug. Die Griechen" setzt St. Arnaud hinzu, „hätten mich todtgeschlagen, um meinen Capot zu bekommen und damit er kein Loch bekäme, mich durch den Kopf geschossen." Einige andre Aeußerungen lassen eher vermuthen, was den Erlieutenant eigentlich ins Ausland trieb. So schreibt er im December 1839 über seine Familie: „Es geht also mit unsern Kindern gut und sie nehmen an Gesundheit und Verständigkeit zu! Gott sei gelobt! Die Verständigkeit wird nicht aller Welt gegeben. Mein armer Freund, ich bin zu spät zum Appell gekommen, als man sie ihr vertheilte. Die Leute mögen sagen, was sie wollen, es kommt dabei viel auf das Temperament an und man wird zum soliden Menschen geboren, wie man zum Maler oder zum Koch geboren wird. Ich

ized by Google

meinestheils bin zum Soldaten geboren, mit einigen der Schwächen und einigen der guten Eigenschaften des Handwerks." Noch unverhüllter zeigt uns der Briefsteller in einem andern Schreiben seine Privatverhältnisse. „Schickt mir neulich ein lyoner Schneider," schreibt er aus Setif im Juni 1850, „nach Konstantine einen Wechsel von mir von 550 Franken, zahlbar den 15. Juni 1820 in Paris! Ich kann mich weder auf den Wechsel, noch auf den Schneider besinnen! Allerdings war die dreißigjährige Verjährung eingetreten, aber solche Mittel sind nicht für uns. Ich habe Befehl gegeben, ihn zu bezahlen. Dieser Schwanz aus der Jugend ist länger als der des Herrn Considérant*), aber was für ein Auge hat auch er! Ach mein Sohn! was wird er alles von mir lernen!"

Einzelnes mit Einzelnem zusammengestellt, erfahren wir, daß der spätere Marschall sich in seiner Jugend durch Schönheit und Eleganz des Benehmens und durch Lebhaftigkeit des Geistes auszeichnete, daß er aber seinen Leidenschaften oft mehr die Zügel schießen ließ, als weltliche Klugheit gut heißen konnte; daß er sein Regiment verließ, vielleicht von Gläubigern bedrängt, vielleicht auch um in jener thatenlosen Zeit anderswo Befriedigung für seinen Hang zu Abenteuern zu suchen; daß er den Griechen zu Hilfe eilte, ohne von dem Vaterland des Miltiades und Themistokles begeistert zu werden, sondern daß er sehr bald von allen Illusionen zurückkam und sich die Dinge unbefangener ansah, als die meisten andern Philhellenen, daß er endlich beim Ausbruch der Julirevolution sich in England befand. Daß er, so in der Welt herumgeworfen, nicht unterging, ist ein Beweis, daß in seinem Charakter ein tüchtiger Kern war und so rauschend und stürmisch er auch gelebt haben mag, so hat er doch seine Bildung keineswegs vernachlässigt, sondern auf seinen Reisen nachgeholt, was er in frühern Jahren versäumt hat. Er sprach und schrieb correct zwei bis drei fremde Sprachen, das Lateinische ungerechnet, das er mit Geschmack und Belesenheit zu citiren weiß. Er widmete sich mit Neigung der Musik. „Die Herzogin" schrieb er von Blaye 1833 (wo er Gefangenwärter der Herzogin von Berry war) „hört mich gern singen. Sie hat mir befohlen, heute Abend meine Guitarre mitzubringen." Er liebt es auch, schöne Verse vortragen zu hören und spricht mit Begeisterung von der Rachel „Ich war gestern mit Pajol im Polyeucte. Die Rachel übertrifft alles, was Du mir von ihr gesagt hast. Sie sprach das Je crois!.. auf eine Weise, die alle, die es hörten, beim Herausgehen aus der Kirche hätte in die Beichte schicken müssen." Er machte sogar selbst Verse, von denen sich im Briefwechsel mehr als ein Beispiel findet, unter andern eins von 18. October 1833, als General

*) Der Socialist Considérant stellte die Meinung auf, daß den Menschen nach Eintritt des socialistischen Milleniums lange Schwänze mit einem Auge auf der Spitze wachsen würden, so daß sie nach allen Seiten hin zugleich sehen könnten. D. Red.

Digitized by Google

Meunier dem Lieutenant St. Arnaud an der Spitze einer Compagnie die für sein Regiment bestimmte Fahne übergab.

Die Julirevolution gab ihn der militärischen Laufbahn zurück. Er war 33 Jahr alt, verheirathet und erst Souslieutenant. Kein Wunder, daß die Sehnsucht nach Avancement sich sehr häufig und lebhaft in seinen Briefen äußert, so häufig und lebhaft, daß sie fast verletzt, denn es tritt darin weniger der Ehrgeiz hervor, der nach einem größeren Wirkungskreis trachtet, als der Wunsch, seine materielle Lage zu verbessern. Alle andern Sorgen scheinen vor dieser einen zurückzutreten. So liest man in einem Briefe aus Bordeaux vom 17. April 1834: „Die Lage unsres Landes läßt mich der Zukunft mit Grauen entgegensehen und dennoch verhindert mich ein ohne Zweifel tadelnswerthes selbstsüchtiges Gefühl im Grunde meines Herzens sie zu beklagen; denn man steht auf einem Vulkan und man wird sich schlagen; die Leute von Muth und Charakter werden sich zeigen und dein Bruder wird zu Grunde gehen oder aus der Masse hervortreten." Ein ander Mal (1837) schreibt er: „Ich befinde mich wohl und fühle Neigung mich tüchtig zu schlagen, denn Konstantine muß mir etwas einbringen." — Dann wieder, als er an der Hand eine leichte Wunde erhalten hatte. „Kannst du dir einen Esel denken, der mich auf vier Schritt fehlte? Hätte er mich in den Arm oder wo anders hin getroffen, so hätte er mich zum Oberstlieutenant gemacht. Zum Teufel mit dem Tölpel! Unterdessen wärme ich mich in seinem Burnuß." Das Herbe dieses Egoismus, der in der drohenden politischen Lage seines Vaterlandes, in dem heißen Kampfe der Feldschlacht nur ebensoviel Gelegenheiten zum Avanciren sieht und weiter nichts, wird nur einigermaßen gemildert durch Aeußerungen, welche dieses Trachten nach weltlichen Vortheilen eher als väterliche Fürsorge für das künftige Wohlergehen seiner Familie erscheinen lassen. So schreibt St. Arnaud 1844 aus Metz: „So krank ich bin und so große Sorgen mir für die Zukunft meine Gesundheit macht, so wünsche ich doch nichts sehnlicher, als sobald als möglich nach Afrika zurückkehren zu können. Es ist besser für meine Kinder, wenn sie Waisen eines Obersten, als wenn sie Waisen eines Bataillonschefs sind." „Nur um meiner Kinder wegen" schreibt er an seine Mutter von Ued Isly im December 1845, „um ihnen einen geehrten Namen zu hinterlassen und ihnen eine Stellung in der Welt zu verschaffen, nutze ich mich an Geist und Körper ab und führe ein Leben, um das mich kein Postpferd beneiden wird." Aber dieser Ehrgeiz, diese Sucht emporzusteigen, ist noch nicht der hervorstechendste Zug in dem Charakter St. Arnauds. Er hat ganz recht, wenn er von sich sagt, er sei zum Soldaten geboren und er besitze neben einigen Fehlern auch einige der guten Eigenschaften des Handwerks. Noch mehr, er ist ganz Soldat; er schwelgt in der Wollust, seine ganze Existenz einzusetzen und mit dem Feinde um Ruhm und Leben zu spielen, er liebt den Krieg um seiner selbst willen,

ohne zu fragen was seine Ursache und was sein Ziel sei. Ihn reizt darin nur die gewaltige Gemüthsbewegung, der Ruhm und die Aussicht auf Avancement; die Gefahr und der Lärm der Schlachten ist für ihn die Mutter der Begeisterung. „Wie hättest du mich am 8. umarmt" schreibt er seinem Bruder aus Blidah im October 1841, „als ich mein Bataillon mit Blut und mit Beute vom Feinde bedeckt in seine Stellung zurückführte, ich selbst mit blutender Hand, zerbrochenem Pistol und die Klinge meines Säbels bis über die Hälfte von Blut geröthet! Das sind schöne Augenblicke, Bruder; man vergißt sie niemals und sie bringen viele Schmerzen, viele Sorgen in Vergessenheit." „In welchen Rausch versetzt der Sieg, Bruder (von Ued Foddah im Februar 1843); die glückliche Liebe tritt vor diesen Empfindungen in den Schatten." Dieses Schwelgen in der Aufregung des Krieges, diese Leidenschaft für den Ruhm tritt allerwärts an das Tageslicht. „Wenn ich Zeit hätte, Dir zu schreiben (aus Bona im September 1837), so könnte ich Dir schöne Sachen erzählen, denn ich habe ein prächtiges Schauspiel vor Augen: 10,000 Mann im Zeltlager um Bona, ein zahlloser Generalstab, unermeßliches Kriegsmaterial... Diese ganze Armee setzt sich ungefähr den 25. in Bewegung und marschirt auf Konstantine... man wird sich schlagen wie sich gehört. — Ich selbst, ich lebe, ich athme, ich bin in meinem Element. Der Bivouak, der Marsch und das Gefecht sind alle für mich eine Freude. Ich muntre meine Soldaten auf, ich bereite sie vor, ich unterrichte sie und ich glaube, daß ich ihnen etwas in meinem Knopfloch zu danken haben werde." Eine ganz ähnliche Aeußerung, nur etwas anders ausgedrückt, findet sich 20 Jahre später, als der Marschall St. Arnaud im Mai 1854 in Gallipoli über die Armee Heerschau hielt, die er zum Siege führen sollte. „Als ich durch die Glieder von 33,000 Franzosen ging, habe ich vor Freude und Stolz geweint." Der kriegerische Drang, der heiße Durst nach Thaten spricht sich einige Wochen darnach in Varna noch ungestümer aus. „Was," ruft er aus, „wir sollen weiter nichts thun, als die Herrschaft über das schwarze Meer behaupten und unbedeutende Truppenbewegungen unterstützen? Sieht das nicht aus, als ob wir mit übereinandergeschlagenen Armen stehenbleiben wollten und nicht gekommen wären, um den Türken zu helfen? Als ich gestern auf den Höhen von Varna die Division Canrobert die Revue passiren ließ, sprang mir das Herz im Leibe und ich hatte Lust zu rufen: Vorwärts! Wohin könnte man mit solchen Truppen nicht gehen?" Manchmal ist es, als ob er seiner Bewegung, seiner Kampflust und seines Muthes nicht mehr Herr wäre; die Aussicht auf einen Zusammenstoß mit dem Feinde wirkt auf ihn berauschend wie junger Wein auf den Kopf eines unerfahrenen Trinkers; beim nahenden Kriegsgetöse zittert er vor ungeduldiger Freude wie das Schlachtroß beim Schalle der Trompete. Als er in Varna schon halb im Sterben lag, und seinen Körper nur noch die

Digitized by Google

Aussicht, wenigstens auf dem Schlachtfelde zu sterben, zusammenzuhalten schien, schrieb er an seine Frau: „Ich habe eine traurige Nacht gehabt, trotz der Blutegel, die man mir gestern gesetzt hat. Nach dem Frühstück mußte ich mich wieder ins Bett legen, und um vier Uhr ließ ich mir eine spanische Fliege legen, mein letztes Hilfsmittel um meinen Feind zu bekämpfen... Ich bin da, ich kämpfe, ich warte, aber vor allem: ich hoffe... Aber die Krisen werden häufiger und heftiger. Ich hoffe, daß der lange andauernde Donner der Kanonen auf meine Nerven und meine Brust wirken wird. Das ist eine Möglichkeit, an die ich mich klammere, wie ein Ertrinkender an einen Weidenzweig. Der Zweig bricht vielleicht... Es liegt alles in der Hand Gottes..." Es liegt etwas Rührendes und zugleich Heroisches in dieser Klage des kranken Kriegers, der nach der Schlacht lechzt, wie nach einem letzten Heilmittel. Aber nicht blos in seinen letzten Krankheitswochen finden wir diese fast fieberhafte Erregtheit. Schon im Juni 1842 schreibt St. Arnaud aus Milianah: „Mein Kopf ist eine Projectenmühle, die beständig arbeitet; und des Nachts stehe ich auf, um die Ideen aufs Papier zu werfen, die ich für gut halte, obgleich sie mich nicht schlafen lassen." Dann wieder: „Die Hölle für mich ist die Ruhe, die Unthätigkeit. Ich will es zu gut machen und zu viel Dinge auf einmal und nehme mir alles zu sehr zu Herzen; das ist der Fehler großmüthiger Charaktere; aber diese Art Leute leben nicht lange; sie nutzen sich zu rasch ab, und ich fühle es; aber es ist nicht mehr Zeit anders zu werden." In den spätern Briefen aus Konstantinopel und Varna lodert noch dieselbe wilde Flamme, und es gährt noch ebenso im Kopfe und im Herzen. „Lieber Bruder" schreibt er von Jeni Kene am Bosporus, „ich habe deine beiden Briefe empfangen. Ich sehe, daß du dich immer noch mit Eifer mit Feldzugsplänen beschäftigst. Ich habe bereits mit angestrengtem Fleiße mehr als 20 angefertigt, und werde wahrscheinlich nicht einen ausführen. Die Leute sagen: Man muß stets über seinen Plan im voraus einig sein; ich sage: man muß auf alles gefaßt sein." Und endlich, als es gilt den entscheidenden Entschluß zu fassen, und als viele schwanken (so schreibt der Marschall selbst), vielleicht mit Klugheit, schwankt er nicht; sein Plan ist dies Mal gemacht: „Ich habe meine Freunde, meine Waffenbrüder, meine Soldaten, die meine Kinder sind, wie vom Blitz getroffen scharenweis hinsinken sehen, und ich bin in diesem Beinhaus leben geblieben," schreibt er am 18. August 1854 aus Varna. „Es ist, als ob in meinem von Leiden gebrochenen, von der Arbeit und vom Denken abgenutzten Körper die Kräfte in dem Maße sich steigern, wie sie bei meiner ganzen Umgebung abnehmen. Welche Probe am Schlusse meines Lebens! Ich werde unverletzt daraus hervorgehen, weil ich glaube und weil ich ein Herz habe, das vor nichts zagt. Wenn ich unterliege, so bin ich mit Ehren gefallen; das ist das einzige stolze Gefühl, das ich in mir dulde.... Welches

Jahrhundert! Welches Jahr!.... Die Welt ist bewegt wie ein stürmisches Meer unter einem schwarzen Himmel. Bis Ende des Jahres werden wir noch viele Sachen sehen.... Ich für meinen Theil wünsche einen großen Schlag, einen schönen Sieg, und dann eine vollständige unbedingte Ruhe... Ach, Montalais! Ach, Malrome! Wann werdet ihr mich ganz in eure so süße Stille einhüllen, fern von Geschäften, von Sorge und von Menschen!"

Vervollständigen wir das Bild, dessen einzelne Züge uns der Marschall in seinen Briefen selbst liefert, noch mit einem Citat aus St. Simon, und wir sind mit St. Arnaud, dem Soldaten und Feldherrn fertig. Der geistreiche und kaustische Herzog sagt von dem Marschall Villars: Neben sovielen und solchen Fehlern wäre es ungerecht, ihm Begabung abzusprechen; er hatte Anlagen eines Feldherrn ... Sein Blick, obgleich gut, war nicht immer von gleicher Richtigkeit, und im Gefecht war sein Kopf klar, aber zu vielem Feuer ausgesetzt, und dadurch sich verwirrend .... Seine Pläne waren manchmal mehr für sich als für die Sache," — eine Charakteristik, die man Wort für Wort auf den Sieger an der Alma anwenden kann.

Weit mehr als den Politiker und den Militär lernen wir den Menschen St. Arnaud kennen und man muß gestehen, daß es eine an originellen Zügen reiche Gestalt ist. Wir finden in ihm nicht nur einen Offizier von seltener Energie und einer an Verwegenheit grenzenden Kühnheit, sondern auch einen Geist voll Phantasie und Feuer, eine äußerst bewegliche und vielseitige Natur, begeistert für ihren Beruf und alle andern Verhältnisse bald mit übermüthigem Spott und großer Schärfe kritisirend, bald mit einer frischen Originalität, die das Glück eines Schriftstellers von Profession machen würde, schildernd. Dadurch machen seine vertraulichen Causerien aus Algier einen so angenehmen Eindruck. Mit wie wenigen und kräftigen Zügen weiß er ein malerisches und treffendes Bild von den Kabylen hinzuwerfen, wenn er im Juni 1838 schreibt: „Ich sehe alle Tage die Numidier Jubas und Massinissas. Vor Konstantine habe ich die Horden Jugurthas gesehen. Es sind dieselben Menschen, dieselben Pferde ... Was hat ihnen die Zeit und die Civilisation gebracht? Schlechte Flinten und große türkische Sättel." Alle seine Charakterzüge, seine Freude am Kriegsleben, seine Sorgen als Colonist, seine stolze Eleganz, seine aufopfernde Geselligkeit, seine gute Laune beim Leiden, seine mitleidigen Anwandelungen, seine ungeduldige Energie, treten hier nacheinander an den Tag. Heute zeigt er sich als den menschenfreundlichsten, morgen als den härtesten Menschen: hier läßt er arme Soldaten auf sein Pferd steigen, pflegt sie wie seine Kinder und rettet sie auf einem verhängnißvollen Rückzug vor dem Selbstmord; dort läßt er Höhlen von seinen Colonnen blokiren und 500 Kabylen darin ersticken. „Die Erde wird auf immer die

Digitized by Google

Leichen dieser Fanatiker begraben" schreibt er am 15. August 1845 aus dem Bivouak Ain Meran. „Niemand ist in diese Höhlen hinabgestiegen, niemand .... Wer weiß, daß dort unten 500 Räuber liegen, die keine Franzosen mehr hinschlachten? In einem vertraulichen Bericht habe ich dem Marschall alles erzählt, einfach, ohne schauerliche Poesie oder Bilder ..." Und einige Zeilen weiter fährt er fort: „Bruder, ich bin wie wenige Menschen gut aus Neigung und aus Charakter. Vom 8. bis zum 12. war ich krank, aber mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe. Ich habe meine Pflicht als Befehlshaber gethan und morgen würde ich von neuem anfangen, aber Afrika fängt mich an anzuekeln ..." Das war die berühmte Beduinenräucherei, die in ganz Europa soviel Aufsehen machte und so gerechten Abscheu erweckte. St. Arnaud weiß sich jedoch mit der Nothwendigkeit zu trösten und er geht über so entsetzliche Ereignisse mit derselben Leichtigkeit hinweg, wie über die Calamitäten und Beschwerden, die ihn selbst auf seinen Kriegszügen treffen. In den schlimmsten Lagen, mitten in den größten Entbehrungen, findet er noch ein pikantes Wort, einen manchmal frivolen Scherz, der die Stimmung oder Umgebung auf das treffendste zeichnet: „Welches Land, Brüder, so herrlich bis hieher! Gegenwärtig ist alles Greuel und Entbehrung (es war auf dem Marsch nach Konstantine), nächstens werden wir einen ganzen Tag kein Wasser haben. Das ist das Schrecklichste von der Welt. Aber — am Ende — wenn der liebe Gott neutral bleibt sind die Kabylen verloren." „Wir wären in Orleansville beinah verbrannt;" schrieb er im October 1846, „hätte der Wind seine gewöhnliche Richtung gehabt, so wären unsere Proviantvorräthe und vielleicht unsere Häuser draufgegangen, aber Gott blies Nordwind ... und es ist uns gelungen, alles zu retten, außer ein paar hundert Centner Gerste ..." „Wir stecken im Wasser bis über die Ohren," schreibt er ein ander Mal am 5. April 1842, aus dem Bivouak. „Kaum hatten wir die Beni-Menad und die Beni-Menasses erreicht, so kam die Sündflut über uns. Mahomet hat offenbar die Woche ...." „Wir haben Wüstentrüffeln gegessen (Taguin 15. Mai 1844), die vortrefflich sind. Es ist eine rundliche Knolle von ausgezeichnetem Geschmack. Die Araber besitzen, um sie aufzufinden, einen Schweineinstinct ..." „Dein Brief kam grade zur rechten Zeit, um mir einen sehr langen, sehr ermüdenden und siroccoschwülen Tag vergessen zu machen (im Mai 1850), und dazu mußte ich noch einen Schwanz von 10—12,000 Schafen hinter mir herziehen ... eine Meile Hammelkeulen ... meine Razzia ist vortrefflich gelungen ..." In Fonduck (am 27. August 1838) ladet er den Scheik eines befreundeten Beduinenstammes zum Frühstück. „Ich habe ihm seine Gastfreundschaft reichlich vergolten," schreibt der Hauptmann St. Arnaud, „ich habe ihn guttatim benebelt, denn er wollte Wein nur tropfenweise trinken, aber er hat soviel Tropfen getrunken,

Digitized by Google

daß er ſo voll war wie ein Schlauch. Eigenthümliches Schauſpiel, dieſen Menſchen zu ſehen, wie er ganz neue Empfindungen fühlte, ſich darüber wunderte, ſie bekämpfte, ihnen wider ſeinen Willen nachgab, lachte und ganz verdutzt, ſich lachen zu hören, plötzlich wieder aufhörte, als ob ein andres Weſen in ihm lachte. Ich beobachtete als Philoſoph und genoß als Beobachter." Aber weinſelige Beduinen im Burnus bleiben nicht die einzigen Gäſte St. Arnauds. Unter andern ſah er im November 1846 in Orleansville den Marſchall Bugeaud mit einem Gefolge von Deputirten und Schriftſtellern bei ſich. „Seit 5 Tagen," ſchreibt er bei dieſer Gelegenheit, „kommen mein Geiſt, meine Beine und meine Pferde nicht aus dem Zeuge. Der Körper iſt weniger ermüdet, als der Geiſt. Aber einem Marſchall, der gern redet, vier Deputirten und zwei Journaliſten, die ohne Unterlaß nach dem und jenem fragen, die Spitze bieten, iſt zuviel . . . Am 25. holte ich den Marſchall mit einer Schwadron in Ued-Fodda ab. . . Die Deputirten Tocqueville, Lavergne, Bechameil und Plichon, und die Schriftſteller Broët und Buſſières begleiteten ihn . . . Wir haben drei homeriſche Gelage, zu je 18 Couverts gehabt, Empfang und entrée royale in Orleansville, Kanonen, Truppen im Spalier, Illumination, Theater u. ſ. w. u. ſ. w. Nur die Akrobaten fehlten. Meine Hyänen haben ihre Stelle erſetzt. Sie haben einen raſenden Erfolg gehabt. Marie und Fanny wird vielleicht ein Artikel in den Debats gewidmet werden . . . Nach dem Frühſtück theilten wir uns in zwei Parteien . . . dann bin ich nach Orleansville zurückgekehrt und reiſe nächſten Montag zurück nach Tenes. Der ewige Jude war nur ein Faullenzer." Dieſe ſo wohl erzogenen Hyänen ſpielen eine große Rolle im Briefwechſel. Ueberhaupt liebt St. Arnaud die Thiere und wie ſich von einem Soldaten von ſelbſt verſteht, zuerſt ſein Leibpferd Ja-Ulleb, von dem er, als es gefährlich krank war, ſchreibt: „es macht mir viel Sorge. Seit vier Jahren leben wir zuſammen, ich oben drauf, er unter mir . . . er geht zuerſt drauf und ich werde ihn beweinen." Dann in einem andern Briefe: „Ich habe Dir ſchon von meinen Hyänen Marie und Fanny geſchrieben. Sie ſind prächtig und ganz zahm. Ich erwarte zwei Löwen, rechne dazu noch, um meine ganze Menagerie zu kennen, drei Gazellen, 40 Enten, 29 Gänſe, 12 Gangastruthühner und eine Unzahl Hühner und Tauben . . . . leb wohl, ich muß der Conſultativcommiſſion vorſitzen." In dieſem Catalog hat der Oberſt noch einen großen Geier und einen Affen, Namens La France, die er mit einer ganzen Herde Ratten im Hofe ſeiner Wohnung in Blidah vorgefunden hatte, in jener Stadt, die er in einem andern Briefe in dem poetiſchen Bilde beſchreibt: „dieſe ſchöne Kokette mit dem Gürtel von Orangenbäumen, die in meinen Augen nur Werth bekommen würde, wenn ich ſie von einer Aureole von Feuer umgeben fände." „Ich habe meine Menagerie mit zwei jungen Löwen, Juba und Cirta vermehrt," ſchreibt er weiter

Digitized by Google

aus Konſtantine im Juli 1850. Man kann nichts Komiſcheres ſehen als ihr Spielen mit den Affen; dieſe nehmen in ihren Mähnen vertrauliche Beſichtigungen vor; wenn aber Juba dieſe Familiaritäten, die er ſich gefallen läßt, zu arg werden und er zu drohen und zu brummen anfängt, ſind die Affen mit zwei Sätzen auf der Spitze ihrer Säule und verhöhnen von dort den König der Thiere." Es läßt ſich nicht leugnen, daß St. Arnaud eine glückliche und feine Feder beſitzt, die auch allerliebſte Genrebilder ſkizziren kann. Doch wir dürfen über St. Arnaud den eleganten Briefſteller nicht St. Arnaud den politiſchen Charakter vergeſſen. Eine Anekdote, die von ihm erzählt wird, zeichnet ihn vortrefflich. Bei einem der früher erwähnten homeriſchen Gelage, die Marſchall Bugeaud und ſeinem Gefolge von Deputirten und Schriftſtellern zu Ehren gegeben wurden, ſprach man von den Fortſchritten der Colonie. Der Marſchall war ſtolz auf das, was er gethan hatte mit und vollem Rechte. „Erzählen Sie doch dieſen Herren, Oberſt, was Sie alles hier gethan haben, ſagte er zu St. Arnaud. Iſt es nicht wahr, daß Sie ihre Coloniſten vom Civilſtande ſehr gut behandeln, und daß ſie ſehr zufrieden ſind?" „Ganz entzückt," entgegnete der Oberſt, „ſie müſſen auch bei Gott zufrieden ſein! wenn ſie nicht zufrieden wären, würde ich ſie kopfüber in ihre Silos werfen laſſen!" Das ganze Regierungsſyſtem des Marſchall Saint Arnaud zeigt ſich in dieſer energiſchen Aeußerung ſeines Vertrauens in die Kraft des Säbels als Regierungsmittel für das menſchliche Geſchlecht. In dieſem Sinne hat er mehre Provinzen Algeriens, Milianah, Orleansville, Moſtaganem, Konſtantine verwaltet, nicht ohne glückliche Erfolge, aber ſtets mit der kräftigen und harten Hand des Soldaten und mit der gebieteriſchen Sprache des Herrn. Jede ſelbſtſtändige Regung war ſeinen Augen ein Greuel. „Ich regiere," ſchreibt er von Milianah im Auguſt 1842, „und ich regiere faſt ohne Controle. Ich habe weder Kammern, die mich controliren, noch Miniſter, die mir rathen und meinen Willen durchkreuzen . . . es iſt die ſchönſte Epoche meines Lebens, Bruder . . . dann, ebendaher „ich bin hier eiſerner Stab; nichts darf geſchehen, was ich nicht weiß, und was ich nicht befehle . . und meine Municipalcommiſſion, welche ich faſt fortgeſchickt hätte! . . . Um hier einen Kirchhof aufzufinden, haben ſie mir eine Verlegenheit bereitet, die zum Lachen wäre, wenn die Sache weniger wichtig wäre. Ach, die Dummköpfe, die Dummköpfe, immer unverbeſſerlich und immer in der Majorität!" In einem andern Briefe aus Orleansville vom April 1847 findet ſich ein ganzes Glaubensbekenntniß. „Ich habe einen Brief von unſerm Bruder (ſein Schwager Hrn. de Forcade) erhalten, der mich einen alten Ariſtokraten nennt. Ich glaube, er hat recht; was ich von der Freiheit geſehen habe, iſt ſchuld daran. Wer als die Preſſe, die Kammer, eure unnützen Revolutionen, haben die Menſchen todtgeſchlagen und die Mißbräuche leben laſſen? mit einem Worte, alles was ich alle Tage mit großem Ekel ſehe." Endlich

Digitized by Google

aus Konſtantine im September 1850: „Man muckſt nicht in meinem Gouvernement; ich würde hart zuſchlagen.“ Daſſelbe Princip beobachtet er gegen ſeine Offiziere, nur daß er gegen die Kameraden die äußere Form der Höflichkeit beobachtet, die er gegen die verachteten Civiliſten, gegen den Pekin, zu oft vergißt. Kein Wunder, daß er ſich überall als einen leidenſchaftlichen Gegner des conſtitutionellen Regierungsſyſtems zeigt. Was nicht die Uniform anhat, iſt ihm ein Epicier; Schriftſteller und Advocaten ſind ihm gleich verhaßt. Man hört nichts als bittere Anklagen gegen die Errungenſchaften der Julirevolution. Er liebt die Dynaſtie; er bewundert den Muth und die Gewandtheit des Königs; er findet einige rührende Worte über die Königin; aber die parlamentariſche Regierung iſt ihm ein Dorn im Auge, der König iſt zu liberal, der Miniſter Guizot zu friedlich geſinnt, die Kammern ſchwätzen zu viel und die Zeitungen geniren zu ſehr. Beſtändig klagt er, daß die Kammern zu wenig für Algier und für die Armee thun. „Die Deputirten handeln um den Ruhm wie um ein Pack Lichter. Die Leute, die auf ihren gepolſterten Bänken mit warmen Füßen und vollem Magen nach Laune oder Leidenſchaft entſcheiden, ob man dieſe oder jene Eroberung behalten ſoll oder nicht, ahnen nicht, was ſie uns gekoſtet hat.“ Nur blinde Leidenſchaft konnte ſolche Klagen ausſprechen, denn wie alle Welt weiß waren grade die Kammern das treibende Element, welches die verſchiedenen Miniſterien Ludwig Philipps veranlaßte, die franzöſiſche Herrſchaft in Algerien immer weiter auszudehnen, und ſchwerlich hätte ſich St. Arnaud unter der deſpotiſchſten Regierung eines ſchnelleren Avancements erfreuen können, als unter der parlamentariſchen Ludwig Philipps, denn er landete 1837 in Algier als ſimpler Lieutenant, unbekannt und ohne Verbindungen und war 1847 bereits Generalmajor und Comthur der Ehrenlegion. Die Liebe zu einem verehrten Führer nimmt auch einmal die Maske der Oppoſition vor; Marſchall Clauſel, der ehemalige Gouverneur in Algerien, beſuchte 1838 als einfacher Privatmann ſeine Beſitzungen in der Metidſcha. „Meine Befehle,“ ſchreibt St. Arnaud, „ſchwiegen über die Art, wie ich ihm die Honneurs machen ſollte oder ob ich ihn überhaupt in Empfang nehmen ſollte. Ich hatte meine Compagnie, 100 Mann ſtark und zwanzig Jäger zu Pferde; die Lage war ſchwierig, heiklich, Bruder; ich habe ſie mir reiflich überlegt und hielt es für das Beſte, der Stimme meines Gewiſſens zu folgen. Ich ſah vor mir einen mit dem höchſten Grade der Armee geehrten Mann; ich habe nur an ſeine Erfolge gedacht, und grade weil er in Ungnade war, wollte ich ihm zeigen, daß die Armee, die er oft zum Siege geführt, deſſen nicht vergeſſen hätte. Er ging in Civil, ohne Orden. Ich gab meinem Detaſchement Befehl, ihn zu empfangen, als ob er mit dem weißen Hutfedern und den Orden käme, die er auf dem Schlachtfelde erworben hat. Ich bin belohnt worden, Bruder, denn ich habe Thränen über

Digitized by Google

die gebräunten Wangen des alten Kriegers rinnen sehen, als ihn bei seiner Ankunft an der Brücke von Ued el Korna, wo mein kleines Detaschement aufgestellt war, Trompetenschall und Hörnerklang empfing und die Mannschaft präsentirte. Er dankte mir mit den kräftigsten Worten, indem er meine Hände ergriff. Als er von mir Abschied nahm, sagte er zu mir: „„Auf Wiedersehen, Capitän, wir sehen uns gewiß wieder.““ Wenn die militärische Behörde mit mir unzufrieden ist, wenn der Parteigeist meine Absichten entstellt, so werde ich um eine Antwort nicht verlegen sein.“ St. Arnaud konnte sich beruhigen; die Regierung und die Kammern schwiegen, und er konnte dem Zuge seines Herzens straflos folgen.

Die letzten Briefe sind aus dem Orient und zeigen uns die peinliche Lage, in der sich der ehrgeizige und thatendurstige Marschall befand, als ihm wie seinem Heere Siechthum und Seuchen Stillstand geboten, wo er Lorbeeren zu ernten gehofft hatte. „Ich befinde mich mitten in einem ungeheuern Grabe, schreibt er aus Varna am 9. August 1854, biete der Geißel die Spitze, die mein Heer decimirt und sehe meine tapfersten Soldaten in dem Augenblicke hinsterben, wo ich sie am nothwendigsten brauche. . . . Findet man in der Geschichte viele Lagen, die der meinigen ähnlich sind? . . . Den Tod im Herzen, die Ruhe auf der Stirn, so lebe ich . .“ „Nichts hat mir gefehlt, Bruder: Cholera, Feuersbrunst, und ich erwarte blos noch einen Sturm, um auch ihm zu trotzen (23. August). Die Cholera macht mir am meisten Kummer. Wenn sie fortdauert, kann sie mich in diesem Leichenhause Varna festnageln. Auch die Flotte ist angesteckt, einzelne Linienschiffe haben den zehnten Theil ihrer Mannschaft verloren.“ Endlich in einem Briefe vom 30. August, ebenfalls aus Varna an seine Gemahlin, gießt er seinen ganzen Schmerz aus und läßt uns einen tiefen Blick in seine fast verzweifelnde Seele thun: „Liebe Louise, ich stehe im traurigsten Zustande von der Welt auf: eine schreckliche Nacht, Schwäche, Schmerzen, ein Windstoß auf der Rhede, mit einem Worte, alle denkbaren physischen und moralischen Widerwärtigkeiten. Trotzdem schiffe ich mich um 2 Uhr ein . . . ich enthalte mich jeder Bemerkung; die ich machen könnte, wären so bitter, daß sie nicht mehr eines Christen würdig wären. Habe ich genug von dem bittern Kelche getrunken? Es gibt Augenblicke, wo meine ganze Seele sich auflehnt und empört. Das Gebet hat keine andre Wirkung mehr auf mich, als ein Sturm. Seine Ohnmacht wirft mich zuweilen dem Zweifel in die Arme und ich leide so sehr, daß mein Glaube wankend wird. Ich frage mich, warum sich auf ein armes Menschenkind soviele Qualen und Leiden der Seele und des Körpers häufen? Wenn noch der physische Schmerz mir alle meine Kräfte ließe, so würde ich fortkämpfen; aber die Kräfte ermatten im Kampfe, er dauert zu lange. . .“

Er fand noch einen Trost. Er durfte noch einmal siegen und sein

ſchönes, eines antiken Helden würdiges Ende, nachdem er, dem Tode nahe, von zwei Ordonnanzen auf dem Pferde gehalten, ſeine letzte Schlacht geleitet, macht faſt die Verbrechen vergeſſen, die der Verſtorbene an der Freiheit ſeines Vaterlandes begangen.

Neue Dramen.

Bevor wir auf die Originaldramen eingehen, erwähnen wir zwei Ueberſetzungen aus Molière: Der Tartuffe, und die Klagegeiſter, das erſte von Adolf Laun (Oldenburg, Schmidt), das zweite von einem Ungenannten (Oldenburg, Schultze). Beide ſind getreu im Versmaß des Originals, mit vielem Geſchick überſetzt, und werden vielleicht dazu beitragen, den Alexandriner für das Luſtſpiel, wenn auch nur ausnahmsweiſe, auf unſrer Bühne wieder einzubürgern. — Unter den Originaldramen heben wir zuerſt hervor: Michel Angelo. Ein Drama in zwei Acten von Friedrich Hebbel. Wien, Tendler. — Der Inhalt dieſes Luſtſpiels iſt folgender. Michel Angelo hat eben eine Statue des Jupiters fertig, iſt aber in einiger Beſorgniß, ob die Wahl des Gegenſtandes auch ſeinem Hauptkunden, einem Herzog, und ob die Ausführung dem Publicum gefallen wird. Den erſten weiß er durch liſtige Redewendungen, durch ſcheinbaren Widerſpruch zu beſtimmen, eben jene Statue bei ihm zu beſtellen, über das zweite beſchließt er auf eine etwas complicirtere Weiſe zu täuſchen. Er ſchlägt ſeiner Statue einen Arm ab, ſchwärzt ſie und läßt ſie an einem Ort vergraben, wo den andern Tag Nachgrabungen gehalten werden ſollen. Die Statue wird gefunden, für eine Antike gehalten, und alle Welt bezeichnet ſie unſerm Künſtler als ein Muſter, das er nie erreichen werde. Zur allgemeinen Beſchämung zieht er dann den abgeſchlagenen Arm hervor und zeigt, daß er die Statue ſelbſt gemacht habe. — Etwas literariſche Tendenz wird man dieſer Erfindung wol leicht anmerken; es ſoll der Unverſtand des Publicums und der Kunſtfreunde gegeißelt werden, die nur die hiſtoriſch beglaubigten alten Kunſtwerke gelten laſſen, vor den neuen Schöpfungen dagegen, in die ſie ſich erſt hineinarbeiten müßten, ihren Sinn verſchließen. Indeß iſt gegen dieſen Seitenhieb auf das Publicum nichts einzuwenden, da das kleine Luſtſpiel gegen Hebbels Gewohnheit munter und realiſtiſch genug gehalten iſt. Der alte leidenſchaftliche Michel Angelo hatte ganz recht, ein ſtarkes Selbſtgefühl zu haben und das Publicum gering zu ſchätzen. Freilich darf man daraus nicht den Schluß ziehen, daß jeder, der ein ſtarkes Selbſtgefühl hat und das Publicum verachtet, deshalb ein großer Künſtler iſt. — In der Ausführung iſt der Schluß zu tadeln. Hebbel führt ganz unnöthiger-

Digitized by Google

weiſe den Raphael auf die Bühne, um eine ſentimentale Umarmung einzuleiten, die gegen die Stimmung des Stücks verſtößt; ja er läßt auch noch den Papſt hinzutreten und die beiden Künſtler ſeiner Protection verſichern, was einmal wieder überflüſſig iſt, außerdem aber auch noch eine ſtarke Verſündigung gegen das Coſtüm, denn ein Papſt miſcht ſich nicht ſo ohne weiteres in das Gedränge des Publicums, daß man ihn gar nicht bemerkt, bis er endlich zu reden anfängt. — Auf dem Theater würde die gar zu einfache Handlung, die weſentlich doch nur als Grundlage zu den ausgeſprochenen Anſichten berechnet iſt, wol kaum Glück machen. — Die übrigen Stücke gehören dem hiſtoriſchen Genre an. Es ſind zum Theil bekannte und berühmte Namen, die ſich in dieſem Felde verſucht haben. Als gelungen können wir aber kein einziges bezeichnen. Faſt überall liegt der Fehler ſchon in der Wahl des Stoffs, und auf dieſen Punkt wollen wir uns hier ausſchließlich beſchränken, da im Uebrigen in Beziehung auf die Compoſition und die Ausführung der einzelnen Scenen ſich mehr oder minder Talent bei allen zeigt. — Julius Moſen hat Herzog Bernhard von Weimar zum Gegenſtand ſeiner Tragödie gemacht (Leipzig, Brockhaus); gewiß eine intereſſante Erſcheinung für den Hiſtoriker wegen des ebenſo kurzen als glänzenden Laufs ſeiner Thaten: allein der dramatiſche Dichter wird nicht im Stande ſein, die Figur zu einem befriedigenden Bilde zu geſtalten, weil ihr der ſittliche Inhalt fehlt. Trotz aller Sympathie, die wir Proteſtanten für den jugendlichen Helden haben, können wir uns doch der Einſicht nicht verſchließen, daß er im Grunde ein politiſcher Abenteurer war. Man ſucht das Tragiſche ſeines Schickſals dadurch herzuſtellen, daß man ihm eine großartige patriotiſche Geſinnung unterſchiebt, die dann durch die Verbindung mit Frankreich zu einem innern Conflict gebracht worden ſei; allein dadurch bekommt die ganze Geſchichte eine falſche Färbung. Dazu kommt noch die unvermeidliche Convenienz in Liebesangelegenheiten, der unſre Dramatiker einmal nicht entgehen können. Als man dem hiſtoriſchen Herzog Bernhard Anträge in Bezug auf die Nichte des Cardinal Richelieu machte, antwortete er, ſie ſei ihm zur Frau nicht vornehm, zur Maitreſſe nicht ſchön genug. Was ſoll aber aus dieſem reizenden Einfall werden, wenn man die beiden Perſonen edel und zart halten will? Uebrigens ſind einzelne Scenen kräftig und poetiſch durchgeführt. — Alfred Meißner hat unter dem Titel: Der Prätendent von York, das Thema durchgeführt, welches Schiller in ſeinem Warbeck ſich vorgeſetzt hatte; allein er hat den Plan Schillers ganz verlaſſen und einen eignen entworfen, der daran leidet, daß die Intriguen und Verwicklungen zu ſehr in die Breite gehen. Dies muß man beim hiſtoriſchen Drama umſomehr vermeiden, wenn die Mehrzahl der darin auftretenden Perſonen zu Intriguanten des gewöhnlichen Schlages gehört. Meißner hat in ſeinen beiden frühern Dramen mit einer gewiſſen

Parodorie die schwarze Seite der menschlichen Natur dargestellt. Das ist dies Mal weniger der Fall. Zwar würden wir gern einen großen Theil der untergeordneten Personen entbehren, dafür ist aber in den beiden Hauptpersonen, in König Heinrich und in dem Prätendenten, ein kräftiger historischer Zug, der wenigstens für Augenblicke den Leser mit fortreißt. Die Aufführung wird starke Striche nöthig machen; doch sollten sich bei der großen Armuth, die jetzt auf dem dramatischen Gebiet herrscht, die Theater diese interessante Arbeit nicht entgehen lassen. — Viel schwächer ist das historische Trauerspiel von Robert Giseke: Johannes Rathenow, ein Bürgermeister von Berlin. Leipzig, Brockhaus. — Der Roman von W. Alexis, nach welchem das Stück gearbeitet ist, gehört zu den besten unsrer Literatur. Er stellt uns das brandenburgische Städteleben zu Ende des Mittelalters mit einer Plastik dar, die etwas Bezauberndes hat, und über der wir einzelne verwirrte Scenen leicht vergessen. Allein zu dieser Plastik gehört ganz nothwendig die Breite der Romandarstellung. Die Art und Weise, wie uns in dem Drama die berliner Finanzverhältnisse vorgestellt werden, sowie die Einmischung der Localitäten, namentlich des steinernen Roland, ist ganz äußerlich und kann unser Interesse nicht erregen, während wir sie im Roman vollkommen verstehen. Zwar hat der Verfasser geschickt die einzelnen dramatischen Momente getroffen, aber sie haben keinen innern Zusammenhang, und wenn seine Bildung auch viel umfassender ist, als die der Frau Birch-Pfeiffer, so ist seine Methode doch ganz die nämliche. — Am schwächsten ist das historisch-romantische Drama: Napoleon auf Helena, von Kahlbau. Tangermünde, Döger. — Der Versuch, das Ende Napoleons sentimental aufzufassen, wird wol im lyrischen Gedicht gelingen, aber nicht im Drama, wo man nothwendigerweise bestimmt umrissene Gestalten verlangt; am wenigsten wird er gelingen, wenn man schwärmerische Damen mit ins Spiel bringt. — Ein andres Gebiet betreten wir in dem Drama von Adolph Widmann: Nausikaa (Berlin, Franz Duncker.) Der Verfasser hat den Goetheschen Plan zu Grunde gelegt und ihn nicht ohne Geschick durchgeführt, wie wir denn schon in seinen frühern Werken eine wirklich poetische Begabung anerkannten. Allein um dem ziemlich dürftigen Stoff ein wirkliches Interesse zu verleihen, wäre eine glänzendere Fülle von Gedanken, Bildern und Empfindungen nöthig gewesen, als sie dem Verfasser zu Gebote stehen. Die Stimmung des Stücks ist nicht classisch, sondern romantisch. In den Selbstmord der Nausikaa wird ein ethischer Inhalt gebracht. Poseidon, erzürnt über den Schutz, den man seinem Feind hat angedeihen lassen, verwandelt das Schiff, das ihn heimgeführt, in Stein, und umgibt die ganze Insel mit einer Steinmauer. Das Volk ist in Verzweiflung, da bietet sich die Prinzessin, die schon zu Anfang ganz gegen den Sinn der Fabel eine gewisse Anlage zur Schwärmerei gezeigt, dem Gott des Meeres als Opfer, die Wogen

Digitized by Google

theilen sich, Poseidon steigt aus den Fluten auf und trägt sie im Arm, das Schiff wird frei, und passende Chorgesänge feiern diese Thatsachen. — Ferner erwähnen wir als ein heiteres und sehr geschickt ausgearbeitetes Lustspiel: Die Brüder Urbani, oder Hypochondercuren, von Rudolph Reichenau, welches am 19. April 1855 mit Beifall auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin aufgeführt wurde, und abgesehn von einigen Wiederholungen, die leicht zu entfernen sind, überall einen guten Eindruck machen wird. Zum Schluß: Demi monde. Von Alexander Dumas Sohn. Deutsch von P. J. Reinhard. Wien, Wallishauser. — Die Halbwelt besteht aus Frauen, die ihren Männern durchgegangen sind, sich von ihren Liebhabern unterhalten lassen, Spielhäuser dirigiren u. s. w. Das Stück hat in Paris Furore gemacht, hauptsächlich des Inhalts wegen, denn grade dem ehrlichen Spießbürger ist es höchst angenehm, einmal zu sehen, wie es unter liederlichen Leuten zugeht, um so angenehmer, wenn er dabei noch einen moralischen Zweck haben kann, denn der Verfasser ist außerordentlich tugendhaft, er will nicht etwa die Liederlichkeit empfehlen, sondern alle jungen und alten Leute davor warnen; so verbindet er auf eine sehr geschickte Weise das Nützliche mit dem Angenehmen. Die Behandlung des Stoffs ist ganz in der Weise Scribes; doch ziehen wir den alten ehrlichen Scribe bei weitem vor, eben weil er handgreiflicher ist und nicht so raffinirte Motive anwendet. Die Sprache ist bei den modernen Franzosen allerdings viel feiner zugespitzt und die Einfälle verrathen eine viel größere Routine im Umgang mit den verschiedenen Classen der Gesellschaft, aber wir können nicht sagen, daß diese zusammengesetzte Gesellschaft der modernen Romantiker verständiger oder auch nur spaßhafter ist, als die bürgerliche Gesellschaft Scribes. Noch viel schlimmer ist es freilich, wenn man diese Halbwelt tragisch behandelt, wie derselbe geschickte Verfasser in der Camelliendame gethan. Aber auch im Lustspiel tritt doch zu sehr die widerliche Seite dieses Lebens hervor. Will man die Unsittlichkeit komisch behandeln, so muß es auf die dreiste, ja freche Art geschehen, wie es Molière im George Dandin versucht hat. So etwas würden freilich heute unsre Nerven nicht mehr ertragen.

Neue Romane.

Aus der Gesellschaft. Geschichten von Stanislaus Albert. Berlin, Brigl und Lobeck. —

Es sind harmlose kleine Geschichten aus dem Leben unbemittelter Offiziere, armer Schauspielerinnen ꝛc., mit Liebe und Wärme aufgefaßt und mit großem Geschick wiedergegeben. —

Digitized by Google

Der Plattebner und seine Kinder. Erzählung aus dem Tiroler Volksleben. Von J. F. Lentner. Stuttgart, Scheitlin. —

In der Vorrede hat Ludwig Steub seinem Freunde ein Denkmal gesetzt. Friedrich Lentner war 1814 zu München geboren, ursprünglich für den Buchhandel bestimmt, aber seit dem Jahre 1841 vorzugsweise mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Die Aufgabe seines Lebens war, die Sitten und Zustände des Lechthals in möglichster Treue novellistisch darzustellen. Er hat diese Aufgabe mit einer Treue und Ehrlichkeit gelöst, die ihm eine ehrenvolle Stelle in der populären Literatur bewahren wird. Eine gemüthliche Natur, harmlos und dem Volk wahrhaft ergeben, hatte er doch das seltsame Schicksal, sowol von Seiten der Regierungen als des Volks fortwährend Anfechtungen zu erleiden. Nur einmal schien ihm das Glück günstig. Im Jahre 1846 übertrug ihm der damalige Kronprinz Maximilian die Ausführung eines höchst zeitgemäßen Gedankens. Es sollte, erzählt der Herausgeber, des Baierlandes Volksthum gleichsam inventarisirt werden. Alles, was sich in Städten und Dörfern noch an altem deutschen Herkommen finden ließe, sollte der Sammler aufzeichnen, zusammentragen, vergleichen und auslegen. Lieder und Sagen, Volksmeinungen und Bauerregeln, Glauben und Aberglauben, Gebräuche im Winter und Sommer, bei Geburten, Hochzeiten und Sterbefällen, ältere und neuere Trachten, auch die Arten des Haus- und Feldbaues, kurz das ganze Thun und Lassen, insoweit es nicht in das sprachliche Gebiet einschlug, das schon Andreas Schmeller in seinem unübertrefflichen bairischen Wörterbuche behandelt, das Alles sollte jetzt zusammengesucht werden. Lentner ging mit freudigem Eifer an seine Aufgaben, an deren vollständiger Durchführung ihn leider sein früher Tod 1852 verhinderte. — Die vorliegende Novelle ist aus seinem Nachlaß. Sie gehört nicht zu der aufregenden Lectüre, ist aber im Ganzen eine gesunde Kost und gehört entschieden zu den bessern Leistungen der populären Literatur. —

Aus der Gegenwart. Roman von Theodor König. 2 Bände. Leipzig. Schultze. —

Wir haben bei den frühern Romanen des Verfassers das Talent gut zu sehen und lebhaft zu erzählen, anerkannt. In dem gegenwärtigen Buch wird das Talent dadurch einigermaßen verkümmert, daß er nicht unbefangen ist. Er scheint mit seinem frühern Recensenten unzufrieden zu sein und schildert, um sich gewissermaßen seiner Haut zu wehren, einen Schriftsteller, den das Loos, verkannt zu werden, gleichfalls getroffen hat. Leider sind wir in der Lage, uns den Gegnern dieses Schriftstellers beigesellen zu müssen, denn die Maximen, nach denen er handelt, können vor einem gesunden Urtheil nicht bestehen. So hat er z. B. einen Mündel, der trotz seiner poetischen Anlagen im Abiturienten-

Digitized by Google

examen durchfällt, weil er im lateinischen Exercitium zu viel Fehler macht. Die natürliche Alternative eines unbemittelten jungen Mannes ist nun, entweder das Studium aufzugeben und ein praktisches Geschäft zu treiben, oder fleißiger zu sein, um nachträglich das Examen zu bestehen. Gegen dies letztere sträubt sich aber das Selbstgefühl des jungen Poeten, dem die Beschäftigung mit den todten Sprachen als etwas Ueberflüssiges erscheint. Er will sich sofort seinem eigentlichen Beruf zuwenden, d. h. schriftstellern. Statt ihn nun zur Vernunft zu bringen, bestärkt ihn sein wohlwollender Vormund in seinem Vorhaben. Das ist nicht blos albern, es ist gewissenlos gehandelt. Ein Schriftsteller kann eine sehr tüchtige Stellung im Leben einnehmen, wenn er dem Publicum an Bildung überlegen ist; es steht aber schlimm mit ihm, wenn er nicht einmal die gewöhnlichen Anforderungen erreicht. Ob man nun ein paar lateinische Regeln mehr oder weniger weiß, wird zwar den Stand der Bildung nicht wesentlich ändern, aber es verhält sich hier wie mit dem bekannten sophistischen Scherz über die Kahlköpfigkeit: der Unterschied eines Haars macht nicht zum Kahlkopf, und doch muß zuletzt eine Grenze gesteckt werden. In Dingen, die in das Bereich des menschlichen Willens fallen, steckt man diese Grenze mit einiger Willkür, und da müssen wir behaupten, daß die Anforderungen, die man an die Bildung eines Abiturienten stellt, so mäßig sind, daß derjenige, der nicht einmal sie zu erfüllen im Stande ist, auch nicht den Beruf haben kann, der Nation als Lehrer entgegenzutreten, was doch der Schriftsteller sein soll. —

Lichtes und Dunkles. Erzählungen von E. Fentsch. (Fr. Hilarius). Stuttgart, Gebrüder Scheitlin. —

Einzelne Einfälle in diesen humoristischen Skizzen sind ganz vortrefflich; aber sie sind weder zahlreich noch bedeutend genug, um die Uebelstände, die mit der aphoristischen Form stets verknüpft sind, zu beseitigen. Wenn man in einer fortgesetzten Spannung der Neugierde bleibt, so sieht man dem Erzähler manche Schwächen nach; wo man sich aber fortwährend zu einer neuen Aufmerksamkeit zusammenraffen muß, verlangt man etwas Ungewöhnliches und Bedeutendes. — Die gegenwärtigen Erzählungen bilden den ersten Band einer größern Reihe von Schriften desselben Verfassers. —

Wolferts Rust. Transatlantische Skizzen von Washington Irving. Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Leipzig, Lorck. —

Ein schönes Buch, voll Kraft, Natur und Leben, welches sich den frühern Skizzen des berühmten Verfassers würdig anschließt und seines echt menschlichen Inhalts wegen verdient, auch von dem deutschen Publicum mit Aufmerksamkeit und Interesse betrachtet zu werden. —

Digitized by Google

Tolla Feraldi. Von Edmond About. Nach dem Franzöſiſchen von Dr. Auguſt Diezmann. Leipzig. Lorck. —

Dieſe ſehr geiſtvolle und fein gearbeitete kleine Novelle erſchien in der Revue des deux mondes. Der Ueberſetzer erzählt nach dem Bericht eines franzöſiſchen Kritikers, daß ſie eigentlich die Ueberarbeitung eines ältern italieniſchen Romans iſt, Vittoria Savorelli, welcher 1841 in Paris erſchien und die Geſchichte eines ſchönen Mädchens erzählte, welche ſchändlichen Familienintriguen zum Opfer fiel. Es war ein einfacher, rührender Bericht über ein Ereigniß, das im Jahr 1838 ganz Rom beſchäftigt hatte, und der Bericht wurde durch Actenſtücke unterſtützt. Eben deshalb wurde das Buch unterdrückt und bis auf wenige Exemplare vernichtet. Die gegenwärtige Bearbeitung hat in Paris großen Beifall gefunden. — Die beiden zuletzt genannten Werke gehören zu der Converſations- und Reiſebibliothek, die im Lorckſchen Verlage erſcheint. Wir führen aus derſelben noch eine andere Schrift an: Die Biographie Benjamin Franklins von Mignet, die wir ſchon bei Gelegenheit des Originals beſprochen haben. —

Bibliothèque internationale. Bruxelles & Leipzig. Kiessling, Schnee & Comp. —

Die intereſſanteſte Lieferung dieſer Sammlung iſt der Anfang eines nachgelaſſenen Werks von Balzac: Les petits bourgeois, das freilich, wie die meiſten Schriften des berühmten Verfaſſers durch die Virtuoſität im Analyſiren und die Zuſammenhäufung empiriſcher Details einigermaßen ermüdet, aber doch wieder als eine ſehr werthvolle Studie über die materielle Seite des pariſer Lebens zu betrachten iſt. Bei ſeinem eminenten Scharfſinn würde Balzac noch viel Bedeutenderes geleiſtet haben, wenn er nicht den Fehler beginge, die Anomalien der Wirklichkeit zu übertreiben. — Ein ausführlicher Roman in zwei Bänden von Gondrecourt: Mémoires d'un vieux garçon, zeigt wieder ziemlich glänzend die Fähigkeit der modernen franzöſiſchen Belletriſten, die ſchlechten Seiten der Wirklichkeit hervorzukehren. Er verfällt einige Male in ſehr ſtarke Unwahrſcheinlichkeiten, iſt aber nicht ohne Intereſſe. — Eine Novelle von Charles Barbara: L'assassinat du Pont-rouge, iſt eine ſorgfältig ausgearbeitete pſychologiſche Analyſe mit vorwiegend moraliſchem Zweck. Daß um dieſes Zwecks willen manche unnöthige Greuelgeſchichten mit in den Kauf gegeben werden, wird bei einem Franzoſen der neueſten Schule nicht überraſchen. — Von dem Roman: Tancrède de Châteaubrun par Gabriel Ferry (Louis de Bellemare), iſt bis jetzt nur der erſte Band erſchienen, aber er enthält ſchon genug, um die celtiſche Phantaſie des Verfaſſers, der ganz ebenbürtig neben A. Dumas und E. Sue ſteht, zu bekunden. —

---

ized by Google

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel, 9. August. — Der letztvergangene Dienstag (7. August) war durch ein schweres Gewitter ausgezeichnet, wie in dieser Stärke nicht nur im gegenwärtigen Sommer, sondern überhaupt während einer ganzen Reihe von Jahren keines hier vorgekommen ist. Schon der Aufgang der Sonne über den kahlen Bergen im Nordosten der Hauptstadt, auf dem jenseitigen Bosporusufer, der hinter einem Vorhange von finsterem Gewölk vor sich ging, schien zu verkünden, daß der Tag etwas Außerordentliches bringen werde. Gleich nachdem es hell geworden begann ein feiner Sprühregen zu fallen; eine Stunde darnach war der Himmel rings umzogen und über die sonst lichtstrahlende Stadt, deren Minaretspitzen und Moscheenkuppeln kaum je anders wie im Sonnenglanze blitzend dargestellt werden, hatte sich ein fast unheimlicher Dämmerungsschimmer ausgebreitet. Dann und wann leuchteten einzelne Wetterstrahlen am äußersten Gesichtskreise und verkündeten den gleichzeitigen Heranzug mehrer Gewitter, die von verschiedenen Seiten hernahend, wie es schien, die Metropole zum Stelldichein gewählt hatten. Ich befand mich um diese Zeit auf dem Wege von meiner nicht weit vom Bosporus gelegenen Wohnung zum äußersten Endpunkt des goldenen Hornes. Kaum jemals sind mir die Straßen von Pera so finster vorgekommen. In den am Hafen sich entlangziehenden Türken- und Judenvierteln Kassim Pascha und Haskoj nahm das Dunkel noch zu. Endlich gelangte ich zu einem der weitgedehnten Kirchhöfe und damit ins Freie. Der von einem drei Monate währenden Sonnenbrande ausgedorrte Boden, auf welchem selbst der frühere Rasen sich in Staub verwandelt hatte, lechzte scheinbar dem Regen entgegen, und es lag ein eigenthümlicher Contrast in der Eile, mit welcher die wenigen, auf dem einsamen Wege zwischen Leichensteinen und über leere Felder hin mir begegnenden Leute, zumeist Juden, mit dem Bündel unter dem Arm, ihren Behausungen zustrebten, und der melancholischen, regungslosen Stille in der Natur. Endlich begann ein leises Singen und Flüstern in den Wipfeln der dies Mal mir noch grauer und brauner wie sonst erscheinenden Cypressen, hoch über den Gräbern; vor und hinter mir beginnt es zu donnern; erst dumpf wie aus weitester Ferne, aber bald lauter und mehr aus der Höhe des Himmels. Der Losbruch des Unwetters ist nahe, und kann jeden Augenblick eintreten. Ich warf einen Blick zum Zenith hinan, wo die Wolken im massenhaften Gedränge, von entgegengesetzten Luftströmungen getrieben, mindestens momentan zum Stillstand gekommen waren. Einzelne große Tropfen fielen von oben hernieder. Plötzlich zuckt es wie ein heller glitzernder Riß in Windungen und Zacken über den Himmel hin, und gleich darauf wird die Atmosphäre von einem jener Donnerschläge erschüttert, wie man sie so ohrenbetäubend in unsrem Norden kaum kennt. Dumpf hallt das Rollen der Aetherschlacht in den Thälern der Meerenge fort, bis es in dem Wehgeheul und Kleffen der hundert und aberhundert Hunde sich verliert, die das Gekrach aus ihrem trägen Schlummer auf den Gassen der benachbarten Stadttheile erweckt hat. Eben hatte ich einen mächtigen Baum erreicht, der mit weitgestreckten Aesten ein weites Laubdach um seinen Stamm hin ausbreitet, als der Platzregen begann und im harten Aufprallen auf den steinfesten

Boden rings um mich her das Feld wie von einer gewaltigen Cascade überspült erscheinen ließ. — Da der Regen nach längerem Warten nicht nachlassen wollte, befand ich mich in der unangenehmen Lage, meinen Weg beim wolkenbruchartigen Gusse noch eine Strecke weit über das Feld hin und sodann durch winkelige und schmuzige Gassen fortsetzen zu müssen. An ein sich Flüchten unter Dach und Fach eines Hauses ist in türkischen Stadtvierteln bei solchen Gelegenheiten nicht wol zu denken, indem die muselmanische Sitte das Eintreten in das Haus überhaupt, ganz im Besonderen aber dem Fremden — der Frauen wegen — verbietet.

Das am frühen Morgen begonnene Unwetter währte den ganzen Tag und die nachfolgende Nacht fort. Gestern bei Tagesanbruch regnete es noch, aber um Mittag war der Himmel wieder klar, und am Nachmittag schon hatte die Sonne alle Feuchtigkeit vom Boden aufgeküßt. Ich erwähne diese Umstände ausdrücklich, weil sie mit Bezug auf die Krim, wo dieselben Witterungsverhältnisse wie hier vorherrschen, von Interesse sind. Durch Regen schwierig werden dort wie hier die Wege eigentlich erst im November und December, indem die Sonne bis dahin genug Kraft behält, um den aufgeweichten Boden nach wenigen Stunden wieder abzutrocknen. Wenn die Stürme im Pontus sich nicht schon zu Ende Septembers einstellten und auf die Operationen der Verbündeten durch Unterbrechung ihrer Verbindung mit der Basis einen bedeutenden Einfluß zu üben vermöchten, könnte man daher behaupten, daß General Pelissier noch mindestens drei Monate für sich habe. Die Aequinoctialorkane verkürzen dieselbe indeß auf kurze sechs Wochen und das ist, wie jedermann ermessen kann, viel zu wenig, um einen neuen Operationsplan einleiten und durchführen zu können. Eines neuen aber bedarf es zur Erreichung des Zweckes; denn es ist eine Bêtise, nachdem die russische Armee neuerdings sich um mindestens 60,000 Mann verstärkt hat, den directen Angriff gegen Sebastopol weiter verfolgen zu wollen. Daraus läßt sich schließlich keine andere Folgerung ziehen, als die: daß die alliirten Armeen einen zweiten Winter vor der Festung werden zubringen müssen; daß dieses Jahr, gleich dem vorigen, nur ein Zeitraum der Vorbereitung gewesen ist, und daß nicht früher wie im nächsten eine wichtige Entscheidung fallen kann. Dieses nächste große Jahr, das Jahr 1856, wird an historischer Schwere muthmaßlich allen an der jetzt lebenden und handelnden Generation vorübergegangenen überlegen sein. Es schaltet sich ein, wie ein gewaltiger Wendepunkt unsres Jahrhunderts und unsrer Geschichte. Die Frage: ob Rußland oder den europäischen Nationalitäten, vor allem den Deutschen, Engländern und Franzosen, die Zukunft gehören soll, kann alsdann nicht länger mehr unentschieden, nicht länger mehr umgangen bleiben.

Sie werden aus den Zeitungen bereits die Ankunft des Generals Canrobert, des vormaligen Commandanten der französischen Orientarmee, in Paris erfahren haben. Wie es heißt hatte derselbe am 3. August (Freitag) Abends den Befehl zur schleunigen Abreise nach Frankreich durch den Telegraphen bekommen. Am 4. ging er, ohne daß vorher von seiner Abreise irgendetwas verlautet hatte, an Bord des französischen Dampfschiffes Amsterdam, mit dem er hier am Montag etwa um die Zeit eintraf, wo ich meinen letzten Brief (vom 6. August) an Sie zur Post gegeben. Der Steamer legte bei der Batterie von Tophane an, und zwar benutzte

Digitized by Google

der General den mehrstündigen Aufenthalt, welchen die Ueberschaffung seines Gepäcks auf ein anderes Schiff („Indus") veranlaßte, um ans Land zu treten und mit dem hiesigen Platzcommandanten, General Larchey, eine kurze Besprechung zu halten. Der Sultan Abdul Medschid erschien kurz darnach in Tophane und lud die beiden französischen Generale ein, in seinen Köschk (Kiosk, Pavillon) einzutreten, wo er ihnen eine halbstündige Audienz ertheilte. — Sie wollen mir gestatten, über die vielfachen Gerüchte mit Schweigen hinwegzugehen, die rücksichtlich der Gründe, welche der Abreise Canroberts unterliegen, verbreitet sind. Es dürfte, wenige Personen ausgenommen, die mit dem General in Berührung kamen, kaum irgendjemand in der hiesigen Hauptstadt von dem wahren Zusammenhang unterrichtet sein.

Außer dem ehemaligen Generalissimus der französischen Armee kehrte noch General Sir Richard England in diesen Tagen aus Taurien nach seiner Heimath zurück. Muthmaßlich ist Unwohlbefinden das Motiv seiner Abreise. Wenn ehestens der alte ergraute Sir Collin Campbell sich einschiffen sollte, würde kaum ein General bei der englischen Krimarmee anwesend sein, der den Feldzug von Anfang an mitgemacht.

Nach dem heute erschienenen Journal de Constantinople verlangen Krankheiten aller Art, nach wie vor, in dem alliirten Lager viele Opfer. Außer der Cholera, von der es heißt, daß sie etwas nachgelassen, wüthet auch der Skorbut, und zwar schreibt man seinen Ausbruch dem Mangel an frischen Lebensmitteln zu.

Aus Kars sind hier durchaus keine Nachrichten eingelaufen. Dagegen erfährt man, daß in Erzerum die Reservearmee sich bereits zu sammeln beginnt. Ob Omer Pascha das Commando über dieselbe übernehmen wird, ist allem Anschein nach noch nicht entschieden. Einstweilen wohnt der Serdar noch in Arnautkoj und stattet dem Kriegsminister fleißig Besuche in den Amtssälen des Seraskierats ab.

— — 13. August. Die letzten Tage waren arm an irgendwie belangreichen Ereignissen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß die vorgestern erfolgte Uebergabe des Bathordens an den Serdar Ekräm Omer Pascha als die große Begebenheit der Woche angesehen wird und beinahe ausschließlich die Aufmerksamkeit und das Interesse in Anspruch nahm. Der erwähnte Act war von dem britischen Gesandten zum Gegenstand einer besonderen Feierlichkeit im größeren Stil gemacht worden, indem der osmanische Generalissimus behufs der Empfangnahme persönlich in das englische Palais eingeladen wurde. Er erschien daselbst mit großem Gefolge, und kehrte später in demselben feierlichen Aufzuge durch Pera zurück. Ich kann nicht umhin, Sie bei dieser Gelegenheit auf das durchaus unterschiedliche Benehmen aufmerksam zu machen, welches die beiden der Pforte verbündeten Regierungen gegen deren Oberfeldherrn seither inne hielten. England nahm ihn von Anfang an als einen ergebenen Freund und Anhänger seiner Politik und hielt mit Sorgsamkeit und unausgesetzt darauf, daß die Beziehungen zwischen der wichtigsten und einflußreichsten Persönlichkeit des osmanischen Reiches, als die man unbedingt Omer Pascha bezeichnen kann, und der britischen Regierung, keinen Augenblick unterbrochen blieben. Zu dem Ende bediente sich Lord Stratford eines außerordent-

lich geschickten Agenten, des frühern Capitains und späteren Obersten Symonds (ich weiß nicht genau, welches die Schreibart des Namens ist). Dieser Mann ist der nämliche, welcher unter anderen zuweilen auch als Ingenieur an Omer Paschas Seite thätig gewesen ist. Es war zwischen der französischen und englischen Regierung die Verabredung getroffen worden, daß erstere einen Offizier in gleicher Eigenschaft dem Hauptquartier des Serdars beiordnen solle. Die Wahl traf auf den Oberstlieutenant, späteren Obersten Dieu, einen ausgezeichneten Militär, den ich Ihnen als den unverhältnißmäßig bedeutendsten unter den seither im Orient verwendeten höheren französischen Offizieren bezeichnen möchte, welcher aber, wie es scheint, ein geringeres Maß von diplomatischem Talent, wie sein englischer College (Symonds) zur Verfügung hat. Indeß will ich einräumen, daß möglicherweise auch sein Verhalten, indem es sich innerhalb der Grenzen der ihm zuertheilten Vorschriften bewegte, ebendarum eine gewisse Geschmeidigkeit, dem Generalissimus gegenüber, nicht zuließ. Im August des vorigen Jahres, also genau vor zwölf Monaten, war zwischen dem Serdar und dem Obersten Dieu bereits eine gewisse Erkaltung eingetreten, die es letztlich bewirkte, daß dieser um seine Abberufung aus dem osmanischen Hauptquartier einkam, welchem Ersuchen kurz vor oder nach dem Abgange Omer Paschas nach der Krim Folge gegeben wurde. Von diesem Augenblick an konnte es hier dem aufmerksamen Beobachter keinem Zweifel mehr unterliegen, daß etwas zwischen dem türkischen Generalissimus und den Leitern der französischen Orientarmee bestand, welches einem vertrauensvollen Einvernehmen Eintrag that. Seinerseits benutzte Omer Pascha jede Gelegenheit, um das Benehmen der Engländer im Gegensatz zu dem der Franzosen in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, und was letztere angeht, so geschah es nicht ohne Berechnung, wenn sie den ägyptischen (arabischen) Truppen und ihren Führern gegenüber von einer ausnahmsweisen Artigkeit und Zuvorkommenheit waren, dagegen den Türken und ihren Paschas im Allgemeinen nur eine frostige Seite wiesen.

Was die jüngste Rückkunft des Serdars aus der Krim angeht, so wußte schon vor einem Monat jedermann, daß der französische Obergeneral Pelissier die Motive für den Entschluß Omer Paschas durch sein Benehmen diesem gegenüber mindestens unterstützt hatte. In dieser Hinsicht ist es nun von der höchsten Bedeutung, daß England eben diesen Moment sich aussucht, um dem osmanischen Generalissimus eine Auszeichnung zukommen zu lassen, die, wenn nachträglich Frankreich nicht eine entsprechende ertheilen sollte, was wenig wahrscheinlich ist, beinahe wie eine Demonstration des einen Alliirten gegen den anderen angesehen werden kann.

In den jüngsten Tagen ist aus den hiesigen Lazarethen eine außerordentlich große Anzahl von in der Genesung vorgeschrittenen Kranken und von Verwundeten, die ausgeheilt worden, aber als Invaliden zu betrachten sind, nach Frankreich eingeschifft worden. Man sah daher lange Züge von Kranken, die sich um gehen zu können zumeist der Stöcke bedienten, sich durch die Straßen bewegen. Die Verstümmelten wurden gefahren, und gern bediente man sich zu diesem Zweck der leichten, den berliner Droschken vergleichbaren einspännigen Arabas, von denen man hier und dort auf Reihen zu vierzig und funfzig stieß.

Nach dem letzten wolkenbruchähnlichen Gewitter, über welches ich Ihnen in meinem letzten Briefe ausführlich schrieb, hat sich die Temperatur hier bedeutend

Digitized by Google

ermäßigt; muthmaßlich wird die Abkühlung indeß nur für die Dauer weniger Tage anhalten, und darnach die Hitze, wie dies hier zu Ende August zu geschehen pflegt, im verstärkten Maße auftreten.

Ein Gerücht, wonach jüngst hier eine außerordentlich große Menge von namentlich englischen Verwundeten angekommen wären, scheint auf einem Irrthum zu beruhen. Als Ankunftstage wurden Freitag und Sonnabend genannt.

In Hinsicht auf die Abreise des Generals Canrobert habe ich noch zu bemerken, daß dieselbe scheinbar im besten Einvernehmen mit dem jetzigen Generalissimus vor sich gegangen ist. Derselbe gab dem scheidenden Exchef mit einem großen Theil des französischen Generalstabes das Geleit von dem Hauptquartier nach Kamiesch. Pelissier und Canrobert saßen in demselben Wagen.

Englische Literatur. — Eine interessante Neuigkeit ist Duncans „Campaigns with the Turks in Asia" als die erste zuverlässige Kunde, die uns über die gegenwärtigen Zustände des türkischen Heeres in Asien zukommt. Als der Verfasser Anfang vorigen Jahres in Erzerum ankam, befand sich die türkische Armee in der jämmerlichsten Lage, denn sie hatte seit 18 Monaten keine Löhnung erhalten; während Duncans Aufenthalt in Erzerum erhielt sie einen Monatsold und sofort trat eine wahrhaft wunderbare Veränderung in den Soldaten ein. Kaum hatten sie ihre 20 Piaster (etwas über 1 Thlr.) erhalten, so eilten sie nach den Bädern, reinigten sich und verrauchten dann in ernster Würde den Rest. Das Betragen der Truppen war vortrefflich, selbst als sie vor Kälte und Mangel starben: „Trotz der Noth, in welcher die Truppen schmachteten, vergaß der türkische Soldat auch nicht für einen Augenblick die merkwürdige Geduld und Ehrlichkeit, die ihn auszeichnet. Die Kaufleute im Bazar klagten selten über Diebe, obgleich die Vorräthe von Kaffee, Tabak und eingemachten Früchten die halbverhungerten Truppen in starke Versuchung gesetzt haben müssen. In den einsamen Straßen sah man Hühner, (von deren Eiern die Einwohner hauptsächlich lebten), unbeaufsichtigt und unbelästigt zwischen den aus der Erde erbauten Hütten herumwandern. Selbst in der schlimmsten Zeit ihrer Prüfungen legten die türkischen Soldaten nie Hand an diese verlockende Beute und ich bezweifle sehr, ob eine civilisirtere Armee eine ebenso große Achtung vor dem Eigenthum andrer an den Tag gelegt haben würde." Mr. Duncan reiste am 18. März 1854 von Erzerum nach Kars. Unterwegs wurde er von der Grenzbevölkerung, unter der Verbrechen fast so selten sind, wie Armuth, mit der größten Gastlichkeit aufgenommen. Kars liegt im Westen einer der Hochebenen, die sich vom Araxes nach dem Arpatschai hinziehen und ungefähr 12 Stunden von der russischen Grenzstadt Gumri oder Alexandropol. Die Truppen befanden sich hier in einer noch viel schlimmern Lage, als in Erzerum und die Kälte war sehr groß. Manchmal war Holz nur durch Einreißen der Häuser zu erlangen, denn auf diesen 7000 Fuß über dem Meere gelegenen Hochebenen wachsen keine Bäume. Dagegen waren im Sommer die Flöhe um so reichlicher vorhanden. Die Armee stand unter dem Befehle des Muschirs oder Feldmarschalls Zarif Mustapha, eines Civilisten, der nicht das Mindeste vom Militär verstand und der keine Section hätte commandiren können. Zu seinem Beistand hatte er 24 militärische und eine ausgewählte Gesellschaft Civilpaschas. Verschiedene ehemalige Offiziere des magyari-

Digitized by Google

ſchen Heers waren dem Muſchir attaſchirt, unter andern die Generale Guyon, Kmeti und Colman. Erſtrer war Generalſtabschef, hatte aber keine Macht; er konnte nur guten Rath ertheilen, der ſelten befolgt wurde. Ueber ihn und Kmeti iſt im Buche manches Intereſſante nachzuleſen: die Ehre der Rettung der türkiſchen Armee bei Kars gebührt ihnen und der letztgenannte beſaß ganz das Vertrauen der Baſchi Bojuts. Dieſe Irregulären waren nicht ſo ſchlimm, als man ſie geſchildert hat und ihre Unbotmäßigkeiten finden in dem Benehmen der türkiſchen Regierung gegen ſie ihre Entſchuldigung. „In Perghet," erzählt Duncan, „traf ich einen Häuptling dieſer Irregulären, der mit ſeiner Schar aus der ſyriſchen Wüſte gekommen war. Er trug das wallende und farbige Gewand der Araber, das ſeine fröſtelnde Geſtalt umhüllte und peinlich von dem tiefen Schnee und dem heulenden Winde abſtach. „„Ich weiß,"" bemerkte er im Laufe der Unterredung, „„daß man uns verabſcheut, aber ich verſichere Euch, daß wir es bei gehöriger Führung und Unterſtützung mit den alten Mameluken aufnehmen würden. Sind etwa unſre Pferde weniger geſchwind, oder ſind wir weniger gewöhnt, die Lanze zu ſchwingen? Aber ſeht nur, wie man uns behandelt. Wir verlaſſen unſre Heimat auf die ausdrückliche Verpflichtung der Regierung, uns 80 Piaſter monatlich zu zahlen, wogegen wir Pferde und Waffen mitbringen und uns ſelbſt beköſtigen müſſen. Nun ſeht aber unſre Lage an und ſagt, ob wir nicht eher zu bemitleiden, als zu verdammen ſind. Die Regierung hat uns nicht bezahlt, das wenige Geld, das wir hatten, iſt ausgegeben und viele haben ihre Waffen verkauft; wie kann man nun meine Leute tadeln, wenn man ſie verhungern läßt und wenn ſie ſich aus den Dörfern ſelbſt das Nöthige holen, um nur zu leben?"" So ſprach der alte Häuptling und er hatte im Ganzen recht."

Einige Paſchas verfuhren gegen pflichtvergeſſene Lieferanten mit einer despotiſchen Juſtiz, die hier ganz am Orte war. „Bisher hatte das den Truppen gelieferte Brot ſowol hinſichtlich der Qualität wie der Quantität ſehr viel zu wünſchen übrig gelaſſen und die Lieferanten waren raſch reich geworden. Haireddin Paſcha ließ den Hauptlieferanten, deſſen geheimer Aſſocié der Commandirende Achmet Paſcha war, zu ſich kommen und machte ihm Vorſtellungen. Der Lieferant gab zu, daß das Brot nicht gut ſei und verſprach den nächſten Tag beſſeres zu liefern. Der Morgen kam mit demſelben ſchwarzen ſandigen Brot ohne alle Beſſerung. Der Paſcha ſchickte noch einmal nach dem Bäcker, der abermals für den nächſten Tag beſſeres Brot verſprach. Drei Tage hintereinander wiederholte ſich dieſer Auftritt und am dritten Tag war das Brot womöglich noch etwas ſchlechter. Haireddin Paſcha ließ nun dem Lieferanten, der ein Grieche und Millionär war, ein Pröbchen türkiſcher Gerechtigkeit koſten. Er ließ fünf große Brote bringen, die ganze, ſchlechte, ſchwarze, grobe Krume herausnehmen und zwang den Lieferanten dieſe ganze ekelhafte Maſſe hinunterzuſchlingen. Der würdige Mann wurde doppelt ſo dick, als er hereingekommen war, hinausgetragen und war auf immer von der Luſt geheilt, den armen Soldaten um das Seinige zu bringen. Bei einer andern Gelegenheit applicirte der Muſchir einem betrügeriſchen Lieferanten eigenhändig den Stock: „Der Muſchir ſchickte Abends nach dem Lieferanten Kosmo, der die Brotlieferungen für die Truppen übernommen hatte und warf ihm vor, ſeinen Verpflichtungen nicht nachgekommen zu ſein. Kosmo, der durch eine Reihe von

Digitized by Google

Lieferungen für die Regierung sich große Reichthümer erworben hatte, entschuldigte sich damit, daß kein Mehl zu bekommen sei; eine Entschuldigung, die er schon wiederholt bei ähnlichen Gelegenheiten vorgebracht hatte. So oft man ihm jedoch mit Strafe gedroht hatte, war auch Mehl dagewesen und die Truppen hatten ihre gewöhnliche Ration schlechtes, halbausgebackenes Brot bekommen. Dies Mal verlor der Muschir, als er die so oft vorgebrachte Entschuldigung noch einmal hören mußte, alle Geduld und rief seine Dienerschaft herbei, die den armen Teufel auf den Fußboden legten, während der Feldmarschall höchst eigenhändig seinen Rücken recht tüchtig mit dem Stock bearbeitete." So schlimm der Winter in Kars war, hatte doch auch der Sommer seine Beschwerden. „Jedes lebende Wesen mit Ausnahme der Araber und der syrischen Baschi Bojuts — und der Flöhe, unterlag dem Einfluß der erstickenden Hitze. Schneider, um einen von den schweren Winterkleidern zu erlösen, die man fortzutragen gezwungen war, gab es nicht. Nach demselben Princip, daß brühheißer Thee kühlt, bedeckten die Kurden ihre ungewaschenen Schultern mit einer doppelten Last Schaffelle, welche in der glühenden Sonnenhitze ebenso ekelhaft von Aussehen, als von Geruch wurden. Die irregulären Horden aus der Wüste freuten sich über alle Maßen über die Wärme und ich konnte in den jubelnden und lärmenden Reitern, die auf ihren prachtvollen kleinen Pferden über die Ebene sprengten, kaum die fröstelnden, verkümmert und betrübt aussehenden Gestalten der Wintermonate wiedererkennen. Die Flöhe und die Fliegen, um andere ausgezeichnete Mitglieder der Insektenfamilie nicht zu erwähnen, zeigten eine ebenso verdienstliche als lästige Thätigkeit. Zimmer, Zelte, die Luft, ich glaube sogar das Wasser, schwärmten von Myriaden dieser liebenswürdigen Geschöpfe. Nachts gehörte ein ganz ungewöhnliches Quantum physischen und moralischen Muthes dazu, um sich nur zum Schlafen hinzulegen; und ich für meinen Theil sah diesem unvermeidlichen Augenblick immer mit unaussprechlichem Grauen entgegen. Künstliche Mittel, um sich gegen die schreckliche Hitze zu stärken, waren nicht bei der Hand, weder Sodawasser, noch blasses Ale, geschweige denn in Eis gekühlter Wein oder Sorbet boten dem vertrockneten Gaumen Erquickung dar. Nicht einmal das Wasser, diese letzte Zuflucht des durstigen Wandrers, war erfrischend. Wir tranken das Wasser des Karstschai, das ganz lau und unrein war und in dem eine sorgfältige Analyse gewiß einen Ueberschuß von animalischem Leben entdeckt haben würde."

Die Schlacht von Kuruckdere war von Anfang bis zu Ende eine große Confusion. Man beabsichtigte den Feind zu überfallen und er erhielt sofort von dem ganzen Plane Nachricht. Der Angriff sollte von der einen Straße her gemacht werden und die Truppen kamen auf der andern heranmarschirt. Die Reiterei riß aus und das Fußvolk wollte sich nicht schlagen. Die Artillerie allein hielt sich gut. Wir schließen mit zwei Anekdoten aus der Schlacht. „Der türkische linke Flügel näherte sich jetzt dem Schlachtfeld und Kerim Pascha befahl der Reserve seiner Division schleunigst vorzurücken, um die Stellung bis zum Eintreffen seiner Unterstützung zu behaupten. General Colman sprengte fort, um die Bewegung zu beschleunigen. Als die Redifbataillone, aus denen die Reserve bestand, hörten, daß sie in die Feuerlinie einrücken sollten, liefen sie auseinander und zwar die Offiziere zuallererst; ein schmählicheres Schauspiel konnte man sich gar nicht denken. Nur ein oder zwei Bataillone blieben geschlossen; ich hörte, wie Colman an eins derselben eine Ansprache hielt,

Digitized by Google

auf welche die Mannschaft mit lautem Zuruf Inschallah! antwortete. Er befahl dem Major des Bataillons (es waren Redifs aus Stambul) vorzurücken, aber der Major zitterte vor Furcht und verweigerte den Gehorsam. „Ich habe keine Befehle von meinem Obersten" gab er zur Antwort. „Ich befehle dir im Namen des Muschirs vorzurücken — Memme!" schrie ihn Colman an. Die Mannschaften waren ganz entrüstet über die Feigheit ihres Majors und drohten ihm mit ihren Bajonetten; darauf wendete er sein Pferd und ritt davon. General Colman befahl darauf dem ältesten Capitän das Bataillon vorzuführen und dieser gehorchte. Alle Versuche von Europäern, der türkischen Reiterei Muth einzuflößen, blieben vergebens. Ein französischer Offizier, Capitän Belnot, der in den chasseurs d'Afrique gedient hatte, setzte sich an die Spitze eines Reiterregiments und sprengte gegen eine russische Infanteriemasse an; er war bis in die feindliche Tirailleurlinie vorgedrungen, als er zu seiner Bestürzung entdeckte, daß das Regiment, welches er hinter sich zu haben vermeinte, hundert Schritte weiter zurück Halt gemacht hatte und aus unschädlicher Ferne seine Carabiner auf den Feind abschoß. Capitän Belnot wendete sogleich sein Pferd und ritt zurück mitten durch die Tirailleurs, die jedoch auf ihn losstürzten und ihn aufzuhalten versuchten. Was nun folgte, war fast lächerlich. Ein Russe schoß aus unmittelbarster Nähe seine Flinte auf Capitän Belnot ab, aber die Kugel fuhr ohne Schaden zu thun dem Franzosen vor der Nase vorbei, der sein Pferd parirte und die Pistolen aus dem Halfter zog. „Ah canaille," brüllte der Capitän, „tu veux donc tirer sur un Fr-r-ran-çais!" und schoß den Russen durch den Kopf. Ein zweiter stieß nach Belnot mit dem Bajonett. „Tiens", rief letzterer aus, „et toi aussi" und streckte auch diesen mit seinem zweiten Pistol todt nieder. Dann zog er seinen Säbel, hieb sich aus den feindlichen Tirailleurs heraus und erreichte, unterstützt von einigen europäischen Offizieren, die ihm zu Hilfe geeilt waren, wohlbehalten die türkischen Linien.

Literatur. Meyers Volksbibliothek für Länder-, Völker- und Naturkunde. Mit Kupfern und Karten. Hildburghausen, bibliographisches Institut. — Im Princip müssen wir uns natürlich gegen eine Sammlung, die im Grunde lediglich auf Nachdruck beruht, auf das entschiedenste erklären; sehen wir aber davon ab, so gestehen wir zu, daß dieselbe für das größere Publicum sehr verführerisch ist, denn es wird demselben zu einem lächerlich billigen Preise eine Sammlung von naturwissenschaftlichen Abhandlungen geboten, die zum größten Theil sehr interessant, zuweilen selbst bedeutend sind. Die Ausstattung ist bequem und Karten und sonstige Beilagen zweckmäßig ausgewählt. Die Bibliothek ist bis zu ihrem 66. Bändchen vorgeschritten und soll auf 100 und eventuell mehr ausgedehnt werden. Sie erscheint jetzt in der zweiten Auflage, von der ersten Auflage sind über 12,000 Exemplare verkauft worden. Da die gesetzlichen Bestimmungen in dieser Beziehung noch ganz unklar sind, so möchte das vorliegende Unternehmen unter allen ähnlichen für das Publicum am nützlichsten und für die Schriftsteller das am wenigsten schädliche sein.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Ein Wort über die bevorstehenden preußischen Wahlen.

Beim Beginn der abgelaufenen Periode der Sitzungen war ein Theil der Opposition in der Stimmung, als wäre der preußische Parlamentarismus hoffnungslos, oder gebe wenigstens nicht soviel Aussicht auf eine gedeihliche Entwicklung, um den Einzelnen für seine unerfreuliche Thätigkeit in der Kammer zu entschädigen. Von den ausgezeichnetsten Führern der Opposition traten mehre aus, und die Wahlen wurden wenigstens in einem Theil der Monarchie lässig betrieben. So kam es denn, daß die Wahlen ungünstig ausfielen. Die Opposition war in der Minorität, und das war um so schlimmer, da sie aus drei ganz entgegengesetzten Elementen bestand: aus den Liberalen, den vereinigten Katholiken und den Polen. Die beiden letztern waren sehr unzuverlässige Bundesgenossen, und selbst da, wo sie in der Abstimmung sich an die Liberalen anschlossen, mußte man sich häufig gestehen, daß es aus sehr verschiedenen Gründen geschah.

Es wäre schlimm, wenn die neuen Wahlen ein ähnliches Resultat gäben. Zwar sind die Aussichten der liberalen Partei dadurch etwas günstiger, daß die sogenannte demokratische Partei d. h. derjenige Theil der Liberalen, die sich bisher an dem parlamentarischen Leben Preußens nicht betheiligt hatten zum großen Theil voraussichtlich dies Mal ein anderes Verfahren einschlagen wird. Allein man darf den Einfluß dieser Betheiligung nicht überschätzen, denn der Einfluß der untern Volksschicht ist bei dem gegenwärtigen Wahlsystem ein sehr geringer, und es bleibt noch immer zweifelhaft, ob man sich überall über die Candidaten einigen wird. Dagegen ist die Abspannung in den Bürgerclassen noch größer geworden, und namentlich ein Punkt im Programm der liberalen Partei, der im vorigen Jahre im Publicum großen Anklang würde gefunden haben, die auswärtige Politik, würde dies Mal mannigfaltigen, in der Natur der Sache begründeten Bedenken begegnen. Darum ist es nothwendig, daß die Opposition sich darüber klar macht, worauf sie bei der bevorstehenden Periode ihr Hauptaugenmerk zu richten habe.

Nach unsrer Ansicht soll sie die auswärtige Politik ganz und

d by Google

gar bei Seite laſſen und ſich lediglich den Fragen der innern Politik zuwenden. Unſre Gründe dafür ſind folgende.

Einmal wird vorausſichtlich der Einfluß der Kammern auf die Regierung ein ſehr geringer ſein. Wir haben nicht nöthig, das weiter auszuführen. In den Fällen, wo ſie auf dem Rechtsboden ſtehen, werden ſie ſich Geltung verſchaffen, oder ſie müſſen es wenigſtens verſuchen; wo es ſich aber um Wünſche, Hoffnungen und dergleichen handelt, wird ihnen die Regierung eine ruhige Ablehnung entgegenſetzen. Nun hat zwar die Beſchäftigung mit der großen Politik für die Abgeordneten wie für das Publicum in der Regel den größten Reiz, aber wenn ſie eine Zeitlang ununterbrochen und ohne allen Erfolg getrieben wird, ſo verliert ſie ſich leicht in Declamationen, und das wäre für den ganzen Parlamentarismus ein Unglück.

Sodann iſt in jedem Staat ein Einfluß der Kammern auf die auswärtige Politik der Regierung nur dann denkbar, wenn ſie von einem gewaltigen Strom der öffentlichen Meinung getragen werden. Das iſt ſeit dem Rücktritt Oeſtreichs von der weſtmächtlichen Allianz nicht mehr der Fall. Zwar ſind die Sympathien des Volks noch immer für die Weſtmächte und gegen Rußland, aber ſie ſind nicht mehr ſo ſtark, um den Wunſch zu begründen, die Segnungen des Friedens gegen einen zweifelhaften Principienkrieg zu vertauſchen. Das Beiſpiel Oeſtreichs wird noch lange ſehr nachtheilig wirken. Es hat im letzten Jahr eine ungeheure Summe ausgegeben, um im entſcheidenden Augenblick zurückzutreten. Dieſer Politik gegenüber wird der bei weitem größere Theil des Publicums die Politik des Miniſteriums Manteuffel loben und preiſen, denn wenn ſie auch Preußen nicht ſonderlich gefördert hat, ſo hat ſie doch auch dem Lande kein Geld gekoſtet. Dabei vergißt man freilich, daß die Haltung Preußens auf die wunderliche Wendung der öſtreichiſchen Politik weſentlich eingewirkt hat. Aber auch das kann man dem Publicum kaum verdenken, denn am Ende des vorigen Jahres waren die öſtreichiſchen Noten gegen Preußen ſo herausfordernd, daß alle Welt davon überzeugt ſein mußte, dieſer Staat werde eine unabhängige Politik verfolgen und ſich von Preußen in keiner Weiſe beirren laſſen. Daß Oeſtreich dieſe Erwartung getäuſcht hat, gibt namentlich der perſönlichen Politik des Miniſterpräſidenten, von dem man keineswegs glaubt, daß er unbedingt für die Kreuzzeitungspartei und für Rußland iſt, einen großen Vorſchub, und ein Verſuch, von dieſer Seite ſeine Politik anzugreifen, würde heute bei dem unbetheiligten Bürgerthum wenig Anklang finden. Ja wir gehen weiter. Die Unklarheit der Situation vermehrt ſich noch dadurch, daß man über das Verhältniß der Weſtmächte zu Deutſchland ſo gar keine gewiſſe Nachricht hat. Man hat im vorigen Jahre immer angenommen, die Engländer und Franzoſen würden durch die Größe der Situation auch zu einer größern Auffaſſung beſtimmt werden; ſie würden

Digitized by Google

ihren kleinlichen, erbärmlichen Neid gegen Deutschland aufgeben. Das scheint aber keineswegs der Fall zu sein. Sie haben sich nicht einmal bewogen gefunden, Oestreich durch Anerbietung starker Subsidien in seiner bisherigen Stellung zu erhalten, viel weniger werden sie geneigt sein, in Beziehung auf die dänische Frage, die einzige, aus der Deutschland reelle Vortheile ziehen kann, Concessionen zu machen. Wir sind über die geheimen Verhandlungen nicht unterrichtet, aber die Aeußerungen der englischen Presse sind deutlich genug. Wenn Preußen sich dem Kriege gegen Rußland anschließt, so ist das ein so ungeheures Unternehmen, daß es mit Recht auch große Anforderungen stellen kann. Solange sich nun England nicht bereit erklärt, auf diese einzugehen, wird man auch kaum die preußische Regierung zum Kriege drängen dürfen. Solange Oestreich in Waffen stand, war die Sache anders; aber an eine neue Bewaffnung Oestreichs wird vor der Hand nicht geglaubt werden können, und so wird auch Preußen eine günstigere Situation abwarten dürfen, um für große Opfer auch Großes zu gewinnen.

Mit dieser Erklärung wollen wir keineswegs der bisher befolgten Politik Recht geben. Hätte Preußen und mit ihm die deutschen Mächte sich im vorigen Jahr dem Decemberbündniß angeschlossen, so hätten wir jetzt entweder den Frieden, oder der Krieg erhielt eine europäische Ausdehnung und sein Object wurde nothwendiger Weise die Modification des bisherigen Besitzstandes. Jetzt aber ist die Situation vollkommen unklar, und auf unklare Voraussetzungen kann keine Partei ihr politisches Programm begründen.

Zudem hat die Opposition in Bezug auf die Politik eine viel wichtigere Aufgabe. Ihre Stellung muß hier eine durchaus conservative sein, conservativ gegen den Drang der kleinen, aber mächtigen Partei, die bisher Schritt für Schritt mehr Terrain gewonnen hat; und in dieser conservativen Opposition, in der alle Nüancen verschwinden, kann sie auf die ungeheure Mehrzahl des Volks zählen. Es gilt erstens, die Verfassung selbst aufrecht zu halten, zweitens die strenge Beobachtung derselben zu controliren, endlich drittens die bürgerliche Gesetzgebung, welche die altpreußischen Principien der Stein-Hardenbergschen Zeit gänzlich zu verlassen droht, wieder auf den richtigen Weg zu lenken. Nach allen drei Richtungen hin wird die Kammer in der nächstfolgenden Periode einen schweren Kampf zu bestehen haben; einen Kampf, in dem sie nicht unbedingt dem Ministerium gegenübersteht. Man erinnere sich, daß vor wenig Jahren Herr von Manteuffel öffentlich erklärte, das demokratische Princip, das man mit seinen Verirrungen keineswegs identificiren dürfe, habe in den Bedürfnissen und der Geschichte Preußens seine volle Berechtigung. In der That ist die preußische Gesetzgebung seit 40 Jahren eine vorherrschend bürgerliche gewesen, und das feudalistische Princip, das man an die Stelle derselben zu setzen sucht, ist eine Neuerung. Die Opposition gegen

Digitized by Google

den Adel ging in den Zeiten der Aufregung zu weit, denn man wollte ideelle Güter zerstören, die sich auf materielle Weise nicht zerstören lassen; man verkannte ferner die Vorzüge des Adels im Staatsleben, die darin bestehen, daß neben dem Interesse auch der Begriff der Ehre festgehalten wird. Seine volle ideelle Geltung soll also der Adel behalten, aber der herrschende Stand darf er nicht wieder werden. In der Wirklichkeit ists auch unmöglich, da gegen die Natur der Dinge auf die Länge keine Partei und keine Doctrin aufkommt. Aber auch die Versuche können verhängnißvoll werden, und diese Versuche rechtzeitig abzuwenden, ist die Aufgabe der conservativen Opposition. Dem Adel soll es unverwehrt sein, seine Interessen und Ideen innerhalb der bestehenden Verhältnisse geltend zu machen, aber die Mittel dazu muß er innerhalb der bürgerlichen Bedingungen suchen, weil sie die allein realen sind. Jeder einsichtsvolle Edelmann wird darin auf Seite des Bürgerthums stehen, weil er begreift, daß gewaltsam gesteigerte Ansprüche, wo doch die Kraft auf die Dauer nicht ausreicht, zu den allergefährlichsten Rückschlägen führen müssen.

Zur Geschichte der preußischen, östreichischen und deutschen Politik.*)

1.

1795—1797.

Mit dem Feinde des deutschen Reiches, mit der Republik Frankreich, schloß Preußen 1795 den Separatfrieden von Basel. Es wurde eine Demarcationslinie gezogen und Preußen verbürgte sich für die strenge Neutralität der innerhalb der Linie gelegenen Regierungen. Oestreich dagegen schloß mit England ein neues Schutz- und Trutzbündniß, dem beizutreten auch Rußland eingeladen wurde, um zur Herstellung und Erhaltung des Friedens in Europa eine Tripelallianz zu gründen. Deutschland war somit in ein östreichisches und preußisches Lager getheilt.

Ein solches Ende nahm die östreichisch-preußische Coalition. Dieser Bund, der einen Kreuzzug für Thron und Altar angekündigt hatte, war in einen selbstsüchtigen Kampf um Sonderinteressen umgeschlagen. Weder die östreichische noch die preußische Politik hatten irgendein Verständniß für die Zeit und für ihre eigne Aufgabe. Der östreichische Minister, Graf Thugut, ohne Glauben an eine sittliche Weltordnung, ohne Achtung und Vertrauen für die Menschen,

---

*) L. Häusser. Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Zweiter Theil. Berlin. 1855.

Digitized by Google

eine skeptische und negative Natur von mephistophelischer Färbung, hatte den überlieferten Zwiespalt mit Preußen geschärft, statt ihn zu mildern, hatte in den Kampf für den großen gemeinsamen Zweck diplomatische Kabalen getragen und Belgien, den Preis des Kampfes, aufgegeben, um dafür Baiern einzutauschen und in Polen sich zu entschädigen. Der preußische Minister, Graf Haugwitz, ein gewandter, vielerfahrener Höfling, kein Staatsmann, leer an gründlichen Kenntnissen, ohne Geschäftserfahrung, faul, abgespannt, zerstreut, wußte gefügig den wechselnden Zeitströmungen sich anzupassen und brachte die preußische Politik in den Ruf jener verschlagenen Pfiffigkeit, welche doch nur die trügerische Kunst vorübergehender Auskunftsmittel ist. Seine Staatskunst verscherzte, was mit dem guten, tapferen Schwerte der preußischen Soldaten gewonnen war. Sie brachte es dahin, daß Frankreich an den Rhein mitten ins deutsche Gebiet vorrückte, daß Rußland im Osten den Zwischenraum übersprang, der es von Deutschland trennte.

In Preußen sprach sich über den baseler Separatfrieden eine selbstgenugsame Zufriedenheit aus: es wurde sogar die Meinung laut, dieser Friede genüge noch nicht: ein enges Bündniß mit der Republik Frankreich sei die natürliche Politik Preußens. In der deutschen und östreichischen Presse erhob sich dagegen ein Sturm gegen Preußen: es unterhalte mit dem Reichsfeinde freundschaftlichen Zusammenhang: es stimme wie Judas noch an dem Tische des Kaisers und seiner versammelten Mitstände für die Eingehung eines gemeinsamen Friedens. Preußen erwiederte, der Friede sei ihm eine Nothwendigkeit gewesen: da der allgemeine Friede nicht zu erreichen war, habe es einen Separatfrieden schließen müssen, den es jedoch nur als Mittel zur Herstellung des Reichsfriedens ansehe. Es hätte zu seiner Entschuldigung noch anführen können, daß auch Oestreich und die Reichsfürsten ihre Sonderinteressen verfolgten, daß von den bewilligten 50 Steuermonaten Ostern 1795 45 Reichsstände nur einen Theil und 94 gar nichts bezahlt hatten.

Auf dem Reichstage zu Regensburg suchte Preußen nunmehr zu seinem Separatfrieden womöglich das ganze Reich, wenn auch im Nothfall ohne den Kaiser, herüberzuziehen: Oestreich dagegen strebte mit allen Mitteln die Mehrzahl der Reichsstände bei seiner Politik festzuhalten und ihnen den Uebergang zur preußischen Neutralität zu verwehren.

Nach bewegten Verhandlungen kam endlich am 3. Juli ein Reichsgutachten zu Stande, das einen Mittelweg einschlug. Die preußische Friedensvermittelung wurde zwar nicht abgelehnt, aber doch in einer Weise genehmigt, daß Oestreich zustimmen konnte. Man beschloß, „in ungetheilter, unwandelbarer Vereinigung sämmtlicher Reichsstände mit dem Reichsoberhaupt einen allgemeinen Reichsfrieden im Wege der Constitution und durch denselben Wiederherstellung der Integrität seines Gebiets und Sicherheit seiner Verfassung je

Digitized by Google

eher je besser zu erhalten." Im August wurde eine Friedensdeputation ernannt. Aber der Gang der Ereignisse trug das bedächtige Friedenswerk im regensburger Reichstagssaale bald zu Grabe.

Frankreich blieb bei dem baseler Frieden nicht stehen, es verlangte mit zudringlicher Hast ein engeres Bündniß mit Preußen. Es verlangte die Rheingrenze, welche Oestreich unter keiner Bedingung zugestehen wollte. Den deutschen Reichsständen aber erschien als die natürliche Politik: Rette sich wer kann! Das sprach der Herzog von Braunschweig unverholen aus. Die östreichische Diplomatie dagegen schlug den Ton eines wahrhaft revolutionären Patriotismus an. Einer ihrer Publicisten schrieb: „Auf, Deutsche, zu unsrem Kaiser! Laßt uns ihn beschwören, daß er uns ein Unterhaus gibt, wo der Eigenthümer und Stadtbürger sich selbst repräsentiren kann, und dann wollen wir sehen, wo Deutschlands Ehre und Ansehen besser verfochten werden, im Unterhause deutscher Bürger oder im Oberhause deutscher Reichsfürsten?" Das landesfürstliche Lager verglich diesen kaiserlichen Publicisten mit den jacobinischen Rednern des Palais Royal und rechnete Oestreich das ganze Sündenregister seiner Hauspolitik vor, die Deutschland in der Stunde der Gefahr Preis gab. In der That hatte kein Theil dem andern viel vorzuwerfen. Oestreich trachtete nur darnach, sich durch den Erwerb von Baiern zu arrondiren. Die Entzweiung Oestreichs und Preußens nahm darüber immer mehr zu: Oestreich suchte eine Stütze an Rußland, Preußen bemühte sich an Frankreich und an den einzelnen Reichsfürsten ein Gegengewicht zu gewinnen. Das Reich ging nach allen Richtungen auseinander: Oestreich, durch britische Subsidien gewonnen und von Frankreich in seinen Absichten auf Baiern nicht unterstützt, wirkte dem Reichsfrieden entgegen: Preußen stand im Separatfrieden mit Frankreich; die kleineren Reichsstände hatten entweder schon ihren Frieden mit Frankreich gemacht oder standen im Begriff, dem Beispiel der Mächtigeren zu folgen.

Dieser Zerrüttung und Zwietracht gegenüber verfolgte Frankreich sein System der „natürlichen Grenzen". Die französische Armee überschritt den Rhein, besetzte mit Verletzung der Demarcationslinie den Ort Eikelskamp bei Duisburg, und nöthigte Düsseldorf zu capituliren. Der östreichische General Clerfait eroberte wieder die Linien, welche vor dem Mißgeschick von 1793 von den Preußen besetzt waren. Kraft des am 1. Januar 1796 geschlossenen Waffenstillstandes hielten die Oestreicher das rechte Rheinufer von Basel bis zur Sieg besetzt; links vom Rhein ging ihre Grenze von Speier bis zum Hundsrück und der Nahe hin und berührte bei Oberdiebach den Rhein. Aber trotz dieses glücklichen Feldzuges mußte Clerfait seinen Abschied nehmen, weil er eine eigne Meinung und einen eignen Willen zeigte, weil er die Bedürfnisse

Digitized by Google

und Mängel des Krieges furchtlos vor Augen legte. Thugut und sein Hofkriegsrath konnten aber nur Creaturen brauchen.

Bei den Verhandlungen über den Reichsfrieden beharrten inzwischen die Franzosen auf der Rheingrenze. Hessen-Kassel schloß einen Separatfrieden mit Frankreich. Die Reichsfriedensdeputation blieb ein todtgebornes Ding. Oestreich drohte, es werde fortan seinen eignen Weg auch ohne das Reich gehen. Preußen erntete die Früchte seiner Neutralitätspolitik. Die von ihm stipulirte Demarcationslinie war erst von den Franzosen, dann von den Oestreichern verletzt worden, die Verwahrungen und Einsprache Preußens wurden beiderseits mit Achselzucken beantwortet. Mit Oestreich war Preußen über den Separatfrieden zerfallen; mit Rußland stand ihm ebendeswegen ein offener Bruch bevor; die deutschen Reichsfürsten von Oestreich zu trennen und unter preußischer Aegide zu sammeln, war mißlungen: es blieb Preußen nichts übrig, als die zweideutige Freundschaft mit dem Reichsfeind, mit Frankreich.

Es folgte der Feldzug von 1796. Die Last des Kampfes lag hauptsächlich auf Oestreich, die meisten übrigen Reichsstände zögerten, selbst ihre bescheidenen Beiträge zu zahlen. Moreau überschritt den Rhein und überschwemmte mit seinen Truppen den schwäbischen Kreis. Hätte dieser Kreis sich dazu verstanden, die 25 Millionen Livres dem Reiche zu liefern, die er jetzt dem fremden Feinde ohne Widerspruch bezahlte, so wäre dieses Unglück vermieden worden. Nun desertirten die kleinen Reichsfürsten. Die geistlichen Kurfürsten flüchteten weit ins Innere des Reiches: der mainzer nach Erfurt, der von Trier nach Dresden, der kölner nach Leipzig, wohin sich auch der Landgraf von Hessen-Darmstadt rettete. Eine ganze Reihe kleiner Herren suchten Schutz in dem neutralen Preußen. „Diese große, merkwürdige Fürstenflucht" — sagt ein loyales Blatt jener Tage, „war ohne Beispiel, sowie die raschen Märsche der französischen Heere." Der Kurfürst von Sachsen schloß einen Neutralitätsvertrag mit Moreau, Würtemberg und Baden schlossen Separatfrieden mit Frankreich; diese beiden deutschen Staaten verpflichteten sich sogar, keiner mit der fränkischen Republik verbündeten Macht Hilfe zu leisten, „selbst wenn sie als Mitglieder des deutschen Reiches dazu aufgefordert würden." Die Auflösung des Reichsverbandes schritt rasch vor. Die französische Politik trennte den Südwesten Deutschlands von Oestreich und isolirte dieses Reich, bis es auch seinerseits endlich mit Frankreich auf Kosten Deutschlands Frieden schloß. Preußen vermochte weder jetzt noch bis zur Katastrophe von 1806 zu einem rechten Entschluß nach der einen oder andern Seite hin sich zu entscheiden; es strebte mit beiden kämpfenden Parteien in leidlichem Frieden zu sein und verscherzte damit das Vertrauen beider. Die Tradition Friedrichs II., daß ein Staat wie Preußen in jeder großen politischen Verwicklung eine entscheidende Rolle spielen müsse, war vergessen; erst bittere Erfahrungen lehrten, daß ein Staat,

der in ſolcher Kriſe müßiger und unentſchloſſener Zuſchauer bleibt, infolge dieſer Selbſtgenügſamkeit Anſehen und Namen einer Großmacht einbüßt. Zunächſt machte Preußen im Einverſtändniß mit Frankreich zweideutige oder auch verjährte Anſprüche an Reichsgebiete geltend. Am 4. Juli 1796 ergriffen preußiſche Regimenter im Namen der Krone Preußen von der Reichsſtadt Nürnberg Beſitz; während Oeſtreich tapfer gegen den gemeinſamen Feind kämpfte, überfiel Preußen plötzlich eine wehrloſe Reichsſtadt. Am 5. Auguſt ſchloß es ſogar einen geheimen Vertrag mit Frankreich, in welchem es „die Erhaltung der Integrität des Reiches" förmlich aufgab: es ſtimmte ohne Clauſel zur Abtretung der Rheingrenze, zu dem Grundſatz der Säculariſationen und ließ ſich als Entſchädigung für ſeine linksrheiniſchen Gebiete einen Theil des Stiftes Münſter und der Herrſchaft Recklinghauſen verſprechen. Der Norden und der Südweſten Deutſchlands waren den Franzoſen völlig hingegeben.

Jourdan drang inzwiſchen verwüſtend in Franken ein und bedrohte Regensburg, den Sitz des deutſchen Reichstags. Ein Theil der Geſandten reiſte ab, ein andrer ſchickte an den Feind eine Deputation, um Schutz für den Reichstag nachzuſuchen. Der öſtreichiſche Generaliſſimus, Erzherzog Karl, machte dem Reichstage unter dem 31. Juli bemerklich, wie er „mehr Contenance, Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit von der erleuchteten Reichsverſammlung erwartet hätte." Bald befreite dieſer Held Süddeutſchland von ſeinen Drängern. Er ſchlug die Franzoſen im October 1796 auf das linke Rheinufer zurück. Anfang 1797 mußten ſogar die Brückenköpfe von Kehl und Hüningen von ihnen den Oeſtreichern übergeben werden. Unter dieſen Umſtänden räumte Preußen wieder Nürnberg.

Aber in Italien erfolgte eine Entſcheidung, wie ſie den franzöſiſchen Eroberungsplänen entſprach. Bonaparte ſiegte am 14. Januar 1797 bei Rivoli und eroberte am 2. Februar Mantua. Mit Italien im Reinen, konnte er ſeine Kraft ungetheilt gegen Oeſtreich ſelbſt wenden. Schon im März ſtand er in Illyrien, am 25. März beſetzte er Laibach, am 5. April Judenburg, die Vorhut ging bis Leoben vor. Wien war bedroht. In dieſer Hauptſtadt verſteckte ſich ſchon Ende des Jahres 1796 hinter der officiellen Kriegsluſt eine rührige Friedensintrigue Thuguts. Dieſer Miniſter verbarg ſeinen Vertrauten nicht mehr, daß um den Preis der Rheingrenze der Friede nicht zu theuer erkauft ſei; die Integrität des deutſchen Reichs ſei gleichgiltig, wenn für Oeſtreich eine tüchtige Entſchädigung herauskäme. Ende März bezeichnete er den Frieden als unvermeidlich. Er ſchloß die Präliminarien deſſelben durch den Neapolitaner Gallo in Göß bei Leoben. Frankreich erhielt Belgien und die Rheingrenze, Oeſtreich einen Theil des venetianiſchen Gebietes, Iſtrien und Dalmatien.

In dieſen letzten Zeiten der Noth warfen die ſchwäbiſchen und rheiniſchen

Digitized by Google

Reichsstände dem russischen Zaren sich zu Füßen. Bereits seit dem Teschener Frieden hatte die russische Politik ihre Freundschaft für Deutschland mit verdächtiger Zudringlichkeit geltend gemacht und sich im Süden und Westen eine Clientel groß zu ziehen gesucht. An diese russische Intervention appellirten jetzt der rheinische und schwäbische Kreis; ihre Wohlfahrt bestrebten sie sich derselben „devotest anzuempfehlen." Das Reich und die Nation konnten zu Grunde gehen, wenn nur die kleinen Fürsten, sei es auch durch Protection des Auslandes, ihre Existenz erhielten. Die norddeutschen Fürsten dagegen empfanden ein gewisses schadenfrohes Behagen, durch den Abfall von der gemeinsamen Sache von den Plünderungen, die Süddeutschland heimsuchten, befreit zu sein, der gemeinschaftlichen Gefahr auf jedem Wege zu entrinnen; wenn Theilnahme nicht mehr abgelehnt werden konnte, sich auf die dürftigste und unwirksamste beschränken und sobald nur ein Ausgang sich zeigte, auf jede Bedingung den Schauplatz verlassen: das war die Summe aller Staatsklugheit. Die Politik von Basel, die Demarcationslinie, die Sonderbündnisse von 1796, das Streben nach französischer oder russischer Protection, alles dieses zeugte von dem Verfall und der Auflösung des deutschen Reichs. Oestreich und Preußen, die mittleren und kleineren Reichsstände, alle theilten sich gleichmäßig in die Schuld, keiner hatte Grund, dem andern Vorwürfe zu machen. Oestreich freilich wollte der Welt glauben machen, sein Kaiser sei bis zuletzt der Pflicht gegen Deutschland unverbrüchlich nachgekommen, es ließ in den Vertrag von Leoben die nichtssagende Frage von der „Integrität des Reichs" aufnehmen, während es doch den Franzosen die Rheingrenze zugesagt hatte. Bonaparte würdigte vollkommen die Misere der deutschen Reichszustände, indem er schrieb: „Wenn der deutsche Reichskörper nicht existirte, so müßte man ihn ausdrücklich zu unserm Nutzen erschaffen."

Nach den Präliminarien von Leoben begannen zwischen Oestreich und Frankreich die Friedensconferenzen auf dem lombardischen Schlosse Montebello. Bonaparte verlangte die Rheingrenze für Frankreich; er bot Oestreich Venedig, Salzburg und Passau. Preußen sollte eine Entschädigung, aber keine Vergrößerung erhalten. Die preußische Politik war damals so zerfahren, daß selbst ein Mann wie Hardenberg Preußen glücklich pries, „gegenüber den Schwankungen der Zeit in der festen Position des baseler Friedens dazustehen." Preußen sollte seine militärische Macht und seine finanzielle Ordnung erhalten, um gleichsam zuwartend und in eingebildeter Selbstständigkeit zwischen den streitenden Parteien zu stehen. Für einen Staat, dessen ganze Geschichte und Ueberlieferung auf rascher, kühner Action beruhte, war dies die furchtsamste und zugleich die gefahrvollste Taktik. Am wenigsten konnte eine solche Taktik einem Mann gegenüber, wie Bonaparte war, verfangen. Er wußte es Preußen wenig Dank, daß es auf sein Begehren dienstwillig den Grundsatz der

Digitized by Google

Säculariſationen anerkannte. Preußen erſchien ihm mehr und mehr nur als brauchbar, nicht als furchtbar und Talleyrand, der im Sommer 1797 die Leitung der auswärtigen Politik Frankreichs übernahm, ſah in Preußen ein gutes Mittel, um Oeſtreichs Macht und Einfluß im Schach zu halten.

Am 17. October 1797 wurde endlich der Friede von Campo Formio geſchloſſen. Oeſtreich erlangte für Belgien das Herzogthum Mailand, entlegene und ſchwer zu behauptende Provinzen, eine vortreffliche Arrondirung durch den Beſitz Venedigs und die Zuſage von Salzburg und einem Theil von Baiern. Für ſeine italieniſchen Abtretungen, die man auf 580 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohner anſchlug, erhielt es über 700 Quadratmeilen mit mehr als 2 Millionen Einwohner. Dieſer Erfolg für die Hausmacht wurde von dem deutſchen Reiche bezahlt; greller noch als zuvor Preußen und die Neutralen ſagte Oeſtreich ſich jetzt vom Reiche los. Es ließ die Abtretung des linken Rheinufers zu; nur Cleve, Geldern und Meurs verblieben Preußen, damit dieſer Staat nicht als zur Entſchädigung berechtigt auftreten könne. Es ließ zu, daß Deutſchland als die große Entſchädigungsmaſſe für Europa angeſehen und fremde Dynaſtien, wie die oraniſche, auf Deutſchland angewieſen wurden. Es gab den Grundſatz der Säculariſationen zu. In den Verträgen von Baſel und Berlin hatte Preußen den Einfluß Oeſtreichs im Reiche zu beeinträchtigen geſucht; jetzt vergalt ihm Oeſtreich mit reichen Zinſen, es ließ ſich von dem Erbfeinde Deutſchlands verſprechen, Preußen ſolle keine Gebietserweiterung erhalten. Der Erbfeind ſeinerſeits verfolgte die Taktik, Preußen auf Oeſtreich, Oeſtreich auf Preußen zu hetzen und durch die Rivalität beider nacheinander beide zu erniedrigen. Er ſah in dem Frieden eins der Fundamente ſeiner Weltherrſchaft. Oeſtreich ſchien ihm nun nicht mehr gefährlich, nur noch England. „Vereinigen wir unſre ganze Thätigkeit auf die Meere", rief er aus, „zerſtören wir England, dann liegt Europa zu unſern Füßen!" Deutſchland begrüßte den Frieden mit ſtupidem Jubel; es fragte nicht nach dem Preis, um den er erkauft war.

Wenden wir uns von der äußern zu der innern Politik dieſer Zeiten. Obgleich Oeſtreich im Frieden von Campo Formio gewonnen hatte, herrſchte dort Rückſchritt und Verfall. Kaiſer Franz II. war ein Mann von gewöhnlichem Geiſt und engem, ſelbſtſüchtigen Herzen. Unter ihm ſetzte ſich die ertödtende Mandarinenwirthſchaft, wie ſie vor 1740 gewaltet, von neuem feſt. Italieniſche Polizeikünſte, ein Netz von Spionen, dem ſelbſt die Brüder des Kaiſers nicht entgingen, eine erbarmungsloſe Härte gegen alles, was als politiſch gefährlich oder feindſelig galt, kennzeichneten die Regierung. In der Armee wurden ſelbſtſtändige Talente unterdrückt; es herrſchte eine unfähige militäriſche Camarilla. In der Civilverwaltung blieb Joſephs II. bureaukratiſches und mechaniſches Adminiſtrationsweſen; aber die Anregung,

Digitized by Google

die er der Schule, der Erziehung, dem geistigen Leben der Nation gegeben, wurde unterdrückt. Nur das Mittelmäßige schien ungefährlich, Talent und Charakter störten die Monotonie und Selbstgenügsamkeit des Regiments. Der leitende Minister Thugut hegte für die Menschen ebensowenig Liebe und Achtung, als sein kaiserlicher Herr; er haßte jeden geistigen und sittlichen Aufschwung und regierte durch geheime Polizei und Spionage. Die Nation durch trägen Sinnengenuß niederzuhalten, war ihm Summe der Staatsweisheit und Gegengift gegen die Revolution.

In Preußen waren die Traditionen des großen Friedrich zwar nicht mit Plan und Bewußtsein verlassen, aber abgeschwächt und verwischt. In der auswärtigen Politik war der kühne und sichere Gang verloren, in der innern Verwaltung war der strengsten Disciplin und Anspannung aller Kräfte Trägheit gefolgt; das sonst so nüchterne und sparsame Beamtenthum war corrumpirt, es ließ sich Unterschleife und Feilheit zu Schulden kommen, in einem Lande, wo man an die persönliche Regierung des Königs gewöhnt war, machten sich untergeordnete, zum Theil unwürdige Persönlichkeiten geltend. Die Armee, eine starke Stütze der Macht, aber eine große Last für das Volk, war durch die schlechte Kriegführung der letzten Jahre demoralisirt und nahm die Unarten einer Friedensarmee an. Auch das Volk wurde vom Rost angefressen, Frivolität und Genußsucht waren namentlich in die Städte eingekehrt. Wahre Religiosität hätte diesem Uebel steuern können. Aber die frommen salbadernden Schwätzer, die schalen und geistlosen Handwerker der Orthodoxie, welche die Regierung auf polizeilichem und bureaukratischem Wege heranzog, konnten das Uebel nur mehren. Mißliebige Geistliche und Lehrer wurden mit Processen verfolgt; die Gerichte wurden getadelt, wenn sie nicht eifrig genug gegen die Tendenzen der Aufklärung vorschritten, es herrschte ein kleinliches polizeilich-theologisches Regiment. In einem Augenblick, wo Preußen und Europa einer Krisis entgegenging, stritten in Preußen die voltairisirende Frivolität und die künstlich aufgezogene Gläubigkeit einer Coterie von Hoftheologen um die Herrschaft, erwuchs das Unkraut einer officiellen und gemachten Frömmigkeit, welche die Demoralisation stets mehr fördert, als bekämpft. Gegen die Veröffentlichung des „Allgemeinen Landrechts", das Preußen als Rechtsstaat constituirte und selbst die Gewalt des Königs dem Gesetz unterwarf, erhob sich eine heftige Opposition der Hofpartei. Dennoch wurde es 1794 in Vollzug gesetzt; aber es ist bis auf den heutigen Tag der Rückschrittspartei ein Dorn im Auge. So waren die preußischen Zustände, als Friedrich Wilhelm II. am 16. November 1797 erst 53 Jahre alt an der Brustwassersucht starb. Es folgte ihm Friedrich Wilhelm III., ein junger Mann von 27 Jahren.

Gerard, der Löwenjäger.

In Europa ſind die Zeiten vorbei, wo die Bezwinger gefährlicher wilder Thiere unter die Heroen und Heiligen verſetzt wurden, und die Verehrung ganzer dankbarer Völkerſchaften genoſſen. In andern Welttheilen finden ſolche gewaltige Nimrods, welche die Jagdfreude nach Art der mittelalterlichen und vormittelalterlichen Waidmänner mit dem Reiz beſtändiger Todesgefahr zu vereinigen lieben, eher einen Schauplatz für ihre Thätigkeit. So erinnern wir uns vor mehren Jahren die Erlebniſſe und Abenteuer eines Engländers geleſen zu haben, der ſich in Oſtindien der Tigerjagd widmete und dadurch ein wahrer Wohlthäter der Eingebornen wurde. Ganz das gleiche Verdienſt wird dem Lieutenant Gerard in den franzöſiſchen Spahis in Algerien nachgerühmt, deſſen Heldenthaten gegen den herdenverwüſtenden König der Thiere ein ſtehendes Thema in den franzöſiſchen Zeitungen bilden, und der jetzt eine Auswahl ſeiner Jagdabenteuer und ſeiner Erfahrungen über den Löwen und deſſen Lebensweiſe in ſchlichterzählender Form in einem Werkchen zuſammengeſtellt hat, deſſen ſehr gelungene deutſche Ueberſetzung als eins der Lorckſchen Eiſenbahnbücher unter dem Titel: „Jules Gerard, der Löwenjäger, deutſch von Dr. A. Dietzmann“ vor uns liegt. Wir können uns das Vergnügen nicht verſagen, das in dem Büchelchen, deſſen Lectüre wir nicht nur dem Jagdliebhaber, ſondern jedem, der gern von Gefahr und Abenteuern lieſt, angelegentlichſt empfehlen, dargebotene reiche Material zu einer Darſtellung des Löwen und der Löwenjagd im nördlichen Afrika zu benutzen.

Der Löwe iſt ſeinem heldenmäßigen Charakter entſprechend ritterlich galant und die Löwin, wie ſich bei ihrer Verwandtſchaft mit dem Katzengeſchlecht erwarten läßt, eine Kokette erſten Ranges, die nicht blos Herzen, ſondern auch Knochen bricht. Da bei dem Zahnen die Sterblichkeit unter den Löwinnen ſehr groß iſt, ſo iſt die Zahl der Löwen bei weitem größer und eine Schöne iſt deshalb ein ſehr geſuchter Artikel. Häufig wird die Löwin während der Brunſtzeit von drei oder vier Löwen begleitet, die alle um ihre Gunſt werben und ſich beſtändig untereinander raufen. Sind ſie zu gleich an Kräften, ſo behält keiner die Oberhand und die Löwin, ungeduldig, daß es ſolange unentſchieden bleibt, wer zuletzt ihr Liebhaber bleiben ſoll, lockt alsdann einen ältern kräftigen Löwen herbei, der unter den jüngern raſch aufräumt, den einen mit einem Biſſe erwürgt, dem zweiten ein Bein zermalmt und den dritten dann vielleicht mit Verluſt eines Auges in die Flucht jagt. Alsdann ſtreckt ſich der Sieger demüthig bei der Löwin aus, die ihm als erſtes Pfand ihrer Zuneigung mit ſchmeichelnden Blicken die Wunden leckt, die er im Kampf um ſie erhalten hat. Manchmal freilich fällt der Wettkampf weit tragiſcher aus, ohne daß ſich

die Löwin besonders darum zu grämen scheint. Ein Araber war einmal in einer hellen Mondnacht auf dem Anstand auf Hirsche und war zu diesem Zwecke auf einen hohen Baum dicht an einer Lichtung im Walde gestiegen. Gegen Mitternacht kam eine Löwin mit einem alten Löwen gegangen; erstere legte sich unter dem Baum nieder; letzterer aber blieb stehen und horchte. Bald ließ sich in der Ferne ein Brüllen vernehmen, welches der Löwe so laut beantwortete, daß der Jäger auf dem Baume vor Schrecken sein Gewehr fallen ließ. Bald entstand ein Wechselgebrüll zwischen dem Löwen, welcher sich zuerst aus der Ferne hatte hören lassen und der immer näher kam, und der Löwin, während der Begleiter der letztern wüthend hin und her lief und mit dem Schweif den Erdboden peitschte, als wollte er sagen: schon gut; er mag nur kommen, er wird sehen, wie ich ihn empfange. Wol eine Stunde hatte dies fortgedauert, als ein großer schwarzer Löwe am Eingang der Lichtung erschien. Die Löwin wollte ihm entgegenspringen, ihr Begleiter aber kam ihr zuvor, stürzte auf den Nebenbuhler los und beide brachten sich nun in wüthendem, aber unentschiedenem Kampfe fürchterliche Wunden mit Zähnen und Tatzen bei. Die Löwin hatte sich unterdessen auf den Bauch gelegt, um zuzusehen und solange der Kampf dauerte gab sie durch Wedeln mit dem Schweife zu erkennen, wie sehr es ihrer Eitelkeit schmeichelte, daß zwei solche Löwen sich um ihretwillen zerfleischten. Endlich sanken beide Kämpfer todt nieder und nun ging sie langsam und vorsichtig zu den beiden Leichen hin, um sie zu beriechen, dann wanderte sie stolz hinweg, ohne die Gefallenen eines Blickes zu würdigen. Gegenüber dieser Herzlosigkeit der Löwin zeigt der Löwe gegen seine erwählte Gefährtin eine Liebe und Aufmerksamkeit, die eines bessern Looses würdig wäre. Beim Aufbruch aus dem Lager geht die Löwin stets voraus; kommt das Paar aber in die Nähe einer Herde, wo es gilt Beute zu machen, so streckt sich die Löwin in aller Ruhe hin, während der Löwe vorschleicht, um den Angriff zu machen und dann seine Beute zu ihr zu bringen. Er sieht nun mit schmunzelndem Behagen zu, wie sie es sich schmecken läßt, während er wachsam besorgt ist, daß dabei nichts sie störe oder beunruhige. Erst wenn sie sich gesättigt hat, denkt auch er daran, seinen Hunger zu stillen. Die Paarung des Königs der Thiere findet in der Regel gegen Ende Januar statt und im folgenden December wirft eine Löwin meistens zwei, sehr selten drei Junge, die sie nach Ablauf der ersten drei Monate mit klein zerrissenem Schaffleisch füttert. Sind die Jungen vier bis fünf Monate alt, so begleitet sie die Mutter bis an den Saum des Waldes, wohin der Alte ihnen die Beute bringt; vom sechsten Monate an gehen sie schon mit auf die Jagd und von da an fängt eine böse Zeit für die benachbarten Herden an, denn die Löwenfamilie tödtet nicht blos, um sich von der Beute zu sättigen, sondern tödtet, um zu lernen. Nach Vollendung des dritten Jahres verlassen die jungen Löwen

Digitized by Google

ihre Alten und wirthschaften auf eigne Faust. Die Araber in Algier unterscheiden drei Arten Löwen, den schwarzen, den gelbröthlichen und den grauen. Ersterer, von der Farbe der dunkelbraunen Pferde, mit schwärzlicher Mähne, ist kleiner als die andern, aber stärker und wilder. Sein Körper ist von der Nasenspitze bis zur Schweifwurzel 5 Ellen lang und wiegt 550 bis 600 Pfund. Während die beiden andern Arten umherschweifen, zieht der schwarze einen festen Aufenthalt vor, in dem er manchmal dreißig Jahre lang bleibt d. h. sein ganzes Leben lang, welches man zwischen dreißig und vierzig Jahre schätzt. Im Durchschnitt tödtet ein Löwe im Jahre für 1500 Thaler Pferde, Maulthiere, Rinder, Kameele und Schafe, so daß bei der durchschnittlichen Lebensdauer von 35 Jahren ein Löwe unter dem Viehstand seiner Nachbarschaft eine Verwüstung von 50,000 Thalern anrichtet. Es ist daher kein Wunder, daß die Araber sich der gefährlichen Nachbarn auf alle Weise zu entledigen suchen. Da sie einen ungeheuern Respect vor dem Löwen haben — sie nennen ihn stets „den Herrn", und wenn sie Abends in ihren Duars noch so sehr über ihn schimpfen, schweigt doch alles voll Ehrfurcht, wenn von ferne wie Donnerrollen sein Gebrüll erschallt — so geschieht dies meistens auf die wenig waidmännische Art, daß unmittelbar hinter der Umzäunung des Duars auf der dem Walde nahen Seite, wo der Löwe in der Regel herkommt, eine funfzehn Ellen tiefe Grube gegraben wird, oben enger als unten. Ist dann während der Nacht der Löwe herangeschlichen und hört er das Vieh hinter der Umzäunung brüllen, so springt er über die Hecke und stürzt in die Grube hinein. Nun geräth der ganze Duar in Bewegung; die Weiber und Kinder stoßen ein lautes Jubelgeschrei aus, die Männer schießen die Gewehre ab, um die Nachbarn herbeizurufen und alles bereitet sich zu einem großen Freudenfeste vor. Feuer werden angezündet, die Frauen bereiten Kuskussu und die ganze Nacht vergeht in Gelag, denn die benachbarten Duars senden, durch die Flintenschüsse eingeladen, stündlich neue Gäste zum Mahle. Endlich bricht der Morgen an und alles drängt sich um die Grube, um den gefangenen Feind zu sehen. Ist es ein junger Löwe oder eine Löwin, so ist die Freude nicht allzugroß; ist es dagegen ein ausgewachsener Löwe mit voller Mähne, so wird der Fang mit fast wahnsinnigem Geschrei und Gebahren begrüßt. Weiber und Kinder höhnen und schmähen den Löwen und werfen ihn mit Steinen und wenn sie müde sind kommen die Männer mit ihren Flinten und schießen das edle Thier, das mit würdevoller Verachtung das tödtende Blei in sein Herz empfängt, mit vielen Kugeln nieder. Sind seine Peiniger ganz sicher, daß er todt ist, so zieht man den Löwen aus der Grube heraus, zieht ihm die Haut ab und vertheilt das Fleisch. Alle Mütter bekommen ein kleines Stück von dem Herzen, das sie ihren Söhnen zu essen geben, damit diese stark und muthig werden. Ebenso werden die Locken der Mähne als Amulets vertheilt. Auch auf dem Anstand aus

Digitized by Google

einem sichern, drei Fuß tiefen, mit Baumstämmen und großen Steinen bedeckten und mit vier bis fünf Schießlöchern versehenem Loch schießen die Araber die Löwen, wobei ein frisch getödtetes Wildschwein als Lockung dient. Offen dem Löwen entgegenzutreten wagen die Araber nur selten und am ehesten thun dies noch die Stämme Uled-Melul und Uled-Ceffi in der Provinz Konstantine, die dann gewöhnlich eine Art Kesseltreiben anstellen. In ihrem Gebiete befindet sich der Berg Zerazer, der wenig bewaldet, aber an den Seiten und auf den Gipfeln mit ungeheuern Felsblöcken bedeckt ist, die Schutz vor allen Winden gewähren. Deshalb dient er meistens einem Löwen oder einer ganzen Familie als Winterquartier. Hat sich der unbequeme Gast durch einige glückliche Raubanfälle den Herden bemerklich gemacht, so tritt der ganze Stamm zu einer Berathung zusammen, um eine Jagd zu verabreden, zu der alle Waffenfähigen aufgeboten werden. Nachdem das Lager des Löwen ausgekundschaftet ist, macht sich die Schar auf den Weg und nähert sich dem Dickicht, das dem Thiere zum Versteck dient, in eine Tirailleurlinie aufgelöst, mit gewaltigem Geschrei und vielen Schimpfworten, die ihrer Meinung nach das stolze Raubthier zum Hervorbrechen reizen. Der Löwe schlief vielleicht vor der Ankunft der Jäger unter einem dunkeln, dichten Dach von wilden Oliven und hundertjährigen engverwachsenen Mastixbäumen. „Bei dem ersten Geräusch, das zu ihm dringt, schlägt er die Augen auf, ohne den Kopf emporzurichten; wenn das Geräusch vernehmlicher wird, legt er sich auf den Bauch, um zu horchen. Bei dem ersten Hurrah der Jäger springt er auf, schüttelt die Mähne und antwortet mit furchtbarem Gebrüll auf das Geschrei der Unvorsichtigen, die seinen Schlaf zu stören wagen. Nach dem ersten Schusse, der in dem Walde knallt, nach dem Pfeifen der ersten Kugeln in den Zweigen springt er wüthend aus seinem Lager heraus, um die Umgegend zu mustern.

Das Schreien, das Schimpfen, das Drohen der Araber dringt bis zu ihm, er bleibt stehen, um zu horchen und zittert vor Zorn und Ungeduld. Aber er kriecht nicht hervor, denn er ist ein alter erfahrener Löwe: er weiß sich zu erinnern, von welchem Kugelregen er früher einmal, als er seinen Zorn nicht länger bemeistern konnte, empfangen worden. Er geht unruhig um sein Lager herum und bleibt bald stehen, um zu horchen, bald richtet er sich auf den Hinterfüßen an einem Baumstamme auf, den er mit den gewaltigen Vordertatzen umfaßt und mit den Zähnen und Klauen zerreißt als habe er einen lebendigen Feind vor sich."

Da der Löwe nicht hervorkommt, treten die Jäger zur neuen Berathung zusammen, was nun zu thun sei; die muthigeren wollen in das Dickicht dringen, die vorsichtigeren rathen, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten. Man entscheidet sich zuletzt für das erstere und theilt sich, da die Fährten nach zwei Richtungen gehen, in zwei Haufen. Jeder wirft den Burnus ab, den er an

Digitized by Google

einen Baum hängt und zieht die Schuhe aus, wenn er nicht schon barfuß ist, alle aber halten sich dicht beisammen, denn wehe dem, der dem Löwen allein entgegentritt, denn äußerst selten gelingt es selbst aus größter Nähe den Löwen durch eine einzige Kugel auf der Stelle zu tödten, und tödtlich verwundet ist er am gefährlichsten. Ist der Löwe noch unverwundet und er stößt auf einen einzelnen Jäger, so geschieht es wol, daß er ihn als ein Hinderniß seiner Flucht blos niederwirft, und der Niedergeworfene mit ein paar Klauenritzen davon kommt. Fühlt aber das Thier die tödtliche Kugel im Leibe, so packt er den ersten besten, den er noch fassen kann, mit aller Macht, zieht ihn unter sich, nimmt das Gesicht des Unglücklichen vor sich, und scheint wie die Katze mit der Maus sich an seiner Todesangst zu weiden. Während seine Klauen mit Wonne durch das weiche Fleisch des Opfers sich ziehen, ruhen seine Augen blitzend auf den Augen des Menschen, der durch diesen Blick gebannt weder zu schreien noch zu jammern wagt. Von Zeit zu Zeit streicht der Löwe seine große rauhe Zunge über das Gesicht des Sterbenden, dann zieht er die Lippen zurück wie die Katze und zeigt alle Zähne. Die muthigsten von den Verwandten des unglücklichen Jägers haben sich unterdessen gesammelt und rücken in geschlossener Reihe, den Finger am Drücker, gegen den Löwen vor, denn sie schießen nur aus unmittelbarster Nähe, da es sich kein Araber verzeihen würde, wenn seine Kugel zugleich den sterbenden Verwandten träfe.

Fühlt der Löwe allmälig seine letzte Kraft schwinden, so zermalmt er noch mit seinen Zähnen den Kopf des Mannes, den er unter sich hat, in dem Augenblick, wo er das Rohr des Gewehres zu seinem Ohre sich senken sieht und erwartet dann mit geschlossenen Augen den Tod. Hat er aber noch einige Kraft übrig, so versucht er wol noch einen Sprung und verwundet dabei noch einen Jäger schwer oder gar tödtlich. Daraus läßt sich ersehen, wie nothwendig es für die Jäger, ist in geschlossener Ordnung zu bleiben; denn wenn der Löwe sie so herankommen sieht, tritt er in majestätischer Haltung ihnen entgegen, als hoffe er durch sein bloßes Erscheinen sie in Schrecken zu setzen und zur Flucht zu bewegen.

Gelingt ihm dies aber nicht, so geht er unter dumpfgrollenden Drohungen 20 bis 30 Schritt vor den auf ihn gerichteten Gewehren hin und in diesem Augenblick läßt der älteste der Jäger alle gleichzeitig feuern, worauf alle das Gewehr wegwerfen und sich mit Pistolen und Yatagan bewaffnen, mit denen sie, wenn der Löwe zusammenstürzt, ehe er sich wieder aufrichten kann, über ihn herfallen und auf ihn um die Wette schießen und stechen, bis er todt ist, wobei sie aber immer noch einige Stücke Fleisch in den Klauen des verendenden Thieres lassen müssen. Nun sammelt man die Todten und Verwundeten und schickt zwei Mann in den nächsten Duar, um Maulthiere zum Fortschaffen der

ized by Google

Gefallenen zu holen. Dann zieht man unter lautem Geschrei dem Löwen das Fell ab und kehrt, nachdem die Maulthiere angekommen sind, nach Hause zurück. Voran geht derjenige, welcher auf den Löwen den entscheidenden Schuß abgefeuert hat, mit der blutigen Löwenhaut. Dann folgen die Maulthiere nebeneinander mit den Verwundeten, von denen die leicht Verletzten die Todten vor sich auf dem Sattel halten, und der zertheilte Löwe wird an Stangen in der Mitte des Zugs getragen, der im heimathlichen Duar mit lautem Jubel, aber auch mit Weinen und Jammern von denen empfangen wird, die auf der Jagd ihre Väter oder Brüder verloren haben.

So ist die Löwenjagd, die Lieutenant Gerard vom dritten Spahiregiment zu seinem Beruf erwählt hat, nicht weil er Feind des Königs der Thiere ist, im Gegentheil liebt und bewundert er ihn. „Tödten kann man ihn, besiegen niemals," sagt er selbst. „Jedes Mal wenn ich einen Löwen erlegt habe, zu dem Todten trete und die Elfenbeinzähne, die ebenholzschwarzen Klauen und die so wohlgebauten Glieder besehe, die es ihm möglich machen in einem Sprunge einen Raum von 45 Fuß zurückzulegen, schlage ich die Hände übereinander, fühle fast Reue und Gewissenspein und frage mich: Hattest du Zwerg denn auch das Recht dem Riesen das Leben zu nehmen?" Wenn Gerard die Nachricht bekam, daß ein Löwe zu schießen sei, so befiel ihn stets eine Art Fieber und sein sonst so ruhiger Puls fing dann mit doppelter Schnelligkeit zu schlagen an. Sich zu setzen war ihm unmöglich und alle Augenblicke fuhr er aus dem Schlafe empor und diese Aufregung dauerte fort, bis er dem Löwen selbst gegenüberstand, wo die Nothwendigkeit gefaßt zu sein, das Gefühl der Selbsterhaltung und die Größe der Gefahr seinem Herzen Ruhe gebot.

„Ich habe dann einen Augenblick des höchsten Genusses," erzählt er. „Dieser Genuß, so kurze Zeit er auch währt, ist ein goldener Rahmen, der das Bild meines ganzen Lebens umschließt. Diesen Genuß habe ich, während ich auf den Löwen ziele, und ich ziele auf ihn, sobald ich ihn sehe. Kommt er bis auf 45 Schritt heran, so ist er verloren. Seit ich vertrauter mit ihm geworden bin, lasse ich wol auch ein paar Mal eine gute Gelegenheit zum Schießen vorübergehen, um den Genuß zu verlängern. Endlich drücke ich ab und ich bin gerettet, sobald ich mein Fleisch von den Klauen nicht zerrissen, meine Knochen unter den gewaltigen Zähnen nicht knacken fühle." Das ist die Alternative bei der Löwenjagd: tödtlich treffen oder zerrissen werden und wen der Reiz solcher Gefahr lockt, wer es müde ist, in langweiliger Sicherheit auf Hasen, Rehe und Hirsche und höchstens auf ein Wildschwein zu schießen, der kann nach Algerien gehen und Gerard als Löwenjäger ablösen, denn er sucht einen Nachfolger. Er klagt, daß seine Beine nicht viel mehr taugen, die Büchse der Hand schwer werde und das Bergsteigen seiner

Bruſt beſchwerlich falle; nur die Augen ſind noch vollkommen gut. Das Jagen im Winter hat ihn in ſeinem dreißigſten Jahre alt gemacht, ſo daß der kühne Jäger fürchtet, nicht lange mehr das Feld halten zu können. Daher bittet er ſeinen etwaigen Nachfolger zu eilen und ſendet ihm ſchon von Algier aus die nöthigen Verhaltungsregeln entgegen. Von körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften verlangt er von dem Löwenjäger Jugend und Kraft, eine gute Bruſt, um gut laufen zu können, ein ſcharfes Auge und einen eiſernen Willen. Als Gewehr empfiehlt er eine Doppelflinte, die genau und ſcharf ſchießt und auf die der Schütze ſo eingeübt ſein muß, daß er in einer Entfernung von 30 Schritten mit den Kugeln aus beiden Läufen auf einen Punkt trifft. Zur weitern Bewaffnung dient ein gutes Piſtol und beide Schutzwaffen werden mit koniſchen Kugeln mit Stahlſpitzen geladen. Um einen Führer zu finden empfiehlt Gerard in dem Duar, in deſſen Nähe ſich ein Löwe aufhält, nach einem Manne zu fragen, der an Nachtwanderungen gewöhnt iſt oder vor der Nacht ſich nicht fürchtet d. h. nach einem Diebe, denn nur dieſe pflegen in der Nacht ſpazieren zu gehen, ehrliche Araber bleiben von Sonnenuntergang an, wo der Löwe regelmäßig ſein Lager verläßt und auf Raub ausgeht, zu Hauſe.

Vor allen Dingen gilt es, den Verſteck des Löwen aufzuſpüren. Iſt der Boden hart und dürr, ſo muß man eine feuchte Stelle aufſuchen und ſich dort nach einer Löwenfährte umſehen. Man mißt ſie mit der Hand; bedecken die ausgebreiteten Finger die Krallen des Thieres nicht, ſo rührt die Fährte von einem ausgewachſenen Löwen her. Bedeckt die Hand die Fährte, ſo iſt ſie die einer Löwin oder eines jungen Löwen. Anſtatt einer Fährte, die nicht zu finden iſt, muß man ſich auch oft mit der Loſung begnügen. Sie iſt voll anſehnlicher Knochenſtücke und im friſchen Zuſtande weiß, wird aber ſchon nach 24 Stunden faſt ſchwarz. Nur wenn ſie die Größe einer Hand erreicht, rührt ſie von einem ausgewachſenen Löwen her. Gelingt es nicht, auf dieſe Weiſe den Aufenthalt des Löwen zu ermitteln und ſetzt er ſeine Raubzüge fort ohne zu brüllen, ſo muß man mit dem Führer in einer Mondſcheinnacht aufbrechen und langſam die Wege begehen, welche die verſchiedenen von dem Raubthiere heimgeſuchten Duars miteinander verbinden. Ein heiſerer Schrei verräth die Nähe eines Schakals, der aber nicht blos dem Löwen, ſondern auch der Hyäne und dem Räuber folgt, denn er weiß, daß auch von dem Raube dieſer etwas für ihn übrig bleibt. Folgt er einem Löwen in der Ebene, ſo braucht man ſich nicht weiter um das Aufſuchen des letzteren zu bekümmern, denn er kommt ſtets auf den Menſchen zu, ſowie er ihn von weitem erblickt. Iſt dagegen die Gegend bewaldet, ſo läßt man ſich von dem Führer nach einer Stelle bringen, wo der Löwe vorbeikommen muß, und verſteckt ſich hinter einem Buſch ſo, daß das Thier den Jäger erſt ſieht, wenn er es ſchuß-

Digitized by Google

gerecht vor sich hat. So erwartet man ihn, das Gewehr am Backen und den Finger am Drücker. Sowie der Löwe seine Gegner sieht, bleibt er auf dem Wege stehen. Jetzt gilt es sicher und rasch zu zielen. Die Stelle vor dem Schulterblatt ist ein guter Zielpunkt, eine dort eindringende Kugel tödtet aber nicht immer auf der Stelle. Ein Löwe, den Gerard an diesem Flecke mit zwei Eisenposten durch und durch schoß, zerriß noch zwei Araber und verstümmelte seinen Spahi Rossain. Sicherer ist es, zwischen Auge und Ohr zu zielen, wenn das Thier den Jäger von der Seite ansieht oder zwischen die Augen, wenn er es gerade vor sich hat. Trifft man hier, so stürzt der Löwe gewiß zusammen. Stürzt er aber nicht, so kann es wol kommen, daß er auf den Jäger springt und diesen über den Haufen rennt. Gerard empfiehlt dann, ihm das Gewehr bis an den Kolben in den Rachen zu stoßen. „Haben mich seine gewaltigen Klauen nicht gepackt und zerfleischt," meint Gerard, so stoße ich ihm den Dolch in ein Auge oder in die Herzgegend, je nachdem ich den Arm brauchen kann; falle ich dagegen bei dem Ansprunge des Löwen, was das Wahrscheinlichste ist, so habe ich sicherlich beide Hände frei, und dann sucht die Linke das Herz und die rechte führt den Dolchstoß dahin. Wenn man am nächsten Tage nicht zwei engumschlungene todte Körper findet, so liegen sie wenigstens nicht weit voneinander, und der Dolch wird das Uebrige sagen." So ist der Jäger wenigstens gerächt — freilich nur ein deutscher Trost, aber doch ein Trost. Sinkt der Löwe jedoch auf der Stelle zusammen, so muß man immer noch eine Minute vorsichtig warten, und sich dem Gefallenen erst nähern, wenn er gar kein Lebenszeichen mehr von sich gibt, denn wie schon früher bemerkt worden, der verendende Löwe ist ein gefährlicher Gegner. Findet man eine Fährte, so stellt man sich an dem Wechsel auf, der meistens da ist, wo der Weg aus dem Walde nach einer Furt führt. Sieht man mehre Fährten zugleich, so braucht man deshalb nicht ängstlich zu sein: es ist die Löwin mit ihren Jungen, hinter denen sie, wenn sie noch nicht zwei Jahre alt sind, stets hergeht. Man braucht dann nur die Mutter zu schießen. Sind die Jungen aber noch sehr schwach, so muß man vorsichtig sein, denn alsdann greift die Löwin oft selbst an. Sie verfährt dabei mit großer Schlauheit und der Jäger muß sehr vorsichtig und wachsam sein.

Die Löwin greift nie offen an; sie bleibt stehen, sobald sie den Jäger sieht und duckt sich, sowie er das Gewehr anlegt, so zusammen, daß sie in dem Gestrüpp kaum mehr zu erblicken ist. Nach einiger Zeit hebt sie wieder den Kopf ein wenig und wenn sie bemerkt, daß man das Gewehr nicht mehr am Backen hat, so steht sie auf und thut als wolle sie fortgehen, was aber nur wirklich geschieht, wenn die Jungen schon weit weg sind. Sind sie noch nicht ganz in Sicherheit, so schleicht sich wol die Löwin, die dem Auge des Jägers entschwunden ist, leise auf dem Bauche heran und fällt den auf dem Anstand

by Google

Stehenden unerwartet an. Einmal ging es faſt Gerard ſo. Eine Löwin hatte ihn bemerkt, als ihr Junges grade über ein als Köder hingeworfenes todtes Pferd herfallen wollte, und war mit ihm ſcheinbar verſchwunden. Aber unſer Löwenjäger ließ ſich dadurch nicht irre machen, denn er wußte, welche Gefahr ihm noch drohte. Er lauſchte geſpannt und ſah ſich mit der größten Aufmerkſamkeit nach allen Seiten um. Plötzlich hört er zu ſeiner Linken und faſt hinter ſich ein leiſes Raſcheln, etwa als ob eine Maus durch den Buſch liefe. Als er nach dieſer Richtung hin ſah, erblickte er zuerſt ein Paar dicke Tatzen, dann einen langen Schnurrbart und endlich eine ungeheure Naſe. Gerard hatte das Gewehr am Backen und den Finger am Drücker und in dem Augenblicke, wo ſich auch das ſtiere Auge zeigte, ſchoß er und ſtreckte die Löwin todt nieder.

Oft ſteht übrigens der Jäger vergebens auf dem Anſtand, denn ein arabiſches Sprichwort ſagt: für einen Löwen gibt es 100 Duars, 100 Wege und 100 Furten; und Gerard ſelbſt hat 600 Nächte unter freiem Himmel in den beſuchteſten Schluchten, an den beſten Furten gelauert und doch nur 25 Löwen erlegt. Begleiten wir ihn wenigſtens auf einer dieſer Jagden.

Einige Tage nach der Rückkunft der Expeditionscolonne aus Kabylien, im Juli 1853, verließ Gerard Konſtantine um nach den Auresbergen zu gehen, wo ſicheren Nachrichten zufolge ein alter Löwe hauſte. Die benachbarten Araber hatten 2 bis 300 Mann ſtark bereits einen Streifzug gegen das Raubthier unternommen. Er begann mit Sonnenaufgang; Mittags hatten die Araber bereits 500 Kugeln verſchoſſen und mit Einbruch der Nacht zogen ſie ſich mit einem Verluſt von einem Todten und ſechs Verwundeten zurück, ohne gegen den Löwen das Mindeſte ausgerichtet zu haben. Auf die Nachricht von Gerards Ankunft erſchien bei ihm eine Deputation, die ihn um Hilfe bat, zu welcher er ſich ſofort bereit erklärte. Er ſchickte ſeine Kundſchafter aus, und erfuhr alsbald, daß der Löwe einen großen Ausflug gemacht, die Löwin ſich aber noch in einem benachbarten Walde aufhielt. Er lauerte ihr Abends auf, und erſchoß ſie mit der dritten Kugel. Der Löwe ſtreifte nun, ſeine Gefährtin ſuchend weit umher und tödtete dabei in einem Duar ein Maulthier und zwei Rinder, worauf er ſich nach Süden zu auf die höchſten Spitzen des Gebirgs begab. Die letzte Spur fand man drei Stunden von dem Orte, wo Gerard ſein Lager aufgeſchlagen hatte. Mehre Tage lang hörte man nichts von dem Löwen, am vierten aber brachten Araber aus einem drei bis vier Stunden weiter ſüdlich gelegenen Duar die Kunde, daß der Löwe ſein Lager in einem Walde in dortiger Gegend, Tafrent mit Namen, aufgeſchlagen, und ihnen bereits acht Rinder geraubt habe. Dorthin begab ſich nun Gerard am 25. Juli Abends in Begleitung eines Herrn von Rodenburg, eines holländiſchen Offiziers. Gegen zehn Uhr Abends gab der Löwe das erſte Lebenszeichen

von sich. Er brüllte eine halbe Stunde vor dem Duar und raubte um Mitternacht ein Schaf, wenige Schritte von Gerards Zelt. Am nächsten Morgen kam Gerards arabischer Kundschafter Amar Ben Sipha freudestrahlend mit der Nachricht, daß er das Lager des Löwen entdeckt habe. Es war im Walde, mitten im dichten Gebüsch und deshalb ein directer Angriff nicht ausführbar, weshalb sich Gerard entschloß, eine lebendige Lockspeise anzuwenden. Lassen wir ihn nun selbst erzählen. „Am 26. Abends um 7 Uhr brach ich mit meinem Spahi Hamida und zwei Kundschaftern auf, welche meine Waffen trugen und eine Ziege führten. Das Lager des Löwen befand sich am südlichen Abhange, wenigstens hundert Schritte von der Schlucht, in welcher ein Bach floß. Am entgegengesetzten Hange in dieser Schlucht sah ich eine etwa funfzehn Ellen breite Lichtung, um welche große Bäume standen und die wenigstens 150 Schritte von dem Löwenlager entfernt war.

Während einer meiner Leute die Ziege an eine Wurzel in die Mitte der Lichtung band und die andern mir meine Waffen reichten, zeigte sich uns der Löwe am Fuße des sogenannten Löwenfelsen und sah uns zu. Ich begab mich rasch an den Waldsaum, dem Löwen gegenüber, fünf bis sechs Schritte von der Ziege, die laut meckerte, als die Leute sich entfernten und alle ihre Kraft aufbot, sich loszureißen und zu mir zu kommen.

Der Löwe war verschwunden. Er kam ohne Zweifel im Schatten der hohen Bäume her, so daß ich ihn nicht sehen konnte. Ich hatte mit dem Dolche einige Zweige abgeschnitten, die mir bei dem Schießen hinderlich sein konnten und wollte mich eben setzen, als die Ziege auf einmal ganz still wurde, an allen Gliedern zitterte und bald nach mir, bald nach der Schlucht hinsah, als wollte sie sagen: „Der Löwe ist da, ich ahne es; er wird kommen, ich höre ihn; er kommt, ich sehe ihn.“ Ich sah ihn auch. Er kam langsam die Schlucht herauf und blieb am Rande der Lichtung, zwölf Schritte von mir stehen. Seine breite Stirn war ein schöner Zielpunkt. Zweimal senkte ich die Büchse, zweimal zielte ich zwischen die beiden Augen, zweimal berührte mein Finger bereits leise den Drücker, aber ich drückte noch nicht ab. Seit zwei Jahren hatte ich keinen so großen, keinen so schönen, keinen so majestätischen Löwen gesehen und ich konnte nicht schießen, ohne ihn vorher genau betrachtet zu haben. Was ist ein todter Löwe? Was ist eine schöne Frau im Sarge? Schönheit ohne Leben, also — Häßlichkeit. Das edle Thier hatte sich niedergelegt, als wisse es, daß ich Bewunderung empfand, schlug die beiden ungeheuern Tatzen übereinander und legte leicht den Kopf darauf, wie auf ein Kissen. Ohne im mindesten die Ziege zu beachten, welche durch die Furcht gelähmt war, betrachtete der Löwe mit besonderem Interesse mich, indem er bald mit den Augen blinzelte, was ihm ein höchst gutmüthiges Aussehen gab, bald die Augen ganz aufschlug, so daß ich unwillkürlich mein Gewehr fester faßte. Er

Digitized by Google

ſchien bei ſich zu denken: „ich habe eben in dieſer Lichtung mehre Menſchen und eine Ziege geſehen, die Menſchen ſind fort und die Ziege iſt allein zurückgeblieben; ich komme an und finde neben ihr einen Mann, der blau und roth gekleidet iſt, wie ich noch keinen geſehen habe, der bei meiner Annäherung auch nicht flieht und mich feſt anſieht.“ Bisweilen, während das Abenddunkel dichter und dichter wurde, ſchien er weiter zu denken: „was hol ich mir zum Abendeſſen, die Ziege oder den Rothen? Das Schaf von geſtern war beſſer als dieſe Ziege da, aber es iſt weit zu den Schafen. Die rothen Menſchen ſind im Allgemeinen vielleicht auch gut, der da aber ſieht recht dürr aus.“ Dieſe letzte Rückſicht ſchien ſeine Wahl beſtimmt zu haben, denn er ſtand entſchloſſen auf und ging drei Schritte nach der Ziege hin. Mit dem Gewehr am Backen und dem Finger am Drücker folgte ich allen ſeinen Bewegungen, um im rechten Augenblicke Feuer geben zu können. Zweimal ſchickte er ſich an, auf die Ziege ſich zu ſtürzen, indem er ſich katzenartig duckte. Ich vermuthete, daß der Strick, mit welchem die Ziege angebunden, ihn beunruhige und ich zweifelte, daß er einen Hinterhalt fürchte, als ich ihn unruhig am Rande der Lichtung hin- und hergehen und beim Stehenbleiben mir die Zähne zeigen ſah.

Die Sache wurde zu ernſthaft; es war Zeit ein Ende zu machen. Ich benutzte alſo den Augenblick, als er mir am Rande der Schlucht, in einer Entfernung von 12 Schritten, die Seite zukehrte und ſchickte eine erſte Kugel mitten auf die Schulter, gleich darauf und während er ſich brüllend krümmte eine zweite von der Schulter in den Leib. Er war von den beiden Kugeln mit Eiſenſpitzen durchbohrt und rollte wie eine Lawine in die Schlucht hinunter.

Während ich meine Büchſe wieder lud, waren meine Leute herbeigekommen. Mit ihnen ging ich an die Stelle, wo ich den Löwen getroffen hatte. Die Leute zweifelten nicht, daß er todt ſei und liefen auf die Höhen, um andere herbeizurufen, damit ſie den Erlegten mit forttrügen. Ich meinestheils folgte den Blutſpuren in der Schlucht, wo der Löwe mehre Male gefallen war und ſah, daß er in ein dunkles, dichtes, faſt undurchdringliches Gebüſch gegangen. Um ſogleich zu wiſſen, was ich zu thun habe, warf ich einen Stein in das Dickicht hinein und von etwa 20 Schritten her antwortete ein tiefes, bald klagendes, bald drohendes Gebrüll. Bei dieſem Brüllen erſtarrte mir das Blut, denn ich dachte an das Brüllen des Löwen von Meſchez-Amar, der in ganz ähnlicher Lage vor ſechs Jahren vor meinen Augen und trotz meiner Kugeln meinen Spahi Roſſain und zwei Araber verſtümmelte. Ich kniete am Saume des Dickichts und bemühte mich vergebens hineinzuſehen. Schon wollte ich mich entfernen, als mein Spahi, meine beiden Kundſchafter und vier bewaffnete Araber zu mir kamen. Mit Mühe hielt ich ſie ab, in das Dickicht

Digitized by Google

hineinzugehen, in dem, wie sie meinten, der Löwe todt liege. Vergebens stellte ich ihnen vor, er lebe noch, wir würden ihn nicht sehen können, ehe er einen von uns packe, und einer von uns sei gewiß verloren, wenn wir schon jetzt hineingingen, während ich dafür bürge, daß wir ihn am nächsten Tage todt finden würden. Die Leute legten ohne weiteres ihre Burnusse ab und forderten mich auf, mich darauf zu setzen und zu warten.

Zwei Minuten später hatte ich die Kleidungsstücke abgelegt, die mir hätten hinderlich sein können, Amar meine Büchse, einem andern zwei Pistolen und meinem Spahi ein Gewehr gegeben, das er mir geladen nachtragen sollte. Dann empfahl ich den Leuten, sich dicht neben mir zu halten und trat mit ihnen und Rodenburg, der durchaus nicht zurückbleiben wollte, in das Dickicht hinein. Nach 15 Schritten trafen wir eine kleine Lichtung, wo jede Blutspur verschwunden war. Die Nacht brach ein; es war bereits schwer, die Fährte des Thieres zu sehen und unser Suchen wurde immer gefährlicher, da wir nach einigen Minuten gewiß gar nichts mehr sahen. Um keine Zeit zu verlieren, suchte jeder nach den Blutspuren, die wir verloren hatten, ohne indeß die Lichtung zu verlassen. Mit einem Male ging das Gewehr eines Arabers mitten unter uns aus Unvorsichtigkeit los; es geschah uns zwar kein Schaden, aber der Löwe brüllte nur einige Schritte vor uns und alle meine Leute drängten sich um mich, Amar ausgenommen, der aus Unerfahrenheit oder Selbstvertrauen sechs Schritte von uns an einen Baum sich gelehnt hatte.

Kaum hatte der Löwe mit starrender Mähne und weitaufgerissenem Rachen am Rande der Lichtung sich gezeigt, so knallten acht Schüsse aufs Gerathewohl ihm entgegen, ohne ihn zu treffen. Ehe der Rauch von dem nutzlos verbrannten Pulver sich verzogen hatte, war Amar, der auch nach dem Löwen geschossen, niedergeworfen, sein Gewehr zerbrochen, sein rechter Schenkel zermalmt und als ich ihm zu Hilfe eilte, sah ich seinen Kopf bereits in dem Rachen des Löwen, auf den ich meine Büchse ganz in der Nähe richtete, ohne daß er sein Opfer losließ. Da ich für den Kopf des Arabers fürchtete, wenn ich nach dem Löwen schösse, wählte ich das Herz zum Zielpunkte und gab Feuer.

Amar wurde frei und rollte zu meinen Füßen, die er so ungestüm umklammerte, daß er mich fast umriß, der Löwe aber lehnte an den Zweigen, die unter seiner Last brachen und fiel noch nicht.

Ich zielte ihm nach den Schläfen und drückte los; der Schuß versagte. Zum ersten Male seit zehn Jahren ging mein Gewehr nicht los und der Löwe stand noch immer da, zerbiß und zerriß die Aeste, die er erreichen konnte, brüllte und wand sich in Todeskrämpfen einen Schritt von mir und fast auf Amar, der wie ein Besessener schrie. Alle meine Leute waren herbeigekommen und schwangen die Säbel oder hatten die Gewehre vorn an dem Laufe gefaßt,

Digitized by Google

um sie als Keule brauchen zu können. Nutzlose Waffen einem Feind gegenüber, den drei Kugeln nicht tödten! Ich rief zunächst nach meinem Spahi Hamida, um mir das Gewehr geben zu lassen, das er geladen mir nachtragen sollte. Er zitterte an allen Gliedern und brachte kaum heraus: „Abgeschossen!" Mein zweites Gewehr war also nicht mehr geladen; der Unvorsichtige hatte gleichzeitig mit den andern geschossen und wir waren somit in der Gewalt des Löwen. Zum Glück für uns und alle fiel er in diesem Augenblicke zwischen Amar und Rodenburg todt nieder."

Wir könnten noch mancherlei von dem Löwen berichten, denn wir haben nur eine flüchtige Blumenlese in dem Werkchen gehalten, müssen aber den Leser auf dieses selbst verweisen, das auch noch manches Hübsche über Panther und Hyänen, Wildschweine und Stachelschweine, Antilopen und Hirsche und deren Jagd in dem französischen Nordafrika erzählt, und das wir als angenehme Lectüre nochmals männiglich empfehlen.

Der Besuch der Königin von England in Paris.

Der große Krieg im Orient, der zu Anfang bis in seine kleinsten Wendungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt wurde, hat im jetzigen Augenblick etwas von seinem Interesse verloren; man hat sich allmälig daran gewöhnt, man ist ziemlich sicher, daß im Lauf des gegenwärtigen Jahres an eine unmittelbare Betheiligung Deutschlands nicht zu denken ist, es steht auch für die nächste Zukunft keine Entscheidung in Aussicht, und so gehen die Geschäfte wieder ihren ruhigen Gang, und wenn man auch noch jeden Abend eifrig nach den telegraphischen Depeschen sucht, um zu erfahren, wie da hinten in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen, so ist es doch nicht mehr die fieberhafte Spannung, die eine unmittelbare Betheiligung voraussetzt. In der Krim ist eine furchtbare, blutige Schlacht geschlagen, in der Ostsee haben die verbündeten Flotten wenigstens gezeigt, daß sie den Russen noch andre Unbequemlichkeiten zufügen können, als die Wegnahme von kleinen Lastschiffen, allein man ist von diesen Erfolgen wenigstens nicht soweit bewegt worden, wie es in den Tagen der Schlacht an der Alma geschah. Selbst die officielle Versicherung des Kaisers der Franzosen, daß Sebastopol vor Ablauf des Winters fallen müsse, hat mehr Erstaunen als Aufregung hervorgebracht.

Noch vor einem Vierteljahr, als in London die Roebucksche Untersuchungscommission in voller Thätigkeit war, dachte man an nichts als an die Noth der armen Soldaten, und das Murren der Unzufriedenheit, das sich in England gegen die Sorglosigkeit der herrschenden Classen erhob, verbreitete sich

Digitized by Google

über den ganzen Continent. Die Untersuchung ist ohne Resultat zu Ende geführt, die radicale Opposition hat eine Pause gemacht, und alle Blicke wenden sich nach Paris, wo in den glänzendsten Festen, die seit dem wiener Congreß das Jahrhundert gesehen, die beiden verbündeten Völker ihre Noth und Sorge zu vergessen scheinen.

Der Besuch der Königin von England in der Hauptstadt eines Landes, das seit vielen Jahrhunderten der bedeutendste Rival der britischen Macht war, ist unzweifelhaft ein wichtiges Ereigniß, aber nicht wegen seiner unmittelbaren Folgen, sondern als Symptom. Es wirken soviele Umstände mit, um das Ungewöhnliche desselben ans Licht zu stellen: die Ungewöhnlichkeit der Thatsache an sich, die bedenkliche Stellung einer legitimen Fürstin einem Herrscher gegenüber, der sich selbst noch vor kurzer Zeit einen Parvenu nannte und mit einer gewissen herausfordernden Sprache seine Heirath mit einer Unebenbürtigen verkündete, vor allem aber die intimen Beziehungen der Königin Victoria zu der orleanschen Dynastie, die sich über den neuen Kaiser der Franzosen nicht blos in staatsrechtlicher, sondern auch in civilrechtlicher Beziehung zu beklagen hat. Daß alle diese Bedenken überwunden sind, Bedenken, die noch zur Zeit des Staatsstreichs so mächtig waren, daß sie den Sturz Palmerstons herbeiführten, zeigt uns deutlich, wie sehr die Bedeutung persönlicher Beziehungen innerhalb der großen Politik geschwunden ist. Zwar haben die Persönlichkeiten zu dem Ereigniß viel beigetragen, denn die Königin Victoria ist ein ganz seltenes Beispiel von dem völligen Aufgehen eines Regenten in die Sympathien seines Volks, und Napoleon III. hat es verstanden, den Schritt wesentlich zu erleichtern; aber die Hauptsache bleibt doch die Beziehung der Völker zueinander. Die Verbrüderung der Engländer und Franzosen, die in der Krim auf eine so heroische Weise durchgeführt wird, mußte auch in den unbeschäftigten, genießenden Classen Anklang finden, und namentlich für die Franzosen nimmt jedes wichtige Ereigniß die Form eines Schauspiels an. Ein Schauspiel ist es, was wir in Paris vor uns sehen, aber ein Schauspiel voller Bedeutung, denn die verbündeten Mächte zeigen dadurch der Welt, daß es ihr ernster Wille ist, ihr Bündniß, d. h. den Krieg gegen Rußland, fortzusetzen.

Für uns kann diese Thatsache nur erwünscht sein. Durch das Bündniß dieser beiden Staaten wird der natürliche Egoismus ihrer Politik auf eine ideelle Bahn gelenkt und vor gefährlichen Wendungen behütet. Solange die beiden Staaten in ihren auswärtigen Beziehungen gesondert zu Werke gehen, müssen die Nachbarn das Schlimmste von ihnen fürchten; in ihrer Verbindung aber beschränken sie sich gegenseitig, und Handstreiche auf Belgien, die Rheinprovinz und dergleichen sind ganz außer Frage.

Der feste Entschluß, den Krieg fortzuführen, wird durch die innere Nothwendigkeit der Dinge zu Folgerungen führen, die für Europa nur heilsam sein

Digitized by Google

können. Einmal haben beide Staaten die Erkenntniß gewonnen, daß auf dem bisherigen Wege das Ziel nicht zu erreichen ist; es hat sich gezeigt, daß in der englischen Verfassung, ja in dem ganzen System, worauf das englische Leben beruht, eine Modification nothwendig geworden ist. Die öffentliche Meinung, von dieser Ueberzeugung durchdrungen und doch rathlos über den Weg, der zunächst einzuschlagen sei, ist in einer dumpfen Gährung, welcher die Führer der bisher herrschenden Parteien nur einen scheuen Widerstand entgegensetzen. Wie auch der Ausgang des Krieges sei, mit der exclusiven Herrschaft der aristokratischen Fractionen hat es ein Ende; sie werden sich entweder dazu verstehen müssen, sich durch populäre Elemente zu verjüngen, oder sie werden gestürzt werden. Mit großer Besonnenheit ist in der bisherigen Entwicklung der britischen Geschichte die mittelalterlich aristokratische Form festgehalten worden, während der Kern des Lebens einen durchaus modernen Charakter annahm; jetzt ist aber die Entwicklung soweit gediehen, daß man diesen Gegensatz als Lüge empfindet, und die Lüge erträgt der Engländer auf die Länge nicht. — Auf der andern Seite wird der Kaiser der Franzosen, der bisher in den gemeinbürgerlichen Dingen mit einer gewissen vornehmen Gleichgiltigkeit zu Werke gegangen ist, allmälig einsehen, daß auf die Dauer der Heroismus der materiellen Mittel nicht entbehren kann, und daß diese nur durch Achtung vor den bürgerlichen Beziehungen beschafft werden. Die entschiedensten Gegner des Kaisers Napoleon werden nicht leugnen, daß er ein Moment zur Geltung gebracht hat, welches die Franzosen nicht entbehren können und welches sowol die Restauration als die Julidynastie versäumte: er hat das militärische Selbstbewußtsein der „großen Nation" wieder angefeuert und er hat ihr glänzende Schauspiele gegeben; aber wenn sich auch beides eine Zeitlang improvisiren läßt, so ist doch, wenn man es länger fortsetzen will, Geld und Credit dazu nöthig und beides erlangt man nur auf die gemeinbürgerliche Weise.

Wenn also im Laufe des Krieges die Nothwendigkeit beide Staaten zu innern Reformen treiben wird, so ist ebenso eine, wenn auch nur allmälige Aenderung ihrer Ansichten über die auswärtige Politik davon zu erwarten. Daß Rußland unter den gegenwärtigen Umständen sich nachgiebiger zeigen wird, als zur Zeit der wiener Conferenzen, ist durchaus nicht zu erwarten, und die beiden Staaten, England und Frankreich, so mächtig sie sind, haben doch keine Mittel in Händen, Rußland zum Frieden zu zwingen; sie mögen die russischen Häfen noch Jahre hindurch blokiren, sie mögen Sebastopol und die Flotte zerstören, damit wird Rußland noch nicht ausgehungert. Es ist für einen großen Staat, wie Rußland, zwar ein sehr demüthigendes Gefühl, sich blos zu vertheidigen und dem Gegner gar nicht beikommen zu können, aber es wird grade durch die Fortdauer des Kriegs in die träge slawische Masse ein fanati-

Digitized by Google

firtes Nationalgefühl gebracht werden, welches die Regierung wieder als einen positiven Gewinn betrachten kann, und nebenbei ist jeder Schaden, den die Verbündeten den Russen zufügen, mit einem entsprechenden von ihrer Seite verknüpft. Die Bomben, welche das Innere der Festung Sweaborg zerstört haben, kosten auch Geld, und die Rechnung der Belagerung von Sebastopol wird sehr bedenkliche Zahlen enthalten.

Rußland kann zum Frieden nur durch einen ungeheuern Landkrieg oder durch die sichere Androhung eines solchen gezwungen werden. Dazu reichen die Kräfte der Verbündeten auch dann nicht aus, wenn sie ihre Fremdenlegionen verdoppeln und wenn außer Piemont noch Spanien, allenfalls auch Schweden auf ihre Seite tritt, obgleich das Letztere gewiß nicht geschehen wird, solange Deutschland neutral bleibt. Einen entscheidenden Schlag gegen Rußland können die Westmächte nur dann führen, wenn sich Deutschland an sie anschließt. Nun haben sie zwar manche Mittel, auf den Willen der beiden deutschen Großmächte einzuwirken, sie können Oestreich in Italien, Preußen in der Ostsee Schwierigkeiten bereiten, aber damit ist immer die Gefahr verknüpft, beide Staaten um so schneller zum russischen Bündnisse zu treiben und wenn Frankreich eine solche Wendung vielleicht wünschenswerth wäre, so kann sie England nicht zugeben. Es wird den Westmächten daher nichts übrig bleiben, als Deutschland durch positive Versprechungen zu gewinnen und zwar durch Versprechungen, die sich auf Territorialveränderungen beziehen. Bisher hat Frankreich Deutschland gegenüber noch immer die Politik Richelieus verfolgt d. h. es hat auf jede Weise verhindert, daß in diesem Territorium ein unabhängiger und mächtiger Staat entstand. Von Richelieu war ein solches Verfahren wol zu begreifen, denn ihm stand das Gespenst der östreichischen Universalmonarchie gegenüber und von einem mächtigen und furchtbaren Reich jenseits der Weichsel war noch keine Rede. Seitdem aber die slawische Masse sich zu einem erobernden Reich krystallisirt hat, kommt es darauf an, in Deutschland ihm eine mächtige Brustwehr entgegenzusetzen und nur der Aberglaube an die alten, seit Richelieu eingewurzelten Vorurtheile hindert die Franzosen, diesen Schritt in der Erkenntniß zu thun. Die Eifersucht der Engländer ist noch kleinlicher. Wenn sie sich die Möglichkeit eines deutschen Staats denken, der mehr Kriegsschiffe ausrüsten kann, als die Amazone, so träumen sie bereits von einem Krieg auf Leben und Tod.

Wenn nun die beiden Nationen in dieser systematischen Feindschaft gegen Deutschland beharren, so werden sie im Laufe der Zeit genöthigt sein, einen Frieden mit Rußland zu schließen, der bei dem jetzigen Stand der Sympathien in England und Frankreich zu innern Erschütterungen von ungeheurer Tragweite führen würde; und da man den Trieb der Selbsterhaltung als das mächtigste Motiv der politischen Erkenntniß betrachten darf, so ist es wol zu

Digitized by Google

hoffen, daß auch in dieser Beziehung die Vorurtheile der Einsicht allmälig weichen werden.

Die Schlacht an der Tschernaja.

(16. August).

Konstantinopel, Ende August.

Ich nehme heute Gelegenheit, Ihnen nach den von mir eingezogenen Nachrichten und auf Grundlage einiger Correspondenzartikel, die sich in den hier erscheinenden Tagesblättern finden, eine Schilderung der Schlacht vom 16. August zu entwerfen. Man wird dieselbe Bataille de la Tschernaja nennen; eigentliche Brennpunkte des Kampfes waren das Wirthshaus (im Russischen Traktir, was sich von Traiteur herzuleiten scheint), wo sich eine steinerne Brücke über den Fluß hin befindet, die man, wie es scheint, leichtsinnigerweise nur durch eine leichte, von schwacher Mannschaft besetzte Flesche gedeckt hatte, und das Dorf oder der Flecken Tschorguna, weiter oberhalb, eine Ortschaft, die sich auf beide Ufer der Tschernaja erstreckt, und keine weitern bedeutenden Baulichkeiten als zwei oder drei große Hans (tartarische Herbergen) einschließt.

Ueber diese beiden Punkte, welche etwa Dreiviertelstunden auseinander gelegen sind, erweiterte sich das Schlachtfeld nach ober- und unterhalb dergestalt, daß die Entwicklung beider Fronten, der russischen und der der alliirten Truppen, bei dieser Action auf etwa eine Meile angenommen werden kann.

Wie sich nachträglich mehr und mehr herausgestellt hat, bereiteten die Russen den Schlag seit längerer Zeit vor, und zwar lag demselben nach hiesigen Vermuthungen der Zweck unter: hinter Kadikoj, zwischen dem Dorfe Karany und der Meierei Karagatsch, das Plateau des Chersones oder die Hauptposition der Verbündeten zu ersteigen und ihnen in dieser Weise eine Katastrophe zu bereiten, die, wenn sie eingetreten wäre, über den Feldzug in der Krim hätte entscheiden müssen. Um beurtheilen zu können, ob die Russen ihren Plan möglicherweise hätten ins Werk setzen können, müßte ich anwesend gewesen sein oder mindestens das in Frage kommende Terrain aus eigner Anschauung kennen, was nicht der Fall ist.

Man sieht bis zur Stunde noch nicht klar in Betreff der Arrangements, welche man feindlicherseits behufs der Ausführung der Unternehmung getroffen hatte; zumal laufen die Angaben in Hinsicht der Stärke der von den Russen verwendeten Truppenmassen einander diametral entgegen und schwanken zwischen 30—100,000 Mann. Die ersten Angaben, welche hier einliefen, und denen zufolge die Streitmacht des Feindes nicht 35,000 Mann erreicht hatte, unterschätzten dieselbe ohne Zweifel. Jetzt, nachdem man die Todten zu

Digitized by Google

Tausenden aufgenommen, ist man in das entgegengesetzte Extrem verfallen und redet von 100,000 Mann. Das ist offenbare Uebertreibung! Am meisten der Wahrheit nahe kommend erscheint mir die Taxirung des französischen Generalissimus selbst, der in seiner Proclamation an die französische Armee von 60,000 Russen redet.

Eine solche Masse konnte von dem Plateau der Makenziefarm hernieder, wo sie gesammelt worden war, nicht in entwickelter Frontlinie nach der Tschernaja geführt werden. Man mußte sie im Gegentheil zu diesem Zweck in mehre Colonnen zerlegen, und zwar scheint es wahrscheinlich, daß man auf diese Weise zwei gesonderte Corps formirt hatte, von denen das eine die siebente und funfzehnte Division umfaßte und auf die steinerne Brücke von Traktir dirigirt wurde, das andere aus den Divisionen No. 8 und 9 bestand und sich gegen Tschorguna wendete. Eine Garde- oder Grenadierdivision scheint die Reserve gebildet zu haben.

Die diesseitige Aufstellung war der Art, daß sich auf den besagten Linien nur Franzosen und Sardinier, erstere in einem Lager auf dem linken Tschernajaufer bei Traktir und letztere in einer verschanzten Stellung auf dem rechten, unmittelbar bei Tschorguna befanden. Letzterer Stellung hatte man den Namen Candora gegeben, zu Ehren des sardinischen Ingenieuroffiziers, welcher die das Lager schützenden Werke angelegt hatte.

Die Russen scheinen mit ihren Colonnentöten ziemlich gleiche Höhe gehalten zu haben und wenn sie mit den Sardiniern früher handgemein wurden, wie mit den Franzosen, so geschah es wol nur, weil jene sich weiter vorwärts auf der exponirten Flußseite befanden. Ein bemerkenswerther Umstand bei diesem ersten Zusammenstoßen, welches noch im Nebel stattfand und während dessen eine Orientirung diesseits durchaus unmöglich war, ist die Schnelligkeit, mit welcher die piemontesischen Truppen aus ihren Schanzen delogirt wurden. Die Wegnahme der Brückenfleschе bei Traktir geschah ebenso schnell, war aber ein bloßer Handstreich, da ein paar hundert Mann (wenn es soviel waren!) nicht an einen hartnäckigen und ausdauernden Widerstand gegen tausend denken können. Der Zeit nach fand diese Einleitung des Gefechts um drei Uhr Morgens statt. Um zehn Uhr war alles entschieden und die Russen auf das rechte Ufer zurückgeworfen. Die Affaire hat mithin sieben volle Stunden gedauert, was immerhin lange ist und schon ausreichen wird, um die Angaben der hiesigen Blätter, wonach die Verbündeten nur 1200 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten verloren, Lügen zu strafen. Andrerseits wird die lange Dauer es erklärlich machen, wenn der russische Verlust enorm groß war und nach übereinstimmenden Mittheilungen von verschiedener Seite her 6000 Mann beinahe erreichte.

Die drei Schlachten, an der Alma, bei Balaklava und Inkerman zeichnete das aus, daß in einer jeden von ihnen eine Waffe im Besondern excellirt

Digitized by Google

hat. In der ersteren hat ohne Zweifel das Bajonett der Zuaven und Hochländer entschieden, bei Balaklava excellirte, wenn auch in übel dirigirter Attake, die britische Reiterei; endlich hat bei Inkerman die Miniébüchse den Ausschlag gegeben. Es blieb nun noch übrig, daß die Artillerie sich verherrlichte. Diese Rolle war den wackern französischen Batterien beschieden, die der Oberst Forgeot commandirte.

Neben der französischen Artillerie hat sich auch die sardinische an dem denkwürdigen Tage große Verdienste erworben. Erstere war, die etwas rückwärts gestellte Reserveartillerie (12 Geschütze d. h. zwei Batterien der Garde) eingerechnet, mit 42 Geschützen vertreten. Die Sardinier hatten, wenn ich recht unterrichtet bin, nur 24 Stück. Hierzu kam noch die Mitwirkung einer türkischen und einer englischen Batterie. Man wird daher nicht weit abirren, wenn man die ganze Artilleriemacht der Verbündeten, die am Kampfe theilnahm, auf 80 Geschütze veranschlagt. Diese verhältnißmäßig geringe Zahl von Feuerschlünden, welcher die Russen mehr als das Doppelte entgegenstellten, hat die Aufgabe des Tages auf sich genommen und glänzend gelöst. Das Handgemenge hat sozusagen nur die Consequenzen des Sieges festgestellt, den die Batterien entschieden. Nach dieser Abschweifung, um den Charakter der Schlacht festzustellen, komme ich auf deren Verlauf zurück. Man kann den letzteren als einen Versuch bezeichnen, im Wege des Ueberfalls mit einer ganzen Armee ein Hinderniß (die Tschernaja) zu überschreiten, wobei man überrascht und von dem angegriffenen Theil schließlich in die ursprüngliche Position zurückgeworfen wird. Die eigentliche Krisis des Tages drängte sich in den Raum der Augenblicke zusammen, wo die Russen die Brücke von Traktir im Sturmschritt und mit lautem Hurrah überschritten, um sich der rückgelegenen Hügel und damit einer Position zu bemächtigen, welche später den Zugang zu dem Plateau möglicherweise erleichtert hätte. Aus den inzwischen zu Ihrer Kenntniß gekommenen anderweitigen Berichten werden Sie ersehen haben, daß der Moment gefahrdrohend genug war, und das Lager der Franzosen im eigentlichen Sinne des Wortes überfallen wurde. Den beiden französischen Regimentern No. 50 und No. 97 gebührt das Verdienst, den Feind auf der entscheidungsvollen Stelle zuerst aufgehalten zu haben. Nach ihnen scheinen sich die Zuaven am ehesten gesammelt zu haben, und gleich darauf die Infanterieregimenter No. 6 und No. 75. Da der Feind bis dahin nicht mehr wie etwa 10,000 Mann über den Fluß zu werfen im Stande gewesen war, so entschied sich die Frage über das Gelingen oder Mißlingen seines Versuchs in dem Augenblick, wo jene vier Regimenter und die Zuaven in die Action eingriffen. Von da ab war dem Gegner Halt geboten, und die Kräfte, welche später eintreten, wirkten eher als rückdrückendes Gegengewicht, als daß sie noch nöthig gewesen wären, die eigentliche Vertheidigung zu stützen.

Digitized by Google

Man wird nicht verfehlen, das Treffen mit der Schlacht von Friedland (14. Juni 1807) zu vergleichen, an welche es durch einige Züge erinnert. Aber an und für sich war die Alle mit ihren Weichufern damals nicht nur ein ganz anderes Hinderniß wie die Tschernaja, sondern die russische Heeresmacht war auch stärker und die Verhältnisse, welche zu der letztlichen Katastrophe führten, dem Sieger entschieden günstiger. In der Schlacht an der Tschernaja ist von einer ganzen Waffengattung, der Cavalerie, kein Gebrauch gemacht worden.

Wäre die Tschernaja ein Fluß mit Sumpfrändern, der nirgends durchwatet werden könnte, so würde General Pelissier, falls er anders seiner Sache gewiß war, gleich dem großen Napoleon bei Friedland (und ähnlich wie Blücher an der Katzbach) allerdings nichts Besseres haben thun können, als eine mindestens doppelt so große Zahl des Feindes hinüberzulassen. Ein Gegenangriff, der keilförmig von den Höhen zur Brücke vorgetrieben worden wäre, hätte dann den 20,000 Russen den Rückzug genommen und für diesen Theil wäre eine Katastrophe unvermeidlich gewesen. Wie die Verhältnisse indeß lagen, sind sie allem Anschein nach richtig erfaßt worden.

Vorgestern, gestern und heute sind an jedem Tage mehre hundert russische Verwundete und Gefangene hier eingebracht worden. Im Ganzen fielen 2200 Mann in die Hände der Verbündeten; unter diesen ein General und ein Oberstlieutenant. Man will hier wissen, daß unter den Todten auf dem Schlachtfelde die Leiche des russischen Generals Read aufgefunden worden sei. Man fand in der Brusttasche seiner Uniform Briefe, die keinen Zweifel über die Persönlichkeit übrig lassen.

Den Verlust der Alliirten kann man auf über zweitausend Mann annehmen.

Pariser Brief.

„Ici l'on danse!“ Dieses am 15. Juli 1789 von verwegener Hand an die Mauern der zerstörten Bastille geschriebene Wort summte mir den ganzen Abend hindurch im Gehirn und alle seidenen Schleppkleider und goldgestickten Uniformen, welche, so geeignet auf andre Gedanken zu bringen — mich umwirbelten, konnten mir nicht diesen melodischen Refrain aus den Ohren verscheuchen. Ici l'on danse! welche große poetische Weissagung! Man tanzt über dem Grabe der Tyrannei und wenn der Freiheitsbaum abgesägt, tanzt man wieder bei Hof und dann tanzt man wieder zu Ehren der Revolution und hierauf abermals in seidenen Strümpfen und stets von neuem. Ein wenig Erde

Digitized by Google

auf das frische Grab, eine Thräne und ein Seufzer für die Todten und — neuer Tanz. Doch wie und wann die lustigen, anmuthigen Wirbel dieses gottlosen Weltkindes sich auch drehen, es ist nicht bloßer Leichtsinn, bloße Genußsucht — es steckt etwas in diesen frivolen Sprüngen, was sie erzeugt, erklärt und entschuldigt: das stets gegenwärtige Bewußtsein der unglaublichen Beweglichkeit und Elasticität der Nation und ihrer Schicksale. Sieger dreht sich und Besiegter, heute mir, morgen dir, denkt jeder bei sich und daß er mit einem Schlag vom liederlichen Tanz zum frischen Kampf überzugehen im Stande wäre, darin liegt, was uns mit ihnen versöhnen darf. Ich bleibe dabei ici l'on danse, — seit jenem 14. Juli mischt sich hier Groß und Klein in ewigem Wirbel, alles berührt, alles begegnet sich und wo immer man tanze, tanzt man doch stets allen Traditionen und Vorurtheilen auf dem Kopfe herum. Wenn ich bei einem solchen Balle an den großen Platz vor dem Hotel de Ville komme, so wundere ich mich stets über die zahllose Masse, welche vor den Thoren wogt, um der Einfahrt der Geladenen gaffend beizuwohnen — ich wundere mich, daß nicht alle diese Grisetten, Lehrlinge, Meister und Meisterinnen jeglicher seine Karte zum Balle hat und ich möchte sie fragen, warum habt ihr euch denn nicht einladen lassen? denn in dieser, seit 70 Jahren beständig umgerüttelten Gesellschaft sind nie mehr als zwei Schritt von dem Mächtigen bis zum Kleinsten und wer hier nicht zu Hof, zum Präfecten und zu allen großen Staatsceremonien kommt, der will eben nicht. O großmächtige Königin Victoria, du hast schwerlich je in so legitimer Gesellschaft getanzt als heute, beinahe lauter ehrliche Bürgerssöhne und Töchter und unendlich wenig hoffähige Abkömmlinge von den Bastarden Heinrichs VI. und Ludwigs XIV.!

Ich beschreibe die Einzelnheiten des Balls nicht, denn die genaueste Vorstellung der Einzelnheiten gibt umsoweniger eine Idee von der Gesammtwirkung dieses Eindrucks, als es grade das Charakteristische dieses Sinnentaumelapparats ist, weder Auge, noch Ohr, noch Verstand zum genauen Unterscheiden der auf sie einströmenden Erscheinungen kommen zu lassen. — Man tritt ein und — Leser, bist du je in Dover oder sonst einem großen Hafen ans Land gestiegen, wo hundert zudringliche Flegel zugleich dich anfallen, der deinen Reisesack, jener deine Schachtel, ein andrer deinen Koffer an sich reißen will, Lohnbediente dich in deutscher, französischer und englischer Sprache anfallen, wo du gleichzeitig merkst, daß du deinen Regenschirm zurückgelassen hast und im selben Augenblick, wo du deinen Paß abgeben sollst, keine Münze findest, um deinen Kutscher zu bezahlen — warst du je in dieser verzweifelten Lage, so übersetze dir diese tausend gleichzeitigen Aufforderungen und Anreden ins Angenehme, Herrliche, Blendende und du weißt etwa, wie es dem zu Muthe ist, der in die Vorhalle dieses Ballsaals eintritt. Diese Gesammtwirkung einer

Digitized by Google

unglaublichen Licht-, Blumen- und Stoffverschwendung, durchdrungen von Musik, Wohlgeruch, dazu das Plätschern illuminirter Wasserfälle, der Glanz der Anzüge bringt eine Totalwirkung hervor, welche sich ebensowenig durch Beschreibung wiedergeben läßt, als die Musik des Don Juan. Als ich um 10½ Uhr ankam, waren Kaiser und Königin bereits im großen Tanzsaal mit einer Française beschäftigt. Ich ging hinab in meinen Lieblingsaufenthalt, den zum großen Saal umgeschaffenen Hof Ludwigs XIV. Man denke sich die vollkommenste Verwebung eines Prachtsaales und eines Lustgartens. Der Plafond himmelhoch oben, von Glas, unter welchem eine zeltartige Decke gespannt ist, durch deren Mitte eine große vergoldete Rosette die freie Luft zuläßt; zwei Stockwerke byzantinischer Fenster mit gewaltigen Säulen, welche mit den doppelten Galerien ebensoviele rundumlaufende Bogen bilden; im Hintergrund eine Doppeltreppe, welche aus dem ersten Stock herabführt; der ganze Boden mit Blumen bedeckt, ringsherum und in der Mitte plätschernde Fontainen, alle Wände und Säulen mit vergoldeten Gittern und Schlingpflanzen überzogen, alle Galerien und Logen mit rothem Sammet und Gold drapirt, jeder Fuß breit Erde oder Treppe mit karmoisinfarbenen Teppichen bedeckt; denke man sich die dazu die Frische der Atmosphäre, welche von oben Zutritt hat, den Duft der Blumen, sanfte Musik und den Glanz des Publicums — und man wird trotzdem sich diesen Sinnenrausch nicht vergegenwärtigen können. In diesem Saal eroberte ich mir einen Stuhl, um die gekrönten Häupter zu ihrer Zeit defiliren zu lassen. „Man kommt zu schaun und will nun einmal sehen." Im Bewußtsein der Dummheit dieser Gafferei wählte ich mir einen guten Platz. Vor mir war eine Schar deutscher Diplomaten und Offiziere versammelt; denn trotz der Uneinigkeit über den dritten und vierten Punkt entziehen sich diese Herren keiner Belustigung, welche zur Feier der westlichen Allianz veranstaltet wird. Wenn das Fremdenpublicum schon von jeher bei diesen Bällen in der Majorität war, so mußte dies jetzt umsomehr der Fall sein, da die Franzosen in Paris eben nur noch geduldet sind. Wie man bei der Zulassung zu diesen Bällen freigebig ist, so ist man umsomehr noch gastfreundlich und mancher deutsche Gesandte stellt mehr Gäste zu diesem Ball, als sein Fürst Soldaten zum Bundescontingent. Beinahe alle Uniformen der neun Armeecorps waren gegenwärtig und ein schlanker braunschweigischer Husar schien sehr unglücklich darüber, daß sein tapfrer Herzog proclamirenden Andenkens die gottlose Stadt unvertilgt gelassen.

Von allen Diplomaten war der schwarze Gesandte des Kaisers Soulouque der interessanteste. Er bewegte sich mit der — wie man sagt — seinem Beruf eignen Grazie in der goldgestickten Uniform, war aber zu meinem großen Herzeleid nicht von seiner Ehehälfte begleitet. Um so zahlreicher war das schöne Geschlecht durch häßliche Engländerinnen vertreten, wie denn überhaupt

d by Googl

die Geſichter am wenigſten zur Verherrlichung des Feſtes beigetragen hatten. Freilich thut die Enormität der Decoration dem Erſcheinen des Individuums Eintrag und manches Augenpaar wie mancher Brillantſchmuck, die anderwärts ſchimmern würden, verſchwinden hier wie Sterne bei Sonnenaufgang. Die rothen Fez, welche zu jeder Zeit gegenwärtig ſind, wo es in Paris luſtig zugeht, waren bei der islamitiſchen Richtung der Tagescultur natürlich auf Schritt und Tritt zu finden und ſtellten nebſt den engliſchen Midſhipmen das Hauptcontingent zu den Tänzen. Ihre Brüder aus der Wüſte — ſtattliche Beduinen — gingen gravitätiſch in ihre Burnuſſe gehüllt einher, auf den dunklen, glühenden Geſichtern (der Burnuß war nicht geeignet, die Glut zu verringern) Verwunderung und Ironie zugleich ausdrückend. Canrobert in Uniform mit großen Reitſtiefeln promenirte einſam und wechſelte nur hie und da einen flüchtigen Händedruck mit einem Begegnenden. Welch eine Maſſe von Ausrufungszeichen und Gedankenſtrichen zogen hinter jeder dieſer bedeutſamen Figuren hin! Der grauſame Krieg in der Krim, der ferne barbariſche Oſten, das ſchwarze Kaiſerthum Haiti, alles durcheinanderwirbelnd in dieſer bunten üppigen Umgebung, dem Meiſterwerke der modernſten Verfeinerung und auch wieder dieſem Hotel de Ville, dem Schauplatz ſo großer Ereigniſſe. Als ich heraustrat, waren die bunten Lichtpyramiden auf dem Platze halb erloſchen und von dem alten Thurm St. Jaques rief es mit Ironie herab: Ici l'on danse!

Correſpondenzen.

Aus Konſtantinopel, 13. Auguſt. — Ich habe in meinen ſeitherigen Berichten an Ihre geehrten Blätter nur ungern die politiſchen Verhältniſſe unter den vier, den Krieg gegen Rußland gemeinſam führenden verbündeten Mächten berührt, weil dies ein Feld iſt, welches man gemeiniglich nur von bevorzugtem Standpunkte aus klar zu überſchauen vermag, und dagegen die im Publicum rückſichtlich der Verhältniſſe innerhalb deſſelben verbreiteten Nachrichten nicht ſelten alles Grundes entbehren, oder mindeſtens doch nur mit überlegſamer Kritik aufgenommen werden dürfen.

Die Sage, daß England und Frankreich in Hinſicht auf das, um deswillen man den Krieg gegen Rußland zu führen habe, untereinander durchaus nicht einverſtanden ſeien, iſt ſo alt wie das Bündniß ſelbſt, welches ſie zur gemeinſamen Action vereinte. In dieſem Augenblick hat ſie viel an ihrem Credit verloren, nachdem man aus dem Verhalten beider Mächte gegenüber von Oeſtreich denn doch erſehen hat, daß eine Auflöſung der franzöſiſch-engliſchen Allianz doch wol nicht als nächſt drohende Gefahr daſtehe. Wie es aber auch in anderen Fällen wol geſchieht, fiel man aus dem einen Extrem in das andere, und heute findet im großen hieſigen Publicum keine Behauptung mehr Anklang wie die, daß zwiſchen den Ca-

Digitized by Google

bineten von London und Paris bereits eine Verständigung über die Besitzergreifung, nicht der Krim — o nein! — sondern der Dardanellen, des Bosporus und Konstantinopels zu Stande gebracht worden sei, und daß die Ausführung dieser großen und bedeutungsvollen Schritte nicht lange auf sich warten lassen würde. Andere, denen damit noch nicht genug vorausgesetzt zu sein scheint, gehen noch weiter und reden gradezu von einem Theilungsproject rücksichtlich des osmanischen Reiches, und daß man als einzige der Ausführung desselben entgegenstehende Schwierigkeit das Vorhandensein einer immerhin noch bedeutenden türkischen Kriegsmacht erachte, die es darum gelte so schnell wie möglich aufzulösen. Nur zu diesem Zweck, sagen sie weiter, wurde neulich aus dem Kern der im Lande verbliebenen osmanischen Armee ein starkes Corps unter dem britischen General Williams, nur darum eine Reiterdivision aus Eingeborenen unter dem Obersten Beatson formirt. Daß diese Truppen sich unter einer Führung wie die Omer Paschas besser schlagen würden als unter englischen Offizieren, liege auf der Hand. Allein man bezwecke auch durchaus nicht, mit dieser Streitmacht etwas Directes auszuführen, sondern dieselbe solle nur der osmanischen Armee in ihrer augenblicklichen Stärke und in ihrer Ergänzung Abbruch thun.

Ueber die Art, in welcher eine etwaige Theilung des Pfortenreichs dereinst zwischen England und Frankreich vor sich gehen könnte, herrscht unter der argwöhnischen Menge eine erstaunliche Ideenverwirrung. Nach den Einen zu urtheilen, wird die Sache sich leicht machen, indem der osmanische Staat in seine zwei Hauptbestandtheile, den türkischen (Rumelien und Anadoli) und den arabischen, (Irak, Cham, [Syrien] und Aegypten) auseinanderfallen und England die erstere Hälfte, Frankreich die letztere zufallen werde. Man erklärt dies als durchaus der außereuropäischen Politik beider Mächte für conform, denn Frankreich sei auf das Araberthum hingewiesen, weil es die nationale Grundlage der Bevölkerung seiner algierischen Besitzungen ausmacht und umgekehrt England auf das Türkenthum, weil . . . . nun ich glaube, der Grund war, weil eine dereinstige Landverbindung mit Indien Konstantinopel zu ihrem Ausgangspunkt nehmen müßte. Nach einer anderen Lesart steht es gradezu umgekehrt, indem England um einer dereinstigen, durch einen Kanal zu vermittelnden directen Seeverbindung wegen Aegypten verlangt und Frankreich dafür Dardanellen und Bosporus überlassen würde. — Was endlich Oestreich angeht, so macht man sich im großen Haufen keine Illusionen mehr darüber, als könne man für die Zukunft eine Herausgabe der Donaufürstenthümer erwarten, und es ist ein bemerkenswerther Zug, daß Pera im Durchschnitt geneigt erscheint, dieses Rückbehalten zu entschuldigen. In dieser Hinsicht pflegt man zu sagen: Walachei und Moldau seien das nothwendige Complement der östreichischen Monarchie.

— — 20. August. — Es ist während eines großen nnd über einen weiten Raum hin sich ausdehnenden Krieges angemessen, dann und wann einen Blick auf die Dislocation der verschiedenen Streitmassen zu werfen, wie sie sich über die einzelnen Kriegstheater ausbreiten, hauptsächlich um eine Unterlage für sein Urtheil rücksichtlich dessen zu gewinnen, was geschehen ist, und eine Stütze für etwaige Muthmaßungen über die in nächster Zukunft zu gewärtigenden Vorgänge. Was die Stärkenzahlen in der Krim angeht, so ist neulich von der französischen und englischen Presse,

vielleicht nicht ohne Mitwirkung der Regierungen, die Ansicht in Umlauf gesetzt worden, daß sich im Lager der Verbündeten vor Sebastopol nahezu 200,000 Mann versammelt befänden. In einer meiner früheren Zuschriften an Ihre geehrten Blätter bin ich bereits bemüht gewesen, diese Illusion zu zerstören, und zwar mit Vorbedacht, denn es muß selbstredend einer Kriegführung, die bis dahin erfolglos geblieben ist, in den Augen des Beurtheilers schaden und eine härtere Kritik über sie heraufbeschwören, wenn derselbe sich in dem Fall befindet, die Stärke der verwendbaren Kriegsmittel höher abschätzen zu müssen, als die Thatsachen es rechtfertigen. Wenn ich mich recht erinnere bezeichnete ich Ihnen in dem erwähnten Briefe 140,000—150,000 Mann als den damaligen muthmaßlichen Stärkenetal der Alliirten. Diese Ziffer hat seitdem einen Zuwachs gehabt, aber die Ausfälle, welche bald darnach Krankheiten und Gefechte herbeiführten, im Besonderen die Affaire vom 15. August, bedingen die Annahme, daß auch heute noch das Maximum sich auf etwa anderthalbhunderttausend Mann stellen wird. Wenn hier eines Zuwachses erwähnt worden, der in den letzten Monaten stattgefunden hat und nunmehr wiederum ausgeglichen worden ist, so betraf derselbe wesentlich die englische und französische Armee, namentlich die letztere. Die piemontesischen Truppen dürften erst in den nächsten Wochen eine Verstärkung im Belaufe von 4000 Mann zugeführt erhalten, und was die türkischen Truppen angeht, so sind sie seit der Ankunft der ägyptischen Division unter Achmed Menekli Pascha (im April d. J.) weder verstärkt worden, noch befand sich die Pforte in der Lage, ihnen einen Zuschub zugehen zu lassen. Eine richtige Abschätzung ihres wahren Bestandes ist darum das schwierigste Problem, welches sich bei der Frage der Ermittlung der Größe des alliirten Heeres stellt. Wie Sie sich erinnern werden führte Omer Pascha etwa 70 Bataillone nach der Krim hinüber, von denen derzeit ein jedes einen Etat von etwa 500 Mann repräsentirte. Die ganze mit ihm gekommene Streitmacht ist demnach an Infanterie auf 35,000 Mann zu berechnen. Cavalerie nnd Artillerie mögen auf weitere 5000 Mann abgeschätzt werden können, so daß dem Ganzen eine Stärke von etwa 40,000 Mann beizumessen war. Hierzu traten noch die Truppen (zehn Bataillone) welche gleich anfangs (im September 1854) sich mit den Verbündeten, unter Osman Pascha, eingeschifft hatten, und denen später acht oder neun Bataillone nachgesendet worden waren. Mit anderen Worten heißt das: Omer Pascha hatte vor Ankunft des Achmed Menekli mit den Aegyptern ein Heer von etwa 88 Bataillonen, von 5000 Mann Cavalerie und Artillerie, alles in allem also zwischen vierzig- und funfzigtausend Mann beisammen. Es dürfte diese Schätzung für die Tage gelten, in denen der Sturm auf Eupatoria abgewiesen worden war (17ten Februar 1855), die späteren Krankheiten rafften viel Leute weg; lichteten die schwachen Bataillone noch mehr, und wenn man auch mehre tartarische Reiterregimenter errichtete, vermochte dieser Zuschub dennoch nicht die Lücken auszufüllen, die täglich von der Cholera, dem Typhus und Scorbut gerissen wurden. Es war im Monat Mai, wie ich aus meinem Notizenbuch ersehe, als ich von sonst gut unterrichteter Seite die Bemerkung fallen hörte, die türkische Armee zähle mit Einschluß der Aegypter nahe an hundert Bataillone, aber man kann sie nichtsdestoweniger auf nicht höher wie 35,000 Mann anschlagen. Um den Stärkenbestand für heute bemessen zu können, muß man vor allen Dingen eingedenk sein, daß diese osmanisch-taurische

Digitized by Google

Armee mehr wie irgendein andrer Heerkörper während der letzten Monate, zumeist zwischen Eupatoria und Kamiesch, sodann zwischen Kamiesch und Balaklava, und zwischen diesem Ort und dem Baidarthale hin- und hergeworfen worden ist, daß ihre Verpflegung von jeher in der Krim viel zu wünschen übrig ließ, und daß, wenn auch im geringerem Maße, wie unter den Sardiniern, dennoch Krankheiten auch in ihren Reihen enorme Verwüstungen anrichteten. Vielleicht heißt es noch zu hoch greifen, wenn man voraussetzt, die türkische Armee in der Krim erreiche derzeit einen Stand von 25,000 Mann. Dieses setzte für das Bataillon eine durchschnittliche Stärke von über zweihundert Mann voraus, wogegen es Thatsache ist, daß viele auf unter hundert Mann zusammengeschmolzen sind. Diese fünfundzwanzigtausend Krieger müssen nichtsdestoweniger heute als der Kern der gesammten osmanischen Kriegsmacht angesehen werden, die der Krieg wol mehr als man zumeist anzunehmen geneigt sein mag, gelichtet hat. Sie sind ein geschlossenes Ganzes vom engsten Gefüge, und wenn die vierzig oder funfzig Bataillone, die Ismael Pascha zwischen dem Balkan und der Donau zur Verfügung hat, auch eine gleich große, ja vielleicht eine stärkere Masse (man redet hier von 30,000 Mann) ausmachen, so kommen sie dennoch an innerer Güte den Truppen, die Omer Pascha in Taurien zurückgelassen hat, nicht gleich.

Wie Ihre Leser sich erinnern werden, traten die sardinischen Truppen in einer Stärke von 15.000 Mann in der Krim auf und sie haben seitdem gleich den Türken keine Verstärkung zugeführt erhalten. Vor einem Monat wurde dieses Armeecorps nur noch auf 10,000 Combattanten berechnet, und seitdem hat es fortgefahren einzuschmelzen, dermaßen zwar, daß man jedenfalls hoch greifen wird, wenn man es mit 9000 Mann in Rechnung zieht.

Die englische Armee in der Krim hat in der Mitte des vorigen Monats schwerlich mehr wie 17,000 Mann ausgemacht. Hierzu sind neuerdings allerdings ganz bedeutende Verstärkungen hinzugestoßen und im Besondern hat die Cavalerie, die schwere wie die leichte, eine äußerst bedeutende Vermehrung erfahren; aber nichtsdestoweniger kann man zur Zeit das ganze Stärkenmaß auf nicht mehr als 20.000 Mann berechnen, ja wie ich fürchte wird diese Ziffer von den britischen Truppen nicht erreicht.

Ich komme endlich zur Abschätzung der französischen Krimarmee. Seitdem dieselbe sich in den Händen des Generals Pelissier befindet, ist es schwer, dabei zu einer festen Zahl zu kommen. Die letzten Verluste, welche noch nicht feststehen, stören außerdem bedeutend das Rechnenexempel. Wenn man annimmt, daß seit dem Sturm auf den Malakow vom 18. Juni gegen 12,000 Mann Verstärkungen eintrafen und daß seitdem etwa ebensoviel durch Krankheiten und Gefechte hinweggerafft wurden, gelangt man zu der Zahl von 80,000 Mann (nämlich etwas über 7000 Mann für jede der elf Divisionen). Mittelst der Truppen, welche in Konstantinopel stehen ist man indeß jederzeit im Stande, diese Masse auf nahezu neunzigtausend Mann zu steigern.

Es ist ein großes Zugeständniß, welches ich den englischen und französischen Blättern mache, wenn ich annehme, die französische Armee unter General Pelissier belaufe sich bereits jetzt an Ort und Stelle auf 90,000 Mann. Nichtsdestoweniger wird dadurch meine im Eingang dieser Zeilen ausgesprochene Maximalschätzung

Digitized by Google

des verbündeten Heeres in der Krim nicht überschritten. Hier folgt die Uebersicht der verschiedenen Ziffern:

25,000	Mann	Türken.
9,000	„	Piemontesen.
20,000	„	Engländer.
90,000	„	Franzosen.
144,000	Mann.	

Im Obigen wurde schon erwähnt, daß man die Armee des Ismael Pascha an der untern Donau, respective in Schumla und der Dobrudscha, auf höchstens 30,000 Mann annehmen könne; desgleichen weiß man, daß die Armee von Kars nicht mehr wie 17,000 Mann ausmacht (dieselben, die unter Wassif Pascha in dieser Festung eingeschlossen sind) und endlich, daß man das Corps von Batum mit 10,000 Mann sicherlich nicht zu niedrig abschätzt. Es sind das weitere 57,000 Mann türkische Truppen und zwar erhebt sich mit ihnen die ganze jetzt in den Pontusländern gegen Rußland agirende Truppenmacht auf 201,000 Mann. Nur wenn man dieser Zahlen eingedenk ist, wird man ein Verständniß darüber erhalten, wie es möglich gewesen, daß der Krieg seither so geringe Resultate ergeben hat. Man hat ihn mit viel zu geringen Kräften eröffnet und mit durchaus unzureichenden seine Weiterführung betrieben. Wenn man an entscheidender Stelle zu dieser Einsicht gelangen wird, steht dahin. Die 70,000 Mann Franzosen (hier hat die Angabe des Moniteur, daß nur 14,000 Mann verloren gegangen, ein schmerzliches Lächeln erregt) würden vielleicht nicht in Bulgarien, in der Krim und am Bosporus neben 30,000 Engländern eingescharrt liegen, wenn man sich gleich anfangs entschlossen hätte, anstatt 40,000 Mann deren 140,000 nach dem Orient zu senden. Solcher wichtigen Einsicht den Weg an entscheidender Stelle zu bahnen, wäre wol eine des Generals Canrobert würdige Mission bei seiner Reise nach Paris. Ob er ihrer eingedenk gewesen ist?! — — —

— — 20. August. — Es sind Nachrichten von hoher Bedeutung, die ich Ihnen heute zu schreiben habe. Sie kennen wol bereits die Vorgänge vom 16. und 17. Man erachtet die Verluste der Russen an beiden Tagen (das Feuer war nach 4 Uhr Morgens am 17. nur noch schwach) auf 5—6000 Mann. Daß man auf französischer Seite mehr wie 1200 Mann verloren, dürfen Sie annehmen. Alles ist in Erwartung einer großen Schlacht, die vielleicht jetzt bereits vor sich gegangen. Man meint hier: die Russen hätten für den 15. August auf einen Angriff der Verbündeten gegen den Malakow gerechnet und beabsichtigt, in diesem Augenblick von der Tschernaja her ihre rechte Flanke anzufallen.

Der Serda Ekräm Omer Pascha wird, wie vorgestern entschieden worden, nach Batum gehen und von dort aus eine Offensive gegen Tiflis einleiten, um einen Entsatz von Kars in dieser indirecten Weise zu versuchen.

Zu diesem Zweck sollen ehestens 25 Bataillone der osmanischen Donau- und Krimarmee nach Batum gesendet werden und zwar wird Ismael Pascha 16—17 Bataillone stellen und Achmed Menekli Pascha die andern 8—9 zuführen. Darnach zu schließen ist es auf eine Räumung Eupatorias abgesehen, des einzigen Punktes, von dem aus eine glückliche Operation möglich wäre.

Digitized by Google

Vermischte Literatur. Volkswirthschaftslehre. Eine populäre Darstellung dieser Wissenschaft. Herausgegeben von dem schulwissenschaftlichen Bildungsvereine zu Hamburg. Hamburg, Hoffmann und Campe. — Durch die Arbeiten der neuen Schule, namentlich durch Roscher, ist eine objective, von den Parteikämpfen der Gegenwart unabhängige Darstellung der Nationalökonomie möglich geworden. Es liegt daher nahe, diesen Gewinn so schnell als möglich für pädagogische Zwecke zu benutzen. Das gegenwärtige Buch hat eine bestimmte Veranlassung. Der hamburger Lehrerverein hat seit längerer Zeit sich mit der Idee getragen, auch diesem Unterrichtszweig in Bildungsanstalten, die mehr für das praktische Leben berechnet sind, Bahn zu brechen. Zu diesem Zweck mußte zunächst der Versuch gemacht werden, die Lehrer in dem Felde zu orientiren; und das ist die nächstliegende Aufgabe der gegenwärtigen Schrift. Die Sache hat ihre sehr großen Schwierigkeiten, denn so einfach sich auch die Verhältnisse der Volkswirthschaft für denjenigen darstellen lassen, der in das praktische Leben überhaupt einen Blick gethan, so schwierig wird es sein, einem Knaben Beziehungen klar zu machen, die ihm ganz fern liegen; allein des Versuchs ist ein solches Unternehmen immer werth, und der vorliegende Versuch ist ein sehr achtungswerther. —

Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher von Friedrich Körner, Oberlehrer an der Realschule in Halle. Leipzig, Costenoble. — Das Buch schließt sich dem ähnlichen von Julie Burow an, welches für Mädchen bestimmt war. Es enthält nicht grade sehr neue, aber wohlmeinende, von einem tüchtigen Lehrer ausgehende Betrachtungen, die von verständigen Eltern wol zu beherzigen sein dürften. —

Deutschlands Sieger auf Englands Rennbahnen. Für alle guten Patrioten von Pegasus. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. — Das Pferd, welches sich als Verfasser unterzeichnet hat, ist zwar als Liebling der Musen bekannt, allein dies Mal bezieht sich seine patriotische Gesinnung doch mehr auf seine eigne Nationalität d. h. auf das Volk der Pferde. Die erste Geschichte von dem wunderbaren Hengst, der 1734 als Beschäler nach Paris kam, haben wir schon in einem Roman von E. Sue gelesen. Für Edelleute, die an dem echten noblen Sport ihr Gefallen finden, wird dies instructive Verzeichniß von Vollblutgeschöpfen ein großes Interesse haben. —

Fliegende Blätter für Musik. Wahrheit über Tonkunst und Tonkünstler. Von dem Verfasser der „Musikalischen Briefe". Zweiter Band. Zweites Heft. Leipzig, Baumgärtner. — Der Wohlbekannte muß bei diesem Heft sehr übler Laune gewesen sein; er hat doch sonst die liebenswürdige Eigenthümlichkeit, jede Erscheinung, auch von den verschiedensten Richtungen, möglichst lobend zu besprechen, dies Mal aber hat er bei der Besprechung der Hanslickschen Schrift, die auch wir angezeigt haben, eine ganz ungewöhnliche Strenge angewandt. Daß Herr Hanslick in seinem Grundprincip sich durch die natürliche Reaction gegen eine anderweitige Verirrung, nämlich gegen die Theorie, daß bei der Musik der Ausdruck die Hauptsache sei, zu gewagten Behauptungen hat verleiten lassen, ist auch von uns angeführt worden, allein das Buch enthält auf seinen Seitenwegen soviel geistvolle und bedeutende Bemerkungen über das Wesen der Musik, daß man sich über den Ton, welchen der Wohlbekannte anschlägt, nur wundern kann. Uebrigens

Digitized by Google

müssen die guten Freunde, die Wagnerianer, dies Mal die üble Laune auch ausbaden, und die beifällige Aufnahme des Maurer und Schlosser in Weimar wird als Beleg zu der alten Wahrheit aufgefaßt: „Daß einseitigste Kunstanschauung und verzwickteste Systemsucht zwar in einzelnen Köpfen entstehen und sich festsetzen kann, niemals aber aller Gebildeten sich bemächtigen wird, daß vielmehr das Verlangen nach Mannigfaltigkeit und Abwechslung in dem gesunden Menschengeiste als ein Urgesetz liegt, welches die Natur anerkennend befriedigt, was auch die Kunst thun soll, und kurz, daß das Drama der Zukunft als ausschließlich berechtigte Kunstoffenbarung eine lächerliche Ausgeburt eines krankhaften Gehirns ist und bleibt." —

Die neue Saison des Gewandhauses. — Indem wir uns bei Eröffnung der neuen Saison vorbehalten, in Betreff der musikalischen Leistungen unsere Wünsche auszusprechen, müssen wir zunächst über die äußere Einrichtung, welche uns das Programm anzeigt, unsere unbedingte Befriedigung aussprechen. Was die Grenzboten seit mehren Jahren als die unabweisbare Forderung der Gerechtigkeit und Billigkeit dargestellt haben, ist von der Gewandhausdirection endlich zugestanden worden: die Gemüthlichkeitsverhältnisse der Familiencoterien, des Stoßens und Schlagens auf der Treppe und was sonst zu den Annehmlichkeiten der Concerte gehörte, hört auf, und der im gemeinen bürgerlichen Leben herrschende Rechtsgrundsatz, daß der Verkäufer, der einen Preis annimmt, auch die Waare liefern muß, macht sich auch am Neumarkt geltend. Wer jetzt noch die Gemüthlichkeit, das Stoßen und Schlagen auf der Treppe und dergleichen liebt, kann es auf eigene Hand thun. — Die bisherige Einrichtung des Concerts war auf Zeiten berechnet, die längst vergangen sind. Damals hielten eine gewisse Anzahl reicher Familien das Concert; die Damen saßen in dem großen Saal, wo überflüssig Platz war, familienweise, und in vollem Ballputz beisammen, in den Pausen wurde Thee herumgereicht und die Herren fanden sich zur Cour ein. Diese Gemüthlichkeit war unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr möglich, die Damen mußten sich ihre privilegirten Sitze in hartem Kampfe erobern, und wenn wir auch der modernen Gymnastik, die auf altspartanische Weise das schöne Geschlecht heranzieht, unsere volle Achtung nicht versagen können, so glauben wir doch, daß es schicklichere Schauplätze für diese edle Kunst gibt, als die Treppe des Gewandhauses. Daß nebenbei der Unfug mit den persönlichen und Familienbillets aufhört, der doch nur zu systematischen Betrügereien veranlaßte, können wir ebenso als einen Fortschritt begrüßen. Auch die Steigerung des Preises können wir nur billigen, sie entspricht dem Verhältniß anderer großer Städte, und die minder bemittelten Classen haben in Leipzig hinreichende Gelegenheit, ihre musikalischen Bedürfnisse anderweit zu befriedigen; und so sehen wir denn dem lang entbehrten Genuß dieser schönen Anstalt mit ruhigerem Behagen entgegen, als in den frühern Jahren.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den wiener Verträgen.

Von G. G. Gervinus. Erster Band. Leipzig, Engelmann. —

Es ist wol seit längerer Zeit in Deutschland kein Werk erschienen, dem das gesammte Publicum mit so gespannter Erwartung entgegengesehen hätte, als diese neue Schrift von Gervinus. Eine Darstellung von der Gesammtentwicklung unsres heutigen Lebens, welche von der Zeit anhebt, wo eine furchtbare, die ganze Gestalt der Welt verändernde Katastrophe vorüber war, darf nicht als eine Befriedigung müßiger Neugier betrachtet werden; wir verlangen von ihr eine große Auffassung des Ziels, nach dem wir zu streben haben, scharfe Einsicht in die Mittel, die dahin führen können, strenge Consequenz in Beziehung auf die Gegenstände, Gerechtigkeit und billige Rücksicht gegen die Personen, deren leitendes Streben wir gut heißen, auch wo wir uns im Einzelnen nicht ganz mit ihnen befreunden können. Man hat dem Liberalismus der frühern Zeit und zwar mit Recht vorgeworfen, beschränkt und einseitig in seinen Gesichtspunkten gewesen zu sein; der neue Liberalismus ist durch die historische Schule gegangen und hat nicht mehr nöthig, seinen Gegnern einen einseitigen Haß entgegenzubringen, da er gebildet genug ist, sie zu übersehen.

Das Interesse, mit welchem das Publicum an das neue Werk geht, ist zunächst ein politisches. Gervinus hat bereits seit seiner Literaturgeschichte, wenn auch die Bestimmung derselben anscheinend der Politik fern lag, sich unter den literarischen Führern einer Partei hervorgethan, die man zwar vielfach gelästert hat, auf die aber doch im Grunde alle Gebildeten des Volks ausschließlich ihre Aufmerksamkeit richten. Wenn man auch zuweilen in einzelnen Punkten von ihm abweichen mußte, niemals konnte man den ehrlichen, consequenten und geistvollen Mann verkennen. Man durfte mit Recht vermuthen, daß in seiner Geschichte die Parteirichtung, der er selbst angehört, mit innerer Nothwendigkeit sich als das Ergebniß der bisherigen historischen Dialektik darstellen würde, und schon in diesem ersten Theil, obgleich er sich im Grunde nur mit den Vorbereitungen beschäftigt, finden wir vieles, was diese Voraussetzung

Digitized by Google

auf eine glänzende Weiſe rechtfertigt: Entſchloſſenheit und Feſtigkeit des Urtheils, Folgerichtigkeit des Princips und ein entſchiedener Lebensmuth, der in dem Glauben an die Idee ſich durch Zufälligkeiten nicht irren läßt. Wie es auch im Uebrigen mit der Ausführung ſeines Plans beſchaffen ſein mag, das Buch iſt wiederum eine That, die zur Aufklärung der politiſchen Begriffe, und was damit zuſammenhängt, zur Bildung und Befeſtigung einer unſichtbaren Partei in ſeiner Art ebenſo beitragen wird, als die Literaturgeſchichte.

Freilich wird die politiſche Tendenz bei einem in ſo großartigem Maßſtab angelegten Werk nicht ausreichen. So ſehr wir mit dem Zweck des Verfaſſers übereinſtimmen, wir werden ſein Werk nur dann mit unbedingter Freude begrüßen können, wenn es auch den Geſetzen der hiſtoriſchen Kunſt vollkommen gerecht geworden iſt. Um hier nicht unbillig zu ſein, muß man die Schwierigkeit der Aufgabe in Anſchlag bringen. Zwar ſcheint das Werk dazu beſtimmt zu ſein, ſich über alle modernen Völker auszudehnen, allein der Schriftſteller denkt doch zunächſt immer an die Nation, der er ſelbſt angehört und macht ſie unwillkürlich zum Mittelpunkt ſeiner Darſtellung. Hier ſteht der Deutſche gegen den Engländer und Franzoſen in einem unermeßlichen Nachtheil. Die Geſchichte der letzten vierzig Jahre nimmt bei allen übrigen Völkern einen dramatiſchen Verlauf, ſie ſind ſtets in Bewegung, in Leidenſchaft, in Action, in einer verhältnißmäßig folgerichtigen Entwicklung. Deutſchland dagegen ſpielt eine ganz paſſive Rolle. Seine Geſchichte wird außerhalb ſeiner Grenzen gemacht und ſeine innere Entwicklung hat keinen eigentlichen Mittelpunkt. In der Geſetzgebung, der Verwaltung, im kirchlichen Leben, in der Literatur und Kunſt iſt vielerlei geſchehen, die Induſtrie hat glänzende Fortſchritte gemacht, aber alle dieſe Einzelnheiten zu einem kunſtgerechten Bilde zu verarbeiten, würde eine Aufgabe ſein, die auch der größte Schriftſteller nur annäherungsweiſe zu löſen vermöchte. In dieſer Beziehung war Häuſſer, deſſen Geſchichtswerk grade bis zu dem Zeitpunkt reichen ſoll, wo Gervinus anfängt, viel günſtiger geſtellt, und wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß ſein Werk auf den erſten Anblick einen erfreulicheren Eindruck erregt. Die Aufgabe von Gervinus iſt unendlich ſchwieriger, und dieſe Schwierigkeit müſſen wir mit in Rechnung bringen, um uns ein unbefangenes Urtheil zu bilden.

Aber grade weil wir das Werk als ein Nationalwerk betrachten, von deſſen Erfolg weit mehr abhängt, als bei einem andern literariſchen Erzeugniß, und weil bis zur Vollendung deſſelben der Verfaſſer noch hinreichend Zeit hat, ſeine bisher befolgte Methode einer genauern Prüfung zu unterwerfen, halten wir es für nothwendig, offen und beſtimmt mit den Bedenken hervorzutreten, die uns der erſte Band einflößt. Nachdem ein ſo bedeutender Schriftſteller wie Gervinus das Werk unternommen, wird ſich in den nächſten zehn Jahren kein zweiter daran verſuchen wollen, und es iſt alſo ein bleibender Verluſt für

Digitized by Google

die gesammte Nation, wenn das Unternehmen nicht so ausfällt, wie seine Freunde es wünschen müssen.

Gervinus bisherige Schriften hatten einen vorwiegend kritischen Zweck, auch seine Literaturgeschichte. Die Feststellung des Urtheils war ihm überall wichtiger, als die Vollständigkeit der Erzählung. Daß wir die Spuren dieser Richtung auch in dem neuen Werke finden würden, haben wir erwartet, aber sie finden sich in größerem Maße, als es wünschenswerth ist. Mit der politischen Geschichte verhält es sich anders, wie mit der literarischen. D[ie] erste Aufgabe des Geschichtschreibers bleibt immer, genau und deutlich zu erzählen. Zwar müssen wir den ersten Band noch als Einleitung betrachten, wo also eine gedrängtere Erzählung und ein größeres Hervortreten der Reflexion erlaubt ist, allein auch innerhalb dieser Schranken hätte sich eine größere Kunst entfalten können. Die Geschichte ist undeutlich erzählt, für die Auswahl der einzelnen Thatsachen findet man kein durchgreifendes Princip, über die Zeitfolge wird zuweilen ohne Grund weggegangen und Umstände, die zum Verständniß nothwendig sind, werden ausgelassen. Wenn Gervinus einen kurzen Abriß schreiben wollte, so durfte er bei seinem Publicum eine vollständige Kenntniß der Thatsachen voraussetzen; bei dem großen Umfang seines Werks mußte er es aber so einrichten, als ob die Zeit noch niemals historisch behandelt wäre. — Gervinus kann sein persönliches Urtheil niemals zurückhalten. Kaum führt er uns in die Mitte der Ereignisse, so legt er bereits seine Kritik darüber an den Tag. Schon auf der zweiten Seite, wo er von Napoleon spricht, setzt er weitläufig auseinander, was alles hätte geschehen können, wenn Napoleon dies oder jenes gethan, dies oder jenes gelassen hätte, das heißt, wenn Napoleon nicht Napoleon gewesen wäre; und das geht durch das ganze Buch so fort. Nun wird zwar jedem Leser daran gelegen sein, zu erfahren, was ein so geistvoller Mann wie Gervinus über die Handlungsweise Napoleons und der übrigen für ein Urtheil fällt; aber es würde ihm viel lieber sein, wenn dieses Urtheil sich als Endergebniß der ganzen Betrachtung zum Schluß herausstellte. Zunächst muß es ihm darauf ankommen, zu erfahren, was Napoleon und die andern wirklich gethan haben, nicht was sie hätten thun können. — Diese voreilige Neigung zur Kritik beeinträchtigt auch die Wahrheit der Charakteristik. Zwar sind wir weit davon entfernt, von dem Geschichtschreiber zu verlangen, er solle jede Person, die er einführt, ausführlich schildern, aber bei den eigentlichen Helden des Jahrhunderts kann man verlangen, daß er wenigstens nicht dazu beiträgt, ihrem Bilde durch kunstwidrige Hervorhebung zufälliger Seiten eine falsche Färbung zu geben. Am auffallendsten ist dies hier mit dem Freiherrn von Stein geschehen. Steins Culminationspunkt fällt grade in die Zeit, wo Gervinus beginnt, und es wäre wol zweckmäßig gewesen, zur Freude und Erbauung des deutschen Volks von diesem großen Manne ein angemessenes

Digitized by Google

Bild zu geben; aber kaum hat er ihn eingeführt, so fängt er wegen einzelner Ideen mit ihm zu hadern an, was übrigens gar nicht schwierig ist, da Stein in seinem Leben wenig Meinungen ausgesprochen hat, über die nicht der kaltblütige Beobachter, der blos das Einzelne auffaßt, den Kopf schütteln möchte. Man hat nichts nöthig, als sein Leben in die einzelnen Tage zu zerlegen und den verbindenden Faden fallen zu lassen, um ihn zu einer lächerlichen Figur zu verzerren; aber der echte Historiker soll grade zeigen, daß er nicht analysirt wie der gemeine Mann, daß seine Analyse das Nervengeflecht bloßlegt, während der gemeine Mann seine Pflicht gethan zu haben glaubt, wenn er die Oberfläche durch das Mikroskop besieht. Die Charakteristik der hervorragenden deutschen Männer zur Zeit des wiener Congresses war nicht nur eine äußere Zierrath, die der Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts nach Belieben anbringen oder weglassen konnte, sondern sie gehörte nothwendig zum Organismus des Baues und Gervinus hat damit eine seiner schönsten Aufgaben vernachläßigt. Wir wollen hoffen, daß er sie nachträglich ergänzen wird, obgleich sich ihm kaum eine so günstige Gelegenheit, wie im ersten Bande, wieder darbieten dürfte.

In der Darstellung finden wir das sorgfältige Bemühen, die bisherige Weise seines Stils, den beständigen Parallelismus, der sich für die ruhige Erzählung nicht eignet, aufzugeben, und wir finden sogar ziemlich starke Einwirkungen von dem Stil Macaulays; allein Spuren seiner alten Weise sind noch immer geblieben*) und die neue Weise hat sich umsoweniger damit verschmelzen wollen, da das glänzende rhetorische Talent Macaulays unserm deutschen Historiker fehlt. Zweckmäßiger wäre es vielleicht gewesen, wenn Gervinus nach möglichster Einfachheit und Klarheit des Stils gestrebt hätte. — Man hat ihm öfters vorgeworfen, daß er mit seiner persönlichen Meinung zu sehr hervortritt; um dies zu vermeiden, wendete er das Mittel der Anonymität an. Wo es ihn drängt, seine Meinung auszusprechen, tritt er nicht in eigner Person auf, sondern erzählt: „Scharfe Kritiker sagen", „dieser und jener sagt", „man war der Ansicht" u. s. w. Aber es kommt gar nicht darauf an, was ein scharfer Kritiker, was dieser oder jener, was Hans oder Kunz sagt, sondern was das Richtige ist; und wenn sich der Geschichtschreiber in der Lage findet,

*) Als ein wunderliches Beispiel führen wir eine Satz über W. Scott an, S. 405. „Denn obgleich man von ihm (wie von Beethoven) rühmte, daß niemand der Welt soviel Vergnügen gemacht habe, wie er mit den Erzählungen, die der ganzen Lesewelt tägliche Nahrung waren, so war doch von jener geistigen Tiefe, die große Probleme lösend oder aufwerfend das Geistesleben der Völker an sich selber förderte, oder von jener eindringenden, ideenhaften Anfassung des Nationallebens, die im Sinne Shakespeares ein Spiegelbild der Zeit entwerfen könnte, nichts, weder in Scotts Persönlichkeit, noch in seinen Werken." — Erinnert diese unrhythmische Gedankenverbindung (W. Scott und Beethoven) nicht stark an die Manier Jean Pauls?

Digitized by Google

aus der Erzählung zur Reflexion überzugehen, so möge er die persönliche Verantwortung dafür übernehmen. Freilich wird es für seinen Zweck am besten sein, wenn er diese Lage soviel als möglich vermeidet, und wo es irgend gehen will, die Thatsachen sprechen läßt. — Wir werden bei der Analyse des Einzelnen mehrfach Gelegenheit haben, auf diese allgemein hingestellten Einwürfe zurückzukommen.

Der erste Band zerfällt in vier Abschnitte: die Restauration der Bourbonen, den wiener Congreß, die Uebersicht der literarischen Bewegungen und die östreichischen Zustände bis 1820.

Der erste Theil ist schon vielfältig behandelt worden, vorzugsweise freilich von französischen Geschichtschreibern, aber auch von deutschen, und im Grunde ist die richtige Ansicht über diese Begebenheiten soweit festgestellt, daß nicht viel Neues hinzugefügt werden kann, umsoweniger, wenn man über keine neuen Quellen disponirt. Trotzdem war dieser Eingang nicht zu vermeiden und Gervinus bringt durch einzelne seiner Reflexionen eine große Befriedigung hervor. So ist es sehr gut, daß er die Restauration nicht aus zufälligen kleinen Intriguen ableitet, sondern aus der innern Nothwendigkeit. Es ist höchst erfreulich, daß er gesinnungslose Intriguanten, wie Talleyrand und Fouché, deren unzweifelhafte Talente so manchen weichmüthigen Schriftsteller verführt haben, mit souveräner Verachtung abfertigt. Freilich ist es nicht geschickt, daß er einen Tadel gegen die restaurirte Dynastie damit verbindet, weil sie sich solcher Werkzeuge bedient habe. Wenn Männer, wie Chateaubriand und Lamartine einen ähnlichen Vorwurf erheben, so verbinden sie damit einen bestimmten Hintergedanken; sie wollen das Ruder des Staats reinen d. h. royalistischen Händen anvertrauen. Gervinus ist aber dieser Ansicht keineswegs, und sein Wunsch, die Regierung ehrlichen und einsichtsvollen Männern anvertraut zu sehen, ist zu allgemein gehalten, um schwer in die Wagschale zu fallen. Wenn ein neues Herrscherhaus in fertige Zustände eingeführt wird, so muß es nothgedrungen zunächst versuchen, sich mit den bisherigen Machthabern abzufinden, bis es soweit orientirt und der Situation Herr geworden ist, um diese beseitigen zu können. Die Machthaber der damaligen Zeit waren aber unzweifelhaft die Marschälle, Senatoren und Diplomaten des Kaiserreichs. Sie waren für die erste Periode der Restauration unvermeidlich; übrigens hat man sie früh genug bei Seite geschafft. — Noch in einem andern Punkt müssen wir die Restauration in Schutz nehmen. In neuerer Zeit ist das Stichwort der Legitimität so vielfach ausgebeutet worden, daß man eine gerechte Abneigung dagegen hat; aber um unbefangen zu urtheilen, muß man sich doch in die Lage der Betheiligten versetzen. Wenn Ludwig XVIII. darauf bestand, die Krone nicht als ein Geschenk des Volkes oder gar des Senats, sondern kraft des Grundsatzes zu nehmen, daß die Krone nicht stirbt; wenn er erklärte, daß

Digitized by Google

sein Erbrecht sein einziger Anspruch sei und daß er keinen andern habe, so muß man ihm darin vollkommen Recht geben, wenn man sich in seine Lage versetzt, und aus demselben Rechtsgefühl erklären, daß er die vom Senat ihm angebotene Verfassung verwarf und eine Charte octroyirte. Man mag von der Volkssouveränetät denken, was man will, jedenfalls war der napoleonische Senat, zum großen Theil aus ergrauten Speichelleckern der Gewalt zusammengesetzt, nicht berechtigt, im Namen des Volks dem legitimen König eine Verfassung vorzulegen. Der Vergleich mit Wilhelm III. ist ganz unpassend. Wilhelm III. nahm den Thron nicht kraft des Erbrechts, sondern durch Waffengewalt ein. Ueber die Art und Weise, wie dies geschah, vereinbarte er sich mit dem Parlament, so gut oder schlecht es gehen konnte. Die Anmuthung, kraft der quasi-legitimen Erbfolge King Consort zu werden, wies er mit Entschiedenheit zurück; er blieb König auch nach dem Tode seiner Gemahlin, ohne alle Spur eines Rechts.

Wenn also Gervinus S. 66 behauptet: „Nahm Ludwig die Verfassung als einen bindenden Vertrag an, so verscheuchte er jeden Verdacht absolutistischer Hintergedanken; ließ er sich wie jener die Volksernennung gefallen und setzte seinen Rechtsanspruch auf den Thron nicht in die Erblichkeit, sondern in diese Berufung, so lag darin das große Geständniß, daß er die Zeit, die des Volkes Stolz war, in Ehren halten werde" —: so verlangt er damit nichts weniger, als daß ein Mensch sein inneres Lebensprincip d. h. den Kern seines Daseins aufgeben soll. Die Legitimität war für Ludwig XVIII. nicht blos ein Mittel zum Zweck, sondern eine Idee, die innerhalb der Erscheinungswelt in ernstem Kampf ihre Berechtigung zu erweisen hatte. Die Ereignisse haben sie widerlegt, aber daß sie vor dieser Probe sich selbst aufgeben sollte, ist zu viel verlangt. Es ist mit diesem „hätte" und „wäre" grade wie mit den Conditionalsätzen bei der Schilderung Napoleons; man muß die großen Erscheinungen der Geschichte nehmen, wie sie sind, und nicht wie sie nach einem beliebigen Schematismus hätten sein können. — Was übrigens Gervinus über die Erbärmlichkeit der Restauration sagt, hat unsre unbedingte Billigung; und er hat seine Ueberzeugung so glänzend gerechtfertigt, wie es von ihm zu erwarten war. — Die Form hätte unendlich gewonnen, wenn Gervinus die ausführliche Erzählung ganz aufgegeben und sich mit einer Skizze begnügt hätte. Statt dessen bringt er eine Masse Details an, welche in die Oekonomie einer Skizze nicht passen, aber nicht genug, um ein vollständiges Bild zu geben. Auf diese Weise wird die Aufmerksamkeit fortwährend von den Hauptsachen abgelenkt. — Das Capitel hat aber noch einen andern, sehr wichtigen Zweck. Der glückliche Erfolg eines kühnen Handstreichs hat neuerdings bei einem großen Theil des Publicums den Bonapartismus d. h. den Grundsatz, daß erlaubt ist, was gefällt, wenn man es nur durchsetzt, wieder zu Ehren ge-

Digitized by Google

bracht; es ist eine Freude, wenn man mit hohem und reinem sittlichen Ernst diesem Cynismus der Gesinnung entgegentritt.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit dem wiener Congreß. Im Anfang erwarten wir eine fortlaufende chronologisch geordnete Erzählung, allein wir entdecken bald, daß auch hier vorzugsweise nur eine Kritik beabsichtigt ist. Die Verkehrtheit in der ganzen Anlage der territorialen und Verfassungsbestimmungen, die aus diesem Congreß hervorgingen, wird mit großer Beredtsamkeit und unwiderleglich dargethan; es wäre aber zu wünschen gewesen, daß auch hier Gervinus mehr die innere Nothwendigkeit der Dinge, als die zufälligen Schwächen und Irrthümer der Menschen ins Auge gefaßt hätte. Wollte er das letztere, so mußte er ausführlich erzählen, denn es ist ein mißliches Unternehmen, das Geschick oder Ungeschick eines Diplomaten aus einem summarischen Bericht zu entnehmen. Gervinus gehört, wie wir, zu derjenigen Partei, die alle Hoffnung einer Wiedergeburt Deutschlands auf die innere Kräftigung Preußens setzt. Je entschiedener wir nun die Ueberzeugung hegen, daß in den großen Staatskräften Preußens alles Material vorhanden sei, um die Grundlage eines deutschen Staats zu bilden, und daß es nur am guten Willen und an der Entschlossenheit fehlt, diese Mittel zu benutzen, desto leichter sind wir geneigt, die preußischen Staatsmänner, auf deren Willen und Entschlossenheit es im kritischen Augenblick ankam, hart zu beurtheilen, und wir müssen gegen unser eignes Gefühl sehr auf der Hut sein, um nicht mit unsern Wünschen alle Gesetze der Möglichkeit zu überfliegen. Gervinus hat dieses Maß nicht beobachtet. So vieles man auch an dem Benehmen der preußischen Gesandten tadeln kann, der Hauptgrund, daß Preußen eine so eigenthümlich verwickelte Lage erhielt, lag nicht an ihrer Ungeschicklichkeit, sondern an dem bösen Willen aller übrigen Mächte. Es ist das Schicksal eines neuen Staats, der noch keinen festen Boden unter den Füßen hat, den Neid aller übrigen zu erregen, die sein Wachsthum fürchten und zugleich seine Unfertigkeit gering schätzen. Auf dem wiener Congreß wechselten die Intriguen zwar sehr häufig, aber im Grunde waren alle europäischen Mächte von vornherein darüber einig, Preußen nicht zu mächtig werden zu lassen. Die Vergrößerung Preußens im wiener Congreß war ungefähr diejenige, welche es erwarten konnte. Der einzige Punkt, den man bedauern könnte, ist der, daß Preußen nicht anstatt eines Theils der Rheinprovinz Ostfriesland behauptet hat. — Aber Gervinus ist in diesem Capitel sehr sanguinisch. Wenn er die preußischen Abgeordneten von Anfang bis zu Ende tadelt, so bleibt er selbst doch keineswegs auf dem nämlichen Standpunkt. Seine Rathschläge wechseln fortwährend auf die seltsamste Art, und wir fürchten, er selbst hätte auf dem wiener Congreß nur Aerger und Verdruß davongetragen. So sagt er S. 184: „Preußen wäre naturgemäß Deutschland zugefallen, wenn es verstanden hätte, an seiner Stelle

Digitized by Google

als wirkliche Großmacht und nach politischen Beweggründen zu handeln.“ Hier kann man ihm in der That antworten: Du sprichst ein großes Wort gelassen aus. Wie in aller Welt hätte es Preußen anfangen sollen, die Herrschaft oder die Hegemonie über Deutschland gegen lauter widerstrebende Fürsten zu erobern? — S. 246 sagt er: „Hardenberg trug mit Humboldt das stille Bewußtsein, daß Preußen, ohne Neid und Besorgniß zu erregen, nicht weiter vergrößert werden könne; diese Ueberzeugung hätte er zu uneigennütziger Verwendung für Deutschland nützen sollen, dazu fehlte es ihm weit an dem großen vaterländischen Sinne!“ — Auf welche Weise hätte wol Preußen uneigennützig für Deutschland wirken sollen? S. 244 wird es sehr lebhaft getadelt, daß die preußischen Abgeordneten Frankreich Provinzen rauben und sie für Deutschland gewinnen wollten. Alle diese Vorwürfe sind zu allgemein und unbestimmt, um eine Handhabe zu gewähren. Die einzige Frage, die ernsthaft zur Erörterung kam, war die Theilung Sachsens. Auch hier tadelt Gervinus die preußischen Abgeordneten, aber er verfolgt kein festes Princip; er führt mehre Gründe für und wider an, aber er entscheidet sich nicht. Manche dieser Gründe setzen uns in Erstaunen, z. B. S. 217: „Erwägt man die politische Zuträglichkeit, so verdiente, wenn Deutschland ein Bundesstaat bleiben sollte, nichts eine größere Rücksicht, als die Erhaltung der Stämme, die in Deutschlands Geschichte und Bildung von selbstständiger und vorragender Bedeutung waren. Darunter stand der sächsische Stamm obenan. Aus Sachsen und Baiern sind die Marken Brandenburg und Oestreich erst hervorgegangen, die beide später einen Gegenstand ihres Ehrgeizes daraus gemacht haben, diese Nachbarstaaten zu verschlingen. Gegen diese Absichten hat sich das deutsche Bundesgefühl noch jedes Mal empört.“ — Wenn das in den sächsischen Vaterlandsblättern gestanden hätte, so würden wir es natürlich finden: daß aber ein Historiker den historischen Stamm der Sachsen im Königreich Sachsen sucht, muß uns doch befremden. Wenn er den Vorschlag macht, das sächsische Volk hätte befragt werden sollen, so vergißt er dabei, daß der wiener Congreß nicht im Jahre 1848 in der Paulskirche saß, wo man übrigens beiläufig die Provinz Posen auch nicht befragt hat, ob sie dem deutschen Bundesstaat einverleibt werden solle oder nicht. — Aus allen diesen Gründen für und wider abstrahirt man zuerst die Meinung, Gervinus halte sich in dieser Frage neutral, bis man S. 253 durch folgende Erklärung überrascht und bestürzt wird: „Aus dem unreinsten Munde (Talleyrands) mußte der Congreß die reinste Wahrheit hören: daß man bei dem Verfahren gegen Sachsen sich offenbar zu dem Grundsatz bekenne, es sei für den Stärkeren alles rechtmäßig; es könne ein König gerichtet werden, und zwar durch den, der ihn berauben wolle; es sei die Vermögenseinziehung ein geheiligtes Recht u. s. w.“ — Also das war in der That die reinste Wahrheit? Sollte nicht zu diesem Ausdruck

die Beziehung zum unreinsten Munde etwas beigetragen haben? Man bezüchtige uns nicht der Frivolität. Gervinus gibt in der That den einzelnen Stimmungen des Augenblicks mehr nach, als dem Geschichtschreiber erlaubt ist. Bis dahin hat er Talleyrand ganz mit Recht als einen geschickten Mantelträger bezeichnet; jetzt erscheint er ihm plötzlich als „einer der Wenigen, die aus den großen erlebten Wechselfällen der Geschichte eine Einsicht in die Zeit und den neuen Geist, der sie bewegte, davongetragen hatten." Der Grund dieser Meinungsänderung ist, daß Talleyrand für die Wiederherstellung Polens eintritt; und das ist eine der politischen Lieblingsneigungen von Gervinus. Schwerlich hätten die drei siegreichen Mächte, Rußland, Oestreich und Preußen eingewilligt, Stücke ihrer Länder herauszugeben, und am wenigsten konnte es Preußen unbedenklich erscheinen, einen alten Feind neben sich zu lassen, der, sobald er nur zu einigem Leben erstarkt war, nothwendigerweise auf die Weichselmündung Anspruch gemacht hätte. Die Einheit der Nationalität kommt bei der Feststellung der Staatengebiete allerdings sehr in Betracht, aber sie ist nicht die einzige, nicht einmal die höchste Rücksicht. Der Zusammenhang des Bodens, der eine gemeinsame Regierung und gemeinsame Interessen möglich macht, ist, wo nicht wichtiger, doch wenigstens ebenso wichtig. Das hat schon damals der alte Arndt, den man gewöhnlich einer übertriebenen Deutschthümelei beschuldigt, sehr scharfsinnig auseinandergesetzt. — Das Unrecht gegen Polen erscheint Gervinus als die erste Quelle aller übrigen Verirrungen. „Sobald es bei jener größten und widernatürlichsten Völkereinziehung sein Bewenden hatte, so konnte man auch vor der buntesten Zusammenwürfelung von andern Stämmen und Völkern nicht weiter zurückschrecken, so mußte Finnland bei Rußland bleiben, ein Pflanzland germanischer Bildung, und Norwegen bei Schweden. Dadurch ward Dänemark getrieben, nach jenem Verlust sich zum Gesammtstaat umzubilden u. s. w." — Also Rußland sollte nicht nur Polen, sondern auch Finnland aufgeben? An wen denn? An Schweden? Wäre es dann noch das Pflanzland germanischer Gesinnung geblieben? Oder an Deutschland? Das wäre für Deutschland selbst eine sehr bedenkliche Acquisition gewesen!

Wir haben alles dieses nur hervorgehoben, um zu zeigen, daß Gervinus viel zweckmäßiger gehandelt hätte, wenn er zuerst einfach die Verhandlungen des Congresses erzählt und dann ein Gesammturtheil abgegeben hätte; statt dessen eilt er mit seinem Urtheil überall vor und bewirkt dadurch, daß sein Bericht unzusammenhängend, sein Urtheil unklar und widersprechend ist; das empfindet der Leser und kann es daher nicht für gerechtfertigt erachten, wenn auf die Widersprüche des Freiherrn von Stein ein so großes Gewicht gelegt wird. Stein war in der üblen Lage, dem Wechsel der Umstände folgen und sich nach dem Augenblick entscheiden zu müssen; und da die Lage der Dinge

d by Google

öfters einen andern Anſchein nahm, ſo hätte Gervinus nicht nöthig gehabt, auf die Möglichkeit roh egoiſtiſcher Einflüſſe hinzuweiſen. Wir haben dieſe Bemerkung mit ebenſo großem Bedauern geleſen, als die ähnliche über Gneiſenau; die einzige größere Stelle, wo von dieſem edlen Mann geſprochen wird, und zwar auf eine Weiſe, die des Gegenſtandes nicht würdig iſt. Wenn man aus einzelnen hingeworfenen Aeußerungen ſich den Charakter eines großen Mannes zuſammenſetzen wollte, ſo würde die Wahrheit der Geſchichte wol nicht dabei gewinnen. — Deſto erfreulicher iſt das Urtheil über die Politik der Mittelſtaaten im Gegenſatz zu den Kleinſtaaten, dem wir in allen Punkten beipflichten.

Im dritten Abſchnitt erhalten wir eine kurze Ueberſicht der europäiſchen Literatur, ungefähr in der Art, wie ſie Schloſſer in ſeiner Geſchichte des 18. Jahrhunderts eingeführt hat. Es iſt mit der Einmiſchung literarhiſtoriſcher Abſchnitte in eine politiſche Geſchichte grade wie mit den Recenſionen im Feuilleton von Zeitungen. Sie haben zwei Bedenken gegen ſich: einmal gehören ſie nicht recht zur Sache, ſodann ſchließen ſie die ausführliche äſthetiſche Motivirung aus, die doch allein der Kritik Werth verleihen kann. Nur unter der Bedingung finden wir eine ſolche Einmiſchung gerechtfertigt, daß lediglich der culturhiſtoriſche Standpunkt feſtgehalten und das äſthetiſche Urtheil ſoviel als möglich vermieden wird. Die Zeit, welche Gervinus behandelt, bot hinreichenden Stoff für eine hiſtoriſche Darſtellung der Literatur, vorzugsweiſe durch die politiſche Romantik und die hiſtoriſche Schule; allein dieſe behandelt Gervinus ziemlich flüchtig und gibt dafür eine Reihe von Recenſionen über Fichte, Schelling, Schlegel u. ſ. w., die ſchon darum nicht hierher gehören, weil ſie in eine frühere Periode fallen. Vor allem aber begeht Gervinus den Fehler, ſich zu ſehr in Einzelnheiten einzulaſſen, die doch nicht genau genug ſind, um ein correctes Bild zu geben. Wenn er Fichtes Philoſophie nihiliſtiſch nennt, und den Idealismus des Descartes katholiſirend, ſo iſt beides gleich einſeitig; wenn er es bei Fichte eine Ruhmredigkeit nennt, daß er ſeine Wiſſenſchaftslehre als über das Zeitalter vorgeſchritten erklärte, ſo vergißt er dabei, daß Fichte das nicht blos von ſeiner Wiſſenſchaftslehre, ſondern von der Wiſſenſchaft überhaupt behauptet, und zwar mit vollem Recht; wenn er von Schellings intellectueller Anſchauung behauptet, ſie ſei eine weſentlich äſthetiſche Kraft, ſo hat er wol die betreffenden Stellen nicht genau angeſehen; wenn er von der Schickſalstragödie behauptet, Schlegel habe ſie angegeben, ſo iſt das ein Irrthum, da Schlegel von Anfang an aufs lebhafteſte gegen die Schickſalstragödie polemiſirt hat. Das alles ſind Kleinigkeiten, aber auf alle Fälle waren ſie überflüſſig und in einem Nationalwerk wirken ſie grabezu ſtörend. Ernſter iſt der Tadel, den wir über die Darſtellung W. Scotts ausſprechen müſſen. Man wird bei einem politiſchen Geſchichtſchreiber auf Abweichungen

in äſthetiſchen Dingen kein großes Gewicht legen, aber wenn er einen Menſchen darſtellt, ſo wird man von ihm verlangen, daß er ihn der Wahrheit gemäß darſtellt, gleichviel ob es ein Literat oder ein Staatsmann iſt. Wenn er W. Scott S. 331 einen faſt fanatiſchen Tory nennt, ſo würde dieſe Bezeichnung etwa nur dann gerechtfertigt ſein können, wenn man alle Tories Fanatiker nennen will, aber die Darſtellung S. 404 widerſpricht in jedem Wort den Zeugniſſen aller Mitlebenden. Gervinus ſchildert ihn als einen eiteln Menſchen, der zuerſt mit Arioſt, dann mit Cervantes wetteifern wollte, während die liebenswürdige Beſcheidenheit W. Scotts von allen ſeinen Landsleuten anerkannt wird, auch von ſeinen Gegnern. Man darf doch nicht jedem Romanſchreiber nachſagen, er wolle mit Cervantes, jedem epiſchen Dichter, er wolle mit Arioſt wetteifern, und zwiſchen dem Fräulein vom See und dem raſenden Roland wird auch das ſchärfſte Mikroſkop keine Spur der Verwandtſchaft entdecken. Er ſchildert ihn ferner als einen gemeinen Speculanten und gibt ihm gegen alle beglaubigten Zeugniſſe den Bankrott ſeines Buchhändlers ſchuld. Er vergleicht ſeine Form mit der deutſchen Romantik, obgleich zwiſchen beiden der ſchärfſte Gegenſatz beſteht, ein Gegenſatz, den die deutſchen Romantiker ſehr richtig herausgefühlt haben. Er ſtellt die mechaniſche Fabrikſchreiberei im Dienſt des gewinnſüchtigen Handels als ſeine Hauptwirkung dar; er macht ihm ſeine Fruchtbarkeit zum Vorwurf, die er freilich mit Sophokles, Shakeſpeare, Calderon, Goethe, Schiller u. ſ. w. theilt. „Er arbeitete," ſagt er, „ohne Feſtſtellung oder ohne Feſthaltung eines Plans, der ihm überhaupt nur diente als ein Faden, um daran hübſche Dinge anzureihen." W. Scott hat einmal im Spaß ſelbſt ſo etwas geſagt, wer aber die beſſern ſeiner Romane aufmerkſam betrachtet, wird finden, daß ſie eine viel ſtrengere und künſtleriſche Compoſition enthalten, als die Romane aller übrigen Völker. Scott hatte bemerkt (S. 406), daß Macpherſon und Burns die allgemeine Aufmerkſamkeit auf alles Schottiſche gezogen hatten, und er „wollte dieſe Flamme lebendig halten." „Er hatte an ſich wie an andern beobachtet, wie vielen Reiz die landſchaftlichen Beſonderheiten für die gewöhnlichen Leſer haben u. ſ. w." — Auf dieſe Weiſe könnte man das Tagewerk des größten Dichters analyſiren. — Zum Schluß berichtet Gervinus von Byron, er habe gegen dieſe Art Poeſie eine große Verachtung empfunden; er meint damit die bekannte Satire gegen die ſchottiſchen Kritiker, welche Byrons Jugendgedichten ſo übel mitgeſpielt hatten, allein er vergißt, daß Byron in ſpäterer Zeit von der tiefſten Verehrung vor W. Scott durchdrungen war, daß er ſeine Werke, obgleich er ſie durch häufiges Leſen faſt auswendig konnte, ſtets mit ſich führte und ihn zu den größten Dichtern aller Zeiten rechnete. — Auffallend iſt auch Gervinus Urtheil über den hiſtoriſchen Roman. Er nennt ihn das ſchädlichſte von allen halbpoetiſchen Zwitterwerken, die den Kunſtſinn nicht nähren und den Geſchichtsſinn zerſtören.

Die Frage, ob man die Geschichte überhaupt poetisch verwerthen darf, wollen wir hier als eine offene betrachten, da sie eine weitläufige Auseinandersetzung erfordern würde, aber wenn Gervinus in seinem Werke über Shakespeare dem Theaterdichter das Recht zuschreibt, die Geschichte zu verarbeiten, so ist nicht einzusehen, warum er es dem Romanschreiber abspricht, umsoweniger, da dem letztern unendlich reichere Mittel zu Gebote stehen, der historischen Wahrheit nahe zu kommen.

Gewiß wird es bei der Würdigung der politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts wenig darauf ankommen, ob man über die Novellisten der Zeit ein richtiges oder ein falsches Urtheil hat; aber wozu diese ganze Episode? Wollte Gervinus seiner Abneigung gegen W. Scott Luft machen, so gab es dazu hundert andere Mittel. In dieses Buch gehört es ebensowenig, als die Discussion über Schellings Naturphilosophie.

Entschädigt werden wir durch das folgende Capitel über Oestreich, von dem wir bereits in diesen Blättern einen Auszug gegeben haben. Was uns in demselben hauptsächlich einnimmt, ist der männliche, edle Freimuth, die kühne Rücksichtslosigkeit, die jedes Ding beim rechten Namen nennt. Hier hätten wir nun gern eine ausführlichere Darstellung, denn über manche Punkte geht der Historiker zu leicht hinweg, aber das Ganze macht einen überzeugenden, mächtigen Eindruck, der selbst durch Nachlässigkeiten wie die folgende nicht verwischt wird: „Seit ihn (Metternich) Napoleon ins Angesicht von England bestochen nannte (in dem Augenblick, wo andere gesehen haben wollten, wie er von Rußland durch die Herzogin von Sagan bestochen ward), wie oft sind nicht die Summen genannt worden, die er als einen Sold für Privatberichte von den russischen Kaisern mit Vorwissen des seinen empfangen haben sollte u. s. w." — Es war grade die Aufgabe des Historikers, zu untersuchen, ob diese Gerüchte gegründet oder ungegründet waren, denn die Aufzählung von leeren Gerüchten gehört nicht in die Geschichte.

Zum Schluß noch folgende Bemerkung. Wir haben lange Anstand genommen das Buch zu besprechen, und wir fühlen auch jetzt ein gewisses Mißbehagen. Voraussichtlich werden die Blätter der Reaction darüber herfallen und die liberalen Blätter könnten ihnen die Mühe überlassen. Allein wir haben dies Bedenken überwunden, denn es handelt sich nicht um ein fertiges, sondern um ein beginnendes Buch. Der Verleger kündigt auf dem Umschlage das jährliche Erscheinen von zwei neuen Bänden an. Möge ein günstiger Stern den Schriftsteller, der sich ein so außerordentliches Verdienst um die deutsche Literatur erworben hat, dem wir für die Aufklärung unserer Begriffe nie genug Dank sagen können, vor dieser Schnellfertigkeit bewahren. Gervinus besitzt eine ungewöhnliche Productivität und eine Arbeitskraft ohne Gleichen; aber niemand kann über das Maß hinausgehen, das dem Menschen gesetzt

Digitized by Google

ist. Hätte Gervinus neue Actenstücke aufgefunden, deren Mittheilung die Hauptsache wäre, oder käme es darauf an, in aller Schnelligkeit dem politischen Urtheil des Publicums eine Richtung zu geben, so wäre eine Improvisation am Ort; aber keins von beiden ist der Fall. Ueber die Hauptsachen der Restaurationszeit steht bei allen Denkenden das Urtheil fest, und für die Geschichte der Engländer und Franzosen in diesem Zeitraume haben wir sogar glänzende Darstellungen. Wir wollen in Betreff des ersten Capitels nur auf Lamartine verweisen, dessen höchst nachlässige Darstellung doch in künstlerischer Beziehung vor Gervinus den Vorzug verdient. Die Aufgabe, die sich Gervinus gestellt hat, ist eine ungeheure; sie ist nicht ganz zu lösen, aber es kann mehr darin geleistet werden, als Gervinus in diesem Bande gethan hat. Wenn das Buch wirklich ein Nationalwerk, ein bleibendes Denkmal unserer Zeit werden soll, so muß Gervinus bei den nächsten Bänden sorgfältiger arbeiten; dann wird das gesammte deutsche Volk ihn auch bei dieser neuen That mit Jubel begrüßen und unsere Literatur wird um einen bedeutenden Schatz reicher sein.

Neue historische Schriften.

Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europäische Politik von Georg Waitz. Erster Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. —

Geschichte des Münsterischen Aufruhrs in drei Büchern von C. A. Cornelius. Erstes Buch. Die Reformation. Leipzig. T. O. Weigel. —

Zwei sehr bedeutende und gehaltreiche Monographien über eine Zeit, deren Wichtigkeit für die deutsche Geschichte gar nicht zu berechnen ist. In seinen allgemeinen Zügen ist das Zeitalter der Reformation von Ranke musterhaft behandelt, aber für die Individualisirung der großen Principien, die damals Deutschland bewegten, ist noch sehr viel zu thun, und die beiden vorliegenden Werke können als eine höchst erfreuliche Vorarbeit zu andern Monographien ähnlichen Charakters angesehen werden. Dadurch rechtfertigt sich auch der große Umfang, der einer anscheinenden Specialgeschichte gegeben ist. Jedes der beiden Werke ist auf drei Bände berechnet, das erste sogar auf drei ungewöhnlich starke Bände. Nun wäre es freilich unstatthaft, eine jede historische Periode mit gleicher Ausführlichkeit zu behandeln, weil sonst die historischen Studien in der Masse des Details verkümmern würden; aber es gibt gewisse Knotenpunkte in der Geschichte, in denen sich alle Fäden des geistigen und materiellen Lebens auf eine so wunderbare Art verzweigen, daß ein genaues und ausführliches Gemälde derselben für uns in gewissem Sinne die Darstellung der gesammten Culturentwicklung vertritt.

Digitized by Google

Die Geschichte Wullenwevers gehört unstreitig zu den interessantesten Begebenheiten dieser Art. Die Entwicklung des deutschen Bürgerthums, die Reformation, die Machtstellung gegen das Ausland, das alles krystallisirt sich in diesem merkwürdigen Ereigniß zu einer Erscheinung, deren gründliche Analyse uns über den Organismus des Lebens die bedeutendsten Aufschlüsse gibt. In früherer Zeit, wo die nationalen Bestrebungen des Kaiserthums und der Ritterschaft vorzugsweise das Interesse der Geschichtschreiber erregten, vernachlässigte man diese Bewegungen innerhalb einer Volksclasse, die uns zu nahe stand, um uns in romantischem Lichte zu erscheinen; im gegenwärtigen Augenblick, wo man zu der Erkenntniß gekommen ist, daß die reale Entwicklung Deutschlands wesentlich mit der Entwicklung des Bürgerthums zusammenfällt, ist man im Gegentheil geneigt, diesen Begebenheiten eine künstliche romantische Färbung zu geben. Eine solche Aufgabe konnte sich der berühmte Historiker, dem wir diese neue Bereicherung unsrer Literatur verdanken, nicht stellen, im Gegentheil verliert bei seiner gründlichen Detailforschung sein Held sehr viel von dem poetischen Nimbus, mit dem die Sympathie neuerer Schriftsteller ihn umgeben hat. Wir befinden uns in dem Werk in der reinsten Prosa, aber in einer Prosa, die so klar und durchsichtig und dabei von einer so concreten Fülle ist, daß uns die Zeit wie unmittelbare Gegenwart erscheint.

Die nächste Veranlassung des Werks war eine äußerliche. Bei seinen Vorstudien zur Geschichte Schleswig-Holsteins stieß Herr Waitz auf eine Menge von Actenstücken, die auf die Geschichte Lübecks während der Reformation ein neues Licht warfen; er suchte nach derselben Richtung weiter und bald drängte sich ihm das Material so massenhaft und vollständig zu, daß er gewissermaßen die Verpflichtung fühlte, es zur wissenschaftlichen Aufklärung jener Zeit zu verwerthen. An eine vollständige Herausgabe der Urkunden war nicht zu denken; eine bloße Benutzung derselben zu einer historischen Skizze wäre aber auch ein ungenügender Gewinn gewesen. Zudem bietet der Gegenstand von selbst eine so natürliche Abrundung, daß er sich wie ein dramatisches Ganze behandeln läßt. So wählte nun der Verfasser den Mittelweg, zuerst eine vollständige, zusammenhängende Erzählung zu geben und ein Urkundenbuch hinzuzufügen, welches zugleich die kritischen Untersuchungen enthielt. Die Gediegenheit seiner kritischen Methode ist aus seinen frühern Werken bereits so allgemein anerkannt, daß sie unsres Lobes nicht bedarf. Von der Darstellung darf man nichts Pikantes erwarten, sie ist ruhig, ernst und geht in natürlichem Flusse weiter. Wir behalten uns vor, nach Vollendung des Werks von dem Gegenstand, der sich durch seine zahlreichen Beziehungen zur Gegenwart auch zu einer Skizze in unsern Blättern eignet, einen Auszug zu geben.

Nicht minder lobenswerth ist das Unternehmen von Cornelius, und es

Digitized by Google

ist im Wesentlichen in demselben Charakter durchgeführt. Auch die Anordnung des Werks, die Sonderung des Urkundenbuchs von der Erzählung ist die nämliche. Der erste Band beschäftigt sich nur mit der Vorgeschichte jener wilden Zeit der Durchführung der Reformation in Münster, aber schon treten jene demokratischen Elemente hervor, die endlich zu einem Reich des Wahnsinns führten. Wir sehen der Fortsetzung des Werks mit Spannung entgegen. —

Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg von Dr. Wilhelm Havemann. Zweiter Band. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung. —

Auch dieses Werk schließt sich in gewissem Sinn den beiden vorhergehenden an. Während im ersten Bande Herr Havemann versuchte, die Geschichte der Welfen in großen allgemeinen Zügen nachzubilden, nimmt der zweite Band, der die Periode vom Beginn der Reformation bis zum westphälischen Frieden umfaßt, einen monographischen Charakter an. Hier war nun die Aufgabe des Verfassers bei der mangelhaften Abrundung seines Gegenstandes eine sehr schwierige. Das Werk verdient nicht blos deshalb Lob, weil es überhaupt geschrieben ist, weil es einen Zweig der deutschen Geschichte, der eine ausführliche Darstellung nothwendig machte, mit aller ernsten Gewissenhaftigkeit eines deutschen Gelehrten behandelt, sondern auch wegen seiner Form. Mit großer Geschicklichkeit hat der Verfasser aus seinen Quellen solche Züge aufgenommen, die uns plastisch, oft mit einem gewissen Anstrich von Humor, das Leben und die Sitten der Zeit versinnlichen; und wenn er auch durch die Natur seines Gegenstandes gezwungen wird, den ruhigen Fortschritt seiner Handlung mehrfach zu unterbrechen, so weiß er doch das Interesse des Lesers wach zu erhalten, und so haben wir in diesem Buch nicht blos einen wissenschaftlichen Abschluß, sondern auch eine wesentliche Bereicherung unsrer Nationalliteratur. Mit dem dritten Band soll das Werk beendet sein. —

Die Gründung der Universität Göttingen. Eine Sammlung bisher ungedruckter Entwürfe, Berichte und Briefe von G. A. v. Münchhausen, J. L. v. Mosheim, Alb. v. Haller, G. C. Gebauer, J. H. Böhmer und andern Zeitgenossen zur Geschichte des deutschen wissenschaftlichen Lebens im 18. Jahrhundert von Dr. Emil F. Rößler. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. —

Die deutsche Literaturgeschichte beschäftigt sich in der Regel nur mit den hervorragenden dichterischen, allenfalls philosophischen Kräften; sie hat daher für eine Periode, in welcher die eigentliche Fruchtbarkeit nicht groß war, etwas Unzusammenhängendes und Sporadisches. Mit dem Auftreten von Klopstock und Lessing gewinnt sie Farbe und Leben. Das Jahrhundert dagegen, welches zwischen dem westphälischen Frieden und der Thronbesteigung Friedrich des

ized by

Großen liegt, sieht wie eine dürre Steppe aus, in der aller Zusammenhang der Cultur unterbrochen wird. Wenn man sich also aus der Literaturgeschichte ein Bild von dem Fortgang der geistigen Cultur im Allgemeinen entwerfen will, so wird diese Methode der Darstellung einer Ergänzung bedürfen und dazu dient am bequemsten die Geschichte der Universitäten, der einzigen Träger der Wissenschaft, bei denen keine dauernde Unterbrechung stattfindet.

Die Universität Göttingen ging nicht, wie die ältern unsres Vaterlandes, aus einer Mischung von kirchlichen und andern nationalen Einrichtungen naturwüchsig hervor, sie war von vornherein eine Lehranstalt des Staats, nach einem bestimmten Plan entworfen und mit Ausdauer und Consequenz geleitet. Für das methodische wissenschaftliche Leben des 18. Jahrhunderts ist sie unter allen Universitäten Deutschlands die fruchtbarste und einflußreichste. In der Zeit des Genialitätsschwindels sah man auf die „Zöpfe" mit Geringschätzung herab und es ist nicht zu leugnen, daß grade die Universität Göttingen gegen alle Neuerungen in der Welt des Denkens und des Dichtens ein ängstliches Absperrungssystem eingeführt hat; allein in neuerer Zeit ist man dahinter gekommen, daß jene leidenschaftlichen Sprünge der Genialität allein noch nicht ausreichen, das nationale Leben zu einer gedeihlichen Entwicklung zu bringen, daß jener conservative Geist der Ordnung und Methode auch da in der Wissenschaft seine Berechtigung hat, wo er den Anschein der Pedanterie nicht verleugnet.

Wenn es also schon wegen der Bedeutung der Universität höchst instructiv ist, den Plan und die Ordnung, die man bei Begründung derselben im Auge hielt, genau zu entwickeln, so hat der Verfasser bei der Auswahl von wichtigen Documenten, die er uns mittheilt, noch einen andern Zweck. Da nämlich die bedeutendsten literarischen Persönlichkeiten jener Zeit bei diesem Plan betheiligt wurden, so erhalten wir dadurch zugleich ein lebendiges Gemälde von dem literarischen Gesammtleben der Zeit. Die Methode, nach welcher der Verfasser verfahren ist, verdient unbedingte Billigung. Ein abgeschlossenes historisches Gemälde ließ sich aus seinem Stoff nicht machen; er begnügte sich also damit, das Thatsächliche in einer gedrängten Einleitung abzumachen, und ließ dann die Papiere für sich selbst reden. Bei der Auswahl walteten verschiedene Rücksichten ob. Zunächst kam es darauf an, die Umstände, welche auf die innere Einrichtung der Universität Bezug hatten, so vollständig als möglich darzustellen; dann aber durften auch diejenigen Züge nicht verschmäht werden, die zur Charakteristik der betheiligten Persönlichkeiten dienten. Der Eindruck des Gesammtgemäldes, wenn wir uns über die Sprache jener Zeit hinwegsetzen, ist im Ganzen ein erfreulicher. Es gruppirt sich alles um eine höchst bedeutende Persönlichkeit, den Freiherrn von Münchhausen, und man sieht mit Befriedigung, wie durch sein unermüdliches, folgerichtiges und rührriges Wirken

Digitized by Google

auch alle übrigen gebunden und nach einer bestimmten Richtung getrieben werden. Wer sich für den stillen, allmäligen Fortschritt der Cultur überhaupt interessirt, wird das Buch, obgleich es durchaus nichts Glänzendes bietet, nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. —

Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Von Franz Löher. Zweite Ausgabe. Göttingen, Georg H. Wigand. —

Das Werk erschien zuerst 1847 in Amerika und erregte bei den deutschen Bewohnern der vereinigten Staaten ein großes Aufsehn. Der gegenwärtige Verleger hat vollkommen recht daran gethan, es auch dem eigentlich deutschen Publicum zu vermitteln, denn es geht nicht nur von einem höchst ehrenwerthen nationalen Streben aus, sondern es verbindet mit seiner Wärme auch eine große Besonnenheit. Es war hier so leicht, den Wunsch mit der Anschauung zu verwechseln und dem deutschen Element in den vereinigten Staaten einen größern Einfluß zuzuschreiben, als ihm zukommt. Der Verfasser hat sich aber niemals verleiten lassen, über die natürlichen Grenzen hinauszugehen. Da das Buch den Zweck hat, seinen Landsleuten Lebensmuth und Widerstandskraft gegen das überwiegende Yankeethum einzuflößen, so hebt es natürlich die positiven Seiten des deutschen Lebens schärfer hervor, aber es erniedrigt sich nie zu Schmeicheleien. Der Gegenstand verdient die ernsthafteste Aufmerksamkeit aller Patrioten. Man mag die riesenmäßige Auswanderung sowol im Interesse des Vaterlandes, als im Interesse der Auswanderer beklagen, sie bleibt eine Thatsache, mit der man rechnen muß. Die Gefahr, daß das deutsche Element im amerikanischen ganz aufgeht, ist trotz der großen Masse der deutschen Bevölkerung vorhanden, nicht wegen der Schmiegsamkeit des deutschen Charakters gegen das Ausländische, wie man gewöhnlich annimmt, sondern weil die deutsche Auswanderung durch ihre Ordnungslosigkeit gegen die englischen Einwanderer im größten Nachtheil stand. Die englische Auswanderung gruppirte sich theils um eine nicht unbedeutende, lebenserfahrene, in sich stark zusammenhängende Aristokratie, theils um mächtige kriegslustige Parteien mit stark religiöser Färbung. Die Masse der deutschen Auswanderer dagegen, abgesehen von einzelnen stillen Sekten, die es zu keiner großen Bedeutung bringen konnten, bestand aus armen Leuten, die ihr Vaterland flohen, ohne eine bestimmte sittliche Ordnung mitzubringen. Einen innern Halt in der eignen Organisation zu finden, war diesen Auswanderern sehr schwer; und wenn sie sich nicht ganz in Amerikaner verwandelten, so standen sie dem stolzen Yankee als eine minder berechtigte Classe gegenüber, als eine Classe, mit der man seinen Spott trieb. In der Heimath eine Stütze zu suchen, war bei der Unklarheit der deutschen Verhältnisse noch weniger statthaft. Hier ist nun in neuerer Zeit eine sehr wesentliche Aenderung eingetreten: das deutsche Selbst-

by Google

gefühl iſt dieſſeit und jenſeit des Oceans lebhaft erwacht und die Verbindung ununterbrochen. Eine materielle Beziehung iſt weder möglich noch wünſchenswerth, denn ein Beſitz ausgedehnter Colonien hat einen Staat auf die Dauer noch nie gefördert, dagegen wird die geiſtige Beziehung immer lebendiger werden, und gekräftigt durch dieſelbe wird auch das deutſche Volksthum in Amerika immer mehr Selbſtgefühl gegen den herrſchenden Stamm entwickeln. Ob daraus im Lauf der Zeit wirkliche deutſche Staaten hervorgehen, läßt ſich für jetzt nicht ausmachen, aber die Erhaltung des Volksthums iſt davon auch keineswegs abhängig, und dieſe zu fördern iſt vorzugsweiſe Sache der deutſchen Preſſe. Der Verfaſſer verdient umſomehr Dank, da ſeine Anweiſungen durchaus praktiſcher Natur ſind. Wenn ſonſt bei der Wahl der Gegenden die Auswanderer vorzugsweiſe das materielle Intereſſe vorwiegen laſſen, ſo hebt er vorzugsweiſe das nationale hervor. Das eine darf das andere nicht ausſchließen, da beide erſt in lebendiger Wechſelwirkung den richtigen Maßſtab geben. —

Geſchichte der Kriegsverfaſſung und des Kriegsweſens der Deutſchen. Von Dr. F. W. Barthold. Zwei Bände. Leipzig, T. O. Weigel. —

Wie wir bereits angeführt haben, gehört dieſe Schrift zu der Sammlung: „Das deutſche Volk dargeſtellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft.“ Es war urſprünglich auf einen größern Umfang berechnet; der Verfaſſer hat das letzte Capitel, die Periode von dem weſtphäliſchen Frieden bis zu den Freiheitskriegen, ſehr ſummariſch behandelt. Wenn der nächſtliegende Zweck des Buchs ein hiſtoriſcher war, nämlich in einer gedrängten Skizze die Wandlungen des deutſchen Heerweſens nachzuweiſen, ſo fehlt doch die praktiſche Tendenz keineswegs. Es wird gezeigt, daß die allgemeine Volksbewaffnung, zu der wir ſeit den Freiheitskriegen zurückgekehrt ſind, auch die urſprüngliche und nationale war, und daß ſie auch in dem Weſen unſers Volks am meiſten begründet iſt. Bei einer Geſchichte der Kriegsverfaſſung kann man die allgemeine politiſche Geſchichte nicht umgehen, denn die Kriegsverfaſſung hängt von den Kriegen ab. Vielleicht hätte aber der Verfaſſer hier aus der allgemeinen Geſchichte mehr als bekannt vorausſetzen und dafür auf die techniſche Seite ſeines Gegenſtandes mehr Aufmerkſamkeit verwenden ſollen. Da indeß das Buch vorzugsweiſe für den Laien im Kriegsweſen beſtimmt iſt und mehr ein anſchauliches Bild, als eine wiſſenſchaftlich abgeſchloſſene Unterſuchung bezweckt, ſo treten dieſe Mängel nicht ſehr hervor. Die Anordnung iſt überſichtlich und ſachgemäß, und ſo ſchließt ſich das Buch den übrigen Werken derſelben Sammlung auf eine zweckmäßige Weiſe an. —

Digitized by Google

Europäiſche Chronik 1855. Bearbeitet von mehrern Publiciſten. Herausgegeben von Dr. A. Buddeus. 2. Band. April, Mai, Juni. —

Hiſtoriſches Jahrbuch. 1854—1855. Mit dem Porträt Lord Palmerſtons. Leipzig, Lorck. —

Wir haben die beiden Unternehmungen ſchon bei Gelegenheit einer frühern Lieferung beſprochen. Beide ſind in dem politiſchen Sinn geſchrieben, den auch die Grenzboten vertreten, beide ſind mit Geſchick und Gewiſſenhaftigkeit redigirt. Der Unterſchied wird natürlich durch den Umfang bedingt. Die Chronik, welche von Vierteljahr zu Vierteljahr den Zeitungen folgt, geht ausführlich zu Werke, ſie gibt die Actenſtücke vollſtändig und ſucht den weſentlichen Inhalt ſämmtlicher Zeitungen ſoweit zu verarbeiten, daß man nicht blos von den Ereigniſſen, ſondern auch von dem Reflex derſelben in der öffentlichen Meinung unterrichtet wird. Das Jahrbuch ſieht den Zeitraum, den es beſchreibt, aus einer gewiſſen Entfernung an; es bemüht ſich nur, die Hauptzüge gedrängt und überſichtlich zuſammenzuſtellen. Wenn die Lectüre beider Schriften nicht ſehr erfreulich iſt, ſo ſind jedenfalls nicht die Herausgeber ſchuld, denn ihr Gegenſtand iſt eine trübe Zeit, eine Zeit der Erſchlaffung, die für den ſpätern Geſchichtſchreiber als Uebergang ſehr intereſſant ſein wird, die aber auf die Seele der Mitlebenden einen drückenden Einfluß ausübt. Um ſo rühmlicher iſt es, daß die Verfaſſer den Muth nicht ſinken laſſen, daß ſie die große Aufgabe der deutſchen Politik immer feſt im Auge behalten und die künftige Bildung einer Partei, an die unter den gegenwärtigen Umſtänden freilich nicht zu denken iſt, durch entſchiedenes Feſthalten an den leitenden Grundſätzen möglich machen. —

Geſchichte Friedrichs des Großen. Geſchrieben von Franz Kugler. Mit 400 Illuſtrationen gezeichnet von Adolf Menzel. Leipzig, Mendelsſohn. —

Zu dem beliebten volksthümlichen Text erſcheint in dieſer glänzend ausgeſtatteten und doch billigen Ausgabe eine Reihe von Illuſtrationen, deren Wahl wir ebenſo loben können, als die Ausführung. In frühern Zeiten war es nicht nöthig, das Leben des großen Preußenkönigs von der gemüthlichen Seite darzuſtellen, da es in den Herzen des Volks lebte; jetzt, wo die lebendige Tradition nicht mehr ausreicht, iſt es dringend nothwendig, denn der Reichthum der deutſchen Geſchichte an großen Männern, die auch dem Volk begreiflich gemacht werden können, iſt nicht ſo bedeutend, daß man nicht alles daran ſetzen ſollte, die wenigen Schätze, die wir beſitzen, feſtzuhalten. —

Joachim von Alvenslebens chriſtliches Glaubensbekenntniß nebſt Approbationen der vornehmſten Theologen ſeiner Zeit im Jahre 1566. Für

seine lieben Kinder und Nachkommen zur gottseligen Nachfolge aufgestellt. Stendal, Franzen und Große. —

Wie der Titel besagt, ist das Buch zunächst ein Familienerbe, doch können wir es zugleich als ein historisches Denkmal von den theologischen Ansichten eines Mannes betrachten, den man seiner Zeit als miraculum Saxoniae bezeichnete. —

Karolellus. Beitrag zum Karlssagenkreis. Aus dem einzigen pariser Drucke herausgegeben von Dr. Merzdorf, Großherzoglich Oldenburgischem Bibliothekare. Oldenburg, Stalling. —

Das Gedicht, welches hier zum ersten Mal im Druck erscheint, ist eine metrische Bearbeitung der Turpinsage, zum Theil in gereimten Hexametern, z. B.

Versibus exametris insignia gesta vicorum
Scribere proposui, validissima corpora quorum
Cristus in Hispanis occumbere pertulit oris
Quos illustravit diuini feruor amoris.

Durch die correcte Ausgabe des Textes hat sich der Verfasser ein bleibendes Verdienst um die Literaturgeschichte erworben. —

Einige Actenstücke zur Geschichte des sächsischen Prinzenraubes. Altenburg, Expedition der Zeitung für Stadt und Land. —

Der Herausgeber dieser sehr interessanten Actenstücke, Archivarius Gersdorf, weist nach, daß die modernen Versuche, den berüchtigten Kunz von Kaufungen zu rechtfertigen, jeder Begründung entbehren. Dieser Versuch ist namentlich von Dr. Schäfer in einem vor kurzem erschienenen Werk gemacht worden, und es ist daher zweckmäßig, daß der Verfasser der vorliegenden Schrift schnell eine urkundliche Widerlegung hat eintreten lassen. —

Lucius Cornelius Sulla. Eine Biographie von Dr. Thaddäus Lau. Hamburg, Hoffmann und Campe. —

Diese Biographie schließt sich unmittelbar an das vorhergehende Werk desselben Verfassers an: „Die Gracchen und ihre Zeit." Sie ist sehr fleißig gearbeitet und es ist zu loben, daß der Verfasser sich nicht durch ein einseitiges politisches Princip hat verführen lassen, seinem Helden eine andere Farbe zu verleihen, als ihm zukommt. Die Form der Geschichtschreibung ist aber keineswegs billigenswerth, und es ist um so nöthiger, darauf aufmerksam zu machen, da der Verfasser noch am Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn steht. Er hat die Neigung, seine Personen auf eine unbequeme Weise hervortreten zu lassen, und das soll der Geschichtschreiber soviel als möglich vermeiden. Daß

Digitized by Google

er in der Vorrede über sein Verhältniß zu seinen Quellen, wie zu den frühern Bearbeitungen desselben Gegenstandes, dem Publicum Auskunft gibt, ist in der Ordnung; aber der hohe Ton, den er gegen die letztern annimmt, ist theils überflüssig, da schon der Umstand, daß er an eine neue Bearbeitung geht, hinreichend zeigt, daß er die frühern für ungenügend hält; theils gibt er dem Buch einen gehässigen Beigeschmack, der für eine einfache Monographie nicht paßt. Er breitet sich sehr ausführlich über die Anforderungen aus, die man an einen Biographen Sullas stellen muß. Nun war es zwar sehr zweckmäßig, wenn er sie sich selbst klar machte, aber sie dem Publicum zu erzählen, war kein Grund, denn derjenige Theil des Publicums, auf dessen Urtheil es hier allein ankommt, weiß schon, was er für Anforderungen zu stellen hat. Wenn Herr Lau in dieser Biographie wirklich ein vollständiges Bild des Zeitalters darstellen wollte, wie er es zu beabsichtigen scheint, so genügte es nicht, die merkwürdigen Personen jener Periode einfach aufzuzählen und zu berichten, was er von ihnen weiß, sondern sie mußten in die Gesammthandlung verwebt werden. Für die eigentliche Biographie waren sie übrigens ganz überflüssig, und eine Gesammtschilderung der sittlichen Zustände findet besser in einer römischen Geschichte, als in einer monographischen Arbeit Raum. —

Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim. Gesammelt und mit Anmerkungen versehen von Karl Seifart, Göttingen, Georg H. Wigand. —

Eine interessante und nützliche Sammlung, die dem jetzt so hoch cultivirten Gebiet der deutschen Sagen ein neues Terrain erobert. —

Georges Sand. Histoire de ma vie. Tome VII. Leipzig, Schnée. —

Der gegenwärtige Band reicht bis 1823. Bei dem bald zu erwartenden Schluß werden wir ausführlicher auf das Ganze eingehen.

Der Grundbesitz und die Leibeignen in Rußland.

Der Ausbruch des Krieges zwischen den Westmächten und Rußland, der uns die Kenntniß der innern Zustände des letztern so interessant macht, vermehrt auch die Mittel, uns diese Kenntniß zu verschaffen, denn die zahlreichen Engländer, die in vielerlei Beschäftigungen während des langen Friedens in Rußland eine Anstellung gefunden hatten, haben jetzt das Land räumen müssen und bereits mehre haben, in ihr Vaterland zurückgekehrt, Sorge getragen, ihre in Rußland gemachten Erfahrungen ihren Landsleuten mitzutheilen.

Digitized by Google

Wie wir schon neulich eine englische Quelle benutzten, um unsern Lesern einen Begriff von den Kriegsleiden in Rußland zu geben, so soll uns auch heute wieder ein soeben in London erschienenes Buch: Notes of a Nine Years Residence in Russia, from 1844 to 53, by Robert Harrison, den Stoff zu einer Skizze über die Zustände des russischen Grundbesitzes liefern.

Harrison begleitete eine vornehme russische Familie, die er in Paris kennen gelernt hatte, nach ihrer Herrschaft, die im Gouvernement Simbirsk am Ufer der Wolga, auf der merkwürdigen Halbinsel liegt, welche dieser Strom durch seinen in weiten Bogen gekrümmten Lauf zwischen Stavropol und Sysran bildet. Die Stelle ist sowol wegen ihrer landschaftlichen Eigenthümlichkeit, wie durch die sich daran knüpfenden historischen Erinnerungen merkwürdig. Das rechte Ufer des Flusses überhöht das linke bedeutend, welches aus einer einförmigen unbegrenzten Ebene besteht, die sich weit ostwärts in die Wüste hinein erstreckt, deren Anfang sie bildet. Blickt man nach dieser Richtung über eine Fläche, deren Grün nur von dem Thau des Himmels erquickt wird, die aber keine Quelle zur Erfrischung des Menschen unter ihrer Oberfläche birgt, so sucht das Auge vergebens nach einem andern Gegenstand, als dem Lagerfeuer eines Trupps Kosacken oder Hirten, die Wasser mitnehmen oder sich durch die Wassermelone erquicken müssen, welche die gütige Vorsehung in großem Ueberfluß in dieser Region wachsen läßt. Aber auf dem westlichen Ufer des Stromes überblickt der Wanderer eine ungewöhnlich malerische und fruchtbare Gegend. Wald und Fels, Fluß und Ebene, Getreideland und Wiesen breiten sich überall vor ihm aus, wenn er von der Spitze eines der zahlreichen Hügel in dieser Gegend um sich schaut. Auf einem derselben steht ein malerisches, von dem gegenwärtigen Besitzer gebautes Thürmchen zur Bezeichnung der Stelle, wo die tartarischen Eroberer Rußlands zuerst das Land, das ihnen wie ein Paradies erschien, erblickten. Hier kam der Verfasser im Monat Juli an und blieb bis zum folgenden März und von diesem mehrmonatlichen Aufenthalt nimmt er Gelegenheit, das Landleben eines russischen Magnaten unter seinen Leibeignen zu schildern. Boris Petrowitsch, wie er ihn nennt, besitzt mehre Dörfer und viele tausend Leibeigne und ist beständig bemüht, die Lage der letztern zu verbessern, sowie bessere landwirthschaftliche Verfahrungsarten und eine cultivirtere Lebensweise einzuführen, wie denn auch Tengoborsky das Gouvernement Simbirsk als eines von denjenigen hervorhebt, wo sich die großen Grundbesitzer in dieser Hinsicht die meiste Mühe geben. Die Gemahlin des Magnaten betheiligte sich mit großem Eifer an dem Werke. Während der Mann Wohnungen von Stein baute und eine Musterwirthschaft mit allem Zubehör einrichtete, begründete sie Schulen für die Kinder der Leibeignen, wurde selbst die erste Lehrerin und errichtete eine Normalclasse. Aber sie fand den hartnäckigsten passiven Widerstand. Da sich natürlich die

Digitized by Google

Schüler nicht in das Herrenhaus wagten, so wählte man zu dem ersten Versuch eine Hütte und brachte glücklich einige Mädchen zusammen. Als man soweit war, fand es sich, daß für die Barinna (Herrin) kein Sitz vorhanden war, und nach Hinwegräumung dieses Hindernisses blieb zufällig die Thür offen stehen, so daß die Schweine und Gänse hereinkamen und der Unterrichtsstunde ein Ende machten — zur großen Freude der Schülerinnen, die ihre Abneigung gegen das Lernen auf jede Weise, außer durch offenen Widerstand zu erkennen gaben. Die Eltern fanden ebensowenig Geschmack an den steinernen Häusern und vielleicht mit mehr Grund, denn in einem Lande, wo im Winter eine Durchschnittstemperatur von nur fünf Grad Fahrenheit herrscht, sind die alten hölzernen Hütten mit ihrem einzigen kleinen Fenster, wo der große Ofen beständig eine Temperatur von 70 bis 80 Grad erhält, jedenfalls den luftigern, steinernen Häusern mit ihrer reinern, aber kältern Atmosphäre vorzuziehen.

In Nischnei Nowgorod war der Verfasser zum ersten Mal Zeuge der feierlichen Empfangnahme eines großen Grundbesitzers von einer Deputation seiner Leibeignen, die ihm entgegenkam. Drei kräftige Bauern in Schafpelzen kamen in den Garten, überreichten ein großes schwarzes Laib Brot und etwas Salz und gaben der Freude des Dorfes über die Ankunft ihrer Herrschaft Ausdruck. Sie redeten nicht nur den Herrn und die Herrin, sondern auch die jüngsten Mitglieder der Familie mit den vertraulichen Benennungen Batuschka und Matuschka (alter Vater und alte Mutter) an, wie denn überhaupt der russische Leibeigne mit den größten und häufigsten Demuthsbezeigungen eine große Zutraulichkeit im Gespräche vereinigt und in der Regel sowenig Lust zeigt, es abzubrechen, daß dies meistens der Herr thun muß, indem er ihn mit den Worten Bog stoboi (Gott sei mit dir) die Hand zum Kuß reicht. Zwischen Nischnei Nowgorod und Simbirsk kamen die Reisenden durch mehre Dörfer hintereinander, wo sich überall die Darreichung von Brot und Salz wiederholte. In einem Dorfe fiel die ganze Bevölkerung auf die Knie, bis der Herr ihnen befahl aufzustehen. Wo das Wasser gut war, brachte man ebenfalls eine Probe, zuweilen aus 150 Fuß tiefen Brunnen. In einigen dieser Dörfer waren die Leibeignen Gewerbsleute, waren reich geworden und wohnten in hübschen Häusern. Es ist überhaupt einer der auffälligsten Züge des russischen gesellschaftlichen Systems, daß, obgleich ein Leibeigner sich große Reichthümer erwerben kann, er doch nicht, außer durch Militärdienst, zum freien Manne werden kann, ohne sich von seinem Leibherrn für einen von diesem willkürlich festzusetzenden Preis loszukaufen; und dieser steigt natürlich in zu vielen Fällen in demselben Maße, wie bei dem Leibeignen das Verlangen nach Freiheit. Ein Leibeigner des Gutes hatte seine Freiheit für dreiundbreißigtausend Rubel Banknoten erkauft, eine Summe, die er selbst genannt hatte. Einige der reichsten Kaufleute St. Petersburgs sind Leibeigne des Grafen

Digitized by Google

Scheremetjeff, der ſich mit einem Obrok (Entſchädigung für den Frohndienſt) von wenigen Rubeln begnügt, aber um keinen Preis einem derſelben ſeine Freiheit geben will. Er iſt ſtolz, ſo reiche Leibeigne zu beſitzen, über die er eine Macht ausübt, deren Ausübung, wenn jemals die Ideen des Weſtens in Rußland über die Oberfläche eindringen ſollten, das ganze ſociale Gebäude über den Haufen werfen muß. Die St. Petersburger Millionäre ſind ihrer Geburt nach bloße Bauern und immer noch verpflichtet, auf den Gütern ihres Herrn die Troika oder drei Tage Frohnarbeit in jeder Woche zu leiſten. Zeigt ein Bauernknabe beſondere Anlagen zu einem Gewerbe, das ſich mit Gewinn in einer Stadt betreiben läßt, ſo wird er zu einem Meiſter in die Lehre geſchickt und muß dann ſehen, wie er auf eigne Fauſt durch die Welt kommt. Wenn es ihm nicht gelingt, ſo fällt natürlich der Verluſt auf den Herrn, der einen ganz nutzloſen Leibeignen in ſeinem heimathlichen Dorfe erhalten muß; kommt er aber fort, ſo erhält der Grundherr eine gute Entſchädigung für ſeine erſte Capitalanlage in dem Obrok, deſſen Betrag habgierige oder geldbedürftige Herrn mit dem zunehmenden Wohlſtand des Leibeignen zu erhöhen pflegen. Die Maſchinerie, durch welche dieſes Recht ausgeübt wird, iſt intereſſant, weil ſie eine Einſicht in das ganze politiſche Syſtem Rußlands gewährt. Der Leibeigne muß überall, wo er ſich niederläßt, einen Paß von ſeinem Herrn vorzeigen und dieſer Paß muß alljährlich und manchmal alle ſechs Monate erneuert werden. Durch Nichtgewährung des Paſſes kann daher der Grundherr jederzeit den Leibeignen zwingen, in ſein heimathliches Dorf zurückzukehren, und ſo ſorglich ſieht man auf die Aufrechthaltung dieſer Macht, daß nicht nur die Polizeibehörde jeder Stadt verpflichtet iſt, darauf zu achten, daß jeder Einwohner im Beſitz der nöthigen Aufenthaltserlaubniß iſt, ſondern daß auch jeder Arbeitsgeber für ſeine Arbeiter und ſeine Dienerſchaft ſtehen muß und Sorge zu tragen hat, daß ihre Päſſe in beſter Ordnung ſind. Sollte ein zukünftiger Erbe des Grafen Scheremetjeff, entweder um ſeine Einnahme zu erhöhen oder aus einem perſönlichen Beweggrund oder auch aus bloßer Laune, für gut finden, von ſeinem grundherrlichen Rechte Gebrauch zu machen und ſeinen reichen Leibeignen in der Hauptſtadt die Päſſe zu verweigern, ſo wären ſie gezwungen, ihre ſchönen Häuſer in der Stadt zu verlaſſen, ihre luxuriöſe Lebensweiſe aufzugeben und ſie mit den elenden Hütten, der mühſamen Feldarbeit auf dem Lande zu vertauſchen. Natürlich wird ſchon Rückſicht auf das eigne Intereſſe den Grundherrn von einem ſolchen äußerſten Schritte abhalten; aber das Pfund Fleiſch kann genommen werden, wenn ein Shylock vorhanden iſt, der darauf beſteht und es iſt klar, daß unter ſolchen Verhältniſſen Geiz und Tyrannei freies Spiel haben.

Andern Gefahren ſind die Leibeignen auf dem Lande ausgeſetzt. Die Hütte, welche ſich der Bauer mit Holz aus ſeines Grundherrn Waldungen

Digitized by Google

baut und das kleine Ackerstück, welches er für sich bewirthschaftet, sind gesetzlich nicht sein Eigenthum, obgleich er und seine Väter schon seit mehren Generationen darauf gesessen haben mögen. Allerdings kommt der Grundherr unter gewöhnlichen Umständen nicht in Versuchung, ihn zu vertreiben und solange dies der Fall ist, geht alles zur Zufriedenheit beider Theile seinen Gang. Aber es kann kommen, daß der Boden auf den Gütern des Herrn erschöpft ist und daß daher der Ertrag von der Arbeit des Bauern sich mit jedem Jahre merklich vermindert. Was soll in diesem Falle der Grundbesitzer thun? Er besitzt nicht Capital genug, um dem ausgesogenen Boden seine Kräfte zurückzugeben, und auf der andern Seite besitzt er noch ungezählte Acker unumgebrochenes Land, das blos der Arbeit wartet, um den reichlichsten Ertrag zu liefern. Unter diesen Umständen kann man sich kaum wundern, daß der Grundbesitzer von seinem gesetzlichen Rechte Gebrauch macht und die Bauern nach der neuen und mehr versprechenden Gegend versetzt. Natürlich wird bei einem solchen Verfahren der Leibeigne selbst bei dem menschlichsten Herrn physisch und moralisch manches zu leiden haben, und wo der Grundbesitzer rücksichtslos verfährt oder die Versetzung der unbarmherzigen Hand eines Gutsverwalters überläßt, entstehen Jammerscenen, die nur bei einem so geduldigen Schlag, wie die Russen sind, nicht zum offnen Widerstand führen.

Der Werth eines Grundstücks hängt jedoch hauptsächlich von der Zahl und dem Charakter der dazu gehörigen Leibeignen ab, dann von den Verkehrswegen und am allerwenigsten von der Güte des Bodens; denn die Bevölkerung steht bis jetzt noch so außer allem Verhältniß mit der eine gewinnbringende Bewirthschaftung zulassenden Bodenfläche, daß es gar nicht schwer fällt zum Urboden seine Zuflucht zu nehmen, wenn der Ertrag des bereits bebauten sich vermindert. Ein von Tengoborski angeführter Bericht des landwirthschaftlichen Departements an das Domänenministerium gibt den Umfang der Region des berühmten Tschernozième oder schwarzen Bodens auf 87 Millionen Dessätinen an. Diese Region umfaßt den größern Theil des Gouvernements Orenburg, einen beträchtlichen Theil des Gouvernements Kasan, die Gouvernements Simbirsk und Pensa, einen Theil des Gouvernements Saratow, auf dem rechten Wolgaufer, das Gouvernement Tambow, das Land der donischen Kosacken, einen großen Theil des Gouvernements Jekaterinoslaw, die Gouvernements Poltawa, Charkow und Woronesch; einen Theil der Gouvernements Tula und Riäsär, einen großen Theil des Gouvernements Orel, einen Theil der Gouvernements Tschernigow und Kiew, die nördlichen Theile des Gouvernements Cherson, Bessarabien, Podolien und einen Theil von Volhynien, im Ganzen ungefähr 18% der Gesammtoberfläche des europäischen Rußlands. Nach den gegenwärtigen Fortschritten der Landwirthschaft bewirthschaftet könnte diese Bodenfläche die Bevölkerung von ganz Europa ernähren. Aber ein

by Google

solches Resultat läßt sich in Rußland in Jahrhunderten noch nicht erwarten. Die primitive Dreifelderwirthschaft herrscht fast allgemein vor, außer wo deutsche Colonisten bessere Bewirthschaftungsmethoden eingeführt haben oder wo, wie in dem Gouvernement Simbirsk, ein seltenes Zusammentreffen günstiger Umstände einigen großen Grundbesitzern gestattet hat, ein Beispiel mit der Anwendung von Maschinen zu geben. Nach dem gewöhnlichen Verfahren wechseln Wintergetreide, Sommergetreide und Brache regelmäßig miteinander ab; so, daß ein Drittel des Bodens stets unbebaut ist und das gänzliche Wegfallen des Anbaues von Futterkräutern das Halten eines großen Viehstandes — die erste Bedingung einer guten Bewirthschaftung — verwehrt. Trotz der vortrefflichen Bodenbeschaffenheit muß nach Tengoborski ein Viertel des ganzen Ertrags zur Aussaat zurückbehalten werden, und noch im Jahre 1840 wurde im Gouvernement Cherson die Dessätine gutes Land mit einem Papierrubel, der damals ungefähr 10 Silbergroschen galt, bezahlt. In Neurußland war dagegen bei Beginn des gegenwärtigen Krieges der Preis wegen der Nähe des Hauptgetreidehafens Rußlands, Odessas, und der infolge der vermehrten Nachfrage hohen Fruchtpreise der letzten Jahre auf zehn Silberrubel gestiegen. Natürlich ist diese gute Zeit vorüber, bis der Friede wiederkehrt, und nach der Raschheit, mit der die Preise der Grundstücke in den letzten Jahren gestiegen sind, kann man abmessen, wie hartbedrängt jetzt bei dem ganz wegfallenden Absatze nach dem Auslande die Grundbesitzer sein müssen.

Die große Schwierigkeit des Verkehrs in Rußand, sowie man einmal die unmittelbare Nachbarschaft der schiffbaren Flüsse verläßt, zeigt sich am deutlichsten in den ganz übermäßigen Preisunterschieden des Getreides in den verschiedenen Gouvernements.

Da der eigentliche Reichthum des Grundbesitzers in seinem Rechte besteht, die dreitägige Frohnarbeit von jedem Leibeignen für jede Woche zu fordern und da er diese meistens nur im Ackerbau verwerthen kann, so sind die gewöhnlichen Beziehungen zwischen Angebot und Nachfrage, wie sie im westlichen Europa bestehen, hier gar nicht vorhanden. Wenn die Leibeignen nicht mit dem Getreidebau sich beschäftigen, so müssen sie faullenzen, mag nun der Markt mit Getreide überfüllt sein oder nicht. Ist ersteres der Fall und es sind Mittel vorhanden, den Ueberschuß nach einem Markte zu schicken, wo Mangel ist, so ist natürlich eine reichliche Ernte eine Quelle des Reichthums für den Grundbesitzer. Aber dies ist nur ausnahmsweise der Fall. Im Allgemeinen ist das einzige Resultat einer ungewöhnlich guten Ernte ein übermäßiger Ueberfluß für dieses Jahr, in dieser besonderen Oertlichkeit, an dessen Stelle vielleicht nächstes Jahr der äußerste Mangel tritt. Tengoborski gibt den Durchschnittsatz der Landtransportkosten in Rußland für eine Entfernung von zehn Werften auf eine Kopeke das Pud (40 Pfund) an. Das macht

Digitized by Google

faſt 4 Pence auf die engliſche Meile für eine Tonne Laſt, ein Satz, der mehr als viermal ſo hoch iſt, als derjenige, den jede engliſche Eiſenbahncompagnie mit Freude gewähren wird. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn wir während der vier Jahre 1846 bis 49 den Tſchetwert Roggen im Gouvernement Kurland von 117 bis 1107 Kopeken, in Jekaterinoslaw von 130 bis 520, in Kowno von 325 bis 835 Kopeken, in Saratow von 98 bis 356, in Wilna von 225 bis 1000, in Woroneſch von 137 bis 421 Kopeken im Preiſe wechſeln ſehen. Da der Roggen das gewöhnliche Nahrungsmittel des Landvolks bildet, ſo iſt eine Schwankung im Preiſe deſſelben ſtets von großem Nothſtand in der Maſſe der Bevölkerung begleitet, aber Weizen, der hauptſächlich zur Ausfuhr oder zur Deſtillation verwendet wird, ſchwankte in denſelben Jahren im Preiſe, in Kurland von 535 bis 1400, in Jekaterinoslaw von 300 bis 700, in Kaſan von 289 bis 656, in Saratow von 248 bis 309, in Tambow von 245 bis 742 und in Woroneſch von 275 bis 640 Kopeken. Es iſt ein ſehr merkwürdiger Umſtand und ein neuer Beweis für die Vorzüge der Handelsfreiheit, daß in denjenigen ruſſiſchen Gouvernements, die für gewöhnlich hinſichtlich der Lebensmittelzufuhr von andern abhängen, infolge der beſſern Organiſation der Verkehrsmittel die Preisſchwankungen nicht nur geringer ſind, ſondern ſogar das Getreide nach ſchlechten Ernten oft auf dem Markte, wo es verkauft wird, billiger iſt, als auf der Stelle, wo es erzeugt worden. Das kommt natürlich daher, daß aus der regelmäßigen Nachfrage auf erſteren eine entſprechende Regelmäßigkeit der Zufuhr entſteht und um dieſe zu ermöglichen die Kaufleute Getreide aufſpeichern. So überſtiegen in den obenerwähnten Jahren die Preisſchwankungen in Petersburg, Archangel, Jaroslaw, Kaluga, Mohileff und Moskau, die alle ihr Getreide von ihren Nachbarn beziehen müſſen, niemals 50 Procent; und in Moskau, welches ſein Getreide aus Tula erhält, war der Preis manchmal niedriger als in Tula ſelbſt. Ueberhaupt ſcheint in Tula, nach einem andern ruſſiſchen Statiſtiker Zablotski, die Preisſchwankung größer zu ſein, als in allen übrigen Theilen Rußlands, indem der niedrigſte und der höchſte Satz in einem kurzen Zeitraum in einem Verhältniß wie 1 : 10 ſteht.

Es iſt ſchwer, ſich ganz die Nachtheile zu vergegenwärtigen, unter welchen ein Land mit ſo mangelhaften Verkehrsmitteln wie Rußland leidet, wenn es noch außerdem von der Laſt eines Krieges, wie der gegenwärtige iſt, bedrückt wird. Um der Noth in Mangeljahren vorzubeugen — die in Rußland wegen der häufigen Dürren nichts Seltenes ſind — hat die Regierung dem Nichtvorhandenſein guter Transportmittel dadurch abzuhelfen verſucht, daß jede Gemeinde gezwungen iſt, Nothmagazine anzulegen — eine Maßregel, die vielleicht wegen der gänzlichen Abweſenheit des Privatunternehmungsgeiſtes, der unter günſtigen Verhältniſſen genügende Sicherheit gegen den Eintritt einer Hungers-

noth geben würde, ſolange es anderwärts überfüllte Märkte gibt, nothwendig iſt. Aber was wird aus dieſen Nothmagazinen, wenn, wie jetzt, jeder Nerv angeſtrengt wird, um den drängenden Bedürfniſſen einer Armee im Felde abzuhelfen — wenn der Ackersmann mit ſeinem Wagen und Ochſen der Ackerarbeit entriſſen wird, um auf den ſchlechteſten Wegen und in der ſchlechteſten Jahreszeit Proviant und Kriegsvorräthe hunderte von Meilen zu transportiren? Wieviel mag es koſten, um Sebaſtopol über die dazwiſchenliegenden Steppen durch Hilfe von ſchwerfälligen Ochſenkarren, die nicht zwei deutſche Meilen täglich zurücklegen, zu verſorgen, wenn der durchſchnittliche Preis von einer Tonnenlaſt Frachtgut in gewöhnlichen Zeiten nach Tengoborski mehr beträgt, als das Fahrgeld für zwei Paſſagiere zweiter Claſſe auf einer engliſchen Eiſenbahn, die zwanzigmal ſo ſchnell befördert?

Die Vertheilung der Leibeignen unter die verſchiedenen Claſſen Eigenthümer iſt eine intereſſante Frage, von der man im Auslande im Grunde äußerſt wenig weiß. Wir denken uns meiſtens den ruſſiſchen Grundbeſitzer als eine Perſon von ungeheuern Hilfsquellen, wenn er ſie nur flüſſig machen könnte. Dies paßt jedoch allenfalls nur auf die Magnaten, denen man in den Salons Weſteuropas begegnet. Sie bilden aber nur die glänzende Ausnahme von einer im Ganzen nur mittelmäßig begüterten Ariſtokratie. Tengoborski gibt uns darüber einige merkwürdige Aufſchlüſſe in einer nach officiellen Angaben entworfenen Tabelle, welche die Grundbeſitzer von 46 Gouvernements nach der Zahl ihrer Leibeignen claſſificirt. Allerdings rührt die Tabelle von 1834 her, aber das Verhältniß kann ſich ſeit jener Zeit nur höchſt unbedeutend geändert haben. Nach dieſer Tabelle gehörten von einer männlichen leibeignen Bevölkerung von 10,704,378 Köpfen 3,556,959 1454 Grundbeſitzern, ſo daß im Durchſchnitt 2448 Leibigne auf jeden kamen; 1,562,831 Köpfe auf 2273, im Durchſchnitt ungefähr 688; 3,634,134 gehörten 16,740 Grundbeſitzern oder durchſchnittlich 217; 2,500,357 Köpfe 30,417 Grundbeſitzern oder im Durchſchnitt 49; und 450,037 waren auf 58,457 Grundherren vertheilt, ſo daß von dieſen jeder durchſchnittlich nur 8 Leibeigne beſaß.

Die erſte dieſer Claſſen, unter der ſich die reichſte Ariſtokratie Rußlands befindet, beſteht aus den Grundbeſitzern, die nicht weniger als 1000 Bauern beſitzen; die zweite darf nicht weniger als 500, die dritte nicht weniger als 100, die vierte nicht weniger als 20 Bauern ihr Eigenthum nennen und die fünfte und letzte Claſſe umſchließt den Reſt der ganz kleinen Beſitzer. Daraus geht alſo hervor, daß von ſämmtlichen Grundbeſitzern der in der Tabelle aufgeführten 46 Gouvernements nur 3727, oder weniger als 4 %, mehr als 300 Leibeigne haben. Den Nettoertrag von der Frohnarbeit eines Leibeignen kann man aber ſelbſt in Friedenszeiten auf nicht höher als 11 Thaler jährlich anſchlagen. Pallas führt einen Ertrag von 12 Silberrubeln als etwas ganz

Ungewöhnliches an und sieben Rubel Silber jährlich ist die gewöhnliche Loskaufungssumme vom Frohndienst. Daraus sind wir also berechtigt zu schließen, daß von der ganzen Grundaristokratie Rußlands weniger als 4 % ein Jahreseinkommen von mehr als 5000 Rubel Silber haben und daß demnach der Rest selbst dieser besonders begünstigten Classe von den ihnen vom Krieg auferlegten Opfern fast zu Boden gedrückt sein muß, wie es der weniger bemittelte Bürgerstand in England sein würde, wenn hier dieselben Verhältnisse bestünden. Die armen Leibeignen selbst aber müssen einer Noth und einer Entbehrung verfallen, die fast zu schrecklich zu denken ist. Und diese Leiden müssen in einer gleichen oder fast gleichen Ausdehnung von den kleinen freien Bauern getragen werden, die nicht weniger zahlreich sind, als die Leibeignen und denen wir jetzt noch einige Worte widmen wollen, da sonst unsere Einsicht in die materielle Lage der grundbesitzenden Classen Rußlands sehr unvollständig sein würde.

Nach einem Bericht des russischen Domänenministeriums von 1849 umfaßten damals die Kronländereien die ungeheure Bodenfläche von nicht weniger als 79,169,400 Dessätinen. Davon bestanden 34,000,000 Dessätinen aus mehr oder weniger productivem Boden — Acker-, Wiese- und Weideland — und waren unter eine männliche Bevölkerung von 9,353,546 Köpfen vertheilt. Die Regierung hat immer die Politik verfolgt, die Ablösung der Troika mit Geld oder Bodenproducten zu begünstigen; dies ist bereits mit fast 8,000,000 Kronbauern geschehen, obgleich im Jahre 1849 in den Gouvernements Minsk, Kowno, Liefland, Esthland, Kurland, Grodno, Wilna, Mohilew, Kiew, Witebsk, Volhynien und Podolien immer noch 927,268 übrig waren, die Frohndienst leisteten. Diese letzteren vermindern sich jedoch fortwährend und die Zahl der freien Bauern nimmt entsprechend zu, ein Proceß, der durch eine andere, für Rußland charakteristische Einrichtung beschleunigt wird, nämlich durch die Errichtung von Hypothekenbanken seitens der Regierung, die Geld zu 5 % ausleihen. Der ursprüngliche Zweck dieser Anstalten ist, dem geldbedürftigen Grundbesitzer die zur Bodenverbesserung nöthigen Capitalien vorzuschießen; aber die Neigung der russischen Großen zu einem verschwenderischen Leben verleitet sie sehr oft, in St. Petersburg das Geld zu vergeuden, das sie auf ihre Güter in Taurien oder Saratow geborgt haben. Die Folge davon ist, daß die Hypothek verfällt, die Krone Besitz von den Gütern des Verschwenders ergreift, die Leibeignen frei gibt und sie als freie Bauern auf Kronländereien ansiedelt. Die Capitalien der Bank rühren von Depositen von Privatpersonen her, die unter Garantie des Staates und gegen 4 % Zinsen schon bei sehr kleinen Summen ihre Ersparnisse in die Leihkasse niederlegen. So beutet der Zar die Sparsamkeit der einen Classe seiner Unterthanen und den Leichtsinn der andern für sich aus, vereinigt allmälig allen Grundbesitz des Landes in

Digitized by Google

seiner Hand und untergräbt die Macht des hohen Adels, dessen Vorfahren den seinigen fast gleichstanden. „Die alten russischen Familien", sagt Harrison, „sind fast alle aus der Gesellschaft verschwunden und die reichen Leute von heute entstammen der Classe der Regierungsbeamten."

Die innern Zustände eines Landes wie Rußland müssen seinen Nachbarn immer ein Gegenstand des Interesses sein, das manchmal sogar den Charakter der Besorgniß angenommen hat. Seit Peter dem Großen hat die Regierung eine stetige Neigung gezeigt, ihre Macht zu erweitern und ihre Functionen zu vervielfältigen. Die Keime des Fortschritts, die selbst in den niedrigsten Formen der Gesellschaft vorhanden sind und die unter dem Einfluß eines unbehinderten Handelsverkehrs mit dem civilisirten Europa in Rußland wie anderwärts eine freie Municipalverfassung und durch sie einen vernünftigen Geist der Freiheit ins Dasein gerufen haben würden, wurden anfangs unnatürlich gezeitigt und sind jetzt auf dem besten Wege ganz erstickt zu werden. Nikolaus führte keinen erbittertern Krieg gegen Zeitungen, als Peter gegen die altrussischen Bärte; und der russische Edelmann von heute gibt ebenso ungern die Aussicht auf den Genuß der Verfeinerungen von Paris auf, wie sein Urgroßvater die rohen Sitten, das Branntweintrinken und das Barbarenthum, in welchem er seine Jugend verlebte. Aber es ist gefährlich, ein ganzes Volk an das Gängelband zu nehmen, um es zu civilisiren; gefährlich für den Staat, wenn der eiserne Griff des Herrn nachläßt, gefährlich für andere Staaten, wenn es nicht geschieht. Wie sich die Beziehungen zu den Nachbarstaaten vervielfältigen, der Reichthum zunimmt und neue Gedanken und Begriffe in die vorher bewegungslose Masse verpflanzt werden, nimmt die Gefahr zu und der Regent muß endlich wählen, ob er seinen Unterthanen aufrichtiges oder gar kein Vertrauen schenken will; ob er die moralische Bürgschaft treuer Herzen und aufgeklärter Köpfe oder die materielle Bürgschaft unverantwortlicher Beamten und einer geheimen Polizei haben will. Der vorige Zar erkannte das Dilemma klar und traf die Wahl, welche seinem feurigen Charakter am meisten entsprach. Er fürchtete sich davor, sein Volk wohlhabend und glücklich werden zu lassen, scheute aber nicht zurück, mit eigner Hand alles im Inlande und im Auslande zu erdrücken, was dazu hätte führen können. In einem solchen Falle ist eine Agressivpolitik gegen das Ausland eine fast nothwendige Ergänzung einer Politik des Mißtrauens im Innern; und selbst wenn Fürst Menschikoff nie in Konstantinopel aufgetreten wäre, so hätte doch der Kampf zwischen dem Zaren und dem civilisirten Europa nicht viel länger Aufschub gelitten. An dem Ausgange dieses Kampfes zu zweifeln, hieße an der Sache des Fortschritts der Menschheit zweifeln. Vor den Opfern und Entbehrungen zurückzuschrecken, welche dieser Kampf verlangt, hieße mit der Bezahlung der Versicherung gegen eine Feuersbrunst geizen, welche alles, was einem sittlich gebildeten Menschen

Digitized by Google

das Leben wünschenswerth und nur erträglich macht, gänzlich und unwiderbringlich zu verzehren droht.

Ueber die Fehler und Mängel der Kriegführung der Alliirten.

Konstantinopel, den 20 August.

Wenn dieser Brief Sie erreicht haben wird, werden die zwölf Monate seit der Einschiffung der englisch-französischen Truppen zu der seither so resultatlos gebliebenen Krimexpedition nahezu voll sein. Die Wiederkehr dieses Datums regt zu Betrachtungen an, die für denjenigen, welcher in diesem Kriege mit den Verbündeten Partei ergriffen hat, nicht eben sehr erhebend sind. Man fühlt sich gebrungen, noch einmal die ganze Summe der begangenen Fehler Revue passiren zu lassen und dem Gedanken Raum zu geben, wie alles so ganz anders gekommen sein würde, wenn von Anfang an eine feste und erfahrene Hand die Leitung des Ganzen ergriffen hätte. Wenn man das Ziel seither verfehlte, so lag das wahrlich nicht in den Verhältnissen, sondern einzig und allein in den Führern der Unternehmung. Im Gegentheil, die Verhältnisse waren einem raschen und entscheidenden Gelingen wunderbar günstig und zwar nicht allein in Bezug auf den Krieg in Taurien, sondern im ganzen Südosten.

Den russischen Feldherrn muß man das Zugeständniß machen, daß sie entschieden unter schwierigen, die alliirten dagegen unter ihren Zwecken hilfreichen Umständen zu agiren hatten. Man wolle zunächst bedenken, was es für Vortheile für die verbündeten Waffen sicherte, daß der Pontus, den die westmächtlichen Flotten von Anfang an beherrscht haben, ihnen zu einem Raume der beschleunigten Bewegung und zwar vom äußersten Kriegstheater bei Batum an bis zur Mündung der Donau und zu dem Hauptbasispunkte Stambul hin wurde, der sie in den Stand setzte, Dislocationen von dem einen Schauplatze zu dem andern in ebensoviel Tagen zu vollziehen, als der Gegner dazu Wochen gebraucht haben würde. Wenn es irgendein großes Verhältniß gab, auf welches der ganze Kriegsplan gestützt werden konnte, so war es dieses. Aber man hat, was bei zwei Mächten, wie Frankreich und England, mehr als bei andern überraschen darf, durchaus verabsäumt, den maritimen Bewegungsmitteln eine Organisation zu geben, die es möglich gemacht hätte, aus der eben berichteten Sachlage Nutzen zu ziehen. Unsrer Ansicht nach mußte in dieser Hinsicht unter zu Grundelegung einer großartigen Methode verfahren werden. Die Dampfschiffe, davon man mehre hundert von Privatgesellschaften

Digitized by Google

zum Transportdienst gemiethet, mußten in Gemeinschaft mit den zu demselben Zweck bestimmten Staatssteamern in zwei große Hauptmassen eingetheilt werden, von denen der einen die Unterstützung der Operationen im Pontus selbst, der andern der Truppentransport zwischen Frankreich und England beschieden gewesen sein würde. Wenn man auf die geringfügigen Resultate schaut, welche die Blockade an der Ostsee zuwege gebracht hat, so kann man auch keinen Zweifel mehr darüber hegen, daß es angemessener gewesen sein dürfte, mindestens einen Theil jener „hundert Wimpel" zum Transportdienst im Orient zu verwenden, anstatt im baltischen Meere.

Ich zweifle nicht, daß es bei einiger Energie möglich gewesen sein würde, hundert Dampfer im schwarzen Meer zu einer großen Transportflotte für die operirende Armee zu vereinigen, daß man, anstatt mit gegen zwanzig armirten Linienschiffen vor Sebastopol Wacht zu halten, in dessen Hafen nur vier Zweidecker liegen, besser gethan haben würde, funfzehn davon den en flûte ausgerüsteten zuzutheilen, um so aus britischen und französischen Zwei- und Dreideckern eine große Flotte für die Nachschübe formiren zu können, welche, fünf bis sechs Divisionen von je sechs Schiffen stark, im Stande gewesen sein würde, ebensoviele Armeedivisionen auf den Kriegsschauplatz zu führen. Die für die großen Operationen bestimmte Transportflotte würde es möglich gemacht haben, eine große Armee je nach Belieben nach den Donaumündungen, nach Batum, nach der Krim oder nach Trapezunt zu werfen. Keine Conception des Feindes wäre möglich gewesen, ohne auf diese Weise durchkreuzt zu werden. Man würde stets da auf ihn gefallen sein, wo er momentan sich schwach erwiesen und in diese Kategorie würden alle Punkte hineingehört haben von Batum bis Ismail, denn man ist nirgends stark, wenn man mehre hundert Meilen Seegrenze zugleich zu vertheidigen hat.

Diese Kriegführung, welche eine tüchtige Organisation der für die Operationen bestimmten Transportflotte als Erstes forderte, hätte einen organisirten Munitions-, Lazareth-, Verpflegungs- und Bagagetrain als Zweites verlangt. Zu dem Ende bedurfte es kaum eines weiteren als 20—25,000 Stück Packpferde. Wenn man erwägt, daß von einzelnen der größten Steamer und Klipper bis zu tausend Stück Pferde an Bord genommen worden sind, wird man nicht eben den Einwand erheben, ein solcher Transport liege außerhalb der Grenzen des Möglichen. Mit Hilfe dieser Trains war man dann beweglich und man konnte, unabhängig von der Küste, die Entscheidung mehre Märsche weit im Innern suchen, wenn die strategischen Verhältnisse es erheischten. Daß man dies in den Septembertagen des vergangenen Jahres in der Krim nicht vermochte, ist entscheidend für die dortige Unternehmung geworden. Sie war eine auf die Ueberraschung angelegte und bedurfte als solche mehr als alles andere einer schnellen Durchführung. Könnte man Menschikoff

Digitized by Google

umgehen und nach Sebaſtopol werfen, konnte man ihn bis Perekop oder ins Meer drängen, ſo kam zuverläſſig alles anders.

In den letzten Tagen würde man im Stande geweſen ſein, eine, wenn auch nur demonſtrative Unternehmung über Batum oder Trapezunt zur Ausführung zu bringen und wenn auch nicht Kars, ſo mindeſtens doch Erzerum Luft zu verſchaffen, wenn man Transportflotte und Trains in der eben geforderten Form beſäße. Je feſter ich überzeugt bin, daß die jetzigen Mißgeſchicke, oder beſſer zu ſagen Mißerfolge, nur eine Conſequenz des gerügten Mangels ſind, umſomehr erwarte ich von dem nächſten Jahre, falls man dem letztern abhilft.

Correſpondenzen.

Aus Konſtantinopel. 23. Auguſt. — Der Bairamszug des Sultans. In der fränkiſchen Bevölkerung dieſer großen Metropole überwiegt in dieſem Augenblick das Intereſſe an den großen Vorgängen in der Krim dermaßen jedes andere, daß daneben kaum hieſige Ereigniſſe Berückſichtigung finden würden. Anders unter den Türken, die ſeit geſtern Abend durch ihr Kurben-Bairamfeſt durchaus in Anſpruch genommen worden ſind. In dieſen Feſttagen, die vor vierundzwanzig Stunden begonnen und bis Sonnabend währen werden, ſoll jeder Muſelmann, der die Koſten dazu erſchwingen kann, einen Hammel ſchlachten, daher die tauſende von wohlgemäſteten Schafen, die man während der letzten Woche auf allen Hauptſtraßen Konſtantinopels einherziehen ſah. Am erſten Bairamtage hält der Sultan einen feierlichen Aufzug vom alten Serail zur Moſchee, über den heutigen At-Meidan oder Pferdemarkt hinweg, den einzigen großen Platz Stambuls und denſelben, welchen man ehedem, unter den Konſtantinen, den Hippodrom nannte. Dieſer Galaritt fand heute in der früheſten Morgenſtunde zwiſchen fünf und ſechs Uhr ſtatt. Ihr Berichterſtatter war ſchon um vier Uhr von ſeiner Wohnung aufgebrochen, um das Schauſpiel mit anzuſehen. Während in Deutſchland um dieſe Stunde die Dämmerung bereits zu leuchten beginnt, lagen hier die Straßen noch finſter da und boten bei dem Mangel einer jeden Beleuchtung eine ziemlich ſchwierige Paſſage. Als ich den Eingang des Thores von Galata erreicht hatte, machte ſich der Menſchenſtrom ſchon bemerkbar, welcher ſich dem eigentlichen Stambul aus Anlaß der zu erwartenden Schauſtellung heute ſo früh ſchon zuwälzte. An der neuen Brücke endlich, die zunächſt ſeewärts über den Hafen läuft, wurde der Himmel lichter, und drüben in den Straßen der Dreiecksſtadt ließen ſich ſchon die näheren und ferneren Gegenſtände unterſcheiden. Das Menſchengetümmel um mich her wuchs. Endlich hatte ich den Serail, oder vielmehr ſeine alte von Epheu umrankte Mauer und endlich den At-Meidan erreicht. Ihre Leſer kennen muthmaßlich den Platz bereits aus irgend einer Beſchreibung. Er bildet ein längliches Viereck und dehnt ſich in der Verlängerung der Linie vom Serail zur Sophienmoſchee aus,

by Google

nach meiner Schätzung in einer Länge von etwa sechshundert Schritt. Beide Langseiten des Platzes waren von Gardetruppen eingefaßt, so daß in ihrer Mitte ein Raum frei blieb, der einem Bataillon gestattet haben würde, in Front darüber hin zu marschiren. Es war noch kein höherer Pascha zur Stelle. Endlich kam eine Gruppe zu Fuß, vom anderen Ende des At-Meidan, meinem Aufstellungspunkt näher. Es war Omer Pascha, der Serdar Ekräm mit seinen Adjutanten. Mir fiel auf, daß er im Volke nicht gekannt wurde, und links, rechts und hinter mir Türken und Araber, Armenier und Griechen sich in Vermuthungen darüber ergingen, wer er sein möge. Er trug einen, da wo er nicht mit Goldstickerei bedeckt war, ins Grüne schimmernden Rock. Sein Bart war noch viel weißer geworden, als er mir im vergangenen Jahre an der Donau erschienen; außerdem schien es mir, als sei der Generalissimus bedeutend abgemagert. Auf seinen Ruf wurde ihm ein prächtig angeschirrtes Pferd gebracht, welches er bestieg, um in der Richtung nach der Sophienmoschee unter der Menge der Arabas (Wagen) zu verschwinden. Hiernach verging eine sehr einförmige Viertelstunde. Plötzlich ertönte ein türkisches Commando; die Truppen nahmen das Gewehr auf — kein Ausrichten fand statt — die Trommel schlug und es wurde das Gewehr präsentirt, während vom Serail her einige Reiter erschienen. Es waren Herolde. Auf dem Kopfe trugen sie hohe rothsammetne Fez, mit einer lang und stattlich herniederhängenden goldenen Quaste. Der übrige Anzug war ebenfalls roth. Dicht hinter den Herolden erschienen die vornehmsten Paschen, einzeln zu Pferde und umgeben von ihren Dienern. Sie ähnelten in diesem Aufzuge den großen Vasallen, die, von Knappen und Knechten umgeben, gekommen sind, einem Höheren die Huldigung darzubringen, wie denn in dem Ganzen ein starker feudaler Zug ausgesprochen lag. Die Minister wurden, außer von ihren Dienern, ein jeder auch von einer kleinen Schützenwache, bestehend aus zwei bis vier Mann, geleitet. Unter diesen Großen des Reiches trat Omer Pascha immerhin ziemlich unscheinbar auf. Viel Glanz umgab die Paschen der alttürkischen Partei, zumal Mehemmed Ali, den kaiserlichen Schwager. Dagegen erschien der Großvezier Aali Pascha ziemlich einfach. Reschid Pascha ist mir durch nichts Besonderes aufgefallen. Endlich rauschte es in der Menge und die Köpfe reckten sich hörbar und sichtbar empor; funfzehn bis zwanzig stattliche Pferde erschienen, von Dienern geführt, sodann Musik, und gleich darauf der Kaiser, Sultan Abdul Medschid selbst, umgeben von seinem ganzen männlichen Hofstaat, er, unter sovielen von Gold und Perlen strotzenden Würdenträgern der einzige Einfache, im neuen Paletot, aber auf dem Haupt den Fez mit der Reiherfeder und mit funkelnder Diamantagraffe. Brillanten funkelten auch in Ueberfülle auf dem Geschirr und der Schabracke seines Rosses. Er sah, ich es kann nicht leugnen, ungeachtet seiner etwas gedrückten Haltung dennoch wie der vornehmste aus unter allen, und die Leichenblässe seiner Züge schien dies Mal deren feinen Ausdruck noch zu heben. Unmittelbar hinter dem Gefolge des Sultans schritt eine Trabantengarde daher, im besonders auffallenden Costüm, deren Kopfputz ich möchte sagen an den der Indianer in Amerika erinnerte. Bei aller Pracht, welche der Zug zur Schau stellte, machte er dennoch nicht im mindesten den Eindruck von Eleganz. Mir scheint, daß er in dieser Hinsicht von jeder berliner oder potsdamer Parade übertroffen wird. — Ich konnte es nicht über mich gewinnen, die Rückkehr des Sul-

Digitized by Google

tans aus der Moschee (im Türkischen Dschami) zu erwarten, sondern trat sofort den Rückweg an.

— — 27. August. Nachträgliches zur Geschichte der Schlacht vom 16. August an der Tschernaja. Durch die übereinstimmenden Erzählungen von Augenzeugen, die dem Treffen vom 16. März beiwohnten oder mindestens aus nicht allzu weiter Entfernung seinen Verlauf und einzelne Züge desselben im Besondern beobachten konnten, ist man nunmehr hier in den Stand gesetzt, über den wichtigen Tag mit einer gewissen Bestimmtheit urtheilen und die gegenseitigen Leistungen richtiger abschätzen zu können, wie dies bis dahin der Fall gewesen war. Der Besitz solcher zuverlässiger Angaben war um so wünschenswerther, als officielle Berichte, und zwar die russischen wie die französischen, ihrer Natur, Bestimmung und den Verhältnissen nach von einer mehr oder weniger den wahren Zusammenhang der Thatsachen verdunkelnden Parteilichkeit selten frei sind, ja nicht frei sein können und auch die Darstellungen der hier erscheinenden halbofficiellen Blätter aus auf der Hand liegenden Gründen durchaus in diese Kategorie hineinfallen.

Lassen Sie mich hier zunächst ein Factum feststellen, welches auf Grund der besagten Berichte und Darstellungen möglicherweise bezweifelt werden könnte: die russische Infanterie und Artillerie hat in dieser Affaire durchaus ihre Schuldigkeit gethan. „Man kann," äußerte neulich ein höherer, aus der Krim vor vier Tagen zurückgekommener Offizier, „möglicherweise hier und da ein Fußvolk finden, welches ebenso tapfer wie das russische sein wird, jedenfalls können Sardinier und Franzosen dieses Verdienst für sich ansprechen . . . . . aber tapferer kann man nicht sein. Außerdem sind die Russen in der Kunst, ihre taktische Formation im Gefecht, mitten unter den Schlägen der Artillerie und unter dem Spitzkugelhagel ihrer Gegner zu bewahren, unter allen Umständen den letztgenannten Truppen überlegen, wenn nicht überhaupt unerreicht von jedwedem Heere. Man denke sich ihre Bataillone im Anrücken — schon der Anblick ist imponirend! es ist dies eine ruhige, gleichmäßige, in keinem Augenblick stockende, scheinbar von nichts aufzuhaltende Bewegung, die nicht minder den Ausdruck überwältigender Kraft in sich trägt, wenn auch der französische élan, das romanische Ungestüm und das ritterliche Feuer ihr fehlen. Was man vor sich sieht, ist nur Masse — ein Collectivwesen — aus dessen zauberischer Einheit heraus keine That des Individuums vorbricht, weil das untrennbare Band, welches alle einigt, solche Loslösung nicht gestattet. Unter Trommelschlag rückt die russische Colonne heran; die breiten Gassen, welche der Kartätschenhagel reißt und die engern, aber bis in die letzten Glieder spaltend eingreifenden der Paßkugeln füllen sich sogleich wieder; kein Stutzen wird sichtbar! In diesem dichtgedrängten Haufen regt sich das unverwüstliche Leben der Hyder mit hundert und aberhundert Häuptern. Alle Offiziere, vom Hauptmann aufwärts, bemerkt man anfangs zu Pferde. Sie sind allerdings ein jeder in die weiten Soldatenmäntel eingehüllt und ähneln durchaus ihren Truppen . . . aber das Berittensein macht sie kenntlich genug für die Schützen; diese zielen zuerst nur auf sie, man sieht Roß und Mann stürzen — die vordersten Führer sind gefallen und über sie hin schreitet der Marsch vor, weil kein Interregnum im Commando existirt, es keinen

Digitized by Google

Unterschied ausmacht, wer führt, und auch unter den Offizieren das einzelne Individuum weit zurücktritt, die Masse selbst aber sich nur vom abstracten Befehl bewegen läßt, dagegen kein Befehlshaber vorzugsweise Gewalt über sie ausübt." Das etwa war der Eindruck, den das Vorbrechen der russischen Truppen über die Brücke von Traktir, beim mehrmaligen Hin- und Herwogen auf den erwähnten diesseitigen Zuschauer machte. In zweiter Linie war eine Wasserleitung zu überschreiten. Die geschlossene Masse warf sich, ohne einen Moment zu wanken, in die Flut, die bis unter die Arme reichte; darnach ging es den ziemlich steilen Hang des nächsten Hügels hinan und hier wäre eine wichtige Position für die Franzosen vielleicht dauernd verloren gewesen, wenn nicht in diesem Augenblick die Zuaven, wie sie aus ihren Zelten hervortraten, zum Theil nicht vollständig bekleidet, sich der stürmenden Masse entgegengeworfen hätten. Der undichten Formation ungeachtet war der Stoß dieses Gegenangriffs dermaßen heftig, daß die Russen zuerst zum Stehen und sodann zum Weichen gebracht wurden. Die Flut, welche sich zunächst gestaut hatte, wogte nach rückwärts. Vergebens suchten Offiziere und Unteroffiziere am Fuße des Abhangs einen Halt zu gewinnen; das Gefüge, die krystallinische Formation war gebrochen und ein für alle Mal jedes Widerstehen unmöglich; denn der russische Soldat vermag nichts, wenn er nicht Schulter an Schulter und Mann hinter Mann steht. Aber schon sind neue, frische Bataillone aus der Reserve vom andern Ufer her in Anmarsch. Ihr Trommelwirbel erschallt; sie schreiten über die Brücke; an der Tête derselben erfolgt der Zusammenstoß mit dem Rückstau der Flüchtigen des ersten Treffens. Man glaubt diesseits einen Augenblick, hoffen zu dürfen, daß die frischen und die geschlagenen Truppen sich untereinander vermischen werden; aber nur eben diesen Augenblick lang erscheint die Fronte der Reserve bedeckt und wie in Verwirrung; gleich darnach aber schreitet sie frei und scharf gerichtet aus der formlosen, wogenden Masse heraus, als wenn sie sich zu St. Petersburg vor dem Winterpalais zu bewegen gehabt hätte. Sie drängt langsam, aber unwiderstehlich vorwärts; die Zuaven in ihrer gelichteten, aufgelockerten Formation haben nicht die Kraft, diesem massiven Keil zu widerstehen, der letztlich denselben Weg verfolgt, welchen die ersten Bataillone genommen und ziemlich bis zu derselben Stelle gelangt, wo diese Umkehr gemacht. Da wird das französische Feuer überwältigend. Es ist keine Metapher mehr in heutiger Zeit, bei Schilderung derartiger Schlachtmomente von Kugelhagel zu reden; die Geschosse regnen thatsächlich und brechen jede, auch mit russischem Stumpfsinn und russischer Opferfähigkeit aufrecht erhaltene Formation! Neues Stocken nun und sodann der feurige Anprall des funfzigsten und siebenundneunzigsten französischen Linienregiments auf die wankende Schar. Das Gewehr wird von da ab nur noch gebraucht, insofern es ein Bajonett hat. Es gab eine Zeit, wo man ein derartiges Ringen, Mann gegen Mann für einen ausnahmsweisen Fall in den neuern Kriegen erachtete; hier kehrt es bei jedem Zusammenstoß wieder und die Actionen werden nicht ohne diesen Einfluß erstaunlich blutig.

Ihren Lesern wird nicht entgangen sein, daß die eben hiermit gegebene Schilderung der Fechtart, Haltung und Leistungsfähigkeit der russischen Infanterie nicht in jeder Hinsicht mit dem Bilde übereinstimmt, welches ich Ihnen bei einer früheren Gelegenheit (man wird sich vielleicht des Aufsatzes „die vier Armeen in

Digitized by Google

der Krim" erinnern) von derselben gegeben habe. Es ist nicht meine Sache einzelne Widersprüche zu vereinigen, weil ich in beiden Fällen, heute wie damals, nicht als Selbstzeuge, sondern nach mir von andern gemachten Mittheilungen berichte; indeß kann ich nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß ein und dieselbe Truppe sich nicht selten von sehr verschiedenem Leistungsvermögen erwies, je nachdem die Umstände mehr oder weniger ihr günstig waren, und vorausgegangene Ereignisse aufrichtend oder niederschlagend auf ihre Stimmung eingewirkt hatten. Die Russen an der Donau waren, wie es scheint, in ihrer Gefechtshaltung wesentlich von denen in der Krim verschieden, wiewol dort zum Theil dieselben Leute gekämpft haben, wie hier.

In der Schlacht am 16. (an der Tschernaja) war im Allgemeinen die russische Artillerie, die bei Inkerman so Großes geleistet, nicht ausgezeichnet; indeß machte eine reitende Batterie eine Ausnahme davon; sie erwarb sich die Bewunderung von Freund und Feind, und zwar imponirten ihre blitzesschnellen und verwegenen Bewegungen diesseits dermaßen, daß unter den französischen Kanonieren der im Feuer stehenden Artillerie, jedenfalls einem competenten Zuschauerhaufen, das bezeichnende Wort umlief: sie habe der Teufel geführt. Man sah die Geschütze die Tschernaja auf einer Schanzkorbbrücke passiren, ehe dieselbe noch ganz vollendet war, mit derselben Behendigkeit überschritt sie die Wasserleitung und nahm Aufstellung diesseits derselben, und zwar dermaßen vom Terrain gedeckt, daß der französische General Morris, dem der Generalissimus (Pelissier) den Befehl zugehen ließ, sie mit seiner Cavalerie zu attakiren, sich weigerte denselben auszuführen, weil er nicht sicher sei, eine einzige Schwadron heranzubringen. Er wurde dafür seines Commandos über das bis zur Tschernaja vorgeschobene Corps entsetzt, aber verschiedene Cavalerieoffiziere, welche die Bodenbeschaffenheit des fraglichen Punktes kennen, sind entschieden der Ansicht, daß er sich im Recht befunden, und daß das, was General Pelissier von ihm gefordert, unausführbar gewesen sei.

Ich habe hier die Leistungen der russischen Truppen in der Tschernajaschlacht absichtlich zum Hauptgegenstand der Besprechung gemacht, weil es in Deutschland immer wieder aufs neue noth thut, auf die furchtbaren Mittel hinzuweisen, die unsrem kolossalen Nachbarreiche für seine später zu realisirenden Eroberungsgedanken im Herzen des Welttheils zur Verfügung stehen. Gegenüber den eben angeführten Thatsachen zerfällt die Behauptung in Staub, daß Rußland eine nicht zu fürchtende Macht sei, weil sie wol türkische, nicht aber europäische Heere erfolgreich bekämpfen könne.

Von den Franzosen ist in Rücksicht auf die Schlacht wenig zu sagen. Ihre Infanterie hat sich zu allen Zeiten als eine der ersten der Welt erwiesen, die in vielen Eigenschaften unerreicht ist, und voraussichtlich bleiben wird. Ein besonderes Verdienst erwarb sich die Artillerie; indeß muß zugestanden werden, daß die sardinische besser schoß. Was ich über diese letztere und ihre Leistungen hier höre, streift fast ans Fabelhafte. Polnische Offiziere, welche als Beobachter aus der Nähe erzählen, wollen versichern können, daß sie nicht einen Fehlschuß bemerkten.

Die Verschanzungen, welche die beiden Brücken beim Traktir (Wirthshaus) und bei Tschorguna deckten, scheinen sehr leichtsinnig und unzweckmäßig, mit unzureichender Profilstärke und ohne Zuhilfenahme tüchtiger Hindernißmittel angelegt

Digitized by Google

worden zu sein, ein Vorwurf, der sich leider bereits vielfach wiederholt hat, wie leicht er auch zu vermeiden gewesen sein würde.

— — 27. August. — Brand des englischen Hospitals zu Skutari. In der letzten Hälfte der letztvergangenen Nacht war von meinen, dem Bosporus und der Marmorasee zugewendeten Fenstern ein Schauspiel zu beobachten, wie es großartiger und furchtbarer kaum der Brand der großen Militärschule im März d. J. dargeboten. Infolge irgendwelcher Unvorsichtigkeit, oder möglicherweise durch Böswilligkeit, war die große Kaserne, welche auf der Höhe von Haider-Pascha, auf der asiatischen Seite der Meerenge, nicht weit von den britischen Baracken, gelegen ist und von den Engländern als großes Hospital benutzt wird, in Brand gerathen. Ein frischer Nordwind hatte sichtlich die Ausbreitung des Feuers gleich anfangs begünstigt, und so geschah es, daß dasselbe sich über das weite Gebäude ausgedehnt hatte, bevor an seine Bekämpfung gedacht werden konnte. Ich bin bis zur Stunde noch ununterrichtet darüber, ob das Lazareth stark mit Verwundeten und Kranken belegt war; desgleichen weiß ich nicht, ob dieselben sämmtlich gerettet worden sind. Meine Wohnung ist zu weit von der Stätte des Unglücks entlegen, als daß es mir auch mit einem leidlich guten Fernrohr möglich gewesen wäre, etwas Bestimmtes in dieser Hinsicht zu unterscheiden. Das Schauspiel aber war von meinem Standorte aus in seiner ganzen Größe zu überschauen. Denken Sie sich einen Raum, der vom Meere aus sich über tausend Schritt ausdehnte, erfüllt mit Flammen und Dampf; bald standen die Flammen in leuchtender, ungetheilter Fronte aufrecht wie eine Wand, bald jagte ein Windstoß sie auseinander und ließ gleich darauf hohe, flackernde Säulen aufsteigen. Die Rauchmassen darüber waren bis in ihr Inneres durchleuchtet von der Glut, und ohne Unterlaß stäubten, wie Wolken strahlender Leuchtkugeln und Raketen, sprühende Funkengarben von dem lohenden Herde auf, um erst weit von demselben entfernt als Feuerregen niederzufallen.

Wie Sie voraussetzen können, hatte der Vorfall zahlreiche Kräfte in Bewegung gesetzt. Außer einer londoner Löschcompagnie, welche, wenn ich nicht irre, bei dem Gebäude selbst im Quartier lag, waren schnell zahlreiche Löschdetaschements von den im Bosporus gelegenen englischen Kriegsschiffen, wie auch von den französischen zur Stelle; türkische Spritzenleute und die Wachmannschaften der nahe gelegenen Baracken leisteten anderweitige Hilfe. Wenn sämmtliche Kranke und Verwundete gerettet sein sollten, wird man es der allgemeinen Rührigkeit und Aufopferung, welche sich kund gegeben, zu danken haben.

Zunächst ist dies alles, was ich in diesem Briefe über den Brand zu berichten im Stande bin; in meinem nächsten Schreiben hoffe ich Ihnen Details geben zu können. Voraussichtlich wird das Ereigniß nicht ermangeln, viel von sich reden zu machen.

— — 30. August. — Man zerbricht sich hier vergebens darüber den Kopf, was aus den Truppenmassen geworden sein mag, von denen man zu Anfang dieses Monats d. h. vor etwa vier Wochen in den allerbestimmtesten Ausdrücken hörte, daß sie in Toulon und Marseille zur Einschiffung bereit ständen und nach vierzehn Tagen auf dem Kriegsschauplatze der Krim erwartet werden könnten. Allerdings

Digitized by Google

sind in der Zwischenzeit mancherlei englische und Transportschiffe durch den Bosporus passirt, aber sie hatten nur ausnahmsweise Mannschaften für die verbündete Armee und in solchen Fällen auch stets nur auffallend wenig an Bord, dergestalt, daß man durchaus nicht vermuthen kann, die eben erwähnten Massen seien unbemerkt und ohne in Konstantinopel Rast zu machen, befördert worden.

Der Eindruck, den diese Langsamkeit, oder je nachdem die Sache sich verhält, dieses Schwanken in den getroffenen Maßregeln hervorruft, ist peinlich genug. Wenn in irgendeinem Staate und namentlich zur heutigen Stunde, die doppelte Möglichkeit: eine große Truppenmasse zu concentriren und sie über See transportiren zu lassen, in weiterm Umfange vorhanden ist, so dürfte dies Frankreich sein. Was es indeß bis jetzt in dieser Hinsicht geleistet, erscheint beinahe wie eine Ironie auf das, was es leisten könnte. Vor allem ist nicht abzusehen, warum, nachdem man zu einer längeren Weiterführung des Kriegs entschlossen ist, noch immer keine dem bestehenden Bedürfniß entsprechende Transportflotte organisirt wird. Das Material dazu hat Frankreich in Fülle und wenn dem auch nicht so wäre, würde England im Stande und jedenfalls auch bereit sein, das etwaige Minus sofort zu decken.

Die Tagesneuigkeiten, über welche ich Ihnen heute zu berichten habe, sind eben nicht von großer Bedeutung. Was am meisten besprochen wird, ist der große Brand in Kadikoj, während der zweiten Hälfte der Nacht vom 26. zum 27. August, der aber zum Glück das englische Hospital verschonte. Das Feuer kam bei einem griechischen Banquier, Namens Janko, aus, und zerstörte in weniger als fünf Stunden 220 zum Theil massive und große Wohnhäuser, außerdem viele Ställe, Boutiken und Buden, eine Moschee, eine Kirche und eine Schule. Ich besuchte am nachfolgenden Tage (Montag) die Brandstätte; sie lag noch dampfend da, und zwischen den Trümmerhaufen zuckten aus dem zerborstenen und rauchgeschwärzten Gebälk noch unablässig die Flammen. Engliche Soldaten, die sich beim Löschen in der vorausgegangenen Nacht sehr ausgezeichnet hatten, promenirten auf dem Schauplatz ihrer Thaten. Einen kläglichen Anblick bot ein reizender, einem reichen armenischen Kaufmann gehöriger Garten dar. Die Blumen und Sträucher waren fast alle versengt. An den Orangenbäumen hingen die Früchte halb gebraten. —

Wenn man dem Journal de Constantinople Glauben beimessen darf, sind sehr zufriedenstellende Nachrichten aus Teheran (Persien) hier eingegangen. Indeß scheinen dieselben wesentlich nur die Gewähr zu bieten, daß der Schah in der Neutralität zwischen Rußland und den verbündeten Mächten verharren wird. Ich erwähne dabei, daß der hiesige persische Gesandte, Mirsa Achmed Khan neulich eine längere Conferenz mit dem Pfortenminister der auswärtigen Angelegenheiten Fuad Pascha hatte.

Literatur. Deutsche Classiker. Einleitungsband. Enthaltend: Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst. Von Dr. E. Kleinpaul ꝛc. Sorgsam verbesserte und erweiterte dritte Auflage. Erste und zweite Lieferung. Barmen, W. Langewiesche. — Die Aufgabe des Buchs ist, möglichst populär, kurz und gedrängt die in der Poetik vorkommenden Begriffe zu erläutern. —

Digitized by Google

Deutſcher Mentor. Humoriſtiſcher Verſuch einer Philoſophie über den Umgang mit der Welt. Von C. J. Dievenbrock. Stuttgart, Karl Göpel. — Eine Sammlung von Aphorismen, die, wenn ſie noch nicht in den Unterhaltungen am häuslichen Herde geſtanden haben, wol einen Platz darin verdienten. Nur möchte man hin und wieder über die zu große Vorliebe für unbußfertige Magdalenen den Kopf ſchütteln und die Behauptung, die ſixtiniſche Madonna ſei das Bild einer Dirne, doch ein wenig gewagt finden.

Notiz. Herr Hermann Marggraf beklagt ſich in der letzten Nummer der Blätter für literariſche Unterhaltung wieder einmal über unſre unausgeſetzten Verfolgungen. Es iſt merkwürdig: die Grenzboten haben ſich nur einmal, im dritten Quartal 1853, S. 440, über ihn ausgelaſſen, und zwar folgendermaßen: „In der augsburger allgemeinen Zeitung beklagt ſich Herr H. M. (Hermann Marggraf?) darüber, daß in Deutſchland den Dichtern nicht jene Huldigung und Verehrung zu Theil wird, deren ſich die Dichter im Auslande erfreuen. Er findet den Hauptgrund dafür in dem frechen und unehrerbietigen Tadel der Grenzboten, die keine Größe aufkommen laſſen. Sollte Herr Hermann Marggraf auch zu denen gehören, die wir mit rauher Hand von dem Pfade des Ruhms zurückgehalten haben? Es ſollte uns das ſehr leid thun, und es könnte nur unverſehens geſchehen ſein, da wir verſichern können, daß wir ihn gar nicht bemerkt haben.“ — Seitdem hat Herr Marggraf, um unſre Kenntniß zu ſuppliren, mehrmals eine ausführliche Beſchreibung von dem gegeben, was er für die deutſche Literatur gethan; er hat außerdem keine Gelegenheit verſäumt, ſeine herzliche Mißbilligung der beiden Redacteure an den Tag zu legen, mitunter auf eine höchſt burleske Weiſe, indem er aus dicken gelehrten Büchern, die er zu beſprechen hatte, nur eine gelegentliche Aeußerung hervorhob, die mit ſeinem Steckenpferd irgendwie im Zuſammenhang ſtand, oder indem er Privatbriefe verſtorbener Perſonen, die zufällig in ſeinen Beſitz gekommen waren, abdrucken ließ. Wir haben indeß keine Notiz davon genommen, da ſeine Perſönlichkeit an ſich ſchon nicht ſehr anziehend iſt und durch die beſtändige Wuth durchaus nicht intereſſanter wurde. Wenn er eine gelegentliche Bemerkung über die literariſchen Markthelfer auf ſich bezogen hat, ſo iſt ſie allerdings an die richtige Adreſſe gelangt; wenn er aber daraus ſchließt, daß wir auch Goethe und Humboldt unter die Markthelfer rechnen, weil ſie als „Literaten“ Collegen von Hermann Marggraf ſind, ſo können wir ihm nur entgegnen, was der Schwurgerichtspräſident zu Rouen Herrn Alexander Dumas antwortete, als dieſer ſich für einen Collegen Corneilles ausgab: „Monsieur, il y a des dégrés dans toutes les choses.“

Herausgegeben von **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Der Krieg gegen Rußland.

Der Krieg gegen Rußland. Politisch-militärisch bearbeitet von W. Rüstow. Mit Plänen und Portraits. Erste, zweite und dritte Lieferung. Zürich, Fr. Schultheß. —

Nach dem Orient! Reise im Gefolge der alliirten Armeen nach der Türkei, Walachei und Krim, von Eugen Jouve. Aus dem Französischen von G. F. von Jenssen-Tusch. Erstes und zweites Heft. Gotha, Hugo Scheube. —

Der Krieg im Orient in den Jahren 1853 und 1854 bis Ende Juli 1855. Eine historisch-kritische Skizze der Feldzüge an der Donau, in Asien und in der Krim, mit einem Blick auf die mögliche Wendung der künftigen Kriegsereignisse von Georg Klapka. Deutsche Originalausgabe. Brüssel, Bluff. —

Als die erste Tartarenbotschaft vom Fall Sebastopols anlangte, gerieth ganz Europa in eine Aufregung, die an die Zeit von 1848 erinnerte. Nicht blos das gewöhnliche Publicum, sondern selbst die Cabinete wurden fortgerissen und Glückwünsche an die siegreiche Armee der Verbündeten erfolgten selbst von solchen Höfen, die der Form nach mit Rußland noch im Frieden waren. Jetzt ist das große, seit einem Jahre erwartete Ereigniß endlich in der That eingetreten, wenigstens in der Hauptsache ist der Zweck der Alliirten erreicht. Das wichtigste Bollwerk der Festung ist genommen, die Flotte zerstört, der Hafen dem Belieben der Engländer und Franzosen unterworfen und der Rest der Festung soweit eingeschlossen, daß an einen dauernden Widerstand kaum mehr gedacht werden kann. Dem großen russischen Reiche ist die erste lebensgefährliche Wunde beigebracht, eine Wunde, die sobald nicht vernarben wird; aber der große Moment findet die Gemüther nicht mehr so gespannt, als jene verfrühte Botschaft; man hat sich daran gewöhnt, den Krieg in seinen Details zu verfolgen und der Eindruck ist daher kein massenhafter, erschütternder mehr. Während vor einem Jahre die Freude über das Resultat jede nähere Erörterung über die Mittel ausgeschlossen hätte, kann man jetzt im Augenblick daran denken, über das Verfahren der Verbündeten Kritik auszuüben, die Größe der Mittel mit dem, was erreicht worden ist, in Vergleich

Digitized by

zu stellen, Wünsche und Ideen für die nächste Zukunft auszusprechen. Eine vortreffliche Handhabe dazu bietet das Buch von Rüstow, dessen erste Lieferung wir bereits mit großer Anerkennung besprochen haben.

Das dritte Heft schließt mit dem verunglückten Sturm vom 18. Juni. Es war für die öffentliche Meinung, die sich leicht durch äußere Eindrücke bestimmen läßt, ein kritischer Moment. Wie es bei allen neuen Machthabern zu geschehen pflegt, bei Staatsmännern und Feldherrn ebenso, wie bei Königen, hatte man die Ernennung des General Pelissier mit großen Hoffnungen begrüßt. Selbst die Geschichte aus seinem frühern Leben, die ein so großes Entsetzen über seine Barbarei hervorgerufen hatte, wandte man dazu an, seine Thatkraft zu rühmen. Man war überzeugt, daß jetzt endlich etwas geschehen werde, nachdem die Kriegführung so lange Zeit die gerechten Erwartungen des Publicums getäuscht hatte. Allein nach der Niederlage vom 18. Juni wandelte sich wieder die Stimmung und man fing an zu fürchten, der französische General werde nur unendliche Menschenopfer bringen, ohne etwas Dauerndes zu erreichen. Es ist sehr rühmend anzuerkennen, daß Herr Rüstow sich durch diese Stimmung nicht befangen ließ. Obgleich er den Feldzugsplan im Allgemeinen entschieden verurtheilt und auch die naturalistische Art und Weise, wie Pelissier seine Angriffe einrichtet, keineswegs billigt, so läßt er sich doch vom Erfolg nicht bestimmen. Er weist nach, daß das Unternehmen vom 18. Juni, obgleich starke Fehler begangen wurden, an sich keineswegs ein thörichtes war, daß die Möglichkeit einer Ueberrumplung in der That vorlag und daß der Plan des Generals von seinem Standpunkt aus wol gerechtfertigt werden konnte. Er setzt dann hinzu: „Für den Charakter des General Pelissier muß der 18. Juni zu einem Prüfstein werden; läßt er sich durch das Mißgeschick des Tages in eine Unthätigkeit ohne weitere Motive oder in ein System hineinschrecken, welches von dem bisher befolgten wesentlich verschieden ist, so wird man ohne weiteres annehmen dürfen, daß seine Energie die rein äußerliche des Bramarbas ist, welche mit Uebermuth nur auf den syrupsdicken stillen Wogen des Glücks schwimmt, nicht die selbstständige einer mit sich fertigen hartgesottenen Seele.“ —

Der General hat diese Prüfung bestanden; er hat sich durch das erste Mißlingen nicht abschrecken lassen und hat sein Ziel, wenn auch mit blutigen Opfern, glücklich erreicht. Wir freuen uns, aus der geschickten Feder, der wir die Analyse dieser Vorbereitungen verdanken, in kurzer Zeit auch die Darstellung des Erfolgs zu erhalten. —

Eine willkommene Zugabe zu dieser Kriegsgeschichte ist das zweite Werk. Der Hauptinhalt desselben ist die Belagerung von Silistria; außerdem werden sämmtliche Vorgänge in der europäischen Türkei ausführlich und anschaulich erzählt. Der Verfasser hat Gelegenheit gehabt, sehr viel zu sehen und erzählt

Digitized by Google

vortrefflich. Wir kommen bei der Vollendung des Werks noch einmal darauf zurück.

Rußland hat einen sehr ernsten Schlag erhalten und die Regierung könnte dadurch wol zu ernsthafterm Nachdenken über ihre Lage geleitet werden. Der dritte Punkt, an welchem angeblich die wiener Friedensunterhandlungen scheiterten, würde jetzt keine so großen Schwierigkeiten mehr machen! Allein noch hat Rußland immer Kraft genug, seine Leiden zu ertragen und solange es nur mit den beiden Seemächten zu thun hat, zweifeln wir doch noch immer an seiner Versöhnlichkeit. Der günstigste Erfolg der Erstürmung des Malakowthurmes wäre also, wenn dadurch die deutschen Staaten veranlaßt würden, sich den Westmächten wieder zu nähern. Freilich werden die letztern bei den bekannten vier Punkten kaum mehr stehen bleiben und die Entschädigungsfrage, die bei den wiener Conferenzen gar nicht erwähnt wurde, dürfte sich bei neuen Unterhandlungen in den Vordergrund drängen. — —

Wir haben die Schrift des ungarischen Generals mit der ganzen Aufmerksamkeit gelesen, die ein bedeutenderer Gegner verdient. Wir nennen Klapka nicht blos deshalb unsern Gegner, weil seine Wünsche auf eine allgemeine Revolutionirung Europas ausgehen d. h. auf ein kolossales Hazardspiel, bei dem jede Berechnung aufhört, sondern auch weil wir mit dem Zustande, den er als Ziel der Revolution herstellen will, nicht im mindesten einverstanden sind. Er wünscht unter andern die Herstellung eines großen Polenreichs und eines ebenso großen Föderativstaats, der aus den außerdeutschen Provinzen Oestreichs, aus Bessarabien, der Moldau und Walachei und einigen türkischen Grenzprovinzen bestehen soll. Wir trauen namentlich dem letztern Staat nicht die geringste Lebensfähigkeit zu, denn da in diesen Gegenden die Nationalitäten bunt durcheinandergewürfelt sind, so würde doch sehr bald eine derselben die Oberherrschaft in Anspruch nehmen, es würde sich die eine Hand wider die andre erheben und man würde die Wiederholung jener Schlächtereien mit ansehen, von denen wir noch aus dem Jahre 1849 eine so schauderhafte Erinnerung haben. Es gibt in jenen Gegenden keine Macht, welche die bunten Völkerschaften beherrschen könnte, als Oestreich, und wie im Jahre 1848, so halten wir auch jetzt das Fortbestehen Oestreichs für eine europäische Nothwendigkeit. Oestreich ist bis jetzt der hohen Aufgabe, jene Länder der europäischen Cultur zuzuführen, nicht so nachgekommen, wie man es hätte wünschen sollen, aber es bleibt doch immer der einzige Staat, auf den man dabei rechnen kann, und selbst in den Uebertreibungen der gegenwärtigen Centralisation lebt im Ganzen doch ein richtiger Instinct. — Klapkas Gedankengang ist folgender.

Durch den Feldzug in der Krim kann der Krieg gegen Rußland nie zu einem glücklichen Ende geführt werden, selbst wenn man dort günstigere Erfolge erzielen sollte, als es bisher den Anschein hat.

Der Krieg kann nur dann mit Aussicht auf Erfolg fortgesetzt werden, wenn man gleichzeitig von drei Punkten mit ungeheuern Heeresmassen in Rußland eindringt, im Kaukasus, in Bessarabien und in den Ostseeprovinzen, nicht, wie es Napoleon that, um voreilig bis in das Herz des ungeheuern Reichs sich zu wagen, sondern um eine Grenzprovinz nach der andern stückweis abzulösen.

Die Franzosen und Engländer sind aber auch in der Verbindung mit den Türken und Sardiniern nicht im Stande, den Krieg in so großartigem Maßstabe fortzuführen; sie bedürfen im Osten der Mitwirkung der Tscherkessen, denen sie also die Freiheit verheißen müssen.

Der Feldzug in Bessarabien wäre mit den höchsten Gefahren verknüpft, wenn man im östreichischen Staat einen zweideutigen Verbündeten hinter sich läßt. Oestreich muß also kategorisch aufgefordert werden, sich an dem Kriege zu betheiligen. Es ist immer anerkennenswerth, daß Klapka diese Eventualität wenigstens in Rechnung stellt, obgleich er, wie wir nachher sehen werden, seinen Wünschen gemäß sie sofort wieder aufhebt.

In den Ostseeprovinzen muß zunächst durch Insurrectionirung Polens vorgeschritten werden. Die Wiederherstellung des polnischen Reichs in seinem ganzen alten Umfange ist die erste Pflicht der Verbündeten. Ferner ist die Mitwirkung Schwedens nöthig. Diese wird aber nicht erlangt werden, wenn man ihm nicht den Erwerb von Liefland in Aussicht stellt. Von Preußen ist Klapka überzeugt, daß es bei dem Liberalismus seiner Bewohner, selbst seiner Offiziere, sich dem Anschluß an die Alliirten auf keine Weise würde entziehen können. Wie nun aber die Wiederherstellung des polnischen Reichs damit in Zusammenhang gebracht werden soll, diese Frage legt er sich nicht vor. Wir fürchten, daß eine solche Aussicht hinreichen würde, Preußen zum engsten Anschluß an Rußland zu treiben, denn bei der Wiederherstellung ihrer alten Grenzen würden die Polen gewiß auch die Weichselmündung im Auge haben, ja diese würde ihnen ungleich wichtiger sein, als Volhynien und Podolien.

Schon aus dem Bisherigen ergibt sich, daß die Alliirten ihrem Krieg ein ganz andres Ziel setzen müssen, als die Integrität der Türkei mit den bekannten vier Garantiepunkten. Sie müssen offen aussprechen, daß ihr Zweck die Territorialverkleinerung Rußlands ist, denn nur unter dieser Bedingung können sie auf Bundesgenossen rechnen.

Es folgt nun weiter die Untersuchung, was zu thun sei, wenn Oestreich seine Mitwirkung versagte. Klapka hält diese Mitwirkung nicht nur für unwahrscheinlich, sondern für unmöglich. Nach seiner Ueberzeugung ist Oestreich ein verfallender Staat, der sein Leben nur künstlich, nur durch die Hilfe Rußlands fristen kann. Es wird Oestreich freilich sehr erwünscht sein, wenn Ruß-

Digitized by Google

land einige kleine Schlappen erleidet, damit es ihm nicht gar zu übermächtig auf dem Nacken sitzt, allein eine ernste Schwächung Rußlands kann Oestreich nicht zugeben, weil es mit ihm seinen letzten Schutz verliert. — Außerdem kann Oestreich nicht wagen, sich in einen ernsthaften Krieg einzulassen, denn es kann auf die Treue seiner Armeen nicht zählen. Seine Heere sind aus Nationalitäten genommen, die nur mit dem größten Widerstreben sein Joch tragen. Es hat durch seine Centralisation die Herzen aller Völker sich entfremdet und die Ungarn, Slawen ꝛc. sind seine Feinde.

In allen diesen Punkten sind wir entschieden entgegengesetzter Ansicht. Oestreich kann auf seine Heere zählen, so gut wie ein anderer Staat; es bedarf den Schutz Rußlands nicht nur nicht, sondern es muß alles daransetzen, um demselben zu entgehen. Es gibt keinen Staat, dem an der Schwächung Rußlands soviel gelegen sein müßte, als Oestreich, und wenn es sich den Westmächten nicht anschließt, so ist der Grund in ganz andern Dingen zu suchen. Offenbar führt den ungarischen General die bei ihm freilich sehr begreifliche Antipathie irre.

Was soll nun geschehen, wenn Oestreich sich in der That weigert, an dem Feldzug theilzunehmen und dadurch den Einmarsch der Verbündeten in Bessarabien factisch vereitelt? — Nach Klapkas Ansicht sollen die Verbündeten alsdann die Wiederaufrichtung der Nationalitäten zu ihrem Hauptzweck machen. Sowie sie Polen insurgirt haben, sollen sie Ungarn und vor allen Italien insurgiren. Wenn sie das thun, verheißt ihnen Klapka die Unterstützung einer Million streitbarer Männer. — Die Sache ist von der revolutionären Partei schon häufig angeregt worden; sehen wir zu, inwieweit die Drohung die deutschen Mächte wirklich erschrecken kann.

Zunächst unterscheidet sich Klapka von den eigentlichen Revolutionärs dadurch, daß er es für gleichgiltig erklärt, ob in Frankreich die Republik oder das Kaiserthum besteht. Solange nur Frankreich die Sache der Civilisation vertritt, möge man ihm die Hegemonie in diesem großen Kampfe anvertrauen. Er geht auch nicht auf Herstellung einer großen italienischen Republik aus, sondern er will die Einheit Italiens durch Vermittlung der sardinischen Monarchie anbahnen. Bei dem neuen ungarisch-slawisch-rumänischen Föderativstaat stellt er es als gleichgiltig dar, ob ein König darüber gesetzt oder ob eine republikanisch-aristokratische Regierungsform festgehalten wird. Ueber Polen spricht er sich in dieser Beziehung gar nicht aus.

Nun hat er aber bei dieser Darstellung, die freilich nicht so blutroth aussieht, als eine mazzinistische, einen wichtigen Umstand übersehen. Die revolutionäre Partei in Italien, die nothwendigerweise zu diesem Zweck aufgeboten werden müßte, hegt gegen das französische Kaiserreich eine tödtliche Feindschaft, ja sie haßt Napoleon mehr, als den Kaiser von Rußland. Nur die äußerste

Digitized by Google

Noth wird also den Kaiser der Franzosen dazu bestimmen können, Leidenschaften zu entfesseln, deren Wuth sich ebensowol gegen ihn wenden kann, als gegen seine Feinde. — In einer ähnlichen Lage befindet sich der König von Sardinien. Der größere Theil der revolutionären Partei Italiens ist republikanisch gesinnt. Sie würde für seine Zwecke nur ein sehr zweifelhafter Bundesgenosse sein.

Auch in Beziehung auf die Streitkräfte, welche die insurgirten Länder den Verbündeten bieten können, ist Klapka viel zu sanguinisch. Bei der Berechnung der italienischen Hilfstruppen bringt er zu unserm Erstaunen nicht blos die piemontesische Mannschaft, sondern die päpstlichen und die neapolitanischen Truppen in Anschlag. Diese Truppen müssen im Gegegentheil erst besiegt werden, bevor sein Unternehmen beginnen kann. Den Werth einer Volkserhebung schlägt er viel zu hoch an. Die Italiener sind sehr tüchtige und tapfere Truppen innerhalb eines disciplinirten Heeres, als Insurgenten aber sind sie leicht auseinanderzutreiben, wie das alle bisherigen Aufstände gezeigt haben; und ehe die Engländer und Franzosen soweit kommen, eine aus Italienern zusammengesetzte Armee in reguläre Truppen zu verwandeln, würden muthmaßlich Ereignisse eintreten, welche der ganzen Frage eine andere Wendung geben. — Was Polen und Ungarn betrifft, so rechnet man immer falsch, wenn man die Insurrection von 1831 und von 1848 im Auge behält. 1831 hatten die Polen eine fertige und ausgerüstete Armee, 1848 hatten die Ungarn wenigstens einen Stamm dafür. Von alle dem ist jetzt keine Rede, und jeder Versuch, in Ungarn oder Polen eine insurrectionelle Armee zu bilden, würde gleich zu Anfang mit leichter Mühe niedergeschlagen werden. Daß die Führer der Revolution nebenbei noch immer auf Deutschland rechnen, zeigt deutlich, in welchem Traumleben sie befangen sind.

Wir haben bis jetzt nur auf die materiellen Schwierigkeiten unser Auge geworfen; betrachten wir einmal die moralische Seite. Wenn die verbündeten Mächte eine Insurrection hervorrufen ohne die ganz sichere Aussicht des Gelingens, wenn sie also wiederum eine Masse edler Häupter dem Henkerschwert preisgeben, so begehen sie ein Verbrechen, für das wir gar keinen Ausdruck finden; und wenn auch in der auswärtigen Politik thatsächlich noch immer die macchiavellistischen Grundsätze gelten, so wendet man sie doch nur in den äußersten Fällen an.

Durch alle diese Bemerkungen wollen wir keineswegs die Unmöglichkeit einer derartigen Kriegführung darthun. Wenn Rußland im nächstfolgenden Jahre nicht Frieden schließt, wenn der kriegerische Enthusiasmus der Engländer und Franzosen fortdauert, und wenn die deutschen Mächte in ihrem passiven Widerstand beharren, so werden in der Hitze des Zorns vielleicht alle bisherigen Bedenken schwinden und man wird dem Kriege eine andere Wen-

Digitized by Google

dung zu geben suchen. Anknüpfungspunkte sind schon in hinreichender Zahl vorhanden. Die Allianz mit Sardinien, die Bildung einer italienischen Legion, das Zerwürfniß mit Neapel, die immer mehr um sich greifenden kirchlichen Streitigkeiten u. s. w., das alles sind Elemente, die, wenn man den großen Vorsatz einmal gefaßt hat, wol benutzt werden können. So groß wie Klapka sie darzustellen sucht, ist die Gefahr keineswegs, aber sie ist vorhanden, und unsere Regierungen haben alle Ursache, auf ihrer Hut zu sein. Wenn es ihnen nicht gelingt, im Lauf des Winters Rußland zu einem Frieden zu bestimmen, wie ihn die Westmächte annehmen können, so werden sie im nächsten Jahr voraussichtlich doch in den Krieg verwickelt werden, und es wird zweckmäßiger für sie sein, wenn sie ihn so führen, um etwas daraus zu gewinnen, als blos um größern Uebelständen zu entgehen. Sollte z. B. Dänemark früher sich entschließen, in die Allianz der Westmächte einzutreten, als Preußen, so wären wir um allen möglichen Gewinn des Krieges, und der Verlust einer der wichtigsten deutschen Provinzen, den wir noch immer als einen blos provisorischen betrachten, könnte ein definitiver werden.

Die neuen preußischen Wahlen.

Die Kammern und das Land. Von Dr. J. W. J. Braun, Professor an der Universität zu Bonn und Mitglied des Hauses der Abgeordneten für den fünften kölnischen Wahlbezirk. Elberfeld, R. L. Friderichs. —

Der Termin für die Wahlen ist jetzt festgestellt und je näher er bevorsteht, desto größer ist die Besorgniß, mit der wir ihm entgegensehen. Die Demokraten sind bis jetzt zu keinem Entschluß gekommen, sie haben bis jetzt ein ganz wunderbares Stillschweigen beobachtet, und wenn in diesen Tagen von dem einen oder dem andern ihrer Blätter wirklich ein Manifest erfolgen sollte, so zweifeln wir doch sehr daran, ob die Masse, die bisher zu ihrer Farbe hielt, so leicht ohne weiteres wird in Bewegung zu setzen sein. In einer Beziehung kann das als ein Vortheil erscheinen, denn es wird dadurch vermieden, daß die Liberalen in zwei getrennten und gerüsteten Parteien auf den Schauplatz treten. Die Opposition wird als ein Ganzes erscheinen, umsomehr, wenn unsre Freunde sich hüten, in ihrem Programm diejenigen Forderungen, an denen wir bisher vorzugsweise hingen, und die uns bisher zum Theil von den Demokraten trennten, zu einer ungünstigen Zeit hervorzukehren. Es gilt jetzt nicht, in Beziehung auf die große Politik die preußische Regierung in unsre Richtung zu drängen, da dies Vorhaben uns doch nicht gelingen würde, es gilt, wie wir bereits auseinandergesetzt haben, dem weitern Vordringen der

Digitized by Google

ritterschaftlichen Partei Widerstand zu leisten. Die Kreuzzeitung brachte darüber in der letzten Woche einige Bemerkungen, die nur zu gegründet waren. Sie sagte, daß ihre Partei sich nie damit begnüge, über einen errungenen Erfolg Freudenfeste anzustellen, Extrablätter der Freude zu schreiben ꝛc., sondern daß sie sich sofort überlege, was ist nun weiter zu thun? Diesen Ruhm müssen der Kreuzzeitungspartei auch ihre Feinde nachsagen. Worin ihre letzten Absichten bestehen, darüber läßt sie uns auch nicht im Zweifel, obgleich sie das nächste, was sie ins Werk zu richten gedenkt, noch geheim hält. Ihr laut ausgesprochener Zweck ist nämlich, den Bürgerstand, der nach ihrer Ansicht über das ihm zukommende Maß hinausgeschritten ist, wieder in seine alten Grenzen oder noch etwas weiter zurückzudrängen. Wir finden das Bestreben begreiflich, denn der Adelstand hat in den unruhigen Jahren manche unbillige Angriffe erfahren, aber um so wachsamer muß der Bürgerstand sein, um dessen Ehre und Interesse es sich jetzt handelt. Es wird keineswegs bei ideellen Vorzügen und bei Doctrinen stehen bleiben. Der Adel hat sich die übereilten Worte Hansemanns, man müsse der Reaction ins Fleisch schneiden, sehr wohl gemerkt und wird sich, sobald er nur irgend die Mittel dazu in Händen hat, beeilen, seinerseits der Revolution ins Fleisch zu schneiden. Der Adel weiß sehr gut, daß man, um sich auf der Höhe der Zeit zu erhalten, bürgerliche Mittel anwenden muß. Er rechnet grade so gut, wie der Bürgersmann, er rechnet mitunter besser. Derjenige Theil des Bürgerstandes also, der so ganz in Materialismus versunken ist, daß kein ideelles Motiv ihn in Bewegung zu setzen vermag, möge sich sobald als möglich klar machen, ehe es zu spät wird, daß auf den ideellen Kampf der materielle folgen wird, daß, sobald erst die Verfassung nach Standesrücksichten eingerichtet sein wird, die Standesrücksichten auch auf den Staatshaushalt übergehen werden.

Die am Eingang erwähnte Broschüre sucht die Opposition auf die höhern Motive aufmerksam zu machen, um die es sich in dem gegenwärtigen Streit handelt. Wir wünschen ihr eine recht allgemeine Verbreitung.

Nachdem wir das Obenstehende geschrieben, finden wir in der neuesten Nummer der Nationalzeitung eine Erklärung, die als befriedigend angesehen werden kann. Zwar hat sie es nicht vermeiden können, auf die frühere Haltung der Partei den Wahlen gegenüber einen rechtfertigenden Rückblick zu werfen, allein da diese Bemerkungen in einem durchaus schicklichen Tone gehalten sind, so läßt sich von unsrer Seite nichts dagegen einwenden. Die Hauptsache ist, sie fordert ihre bisherigen politischen Freunde entschieden zur Betheiligung an den diesmaligen Wahlen auf. Wir wollen hoffen, daß sie in den nächsten Wochen noch häufiger und lebhafter darauf zurückkommen wird, denn die Masse, welche bisher in dem Wahn schwebte, durch Nichttheilnahme

Digitized by Google

an den Wahlen eine wichtige politische That zu thun, wird sich aus dem süßen Behagen dieses bequemen Martyriums schwerlich durch eine einfache Erklärung heraustreiben lassen; sie wird nicht blos einer Erlaubniß bedürfen, sondern einer recht lebhaften Anregung.

Sehr richtig bemerkt die Nationalzeitung, daß man sich davor hüten müsse, den wahrscheinlichen Erfolg dieser Theilnahme zu überschätzen; damit der Erfolg aber nicht noch kleiner werde, als in der Natur der Sache liegt, scheint uns Folgendes Beherzigung zu verdienen.

Die Aufgabe der gegenwärtigen Kammer ist, wie wir gezeigt haben, eine durchaus conservative. Es handelt sich nicht darum, für die nationale Sache und für die Sache der Freiheit ein neues Terrain zu gewinnen, sondern nur den bisherigen Besitz zu behaupten. Unter diesen Umständen kommt es auf die sonstigen Doctrinen der Deputirten, auf ihre Vergangenheit und Zukunft nicht an; es kommt nur darauf an, unabhängige und charakterfeste Männer zu finden, die entschlossen sind, keinen Schritt weiter zurückzuweichen, gleichviel welcher Parteirichtung sie sich früher angeschlossen haben. Die beiden Hauptunterschiede zwischen der demokratischen Partei und der constitutionellen, wie sie sich historisch entwickelt hatten, waren einmal, daß die Demokraten die gegebene Verfassung nicht anerkennen wollten, sondern auf die Vereinbarungstheorie der sogenannten constituirenden Versammlung recurrirten. Dieser Unterschied hat aufgehört, sobald sie sich, wie es die Nationalzeitung ausdrücklich erklärt, ehrlich und offen an der gegebenen Verfassung betheiligen. Der zweite Unterschied wird vielleicht in der Zukunft wieder Gelegenheit zu Zwistigkeiten geben, vorläufig hat er aber gar keine praktische Bedeutung. Wir vermuthen nämlich, daß die Demokraten noch an der Theorie des unbeschränkten Wahlrechts festhalten; allein in den nächsten drei Jahren wird es niemand einfallen, nach dieser Seite hin etwas durchsetzen zu wollen. In allen übrigen Punkten möchten dagegen die Gemäßigten der beiden Parteien einig sein, und die gegenseitige Unterstützung bei den Wahlen, die dringend erforderlich ist, wenn ein erwünschtes Resultat erzielt werden soll, begegnet also von dieser Seite keinen Schwierigkeiten.

Beim Schluß unsres Hefts geht uns eine Broschüre zu, die wir glauben als eine Art Wahlprogramm der liberalen Partei betrachten zu dürfen:

Die letzte Session der preußischen Kammern. Leipzig, S. Hirzel. —

Sie enthält eine klare und bündige Zusammenstellung der Tendenzen und Anträge, welche von den beiden Seiten der bisherigen Kammer ausgegangen sind. Sie weist nach, daß die sogenannte Rechte eine revolutionäre Partei ist, die nicht blos bezweckt, die Resultate der Staatsgesetzgebung seit 1850 wieder

Digitized by Google

aufzuheben, sondern auch die ganze bürgerliche Gesetzgebung seit den Zeiten des großen Friedrich, also den eigentlichen Inhalt des altpreußischen Lebens, zu verkümmern. Sie zeigt, daß sie ihre royalistische Gesinnung nur als eine Fahne aufsteckt, um die unwissende Menge irre zu leiten, daß sie eigentlich darauf ausgeht, die höchsten Attribute der Krone zu schmälern und sie einseitig einem Stande zu übertragen. Sie zeigt, daß ihre Gesetzvorschläge in Bezug auf Finanzen, Justiz, Administration u. s. w., wenn sie wirklich durchgeführt werden könnten, eine tiefe Kluft zwischen den verschiedenen Classen der Staatsbürger und eine allgemeine Unzufriedenheit zur Folge haben würden. Sie zeigt ferner, daß die sogenannte Opposition die wahrhaft conservative Partei ist, daß sie, wenn auch unter unerhörten Schwierigkeiten, alles darangesetzt hat, um die bisherige historische Entwicklung des preußischen Staats aufrechtzuhalten und zu fördern, daß alle realen Verbesserungen in der Gesetzgebung, daß alle ernsthafte und gerechte Kritik der Verwaltung lediglich von der linken Seite ausgeht. Sie stellt das nicht als eine Behauptung auf, welcher die feindliche Partei mit einer entgegengesetzten Versicherung begegnen könnte, sondern sie belegt es urkundlich mit Thatsachen und Documenten. An den einzelnen Gesetzvorschlägen, sie mögen nun durchgegangen sein oder nicht, können die Wähler abmessen, welcher Seite sie ihr Vertrauen zu schenken haben.

Daß sie die auswärtige Angelegenheit nicht in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht, stimmt, wie wir im Frühern auseinandergesetzt haben, ganz mit unsrer Ueberzeugung überein. Ebenso müssen wir es billigen, daß die confessionelle Frage in den Hintergrund gedrängt ist. Es kann wol eine Zeit kommen, in welcher wir dem Ultramontanismus ernsthaft werden entgegentreten müssen; diese Zeit ist aber noch nicht gekommen. Wir beklagen es im Interesse der allgemeinen Entwicklung aufs höchste, daß innerhalb der preußischen Kammern sich eine Fraction gebildet hat, die eine rein confessionelle Färbung zur Schau trägt, die uns also mit einer Wiederaufnahme der alten religiösen Leidenschaft bedroht, welche wir seit fast zwei Jahrhunderten überwunden zu haben glaubten; aber diese Fraction, deren allgemeine Tendenz uns fremd oder gar feindlich ist, enthält doch in ihrer Zusammensetzung Elemente, die uns verwandter sind, als alles, was auf der rechten Seite sich vorfindet. Und vor allen Dingen: die nächsten Interessen jener Fraction, soweit wir sie für die nächsten Jahre übersehen können, gehen mit den unsrigen noch Hand in Hand. — Wenn es daher in den westlichen Provinzen gilt, sich bei der Wahl entweder für einen Candidaten der katholischen Fraction oder für einen Candidaten der rechten Seite zu entscheiden, so geben wir dem erstern unsre Stimme.

Und so können wir zum Schluß denn nur wünschen, daß diese Flugschrift die gehörige Beachtung finden und allen Wahlberechtigten den schweren Ernst

Digitized by Google

der Zeit und die Nothwendigkeit einer regen und eifrigen Theilnahme einschärfen möchte.

Musikalischer Jahresbericht aus Berlin.

1.

Wenn ich zu Anfang meines Berichtes über das berliner Musikleben des verflossenen Jahres erwähne, daß im Laufe desselben in den Hauptzeitungen etwa dreihundert Concert- und Opernaufführungen ausführlich besprochen worden sind, so können Sie daraus ersehen, daß der Stoff, über den ich berichten will, kein geringer ist. Anders sah es vor hundert Jahren in Berlin aus. Aus jener Zeit hört man von nichts als von italienischen Opern zur Zeit des Carnevals, von Passionsaufführungen in verschiedenen Kirchen der Stadt und von wöchentlichen sogenannten Concerten d. h. Musikunterhaltungen eines Dilettantenvereins, die in einer bescheidenen Privatwohnung stattfanden und nur einer geringen Zahl von Gästen den Zutritt gestatteten. Die Musikgeschichte Berlins ist im Vergleich mit den meisten andern großen Städten Europas sehr jungen Datums; und heute sehen wir diese Stadt so ziemlich auf der Höhe des musikalischen Lebens der Zeit.

Freilich fällt es auf, wie spärlich unsre Quartettsoiréen besucht sind, wie selten es vorkommt, daß vorzügliche Concertleistungen in ähnlicher Weise wie die Opern eine Wiederholung erleben, wie ungenügend die männlichen Stimmen sowol im Solo- als Chorgesang in unsern Singvereinen vertreten sind. Indeß für jemanden, der alles hören will oder muß, für die Recensenten, für die Musiker, die mit Freibillets gefüttert werden, für diejenigen, die keine ruhige Nacht haben, wenn sie nicht über alles mitsprechen können, bleibt eine Ueberfülle von öffentlicher Musik und es freut uns, hinzufügen zu können, daß der größere Theil davon wirklich hörenswerth war und daß namentlich der letzte Winter außer dem guten Alten auch eine hervortretende Fülle neuer Anregungen bot. Beginnen wir unsre Ueberschau mit denjenigen Aufführungen, die das Fundament alles gesunden Musiklebens bilden, mit den von unsern größern Gesangvereinen ausgehenden Oratorienaufführungen. Für uns sind große Oratorienconcerte, namentlich diejenigen, die Händel und Haydn geschaffen haben, in ethischer Hinsicht etwas Aehnliches, als bei den Alten die Stücke, die in dorischer Tonart geschrieben waren; sie sind das wahre Bildungselement der Jugend, weil in ihnen die Anmuth und Lieblichkeit des Melodischen der Kraft nicht entbehrt, und wiederum, weil die Kraft nicht in rohen Formen, wie etwa in Schlachtgesängen, Märschen und dergl., sondern in kunstvoller, polyphoner Entwicklung auftritt. Das Erste und Wichtigste

Digitized by Google

daher, was wir jedem rathen möchten, der sich an der Musik als einem allgemeinen Bildungsstoffe betheiligen will, würde sein, seine Stimme soweit auszubilden, daß er diese Chöre mitsingen kann; das spätere Leben mag ihn weiter führen.

Die Singakademie ist immer noch die wichtigste Anstalt für das berliner Musikleben, weil sie ihre Bestimmung wesentlich in dem unabläßigen Festhalten an den Hauptwerken deutscher Musik gefunden hat. Leider müssen wir darüber klagen, daß die Anzahl der jüngern männlichen Mitglieder keineswegs im Verhältniß zu der Größe Berlins steht und daß die Theilnahme des Concertpublicums nicht immer in wünschenswerther Weise sich bekundet; doch zeigt sich das mehr bei Aufführung neuer Oratorien, die classischen Hauptwerke werden fast alljährlich einmal, bisweilen mehrmals aufgeführt. Die innere Disciplin der Singakademie, die im Lauf der Zeit etwas schlaff geworden war, hat sich, seitdem Grell an der Spitze steht, bedeutend befestigt. Grell hat sich von Jugend auf in diese Gattung der Musik innig hineingelebt und weiß den Geist derselben, die goldene Mitte zwischen roher Kraft und weichlicher Sentimentalität, richtig zu erfassen; den Mangel an jugendlichem Feuer versteht er durch ausharrende Zähigkeit zu ersetzen; auch kommt ihm seine genaue Kenntniß der menschlichen Stimme wohl zu statten. Darum vermißt man an den Aufführungen der Akademie wol hin und wieder die Frische der Stimmen, namentlich der männlichen; aber an Correctheit und edler Haltung läßt sie wenig oder nichts zu wünschen übrig, ja manche Leistungen, z. B. die Ausführung des Chorals im Tod Jesu „Wie herrlich ist die neue Welt" a capella lassen sich als ersten Ranges bezeichnen. Der Sternsche Verein gebietet über die meisten Kräfte; das vorzügliche Talent und die Gewandtheit seines Dirigenten, die freiere Richtung in der Auswahl der Musikstücke sagen dem Zeitgeschmacke besser zu. Daß er eine wichtige Stelle in unserm Musikleben einnimmt, geht schon aus den vielen vorzüglichen Ausführungen hervor, die wir ihm verdanken; ferner daraus, daß er durch öffentliche Vorführung manches hier noch unbekannten Werkes sich verdient gemacht hat; aber er vertritt kein Princip, man müßte denn das Princip darin finden wollen, daß er eben wegen seiner noch etwas unbestimmten Stellung geneigter ist, sich auf Modernes einzulassen. Der Schneidersche Gesangverein macht sich vielfach durch Kirchenaufführungen bekannt, die mehr dem Bedürfniß des großen Publicums entsprechen und nur mit mäßiger Sorgfalt einstudirt werden; unter den übrigen öffentlich hervortretenden Vereinen dürfte noch der Wendelsche genannt werden; schließlich können wir auch hier schon die Concerte erwähnen, die alljährlich zum Besten des Gustav-Adolph-Vereins stattfinden und die außer vielem andern auch die Kirchenmusik in ihr Repertoir aufgenommen haben.

Von Händel kamen im vorigen Jahre der Messias und der Samson

Digitized by Google

durch die Singakademie (letzterer außerdem noch in einer Privataufführung, die der Gesanglehrer Kotzolt mit einem aus seinen Schülern und Schülerinnen bestehenden Gesangverein veranstaltete und theilweise in einem Concert des Gustav-Adolph-Vereins, in dem Joh. Wagner die Altsoli sang), Israel in Aegypten durch den Sternschen und Judas Maccabäus durch den Wendelschen Verein zur Aufführung; die Schöpfung von Haydn wurde mehrmals durch den Schneiderschen Verein und die Singakademie, die Jahreszeiten einmal durch den Sternschen Verein aufgeführt. Die Singakademie brachte außerdem den in Berlin sehr beliebten Radziwillschen Faust, das Requiem von Cherubini, den Tod Jesu von Graun, die Matthäus-Passion von Bach, den David von Reissiger, einen Psalm von Blumner, (zweitem Dirigenten der Akademie) und den Tod Abels von Rungenhagen zur Aufführung. Vom Sternschen Verein hörten wir den 114. Psalm von Mendelssohn, die Fragmente aus dessen Christus und die beiden ersten Sätze der großen Beethovenschen Messe (Kyrie und Gloria); der Schneidersche Verein führte ein neues Oratorium seines Dirigenten, Luther, auf; der Hennigsche Gesangverein übernahm die undankbare Aufgabe, Beethovens Christus am Oelberge vorzuführen; die Singakademie vereinigte sich mit dem Sternschen und Jähnschen Verein zur Walpurgisnacht von Mendelssohn unter der Leitung Dorns; in einem Concert des Gustav-Adolph-Vereins hörten wir eine etwas oratorienhafte Oper von Bernhard Klein, Dido; fügen wir noch hinzu, daß in Privataufführungen ein Vaterunser von Taubert und ein sehr kunstvoll für zwölf Frauenstimmen gesetztes Magnificat von Grell zu Gehör gebracht wurden, so möchte die Uebersicht dieses Theils der Concerte wol geschlossen sein.

Auffallend erscheint, daß der Elias und der Paulus fehlen, ein Beweis, daß in Bezug auf Mendelssohn eine Uebersättigung einzutreten beginnt. Wir glauben nicht, daß dieselbe dauern wird, denn Mendelssohn vertritt eine zu wichtige Seite des gebildeten Bewußtseins; wenn auch das Fließende und Weiche seiner Chöre und Arien oft dem Großen, Ernsten, Gewaltigen Eintrag thut, so bleiben sie doch immer auf der Höhe des Edeln und Maßvollen. Auch wüßten wir nicht, wie unsere Gesangvereine ihn ersetzen sollten; der Sänger wird warm dabei, die weichen, runden Formen thun ihm wohl, und der Schwung, den Mendelssohn oft in seinen Chören nimmt oder wenigstens zu nehmen beginnt — denn oft erlahmt er auch auf dem Wege — reißt die Sänger fort. Aber er eignet sich nicht, die bleibende Grundlage eines Vereins abzugeben, wie manche eine Zeitlang glaubten; dazu bedarf es festerer, nahrhafterer Kost; wenn die Reize seines Stils frisch bleiben sollen, so muß man sparsam davon genießen. — Ueber die Aufführung Händelscher Oratorien ist nur zu bemerken, daß der Israel in Aegypten mit seinen gewaltigen achtstimmigen Chören, den Mendelssohn vor etwa zwölf Jahren zuerst wieder in Berlin aufführte, durch

Digitized by Google

Sterns Bemühungen neuerdings in den Vordergrund getreten ist. Namentlich mit Begleitung der Orgel macht das Werk einen majestätischen Eindruck, in formeller Vollendung steht es indeß anderen, vorzugsweise dem Messias, nach. In der Ausführung Händelscher Solopartien steht Krause oben an, dessen markiges und doch weiches Organ und männlich-würdige Vortragsweise dafür wie geschaffen sind. — Bachs Matthäus-Passion hatte ein viel größeres Publicum versammelt, als jemals früher. Wir glauben deshalb aber durchaus nicht, daß überhaupt die Empfänglichkeit für das Werk im Zunehmen begriffen sei; die Empfindungsweise Bachs, die in der inneren Verarbeitung der mannigfaltigsten Tonelemente zu jeder Form des Ausdrucks ihre Befriedigung fand, setzt Zuhörer voraus, die eine ungewöhnliche Geisteskraft besitzen. Für das allgemeine Verständniß sind Bachs Werke viel zu sehr individualisirt, sie erzeugen durch Hindernisse aller Art den Genuß; sie drängen in einen Augenblick, wenn man ihnen folgen will, eine ungleich größere Zahl von Vorstellungen zusammen, als unsere Phantasie in andern Tonwerken in sich aufnimmt; sie werden daher immer der musikalischen Aristokratie angehörig bleiben, die sich zufrieden geben kann, wenn die Zahl ihrer Anhänger so wächst, daß öffentliche Aufführungen sich möglich machen lassen. Daß übrigens in Berlin seit längerer Zeit fast alljährlich die Matthäus-Passion ihr Publicum findet, auch kleinere seiner Werke, Motetten, Sonaten, Fugen ab und zu öffentlich aufgeführt werden, ist wenigstens ein Zeichen, daß ernste und eindringende Musikbildung in Berlin ebenfalls zu Hause ist. Freilich genügt dies noch nicht; eine große Anzahl vorzüglicher Bachscher Compositionen liegt noch vergraben, nur dem innern Ohr des Partiturlesers zugänglich; der Singakademie, dem Sternschen Verein und namentlich dem Domchor, unsern Clavier- und Violinvirtuosen bleibt hier noch eine reiche Nachlese; anzuerkennen sind auch die Bemühungen des Wendelschen Vereins, der zwei von den neu herausgegebenen Bachschen Cantaten aufführte. Was die Ausführung der Matthäus-Passion betrifft, so hat die Singakademie namentlich in den letzten beiden Jahren in den Chören noch viele Fortschritte gemacht; außer der Correctheit derselben war namentlich der frische, lebendige Vortrag sehr erfreulich. Den Evangelisten singt Mantius noch immer ausgezeichnet durch Adel der Bildung und eine stets klar verständige, nur an geeigneten Stellen sich zum Pathos erhebende Darstellung, wie es der Charakter der evangelistischen Erzählung mit sich bringt. Nicht ganz so zufrieden sind wir mit der Auffassung des Christus von Krause, sein Vortrag ist uns hier zu bieder und natürlich, um nicht zu sagen spießbürgerlich; könnte er dem Klang des Organs eine etwas übersinnliche, transscendente Färbung geben, in den Vortrag einen Anflug von Mystik hineinbringen, so würde er den Sinn Bachs verständlicher machen. Im Uebrigen wechselt die Besetzung der Solopartien und befriedigt bald mehr bald weniger.

Digitized by Google

Bachs Gesangmusik fordert, zumal bei der heutigen Orchesterstimmung, eigens eingerichtete Stimmorgane; wer nicht ganz darin lebt, kann sich nicht heimisch fühlen. — Die Aufführung des Tod Jesu von Graun war die hundertjährige Jubilarfeier des Werkes. Es wird viel gegen die Cantate und gegen das zähe Festhalten vieler norddeutschen Städte an derselben geeifert; man wirft mit Recht den Arien einen opernartigen Stil, dem Ganzen Weichlichkeit und Sentimentalität vor; dennoch können wir mit dem Puritanismus, der das Werk womöglich ganz verdrängen möchte, nicht gemeinsame Sache machen, schon darum nicht, weil wir Ehrfurcht vor dem haben, was sich geschichtlich als volksthümlich und national erwiesen hat, weil die ein Jahrhundert hindurch sich bewährende öffentliche Meinung den subjectiven Geschmacksrichtungen gegenüber ihr volles Recht hat. Für Norddeutschland, namentlich für den östlichen Theil, ist der Tod Jesu ein wahres Volkswerk geworden. Er verwächst mit den Gemüthern fast in ähnlicher Weise, wie unsere protestantischen Choräle, und es ist nicht blos das jährliche Hören, was das Werk denen, die sich nur ausnahmsweise mit Musik beschäftigen, so lieb macht; es liegt auch in dem Stil etwas der allgemeinen, volksthümlichen Bildung Entsprechendes. Die berliner Zeitungen, namentlich die Spenersche, brachten bei Gelegenheit der Säcularfeier ausführliche Berichte über die erste Verbreitung des Tod Jesu. Man sieht daraus, daß sofort nach Beendigung des siebenjährigen Krieges die jährlichen Aufführungen desselben begannen und daß Magdeburg und andere norddeutsche Städte dem von Berlin gegebenen Beispiel in kurzem folgten. Graun bildete zu seiner Zeit eine Art Mittelglied zwischen dem ernsten deutschen polyphonen Stil und dem italienischen Geschmack für fließenden Gesang; er befriedigte die Musiker durch seine reine und mannigfaltige Harmonie, die große Menge durch seine milde Frömmigkeit, die erwähnte Aristokratie durch seine gesangvolle Schreibart, deren er unter den Deutschen nächst Hasse wol vorzugsweise Meister war. Es ist Unrecht, in der Musik immer nur das Neueste zu begünstigen. Die Gegenwart beginnt dies gut zu machen. Sie sucht die älteste Kirchenmusik aus der Vergessenheit heraus; Italienisches und Deutsches, Katholisches und Protestantisches wird aufs neue lebendig. Man wird, wie wir hoffen, darin fortfahren und das Beste aus der Geschichte der Oper vor Gluck ebenfalls hervorsuchen; man wird, wie es scheint, auch den Instrumentalwerken des vorigen Jahrhunderts erneute Aufmerksamkeit zuwenden, schon um die Entwicklung der Formen, namentlich der Sonatenform, genauer kennen zu lernen und ein noch tieferes, innigeres Verständniß derselben zu gewinnen.

Neu für Berlin war das große Requiem von Cherubini. Das Publicum blieb ziemlich theilnahmlos diesem phantasiereichen Werke gegenüber, die Kritik war aber um so enthusiastischer gestimmt, als es ihr selten begegnet, in so

Digitized by Google

bedeutender Weise neue Anregungen zu empfangen. Ueberblickt man Cherubinis Werke im Ganzen, so scheint es nicht, als ob seine für alle Stilarten empfängliche Natur zur Einheit durchgedrungen wäre; im Einzelnen finden wir aber Meisterwerke, die den größten würdig zur Seite stehen. Dahin gehört z. B. die große Dmoll-Messe, dahin auch das Requiem, die dramatisch lebendigste Composition des alten Kirchentextes. Die einzelnen Vorstellungen, die in demselben auftreten, die düstere Ruhe des Todes, die Schrecken des jüngsten Gerichts, das angstvolle Flehen um Gnade, die trotzig drohende Berufung auf das Abraham gegebene Versprechen, das lichte Gewand des heiligen Michael u. s. w., alle diese Einzelnheiten treten, keineswegs in schroffer, abgerissener Weise, sondern wohlthuend miteinander vermittelt, aber doch als das Hauptobject des musikalischen Ausdruckes hervor; man muß das Requiem daher mit Orchester hören, wenn man einen einigermaßen richtigen Eindruck desselben haben will.

Bemerkenswerth ist noch, daß Cherubinis Requiem keine Solopartien, auch nicht einen einzigen Takt Soloquartett, enthält, mit gutem Grund gewiß, weil der Sologesang sofort subjective Vorstellungen erweckt, es ihm aber, abweichend von Mozart, darauf ankam, die objective Seite des Requiem ausschließlich festzuhalten.

Der Sternsche Verein erwarb sich das Verdienst, einen Anfang mit der großen Beethovenschen Messe zu machen. Schwer zu verantworten ist es allerdings, daß Berlin bis jetzt diesem mächtigen Werke scheu aus dem Wege gegangen ist. Um die Sänger nicht allzusehr zu ermüden, hatte der Dirigent sich für jetzt auf die beiden ersten Sätze, das Kyrie und Gloria, beschränkt. Zuversichtlich hoffen wir, das ganze Werk in kurzem zu hören, umsomehr, als alle Sänger sich mit Begeisterung der Aufgabe unterzogen und Vorzügliches leisteten. Ob das, was in diesem Winter davon zu Gehör kam, das Publicum grade angesprochen hat, möchten wir bezweifeln; und wer in der Kunst nur das Ansprechende verlangt, wird wol darauf verzichten müssen; imponirt hat es aber gewiß allgemein durch den wunderbaren Reichthum der musikalischen Erfindung und die Gewalt des Ausdruckes. Ist die Messe kirchlich oder weltlich-dramatisch? Ich glaube, keines von beiden. Sie legt zu starke Accente auf die Einzelnheiten der Worte, auf die verständige, endliche Seite des Textes, um kirchlich zu sein; sie beruht zu sehr auf polyphonen Wirkungen, um als weltlich-dramatisch gelten zu können. Etwas schroff schienen uns die einzelnen Glieder des Werkes herauszutreten. Ueberall auch sonst erscheint Beethoven als einer der männlichsten Componisten, hart und eckig, wie die Formen des Mannes, aber bestimmt und gewaltig. Die Werke der weicheren Jugend mußten frühzeitig den ernsten Schöpfungen des Mannes weichen, und diese den titanenhaften des Alters. Nicht als ob auch im spä-

Digitized by Google

testen Alter nie Nachklänge der weichsten Gefühle auftauchten; welch ein Schmelz herrscht nicht in dem Adagio der neunten Synfonie! Aber im Ganzen läßt sich doch dieser Stufengang bei Beethoven verfolgen, und in keinem seiner Werke vielleicht tritt die Richtung zum Vereinzeln, zu äußerster Bestimmtheit und Schärfe des Ausdrucks mit allen ihren schroffen und jähen Uebergängen so offenbar hervor, als grade in der Messe.

Mehre Oratorien oder wenigstens der Gattung verwandte Werke kamen als vollständige Neuigkeiten in diesem Winter zur Aufführung. Zuerst ein Oratorium „Luther" von Julius Schneider in Berlin, mit einem Text, der heutzutage nicht mehr hätte gedruckt werden sollen. Auch die Composition konnte sich keine besondere Theilnahme verschaffen. Ein Eklekticismus, der gar zu oft ins Profane überging; weichliche Sentimentalität, namentlich in der Behandlung der Person Luthers; eine gewisse musikalische Routine, äußerer Fluß, das sind fast die einzigen Vorzüge, die man dem Werke nachrühmen kann. Schneider hat manche beliebte Compositionen kleineren Genres geschrieben, namentlich solche, die gesellige Unterhaltung zum Zweck haben; aber an einen Stoff von dieser Größe, gegen dessen musikalische Behandlungsfähigkeit sich außerdem manche Bedenken vorbringen lassen, hätte er sich nicht wagen sollen. Eine höhere Stufe nimmt der David von Reissiger ein, indem wir eine gewisse Einheit des Stils, Klarheit und Natürlichkeit des Ausdrucks und der Form, ein sicheres Bewußtsein des eignen Willens wohl anerkennen. Unsere musikalischen Aristokraten haben das Werk allzu übel behandelt, mit dem etwas leidenschaftlichen Hasse, der seit einiger Zeit gegen alle sogenannte Kapellmeistermusik Mode wird. Aber verschweigen können wir es ebensowenig, daß der musikalische Inhalt des Oratoriums klein und unbedeutend war; ja selbst die Würde des Kirchenstils, die man ohne originelle Schöpferkraft theilweise nachahmen kann, zeigte sich nicht festgehalten. Es ging alles zu sehr ins Ebene, Gefällige, leicht Faßliche; der Ausdruck erhob sich selten über eine gewisse verständige Richtigkeit; ein beschränkter Umfang der Phantasie, für den wir durch die gute Ordnung, die darin herrscht, nur einigermaßen schadlos gehalten werden. — Der oben erwähnte Psalm von Blumner war nachklingend, aber etwas zu weich. Das Oratorium von Rungenhagen „der Tod Abels" zu einem Text von Metastasio, das der bescheidene Componist schon vor dreißig Jahren vollendet hatte und, obschon es sein Lieblingswerk war, doch niemals zur Aufführung brachte, zeichnet sich vor allem durch eine gewisse Reinheit des Stils, und eine durchweg edle Haltung aus. Aber mit dem Stoffe selbst und mit der Bearbeitung desselben durch Metastasio entstehen, der heutigen Gewohnheit gegenüber, unüberwindbare Schwierigkeiten. Theils ermüdet uns die übergroße Ausdehnung der Recitative; theils läßt uns der Inhalt selbst etwas kalt, dem es nicht nur an lebendiger äußerer Handlung, sondern auch in den

Digitized by Google

lyrischen Partien an moderner Kraft und Wärme des Gefühls fehlt; am meisten Interesse hat noch Kain für uns, in dessen Brust die Leidenschaften sich zu höheren Wogen aufthürmen. Im Ganzen überwiegt eine didaktisch moralische Stimmung, mit der keine Art von Kunst sonderliches ausrichten kann. So waren dem Componisten überall die Flügel beschnitten; nur hier und da, namentlich im zweiten Theil des lang ausgedehnten Werkes, ragen mächtigere Gipfel hervor, die ihren Eindruck auf die Zuhörer nicht verfehlten. — In ähnlicher Weise verhielt es sich mit der Dido von Bernhard Klein, einer Oper freilich, die vor vielen Jahren auf der Bühne ohne Erfolg gegeben, dies Mal in einem Concert zur Aufführung kam. Auch hier herrschte edle Haltung, ernster und würdiger Ausdruck. Aber der damals noch jugendliche Componist schloß sich zu eng an das Vorbild Glucks an. Die Dido war eine ihm gewiß sehr lehrreiche Studie, doch können wir keinen Grund entdecken, der ihre jüngste Wiederaufführung rechtfertigte. Schließlich sei noch einer Aufführung der Walpurgisnacht von Mendelssohn im Opernhause erwähnt, zu der sich die Singakademie, der Sternsche und Jähnsche Verein und die k. Kapelle vereinigt hatten. Das Werk selbst ist in Berlin noch nicht so bekannt und beliebt, als es sein sollte; es enthält fast alle Richtungen, in denen Mendelssohn sich auszeichnete, zu schöner Harmonie in sich vereinigt: das gemüthvoll Lyrische, das feierlich Erhabne, das Romantische und Feenhafte; darum ist es aber durchaus nicht eine Wiederholung oder Abschwächung des bereits sonst Bekannten, es ist frisch in der Erfindung, anmuthig und reizvoll in der Ausführung. Es waren wol nahe an 600 Sänger, die dies Mal dabei mitwirkten, eine für den Charakter der Composition eigentlich viel zu große Anzahl; dazu kam eine ungünstige Aufstellung, ungleichmäßige Einübung, und so war denn der Eindruck kein vollständig befriedigender. Man hörte namentlich von den Männerstimmen wenig; Unsicherheit und Verwirrung blieb ebenfalls nicht aus, und man erhielt von neuem den Beweis, daß Verstärkung der Massen nicht immer eine Verstärkung der Wirkung ist.

Ich knüpfe an den Bericht über die Thätigkeit der größeren Singvereine eine kurze Mittheilung über verschiedene Männer- und Frauengesangvereine an. Der Männergesang hat in Berlin niemals sich zu großer Bedeutung erhoben. Zwar ist die erste Liedertafel, die Zeltersche, hier entstanden; andere sind nachgefolgt, und noch vor wenigen Jahren ist eine neue gegründet worden, die, bis vor kurzem unter der Leitung Truhns, jetzt unter Dorn, wol die meisten Mitglieder zählt; im Vergleich zu der Größe Berlins hat sich aber nie ein besonderes Interesse dafür gezeigt. Wir sind damit vollständig einverstanden; denn die übermäßige Cultur dieses in bescheidenen Grenzen ganz achtbaren Zweiges der Musik bringt den Stimmen und dem musikalischen Geschmack nur Verderben; die weichlichen und die wüsten Elemente überwiegen

Digitized by Google

darin. Fast stets die meisten unsrer Männerquartette sind leider so beschaffen, daß es entweder reine Kraftlieder oder sentimentale Liebesergüsse sind; das Mittlere, einzig Gesunde, die Durchdringung von Ernst und Milde, Kampf und Versöhnung, Kraft und Anmuth findet hier selten eine Stätte. Am gesundesten sind uns immer noch die ursprünglichen Volkslieder erschienen, die sich wenigstens von raffinirter Unnatur frei halten; es ist daher zu billigen, daß sich unter der Leitung Erks, des gründlichen Kenners altdeutscher Musik, ein meist aus Lehrern bestehender Verein gebildet hat, der sich die Cultur des (mehrstimmig bearbeiteten) Volksliedes zur alleinigen Aufgabe setzt. Derselbe hat seit seiner Gründung viele durch zahlreichen Besuch und lebendigen Beifall ausgezeichnete Aufführungen veranstaltet, und wir erkennen gern an, daß auch er seine berechtigte Stellung in dem Musikleben Berlins einnimmt; verschweigen dürfen wir indeß die Mängel der Ausführung nicht, die von jeher an seinen Leistungen unangenehm berührten. Durch häufigen Gebrauch der Falsetstimme bekommt die ganze Klangmasse etwas zu Weichliches; gewisse rohe Töne werden freilich dadurch vermieden, aber den Melodien, die in der Höhe oft ihre Hauptaccente haben, wird gar zu sehr die Spitze abgebrochen. Die Aussprache der Worte ist sehr deutlich, die Intonation meist sicher, der Takt wird mit unfehlbarer Festigkeit gehalten, aber alle diese Vorzüge correcter Ausführung machen sich auf Kosten des natürlichen musikalischen Flusses geltend, die Töne und Silben vereinzeln sich, der Ansatz ist etwas hart und eckig, jene Verbindung und Verschmelzung, die das Gefühl so warm erregt, so wohlthuend anspricht, wird nicht erreicht. Auch Frauengesangvereine bestehen hier, aber freilich in anderer Weise. Mehre unsrer Gesanglehrer haben nämlich die Sitte, ihre Schüler zu gemeinsamen Uebungen zu vereinigen. Da nun ungleich mehr Damen als Männer Gesangunterricht nehmen — das Verhältniß wird etwa 10:1 sein — so entstehen meistens weibliche Vereine daraus, von denen einige in sehr anerkennungswerther Weise in die Oeffentlichkeit getreten sind. Schon oben nannte ich den Kotzoldtschen Verein, in dem freilich auch die männlichen Stimmen stark vertreten sind; ansprechende Chor- und Sololeistungen haben wir von den Damen gehört, die unter Leitung der Frau Zimmermann und der Frau Justizräthin Burchardt ihre Studien machen. Den Preis verdienen aber die Leistungen des Teschnerschen Vereins, die sich durch geschmackvolle Auswahl der Musikstücke, durch äußerst correcte Ausführung und durch eine zwar etwas zu zarte und milde, aber sehr gebildete und dem Wesen der Weiblichkeit entsprechende Klangfarbe auszeichnen. — Der Zusammenhang führt uns noch auf ein paar musikalische Zusammenkünfte, die zwar nur den Charakter geselliger Unterhaltung an sich trugen, aber weite Theilnahme fanden und nicht nur in Privatkreisen, sondern auch in den öffentlichen Blättern vielfach und weitläufig besprochen wurden. Es waren dies Liederfeste, Gesangsfeste im

Freien, von dem Sternſchen Verein und dem Domchor unternommen, denen der helle, friſche Klang der Soprane, die geſunde, auf den natürlichen vier Stimmen beruhende Vollſtimmigkeit und der reiche Schmuck ſchöner, gebildeter Frauen einen viel größeren Reiz verlieh, als bloßen Männergeſangfeſten jemals eigen ſein kann. Das Feſt des Sternſchen Vereins fand in Treptow, am Ufer der Spree, das des Domchors in Schulzendorf, nahe bei Tegel, am Rande des dunkel ſchattigen Waldes ſtatt. Zahlreich hatten ſich Zuhörer zu beiden eingefunden; die ſinnigen und heitern Lieder tönten in trefflicher Ausführung weithin ins Freie.

Reiſeſcenen aus Peru.

1.

Ein Deutſcher, oder, wenn man will Deutſch-Amerikaner, durch irgend welches Schickſal nach Peru in das Thal des Harpafluſſes verſchlagen, fand daſelbſt im Juli 1854 die dortige Geſellſchaft voll Aufregung über das Erſcheinen eines Zugs von Fremden, die weder Spaniſch noch die dort heimiſche Indianerſprache Quichua redeten. Die hohen Biberhüte und die rothen und blauen wollenen Hemden, die ſie dem allgemeinen Gerücht nach trugen, charakteriſirten ſie dem in californiſchen Sitten heimiſchen Deutſchen ſofort als einen jener Züge von Diggers, welche die abnehmenden Goldernten in dem Eldorado Nordamerikas bewogen, ſchwarmweiſe nach andern Strichen der weſtlichen Halbkugel aufzubrechen, um dort neue Gruben des edeln Metalls aufzuthun. Die Hoffnung, unter den californiſchen Abenteurern auch einige Landsleute zu finden, trieb den Deutſchen an, trotz allen Abrathens ſeiner creoliſchen Wirthe einen Ritt nach Ayacucho zu wagen, wo die Fremdlinge grade Raſt halten ſollten. Ein Wagſtück war der Ritt allerdings, denn Peru befand ſich damals in voller Revolution. Die Regierungstruppen hatten ſich von Ayacucho auf Huanta zurückgezogen und die erſtere Stadt angeblich in den Händen des in den umliegenden Pampas wohnenden Indianerſtamms, der wilden und grauſamen Morochucos, gelaſſen. Wie gewöhnlich bei ſüdamerikaniſchen Revolutionen handelte es ſich auch dies Mal nicht um politiſche Principien, ſondern die Erhebung war eine Folge von perſönlichen Rivalitäten um die Präſidentſchaft, zu der ſich dort jeder für berechtigt hält, der es bis zum General gebracht hat — ein Grad, der in ganz Südamerika mit unglaublicher Verſchwendung ausgetheilt wird. Das erſte Signal zu der diesjährigen Revolution hatte zwar ausnahmsweiſe kein Militär gegeben, ſondern Don Domingo Elias, einer der reichſten Grundbeſitzer des Landes, aber ſelbſt die beträchtlichen Geldmittel, über die er verfügte, konnten ihm nicht die ihm fehlenden Sympathien des Heeres erſetzen

Digitized by Google

und sein Unternehmen war schon so gut als gescheitert, als er in dem General Castilla einen unerwarteten Bundesgenossen fand. Dieser Castilla war der Amtsvorgänger des damaligen Präsidenten der Republik, Echenique, und übte anfangs über seinen Nachfolger eine unbedingte Herrschaft aus. Schließlich fiel es jedoch Echenique ein, selbst die Zügel der Herrschaft zu ergreifen; es kam zwischen ihm und Castilla zum offenen Bruch. Letzterer flüchtete nach dem Süden und errichtete in den reichen Provinzen Cuzco, Puna und Moquegua ein Heer von Insurgenten, welches Bolivia freundnachbarlich mit Geld und Mannschaften unterstützte. Die bewaffnete Macht des neuen Präsidentschaftscandidaten nahm den pomphaften Namen Ejercito Libertador (Befreiungsheer) an und rückte den Regierungstruppen entgegen, die aber, Vorsicht als den besten Theil der Tapferkeit anerkennend, Ayacucho räumten und sich nach Huanta zurückzogen. Der schließliche Ausgang des Kampfes war, daß Echenique, den seine Soldaten in Stich ließen, nach England entfloh und Castilla den Präsidentensitz einnahm.

Es hatte sich jedoch der Sieg noch nach keiner Seite geneigt, als unser deutscher Landsmann den Ritt nach Ayacucho unternahm und seine Freunde mochten ihn wol mit einigem Bedenken aufbrechen sehen, denn amerikanische Prätendentenheere haben zumal vor dem entscheidenden Siege stets eine mehr oder minder nahe Verwandtschaft mit Räuberbanden und die Regierung weiß in ruhigen Tagen selten die wilden Indianer in Zaum zu halten, geschweige denn in Zeiten der regelmäßig wiederkehrenden Revolutionen. Aber im Ganzen gilt der Haß der Indianer immer mehr den Regierungsbeamten und ein Fremder, wenn er nicht grade ein Godo (ein Spanier) ist, wird von den revolutionären Parteien meistens als Neutraler behandelt. Diese Rücksicht und noch mehr die Sehnsucht, in den Nordamerikanern halbe Landsleute zu begrüßen, bestimmten den Deutschen endlich zur Reise. Was er auf derselben erlebte, erzählt er selbst sehr ausführlich in dem von Julius Fröbel trefflich redigirten deutschen „San Francisco Journal." Schritt für Schritt können wir ihn nicht begleiten, aber wir wollen versuchen, die interessantesten der von ihm erzählten Erlebnisse zu einer kleinen Skizze zusammenzudrängen, welche einigen Begriff von dem Leben und den Zuständen in jenem von Europäern nicht allzuoft betretenen Striche Südamerikas gibt.

Als der Reisende im heißen Mittagssonnenbrand auf müdem Maulthier die Stadt Ayacucho erreichte, waren die Straßen menschenleer und dichte Gardinen verhüllten die Balkone der mit bunten Gemälden geschmückten Häuser, denn alles hielt die vorschriftsmäßige Siesta. Dennoch lockte der selten um diese Tageszeit vernommene Hufschlag einige Neugierige an die Thüren, die den Fremden, ehe er sich nur erkundigen konnte, denn schon sein Aeußeres verrieth den Abkömmling des kälteren Nordens, nach dem Corral wiesen, wo

Digitized by Google

die Nordamerikaner Herberge genommen hatten. Er brauchte nur einen Blick hineinzuwerfen, um zu sehen, daß sich seine Hoffnungen nicht getäuscht hatten, denn die ringsherum liegenden Aexte, Sägen, Flinten, Zinnpfannen, Kessel, Piken und sonstige Reise- und Bergwerksapparate ließen es außer allem Zweifel, daß hier eine Gesellschaft goldsuchender Californier rastete. Sie selbst umgaben bald den neuen Ankömmling und es zeigte sich nun, daß es der Mehrzahl nach Nordamerikaner, jedoch mit einer starken Beimischung von Deutschen und Irländern waren. Sie kamen nicht direct aus Californien, sondern hatten bereits ihr Glück in Australien versucht und sich von dort durch das neuauftauchende Gerücht von in Peru entdeckten unerschöpflichen Goldgruben verlocken lassen.

Sie waren nur eine einzelne Schar von mehr als 2000 Auswanderern, welche im Februar von Melbourne und Sidney nach Callao abgesegelt waren. Als sie dort ankamen, erfuhren sie freilich, daß sie von den Schiffscapitänen bitter getäuscht worden waren, deren Habgier das Märchen erfunden hatte, um bei dem Mangel von Waarenfracht ihre Schiffe mit lebendiger Fracht zu füllen. Die meisten der Auswandrer lungerten nun unbeschäftigt in Callao und Lima herum und in der unfreiwilligen Muße erhitzte sich ihre Phantasie trotz der eben erfahrenen Täuschung bereitwillig an den zahlreichen Sagen von unerschöpflichen Goldlagern im Innern des Landes, die seit der Eroberung den Haupt- und Grundstock der Volkspoesie in Peru bilden. Die Speculationssucht der Einwanderer bemächtigte sich dieser Sagen und alsbald hatten sich 3 bis 4 besondere Gesellschaften gebildet, deren jede eine als besonders vielversprechend geschilderte Gegend auszubeuten gedachte. Die jetzt in Ayacucho eingetroffene war von den hochfliegendsten Hoffnungen erfüllt, die einer soliden Begründung leider nur zu sehr zu entbehren schienen, denn bei näherer Erkundigung zeigte es sich, daß ihre einzigen Gewährsleute eingeborene Peruaner waren, die nur Spanisch redeten, von welcher Sprache kein einziger der Goldsuchenden ein Wort verstand und daß der Uebermittler der so erlangten Auskünfte ein Dolmetscher war, dessen Anstellung aufhörte, sowie die Gesellschaft auseinanderging und der daher an dem Zustandekommen einer neuen Expedition ein ganz besonderes Interesse hatte. Der einzige Trost war noch, daß, so unbestimmt und phantastisch auch die Angaben über den Reichthum der aufzufindenden Goldgruben lauteten, wenigstens über die Oertlichkeit, wo sie zu finden sein sollten, kein Zweifel mehr bestand. Dr. E., ein in Peru wohlangesehener und als Geolog bekannter Mann, dem die Nordamerikaner die einzige, auf einige Glaubwürdigkeit Anspruch habende Auskunft verdankten, hatte ihnen eine von ihm selbst entworfene Karte eines Landstrichs mitgegeben, den er bei seinen vor zehn Jahren im Auftrag der Regierung vorgenommenen Messungen besonders goldreich befunden hatte. Sie umfaßte das Bergland

Digitized by Google

(die Montaña) von Paucartambo und namentlich den südöstlichen Theil desselben, wo zwei den Fluß Marcapata entlang laufende Hügelketten, Baziri und Kamanti, als besonders der Beachtung werth bezeichnet waren. Soviel stand wenigstens fest, daß in früheren Zeiten die Indianer in jener Gegend ergiebige Goldwäschen gehabt hatten und auch noch in neuster Zeit hatten mehrfach Reisende in diesem Landstriche goldhaltige Geschiebe gefunden. Freilich war dies noch lange kein Beleg für einen solchen Reichthum, wie ihn Dr. E. geschildert hatte, der oftmals nach heftigen Regengüssen die Flüsse ganz gelb und glänzend von dem mit dem losgespülten Sande darin schwimmenden Golde gesehen haben wollte und behauptete, seine von der Oberfläche genommenen Prospecte (Waschproben) hätten selten weniger als 4 bis 6 Loth die Pfanne gegeben, während die Goldschmiede in Cuzco aus seinen mit verschiedenen Schichten des Bodens gefüllten Satteltaschen nicht weniger als 12 Loth gewonnen hätten. Auch mit Schilderungen von Quarzblöcken, in denen man deutlich die Goldadern schwimmen sah, wußte er die Phantasie zu reizen und doch war Dr. E. im Uebrigen ein glaubenswerther Mann; aber wenn ein Peruaner von den Goldschätzen seines Landes zu reden anfängt, so geht sicher seine Phantasie mit seinem Verstande durch. Wie oft hört man den Bewohner des ärmlichsten Rancho mit flammenden Augen von den unermeßlichen Schätzen erzählen, deren Lagerstätte er selbst oder wenigstens sein Vater entdeckt hat; und wenn man dann verwundert fragt, warum nicht er selbst, der doch gewiß nicht in der Lage ist, solchen Reichthümern freiwillig zu entsagen, den Schatz längst gehoben habe, so kommt die gewöhnliche Klage über los barbaros, die Indianer, die mit jedem Jahre furchtbarer werden und denen mit Erfolg entgegenzutreten der energielose Creole Südamerikas längst die Hoffnung verloren hat. Den dazu nöthigen Muth erwartet er nur von den Nordamerikanern, deren Einwanderung er mit einem aus Beschämung über die eigne Unzulänglichkeit und freudiger Hoffnung auf die nun zu erschließenden Reichthümer gemischten Gefühle sieht.

Unser deutscher Landsmann fand die aus 21 Personen bestehende Gesellschaft, der er sich sofort anschloß, mit allen zu ihrem Unternehmen nöthigen Gegenständen wohlausgerüstet und auch ausreichend mit Waffen versehen, denn alle besaßen fünf- bis sechsläufige Revolvers und Büchsen. Jeder war mit einem Bowiemesser und viele außerdem noch mit Hirschfängern bewaffnet.

In Ayacucho waren sie grade zur rechten Zeit angekommen. Die Regierungstruppen hatten die Stadt seit mehren Tagen geräumt und man sah voller Angst stündlich einer Heimsuchung von den für Castilla aufgestandenen Morochucos entgegen, die geschworen hatten die Stadt in Brand zu stecken, wol weniger der schlechten Gesinnung wegen, als der Beute, die ihnen dabei in Aussicht stand. Unter solchen Umständen war den rath- und hilflosen Creolen

Digitized by Google

die Gegenwart von 20 wohlbewaffneten Nordamerikanern, die ihnen wie eine Art Nordlandsrecken erſcheinen mochten, ein nicht geringer Troſt. Anfangs hatte man ſich von ihnen als Ketzern wol ſcheu zurückgezogen; die Angſt vor den Indianern heilte aber wunderbar raſch die Zweifel an der Rechtgläubigkeit der Fremdlinge und die ganze Stadt ſchleppte ihre Habſeligkeiten nach dem Corral, den die Amerikaner zur Herberge erwählt hatten und freudeſtrahlend flüſterten ſich auf den Straßen die Spießbürger des Orts zu, wie einzelne, als Spione in die Stadt geſchlichene Indianer ſich beim Anblick der bewaffneten Yankees erſchrocken wieder zurückgezogen hätten. Eine Bitte der Stadtbewohner, ſie bei der Bildung einer Nationalgarde zu unterſtützen, lehnten jedoch die Amerikaner klüglich ab; ſie wollten Gold im Lande ſuchen und keine Politik treiben und ſtanden mit Recht an, für eine der kämpfenden Parteien aufzutreten, da jede noch die Oberhand gewinnen konnte.

Die mehrfach erwähnten Morochucos ſind neben den Iscuchanos faſt die einzigen Indianerſtämme, welche ihre alte Volkseigenthümlichkeit bewahrt haben. Aber während der Stamm der Iscuchanos unabhängig von der peruaniſchen Regierung, welcher er nie einen Tribut bezahlt hat, auf den lieblichen Berghalden um Huanta lebt und jetzt noch nur den Rey als ſeinen Herrn anerkennt, thut ſich der Morochuco, ein die herdenreichen Pampas der kalten Puna bewohnendes Reitervolk, viel auf ſeine republikaniſche Geſinnung zu Gute. Er ſchreibt ſich einen großen Theil des Ruhms der günſtigen Entſcheidung der Freiheitsſchlacht von Ayacucho, die der ſpaniſchen Herrſchaft in Südamerika den letzten Stoß verſetzte, zu und hat ſich ſeitdem ſtets mit Eifer an allen Revolutionen betheiligt. Zwiſchen ihm und der ſeinem Sitz nahegelegenen Stadt Ayacucho, die in Vergleich mit ihrer Umgebung und nach peruaniſchen Begriffen reich genannt werden kann, hat ſtets die größte Feindſchaft beſtanden und es darf daher nicht Wunder nehmen, daß die Bewohner derſelben, trotz der Proclamationen Caſtillas, welcher jede Plünderung aufs ſtrengſte zu ahnden drohte, einige Beſorgniß für ihr Eigenthum fühlten.

Reiſefertig waren die Yankees, aber aufbrechen konnten ſie noch nicht. Ohne Rückſicht auf die politiſchen Zuſtände des Landes zu nehmen, hatten ſie ſich in Lima von der dortigen Regierung Päſſe nach dem Amazonenſtrom ausſtellen laſſen, die, als ſie in die Gegenden kamen, welche die Revolution anerkannt hatten, von den Behörden nicht für giltig angeſehen wurden. Da ihnen zudem bei dem Abzug der Regierungstruppen General Deuſtua ſämmtliche Papiere abgenommen hatte, ſo blieb ihnen nichts übrig, als die Ankunft Caſtillas abzuwarten, der in einigen Tagen eintreffen ſollte und von deſſen Gunſt ſie allein hoffen durften, Erlaubniß zur Fortſetzung ihrer Reiſe zu bekommen. Bereits am nächſten Sonntag langte die Nachricht an, daß der Revolutionsgeneral nur noch zwei Leguas von der Stadt entfernt ſei und noch

Digitized by Google

im Laufe dieses Tages seinen Einzug halten werde. Im Nu gewann alles einen festlichen Anstrich, die geschmückten Kirchen glänzten im Scheine unzähliger Kerzen, lange Fahnen wallten überall von den Balkonen und in der nach dem Markte führenden Straße erhoben sich grüne, mit Blumen geschmückte Triumphbogen. Aber mitten in den freudigen Jubel der guten Bürger, nächste Nacht wieder unter dem väterlichen Schutze der Bajonette schlafen zu können, fielen plötzlich wie ein lähmender Donnerschlag die langgezogenen dumpfen Töne des Kuhhorns, das von fern herüberschallte. Bald klangen die Straßen wieder vom Gestampf der Pferde und dem Klirren der Waffen und unter dem zur Feier der Wiederkehr gesetzlicher Ordnung erbauten Bogen erschien der Vortrab der Morochucos. In langem Zuge zu zwei nebeneinander umritten sie, etwa 3 bis 4000 Mann stark, die Plaza und stellten sich rings um dieselbe auf. Die Spitze bildeten sechs Kuhhornträger, denen der Caudillo mit seinen Häuptlingen und dann die übrige Reiterei folgte, alle auf den kleinen, aber unverwüstlichen Pferden der Puna, mit langen Lanzen und zuweilen einem verrosteten Säbel oder einer Flinte ohne Schloß. Dann kamen diejenigen, die ein Pferd weder besaßen, noch hatten auftreiben können, zu Fuß, eine höchst buntscheckige Sammlung aller möglichen Waffengattungen aufzeigend, die bei den letzten mit einem knorrigen Knüppel etwas drastisch schloß.

Mit starrem Entsetzen schauten die Ayacuchaner auf die zerrissenen Ponchos und die finsteren Indianerphysiognomien, welche die Möglichkeit der ihnen zugeschriebenen Greuelthaten grade nicht Lügen straften und mehre warfen sich eiligst in die Sättel, um die Ankunft der nachrückenden regulären Truppen zu beschleunigen. Dennoch wäre es wol zu keinen Gewaltthätigkeiten gekommen ohne die Amerikaner, von denen sich zwei mit unvorsichtiger Neugier etwas zu nahe an den Indianerhaufen drängten. Ihre ansehnlichen, starken Pferde erregten die Aufmerksamkeit des Häuptlings und seine Geberden ließen es den Amerikanern rathsam finden, sich zu entfernen. Ehe sie jedoch noch ihre Wohnung erreichten, kam ihnen eine Abtheilung Morochucos mit hochgeschwungenem Lasso nachgesprengt und die Verfolgten hatten eben noch Zeit sich vom Pferde zu werfen und zu ihrer Hofthür hineinzuschlüpfen, um den über ihren Köpfen wirbelnden Schlingen zu entgehen. Die Pferde blieben jedoch draußen und die Indianer wollten sie eben fortführen, als einer von den Yankees einen Revolver auf sie anlegte, worauf sie die Beute wieder losließen. Aber mittlerweile waren andre Indianer nachgeeilt, die schreiend und tobend gegen das Hofthor drängten, während drinnen die Amerikaner sich mit den in einem nahen Speicher lagernden Ballen Alpaca- und Vicunawolle zu verbarrikadiren anfingen. Allem Anschein nach wäre es hier zu einer kleinen Belagerung gekommen, wenn nicht jetzt der Ruf ertönt wäre: sie kommen, sie kommen! der

den Lärm verſtummen machte und die Indianer bewog, ſich zur feierlichen Einholung zu ordnen. Denn es kam wirklich das ejercito libertador del Sur, und Su Excellencia, el bene merito general Don Ramon Castilla, Gran Mariscal, Presidente de la Republica y libertador del Peru wurde bei ſeinem Erſcheinen auf dem Markte von dem die Luft mit Vivat erſchütterndem Volke vom Pferde gehoben und auf den Schultern des ſüßen Pöbels in die Kathedrale getragen, wo ihn der Biſchof und die Geiſtlichkeit zur Begehung eines feierlichen Hochamts erwarteten. Die Armee beſtand aus etwa 4 bis 5000 Mann, die erſte Diviſion, der noch drei andre folgten, leidlich gut gekleidet und bewaffnet, und ſchien allerdings einen Anflug von Enthuſiasmus zu beſitzen, ohne den ſie auch nicht ſo raſch hätte geſchaffen werden können. Die Peruaner betheuerten ſtets mit echt römiſchem Stolze, ſie ſei aus der Erde geſtampft.

Es wurde den Amerikanern nicht leicht, eine Audienz bei Caſtilla zu erlangen, aber endlich erreichten ſie ihren Zweck durch einen glücklichen Zufall. Der Deutſchamerikaner, den die Goldſucher zu ihrem Abgeordneten ernannt hatten, war grade in Unterhandlungen mit dem Geheimſecretär des Generals, einem jungen intelligenten Advocaten begriffen, als die Thür aufging und Caſtilla eintrat, um durch das Zimmer nach ſeinem Bureau zu gehen. Er iſt ein Mann von etwa 50 Jahren, klein von Wuchs, aber fein gebaut, mit verhältnißmäßig etwas zu langem Kopfe. Sein Geſicht beſitzt einen Ausdruck großer Entſchloſſenheit, der ſich deutlich aus der ſcharfgebogenen Naſe, aus der hohen Stirn und aus den kühnen grauen Augen, die unruhig unter den buſchig weißen Augenbrauen umherrollen, ausſpricht, obwol in den letzteren dann und wann der Funke jener finſteren Tücke glüht, die auch bei lange fortgeſetzter Miſchung nie ganz aus dem indianiſchen Blute zu vertreiben iſt. Sein Vater ſoll Maulthiertreiber geweſen und er anfangs dieſem Berufe gefolgt ſein, bevor er ſchon in früher Jugend in Kriegsdienſte trat, wo er ſich durch Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart raſch in die Höhe ſchwang. Jedenfalls gereicht es ihm zum Verdienſt, daß er ſeine Präſidentſchaft ohne Unruhen bis zum geſetzlichen Ende brachte — ein in Peru bis dahin unerhörtes Beiſpiel — und an ſeiner Popularität (freilich mehr bei den niedern Claſſen) läßt ſich, trotz ſeiner oft zu brutaler Rohheit ausartenden Härte nicht zweifeln, da der für ihn glückliche Verlauf der Revolution weſentlich durch dieſelbe bedingt wurde. Sie beruht auf Beweiſen perſönlicher Tapferkeit, die er wiederholt gegeben, auf ſeiner Unerſchrockenheit, wie er z. B. auf ſeinem Zuge gegen Vivanco unbewaffnet mitten unter eine Schar Aufſtändiſcher trat und ſie zur Pflicht zurückführte und endlich auf ſeiner Bereitwilligkeit, im Felde ſtets die Strapazen des gemeinen Soldaten zu theilen. Bei den höhern Claſſen iſt er allerdings nicht beliebt und ſie neigen ſich eher ſeinem Gegner zu. Dies macht jedoch wenig in einem Lande aus, wo ſich die weichlichen Creolen ſtets

Digitized by Google

vor den energischern Halbblutracen, aus denen sich das Heer recrutirt, beugen müssen.

Der Deutschamerikaner ließ sich dem Präsidenten vorstellen und trug ihm seine Angelegenheit vor. Castilla warf ihm einen scheelen, mißtrauischen Blick zu und frug, ob die Gesellschaft mit Pässen des nordamerikanischen Gesandten in Lima versehen sei, was leider verneint werden mußte. Darauf befahl er ohne weiteres Besinnen, daß der Polizeipräfect Sorge zu tragen habe, daß die Fremdlinge die Stadt binnen 24 Stunden in der Richtung, in der sie gekommen, verließen.

Eigentlich, meinte er, sollte er sie gar nicht ruhig ziehen lassen, denn Briefe von der Küste versicherten ihm, daß sich bewaffnete Nordamerikaner auf der Straße befänden, um gegen ihn zu conspiriren. Als darauf der Abgeordnete zum Beweis der politischen Harmlosigkeit der Expedition einen Empfehlungsbrief hervorzog, den ihnen der früher erwähnte Dr. E. an einen Freund in Cuzco, den Obersten B., mitgegeben, machte er die Sache nur schlimmer. Ich lese keine Briefe, sagte Castilla, theilen Sie mir seinen Inhalt mündlich mit; zufällig aber warf er einen Blick auf die Adresse und rief nun aus: „Wie! Sie wagen mir einen Brief mit solcher Bestimmung zu geben? Das ist einer der eifrigsten in der schlechten Sache!" und nachdem er die Unterschrift gelesen hatte, übergab er das Schreiben mit den Worten „ich kenne den Intriguanten, prüfen Sie den Brief auf das sorgfältigste," dem Secretär und verließ, dem Abgeordneten noch einen andern vernichtenden Blick zuschleudernd, das Zimmer. Der verhängnißvolle Brief enthielt nun allerdings weiter nichts als eine Mittheilung der Pläne der Gesellschaft, mit der Bitte, ihr zur Erreichung derselben behilflich zu sein; aber der Absender, Dr. E., hatte einen Sohn im Heere Echeniques und Oberst B., an den er gerichtet war, galt für einen entschiedenen Anhänger des limanischen Präsidenten, obgleich er an der gegenwärtigen Bewegung keinen thätigen Antheil genommen hatte. Dies und die Abwesenheit von Pässen des nordamerikanischen Gesandten in Lima, der für einen Begünstiger der Pläne Castillas galt, genügte dem mißtrauischen Charakter des Revolutionsgenerals und er verschärfte seinen frühern Befehl noch damit, daß er jeden von den Amerikanern, der binnen 24 Stunden noch in der Stadt betroffen würde, in Eisen zu legen drohte. Trotz dieses schroffen Bescheids gab der Abgeordnete seine Sache noch nicht auf, sondern trat dem General, als dieser wieder im Zimmer erschien, entgegen und betheuerte ihm, daß seine Excellenz nirgends bessere Freunde finden könnte und daß es höchst bedrückend wäre, sich grade von dem großen Manne verkannt zu sehen, von dem seine Auftraggeber allein auf Unterstützung gehofft hätten. Vielleicht aus Neugier, vielleicht durch eine der Bemerkungen frappirt, blieb der General einen Augenblick stehen und diesen günstigen Moment ergriff nun rasch der

Digitized by Google

Abgeordnete, um so gut es ohne alle Vorbereitungen gehen wollte, eine möglichst wohlgesetzte Anrede zu halten, in welche er einfließen ließ, daß sie, die Amerikaner, als die Söhne freier Länder und aufgewachsen unter geregelten Institutionen nie mit einer schwachen und despotischen Regierung, wie die jetzige Limas, sympathisiren könnten, daß sie genug vom Zustande Perus gesehen hätten, um zu wissen, daß bei der allgemeinen Liebe des Volkes für ihn der Sieg nicht zweifelhaft sein könne, daß aber auch nur, wenn eine kräftige Hand, wie die seinige, die Zügel der Regierung führe und für das Land die glücklichen Zeiten seiner ersten Präsidentschaft erneuere, eine Expedition gleich der in Rede stehenden der Amerikaner, deren Folgen für Peru unermeßlich sein könnten, zu gedeihen vermöchte. Diese und ähnliche Schmeicheleien brachten allmälig ein Gespräch zu Stande, in welchem der Präsident zugab, daß allerdings in der Exploration der Goldminen Paucartambos, sowie überhaupt in der Colonisation der Montaña die höchsten Interessen des Staates berührt würden, daß das Zustandekommen derselben eine Lebensfrage für Peru sei und daß er von jeher alle dahin zielenden Unternehmungen mit besonderer Vorliebe betrachtet habe und auch ferner stets soviel in seinen Kräften stehe unterstützen werde. Nur die gegenwärtige Zeit fand er wenig angemessen für ein solches Unternehmen. Er erkundigte sich auch, ob die Gesellschaft mit dem nöthigen Capital versehen sei; doch wußte der Abgeordnete die Beantwortung dieser verfänglichen Frage — denn das Befreiungsheer litt nicht an Ueberfluß von Geldmitteln — geschickt zu umgehen und als der Präsident nochmals auf das ihn zu Ohren gekommene Gerücht von fremden Spionen zurückkam, bat er ihn eine Commission zu ernennen, welche sich durch den Augenschein überzeugen sollte, daß die Ausrüstung der Expedition nur zur Verfolgung friedlicher Zwecke geeignet sei. Darauf ging Castilla ein und am Abend erschien der Polizeipräfect mit einigen Offizieren in dem Corral der Amerikaner und gab nach Besichtigung der Werkzeuge bereitwillig die Erklärung, daß allerdings hier nur von einer Bergwerks- und nicht von einer militärischen Expedition die Rede sein könnte.

Die schöne Aussicht nun bald abreisen zu können, blieb jedoch nicht lange ungetrübt, denn als am andern Morgen, in der Erwartung die Pässe ausgehändigt zu bekommen, der Abgeordnete sich bei dem Secretär einfand, erklärte ihm dieser, daß der Präsident immer noch bei seinem früheren Beschlusse beharre. Allerdings sei gestern Abend noch Castilla geneigt gewesen, die Amerikaner unangefochten ihre Straße ziehen zu lassen, aber seitdem hätten sich die Verhältnisse geändert. Es waren diese Nacht ein eben aus Lima eingetroffener Engländer und ein schon länger im Lande befindlicher Nordamerikaner verhaftet und der Spionage überführt worden und von der Reisegesellschaft hatte einer im Rausche Streit mit einer Schildwache bekommen, die

Digitized by Google

Piſtole gegen ſie gezogen und gegen die Offiziere aufrühreriſche Reden geführt. Dies hatte den Präſidenten wieder mißtrauiſch gemacht und gegen die Fremden gereizt und der Secretär theilte mit lebhaften Ausdrücken des Bedauerns als letzten Beſchluß Sr. Excellenz mit, daß die Amerikaner außerhalb ſeiner Vorpoſten bis Huancavelica (halbwegs zwiſchen Ayacucho und Lima) zurückgehen und dort erſt die von dem amerikaniſchen Geſandten in Lima auszuſtellenden Papiere erwarten ſollten. Ein abermaliger Verſuch, den Präſidenten anzureden, als er wieder durch das Zimmer ging, blieb ohne allen Erfolg und er gab nur in barſchem Tone zur Antwort: „ich habe meinen Willen ſchon mitgetheilt, ich kann nicht bei weiterem Vorrücken bewaffnete Leute in meinem Rücken laſſen" — eine Bemerkung, deren ſtrategiſche Richtigkeit gar nicht in Zweifel gezogen werden kann, wenn man bedenkt, welches Unheil ein Armeecorps von 20 bewaffneten Nordamerikanern im Rücken des Befreiungsheeres anrichten konnte! Alle Bemühungen, noch eine Unterredung zu erlangen, waren von nun an umſonſt, obgleich der Abgeordnete bis Abends neun Uhr nicht aus dem Vorzimmer wich; es gelang ihm nicht einmal die Offiziere und den Biſchof, um deren Fürſprache er ſich bewarb, für ſich zu gewinnen und es wurde ihm ſogar ſchwer, ſich bei ihnen Gehör zu verſchaffen, denn die ungnädige Stimmung des Präſidenten wirkte alsbald auf ſeine Umgebung zurück. Todtmüde mußte ſich endlich der Abgeordnete entſchließen, ſeinen Poſten zu räumen, wendete ſich aber erſt noch einmal an den Secretär, der von Haus aus für die Unternehmung der Amerikaner ſehr viel Theilnahme an den Tag gelegt hatte, mit der Bitte, ihm aufrichtig zu ſagen, ob noch etwas zu hoffen ſei. Ich bezweifle es faſt, gab der Secretär zur Antwort, aber laſſen Sie den Muth nur nicht ganz ſinken, denn vielleicht iſt doch noch etwas auszurichten; meiner Unterſtützung wenigſtens können Sie verſichert ſein. Mit dieſem kärglichen Troſte kehrte der Deutſchamerikaner zu den Seinigen zurück, die nun zu berathen anfingen, was zu thun ſei. Die Debatte war ſehr ſtürmiſch und anfangs ſchien die Mehrzahl ſich Gewaltmaßregeln zuzuneigen. Einige ſchlugen vor die Reiſe fortzuſetzen, ohne ſich weiter um Caſtilla zu kümmern, andere wollten ſich im Corral verſchanzen, noch andere meinten, es ſei am beſten, einen Guerillakrieg anzufangen, da man ihnen nun einmal dieſe Abſicht zutraue. Zuletzt behielten jedoch die Beſonnenern die Oberhand und man beſchloß, die Abſtimmung bis morgen aufzuſchieben. Sie brauchte gar nicht vorgenommen zu werden, denn unerwartet trat am andern Morgen eine günſtige Wendung der Dinge ein. Als nämlich der Deutſchamerikaner ſich wieder im Bureau des Secretärs einfand, ließ ihn dort ein glücklicher Zufall einen alten Bekannten finden, einen Dr. B. aus Huancayo, der während der Revolution in ſeiner Provinz für Caſtilla die aufopferndſte Thätigkeit an den Tag gelegt hatte und deshalb großen Einfluß auf ihn beſaß. Er verſprach ſogleich, dieſen

Digitized by Google

zu Gunsten seines Freundes zu verwenden und seinen und des Secretärs Bemühungen gelang es endlich, die Angelegenheit der Amerikaner einem glücklichen Ende zuzuführen. Am Nachmittage konnte der Secretär dem Abgeordneten mittheilen, daß der Präsident Ayacucho mit den Truppen verlassen und die Ordnung der Paßangelegenheit ganz der Discretion des Secretärs überlassen habe. Die Versicherung, daß die Fremdlinge sich nicht mit einer in leeren Worten ausgedrückten Dankbarkeit begnügen würden, blieb nicht ohne Einfluß und am nächsten Morgen empfing die Gesellschaft die lange ersehnten Pässe, wogegen der Secretär die Güte hatte, einen schweren Ring von californischem Golde als Andenken anzunehmen. Eben als der Deutschamerikaner seinen zukünftigen Reisegefährten unter donnernden Cheers den Erfolg seiner Sendung mittheilte, traf der vor zwei Tagen von Castilla decretirte Verbannungsbefehl ein, der jetzt natürlich ohne weitere Folgen blieb. Man beschäftigte sich aufs eifrigste mit Packen und Reisevorbereitungen, und schon am nächsten Tage sahen sich die Amerikaner in Stand gesetzt, der Stadt Ayacucho, der sie unfreiwillig mehre Tage hatten widmen müssen, den Rücken zu kehren.

Der Weg der Reisegesellschaft folgte dem Längsthale, das sich durch die ganze Cordillera zieht, vielfach von kleinen, von Westen nach Osten streichenden Höhenketten oder den von den Flüssen gebildeten Querfurchen durchschnitten. Abgesehen von den von den Indianern für leichtere Ladungen benutzten Lamaherden, reist man auf Pferden oder Mauleseln und selbst die Ausdauer dieser Thiere reicht manchmal kaum aus, um die steinigen Pfade der Legua weit aufsteigenden Cuestas zu erklimmen, deren dünne Luft bei den noch nicht an das Klima gewöhnten Reisenden stets die Symptome vollständiger Seekrankheit hervorruft. Die ganze Erhebung zwischen der Piedra Parada, wo man von Lima aus zuerst den Kamm überschreitet, bis Cuzco, mag zwischen 6000 und 15,000 Fuß liegen und der Charakter der Gegend wechselt mit jedem 1000 Fuß höher oder niedriger oft verschiedene Male am Tage von der kahlen öden Puna, wo nur hin und wieder die blitzschnelle Erscheinung der schlanken Vicunnas oder der stolz dahinschwebende Condor die Grabesruhe der Natur unterbricht, bis zu den im lichten Grün der Zuckerfelder erglänzenden Thälern, wo Schlangen in dem Schatten dichter Büsche lauern und Züge buntgefärbter Papageien die Luft mit ihrem schrillen Kreischen erfüllen. Zwischen beiden Extremen liegt der mittlere Gürtel, die eigentliche Sierra, welcher die Cactuspflanzen einen Ausdruck starrer Eintönigkeit aufprägen. Die Gletscher der hohen schneebedeckten Kette, die man fast nie aus dem Gesichte verliert, vermeidet der sich an ihrem Fuße hinschlängelnde Weg und die eigentliche Tropenvegetation erblickt man erst in ihrer ganzen Ueppigkeit, wenn man sich in den westlichen Abhängen der Küste und noch mehr in den östlichen der Montaña der Meeresfläche nähert.

Digitized by Google

Die Reisegesellschaft führte nicht weniger als dreißig und einige Lastthiere mit sich und da das häufige Umpacken ziemliche Zeit in Anspruch nahm, so gelang es selten mehr als sieben bis acht Leguas an einem Tage zurückzulegen. Der Aufbruch geschah meistens schon vor der ersten Morgendämmerung, die Thiere wurden zusammengetrieben, gesattelt und beladen, zuweilen rasch eine Tasse Chocolade gemacht und dann wurde der Ritt meistens bis Abend fortgesetzt, — nur unterbrochen von einer kurzen Mittagsrast an einem Bergwasser, um einen Imbiß aus Käse, Brot und Pisco (ein nach dem Orte seiner Fabrication genannter Traubenbranntwein) einzunehmen. Abends bei der Ankunft in einem Dorfe oder einer Poststation wurde ein grade leerstehendes Gebäude bezogen, oder in Ermanglung eines solchen durch Hilfe der Ortsgemeinde ein bewohntes geräumt und so ein Quartier gewonnen, was den Reisenden freilich weiter nichts darbot, als vier leere Lehmwände. Das Lager wurde aus den mitgebrachten Sätteln und Decken bereitet, und als Speise mußte man froh sein, wenn die Reisenden nicht selbst Vorräthe mit sich führten, die heißgepfefferte Chupe (Kartoffelsuppe) mit einer winzigen Zuthat von Fleisch oder Eiern, wenn es hoch kam, vorzufinden. Das oft schwer aufzutreibende Pferdefutter besteht in Klee, grüner oder ausgedroschener Gerste, Maiskorn oder getrockneten Maishalmen, aber in den kältern Theilen der Puna, oder wenn sich vor Einbruch der Nacht kein Quartier erreichen läßt und der Reisende mit einem Bivouac im Freien vorlieb nehmen muß, müssen die an den Vorderfüßen zusammengekoppelten Thiere sich ihre spärliche Nahrung selbst auf dem steinigen Boden suchen.

Am Rio Pampas kamen die Reisenden über die erste der bekanten peruanischen Hängebrücken, und erreichten noch dieselbe Nacht Chinchero, wo der Ortspfarrer, als er den Zweck der Expedition erfuhr, ihnen eine ganze Reihe Geschichten von dem Goldreichthum der Montaña, dem Reiseziel der Expedition, erzählte, deren Glanzpunkt folgende Sage bildete:

„Zur Zeit, als noch die Portugiesen unsere besten Minen im Besitz hatten und durch ihre unchristlichen Zaubermaschinen unermeßliche Quantitäten des Metalls aus den innersten Eingeweiden der Erde herauszogen, hatte sich an dem unter dem Namen Goropukno (Goldfett) bekannten Felsen ein Dom. R. niedergelassen, der die armen Indianer auf die schrecklichste Weise preßte, so daß ganze Familien, ganze Dörfer in seinen unterirdischen Gruben dahinstarben. Aber ihn rührte nicht menschliches Elend, er kannte keine Thränen, sein Herz hing am Golde. Seinen Reichthum, der sich von Jahr zu Jahr mehrte, benutzte er nur, um seine Arbeiten auszudehnen, seine Gänge weiter und weiter zu treiben, und in diesen schritt der Todesengel. Jedes neue Thal, das sie berührten, verwandelte sich in eine Wüste, die unbearbeiteten Felder überwucherten mit Unkraut, die hirtenlosen Herden zerstreuten

ſich in den Einöden und unbegraben lagen die Leichen der vorher in ihrer friedlichen Abgeſchloſſenheit ſo glücklichen Bewohner. Da erſchien das Geſetz des Rey, wonach jeder Portugieſe bei Todesſtrafe innerhalb eines Monats das Land zu verlaſſen hatte, und er, der den allgemeinen Haß gegen ſich kannte und die Unfähigkeit ſah, die angeſammelten Schätze in der kurzen Zeit außer Landes zu ſchaffen, floh, ewige Rache ſchwörend allen Spaniern und ihren Abkömmlingen, in die Wildniſſe der Montaña. Dort traf er die wilden Chunchus und vereint mit dieſen Barbaren, deren Verachtung des göttlichen Geſetzes ſeinem läſterlichen Sinne zuſagte, nahm er Theil an jenen mörderiſchen Einfällen, die manchem heiligen Prieſter die erſehnte Märtyrerkrone aufdrückten, und die einſt blühenden Miſſionen von Paucartambo in ihren heutigen Zuſtand des Ruins brachten. Auch nach Carabayo trug er Feuer und Schwert und hoffte ſich der Veten von San Juan del Oro zu bemächtigen, wo der 400 Pfund wiegende Goldklumpen gefunden worden war, deſſen Ueberſendung Karl V. mit der Verleihung des Adelspatentes an alle daſelbſt Anſäſſigen belohnt hatte. Dort indeß wurde er mit ſeiner ordnungsloſen Bande zurückgetrieben, und um ihn zu tröſten verſprachen die Chunchus ihm größere Reichthümer denn jene zu zeigen; Reichthümer, die ſie ſeit dem Falle des Inkareiches ſorgfältig gegen alle Bearbeitung bewacht hätten. Sie führten ihn zum Berge des Camanti, wo noch gegenwärtig die Spuren der Straße zu ſehen ſind, auf welcher der Inka alljährlich ſeinen Zug von Cuzco dahin machte, um die goldenen Thränen ſeines Vaters, der Sonne, zu ſammeln, und dem Portugieſen ſchwanden ſeine Sinne, als ſeine geübten Blicke auf dieſen ſeit Jahrhunderten unberührten Hort fielen, gegen den alles, was er bisher gekannt hatte, in nichts zurücktrat. In wenigen Tagen war der ganze Berg in eine ungeheuere Werkſtatt verwandelt. Mit der Hilfe ſeiner Freunde höhlte er das Centrum deſſelben in ein großes Bett aus, und dahin leitete er alle die auf verſchiedenen Punkten entſpringenden Gebirgswaſſer. Es bildete ſich ein weiter, tiefer See, und ein See von Gold. Gold brachte jede Welle, jeder Strom führte Gold; Gold wuſch jeder Regentropfen aus der Erde, und alles dieſes Gold ſank in den See, füllte ſeinen Boden, bedeckte ſeine Wände, und hob ſich langſam wachſend nach der Oberfläche empor. Gierig ſchauten die Augen des Portugieſen vom Morgen bis zum Abend in die funkelnde Maſſe, täglich ſah er, wie ſie mehr und mehr ſich füllte, und berechnete ohne Unterlaß den Tag und die Stunde, wenn der letzte Tropfen Waſſers erſtarrt ſein würde. Die Chunchus kamen oft ihn zu beſuchen, freuten ſich über ſeine guten Erfolge, aber riethen ihm, zufrieden zu ſein mit dem, was er habe, es ſei genug. Mit höhniſchem Lachen antwortete er ihnen: Wie kann es genug ſein, wenn ich nicht alles habe? Noch fehlt mir der beſte Theil. Und neue Kanäle wurden gegraben, mehr Waſſer rauſchte herbei von allen Seiten und

Digitized by Google

ſchwerer und ſchwerer fielen die goldbeladenen Tropfen in den See. Die Chunchus kamen zurück, ſie betrachteten mit Erſtaunen, dann mit Schrecken die vermehrten Arbeiten. Sie zeigten dem nie die Ufer des Sees Verlaſſenden, wie der Berg auf allen Seiten durch ſeine Gänge ausgewaſchen und unterhöhlt worden ſei, wie er nicht mehr die unendliche Laſt des Goldes zu tragen vermöge, und wie die Regenzeit herannahe mit ihren Sturzgüſſen. Vergebens waren Worte und Rathſchläge. Die Seele des Habſüchtigen war durch das glänzende Metall in ſeine Augen gebannt, er ſah, er hörte, er fühlte, er dachte, er lebte nur Gold. Nur eine handbreitſchmale Waſſerſchicht ſtand über dem feſten Abſatz. Das wird ſich dieſe Nacht verſteinern, ſagte er zu ſich, als er am Abend ſein ruheloſes Lager ſuchte, und morgen, dann bin ich reich genug, um alle Königreiche der Erde zu kaufen. Dieſelbe Nacht zog ein furchtbares Unwetter über das Thal von Marcapata und um Mitternacht hörte man ein donnerndes Krachen, das weithin die Erde in ihren Grundfeſten erſchütterte. Am nächſten Morgen fanden die Chunchus meilenweit die Ufer am Fuße des Camanti von den Trümmern eines ungeheuern Bergſturzes bedeckt, und darunter liegen noch heute die Schätze Perus begraben.“

Waren ſolche Erzählungen geeignet, die Hoffnungen der Abenteurer auf das höchſte zu ſpannen, ſo fehlte es dagegen andererſeits nicht an ſolchen, welche ſehr darnach angethan waren, eine abkühlende Wirkung auszuüben, wie ſie denn gleich am folgenden Tage im Abancaythale mit einem Spanier zuſammentrafen, der von ſeinen verunglückten Bergwerksoperationen in der Montaña viel zu berichten hatte. Sie tröſteten ſich darüber ſo gut ſie konnten, und wurden dafür von dem Anblick der zweiten Abtheilung des Ejercito del Sur, die ihnen begegnete, erfreut. Es war meiſtens Artillerie, die, Lauf und Lafetten getrennt, auf Maulthieren über das Gebirge transportirt wurde. Eine herrliche Ausſicht bot auf dem Wege von Andachuailas nach Huancarama, eine jener terraſſenförmig ſich aufthürmenden Bauten, welche den Inkas auf ihren Reiſen als Raſtplätze dienten und von deſſen Höhe der Blick über eine lachende Mannigfaltigkeit gewundener und ſich durchkreuzender Thäler ſchweifte, die an dem nahe gerückten Horizonte durch eine himmelhohe Wand weißer Bergrieſen begrenzt wurden.

Den Apurimac mußten die Reiſenden wieder auf einer Schwebebrücke überſchreiten, die noch länger und wackliger war, als die erſte. Das Thal des Apurimac beſteht an dieſer Stelle eben nur aus der ſchroffen Furche, die der reißende Strom zwiſchen den beiden ſenkrechten Felſenwänden gegraben hat, und nachdem das Maulthier ſich den ſteilen Zickzackweg von beträchlicher Höhe faſt ſenkrecht herabgewunden hat, iſt man plötzlich genöthigt, dieſes in der Luft hängende Gebäude von durchaus nicht ſehr Vertrauen erweckend aus-

Digitized by Google

ſehenden Stricken zu betreten, um über den noch in bedeutender Tiefe dahin brauſenden Fluß nach der anderen Seite zu paſſiren, während das Ganze in ſtets mit jedem neuen Fußtritte zunehmende Schwingungen geräth. Die Thiere, die immer nur ſehr ſchwer und oft nur durch Knebelung zum Uebergange zu bringen ſind, müſſen abgepackt werden, eine ſchwierige Aufgabe, da der dem Felſen abgewonnene Raum kaum hinlänglich für die Paſſage ſelbſt iſt. In dieſen engen Quebraden, wo durch die rings abprallenden Sonnenſtrahlen eine erſtickende Hitze erzeugt wird, überfallen den Durchreiſenden ſolche Wolken kleiner Fliegen, von denen jeder Stich einen braunen Fleck hinterläßt, daß man auch bei dem raſcheſten Durcheilen mit einer anderen Hautfarbe herauskommt, als man ſie betrat.

An den Apurimac knüpfen ſich viele hiſtoriſche Erinnerungen aus der Vergangenheit Perus. Manco Capac, der zuerſt die armſeligen Indianer der Sierra um ſich ſammelte, dehnte ſeine friedlichen Eroberungen bis zu dieſem Strome aus, den Mayta Capac ſpäter zum großen Erſtaunen der ihm ſeitdem göttliche Ehren erzeigenden Anwohner mit einer Brücke überſpannte, und an ſeinen Ufern ſah Gonzalez Pizarro ſeine ehrgeizigen Pläne, deren Durchführung der ganzen Geſchichte Südamerikas eine andere Geſtalt gegeben haben würde, vernichtet und vor ſeinen ſchon durch den Glanz des Thrones geblendeten Augen das blutige Schaffot ſich erheben, das er wenige Tage ſpäter auf dem Markte Cuzcos beſtieg. Trüben Blickes deutet der verſchloſſene Indianer dorthin, wo ſich flußabwärts auf beiden Seiten des Apurimac unerſteigliche Bergmaſſen aufeinanderthürmen, in deren rauhen Felſenburgen die aus ihren Paläſten vertriebenen Trümmer der Inkafamilie noch einige Zeit ein kümmerliches, aber unabhängiges Daſein friſteten. Auch der letzte Aufſtand Tupac Amarus ging von dort aus. Noch jetzt ſollen die Ruinen der damals gebauten Städte vorhanden und, wie die Sage des Volkes geht, große Schätze darin vergraben ſein, aber ein neuerer franzöſiſcher Reiſender, der nach vielen Mühſeligkeiten bis dahin vordrang, hat wenigſtens von den letzteren nichts gefunden.

Von Apurimac aus ging die Reiſe zuvörderſt durch die warme Quebrada Limatambos, und dann auf einen viele Stunden berganſteigenden Wege auf die moraſtige Hochebene Sutiri, wo man noch die guterhaltenen Reſte der großen Heerſtraße vorfindet, die vor der ſpaniſchen Eroberung Cuzco mit Quito verband. Auf dieſer Ebene war es, wo zur Zeit des furchtbaren Aufſtands der Canas der durch die wunderbare Erſcheinung des Viracocha (dem Schaum des Meeres, dem ſpäter die weißen Männer, noch heute von den Indianern mit Viracocha angeredet, entſtammten) inſpirirten Sohn Jahuarkuakaps, der nachherige Viracocha-Inka, die ſchon in wildem Schrecken zerſtreuten Glieder ſeines Hauſes um ſich ſammelte, und mit einem vom Mor-

Digitized by Google

gen bis zum Abend wüthenden Blutbade, das erst ein von den Priestern heraufbeschworenes Unwetter durch seine den Völkern der regenlosen Küste unbekannten Donnerschläge entschied, die bereits wankende Herrschaft des patriarchalischen Despotismus von neuem befestigte. Nur noch ein niedriger Kamm trennte die Reisegesellschaft von ihrem vorläufigen Ziele, der Stadt Cuzco, die sie nächsten Tags erreichten, und wohin wir sie binnen kurzem zu begleiten hoffen.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel. 3. September. Der Brand von Kadikoj war, wie ich Ihnen bereits berichtete, einer der bedeutendsten, die ich hier erlebt habe, nicht in Anbetracht der Zahl der dadurch zerstörten Häuser, denn alles in allem mag sich dieselbe auf kaum mehr als zweihundertundzwanzig belaufen, nebst einer Kirche, einer Moschee und einer Schule, wol aber in Hinsicht auf die Intensivität der Feuersbrunst, auf die Größe des Schauspiels, welches sie gewährte, und auf die Werthe, welche dabei zu Grunde gegangen sind. Man kann behaupten, daß kaum irgendein Stadtviertel der großen türkischen Capitale, Pera und Galata ausgenommen, den niedergebrannten Theil des besagten Dorfes, welcher an der Stelle sich erhebt, wo die alte Stadt Chalcedon gestanden, an Wohlhäbigkeit, ja an Reichthum übertrifft. Hier hatten nicht nur mehre osmanische Große ihren Sommersitz (auch Risa Pascha, der frühere Kriegsminister und einer der begütertsten Magnaten des Reiches wohnt in Kadikoj) sondern die Elite der armenischen, griechischen und fränkischen Kaufmannschaft aus dem eigentlichen Stambul, aus Galata, Pera und Tophane, wählt diesen Punkt alljährlich aus, um dort ihre Familien, die im Winter und einen oder zwei Monate des Frühjahrs hindurch in den engen Straßen der genannten Quartiere wohnen, frische Luft schöpfen und Sommer und Herbst im Freien genießen zu lassen. Der Eindruck, den Kadikoj macht, ist auf den ersten Anblick dieser Bestimmung nicht ganz entsprechend. In keiner Weltgegend, in welche westliche Cultur sich Eingang verschafft hat, herrscht vielleicht weniger Luxus in Betreff der Architektur der Wohnungen wie im Orient, und zumal hier in Konstantinopel. Die allgemein angewendete Bauart aus Holz beschrieb ich Ihnen bereits ausführlicher. In Kadikoj ist sie nun freilich nicht durchgängig angewendet, indem mehre Häuser, zumal im Erdgeschoß, massiv ausgeführt sind, aber sie ist für die größere Anzahl Norm geblieben. Am Aeußern dieser Bauten nimmt man kaum irgend welchen Zierrath wahr; aber sie sind hier und da von recht zierlichen und zum Theil mit Geschmack angelegten Gärten umgeben, in denen die Bosquets aus Myrthen, Lorbeeren und Orangen sich formiren; und haben außerdem in ihrem Innern größere und luftigere Gemächer und Säle, (Divan Hane) als man in den Häusern der eigentlichen Stadt anzutreffen pflegt, was ein stärkeres Gebälk, höhere Stockwerke und mithin eine im Allgemeinen festere Baumethode bedingt. In den letzten zwölf Monaten hatten außer den Kaufleuten auch ver-

igitized by Goo

ſchiedene engliſche Offizier- und Armeebeamtenfamilien ihren Sitz in Kadikoj genommen, wiewol die eigentliche Reſidenz dieſer britiſchen Einwanderer von Anfang an Skutari war und ſeitdem geblieben iſt.

Es war am Tage nach dem Brande, zwiſchen drei und vier Uhr Nachmittags, als ich auf der ſogenannten neuen oder der äußeren (ſeewärtigen), Konſtantinopel mit dem Gegenufer des Hafens (goldenen Hornes) verbindenden Brücke anlangte, um am Bord eines der hier in der Regel anlegenden Bosporusdampfer nach dem ſo ſchwer heimgeſuchten Dorfe überzufahren. Der Brückenbelag ruht auf einer langen Reihe nach beiden Seiten hin feſt auf dem Meeresgrunde geankerter Pontons, und war eben erſt wieder geſchloſſen worden, nachdem kurz zuvor ein mächtiger engliſcher Dampfer ſeinen Weg durch die Oeffnung hindurch nach dem türkiſchen Arſenal genommen hatte. Noch bewegte ſich die Flut von den Schlägen der Schaufelräder und mehr vielleicht unter der Einwirkung einer friſchen Briſe, die aus der Richtung der Prinzeninſeln blies und die Wellen mit weißen Schaumkappen auf dem Haupt, im unaufhörlichen Andrange gegen die Serailſpitze anprallen und dort toſend, und indem ſie hohe, im Sonnenſchein regenbogenfarbig ſchillernde Giſchtſäulen aufſpritzten, zerſchellen ließ. Der kleine Raddampfer lag ſchon fertig da, und ich hatte kaum Zeit unter dem Brückengeländer hinwegkriechend und von Planke zu Planke ſpringend, mich auf einem nur hier zu Lande für das Publicum ausreichend erachteten Pfade an Bord zu begeben, als er ſchon abſtieß und damit viele Wartende enttäuſchte, welche auf der Brücke ſtehend dieſelbe Fahrgelegenheit hatten benutzen wollen. Das Schiff hatte vordem beſſere Tage geſehen. Es war urſprünglich einer jener „Luxuswapurs" (im Türkiſchen heißt Wapur das Dampfſchiff) geweſen, die vor einem Jahrzehnt und länger unter den türkiſchen Großen ein Modeartikel waren. Von dieſer ſeiner früheren Beſtimmung konnte man nur wenig auf dem Verdeck, mehr noch in der kleinen und ziemlich bequem eingerichteten Kajüte, die indeß für die zahlreichen Paſſagiere einen nicht zum achten Theil ausreichenden Raum darbot, wahrnehmen. Hier hing noch einer der Spiegel mit reich vergoldetem Rahmen, die ſie früher geſchmückt hatten; durch den Cigarrendampf war er indeß mit der Zeit von einer Art Rußfarbe überzogen worden. Die Divanüberzüge befanden ſich in einem dem Spiegel entſprechenden Zuſtande. Ich zog es vor, auf dem Verdeck zu verbleiben, welches dicht mit Paſſagieren, Franken und Türken beſetzt war, die auf jenen niedrigen, mit Binſen beflochtenen, vierbeinigen Holzſchemeln ſaßen, wie man ſie hier vor jedem Kaffeehauſe ſtehen ſieht, und die den Uebergang aus der ſitzenden Poſition auf europäiſchen Stühlen zu der anderen ſitzenden auf à la Turka untergeſchlagenen Beinen vermitteln zu ſollen ſcheinen. Durch Zufall hatte ich meinen Platz mitten unter Landsleuten genommen, die meiſtens dem Kaufmannsſtande angehörig, beiläufig bemerkt, in den letzten Jahren hier immer zahlreicher geworden ſind und unter den ſonſtigen Coloniſten ſich eines beſonders guten Rufes und auch als Capitaliſten eines mehr und mehr wachſenden Anſehens erfreuen. Hauptthema des Geſpräches war natürlich der Brand, und neben dieſem wurde ein auf dem Bosporus vorgekommener Unglücksfall (ein Dampfſchiff war auf eine Klippe aufgerannt und lag dort noch feſt) discutirt.

Der kleine Dampfer, welcher uns zum andern Ufer überführen ſollte, war der-

Digitized by Google

maßen mit Passagieren überfüllt, daß er sich nach der einen Seite überlegte und den dort befindlichen Radkasten tief in die schäumende See eintauchen ließ. Indessen ging die Fahrt ziemlich schnell und ohne allen Unfall von Statten. Die Serailspitze war im Handumdrehen umschifft und bald darnach strichen wir am asiatischen Ufer hin, wo die Berghöhen von Hayder Pascha, der mächtige Cypressenhain des Kirchhofs von Skutari und die rechts davon gelegene Trift einen erquickenden Anblick boten. Die britischen Truppen betrachten dieses Terrain jetzt sozusagen als ihr Specialfeld. Ueberall sieht man Baracken aufgerichtet und Zeltreihen gespannt, hier und da wird man eine englische Schildwache gewahr. Truppen sieht man indeß nur wenige.

Endlich, etwa nach Verlauf einer Viertelstunde, war der Dampfer an der Skelle von Kadikoj angelangt und wir hatten nunmehr das Feld der Zerstörung dicht vor uns. Man übersah ein weites Labyrinth von Trümmerhaufen, welches sich von der äußeren, dem Marmorameer zugekehrten Seite der Halbinsel, auf welcher das Dorf gelegen ist, nach der inneren, der Meerenge zugewendeten ausdehnte und über dem hin noch graue Dampfwolken schwebten. Die Ausschiffung war nicht ganz leicht, indem die Skelle von einem dichten Menschenschwarm belagert war, welcher den Aussteigenden entgegendrängte, um sich auf dem nach einer halben Stunde wieder abgehenden Schiffe einen Platz zu verschaffen. Wie ich erfuhr, waren es meistens abgebrannte Griechen und Armenier, die auf dem asiatischen Ufer in Skutari, wo fast ausschließlich Türken wohnen, kein Unterkommen hatten finden können und nun bemüht waren, auf der europäischen Seite in den Stadtvierteln ihrer Glaubensgenossen ein solches zu suchen.

Ich wendete mich gleich mitten hinein in die niedergebrannten Straßen, um von der andern Seite her eine ergänzende Uebersicht zu der auf dem Schiffe erhaltenen über das Zerstörungsfeld zu bekommen; aber zu mehren Malen mußte ich von meinem Vorhaben abstehen, weil die Hitze noch zu groß war. Dieser sengenden Glut ungeachtet sah man hier und dort Lastträger aus der Innung der Hamals unter den Steinhaufen arbeiten, um daraus im Auftrage der Besitzer der dort gestandenen Häuser Sachen von Werth, von denen man annahm, daß sie nicht verbrannt sein möchten, hervorzusuchen. In dieser Weise sah ich namentlich nach einer größern Summe in Silber, welche unter einem zusammengestürzten Kellergewölbe liegen sollte, Nachforschungen anstellen, die indeß nicht mit Erfolg gekrönt zu sein schienen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich zugleich, daß von den Abgebrannten leider nur wenige im Stande gewesen waren, etwas zu retten, weil es an Auswegen mangelte, da viele der heimgesuchten Straßen an das Meer anstoßen, oder es in Fronte haben. In einigen Gärten sah man hohe Haufen von Divankissen und von jenen mit Baumwolle gefüllten Matrazen liegen, die den Hauptbestandtheil der hiesigen Betten ausmachen. Sie sind zugleich die wesentlichen Stücke einer türkischen Einrichtung, deren Werth man auch bei den wohlhabenden Classen in Ermanglung von sonstigen Möbeln und weil das Weißzeug nur aus baumwollenem Gewebe besteht, auf nicht höher wie 8000 Piaster (heute 400 Thaler) abschätzen kann.

Die Civilisation hat in der türkischeu Hauptstadt schon soweit Fortschritte gemacht, daß außer den Löschcorps eine Brandpolizei existirt, oder besser zu sagen

Digitized by Google

die Bewachung der Brandstätten von den Saptiés oder türkischen Polizeisoldaten mit übernommen worden ist. Man sah allenthalben Posten von Kawassen (Polizeidienern) an den Straßenecken aufgestellt, ohne daß dadurch den Passirenden ein Zwang auferlegt worden wäre. Wünschenswerth wäre es, daß diese Wachtmannschaften während des Brandes selbst namentlich zur Bewachung des geretteten Eigenthums eine größere Thätigkeit entfalteten und überhaupt mehr Theilnahme an den Tag legten. Sowie ein Feuerausbruch durch die Signalschüsse vom Brandkiosk (Gangin Köschk) her gemeldet worden ist, setzen sich mit den Spritzenleuten zugleich eine Menge von Vagabonden nach dem fraglichen Punkte in Bewegung, deren Gewerbe es ist, sich als Lastträger zu verdingen und von den geretteten Stücken die werthvolleren für eigne Rechnung auf die Seite zu schaffen. Einem meiner Bekannten war in dieser Hinsicht ein äußerst verdrießlicher Vorfall passirt. Aus Furcht, bei einem großen Brande einen großen Theil seiner Wäsche verlieren zu können, hatte er seinen gesammten Vorrath in seiner Landwohnung zu Kadikoj in Koffern belassen, die gut verschlossen waren, ebenso seine Garderobe. Als der Brand näher rückte, räumte er bei Zeiten das Haus und engagirte mehre Leute, wie er glaubte, aus der Innung der Lastträger, um seine Koffer nach einem näher gelegenen größeren Garten zu schaffen, wo er sie für gut aufgehoben erachtete — er hat sie nicht wieder gesehen und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß er in ihren Besitz zurückgelangen wird.

In Hinsicht auf den Gang, welchen der Brand genommen hatte, fiel mir auf, daß er sich nur dahin verbreitete, wo ein directer Zusammenhang von Haupt- und Nebengebäuden stattfand; allenthalben hingegen, wo Gärten ihm entgegentraten, oder auch nur Bäume mit breiten Kronen, war es den Löschmannschaften gelungen, ihm eine Grenze zu setzen. Sie bedienten sich zu dem Zwecke, dem Feuer Einhalt zu thun, nicht allein der Spritzen und Haken, mit welchen letzteren sie die brennenden Gebälke niederreißen, sondern namentlich zum Absperren auch der großen, schweren Teppiche, mit denen man hier allenthalben die Fußböden der Zimmer bedeckt. Die Teppiche werden zu dem Ende ins Wasser getaucht und an den gefährdeten Hausfronten, oft auch über die Dächer hin aufgehängt und, um sie naß zu erhalten, unaufhörlich bespritzt. Wenn daher die französischen Pompiers bei dem neulichen Brande am Taxim in Pera sich rühmten, den eingebornen Feuermannschaften unendlich überlegen zu sein, so trifft dies wol in Hinsicht auf die Mächtigkeit ihrer Spritzen und auf allgemeine Routine zu, aber die Anwendung der Teppiche, welche eines der erfolgreichsten Gegenmittel ist, werden sie von diesen erst zu erlernen haben.

Pariser Brief. — Die Armee der Alliirten hat endlich das Märchen ratificirt, das, aus der orientalischen Phantasie eines improvisirten Journalisten hervorgehend, vor Jahr und Tag die Welt in Erstaunen und Entzücken setzte. Die mise en scène kostete große Opfer und viel edles Blut mußte fließen, ehe die Russen und die Russenfreunde in Europa zum Geständnisse der westlichen Uebermacht gezwungen wurden.

Man kann da ohne Uebertreibung von Uebermacht sprechen, denn die Alliirten haben sich das schlechteste Terrain für ihre Operationen ausgesucht, in der Hoffnung,

Digitized by Google

daß das dankbare Europa, dem man die Leiden des Krieges durch die eignen Opfer erspart, den Bemühungen des Occidents sich anschließen werde.

Man kann von Uebermacht auch in einem andern Sinne heutzutage in nicht weniger bedeutungsvoller Beziehung sprechen. Wir hatten die letzten Jahre hindurch mit Hindernissen jeder Art zu kämpfen. Die Alimentationskrise drohte die Zustände auf bedenkliche Weise zu compliciren und doch sollte das Land in dem industriellen Aufschwunge erhalten werden. Ihr Briefsteller hatte noch vor Ausbruch des Krieges in diesen Blättern die Behauptung aufgestellt, daß Napoleon die Aufgabe durchzuführen suchen werde, im Innern der Industrie und dem Handel einen neuen Impuls zu geben, während die französischen Waffen achthundert Meilen vom Vaterlande Frankreichs auswärtigen Einfluß wieder geltend zu machen übernehmen.

Daß dies so über alle Erwartung gelingen konnte, darin liegt die Uebermacht des Westens, welche Rußland und dessen Anhänger zum Bewußtsein der Täuschungen bringen, in welche man sich über die Bedeutung dieser Macht gewiegt hatte.

Die Art und Weise, wie der Krieg geführt wurde, beweist, daß die Russen trotz aller Tapferkeit ihrer Truppen, trotz aller Energie ihrer Führer, nichts gegen den Westen vermögen. Der Fall von Sebastopol hat zu Tage gefördert, daß selbst traditionelle Hoffnungen, vieljährige Uebergriffe, oft gelungene Handstreiche nicht hinreichen, eine Sendung zu rechtfertigen, welche blos im Ehrgeize der Herrscher ihre Kraft sucht. Rußland hat den Proceß übersehen, welcher in dem Bildungszustande der europäischen Nationen vor sich gegangen war, den Umschwung, welchen die öffentliche Meinung erlitten hatte. Es war dadurch nicht zur vollen Einsicht des Widerspruchs gelangt, der zwischen den Anmaßungen der russischen Politik entstehen mußte und den Mitteln, über welche sie verfügen konnte.

Die russische Politik ließ sich durch die anscheinende Wiederherstellung der absoluten Systeme in Europa täuschen und vergaß darüber, daß bei dem Zwiespalte dieser Zustände mit den Bestrebungen der Epoche und mit der öffentlichen Meinung das System keine ausreichende Bürgschaft für die Ausführung von Plänen bieten könne, welche dem Interesse wie der Anschauung der gebildeten Nationen Europas gleich zuwider sind.

Der Fall Sebastopols, indem er die falsche Stellung Rußlands an den Tag fördert, führt uns zugleich in eine neue Phase der europäischen Politik hinüber. Nach allen Thatsachen und Berichten, welche hier vorliegen, werden sich die Russen in der Krim nicht halten, muß diese über kurz oder lang von den Alliirten erobert werden. Hiermit ist aber Rußlands Macht noch lange nicht gebrochen und wenn dieses sowenig wie bisher zur Nachgiebigkeit geneigt ist, wird der Krieg fortgesetzt werden. Es fragt sich nur, ob die Westmächte sich berufen fühlen bei ihrer bisherigen Politik zu verharren?

Nach allem, was wir aus unzweifelhaften Quellen erfahren, ist dies nicht der Fall. Für den Journalisten ist es oft eine Gefahr, zu gut unterrichtet zu sein, weil er dadurch in die Lage kommt, zuweilen von Unterhandlungen und Projecten als von wahrscheinlichen Eventualitäten zu berichten, die durch Veränderung von Umständen und Verhältnissen wieder wegfallen. Dies zugegeben müssen wir behaupten, daß wir dem Punkte nahe stehen, wo das officiell eingestandene Programm des Krieges vor dem wirklichen zurücktreten muß. Bald wird der Westen in

Digitized by Google

den Fall kommen einzugestehen, daß er nicht im Sinn hat, als Don Quixote einer hinfälligen Race, die mit unserer Civilisation nichts gemein hat, die kostbaren Kräfte zu vergeuden. Rußlands Uebermacht eine Schlappe versetzt zu haben ist eine große Aufgabe und man kann sich unter Umständen damit begnügen. Es ist dieses aber nur unter der Bedingung möglich, daß Rußland selbst dem Kriege diese Grenze setzt, das heißt aufrichtig die Unmöglichkeit seines Unterfangens eingesteht. Rußland müßte diesem Geständnisse durch einen Friedensvertrag einen völkerrechtlichen Ausdruck zu geben bereit sein, der im Verhältnisse zu den Opfern wie zu den Siegen des Westens steht.

Geschieht dies nicht, so wird der Krieg eine andere Gestalt, ein anderes Terrain und auch ein anderes Object erhalten. Mit Recht wurde in diesen Blättern von anderer Seite darauf hingewiesen, daß die Westmächte Deutschland, das sie für sich gewinnen wollen, Territorialvortheile gewähren müssen, soll dieses anders sich mit ganzer Energie dem Kriege gegen Rußland anschließen. Von einer Seite wird sogar behauptet, es wären derartige Anerbietungen gemacht worden und nur die geringen Kriegserfolge, welche die Westmächte aufzuweisen gehabt, hätten deren Annahme verhindert. Jetzt, nach einem so glänzenden Siege, werden Frankreich und England wol ebensosehr ihre Ansprüche wie ihre Anerbietungen, um Deutschland zur Mitwirkung zu bewegen, deutlicher formuliren.

Es wird nicht ohne Interesse sein bei dieser Gelegenheit von dem Eindrucke zu sprechen, welchen die Einnahme von Sebastopol hier hervorgebracht, da dieser Eindruck möglicherweise auch eine Rolle bei den Entschlüssen der Regierungen hüben und drüben spielen könnte. Wir haben von allem Anfange her zu verschiedenen Zeiten die Stimmung Frankreichs zu erörtern versucht und haben gezeigt, wie das Land anfänglich mit Widerstreben in den Krieg sich ziehen ließ und wie mit den wachsenden Schwierigkeiten, welche die Armee zu bekämpfen hatte, die patriotischen Gefühle, immer lauter werdend, die Parteirücksichten und auch die allgemeine Antipathie gegen das herrschende System zum Schweigen brachten. Bei der Kunde vom Falle Sebastopols zeigte es sich, welche Fortschritte diese Entwicklung in den Gefühlen seither gemacht. Seit dem 2. December 1851 war die erste nationale Regung bemerkbar. Man sah allen Gesichtern die freudige Erregung an und alle Classen der Gesellschaft, alles und jedermann fühlte sich bei dem gegen Rußland geführten Schlage betheiligt. Es war zum ersten Male, daß wir dem Kaiser vom Volke zurufen hörten und es war das erste Mal auch unter der gegenwärtigen Regierung, daß Paris wie die Provinzen ihre übereinstimmende Freude freiwillig an den Tag legten. Die Regierung hat durch diesen Sieg einen Schritt vorwärts gethan und kann in der auswärtigen Frage entschiedener, rücksichtsloser auftreten als bisher. Die öffentliche Meinung wird ihr folgen und in dieser Beziehung glauben wir, daß der Eindruck der frohen Botschaft auf Paris und die Provinzen von der europäischen Diplomatie wohl beachtet werden dürfte.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Mit **Nr. 40** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, Ende Sept. 1855. **Die Verlagshandlung.**

Digitized by Google

Schleswig-holsteinische Briefe.

Vorwort.

Motto: Eins in der Liebe zum Ganzen,
Auch im Hassen Eins,
Das heilt vielen Gram der Sterblichen.
Aeschylus.

Lübeck, den 1. September.

Spät kommt ihr, doch ihr kommt, werden Sie sagen, wenn Sie das folgende Packet öffnen. Sie wünschten eher etwas von den Ergebnissen meiner Reise zu vernehmen und wie gern hätte ich Ihrem Wunsche entsprochen. Allein meine auf harmlose Bilder von Land und Leuten angelegten Federzeichnungen verwandelten sich mir unter den Händen in eine Anklageschrift und als ich sie überblickte, fand sich, daß ich meinen Botschaften von der Grenze kein einziges rein künstlerisches Gemälde, das heißt kein einziges beizulegen hatte, in das nicht, den behaglichen Genuß der Schilderung verleidend, Scham und Entrüstung erweckend, der finstere Schatten dämonischer Gewaltherrschaft hereinragte. Derartige Mittheilungen aber durch ein königlich dänisches Postamt befördern zu lassen, schien für die Sache, die im Folgenden vertreten wird, mehr als gefährlich.

Ja, verehrter Freund, die nachstehenden Berichte sind in ihrer Gesammtheit eine Anklageschrift. Sie sind ein Wehe und ein Pfui — und das wahrlich nicht blos über die Dänen. Sie sind — ich zögere nicht, es auszusprechen — ein noch lauteres, grelleres, ausdrücklicheres Wehe und Pfui ins Angesicht des Volkes jenseits der Elbe, das solche Knechtung seines eignen Fleisches und Blutes, solchen Frevel an Recht und Sprache, solche systematische Umkehr aller sittlichen Begriffe durch seine Nachgiebigkeit angebracht und mit dem bleiernen Phlegma, das es sich unter dem Namen Gemüthlichkeit nachrühmen läßt, bis heute geduldet hat. Seit der Trauerzeit von Anno sechs bis dreizehn ist der deutschen Nation nicht Aehnliches geboten worden, wie hier und ist die Art, wie zwei der edelsten und tüchtigsten unsrer Stämme gezwungen sind, sich von dem winzigsten aller Völker Europas mit Füßen treten zu lassen, schon aus der Ferne gesehen, schmerzlich genug, von nahe betrachtet ist sie gradezu herzzerreißend und himmelschreiend.

Zwiſchen Himmel und Erde iſt indeß ein weiter Raum. Auch iſt es nicht Gebrauch, ſich an die oberſte Inſtanz zu wenden, wo an die zweite noch nicht appellirt iſt. Dieſe zweite Inſtanz aber iſt das klüger gewordene Deutſchland, iſt die jetzt allem Anſchein nach regere Selbſtachtung, iſt das Nationalgefühl des deutſchen Volkes, deſſen Wiege wir nicht für ſeinen Sarg halten wollen und deſſen Vertreter wol in einer ſchwachen Stunde in Verträge willigen konnten, deren Conſequenzen die Markſteine ſeiner Nordgrenze um vierzig Meilen vorrückten, von dem wir aber zu Gott hoffen, es werde bald auch eine ſtarke Stunde haben, in der es ſich ermannt, jene ſchmachvollen Verträge zerreißt und mit einem millionenſtimmigen: „Nein und nein und nimmermehr!“ vor und wenn es ſein muß gegen ganz Europa das Ergebniß jener Fahrläſſigkeit widerruft und für ſein erklärt, was das Seine iſt.

Wir haben in einer Zeit kläglicher Zerriſſenheit zwei deutſche Länder jenſeits des Rheins verloren, gewiß auf immer verloren. Sehen wir zu, daß uns nicht jenſeits der Elbe ein Gleiches geſchieht. Sorgen wir, daß das Wort der Peſſimiſten: „Die Deutſchen laſſen ſich alles bieten“ nicht zum Sprichworte werde. Schon ſteht die Einverleibung der Herzogthümer in das Kongerig Danmark nicht mehr blos auf dem Papiere. Schon iſt mehr als der Anfang zur Verwirklichung dieſes alten Lieblingsprojects der däniſchen Könige gemacht und wenn das Ende das Werk noch nicht krönt, ſo liegt die Schuld ſicherlich nicht am Willen der Herren in Kopenhagen. Ihre Rührigkeit iſt groß. Ihre Entſchloſſenheit ſchrickt vor keiner Rechtsverletzung zurück. Nur der Widerſpruch in der Wahl der Mittel zur Daniſirung des Landes, nur der zähe Widerſtand, der dem Plane von Seiten des Volkes bis auf die Kinder herab entgegengeſetzt wird, hat die erfolgreiche Ausführung der dahin zielenden Maßregeln bis zur Stunde vereitelt und wird noch eine Weile hindern, daß die böſe Saat Wurzel faßt und Früchte trägt.

Aber wie lange wird dieſe Friſt währen? Auch der beſte Bogen verliert, zu lange geſpannt, ſeine Kraft. Auch der tiefſte und vollſte Beutel wird endlich leer, wenn er unabläſſig das Feſthalten ſeines Beſitzers an ſeinem guten Rechte mit Strafgeldern bezahlen muß. Auch auf den längſten Tag folgt endlich einmal die Nacht, da niemand wirken kann, auch hier mit raſchen Schritten.

Wirken wir, verehrter Freund, vor allem und zunächſt, daß man allenthalben in Deutſchland — nicht blos wie bisher in der Partei — wiſſe und ſich bewußt bleibe, wie Schleswig-Holſtein die oberſte und ernſteſte politiſche Frage zum wenigſten für unſern Norden iſt. Wirken wir, ſelbſt auf die Gefahr hin, einigen Kannegießern im Kaffeehauſe durch Erwähnung von Dingen, die ſie für abgethan halten, langweilig und einigen Diplomaten mit böſem Gewiſſen mißfällig zu werden — wirken wir mit dem unaufhörlichen ceterum censeo des alten Cato, daß unſre Preſſe dieſe Frage nicht wie ſeither über

Digitized by Google

dem Kampfe im Oriente aus den Augen verliere. Wirken wir durch jedes Erfolg verſprechende Mittel, daß man in den entſcheidenden Kreiſen ſich beſinne, was man in den Herzogthümern aus den Händen gegeben hat und was man mit ihnen gewinnen kann, wenn man zu rechter Stunde den rechten Willen hat. Zeigen wir, ſo oft und ſo überzeugend dies auch ſchon dargethan worden iſt, immer aufs neue und von andern Seiten das ſonnenklare Recht der nordalbingiſchen Länder auf Zuſammengehörigkeit und auf Trennung von Dänemark. Zeigen wir dann insbeſondere, was unſre Brüder im Norden um ihr Feſtſtehen bei dieſem Rechte, für welches zwölf deutſche Fürſten perſönlich zu Felde zogen, zu leiden haben. Schaffen wir endlich bis auf weiteres, daß dieſe unſre Brüder erfahren, wie die rühmende Anhänglichkeit und der treue Glaube an die Verwandten im Süden, die bei ihnen trotz aller Enttäuſchungen der letzten Jahre immer wieder durch Zweifel und Vermuthung hindurchbrechen, zum mindeſten auf unſern Beifall zu rechnen haben. Laſſen wir ſie wiſſen, daß unſre Augen auf ſie und ihren ſchweren Kampf gerichtet ſind und daß wir die Gelegenheit herbeiſehnen, wo wir dem Beifall den Beiſtand, dem theilnehmenden Auge die tapfer eingreifende Hand folgen laſſen und mit ihr, was geſündigt worden, gut machen können.

Wirken und wahren, ſtützen und ſchützen wir nach allen Seiten hin mit der Energie, deren eine gerechte Sache und eine große Hoffnung werth iſt und wir werden vorbereitet ſein auf den Tag der Entſcheidung, der wie ein Dieb in der Nacht kommen, den ſchon die Sonne des nächſten Jahres bringen kann.

Die folgenden Briefe, zu denen ich Sie vorſtehende Zeilen als Einleitung anzuſehen bitte, ſind mein Beitrag zur Ausführung jener Aufgabe der deutſchen Preſſe. Der Zweck, der mir dabei vorſchwebte, iſt zuvörderſt durch möglichſt naturtreue und anſchauliche Bilder von Land und Volk in Schleswig-Holſtein darzuthun, was wir an den Herzogthümern beſitzen, ſodann die Stimmung fühlen zu laſſen, die hier herrſcht, und den Leſer in die Folterkammer zu führen, in welche däniſche Tyrannei namentlich das unglückliche Schleswig verwandelt hat, endlich der Welt die Peiniger zu zeigen, die man von Kopenhagen ausgeſandt hat, um „den Schleswigern auf den Rücken zu ſchreiben, daß ſie Dänen ſind.“

Sollte Ihnen in letzterwähnter Beziehung im Verlaufe meiner Darſtellung bisweilen zu Muthe werden, als werde ein Topf voll Unrath vor Ihnen ausgeſchüttet, ſo rechnen Sie es nicht mir als Schuld an, ſondern den däniſchen Miniſtern, welche — ſo äußern ſich ſelbſt Dänen — faſt nur den Ausſchuß ihrer geiſtlichen und weltlichen Beamten zur Mißhandlung des Volks zwiſchen Eider und Königsau verwenden können. Der Leſer aber, der dieſe Mittheilungen mit dem Ausrufe: „Jagdgeſchichten! eine Sammlung von Jagdgeſchichten!“ bei

Seite zu ſchieben im Begriffe iſt, geſtatte mir die Bemerkung, daß auch ich anfangs ganz ſo wie er den Kopf ſchüttelte und an Münchhauſen dachte, daß ich aber auf meine Nachfragen an Ort und Stelle zu der Ueberzeugung gelangte, dieſe Jagdgeſchichten ſeien im Weſentlichen ſämmtlich entſchiedene Thatſachen. Er erlaube mir die fernere Bemerkung, daß dieſe Jagdgeſchichten, — wo ſie nicht ausdrücklich als Anekdoten, lediglich die Stimmung des Volkes gegenüber ſeinen Lehrern, Richtern und Predigern illuſtrirend bezeichnet werden — entweder aus dem Munde von Augenzeugen, durchaus wahrhaften Männern, ſtammen oder mit Documenten belegt werden. Ich weiß ſehr wohl, es wird leicht ſein, vor denen, die Schleswigs Zuſtände nicht aus unmittelbarer Anſchauung kennen — und das iſt ſelbſt bei vielen Holſteinern der Fall — den Schmuz dieſes Augiasſtalles ohne weiteres für ein Reſultat von Entſtellung und Uebertreibung zu erklären. Jene Zuſtände ſind eben für civiliſirte Menſchen unglaublich. Derjenige aber, welcher auch nur auf acht Tage den Fuß über die Eider und die Schlei geſetzt hat und ſich der Ohren erfreut, die hören und der Augen, die ſehen, wird geneigt ſein, ſelbſt Unwahrſcheinlicheres, Tolleres und Niederträchtigeres für möglich zu halten.

Nehme man daher in gutem Glauben die folgenden Skizzen und Zeichnungen als das hin, was ſie ſind: als Ergebniſſe ernſtgemeinter Erkundigung, die, um auf den Grund zu kommen, keine Mühſal und keine Gefahr ſcheute, der von beſtunterrichteter Seite Winke und Weiſungen zu Theil wurden und die, wenn ſie in unweſentlichen Zügen ein oder das andere Mal geirrt haben ſollte, hinſichtlich deſſen, worauf es ankommt, ſich des beſtimmten Bewußtſeins rühmen darf, der Wahrheit ſoviel in ihren Kräften ſtand allerwege die Ehre gegeben zu haben.

Damit, verehrter Freund, ſei dieſes vorbereitende Wort geſchloſſen. Was wir wollen, das wiſſen wir. Daß die Beſten unſrer Nation gleiches Sinnes ſind, halten wir uns verſichert. Den für Deutſchlands Zukunft leidenden Freunden jenſeits der Elbe aber rufe ich zu: Seid getroſt! Schleswig-Holſtein nicht verloren, wird ſich als ein wahreres Wort erweiſen, als das von Polen geſungene. Haltet ferner Stand gegen die herandringende Tyrannei, wie Ihr bisher Stand gehalten, mit unverzagter Seele. Fahrt fort, die Häupter hoch zu tragen vor dem Feinde, dem Ihr trotz ſeines Triumphs überlegen ſeid. Er flüchtet ſich mit Bewußtſein zum Unrecht, da er zu ſchwach iſt, Euch mit dem Recht zwingen zu können. Ohnmächtiges Beginnen! Die Gewalt, nach welcher der Däne greifen mußte, iſt der Strohhalm des Ertrinkenden. Eure Erhebung wurde nicht durch ihn — Ihr wißt am beſten durch wen — niedergeſchlagen. Ihr Gewinn, eine kriegstüchtige und kriegsluſtige Jugend und eine ihrer Kraft und ihres Rechts in allen Schichten ſich bewußte Bevölkerung, iſt durch die Jahre der Unterdrückung nicht geſchwächt, ſondern verdoppelt

Digitized by Google

worden. Er wird, wenn nicht alle Zeichen der Zeit trügen, noch dem lebenden Geſchlechte zu Gute kommen. Kein Baum fällt auf den erſten Hieb und noch lange iſt nicht aller Tage Abend da.

Den Gegnern endlich ſage ich: „Wohlan, widerlegt, was behauptet wurde, wenn Ihrs könnt. Wo nicht, ſo ſchämt Euch vor Eurem eignen Bilde, wenn Ihr überhaupt — was wenigſtens von den zahlreichen Renegaten unter Euch zu bezweifeln iſt — mit der Gabe, Euch zu ſchämen geboren wurdet."

Erſter Brief.

Rendsburg, den 3. Juni.

Schon ſind mehr als drei Wochen verfloſſen, ſeit ich über die Elbe fuhr und noch immer bin ich nicht weiter gelangt, als bis zur Eider. Ein langſames Reiſen, bei dem ich und mein Tagebuch, zumal da jetzt erſt der eigentlich claſſiſche Boden anfängt, ſchwerlich vor der Mitte nächſten Monats bis zur Grenze Jütlands vorgerückt ſein werde. Ich bin indeſſen in Zweifel, ob ich mir Vorwürfe darüber zu machen habe, ja ich meine faſt, es loben zu dürfen, daß ich im Zickzack wanderte. Die große Heerſtraße iſt nicht zu dem Zwecke angelegt, den Reiſenden durch die ſchönſten Gegenden und zu den intereſſanteſten Menſchen zu führen, und die beſten Bilder meiner Mappe wurden faſt immer auf Abſchweifungen vom geradeſten Wege aufgenommen.

Welch ein paradieſiſch ſchönes Land, dieſes nordöſtliche Holſtein mit ſeinen grünen Hügeln und Thalkeſſeln, ſeinen lieblichen ſtillen Seen, ſeinen prächtigen Buchenwäldern, ſeinen tiefblauen, ſpiegelklaren Meeresbuchten und welch ein kernhaftes, gediegenes, wohlhabendes Volk, das in den ſchmucken Giebelhäuſern ſeiner Städte und unter den mächtigen Strohdächern ſeiner Dörfer wohnt! Welch ein Kleinod, dieſes Land und Volk unſrer Nordmark! Welch ein Verluſt, wenn es uns geraubt werden ſollte!

Häufige Ausrufe ſind ſonſt nicht meine Sache. Allein ich weiß in der That nicht, in welcher andern Redeform ich den Empfindungen, die ſich bei der Erinnerung an dieſe herrlichen Gegenden meiner bemächtigen, Worte leihen ſoll und ſo werden Sie ſich wol noch einige derartige Sünden gegen die Regeln des beſchreibenden Stils gefallen laſſen müſſen, ehe ſich zu gelaſſener und bedürftigerer Detailſchilderung der rechte Animus findet.

Wie anmuthig liegt Kiel, wenn man aus dem reizenden Eiderthale mit ſeinen ſanft anſchwellenden Anhöhen, deren lichtes Grün einen ſo holden Gegenſatz gegen die eben vorher durchflogenen roſtbraunen Haideflächen bildet, von der keuchenden Locomotive gezogen hinabfährt und der Wind die weißen Dampfwolken von dem heitern Landſchaftsgemälde im Rahmen des Wagenfenſters hinwegweht! Welch eine Augenweide iſt der Durchblick aus dem

Digitized by Google

Buchengehölze über Kruſenrott und Hornheim! Wie ſtattlich nimmt ſich die langgeſtreckte Stadt und das Maſtengewirr der Dampfer und Segelſchiffe in ihrem Hafen von dem Wartthurme aus, mit dem der wackere Studentenvater Wichmann einen der Hügel im Weſten gekrönt hat! Wie noch weit anmuthiger und ſtattlicher endlich präſentirt ſich das Ganze vom Kamme der Höhenkette über dem Sandkruge, den eine übelangebrachte Schmeichelei in Wilhelminenhöhe umzutaufen verſucht hat oder von den Koppeln über dem Fiſcherdorfe Ellerbeck geſehen! Hier hat man ganz Kiel und den beſten Theil ſeiner Föhrde vor Augen — ein wunderherrliches Panorama! Dort zur Linken bei dem vierſtöckigen, buntfarbigen Kornſpeicher des unternehmenden Lange, eines ausgewanderten Schleswigers, liegen mit rauchenden Maſchinen die Gebäude des Bahnhofes. Da weiter rechts ziehen ſich hinter andern Speichern und einigen Gärten die rothen Ziegelhäuſer der Vorſtadt den Abhang des Kuhbergs hinauf und unter demſelben hin nach der Holſtenbrücke zu. Da inmitten einer breiten, mehrfach gekrümmten Fronte von Magazinen, Schifferherbergen und Privatgebäuden, die von den Rümpfen und Radkaſten, den Maſten und Raaen der am Kai Kopf an Kopf ankernden Schiffe und den von ihnen ausgeladenen Bergen von Ballen und Tonnen halb verdeckt iſt, erhebt ſich das vor kurzem in einfachem, zweckentſprechendem Stile erbaute Zollhaus. Ungefähr im Centrum der eigentlichen Stadt ragt der alterthümliche, ſpitze, grünlich angelaufene Thurm der Hauptkirche mit einigen kleinern Genoſſen und ſeinem ſchwarzen Zifferblatt mit goldnen Weiſern und Zahlen über die Dächer des Quartiers zwiſchen der flämiſchen und der Schuhmacherſtraße empor. Ganz am Ende zur Rechten, an ſeiner hohen Lage, ſeinen weißen Mauern und ſeinem glänzend ſchwarz angeſtrichenen Dache weithin erkennbar, leuchtet mit ſeinen beiden ſtumpfen Thürmen über den Schiffgerippen, Holzſchuppen und Zimmerplätzen einer Werfte das alte Schloß in die Bucht hinaus. Weiterhin auf der äußerſten Rechten ſchauen aus dem Walde, mit welchem der hier näher ans Geſtade tretende Höhenzug hinter Kiel zum Theil geſchmückt iſt, die niedlichen Landhäuſer und die palaſtartige Badeanſtalt von Düſternbrook. Den Hintergrund des Bildes ſchließen, vom Waſſerbecken des Kleinen Kiel anſteigend, hellgrüne Hügel, die in der Nähe des Waldes die Gaſſen des Dorfes Brunswik tragen, weiter links aber theils mit einzelnen Gärten und Gartenhäuſern, theils nur mit dem dunkelgrünen Netze von Hecken bedeckt ſind, welches den holſteiniſchen Landſchaften ein ſo eigenthümliches Colorit verleiht.

Den Vordergrund des Ganzen endlich bildet die Rhede. Je nach der Laune des Himmels bald dunkelblau, bald ſchiefergrau, jetzt ſonnenbeſchienen, jetzt von wandernden Wolken beſchattet, meiſt nur leicht gerippt, ſelten größere Wellen werfend, unaufhörlich von gehenden und kommenden Fahrzeugen aller Gattungen und Flaggen, ſtolzen Dreimaſtern, ſchlanken Briggs, rundbäuchigen,

Digitized by Google

buntbemalten Kanal- und Küstenfahrern, Jachten, Lust- und Fischerbooten durchfurcht, ist diese tiefste und sicherste der Buchten Nordaibingiens ein Bild des regsten Verkehrs, des lebendigsten Treibens. Sie ist die erste Station des hamburger Handels nach dem Norden. Sie ist gegenwärtig ein beliebter Sammelplatz für die Seeungeheuer der englisch-französischen Geschwader in der Ostsee. Was wird sie und was wird Kiel sein, wenn dereinst die baltische Flotte Deutschlands hier ihre Ankerplätze und Werften hat!

Es schien sich von selbst zu verstehen, daß ein Vogel, der erst kürzlich dem Käfig der Studierstube entflohen war, zuerst die Punkte besuchte, wo das frische Grün des Mai die so lange mit schwarz auf weiß gequälten Augen erquickte. Bis dieser Hunger nach Naturgenuß gestillt war, kümmerte mich das Innere der Stadt nicht viel mehr als es einen durchfliegenden Kanonenschuß gekümmert haben würde und erst nach einigen Tagen begann ich auch hier mit dem Blicke des Beobachters zu sehen, der sich bestimmter Zwecke bewußt ist.

Kiel mit der Vorstadt hat nach der neusten Zählung reichlich 16,000 Einwohner. Das alte Kiel ist nicht groß. Es liegt auf einer Halbinsel zwischen der Bai und einer mit dieser in Verbindung stehenden, jetzt bis auf einen engen Kanal völlig eingedämmten Wasserfläche, dem bereits genannten Kleinen Kiel. Den hochgelegenen Mittelpunkt der Halbinsel nimmt der Marktplatz ein, vor welchem sich das Rathhaus und diesem gegenüber die Hauptwache befindet, und von wo acht ziemlich gerade Gassen nach den vier Himmelsgegenden laufen. Hart unter dem Schlosse liegt das Hauptgebäude der Universität, hinter jenem ein Garten mit schönen Baumgängen, von denen der eine nach Brunswik, der andre nach Düsternbrook führt. Als die wichtigste Verkehrsader der Stadt ist die Holstenstraße anzusehen, die nach der Eisenbahn geht und wo sich die meisten und die stattlichsten Läden und Verkaufsgewölbe finden.

Der Grundzug in der Physiognomie Kiels ist Behäbigkeit und Sauberkeit. Oeffentliche Gebäude von irgendwelcher Großartigkeit, Kirchen von Interesse, Privathäuser von auffallender Eleganz sieht man nirgends. Dagegen macht die Stadt den Eindruck eines fast allgemeinen Wohlstandes. Die Wohnhäuser, meist zweistöckig, häufig mit einer Art Vorbau versehen, den ich als Parterreerker bezeichnen möchte, haben mit Ausnahme einiger weniger Ueberbleibsel aus älterer Zeit, die sich windschief und gichtbrüchig in den Nebengassen verstecken, sämmtlich große schöne Fenster mit schmucken weißen Rahmen und spiegelblank gehaltenen Scheiben. Die Mehrzahl blickt mit dem Giebel nach der Straße hinaus, eine Bauart, die unendlichen Variationen, als einfaches Dreieck auf einem Quadrat, als oben abgerundeter, als an den Seiten treppenartig abgestufter, als vorn mit Nischen verzierter Giebel u. s. w. sich wiederholt und bei der ich mich, Gott weiß wodurch, stets an die gute altbürgerliche Zeit erinnert finde, wo einer unsrer Urgroßväter den Dreispitz er-

Digitized by Google

fand. Noch eine erwähnenswerthe Eigenthümlichkeit ist der Umstand, daß viele Häuser und zwar nicht blos die neuentstandenen, statt der im Süden üblichen Tünchung die nackte Ziegelwand zeigen. Dieser Geschmack, der wie manches andre von den hiesigen Sitten an England denken läßt, würde den Gassen, wo er vorherrscht, ein düsteres, ungemüthliches Aussehen verleihen, wenn nicht jene großen, bisweilen auch zu großen Fenster mit ihren blendend weißen Rahmen und den hübschen Vorhängen hinter den hellen Scheiben die Eintönigkeit in etwas ausglichen.

Die Stadtgemeinde ist reich. Sie hat beträchtlichen Landbesitz und die Gelder, welche der Hafen in ihre Kasse fließen läßt, übersteigen die Ausgaben für denselben alljährlich um ein Bedeutendes. Was aber noch erstaunlicher ist, dieser Reichthum wird verständig angewendet. Sehr zu loben ist die nächtliche Beleuchtung und das Pflaster der Straßen. Letzteres kommt in der That dem Ideal eines guten Straßenpflasters nahe. Breite Trottoirs mögen die Verhältnisse nicht überall gestatten. Dagegen ist die Legung von Gasröhren und der Bau einer Wasserleitung, welche das unentbehrliche Element allen Wohnungen bis ins oberste Stockwerk zuführen wird, im Werke. Die Kais sind geräumig und ein Dickens würde hier nicht wie in Neuyork Veranlassung zu der Klage haben, die Klüverbäume der Schiffe stießen den Leuten am Hafen die Fensterscheiben ein.

Das Treiben auf den Gassen ist ebenso lebhaft als mannigfaltig. Modisch gekleidete Damen, watschelbeinige Matrosen in blauen Wollenhemden, über deren umgelegte Kragen ungeheure Backenbärte sich kräuseln, Weiber mit Männerhüten, welche Fische oder Grünwaaren ausschreien, Seeoffiziere und Zollbeamte mit breiten Goldborten an den Mützen, krebsrothe Briefträger und Postillione, dänische Soldaten in flausartig groben Interimsjacken, schlanke Propsteierinnen in purpurfarbenen Sammet- oder Brocatröcken schlendern durch ein Gewimmel weniger auffallender Personen, unter denen auch der Stutzer in Ballweste und Glanzstiefeln nicht fehlt, auf den Hauptstraßen auf und ab. Bauern in schlotternden Ferſenpeitschern — oder manierlicher zu reden, Gottestischröcken — führen Frauen mit Atlashüten und Seidenkleidern am Arme. Hellblau oder roth angestrichne Leiterwagen, bespannt mit netten Pferden, laden vor Speichern und Kellern Berge von Butterfässern und Hügel von runden Käsen ab. Holsteiner Stuhlwagen, gezogen von noch stattlicheren Rossen, rollen mit jenen Besuchern vom Lande den Thoren zu, und bisweilen theilt sogar eine Staatskarosse mit blitzenden Laternen und Thürscheiben die dahin strömende Menschenmenge. Des Mittags zieht, an der Spitze ein Musikchor, geführt von einem martialisch dreinschauenden schwarzbärtigen Tambourmajor, die Wachtparade nach dem Markte, und des Abends lockt mehrmals in der Woche ein den Franzosen abgelernter Zapfenstreich die Ton-

Digitized by Google

liebhaber unter den Handwerksburschen und Dienstmädchen zum Zusammenlauf.

Gebildete befriedigen ihre dahin zielenden Bedürfnisse in Concerten, welche dann und wann in Düsternbrook statthaben, ohne indeß, wie es scheint, viel Anklang zu finden, während das Theater bei dem Opercyklus, welchen Mitglieder der hamburger Bühne im Mai gaben, in lohnendem Grade gefüllt war.

Das Leben in Kiel ist etwa so billig, oder wenn man will so theuer wie in Hamburg. Namentlich sind die Miethen der Wohnungen ziemlich hoch zu nennen, da ein anständig möblirtes Garçonlogis mit freundlicher Aussicht nicht wol unter zwölf Thalern zu haben ist, in Düsternbrook aber, wo die Nachfragen die Angebote unnöthig machen, gradezu fabelhafte Preise verlangt werden.

Was den Ton betrifft, nach dem man in jenen altmodischen ziegelsteinernen Dreispitzen lebt, so ist er nichts weniger als altmodisch und noch weniger kleinstädtisch. Das Wasser trennt nicht, sondern verbindet. Eine Seestadt hat sich um mehr Dinge zu kümmern, als man von ihrem Kirchthurme aus erblickt, und ihre Einwohnerschaft wird daher weit seltener ins Spießbürgerthum, ihr Leben schwerer in Einförmigkeit, ihr Denken nicht so leicht in Beschränktheit verfallen, als dies bei einer binnenländischen Mittelstadt der Fall ist. Natürlich macht sich das kaufmännische Element hier vor Allem geltend. Doch scheint es bei weitem nicht in so überwiegendem Maße zu wirken als in dem benachbarten Hamburg. Die starke Beimischung von Gelehrten und Beamten in der Gesellschaft, die politischen Zustände des Landes und der häufige Besuch von Schiffen der kriegführenden Mächte machen, daß man an den Wirthstafeln und in der Familie nicht so unaufhörlich wie dort den Courszettel und das Befinden seines Vetters des „allmächtigen Thalers" discutirt. Kleinstädtisch erscheint hier im Grunde nur der Ausrufer, der als wandelndes Intelligenzblatt mehrmals am Tage seine fatale Klingel und dahinter mit kreischender Stimme in plattdeutscher Sprache seine Ankündigungen erschallen läßt. Andere mögen auch darin, daß schon lange vor Mitternacht alle öffentlichen Locale leer und finster sind, einen kleinstädtischen Zug wittern. Ich meinerseits möchte darin eher etwas Löbliches erblicken. Die Kieler sind meiner Erfahrung zufolge von dem, was Leib und Seele zusammenhält, so große Freunde und so treffliche Kenner wie irgendein Großstädter, aber sie suchen es im Hause, nicht im Club oder Kneipe. Verheiratheten begegnet man nur ausnahmsweise nach der Zeit des Nachtessens in Weinkellern und Bierhäusern. Selbst die Harmonie, eine Gesellschaft, die ein recht gut versehenes Zeitungszimmer und eine wohlgewählte Bibliothek besitzt, ist lediglich bei Bällen und Vorlesungen noch spät in der Nacht geöffnet, und wer des Abends einen Freund

zu sprechen wünscht, trifft ihn am sichersten daheim im Kreise der Seinen. Auch dies ist ein Zug, der an englische Sitte gemahnt.

Was die Garnison anlangt, so macht sie sich durch ihre Stärke und bei der Lage der Stadt, die sie nöthigt, zu allen Uebungen durch den belebtesten Theil derselben zu marschiren, sehr bemerklich. Allenthalben begegnet man den dunkelblauen Röcken mit rothem Kragen und Zinnknöpfen, den lichtblauen Hosen und den Käppis mit weißem Stern und Pompon des achten Infanteriebataillons. Die Flintenläufe sind gebräunt, das Bajonett blank gelassen, das Riemenzeug schwarz. Die schwertartigen Seitengewehre gehören zu dem Raube von Rendsburg, oder richtiger zu dem Geschenke, mit welchem dort deutsche Mächte die Dänen gegen die deutschen Herzogthümer bewaffneten. Wunderlich sehen die Schildwachen in ihren zinnoberrothen Mänteln aus, seltsam die Offiziere, die statt der Epauletten schmale Goldschnüre mit Silberknöpfen auf den Achseln tragen, und die man nicht selten mit aufgeknöpfter Uniform, geschmückt mit Vatermördern, in der Rechten den Spazierstock, die Linke in der Hosentasche promeniren sieht. Ich muß gestehen, ich hätte manchen von ihnen — und zwar nicht blos des Epaulettenmangels halber — weit eher für einen alten Sergeanten oder Feldwebel, als für das, was er war, für einen Capitän oder Major gehalten.

Diesem saloppen, unmilitärischen Aeußern der Obern entspricht der karrenschieberartige Bummelgang, den die Untergebnen selbst bei der Parade nicht ganz ablegen. Es ist mancher schmucke, schlanke, frische Bursch unter ihnen. Allein fast allen merkt man es an, daß die Waffe ihnen keine Zierde, sondern eine Last ist, und wenn es hier auch nicht ganz so schlimm sein mag wie in Altona, wohin man das unbeholfenste Bataillon gelegt zu haben scheint, so mußte ich doch bei der Parade dieser linkischen, über die große Zehe daherstolpernden, während des Marsches lachenden und miteinander schwatzenden Söhne des Kriegsgottes selbst hier noch unwillkürlich an unsre alte Nationalgarde von Anno vierundzwanzig und ihr schnakisches Soldatenspiel denken.

Am besten gefielen mir noch die Unteroffiziere, die sich auch während der letzten Feldzüge sehr hervorgethan haben sollen. Sie tragen sich großentheils gut, und es müssen, nach den zahlreichen Ordenszeichen zu urtheilen, mit denen man sie geziert findet, entweder erstaunlich viele verdienstvolle Leute unter ihnen sein, oder die Ordenskreuze in Dänemark häufiger wachsen als anderwärts. Im Dienste wird von den Gemeinen ein Sichgehenlassen beobachtet, welches ohne Beispiel ist. Sollten es Strudelwitz und Prudelwitz wol für „possible" halten, daß ich vor dem Exercierhause, wo die Promenade vorbeiführt, die Schildwache mit einer Rose im Munde stehen sah, und sollten die Kameraden von der „Jarde" in Potsdam sich nicht im Innersten empört fühlen, wenn ich ihnen (vorausgesetzt natürlich, daß sie die Grenzboten lesen)

Digitized by Google

erzähle, wie in meinem Beisein eine andere Schildwache, die ein vorübergehender Bekannter von der Compagnie — quel horreur! — mit einem Pack zusammengeballter Blätter ins Gesicht geworfen, sich bückte und den Wurf mit einer Hand voll Sand rächte?

Ich weiß, daß solche Allotria noch nicht zu dem Schlusse berechtigen, die Dänen seien im Felde keine brauchbaren Soldaten. Denen aber, welche das knappe, straffe Wesen der schleswig-holsteinischen Armee noch im Gedächtniß haben, wird eine solche nachlässige Haltung und eine solche ungehobelte Manier immer Lust zu Spott und Lachen erregen. Mit der altonaer Garnison freilich verglichen, ist — wenn meine Augen hier nicht schon zu sehr an solche Liederlichkeit gewöhnt waren — das achte Bataillon zu loben, und ich möchte nicht glauben, daß in Kiel selbst bei einem weniger tüchtigen Obercommando Geschichten möglich wären, wie folgende, die mir von einem Manne, welcher der Sache nahe gestanden, als vollkommen wahr mitgetheilt wurde. Hören Sie und staunen Sie.

Ein Herr aus dem Hannöverschen, der bei Altona einen Grundbesitz hat, fuhr eines schönen Morgens hinter einem Detaschement dänischer Infanterie durch eine Straße, welche zwar nicht zu den breitesten gehörte, indeß immerhin Raum bot, neben den Soldaten vorbeikommen zu können. So oft jedoch der Kutscher dies versuchte, marschirten jene soweit auseinander, daß er das Vorüberfahren aufgeben mußte. Ein Omnibus erschien von der andern Seite, und jetzt bewies das Detaschement, daß es ohne irgendwelche Schwierigkeit ausweichen konnte. Da hieß der Herr seinen Kutscher Ernst brauchen und frisch draufzufahren. Kaum machte dieser aber Miene dazu, so kehrten die Dänen sich um, fällten das Bajonett und steckten zugleich — eine wunderbar schöne Attitüde für Kriegsleute! — die Zunge heraus. Ob es hierfür im dänischen Heere ein bestimmtes Commando gibt, und ob dieses Commando ergangen war, vermochte der Berichterstatter nicht anzugeben. Der Herr im Wagen scheint es ebenfalls nicht gewußt zu haben. Wenigstens erkundigte er sich bei dem Sergeanten, der die Bajonette und Zungen befehligte, nach der Wohnung des Commandanten und begab sich, indem man ihn nunmehr durchließ, direct dorthin, um Beschwerde zu führen. Der Commandant du Plat, jener berüchtigte Urheber des Grußedicts in Angeln, der gegenwärtig aber als billig denkend gelobt wird, sagte Genugthuung zu. Wer beschreibt nun das Erstaunen des Betreffenden, als er am folgenden Tage vor den Polizeimeister Schrader geladen und ihm von diesem angekündigt wird, er habe wegen ungebührlichen Betragens gegen Sr. Majestät Soldaten fünf Bankthaler Brüche zu erlegen und sein Knecht habe fünf Tage Gefängniß bei Wasser und Brot verwirkt. Die sofort eingelegte Appellation gegen dieses Erkenntniß einer an Wahnwitz grenzenden Tyrannei hatte den Erfolg, daß das Urtheil, nachdem

Digitized by Google

der Kutscher einige Stunden im Gefängniß gewesen, vom Obergericht cassirt wurde. Von einer Bestrafung der Soldaten aber verlautete nichts.

In Kiel hat das Auftreten des Militärs den Bürgern gegenüber bisher keine Veranlassung zu Klagen gegeben. Das achte Bataillon besteht meist aus Jüten, und der Jüte ist zwar in der Regel ein plumper, täppischer Gesell, aber eine gute Haut. Zudem hält General Krogh, ein durchaus humaner und ehrenwerther Mann, strenge Manneszucht, und wo ja Provocationen von Seiten der Dänen vorkommen, werden sie bestraft. Auch die übrigen Offiziere hüten sich vor Zusammenstößen mit dem Publicum.

Dennoch macht ein Blick auf das Verhältniß der Besatzung zu der Stadt sehr deutlich den Eindruck einer Occupation. Um zunächst nur eine Aeußerlichkeit anzuführen, so standen die Wachen stets mit dem Torniſter auf dem Rücken vor den Schilderhäusern. Ob dies hier immer so gehalten wird, ob dies überhaupt Gebrauch bei der dänischen Armee ist, weiß ich nicht. Mir kam dieses omnia mea mecum porto anfänglich beinahe vor, als ob man an die Möglichkeit eines gezwungnen plötzlichen Rückzugs dächte. Wichtiger aber und ausgemachter ist, daß durchaus kein gesellschaftlicher Verkehr zwischen den Bürgern einerseits und den dänischen Truppen und etwaigen Beamten andrerseits herrscht. Eine streng aufrecht erhaltene Scheidewand trennt die letztern vom General bis zum Gemeinen und vom Curator bis zum Schreiber von den Einwohnern. Keiner der Eindringlinge, und wäre er noch so achtungswerth und liebenswürdig, hat Zutritt in ein deutsches Haus. Man duldet sie soweit man muß, aber mit keinem werden mehr Worte gewechselt als unumgänglich nöthig sind. Eine weiß und rothe Cocarde an der Mütze, eine Danebrogsfahne auf dem Hause heißt die Kieler ausweichen, als ob sie Zeichen der Pest wären. Sogar der gemeine Mann läßt sich nicht leicht mit einem der Fremden aus dem Norden ein. Ein Tagelöhner würde sich eines Vergehens schuldig zu machen glauben, wenn er mit einem Soldaten Arm in Arm über die Gasse gehen sollte. Kaum ein oder zwei Mal sah ich in den vier Wochen meines Aufenthalts in Kiel ein Dienstmädchen mit einem Blaurocke sprechen, obwol nicht anzunehmen ist, daß zweierlei Tuch mit blanken Knöpfen auf diese Classe des schönen Geschlechts in Holstein eine geringere Anziehungskraft ausübe als bei uns daheim. Einmal bemerkte ich in einer Bierwirthschaft, wie der Wirth einem abschiednehmenden Soldaten die Hand schüttelte. Ich mochte dem braven Manne erstaunt vorkommen, als er sich umdrehte, und so sagte er verlegen lächelnd: „'s war keiner von die Dänen, 's ist einer von unsre schleswigholsteinische Musik, die jetzt den Jütländern hier aufspielen muß."

Daß den Siegern dieser Stolz der Besiegten, der ihrer sprichwörtlichen grenzenlosen Höflichkeit eine solche beleidigende Kälte entgegensetzt, sie wie

Digitized by Google

Aussätzige behandelt und sie von allen Annehmlichkeiten der Gesellschaft ausschließt, im höchsten Grade unbequem ist, und daß sie die Versetzung nach Kiel infolge dessen als eine Art Exilirung betrachten, ist begreiflich. Daß auch Ausnahmen von der „fratzenhaften Eitelkeit" der Kopenhagener — ich weiß wenigstens eine — davon betroffen werden, mag zu bedauern sein. Wir im Süden können dazu nur „Bravo! Da Capo! Man to, Jungens! So fortgefahren!" rufen, und daß so fortgefahren werden wird, dafür ist uns der ausdauernde, nicht leicht von dem einmal angenommenen Systeme abweichende Charakter des Niederdeutschen Bürge. Möge dieser wackern Gesinnung bald der Lohn werden, die lästigen Gäste mitsammt ihren Danebrogsfahnen sich dahin trollen zu sehen, wohin sie von Rechtswegen gehören, und wo sie auf alle Fälle eine weniger traurige Rolle spielen werden als hier, über Deutschlands Grenzen und den Belt hinaus nach ihren Inseln!

Möge niemand hier dreinreden mit Erinnerungen an die Pflicht allgemeiner Menschenliebe. Jedes an seinen Ort, und jener Haß und dieser Wunsch sind hier wahrlich am rechten Orte. Wenn wir aber auch jene Ausdauer im Hassen nicht in Anschlag bringen, gehört eine allmälige Ausgleichung der Kluft zwischen den beiden Nationalitäten schlechterdings ins Reich der Unmöglichkeiten.

Erstens hat der Däne oder mindestens der von Kopenhagen aus bestimmte Inseldäne, wie ich später weiter darzulegen vielleicht Gelegenheit nehme, eine andere Moral und überhaupt einen andern Tenor als der Deutsche. Was jener für erlaubt hält, gilt diesem als ungehörig und bisweilen als schändlich. Wo jener unbedenklich zugreift, fühlt dieser sich verbrannt wie von Scheidewasser. Wo dieser nur nach Pflicht und Gewissen zu handeln meint, sieht jener ein außerordentliches Opfer. Wo dieser das Wesen verlangt, ist jener zufrieden gestellt, wenn ihm der Schein wird. Ein deutscher Knecht, der — si non e vero, e ben trovato — beim Kornreinigen in der Scheune mit einem engen Siebe nicht zu Gange kommen konnte, rief, nach einem weitern zeigend, seinem Kameraden zu: „Giv mi man Samvittighed her!" Samvittighed heißt im Dänischen „Gewissen", und wie schön ist hierdurch der Unterschied zwischen dem Rechtsbewußtsein beider Theile bezeichnet! Daß es Ausnahmen von der Regel gibt, mag zugestanden werden. Häufig scheinen sie indeß nicht zu sein. Ob das Wort: „'s ist etwas faul im Staate Dänemark" schon früher eine Wahrheit gewesen ist, lasse ich dahingestellt, daß es jetzt zutrifft, wird von allen behauptet, welche in Kopenhagen gelebt haben. Daß diese Fäulniß aber dem gesunden Körper der deutschen Herzogthümer eingeimpft werden soll, ist das Grauenvollste an den hiesigen Zuständen, und nun spreche noch jemand von der Anwendbarkeit des Gebots allgemeiner Menschenliebe auf die, welche unter diesen Zuständen seufzen.

Digitized by Google

Sehen wir aber selbst ab von denen, die sich dieses Unterschiedes zwischen deutscher und dänischer Sittlichkeit klar bewußt sind, so sorgen die Machthaber in der seeländischen Königsstadt, so freigebig sie und ihre Werkzeuge sonst mit Phrasen von Versöhnung sind, selbst dafür, daß man nicht vergißt, was verloren wurde und daß man weiß, was noch ferner droht. Ungerechnet das Grauen, das es erweckt, tagtäglich in den Gassen einer holsteinischen Stadt das „Gevaer paa Skulder!" jütischer Korporale zu hören und deutschen Schiffen die rothe Flagge mit dem weißen Kreuze aufgenöthigt zu sehen, ungerechnet den Schmerz, bei jedem Schritte vor die Thür dänische Soldaten mit Waffen zu erblicken, die zur Abwehr des Dänenthums beschafft wurden, ungerechnet den betrübenden Anblick, den das Auge des Patrioten hat, wenn wie vor vierzehn Tagen, ein Dampfer mit der Danebrogsflagge die Kinder Holsteins als Recruten nach Kopenhagen abführt und ein andrer dafür dänische Bauern zur Verstärkung der Wächter des aus umgestoßnen Rechten erbauten Gesammtstaates landet — ungerechnet einer Unzahl ähnlicher Verletzungen des Nationalgefühls und der alten Privilegien, greifen hier die Polypenarme dieses Gesammtstaates fortwährend und namentlich in diesem Jahre sehr fühlbar auch denen ans Herz, in welchen jenes Gefühl weniger lebhaft ist.

Ich nenne Ihnen von den dahin zielenden Maßregeln nur zwei, aus denen Sie inne werden mögen, wiewenig man sich nur die Mühe gibt, zu verbergen, was man im Sinne hat: das Einschreiten gegen das Appellationsgericht und das Verfahren gegen die Universität.

Noch war ich in Kiel nicht warm geworden, so durchlief die Stadt die Kunde von der plötzlichen Entlassung dreier Mitglieder jener obersten Justizbehörde Holsteins. Der Präsident und zwei Räthe waren in schroffster Weise, ohne Angabe eines Grundes, ihres hohen Amtes entsetzt worden und die Mittheilung dieses Regierungsbeschlusses war wenigstens gegen die beiden letztgenannten in so ungewöhnliche, verletzende Formen gekleidet gewesen, daß man alle Veranlassung hatte, darin eine Bestrafung zu erblicken. Man sagte ihnen kurz und bündig ungefähr, der König habe sich auf den Antrag des Ministeriums bewogen gefunden, ihr Ausscheiden aus ihrer seitherigen Stellung zu verfügen. Das Weitere in Betreff einer Pension werde sich finden. Später wurde ihnen statt des bisher bei Verabschiedungen üblichen Fortbezugs des Gehalts zwei Drittel desselben in Gnaden bewilligt.

Sie fragen nach der Ursache eines solchen unerhörten Verfahrens? Niemand wußte sie zunächst anzugeben. Der Präsident — er steht im achtundsiebzigsten Lebensjahre und ist, wenn auch im entferntesten noch nicht stumpf, doch vom Alter berührt — konnte möglicherweise seiner Jahre halber veranlaßt werden, um seine Entlassung einzukommen. Die beiden Räthe dagegen sind Männer mittlern Alters und durchaus rüstige Naturen. Der eine, Brinkmann,

Digitized by Google

früher Professor und als tüchtiger Jurist bekannt, mag ein angehender Sechziger, der andere, Preußer, als Biedermann von untadelhafter Rechtschaffenheit allenthalben verehrt, als Rechtsgelehrter ersten Ranges weit über die Grenzen der Herzogthümer hinaus geschätzt, ein Funfziger sein. Ihre Absetzung — denn so muß man es wol nennen — war somit nicht auf Grund ihrer Bejahrtheit oder sonstigen Unfähigkeit zu rechtfertigen. Sie war wirklich eine Strafe, und daß eine solche damit gemeint war, wurde auch sehr bald bekannt. In Privatbriefen sprach man es aus: der passive Widerstand der Holsteiner gegen die Wünsche der Regierung habe sich in das Appellationsgericht geflüchtet, und man habe durch den Angriff auf diese Behörde zeigen wollen, wessen man sich bei fortgesetzter Renitenz zu gewärtigen habe.

Worin aber in aller Welt konnte diese so übelvermerkte Renitenz bestanden haben? In nichts Anderm, als darin, daß von dem Appellationsgericht der Obergerichtsrath Franke aus Glückstadt, den Scheel zum Mitgliede desselben bestimmt hatte, als unbrauchbar zurückgewiesen worden war. Der Herr Candidat hatte nämlich bei der schriftlichen und mündlichen Prüfung, welcher er sich zu diesem Zwecke der Bestimmung des Gesetzes gemäß unterwerfen mußte, vorzüglich im Concursproceß eine unverzeihliche Unwissenheit an den Tag gelegt — eine Unwissenheit, die um so unverzeihlicher und unbegreiflicher war, als der Appellationsrath in spe früher über den Gegenstand aus vier Büchern ein fünftes compilirt hatte. Das Gericht als Prüfungsbehörde konnte einen solchen Ignoranten, wenn es sich nicht einer Gewissenlosigkeit schuldig machen wollte, selbstverständlich nicht in die Mitte derer aufnehmen, denen die höchste Entscheidung in Rechtssachen anvertraut war. Der Minister Scheel, dem freilich nicht zugemuthet werden darf, ein zartes Gewissen beurtheilen oder auch nur verstehen zu können, sah darin lediglich eine Widersetzlichkeit. Ihm war, wie seinen Collegen in Schleswig bei der Zusammensetzung des flensburger Appellationsgerichts, die Frage, ob mehr oder minder Fachkenntniß? vollkommen gleichgiltig, wenn der Candidat nur seiner Vergangenheit nach versprach, ein unterthäniger Diener und allezeit willfähriger Vollstrecker des in Kopenhagen decretirenden Willens zu sein. Dies war aber bei Franke in vollem Maße der Fall. Er ist eine vom Kopf bis zu den Füßen servile Natur, wie er bei mehr als einer Gelegenheit und unter andern bei der Freisprechung Krohns zur Genüge bewiesen hat*).

*) Polizeimeister Krohn war als umsichtiger und energischer Charakter im Jahre 1848 nach Flensburg versetzt worden, um den dortigen dänischen Pöbel im Zaume zu halten. Dies gelang mit Hilfe einiger Gensdarmen eine geraume Zeit ohne Anwendung von Gewalt. Später indeß war es bei einem Auflaufe, wo die Rotte des berüchtigten Klewing, verstärkt durch Matrosen und anderes Gesindel, das Haus Krohns zu stürmen suchte, nöthig geworden, das Bajonett zu brauchen. Als der fliehende Janhagel hierauf mit Steinen zu werfen anfing,

Digitized by Google

Das mußte man in Kiel wiſſen, ſolch einen Geſinnungstüchtigen zurückzuweiſen, ungeachtet ſeiner Wohlangeſchriebenheit bei dem allmächtigen Miniſter zurückzuweiſen, lediglich weil er ein Ignorant war, gehörte in die Kategorie paſſiven Widerſtandes, war frevelhafte Auflehnung, die geahndet werden mußte.

Ein Blick auf die Auswahl der Beſtraften wirft aber ein noch helleres Licht auf das Gebahren des Miniſters. Man wollte dem Collegium als ſolchem eine Lection geben, und ſo ſetzte man ſein Haupt, den Präſidenten, ab. Man wollte zugleich eine Größe der Vergangenheit treffen, und ſo ließ man ihm Preußer folgen, der im Jahr 1848 des Vergehens ſich ſchuldig gemacht, ſich von der Centralgewalt Deutſchlands in Uebereinſtimmung mit dem Willen des Königs von Dänemark zum Mitgliede der gemeinſamen Regierung ernennen zu laſſen. Man wollte endlich auch Privatabrechnung halten, und ſo wurde Brinkmann, von dem der Herr Miniſter, als er noch ſimpler Amtmann war, einmal einen ſcharfen Verweis hatte anhören müſſen, vom Richterſtuhle geſtoßen.

In der That, ein meiſterhaft geführter Schlag, bei dem nicht blos die zwei Fliegen des Sprichworts, ſondern deren zweimal zwei getroffen wurden. Man beſtrafte eine Behörde wegen ungebührlicher Gewiſſenhaftigkeit, man ſchüchterte ſie ein, man purificirte und ergänzte ſie im gewünſchten Grade (denn natürlich wurde Franke unverzüglich an den Tiſch geſetzt, von dem aus ihm einige Wochen zuvor ſeine Untauglichkeit zum Appellationsrath bewieſen worden war), man that überdies einen Schreckſchuß unter alle Schwachmüthigen in der niedern Beamtenwelt, und man hatte ſchließlich das noble Vergnügen, eine Ohrfeige, die man früher als verdient hatte einſtecken müſſen, von dem ſichern Standpunkte eines Miniſtercabinets, deſſen Vorhang die Schürze der Gräfin Danner, geborne Rasmuſſen, iſt, glücklich wieder an den Mann gebracht zu haben. Bravo, Herr Miniſter! Mehr von dieſen Stücken, und es wird auch in Holſtein dahin kommen, daß man ſich lieber privatim, wenn auch zu ſeinem Schaden, vergleicht, als ſein Recht den Händen unwiſſender, dem Dänenthume verkaufter Richter anvertraut.

Die Klagen über dieſen Gewaltſtreich waren noch nicht verhallt, als die Stadt mit einer Nachricht überraſcht wurde, deren Inhalt eher nach Kiew als

---

ſchoſſen die ins Gedränge gerathenen Gensdarmen im Rechte der Selbſtvertheidigung und es gab einige Schwerverwundete. Krohn hatte nicht nur keinen Befehl zum Feuern ertheilt, ſondern er wäre bei dem Verſuche, davon abzumahnen, von einem der Gensdarmen bei einem Haar ſelbſt niedergeſtreckt worden. Trotzdem wurde er ſpäter von däniſcher Seite des Mordes angeklagt und ſeine Verhaftung in Kiel requirirt. Er wurde wirklich von der dortigen Behörde arretirt. Auf ſeine Appellation jedoch verfügte das glückſtädter Obergericht ſeine augenblickliche Freigebung. Franke aber reiſte mit dem Präſidenten nach Kopenhagen, um dort zu erklären, daß ſie zu dem freiſprechenden Urtheil ihre Stimmen nicht gegeben hätten.

Digitized by Google

nach Kiel zu gehören schien. Schon längst war die Universität den Danomanen ein Dorn im Auge. Sie zählt zu den wenigen Instituten der Herzogthümer, welche, indem sie beiden gemeinsam geblieben sind, an Schleswig-Holstein erinnern. Man suchte daher zuvörderst zu bewirken, daß sie nur auf dem Papier für Schleswiger existirt, in der Wirklichkeit aber allein von Holsteinern frequentirt werde. Man schreckte die Abiturienten der Gymnasien jenseits der Eider nach Kopenhagen, indem man unter der Hand zu verstehen gab, nur die, welche dort studirten, hätten auf Anstellung zu rechnen. Die Unbemittelten wurden überdies durch die Aussicht auf reiche Stipendien, die Bequemen durch die bekannte Thatsache dahin gelockt, daß in den Prüfungen dort ein viel geringeres Wissen vorausgesetzt wird als in Kiel. Diese Machinationen gelangen zwar nur zum Theil, indeß immerhin zu gut, als daß sich bei der deutschen Hochschule nicht bald ein fühlbarer Mangel, eine merkliche Benachtheiligung ihres eigenthümlichen Lebens herausgestellt hätte. Seit dem Umschwunge der Verhältnisse siecht die Universität. War sie früher schon eine der kleinern in Deutschland, so ist sie jetzt die von allen am schwächsten besuchte, und war einst das lebhafte, ideenreiche schleswigsche Element in gleichem Maße wie das langsamere, wenn auch vielleicht gediegnere holsteinische vertreten, so herrscht gegenwärtig ein Mißverhältniß in der Mischung, das vor allem von den Professoren schwer empfunden wird, welche die nicht zu den Brotstudien zählenden Disciplinen repräsentiren. Die Jugend Schleswigs ist der Zeit unter den kieler Studirenden nur durch einige vierzig vertreten, und von sechs Primanern, welche beim letzten Examen der schleswiger Domschule für reif zur Universität erklärt wurden, gingen fünf nach Kopenhagen, keiner nach Kiel.

Der poetische Schimmer des Studentenlebens, der leider auch auf unsern Hochschulen, namentlich auf denen in größern Städten, zu verbleichen und nüchterner Altklugheit Platz zu machen beginnt, ist hier in Kiel völlig verwischt, allerdings zum Theil durch den Krieg, bei dem die meisten mitgekämpft oder doch mitgelitten, und dessen ernste Erinnerungen in den Gemüthern das Gefallen an den Späßen der Corpskneipe, an farbigen Mützen, Commercen, Aufzügen und Paukereien erstickt haben — zum größten Theile aber durch den Druck der Umstände. Ich wiederhole es, die Universität kränkelt. Sie leidet am Zehrfieber, und alle die schönen Kräfte, die an ihr wirken, werden ihr höchstens das Leben fristen; ein Wiederaufkommen aber zu der alten Gesundheit und Rüstigkeit ist nur zugleich mit dem Wiederaufkommen Schleswig-Holsteins denkbar.

Ob man ihr nun von Kopenhagen einen Arzt senden oder ihr den Gnadenstoß geben wollte — genug, vor etwa acht Tagen verkündigte das Correspondenzblatt — beiläufig eine Duodezkreuzzeitung, die sichs für Dänemarks und

Rußlands Interesse alljährlich eine unglaubliche Menge Geiser und Galle kosten läßt — Sr. Majestät habe geruht, zum Curator der Universität den Herrn Oberstlieutenant von Kaufmann, Kammerherrn, Ritter mehrer Orden u. s. w. zu ernennen. Man traute seinen Augen kaum. Allein es war wirklich so. Ein Mann des Säbels war zum Musagogen bestimmt. Ist das nicht ein unvergleichlich kühner Griff? Ist das nicht ein Sprung mitten ins heilige Rußland hinein? Und steht nach solchem Anfang nicht das tragikomische Ende zu hoffen, daß man die Studenten statt in Landsmannschaften der Facultäten in Compagnien theilen, daß man ihnen Uniform, Nummer und dänische Cocarde und, wenn der diensthabende Commandirsergeant (jetzt bis auf weiteres noch Professor betitelt) sie beim Appell nicht im Auditorium findet, auch den dänischen Stock geben wird? In der That eine saubere Zukunft! Aber nicht genug, daß ein dänischer Soldat zum Pfleger der Wissenschaften an einem deutschen Musensitze für passend erachtet worden ist, das Decret gibt ihm zu gleicher Zeit die oberste Leitung der Angelegenheiten Kiels in die Hand, macht ihn mit dem nächsten Federstriche zum Amtmann von drei benachbarten Bezirken, überträgt ihm die Aufsicht über verschiedene Güter- und Klösterdistricte und ernennt ihn schließlich zum Eisenbahncommissar. Fürwahr, ein vollkommener Rattenkönig von Vollmachten und Gewalten, der, wollte ich ihn mit allen seinen Haaren und Härchen aus dem Blatte, wo er zuerst sichtbar wurde, abconterfeien, Ihnen reichlich drei Seiten engen Drucks wegnehmen würde.

Es ist jedoch genug an dem Gesagten und ich meine auch genug für heute Nacht mit dem Schreiben überhaupt. Wenigstens sagen das die herabgebrannten Wachslichter und die Wanduhr, die auf dem Gange eben zwei schlägt, bestätigt es. Guten Morgen denn für heute. Bis zum Abgange des Nachmittagszugs denke ich soll Ihr Reisebeschreiber Ihren Reisenden eingeholt haben, so daß beide miteinander zu weiteren Beobachtungen nach Schleswig abfahren können.

Musikalischer Jahresbericht aus Berlin.

2.

Da seit vorigem Jahre Opernferien bei unsrer Bühne eingeführt sind — eine für die Fremden zwar unbequeme, für unsre eignen Verhältnisse aber aus vielen Gründen vortheilhafte Einrichtung, schon darum, weil jede Unterbrechung der gewohnten Thätigkeit neue Frische und Kraft gebiert — so läßt sich jetzt der Begriff einer Opernsaison bestimmter als früher festhalten. Im Laufe der-

Digitized by Google

ſelben fanden 452 Aufführungen ſtatt, von denen 77 auf deutſche, 43 auf franzöſiſche, 32 auf italieniſche Opern kommen, doch läßt ſich die Grenze nicht genau ziehen, da von manchen Componiſten bekanntlich nicht beſtimmt zu ſagen iſt, wohin ſie eigentlich gehören. Die meiſten Aufführungen erlebten der Oberon (11), die Stumme von Portici (10) und der Feenſee (10); nächſtdem Tankred (7), Orpheus (6), Don Juan (6), die Hugenotten (6), die Nibelungen von Dorn (6). Von Mozart waren der Don Juan und Figaro, von Beethoven Fidelio, von Gluck Orpheus und die beiden Iphigenien, von Weber Oberon, der Freiſchütz und Euryanthe, von Spohr die Jeſſonda, von Meyerbeer die Hugenotten und der Prophet, von Flotow Stradella und Martha, von Lortzing der Zar und Zimmermann und der Wildſchütz, von Dorn die Nibelungen, von Gläſer Adlers Horſt, von Kreutzer das Nachtlager, von Cherubini der Waſſerträger, von Boieldieu die weiße Dame und Johann von Paris, von Auber die Stumme, der Feenſee, Fra Diavolo, der Maurer, die Kronbiamanten, von Halevy die Jüdin, von Roſſini Tankred und die Belagerung von Korinth, von Donizetti Lucrezia Borgia, die Tochter des Regiments, Lucia, die Favoritin, von Bellini Romeo und die Nachtwandlerin, von Mehul Je toller je beſſer, von Iſouard das Stelldichein, von Grifar der Pantalon, von Solié das Geheimniß, alſo im Ganzen 40 Opern und Operetten auf dem Repertoir.

Unter dieſen Opern findet ſich nur eine, die ausſchließlich dem Glanz der äußern Ausſtattung ihre Exiſtenz verdankt, der Feenſee; die übrigen, vielleicht mit Ausnahme einiger wenigen komiſchen Opern, haben irgendeine muſikaliſche Berechtigung. Auffallen kann es, daß Mozart nur durch zwei Werke vertreten iſt. Auch ſehen wir den Grund nicht recht ein, warum man die Zauberflöte ſchon ſeit längerer Zeit zur Ruhe geſetzt hat. Die Entführung aus dem Serail iſt ſo ſchwierig in der Rollenbeſetzung, daß vorübergehende Hinderniſſe wol bei der größten Bühne vorkommen können. Coſi fan tutte hat infolge des Textes nie rechtes Glück auf dem Theater gemacht und man kann nur ausnahmsweiſe eine Aufführung dieſer Oper verlangen. Titus iſt noch vor wenigen Jahren mit Johanna Wagner gegeben worden und auch jetzt wol nicht als ganz zurückgelegt zu betrachten, da die genannte Künſtlerin eine ihr ſehr günſtige Rolle in dem Sextus hat; damit kann man bei dem geringen dramatiſchen Inhalt des Titus zufrieden ſein. Für den nächſten Winter endlich ſteht der Idomeneo in Ausſicht, an dem das große Publicum vielleicht noch weniger Geſchmack finden wird, als an dem Titus, und es wird damit der Beweis geliefert, daß die Wünſche der Minderzahl, die ein hiſtoriſches Intereſſe an der Muſik nimmt, Berückſichtigung finden. Beethoven, Weber und Gluck dürften ſich nicht beklagen; denn die erſten beiden ſind mit allen ihren hervorragenden Bühnenwerken, Gluck mit drei Opern, vertreten und es iſt nur ein

Zufall, daß Armida und Alceſte, die hier oft gegeben werden, in dieſem Winter fehlen. Die Iphygenie in Aulis und den Orpheus verdanken wir der Sängerin, die noch immer der erklärte Liebling des Theaterpublicums iſt, Fräulein Wagner. Der Jeſſonda von Spohr könnte noch der Fauſt hinzugefügt werden; vielleicht dürfen wir hoffen, daß das jüngſt erfolgte Engagement eines neuen Baritoniſten Veranlaſſung gibt, ihn wieder in Scene zu ſetzen. Dann würde auch gegen Marſchner eine alte Schuld gut gemacht werden können, deſſen Opern ſchon ſeit langer Zeit, nur weil ein geeigneter Bariton fehlte, gänzlich von unſrer Bühne verſchwunden ſind. Meyerbeer ſteht nach wie vor mit ſeinen Hauptwerken auf dem Repertoir und Dorn hat es endlich einmal durchgeſetzt, daß die Oper eines berliner Kapellmeiſters einen nicht ungünſtigen Erfolg hat. Flotows und Lortzings Opern haben eine gewiſſe Nothwendigkeit, weil die Spieloper noch weniger von der Vergangenheit ausſchließlich zehren kann, als die ernſte heroiſche. Aber man könnte Tauberts Joggeli und Nicolais luſtige Weiber von Windſor jenen Werken vorziehen. Kreutzers Nachtlager von Granada kann mit ſeinen einfachen Gefühlsweiſen in den Räumen der großen Oper, vor einem durch Pracht und Glanz aller Art verwöhnten Publicum nicht recht zur Geltung kommen; mit Gläſers Adlers Horſt wurde ein nicht ganz unglücklicher Verſuch gemacht. Von Cherubini ſehen wir ſchon ſeit Jahren nur den Waſſerträger, und vermiſſen namentlich ungern die Medea. Daß Spontini im letzten Winter ausgefallen, iſt ein Zufall; die Veſtalin und noch mehr, die Olympia ſind vielfach in jüngſter Zeit gegeben worden. Boieldieu, Auber und Halevy dürfen ſich nicht beſchweren; doch könnte mit Aubers älteren komiſchen Opern vielleicht zeitweiſe mehr gewechſelt werden. Ob mit andern franzöſiſchen Componiſten Verſuche rathſam ſind, mit Adam, Griſar, Thomas, mit den neueren Werken von Auber, Halevy und andern iſt ſehr zweifelhaft; für gewiſſe Feinheiten des Spiels und Geſangs ſind bildende Elemente darin vorhanden, doch der muſikaliſche Inhalt meiſt ſehr ſeicht, das Haſchen nach forcirten Effecten oft beleidigend. Die kleinen Operetten von Mehul, Iſouard und Solié ſind etwas veraltet; Griſars Operette, die ein ganz vorzügliches Muſikſtück enthält, hat kein Glück gemacht. Von älteren franzöſiſchen Opern haben wir noch vor kurzem Grétrys Richard Löwenherz gehört; doch lag es nicht allein an der ſchlechten Aufführung, daß er keinen Erfolg hatte. Mehuls „Joſeph in Aegypten" verdient aber wol, daß man ſich ſeiner gelegentlich erinnere. Die Italiener waren in Berlin immer am ſchlechteſten daran und ſind es heute noch. Von ihren komiſchen Opern wenigſtens, aus älterer wie aus neuerer Zeit, wünſchten wir manche auf das Repertoir, ſchon darum, weil unſere Sänger Leichtigkeit und Gewandtheit daraus lernen können. Die Oppoſition gegen italieniſche Muſik wird in Norddeutſchland bisweilen zu leidenſchaftlich und verwirft das Gute mit dem Schlechten. Im letzten Winter war Italien nicht eben durch ſeine

Digitized by Google

Meisterwerke bei uns vertreten. Daß von Rossini grade der Tankred und die Belagerung von Korinth gewählt wurde, hatte besondere Gründe, von denen weiter unten; lieber hätten wir seine komischen Opern und von seinen ernsten den Tell gesehen, der übrigens in diesem Augenblick neu einstudirt wird. Von Donizettis ernsten Opern sind Lucia und Lucrezia wol die besten; die Favoritin, ein Werk von sehr unbestimmtem Charakter und geringem Melodienreiz, ist nur durch Roger auf unsere Bühne gekommen; daß von seinen Opern heitern Genres nur die Regimentstochter berücksichtigt wird, bedauern wir. Mit Bellinis Norma wagt man in Berlin seit dem Auftreten der Jenny Lind schwer einen Versuch; der Romeo hält sich nur durch Johanna Wagner, und die Nachtwandlerin durch Gäste. Daß endlich Wagners Tannhäuser im verflossenen Jahr noch nicht zur Aufführung gelangte, hatte bekanntlich darin seinen Grund, daß Liszt die Leitung des Werkes beanspruchte; da sich dies jetzt erledigt hat, so ist der Tannhäuser noch in diesem Winter zu erwarten. Um ein Gesammturtheil über unser Opernrepertoir zu fällen, muß man noch in Betracht ziehen, daß das genaueste Studium und sorgfältige Ausstattung auf die classischen Werke verwandt wird; am schlechtesten kommt die Spieloper weg, der überdies noch die großen Räume des Opernhauses verderblich sind; fehlt also auch in jedem Jahr dieses oder jenes Werk von classischem Werth, oder ist die Besetzung nicht immer so, wie der Idealist es wünschen möchte, so wird man doch im Ganzen anerkennen müssen, daß unsre Bühne der Richtung zum Classischen hin treu bleibt, treuer als irgendeine andre in Deutschland. Als Stützen der Oper sind unsre ersten Sängerinnen zu betrachten. Entschiedener Liebling des Publicums ist Johanna Wagner. Daß sie ein bedeutendes dramatisches Talent besitzt, wird wol nicht bestritten und höchstens nebenbei bemerkt, sie sei kein schöpferisches Talent, sondern nur eine Nachahmerin der Schröder-Devrient; als Mängel gelten bekanntlich die theilweise durch ihre tiefe Stimmlage unvermeidliche Anstrengung in den hohen Tönen und der effectsüchtige, unweibliche Gebrauch der tiefen Brusttöne; dazu kommt, daß sie zwar nicht eine sogenannte Naturalistin ist, aber doch sich auch nicht die strenge kunstgemäße Bildung der Stimme erworben hat. So leiden z. B. ihre Coloraturen, selbst wenn sie correct herauskommen, an einer gewissen Gewaltsamkeit; sie verbraucht zu vielen Athem in der Bildung des Tons und ist dadurch oft genöthigt, an falschen Stellen zu athmen, abgesehen davon, daß sie sich die Höhe so noch mehr erschwert; sie hat manchen Fehler in der Bildung der Vocale, vorzugsweise wiederum in der hohen Stimmlage; sie führt das Hinüberziehen der Töne ineinander oft in unschöner, die Tonreinheit verunstaltender Weise aus, und dergleichen mehr. Man ist darüber einig, daß sie den Fidelio und ähnliche Rollen nicht mehr singen dürfe. Nichtsdestoweniger blieb ihr noch ein sehr stattliches Repertoir: der Orpheus, die Klytämnestra

Digitized by Google

in der Iphigenia, die Eglantine in der Euryanthe, Fides, die Gräfin im Wildschütz, die Brunhild in den Nibelungen, Marie in Adlers Horst, der Tankred, die Lucrezia, Leonore in der Favoritin und der Romeo, also im Ganzen zwölf Rollen. Trotz ihres ungünstigen Stimmumfangs ist Frl. Wagner, wie man sieht, für große Bühnen von hoher Bedeutung, umsomehr als viele Opern nur mit Hilfe einer Sängerin wie sie aufführbar sind. Schon dieser Umstand bewirkt, daß wir manche ihrer Mängel gern ertragen; doch noch weit mehr sind es ihre innern Vorzüge, die uns vieles vergessen lassen und in wahrhaft künstlerische Begeisterung zu setzen vermögen. Johanna Wagner besitzt die Gabe des großen majestätischen Vortrags, wie es schon die Natur ihres Organs mit sich bringt; sie weiß sich wol zu leidenschaftlicher Wallung zu erheben, aber die eindringenden, bohrenden, nicht ablassenden Töne äußerster Empfindung, die mehr in der Energie des Ansatzes, als in der Tonmasse und in der unruhiger werdenden Verbindung der Töne bestehen, besaß die Schröder-Devrient in noch höherem Maße. Als sie vor zwei Jahren in berliner Concerten zum letzten Mal auftrat, war die glänzendste ihrer Leistungen das Schubertsche Lied „dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen;" wir hörten es kurz darauf von Joh. Wagner, und es erschien wirkungslos, kalt, matt, weil dem Ton und Vortrag jene intensive, geistige Kraft fehlte, die uns so ergriffen hatte. Steht sie ihrem berühmten Vorbilde hierin nach, so überragt sie dasselbe zuvörderst in der mächtigen Fülle des Organs, die in allen Leistungen den Eindruck einer großen Naturkraft macht, die schon durch ihren Inhalt, ohne Anstrengung irgendwelcher Art, jedem Kampf gewachsen scheint. Darum sagen ihr solche Rollen, wie Klytämnestra, Statira vorzüglich zu; ihre ganze Erscheinung hat etwas Königliches. Aber sie besitzt — in ihren guten Tönen wenigstens, etwa in dem Umfang einer Octave — auch Süßigkeit und Lieblichkeit der Stimme; wenn Gluck in seinem Orpheus allen Wohllaut italienischen Gesangs entfalten wollte, so ist hier eine Sängerin, die die Kunst desselben besser kennt und übt, als die Schröder-Devrient es vermochte; und so gelang es ihr, für ein Werk, das in seinen meisten Theilen wirklich veraltet ist, das Publicum aufs neue zu fesseln; der Orpheus erlebte in diesem Winter sechs Vorstellungen. Dies führt uns auf den letzten und wichtigsten Unterschied. Johanna Wagner besitzt mehr Weiblichkeit; ihr Gemüthsleben bewegt sich in engern Grenzen, hat aber in kleineren Verhältnissen die hingebende Innigkeit, die an der weiblichen Natur so anziehend ist. Um aber diese Eigenthümlichkeit unsrer Künstlerin in ihrer ganzen Schärfe zu erkennen, muß man sie nicht blos in einer Oper heitern Genres sehen, z. B. Wildschütz oder in Adlers Horst, sondern Lieder von ihr hören, z. B. Kinderlieder von Taubert, die sie mit besonderer Vorliebe und zwar ganz vorzüglich singt, so einfach, innig, geschmackvoll und theilweise humoristisch, daß man die Darstellerin der

Digitized by Google

Fides, des Romeo u. ſ. w. gar nicht mehr erkennen könnte. Ich habe oft ein Taubertſches Wiegenlied von ihr gehört „Sonne hat ſich müd gelaufen“. Feiner noch, mit zarteren muſikaliſchen Nüancen, mit überlegnerem Verſtande ſang es Jenny Lind; aber ſie ſang es wie eine vornehme Dame, die von Wiegenliedern einmal erzählen hörte und, mit künſtleriſcher Phantaſie begabt, ſich dieſen Gegenſtand wie andere idealiſirt; Johanna Wagner ſang es naturwahrer, mit wirklicher Zärtlichkeit. — Wenn Johanna Wagner die glänzendſte Erſcheinung unſrer Oper iſt, ſo verdient Frau Köſter den Preis in der Strenge und Reinheit der Form; ſie iſt überdies die weſentlichſte Stütze des claſſiſchen Repertoirs. Ihre Stimme iſt etwas ſcharf und hart geworden; leidenſchaftliche Gewalt der Auffaſſung beſitzt ſie nicht; aber bei aller Ruhe der Erſcheinung haben wir Innigkeit und Gefühl nie vermißt, der muſikaliſche Vortrag zeichnet ſich durch ſeine Accentuation aus; in beſonnener Weiſe weiß ſie an rechter Stelle den Ton zu vollem Glanze zu entwickeln, und ihr verhauchendes piano zeugt nicht nur von Kunſt, ſondern auch von Gefühl. In Glucks ſämmtlichen Opern, in denen Mozarts, im Fidelio, als Euryanthe und Agathe, als Jeſſonda leiſtet ſie oft wahrhaft Bedeutendes, wie denn überhaupt ihre Geſangsweiſe dem Stil der früheren Zeit näher liegt, als dem heutigen. Ihre Geſangsmethode beruht mehr auf dem Herausziehen des Tons, als auf dem Herausſtoßen, das der moderne dramatiſche Geſang liebt, und ſie würde vollendet ſein, wenn ſie die, durch unſre Opernverhältniſſe freilich unvermeidlich gewordenen, äußerſten Grade der Stärke vermiede und den Ton in runderer Form zur Erſcheinung brächte. Der leicht fließende, buntverzierte italieniſche Geſang iſt ihre Sache nicht, indem ſie, durch die Gewohnheit der großen Oper dazu geführt, den Ton zwar zart, aber doch feſt anſetzt und zu eindringenden Accenten geſtaltet; der Coloraturgeſang verlangt dagegen kleinen Ton, leichte Accente, ein Loslaſſen des Tons, noch ehe er ſich befeſtigt hat, und ſpielendes Uebergehen zu neuen Tönen. Darum traf ſie in der Belagerung von Korinth die eigentlich italieniſche Vortragsweiſe mit ihrem ſüßen Duft und ſchmelzenden Fluß freilich nicht, aber ſie ſang die für ihre Geſangsmethode noch ſchwieriger werdende Partie mit einer Correctheit und dadurch theilweiſe ſo glänzenden Wirkung, daß man der unermüdlichen Sorgfalt und dem ernſten deutſchen Sinn die Anerkennung nicht verſagen konnte. Die Opernabende, in denen beide Künſtlerinnen zuſammenwirken, wie in der Euryanthe, Olympia, Iphigenia in Aulis, ſind meiſt ſehr genußreich.

Frau Herrenburg-Tuczek iſt jetzt faſt ausſchließlich in Rollen beſchäftigt, die Grazie, Leichtigkeit, Beweglichkeit verlangen. Die Natur ihres Organs weiſt ſie auf das Gebiet; ſie entſchädigt uns für manche techniſche Mängel, unter denen die bisweilen zur Unreinheit führende Lockerheit und Unſicherheit des Anſatzes obenan ſteht, durch die Anmuth der Ausführung. Die

Digitized by Google

eigenthümliche Gewandtheit des weiblichen Wesens, in der Form namentlich, wie das gesellige Leben sie uns kennen lehrt, besitzt sie unter unsren Sängerinnen am meisten. Dies ist das Bleibende an ihr. Von der lieblichen Frische der Stimme, von der musikalischen Vollkommenheit der Ausführung — Frau H. T. gehört unter unsern Opernsängerinnen zu den vorzugsweise mit musikalischem Talent begabten — ist manches verschwunden; aber diese höhere, geistige Eigenschaft erfreut uns noch immer an ihr und gibt ihr eine bestimmte Stellung auf dem Gebiet des Dramas.

Unsre drei ersten Sängerinnen vertreten die verschiedenen Seiten dieses Fachs in einer so entsprechenden Weise, daß insofern die berliner Oper in Deutschland gegenwärtig wol die erste Stelle einnehmen dürfte, obschon Dresden in der Frau Bürck eine Sängerin von glänzenderen Stimmeigenschaften und Wien in Frl. Tietjens eine Anfängerin zwar, aber eine mit höchst lieblichem, frischem Organ und guter Technik besitzt. Dennoch wird in kurzem ein Ersatz nöthig sein, wenn Berlin den Vorzug behaupten will. Ueberdies ist von jeher die Zahl derer gering gewesen, welche die Oper ausschließlich der guten Musik wegen besuchen; Sänger und namentlich Sängerinnen waren stets — früher vielleicht noch mehr als jetzt — der stärkste Magnet. Die Massen sind nur für das Persönliche empfänglich; um sich für etwas Objectives, Allgemeines zu erwärmen, dazu gehört schon ein höherer Grad der Bildung. Die äußere Nothwendigkeit führt daher zur besonderen Umsicht im Engagement junger, talentbegabter Sängerinnen. — Unsre zweiten Sängerinnen, Frl. Trietsch und Frau Böttticher, die nicht selten auch Rollen ersten Rangs übernehmen, haben, rein musikalisch betrachtet, recht gute Eigenschaften, denen aber die höhere geistige Weihe fehlt. Größere Bildsamkeit hat Frl. Trietsch bewiesen; doch besitzt auch sie nicht jene geistige Modulationsfähigkeit des an sich wohlklingenden Organs, die uns poetisch und dramatisch erwärmt. In ernsten Rollen vermag sie sich nicht zu der Energie zu erheben, die uns an die Wahrheit der Sache glauben läßt; im heitern Fach — sie gibt z. B. Aennchen im Freischütz, Zerline im Don Juan — fehlt es ihr noch an Feinheit und Grazie. Frau Böttticher hat eine schöne, aber sehr unbiegsame Stimme. Ihr Repertoir enthält zwei sehr wichtige Rollen, die Elvire im Don Juan und den Pagen in Figaro, für deren Darstellung mehr Feuer, Weichheit, Zartheit und Geist nothwendig wäre.

Am schlimmsten ist es gegenwärtig mit den Tenoren bestellt. Mantius, der sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Mitglied der Oper gefeiert hat und dessen Stimmmittel auch in seiner besten Zeit für die großen Dimensionen des Hauses nur eben ausreichten, ist begreiflicherweise denselben jetzt noch viel weniger gewachsen. In den wenigen Rollen von Bedeutung, die er noch gibt (Octavio, Pylades, Florestan), treten zwar immer noch Einzelnheiten hervor, in denen der

Digitized by Google

süße und doch eindringende Klang seiner Stimme, seine edle, wenngleich nicht zu großer Gewandtheit entwickelte Gesangsbildung, sein maßvoller Vortrag wohlthuend zur Geltung kommen; aber seine Stimme ermüdet bald, wird dann matter, klangloser und schwankend in der Intonation. Leider ist bis jetzt noch niemand gefunden, der die erwähnten Rollen und ähnliche, den Belmonte, Tamino und andere übernehmen könnte. Sind wirklich die Tenore dieser Richtung so selten geworden, oder ist hier, wie oft behauptet wird, auch Neid und Mißgunst im Spiel? Will man Tenore für classische Musik erziehen, so wird man vor allem darauf bestehen müssen, daß sie sich von jeder modernen Aufgabe fernhalten, die zum Forciren der Brusttöne und zur Anbildung eines naturwidrigen Falsets verleitet; die Tenorstimme verträgt das bunte Allerlei am wenigsten unter allen Stimmen. Sänger, die sich, um in Meyerbeers und Donizettis Opern glänzen zu können, künstliche Eigenschaften angezwungen und die Ausbildung des natürlichen Gleichmaßes der Stimme vernachlässigt haben, können nicht mehr beliebig umspringen und in Mozarts und Glucks Werken zu einer reinen Darstellung gelangen. Das Engagement des Herrn Formes ist insofern ein Gewinn für unsre Bühne, als er eine metallreiche, kräftige, männliche Stimme besitzt, die den Anstrengungen der großen Oper bis jetzt noch gewachsen ist. Sein Auffassungs- und Vortragstalent erstreckt sich nicht bis in die Feinheiten eines Werks, aber es trifft die Grund- und Hauptzüge; er weiß zu rechter Zeit durch Energie zu wirken und hat sich, nicht ohne Erfolg, auch eine weichere Behandlungsweise des Organs anzueignen gesucht. Einzelne gelungene Momente können uns aber nicht für die große Ungleichheit der Darstellung entschädigen. Wir hören Töne, die durch unedlen Klang und körperliche Anstrengung verletzen, neben den besten; und wenn sich dies in modernen Werken noch einigermaßen ertragen läßt, so ist es in jeder Oper, die dem classischen Stil näher steht, im Oberon, in der Jessonda, um so anstößiger. In den ersten Jahren seines Hierseins machte Herr Formes Fortschritte; und wir glauben, daß er auch jetzt noch fortschreiten könnte, wenn er sich ernstlicher darum bemühen wollte, dem Geschmack des gebildeten Publicums Genüge zu thun. Herr Pfister ist mit seinem zwar kräftigen, aber etwas zerflossenen und schlecht geschulten Organ nie eine Zierde unsrer Oper gewesen und ist es jetzt noch weniger, da die Höhe abzunehmen und die Intonation schwankender zu werden beginnt. Herr Krüger, den man für lyrische und classische Partien heranzubilden dachte, ist auf falschem Wege. Seine Stimme, obschon er noch jung ist, scheint immer klangloser und unreiner zu werden.

Auch in der Besetzung der Baßstimmen sind Mängel und Lücken, doch in geringerer Auffälligkeit. Zschiesche ist für Rollen, die keinen Gefühlsvortrag verlangen und denen mit der Wirkung eherner, markiger Fundamentaltöne genügt ist, trotz seines Alters noch immer brauchbar. Sein Rocco im Fidelio

iſt ſogar eine gute Leiſtung. Oft ſtört indeß die übertriebene Helligkeit in der Bildung der hohen Töne. Krauſe iſt ein hoher Baß mit vorzüglich ſchöner Stimme und edler Geſangsbildung, dem aber leider Eigenſchaften fehlen, um auf der Bühne und dem ſtumpfen Sinn der Maſſen gegenüber zur Geltung zu kommen. Um ihn ganz würdigen zu können, muß man ihn im Zimmer und im Concert hören, wo er ſich auf ſeinem natürlichen Boden fühlt und ſo gibt, wie er in Wahrheit iſt. Auf dem Theater verſucht er mitunter aus ſeiner Natur herauszugehen und trübt ſo, ohne den beabſichtigten Effect zu erreichen, die urſprüngliche Reinheit ſeiner Geſangsweiſe. Seine beſten Bühnenleiſtungen in muſikaliſcher Beziehung ſind der Figaro, Leporello, Cinna in der Veſtalin und der Waſſerträger. Er wäre wahrſcheinlich der erſte unter den lebenden deutſchen Baſſiſten, wenn er mehr Freiheit der Bewegung in den Accentuationen und in der Verbindung der Töne beſäße; aber ſo vortrefflich ſeine Schule auch iſt und bei aller Weichheit der Stimme, ſein Vortrag iſt zu hart und eckig; er läßt die Stimme nicht frei und fließend genug gehen, er weiß nicht an rechter Stelle mit den Tönen zu ſpielen. Dramatiſche Begabung fehlt ihm gänzlich. Herr Salomon beſitzt eine männliche Baßſtimme von dunklem Timbre, die in einzelnen Tönen durch ihre Klangfülle oft wohlthuend wirkt; aber es fehlt ihm an lebendigem künſtleriſchen Sinn. Herr Boſt hat in Buffopartien, z. B. als Vater Renner in Adlers Horſt, Tüchtiges geleiſtet, mitunter aber auch, z. B. als Bartolo, die Wirkung durch rohe und geſchmackloſe Uebertreibung zerſtört.

Das Enſemble der Oper iſt, wie es ſich bei der großen Anzahl der Opernvorſtellungen erwarten läßt, nicht immer gleich. Manche Opern, z. B. Figaro, pflegen faſt immer ſehr gut zu gelingen. Der Chor kann Gutes leiſten, hat aber in der letzten Zeit ſelten befriedigt. Sein Klang iſt bald matt, bald ſchreiend, abgeſehen von der hörbaren Unſicherheit in den Noten. Die Kapelle gibt ſich ebenfalls nicht gleichmäßig Mühe; doch verſteht ſich von ſelbſt, daß auch bei ſorgloſerer Ausführung die Vorzüge des berliner Orcheſters unverkennbar bleiben. Die Häufung der Proben und Aufführungen, die ſeit einigen Jahren eingetreten iſt, ohne daß der Gehalt der Mitglieder ſich weſentlich erhöht hätte, lähmt die Schwungkraft der Mitglieder. Dazu kommt der Uebelſtand, daß die Stimmung der Blasinſtrumente immer ungleicher wird. In dieſer Hinſicht wird man ſich zu einer durchgreifenden Reform entſchließen müſſen, und wünſchenswerth wäre es dann, wenn (wie unter Ludwig XVIII. in Paris), die Stimmung des Orcheſters überhaupt tiefer hinabgerückt würde. Der Klang nicht nur der Singſtimmen, ſondern auch der Saiteninſtrumente leidet unter dieſem ewigen Hinauftreiben des Tons und verliert immer mehr die natürliche Fülle. Die Direction der Oper iſt den Herren Taubert und Dorn anvertraut, die ſich beide mit Eifer ihrer Aufgabe unterziehen, wenn-

Digitized by Google

gleich dem ersteren mehr Unabsichtlichkeit in den Nüancirungen, dem letzteren mehr Sorgfalt im Detail zu wünschen wäre.

Eine neue Oper ist im vergangenen Winter gar nicht gegeben worden, dafür sind fünf Werke auf das Repertoir gekommen, die seit langer Zeit geruht hatten. Daß der Orpheus von Gluck, dies für die Geschichte der Oper so wichtige Werk, das den Uebergang vom italienischen zum deutsch-französischen Stil bildet und in der Scene zwischen Orpheus und den Höllengeistern die sich entgegenstehenden Principien zu ergreifendem dramatischen Zusammenhange verbindet, neu einstudirt wurde, ist von Gelehrten wie von Ungelehrten dankbar anerkannt worden. Denn auch die letztern freuten sich, Frl. Wagner in einer ihr so zusagenden und glänzenden Rolle kennen zu lernen und nahmen die Langeweile des letzten Actes mit in den Kauf. Tankred füllte zwar mehrmals das Haus, doch ist das Werk, namentlich infolge der endlosen Recitative — und auch die Melodien haben wenig Mannigfaltigkeit — sehr unerquicklich; überdies verstand keiner von den Sängern mit diesen leichtfüßigen Weisen umzugehen; sie wollten Ernst machen, während Rossini nur spielte. Aehnlich ging es dem Fra Diavolo, mit dem weder Formes noch selbst Roger viele Lorbeeren ernteten; nur die Zerline fand in Frau Herrenburg eine anmuthige Darstellerin. Es war Schade um die Oper, die einige gelungene Musikstücke, daneben aber auch Steifes und Seichtes enthält. Auch Rossinis Belagerung von Korinth, eine Mischung französischen und italienischen Stils von ziemlich äußerlicher Art, aber dennoch im Einzelnen nicht ohne interessante Partien, machte ebenfalls kein Glück. Für Gläsers Adlers Horst, eine an musikalischem Inhalt höchst unbedeutende, anspruchlose Oper, die durch das geschickte Textbuch zu einer lebendigen Darstellung schlesischen Volkslebens gehoben wird und früher dem Komiker Beckmann zu einer seiner gelungensten Leistungen (Vater Renner) Gelegenheit gab, zeigte sich zwar ebenfalls keine große Theilnahme, doch war das Haus mehrmals gefüllt, und die Aufführung im Ganzen gelungen. Auch das leichtere Genre mag immerhin gegen vollständige Vernachlässigung geschützt werden.

Die ersten Gastrollen in der verflossenen Saison gab Frau Nimbs von Breslau. Mit einer vollen, umfangreichen und geschickt gebildeten Mezzosopranstimme begabt, besitzt sie nicht mehr die erste Jugendfrische des Organs, aber wir müssen die Besonnenheit, mit der sie ihre Mittel beherrscht und den Verstand, mit dem sie ihre Rollen durchdringt, anerkennen. Sie ist eine dramatische Sängerin, die nicht blos nach Schönheit des äußern Klangeffects, sondern nach Beseelung des Tons strebt. Mitunter wäre ihrer Darstellung mehr Ruhe und äußeres Gleichmaß zu wünschen. Frl. Bury trat nur in italienischen Opern auf. Die äußerste Höhe des sehr zarten und lieblichen Organs spricht besonders gut an, der Vortrag zeichnete sich nicht selten durch

feine Accentuationen, die Coloraturen durch perlenden Fluß aus, aber es war alles etwas ungleich, die Stimme ſowol als der Vortrag. Frl. Tietjens hat eine zwar nicht ſtarke Stimme, aber von vorzüglicher Weichheit, Lieblichkeit und Rundung und vereinigt damit eine ſehr gute Technik, aber ſie vermochte nur in geringem Grade ihre Darſtellungen geiſtig zu beleben. Roger trat einige Male auf und war nicht gut bei Stimme, trotzdem riß er das Publicum als Edgardo in Lucia, wo er alle ſeine geiſtigen Kräfte aufbot, zur Begeiſterung hin, die nur den Leiſtungen des genialen Künſtlers folgt. An ſolchen Abenden ſieht man ſelbſt das kalte berliner Publicum in einer Stimmung, die man faſt für unmöglich halten ſollte, und fühlt ſich zurückverſetzt in die Zeiten der Kindheit, wo die uns jetzt ſo vertraute und alltäglich gewordene Theaterwelt noch den Nimbus des Uebernatürlichen an ſich hatte. Wir wollen nicht im Ernſte alles vertreten, was Roger macht; aber unter manchem Verwerflichen liegen Goldkörner, wie ſie kein andrer Sänger heutiger Zeit zu Tage fördert. — Ein paar kleinere Gaſtſpiele ohne künſtleriſches Intereſſe übergehe ich. Auch über die nicht mehr exiſtirende Krolliſche Oper kann ich ſchweigen, obſchon einige hier noch nicht gegebene franzöſiſche Opern dort zur Aufführung kamen, denn das Perſonal war zu ungleich, das Enſemble trotz des tüchtigen Orcheſters zu kleinſtädtiſch.

An die Schilderung der Opernzuſtände ſchließe ich eine Ueberſicht der regelmäßigen Concerte an, die uns in ihrer Mehrzahl in das Gebiet der Inſtrumentalmuſik führen. Wenn es ſchon für die Oper und das Oratorium zu beklagen iſt, daß das Neue ſo ſchwer in Berlin zur Aufführung gelangt, ſo gilt dies noch mehr von dieſem Zweig der Muſik. Wir ſind keineswegs dafür, daß das Neue einen übermäßigen Platz einnehme; aber es müßte denen, die ſich ernſtlicher für Muſik intereſſiren, Gelegenheit gegeben ſein, es zu hören. Viele kleine Städte ſind ſoweit, daß ſich der muſikaliſche Theil der Bevölkerung ein Urtheil über die Erſcheinungen der Gegenwart bilden kann, — und auf das Urtheil kommt es hier zunächſt mehr an, als auf den künſtleriſchen Genuß; und Berlin, von deſſen Bewohnern alle Künſtler klagen, daß ſie nicht um zu genießen, ſondern um zu urtheilen, Concerte und Theater beſuchen, zeigt ein ſo geringes Urtheilsverlangen, daß wir noch faſt nichts von Berlioz, von Wagner, Liſzt, Brahms, Franz u. ſ. w. gehört haben. Ja ſelbſt Schumann und Gade ſind noch ziemlich unbekannt; noch mehr, ſogar von Franz Schubert iſt nur ſehr weniges in weitern Kreiſen bekannt.

Der Zukunft erwächſt eine Aufgabe in neuer Organiſation des muſikaliſchen Lebens, deren Löſung für Berlin um ſo ſchwieriger werden wird, als hier mehr als anderwärts das Neue zurückgehalten worden iſt. Doch haben verſchiedene Umſtände im vorigen Winter uns bereits einen vorläufigen Einblick in die „Zukunftsmuſik“ gewährt; der nächſte Winter wird, wie es den An-

Digitized by Google

ſchein hat, Berlin zu einem bewegten Kampfplatz machen. Der Oberfeldherr ſelbſt wird, wie wir hören, ſein Hauptquartier Weimar verlaſſen und den Berlinern einen Beſuch abſtatten; außer dem Tannhäuſer ſteht ein Cyklus von Concerten in Ausſicht, die uns ausſchließlich neueſte Muſik, wenngleich mit Vorſicht gewählt, zum Beſten geben werden; kurz, die Verſuche beginnen, Berlin zu moderniſiren. Die Ausführung der Inſtrumentalmuſik iſt im Ganzen, obſchon Berlin wenig Virtuoſen erſten Ranges beſitzt, ſehr gut, weil es reich iſt an Muſikern, die, ohne der Welt durch ihre Leiſtungen zu imponiren, das für claſſiſche Muſik erforderliche Maß der Technik beſitzen.

Die Symphonieſoiréen unter der Leitung Tauberts ſtehen an der Spitze unſrer Concerte, theils durch ihren Inhalt, theils durch die Trefflichkeit der Ausführung, theils durch die noch immer ungeſchwächte Theilnahme des Publicums. Was den letzten Punkt betrifft, ſo läßt ſich ſchon hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß viele beſſer thun würden, ſich mit andrer Art von Muſik zu beſchäftigen, die dem natürlichen Verſtändniß näher liegt. Spricht auch die Symphonie eine lautere, deutlichere Sprache, als etwa das fein gearbeitete, auf mächtige und mannigfaltige Klangwirkung verzichtende Quartett, ſo bleibt doch auch ſie ein Fremdes für den nicht durch beſonderes Talent oder durch ſtete muſikaliſche Thätigkeit dafür befähigten Sinn; aber in der Muſik iſt es ja weit mehr noch, als in der Literatur Sitte, den Gegenſtand ganz ohne alle Methode kennen zu lernen, ſo ſehr Sitte, daß die wenigſten auch nicht auf den Gedanken kommen, es könne die Ordnung und Reihenfolge, in der ich die muſikaliſchen Kunſtwerke kennen lerne, irgendeinen Unterſchied machen. Es iſt dies ein Geſichtspunkt, der noch ſowenig erörtert worden, daß man bei dem Vorſatz, ſich den Stoff einmal ernſtlich und gründlich zurechtzulegen, faſt erſchrecken möchte; ſo brach liegt dies Feld, ſowenig wurde vorgearbeitet. — Die Ausführung der Symphonien durch die k. Kapelle iſt correct und fein nüancirt. Man könnte hier und da vielleicht eine zu große Abſichtlichkeit in den Nüancen, z. B. in dem Glänzen mit künſtlichem Pianiſſimo ꝛc., rügen, in andern Beziehungen wäre vielleicht noch mehr Kühnheit der Auffaſſung zu wünſchen, mehr Unabhängigkeit von dem Aeußern, Vorgeſchriebenen des muſikaliſchen Stoffs, doch geben wir gern zu, daß dieſe höchſte Eigenſchaft des Vortrags bei großen Orcheſtern oder Chören die Grenzen des Erreichbaren faſt überſchreitet und bei ſymphoniſchen Werken weniger nöthig ſei, als bei Sololeiſtungen. Im Uebrigen iſt die Klangmaſſe des berliner Orcheſters von großer muſikaliſcher Schönheit, kräftig und voll, zart und weich. — Dem Inhalt nach ſtehen unſre Symphonieconcerte auf dem Boden der claſſiſchen Muſik. Beethovens Symphonien, mit Ausſchluß der neunten, zwei bis drei Symphonien von Mozart einige von Haydn, mit freierer Auswahl aus dem reichen Schatz ſeiner Werke, ſind der feſte Beſtand, an dem mit Recht nicht gerüttelt wird, weil ſie die

Digitized by Google

Grundlagen musikalischer Bildung für diese Gattung sind. In den Ouvertüren herrscht eine weniger strenge Richtung und es gelangt manches zur Aufführung, was für die Bühne seinen Werth haben mag, aber für das Concert nicht genug Feinheit der Erfindung und Ausführung besitzt, z. B. Spontinis Ouvertüre zum Cortez. Auch manche Ouvertüren von Mendelssohn, selbst Webers Ouvertüren bestehen nicht die strenge Probe. Der letzte Winter war auch für die Symphoniesoiréen reicher an Neuigkeiten, als gewöhnlich. Schon am Anfang kam die seit drei Jahren nicht gehörte neunte Symphonie von 600 Sängern zur Aufführung. Die Ausführung war keine ganz vollendete, die Klangwirkung nicht sehr mächtig; an der Wahl der Tempi ließ sich einzelnes ausetzen, aber es liegt hier noch vieles im Zweifel, nicht leicht darf sich eine subjective Auffassung mit zu großer Zuversichtlichkeit hervordrängen. Schuberts Cdur Symphonie, erst einmal früher von der Kapelle aufgeführt, wurde ebenfalls wiederholt, vermochte aber nicht, sich viele Freunde zu erwerben. Die Mängel, an denen Schuberts Instrumentalcompositionen meistens leiden, das etwas weichliche Streben zum Breiten, Auseinanderfallenden, die geringe thematische Entwicklung, die Wiederholungen treten auch hier hervor, doch ist das Werk so phantasiereich und liebenswürdig, daß es zu genauerer Bekanntschaft reizt und wir möchten nicht, daß man es ganz bei Seite legte. Gades Bdur Symphonie kam zum ersten Mal zur Aufführung, ein Werk, das mit seiner Glut und salonmäßigen Zärtlichkeit vom Publicum nicht schlecht aufgenommen wurde, aber zu unkräftig, zu wenig originell in der Erfindung war, um tiefern Eindruck hervorzubringen. Der Dirigent der Symphonieconcerte, Kapellmeister Taubert, brachte ziemlich am Schluß derselben eine neue Symphonie aus Cmoll zur Aufführung. Die ersten Sätze, namentlich der erste und der dritte, haben zwar keine Größe der Erfindung, enthalten aber zierliche Gedanken und sind nicht ohne Geschick in der Ausarbeitung. Das Andante war uns zu süß; hätte indeß der letzte Satz, in dem der Componist, wie es scheint, größeres erstrebte, aber nur ein unruhiges Ringen verrieth, sich dem frühern gleich gehalten, so würde die Symphonie eine gute Aufnahme gefunden haben. Unter den neuen Ouvertüren, die zur Aufführung kamen, nennen wir zuerst die zum Tannhäuser. Freunde Wagners behaupten, sie sei von den Ausführenden unrichtig aufgefaßt worden und habe deshalb nicht gefallen können. Thatsache ist, daß sie nicht auf jedermann gleichen Eindruck gemacht hat. — Außer der Ouvertüre zum Tannhäuser kamen noch die Lustspielouvertüre von Rietz, eine geschickt gearbeitete, phantastisch heitere Composition, die wir uns als Vorbereitung zu einem Shakespearelustspiel wol denken könnten, mit dem Vorbehalt indeß, daß Mendelssohn bedeutenderes in demselben Genre geleistet hat, und eine Ouverture zu Marie Stuart von Georg Vierling zur Aufführung; letztere ein seinem Inhalt nach ernstes Werk von strenger Form, das sich, ohne

Digitized by Google

Würde und Maß zu verlieren, zu düsterer, tragischer Leidenschaft mächtig emporhebt. Beide Compositionen wurden mit Beifall aufgenommen.

Deutsche Einflüsse in Amerika.

Theodor Parkers sämmtliche Werke. Deutsch von Johannes Ziethen. Band 1, 3 und 4. Leipzig, Voigt & Günther. —

Nach den Brutalitäten, welche neuerdings in Louisville und andern amerikanischen Orten gegen die deutschen Einwanderer ausgeübt sind, ist es eine erfreuliche Wahrnehmung, daß unter den gebildeten Classen Amerikas die Kenntniß der deutschen Literatur und das Interesse für dieselbe immer mehr Boden gewinnt. Zwar sind es immer nur noch vereinzelte Bestrebungen, welche die Resultate der deutschen Philosophie dem widerstrebenden Geist der Amerikaner einzuprägen suchen und sie leiden selbst zum Theil an dem allgemeinen Uebelstand einer Reaction gegen den herrschenden Nationalgeist, sie sind sich nämlich noch nicht ganz klar; aber sie erweitern sich doch zusehends und gewinnen an Verständniß wie an Ausdehnung.

Theodor Parker ist von der Sekte der Congregationisten ausgegangen, welche sich gegen das Ende des 16. Jahrhunderts der Herrschaft der anglikanischen Kirche entzogen und im Anfang des folgenden Jahrhunderts nach Amerika auswanderten. Sie gehörten niemals zu jenen wilden, fanatischen Sekten, die in das religiöse Leben Neuenglands eine so wunderliche Färbung einführen, sie waren praktisch in ihrer Kirchenzucht und in ihren gesellschaftlichen Zuständen und gemäßigt, wenn auch rechtgläubig in ihren theologischen Ueberzeugungen. Von dieser Sekte wurde Parker kurz nach seinem Abgang von der Universität zum Prediger einer Gemeinde in Boston berufen, erregte durch seine Beredtsamkeit eine allgemeine Theilnahme, sah sich aber doch zuletzt genöthigt, den Anfechtungen seiner Collegen von strengerer Richtung zu weichen und begab sich, da er mittlerweile durch Heirath ein wohlhabender Mann geworden war, zur weitern Ausbildung nach Europa, wo er im Lauf von zwei Jahren England, Frankreich, Italien und Deutschland bereiste und sich mit der Literatur dieser Länder völlig vertraut machte. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1845 einen neuen Ruf und hat seitdem in Boston acht Jahre lang vor einem Publicum von 3000 Zuhörern religiöse Vorträge gehalten, die auf die Stimmung seiner Mitbürger einen großen Einfluß ausüben werden, die aber auch bei uns bekannt zu werden verdienen. Es sind manche Ansichten darin, die über die Grenze des Möglichen und Zweckmäßigen hinausgehen, z. B. die Idee der Frauenemancipation, aber das Wesentliche

Digitized by Google

ſeiner Ueberzeugungen ſtimmt mit dem, was die große Mehrzahl der Gebildeten in Europa und namentlich in Deutſchland denkt und empfindet, überein.

In der Tendenz wie in der Form ſeiner Schriften erinnert er an Schleiermachers Reden über die Religion, allein man findet doch einen weſentlichen Unterſchied, denn wenn es ihm auch auf die Verklärung und Heiligung des Gefühls ankommt, ſo iſt ihm doch die praktiſche Bedeutung der Religion, von der Schleiermacher in jener Jugendſchrift gar nichts wiſſen wollte, die Hauptſache. Er erkennt in dem Chriſtenthum die wichtigſte hiſtoriſche Offenbarung, aber er glaubt nicht, daß ſie mit ſeiner erſten Erſcheinung abgeſchloſſen war; er erkennt, daß das Chriſtenthum eine Geſchichte gehabt hat und ſie auch noch weiter haben wird, da das religiöſe Element, welches in ihm vorwaltet, einer Ergänzung aus den Anſchauungen andrer Religionen bedürftig iſt. Er iſt daher weniger als Theolog, denn als Geſchichtsphiloſoph aufzufaſſen; aber er unterſcheidet ſich von unſern deutſchen Geſchichtsphiloſophen durch die klare, plaſtiſche, den geſunden Menſchenverſtand wie das Gefühl gleichmäßig ergreifende Sprache. Solche Unternehmungen, die deutſche Metaphyſik in anſchauliche Vorſtellungen zu überſetzen, können uns ſelbſt zu Gute kommen, denn unſre eigne Philoſophie, die jetzt in das Blut fremder Nationen eine neue Bewegung bringt, iſt bei uns ſelbſt einigermaßen ins Stocken gerathen und macht die Einführung friſcher Säfte ſehr wünſchenswerth.

Nicht minder intereſſant als die eigentlich religiöſen Vorträge ſind die vermiſchten kritiſchen Schriften, die zum großen Theil aus den erſten vierziger Jahren herrühren. Darunter machen wir auf eine prachtvolle Schilderung des Phariſäers aufmerkſam. Wir wollen ein paar Proben daraus mittheilen. „Es gab eine Zeit, wo derjenige, der ſich einen Chriſten nannte, gleichſam das Gelübde des Propheten that und Trübſal und Gefahr folgte ſeinen Schritten; die Armuth kam wie ein Rieſe über ihn und der Tod grinſte ihn zum Fenſter herein an, wenn er ſich mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern niederſetzte. Damals ein Chriſt zu heißen, war ſoviel, als ein Mann zu ſein, Gebete voll großer Entſchlüſſe zu beten und dem Himmelreiche zu leben. Wir haben die rechten Namen für die Sache verloren. . . . . Dem kirchlichen Phariſäer hat ſein Glaube ſoviel gekoſtet, daß er nichts thut, als glauben. Er läßt es ſich nicht träumen, nach ſeinem Glauben zu leben. Er hat eine Religion für den Sonntag und ein Geſicht für den Sonntag und Sonntagsbücher und Sonntagsgeſpräche. Und grade wie er ſeinen Sonntagsrock an den Nagel hängt, ſo legt er auch ſeine Geſpräche, ſeine Bücher, ſein Geſicht und ſeine Religion bei Seite. Sie würden profanirt werden, wenn er an ſie einem Wochentage brauchte. Er kann am Sonntag mit dem feierlichſten Geſicht in ſeinem Kirchſtuhl ſitzen — Holz auf Holz — und mit keinem Gedanken daran denken, daß die Worte des

Digitized by Google

Jeſaias, des Paulus und Jeſu, die ihm vorgeleſen werden, aus den heiteren Tiefen einer Seele kommen, die mit göttlichem Leben erfüllt war und daß ſie auch in die Tiefen andrer Seelen dringen ſollen und in dieſelben dringen werden, wenn ſie ebenfalls edel leben. Er kann ſich einen Chriſten nennen und es ſich doch nie einfallen laſſen, etwas zu thun, um ſeinen Nebenmenſchen zu tröſten oder glücklich zu machen .... Seine Sonntagsgebete aus den Pſalmen und Evangelien ſind ſchön; aber was hat ſein Wochentagsleben mit ſeinem Gebet zu thun? Seine einzige aufrichtige Bitte iſt die um täglich Brot und ſelbſt dieſe meint er nicht aufrichtig, denn in das wahre Gebet ſind alle Menſchen eingeſchloſſen und er bittet blos für ſich..... Er würde ſelbſt einen ſchlechten Beruf in gefälliger Weiſe ausfüllen, indem er dann und wann fromme Loblieder auf Gott ſänge, während er ſein Ebenbild ſchändete, indem er ſich immer ſo nahe als möglich an den Mauern von Neujeruſalem zu halten ſuchte, ſo daß er, wenn die zerſtörende Flut käme, zu einem Fenſter hineinkriechen könnte, um geſtiefelt und geſpornt über andre hinwegzureiten mit ſeinem Sonntagsgeſicht und die Bibel in der Hand, den Heiland ſchamroth zu machen und der Gerechtigkeit des allmächtigen Gottes Trotz zu bieten .... Die Hauptſünde des Phariſäers iſt folgende: Er beobachtet die Form, mag aus dem Inhalt werden, was da will. Er hält ſich alſo an die Form, wenn der Inhalt ſchon längſt für immer dahin iſt .... Er hat nur einen einzigen Pfeiler im Tempel Gottes geſehen und da er denkt, daß dies das Ganze ſei, verdammt er alle diejenigen, die Vergnügen an ſeinen ſchönen Säulengängen, ſeinen vielen Wohnungen und an dem Allerheiligſten finden. So verdammte die Fliege, welche nur eine Nadelkuppe am St. Petersthurme geſehen hatte, die Schwalbe, welche längs ſeines feierlichen Gewölbes dahingeflogen war und die Wunder erzählte, welche ſie geſchaut hatte..... Der Phariſäer glaubt an den Buchſtaben, nicht an den Geiſt. Wer in ſeiner Gegenwart zweifelt, daß das Buch der Chronik und der Könige nicht wohl inſpirirt ſein könne und in den Punkten, wo ſie einander grabezu widerſprechen, nicht unfehlbar wahr ſind; wer daran zweifelt, daß der unendliche Gott David inſpirirte, ſeine Feinde zu verleumden, Petrus, den Ananias zu erſchlagen, Paulus, Ereigniſſe vorherzuſagen, die nicht eintraten und Matthäus, Lucas, Marcus und Johannes hiſtoriſche Thatſachen zu erzählen, die ſich nicht vereinigen laſſen, den klagt er als einen Ungläubigen an, wiewol er alle Gebote von Jugend auf gehalten haben und ſo leben mag, wie Johannes und Paulus beteten, daß ſie leben möchten. Bei ihm beſteht die unverzeihlichſte Sünde darin, daß jemand die Wahrheit der kirchlichen Lehre bezweifelt, gegen welche ſich die Vernunft empört und von der ſich das Gewiſſen und der Glaube mit Widerwillen abwenden. Ihm gelten die Juden mehr, als das ganze Menſchen-

Digitized by Google

geſchlecht." — Man möge die weitere Ausführung dieſes wunderbar getroffenen Porträts, welches ſeine Originale nicht blos in Amerika hat, in dem Buche ſelbſt nachſehen.

Derſelbe Band enthält eine eingehende und geiſtvolle Kritik des Lebens Jeſu von Strauß. Was uns aber am meiſten intereſſirt hat, iſt die glänzende Apologie der deutſchen Literatur bei Gelegenheit eines Aufſatzes über Menzels Literaturgeſchichte.

„Nach unſerm Dafürhalten iſt die deutſche Literatur die ſchönſte, die reichſte, die urſprünglichſte, die friſcheſte und die religiöſeſte Literatur der ganzen neuern Zeit .... Wir hören bisweilen ſagen, daß, die Vortrefflichkeit von zwei oder drei deutſchen Autoren zugegeben, ihre Literatur im Vergleich mit der engliſchen oberflächlich, beſchränkt und arm ſei. Sehen wir uns die Sache näher an und vergleichen wir beide in einigen Punkten. Die claſſiſche Bildung iſt lange Zeit der Stolz Englands geweſen. Man findet einen Reichthum von claſſiſchen Anſpielungen in ſeinen beſten Schriftſtellern, der einen unausſprechlichen Reiz hat und in manchem poetiſchen Kunſtwerke die hauptſächlichſte Schönheit bildet. Claſſiſche Bildung iſt der Stolz ihrer beiden alten und ehrenwerthen Univerſitäten und ihr Geiſt waltet überall auf der Inſel. Der engliſche Gelehrte iſt ſtolz auf die Menge ſeines claſſiſchen Wiſſens und auf die Genauigkeit ſeiner Citate aus Seneca und Demoſthenes. Aber aus welchem Lande bekommen wir Ausgaben der Claſſiker, die des Leſens werth ſind, in denen moderne Wiſſenſchaft und Kunſt den alten Text wiederhergeſtellt haben? Welches Land nährt die Männer, die den Homer, den Herodot, die Anthologie des Planudes und die dramatiſchen Dichter erläutern? Wer erklärt uns die Alterthümer Athens und ſchreibt die bis ins Einzelnſte gehenden Abhandlungen über das Erbrecht, die Kaſten, die Stämme und die Sitten und Gebräuche der Männer von Attika? Wer ſammelt alle die nothwendigen Thatſachen und reproducirt die Ideen, die bewußt oder unbewußt an den Ufern des Eurotas, des Nil oder des Alpheus dargelegt worden ſind? Nur die Deutſchen ..... Wir möchten nicht die Verdienſte der werdenden Literatur unſres eignen Landes verkennen. Es konnte bisher wenig von uns erwartet werden. Unſre Aufgabe beſtand darin, den Wald zu fällen, Wege und Schneidemühlen, Eiſenbahnen und Dampfboote zu bauen, den Grund zu einem großen Volke zu legen und für die Bedürfniſſe des Tages zu ſorgen. Noch gibt es keine amerikaniſche Literatur, die den Grundzügen unſrer Inſtitutionen entſpricht, wie die engliſche oder franzöſiſche Literatur den ihrigen. Wir ſind vielleicht noch zu jung und roh, um die große amerikaniſche Idee in der Literatur oder der Geſellſchaft durchzuführen. Gegenwärtig ſind beides Nachahmungen und ſcheinen vielmehr das Reſultat auswärtiger und zufälliger Umſtände, als

Digitized by Google

das Erzeugniß unsres eignen Geistes zu sein. Zweifelsohne wird die Zeit kommen, wo es eine amerikanische Schule in der Wissenschaft wie in den schönen Wissenschaften und Künsten geben wird; jetzt gibt es allerdings noch keine . . . . . Die deutsche Literatur hat noch einen besondern Reiz; das ist der religiöse Charakter ihrer Werke. Wir wissen, daß es oft heißt, die Deutschen wären ausschweifend, unsittlich nach allen Richtungen hin, sie wären Religionshasser. Aber der religiöse Geist begegnet uns in ihrer Literatur, wo wir ihn am allerwenigsten erwarten, ohne daß er sich uns aufdrängt . . . . Der Fleiß, der alle Oberflächlichkeit meidet, der Muth, der nach den Ursachen der Dinge forscht und das Verlangen, zu dem zurückzukehren, was allein elementarisch und ewig in der Kritik, Philosophie und Religion ist, die religiöse Ehrfurcht und Demuth, welche sie durchweht, das alles kann auf unsre Jugend die glücklichste Einwirkung ausüben." —

Wer so schön über die deutsche Literatur zu sprechen weiß, verdient wol in Deutschland näher gekannt und gewürdigt zu werden, wenn wir auch — um mit diesem offenen Bekenntniß zu schließen — mehr daraus lernen, was wir mit unsrer Anlage leisten könnten, als was wir wirklich leisten.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel. 10. September. — Da die Concentrirung bedeutender französischer Truppenmassen in der nächsten Umgegend dieser Hauptstadt nicht ermangeln wird, ein lebhaftes Interesse auf sich zu ziehen, so erachtete ich es für eine Pflicht gegen die Leser Ihrer Blätter, mich neuerdings auf die verschiedenen Lagerpunkte hinzubegeben, um daselbst mit eignen Augen aus der Größe der getroffenen Anstalten auf die Stärke der zu versammelnden Streitmacht schließen zu können. Ich schlug zunächst den Weg nach Kiahat-Hane ein, um das auf der Höhe des linken Ufers des Baches Barbijses gelegene, wie ich hörte im Aufbau begriffene Lager für die aus der Krim zurückzunehmende französische Cavalerie zu besichtigen. Kaum bin ich jemals in einer ähnlichen Weise, wie bei dieser Gelegenheit getäuscht worden. Ich hatte erwartet, einige hundert Zimmerleute mit dem Aufrichten langer Reihen von Stallbaracken für mehre tausend Pferde beschäftigt vorzufinden. Statt dessen sah ich ein Dutzend Schuppen, von je acht Schritt Breite und funfzehn Schritt Länge, die erst mit Bretern eingedacht waren, und in ihrer Zusammenstellung ohne Plan und Regel kaum muthmaßen ließen, daß sie der Anfang zu etwas Größerem seien. Neben den Schuppen standen acht oder zehn leinene Zelte, in denen eine französische Infanteriecompagnie Quartier genommen hatte, und dann und wann kam ein Trupp von Eseln an, die mit Bretern und Latten

Digitized by Google

beladen, theils hier ihre Laſt ablegten, theils auf dem Wege nach Maslack weiter getrieben wurden. Das Ganze machte kaum den Eindruck einer mäßig ausgedehnten Lazarethſtation, geſchweige denn eines Kriegslagers. Zumal ließ mich nichts was ich hier ſah vermuthen, daß ich die Winterquartiere einer großen Reitermaſſe vor mir habe. Mich beſtimmte das, vor der Hand von der Ausſicht, die franzöſiſche Cavalerie hier in ihrer Geſammtzahl verſammelt zu ſehen, ganz Abſtand zu nehmen. Daß man ſofort einige Regimenter hierherziehen wird, iſt allerdings nicht unwahrſcheinlich; aber jedenfalls wird das Gros erſt ſpäter nachfolgen.

Von der fraglichen Stelle des Reiterlagers aus gewinnt man die Straße oder Chauſſee von Maslack auf einem linkswärtigen Seitenwege. Beide Lager liegen nicht eine volle Stunde auseinander, und ich glaube, daß ich den Weg zu Fuß in wenig mehr wie einer halben gemacht habe. Er führt über ein weites und kahles, von keinem Baum beſchattetes Plateau hinweg, und zwar nimmt man von dieſer Seite her von dem maslacker Lager erſt etwas wahr, wenn man ziemlich dicht davor iſt.

Ich beſchrieb Ihnen die Oertlichkeit bereits vor einem halben Jahre, als ich auf Veranlaſſung der dortigen Verſammlung des franzöſiſchen dritten Corps die Gegend beſuchte. Was man von dem Punkte, auf welchem ich meine Aufſtellung behufs der Umſchau genommen hatte, überſieht, iſt ein weites Thal, welches ſich fern im Hintergrunde der Landſchaft verliert und von mehren Bächen bewäſſert wird, die wiederum Zuflüſſe des erwähnten größeren Baches oder Flüßchens Barbiſſes ſind. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß von einer Befeſtigung bei einer ſo weit ausgedehnten Localität nicht füglich die Rede ſein kann. Wieviel Truppen in dem Thale Platz haben mögen, wage ich umſoweniger auch nur annähernd zu beſtimmen, als ich ſeinen Umfang nicht nach allen Seiten hin zu überſehen vermochte. Der Raum iſt auch keineswegs ganz von den franzöſiſchen Lagervorkehrungen in Anſpruch genommen worden, indeß ſind dieſelben weitläufig genug arrangirt und zwar ſcheinen die, wie der erſte Anblick glauben macht, ohne leitenden Gedanken und mit breiten Intervallen aufgeführten Barackſchuppen auf die Abſicht hinzudeuten, hier ganz wie im vergangenen Jahre eben nur ein Zeltlager zu errichten. Wenn man, wie die Gerüchte vor acht Tagen und länger ausſagten, in Abſicht hätte, die Truppen unter Dach und Fach unterzubringen, würde man mindeſtens maſſenhaftes Baumaterial ſchon an Ort und Stelle antreffen müſſen, was nicht der Fall iſt.

Bis zum gegenwärtigen Augenblick befindet ſich im Lager von Maslack nur eine einzige Waffengattung: Infanterie. Ob man Cavalerie nach demſelben hinverlegen wird, erſcheint noch zweifelhaft. Artillerie wird wol noch eintreffen und zwar ſchon in den nächſten Tagen. Derzeit mögen die im Thal lagernden Bataillone nicht mehr wie zehn ſein. Ich bemerkte darunter mehre vom vierundachtzigſten Linienregiment, welches in den Tagen vom Freitag zum Sonntag (7. zum 9. September) hier ausgeſchifft wurde.

Mit dem Gerücht von der Größe der in Maslack und auf dem anderen Punkte getroffenen Vorkehrungen zerfallen zugleich alle anderen, die an daſſelbe anknüpften.

Digitized by Google

Ich kann Sie versichern, daß ich auf meinem Ausfluge nichts wahrgenommen habe, was im entferntesten der Annahme Grund zu geben vermöchte, daß die Franzosen es auf eine permanente Terrainbesitznahme abgesehen hätten; und nochmals wiederhole ich es: von einer Befestigung befindet sich bis jetzt ebensowenig eine Spur, als die Lage der Punkte durchaus nicht zu solcher auffordert.

— — 13. September. — Die Nachrichten aus der Krim haben hier, wie Sie vermuthen werden, eine außerordentliche Sensation hervorgerufen. Ich werde am Schluß dieser Zeilen des Nähern noch auf die seither bekannt gewordenen Thatsachen zurückkommen, indem ich mir vorbehalte, die militärische Seite des großartigen Actes in einem besondern Artikel einer genauern Erörterung zu unterziehen.

Die allgemein herrschende Aufregung macht es allein erklärlich, wenn zwei unter andern Umständen wichtige Neuigkeiten ein vergleichsweise nur geringes Interesse in Anspruch genommen haben. Ich meine den unter dem 9. September gegebenen Erlaß der hohen Pforte in Betreff der dereinstigen Eisenbahn von Konstantinopel über Sofia nach Belgrad und die Concessionirung des Ausbaues eines Kanals zwischen Rassowa und Kustendsche durch eine östreichisch-französische Compagnie.

Die Schwierigkeiten, an welche beide Unternehmen, über deren Bestehen im Entwurfe ich zu mehren Malen Gelegenheit gehabt hatte, in meinen Schreiben zu sprechen, stießen, bestanden seither wesentlich darin, daß die türkische Regierung, welche im Allgemeinen Grundherr des Landes ist, es nicht für angemessen erachtete, auf ihren Besitz des Terrains, welches beide Linien, die der Eisenbahn und die des Kanals, beanspruchen, zu verzichten — andrerseits aber keine Compagnie unter andern Bedingungen, als eine Ueberlassung von Grund und Boden, sich mit der Sache befassen wollte. Wenn England und Frankreich nicht durch ihre Gesandten hätten lebhaft drängen lassen, würde muthmaßlich die eine wie die andre Angelegenheit in dieser Schwebe verblieben sein. Durch diesen Doppeleinfluß, welchen außerdem Oestreich unterstützt zu haben scheint, kam sie endlich vor dem Tanfimatconseil zur letztlichen Entscheidung. Einmal eingebracht, konnte über den Ausfall derselben kein Zweifel mehr obwalten. Den beiden Compagnien, von denen erst die des Kanals de facto besteht, ist vorbehältlich des Souveränetätsrechts der Pforte die Ueberlassung des fraglichen Bauterrains als Eigenthum zuerkannt worden.

Wie erwähnt, nimmt der Erlaß der Pforte vom 9. d. Mts. nur auf das Eisenbahnbauproject Bezug. In demselben ist darauf hingewiesen worden, daß die Bedingungen, unter denen die Concession ertheilt werden wird, von den verschiedenen osmanischen Gesandtschaften an den europäischen Höfen veröffentlicht werden sollen. Bis dahin ist also jedenfalls ein letztliches Urtheil über die getroffenen Arrangements zu verschieben. Außerdem ist ein halbjähriger Zwischentermin, vom 1. October datirend, anberaumt worden, innerhalb welcher Zeit die auf die Unternehmung reflectirenden Compagnien ihre Vorschläge behufs der Prüfung einzureichen haben werden.

Ueber den Kanal hat bis zu dem Augenblick, wo ich Ihnen schreibe, officiell

Digitized by Google

noch nichts verlautet. Indeß ist es Thatsache, daß, wie oben bemerkt, eine östreichisch-französische Compagnie sich das Recht, ihn auszuführen, bereits gesichert hat. Ich weiß nicht, in welcher Beziehung der gegenwärtige östreichische Finanzminister, Herr von Bruck, zu dem Unternehmen steht; nach neuern Erkundigungen hat dasselbe indeß mehr in dem Grafen Morny, wie in ihm seine Seele und zwar soll der letztere noch jüngst von Spaa oder Ems aus mit dem hiesigen Gouvernement unterhandelt haben. Die überwiegend größere Masse der benöthigten Fonds wird der Credit mobilier liefern; auch wollen einige es als sehr wahrscheinlich erscheinen lassen, daß die besprochene Eisenbahn von demselben Institut in Ausführung genommen werden wird, in diesem letztern Falle aber nicht in Verbindung mit östreichischen, sondern mit englischen Capitalisten.

Es ist eine private Ansicht Ihres Berichterstatters, daß der Kanal zwischen Kassowa und Kustendsche ein verfehltes Project ist, und daß seine Ausführung, nachdem sie ungeheure Summen verschlungen, schließlich nicht die Resultate ergeben wird, die man sich von ihr hier, wie in Paris und Wien verspricht. Bezeichnend in seiner Art ist es, daß englische Capitale an dem Unternehmen sich nicht betheiligen werden.

Auf der Karte gemessen, erscheinen die Arbeiten, welche der Kanal erheischt, nicht so bedeutend, als sie in der That sein sollen. Ich kenne nur einen Theil der betreffenden Gegend und diese flüchtige Schau würde mir, auch wenn sie sich von einem Endpunkt der Linie bis zum andern erstreckte, noch keine Berechtigung ertheilen, über die obwaltenden Bauschwierigkeiten ein Urtheil abzugeben, weil solches nur auf Grund einer genauen Ortskenntniß und von Nivellements möglich ist; allein ich habe von mehren Seiten von derartigen Gutachten gehört, und für deren Giltigkeit spricht der Umstand, daß sie der Hauptsache nach untereinander übereinstimmen. Man ist einig darüber, daß ein Kanal unmöglich sein wird, der einer seitwärtigen Speisung durch Zuflüsse bedarf, weil solche nicht vorhanden sind, das Kara-Su-Flüßchen oder Bächlein nicht in Anschlag kommen kann, und ein Vorschlag, wonach man durch Bohren einer großen Anzahl von artesischen Brunnen das erforderliche Wasserquantum gewinnen will, von noch nicht festgestellter Ausführbarkeit ist. Bedeutend größer als diese sind indeß die Hindernisse, welche die Küstenbeschaffenheit in der Gegend des Mündungspunktes des Kanals in den Euxin dem Werke entgegenstellen. In allen für die betreffende Linie gemachten Entwürfen ist Kustendsche als dieser Punkt angenommen worden; vor Zeiten war dies ein bedeutender Hafen, der ausreichende Seetiefe besessen zu haben scheint, um den bedeutendsten Fahrzeugen den Zugang zu gestatten; aber gegenwärtig verdient er den Namen eines Port nicht mehr, weil Schiffe von mittlerem Tiefgange sich nicht mehr anzunähern vermögen. Will man ihn wieder herstellen, und damit ist es allein nicht gethan, sondern er muß auch erweitert werden, so setzt das enorme Bauten voraus, die außerdem erst nach einer langen Reihe von Jahren sich verwerthen würden, weil sie nicht früher beendigt werden können.

In Hinsicht auf die große sebastopoler Katastrophe herrscht hier nur eine Stimme darüber: daß der Belagerungskrieg damit zu Ende gebracht und zugleich dem Widerstand der Russen auf taurischem Boden ein Ziel gesetzt worden ist. Die

Digitized by Google

heute Abend hier zu erwartenden Nachrichten aus dem Hauptquartier der Alliirten müssen uns darüber die volle Gewißheit geben.

Vorgestern schon kam ein Transvort Verwundeter hier an. Demselben folgte am gestrigen Tage ein stärkerer am Bord eines französischen Linienschiffes und heute hat man während des ganzen Tages die Ausschiffung von Blessirten fortgesetzt. Es sollen sich, nach den umlaufenden Gerüchten zu schließen, nicht weniger wie dreizehn Generale darunter befinden. Eine Feststellung des Gesammtverlustes war bis jetzt noch nicht möglich gewesen, man schätzt denselben auf Seite der Verbündeten, allein was die Todten angeht, auf 4000 Mann. Die Einbuße der Russen wird sich muthmaßlich auf das Dreifache belaufen. Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß der 8. und 9. September in den Annalen des Krieges einzig und unvergleichbar dastehen. In dem Maßstabe wie in diesem Tagen ist noch nie gegen Befestigungen agirt worden, und nie zuvor hat man ähnlich große Kräfte zu deren Vertheidigung verwendet. Was insonders beispiellos erscheint, das ist der unermeßliche Aufwand an Artillerie auf beiden Seiten. Die Russen hatten auf der Südseite muthmaßlich nicht weniger als 9—1100 Rohrgeschütze in Batterie, denen auf Seite der Verbündeten etwa 800, ungerechnet die Mörser, entgegenstanden. Dennoch gebührt den letzteren Geschützen der Ruhm, die Entscheidung gegeben zu haben. Des Regens von Bomben wegen waren die Russen nicht im Stande, während der Beschießung eine ausreichende Truppenmenge innerhalb der Werke der Südseite concentrirt zu halten; was man später über die Brücke warf, soll zu spät gekommen sein. Bei dem allen kann man den Russen nicht absprechen, ihre Entschließungen und Maßnahmen in logischer Folge und consequent den Umständen getroffen zu haben. Auch scheint es, daß im Inneren Abschnitte vorbereitet und in den Händen des Feindes verblieben waren, vermöge welcher derselbe am 9. seinen Rückzug deckte. Andern Falles würde man es sich schwer erklären können, wie derselbe ungestört (am Tage) vor sich gehen konnte.

Die Dunkelheit, die noch über dem Ganzen der Vorgänge liegt, wird hoffentlich bereits gelichtet sein, wenn ich meinen nächsten Brief an Sie abzusenden habe.

Literatur. Wegweiser durch die europäische Türkei und die Donau-Fürstenthümer. Geographisch-strategische Beschreibung der Wege, Städte, Festungen und Seehäfen dieses Reichs. Von A. M. Perrot. A. d. Franz. Riga und Leipzig, von Böttichers Verlag. — Den Zweck der Schrift zeigt schon der Titel an; die Angaben sind genau und correct, und die Anordnung übersichtlich.

Ungarische Malerrevue. Beiträge zu näherem Verständniß der bildenden Künste in Ungarn. Herausgegeben und redigirt von K. M. Kertbeny. Erstes Heft. Pesth, K. Lampel. Die Wahl des Stoffs rechtfertigt sich von selbst; wir möchten nur den Verfasser ermahnen, weniger den patriotischen, als den künstlerischen Gesichtspunkt im Auge zu behalten, wenn er die „phrasengekräuselten Blödsinnsblüten" (Seite 24) seiner Collegen, der deutsch-ungarischen Journalisten, mit Erfolg bekämpfen will.

Digitized by Google

* Literaturfreunde, namentlich Sammler, machen wir auf die im October stattfindende Versteigerung der Ihlingschen und Eckermannschen Bibliotheken aufmerksam, deren mit lobenswerther Sorgfalt gearbeiteter Katalog vorliegt und einen ungewöhnlichen Reichthum an seltenen Ausgaben (Lessing, Goethe, Schiller ꝛc.), zum Theil mit handschriftlichen Notizen aufweist. So z. B. Lessings Werke mit Lachmannschen Noten, dieselben mit Lessings Handschrift, Goethes Werke aus Eckermanns Bibliothek, unter vielen interessanten Schriftstücken des weimarschen Kreises auch ein Notizbuch Goethes mit einem noch ungekannten Gedichte desselben. Unter Schiller: die sehr seltene erste Ausgabe der Räuber, sowie die nächstfolgenden acht. Auch die altdeutsche Literatur mit ihren Kostbarkeiten und Curiositäten ist ansehnlich vertreten; wir erwähnen nur die schöne erste Ausgabe der poetischen Werke von Hans Sachs und eine Sammlung schlesischer Dichter. Auch für die preußische, sächsische (leipziger) und französische Geschichte bringt der Katalog manches nicht unwichtige Buch. Die Auction wird durch den Universitätsproclamator Hartung in Leipzig abgehalten.

Notiz. — Der geehrte Correspondent der d. A. Z. hat unsre Meinung in Bezug auf das preußische Wahlprogramm wieder einmal mißverstanden. Unser Rath gilt nicht den Kammern, denn diese existiren noch gar nicht — sondern den Wahlcandidaten. Die Kreuzzeitung, die immer sehr schlau operirt, hebt in diesem Augenblick die Frage: Krieg oder Frieden? als die entscheidende hervor, während sie sonst den Kammern die Mitwirkung an der äußern Politik versagt. Sie speculirt ganz richtig auf die Unklarheit der Lage. Die liberale Partei wird sich an diesem Fallstrick nicht fangen lassen; sie wird ganz einfach die Frage: Verfassung oder Stände? den Wählern vorlegen, mit andern Worten: Gleichberechtigung des Bürgerthums oder Adelsherrschaft? und die auswärtige Politik, die in diesem Augenblick nicht erledigt werden kann, der weitern Entwicklung überlassen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Mit **Nr. 40** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, Ende Sept. 1855.

Die Verlagshandlung.

Digitized by Google

Schleswig-holsteinische Briefe.

Zweiter Brief.

Rendsburg, den 4. Juni.

Ich hatte meinen gestrigen Brief mit Schilderungen von der Schattenseite des kieler Lebens geschlossen. Heute will ich zuerst wieder erfreulichere Bilder an Ihnen vorübergehen lassen. Düsternbrook habe ich Ihnen bereits mit einigen Strichen gezeichnet. Es ist ein ungemein schöner Spaziergang, der Weg vom Schloßgarten durch die Allee von Linden und Rüstern, die schnurgerade wie die Säulenhalle eines gothischen Münsters und halbdunkel wie ein solcher nach dieser reizenden Niederlassung führt und sich dann in verschiedenen Biegungen durch sie hindurch windet. Zur Rechten bieten sich Durchblicke auf die blaue, sonnenbeglänzte Bai und ihre weißen Segel, zur Linken eine überaus anmuthige Abwechslung von Rasenplätzen, blühenden Büschen und sanften Hügeln. Von hier streicht die frische Seeluft herein, von dort haucht der Wald seinen balsamischen Odem her; da in dem Gezweig der Buchen läßt sich die Nachtigall hören, da drüben plätschern leise die Meereswellen, die Küste kosend. Von oben fällt durch die Wölbung der Wipfel das Tageslicht, in einen grünlichen Duft verwandelt. Unten auf dem Boden gaukeln hellere Sonnenblicke vor den Füßen des Lustwandelnden wie Schmetterlinge. Rechts in der Tiefe stehen in sorgsam gepflegten, blumenreichen Gärten elegante Landhäuser, umpflanzt mit Ziersträuchern, während von dem grasbewachsenen Abhange links von der Straße andere kleinere, halb in Baumgruppen verborgen, auf den bunten Strom von Spaziergängern herniederschauen, der besonders an Sonntagen, aber auch in der Woche — denn die Kieler sind ein vergnügenliebendes Geschlecht — nach dem Tivoli flutet. So wird der Freund des Idyllischen von Genuß zu Genuß geführt, bis er endlich aus den Schatten dieses kleinen Paradieses auftauchend nach dem Schweizerhause von Bellevue emporsteigt, welches, auf einem waldigen Landvorsprunge hart über dem Wasser gelegen, durch eine weite Aussicht über die ganze äußere Rhede bis zum offnen Meere der Schönheit von Düsternbrook die Krone aufsetzt.

In der That, die Kieler haben Recht, diesem entzückenden Weg fleißig die Ehre anzuthun. Sollte es aber begründet sein, wenn man ihnen nachsagt, sie

Digitized by

wüßten keinen andern, so erlaube ich mir zu widersprechen. Auch ein Gang am Kanale von der Schleußenbrücke und dem prächtigen Parke bei Knoop nach Holtenau hat große Reize, und ein Ausflug nach dem Eiderthale oder nach dem Kessel des vielgekrümmten Westensees bringt in außerordentlich anmuthige Gegenden. Namentlich möchte ich alle, die Kiel zu besuchen vorhaben, auf den letzteren und das überraschend schöne Panorama aufmerksam machen, welches den belohnt, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, einen der Berge in seiner Umgebung zu besteigen.

Andere, aber des Aufsuchens nicht weniger werthe Bilder, gewähren das Thal der Swentine, der Selenter See mit der Blohmburg, der am entgegengesetzten Ufer sich hinziehende Park von Salzau und die nordöstlich von hier gelegenen Dörfer der sogenannten Propstei. Ein günstiges Geschick ließ mich diese verschiedenen Punkte grade zu der Zeit sehen, wo sie ihren vollen Glanz entfalten. Ich fand das Thal und die Ufer des Sees geschmückt mit dem ersten Grün des Frühlings, und ich besuchte die Propstei während der Festzeit, welche ihren Bewohnern die hier zu Lande fehlende Kirmes ersetzt, während der jubelvollen Tage der Pfingstgilde.

Die Swentine gilt des malerischen Wechsels ihrer Uferscenerie halber für den schönsten Fluß in Holstein. Hell und klar wie unsre Forellenbäche, aber breiter und tiefer als die meisten unter ihnen, schlängelt sie sich vor ihrer Mündung bei dem stattlichen Dorfe Neumühlen zwischen schilfigen Rändern durch ein breites lichtgrünes Wiesenthal, dessen Hügelbegrenznng, mit eingehegten Ackerfeldern bedeckt, sich oberhalb des Gutes Obbendorf und seines alterthümlichen Schlosses mehr und mehr verengt und bewaldet, bis der Wanderer, der dem Fußpfade folgt, sich endlich in einem dunkeln Grunde befindet, wo ihn die tiefste, schwermüthigste Einsamkeit umgibt. Zwei Mühlen mit brausenden Wehren, moosige Buchen an steilen Thalwänden, ausgewaschene Ufer mit überhangenden Wurzeln und in den Strom gestürzten Stämmen, einzelne Felsblöcke, kleine mit Erlen bewachsene Eilande bildend, ein Wasser, das sich bald rasch durch ein einziges schmales, strudelreiches Bett drängt, bald sich in mehre Arme theilt, bald langsam und geräuschlos durch einen waldbeschatteten, rohrumkränzten See flutet, bisweilen eine Wiese, an deren überschwemmtem Rande die Vettern der Frösche des Aristophanes

„an sonnenhellen Tagen
Unter Wasserdost und Kalmus
Hocken, hüpfen, wassertreten
Froh des taucherischen Gequaks,"

hin und wieder eine weiße Möve, ein gravitätischer Storch oder ein kreischender Raubvogel, mitunter wol auch ein Boot mit einem angelnden Fischer geben eine Reihenfolge von Bildern, in deren Mitte ein Dichter, zumal wenn der

Digitized by Google

Abend ſein röthliches Licht und ſeine Nebel darauf fallen läßt, leicht Elfenmärchen träumen kann, und die in ihrer Miſchung von Melancholie und heiterm Leben entſchiedenen Anſpruch darauf hat, zu dem maleriſchen und romantiſchen Deutſchland gezählt zu werden.

Die Ausſicht von der Blohmburg, einem hochbethürmten, noch in der Vollendung begriffenen Schloſſe, welches ſich über dem Dorfe Selent, ungefähr eine Meile von der Swentine aus einen Tannengehölze erhebt, macht einen Eindruck, der das gerade Gegentheil der Stimmung iſt, in welche namentlich der allein Wandernde in der engen, finſtern Einſamkeit jenes Fluſſes zuletzt geräth. Hier ſchwelgt das Auge im Anblicke einer heitern, lachenden Landſchaft, ſchweift die Runde machend, rechts bis zum Meeresſtrande, überblickt eine Unzahl von Dörfern und Edelhöfen, von hübſchen Wäldchen, die wie dunkelgrüne Hügel über Felder mit wogenden Saaten, Brachen mit Pflügern, Bodenanſchwellungen und Senkungen mit rothen Rindern und weißen Schafen emporragen, und ruht endlich, geſättigt, aber nicht ermüdet, auf der blauen Fläche des Sees aus, der rund und glatt wie ein Spiegel in der Tiefe liegt.

Der Park von Salzau, der ſich an ſeinem nördlichen Ufer hinzieht, trägt viel dazu bei, ſeine im Allgemeinen flachen und intereſſeloſen Ufer zu verſchönern. Er iſt im Ganzen in einem einfachen lobenswerthen Stile gehalten. Künſteleien, womit man die Natur zwingt, romantiſch auszuſehen, wo ſie nicht mag, ſind, ſoweit ich ihn beſuchte, vermieden. Nur der Umſtand, daß man an einer Stelle einen Hohlweg angelegt hat, um eine Brücke bauen zu können, die noch überdies den Punkt entſtellt, möchte in die Kategorie der Geſchmackloſigkeiten gehören, in welche jenes leidige Romantiſiren bei derartigen Anlagen nur zu häufig verfällt. Auch das Schloß iſt in einem edlen Stile erbaut, und die Blumenzier ſeiner Veranbah macht dem Gärtner, einem Heſſen, der ſo freundlich war, mir ſeine geſammten Schöpfungen im Garten und ſeine Pflegebefohlenen in den ſehr reichen Treibhäuſern zu zeigen, alle Ehre. Der Beſitzer, Graf Blohm, gehört zu den erſten Edelleuten des Landes — ich meine zu den wohlhabendſten. Im Uebrigen mag von ihm lobend erwähnt werden, daß er ein Pferdekenner iſt, daß er ſeinerzeit zu den ſchönſten Männern Holſteins gezählt wurde, und daß er während der Erhebung im Jahre 1848 — die böſe Welt meint freilich, mehr in der Hoffnung auf raſche Erlangung der vollen Epauletten, als aus Patriotismus — anfänglich in eigner Perſon im ſchleswig-holſteiniſchen Heere diente und dann ſeinen Sohn in die Reiterei eintreten ließ. Jetzt iſt dies ganz anders. Der Prinz von Noer behandelte den Grafen lediglich als reichen Mann. Das Oberſtenpatent wollte nicht kommen, und ſo wurde die getäuſchte Eitelkeit zuerſt zum Verdruß und hierauf zum Geſinnungswechſel, wenn hier überhaupt von einem ſolchen die Rede ſein kann. Graf Blohm begann ſeine Augen nach Kopenhagen zu richten. Man

ſollte denken, ein däniſcher Geheimrathstitel könnte für einen deutſchen Mann von hohem Adel, deſſen Verhältniſſe es ihm erlauben, ſich mit allem Glanze eines kleinen Hofſtaats zu umgeben, nur geringe Reize haben, zumal wenn derſelbe bereits — wofür, bleibe unenthüllt — geheimer Rath des Königs von Hannover iſt. Der Beſitzer von Salzau dachte anders, denn er gab ſich alle erdenkliche Mühe, die heißerſehnte Auszeichnung aus Dänemark zu erhalten, und verſchmähte es in vollkommner Vergeſſenheit ſeiner Würde ſogar nicht, ſich zu dieſem Zwecke den wenigen Männern von Stande zuzugeſellen, welche der Gräfin Danner ihre Huldigungen darbrachten.

Zum Glück für den Namen Blohm iſt ſein Bruder ein Mann, der ſich von ſolcher Erniedrigung frei hielt und wenigſtens einmal ein feuriges Wort für das unterdrückte Recht hatte. Auch der Sohn des vorigen, einſt als Galopin bei Bonin verwendet, jetzt in öſtreichiſchen Dienſten, ſoll weder die Manieren des Vaters, die an das Auftreten von Champagnerreiſenden erinnern, noch ſeine Magnetnadelgeſinnung theilen.

Möglich, daß der Graf über ſeine Betheiligung am „Aufruhr" jetzt dieſelbe bittere Reue empfindet, wie jener Herr von Buchwald, der einſt an der Tafel des Großherzogs von Mecklenburg in Eutin bemerkte, ſein Sohn habe „leider" in der „ſogenannten" ſchleswig-holſteiniſchen Armee gedient. Möge ihm dann bald dieſelbe Zurechtweiſung widerfahren, welche jenem Kläglichen von Seiten der Königin von Griechenland ward. „Hätte ich einen Sohn," antwortete die hohe Dame auf jenes pater peccavi, „ſo würde ich mirs als Ehre anrechnen, wenn er Soldat dieſes trefflichen Heeres geweſen wäre."

Ueberhaupt hat die ſchleswig-holſteiniſche Ritterſchaft ihre Aufgabe, als echt conſervative an der Spitze des Volkes bei der Vertheidigung ſeiner Gerechtſame gegen däniſche Willkür zu kämpfen, im Allgemeinen weder ſo vollſtändig, noch ſo ausnahmslos begriffen und gelöſt, als es zu erwarten ſtand.

Einige allerdings mögen durch Mißgriffe zurückgeſchreckt worden ſein, wohin z. B. die Zurückweiſung von Bülows, des ſpätern däniſchen Geſandten beim Bundestage, gehörte, welcher ſich zu Anfang der Erhebung rückhaltlos der proviſoriſchen Regierung zur Verfügung ſtellte und als gewiegter Diplomat unzweifelhaft erſprießliche Dienſte geleiſtet haben würde, dem man aber, weil ſeine Vergangenheit nicht völlig ohne Flecken war, ſchnöde die Thür wies. In ähnlicher Weiſe wurde von Pleſſen der guten Sache entfremdet, der gegenwärtig, ohne einen andern Tadel als den, von den Dänen ein Amt angenommen zu haben, die Stelle eines Regierungscommiſſars für die Güterdiſtricte von Schwanſee und Däniſch-Wohld bekleidet. Die meiſten jedoch von denen, die ſich an der Erhebung nicht betheiligten, unterließen es, ſich zu regen, aus Apathie.

Statthalter Reventlow zwar hat ſich ſeiner Abſtammung von den Helden

Digitized by Google

der Schlacht bei Hemmingſtedt werth gezeigt. In ihm klang es nach, was damals geſungen wurde:

Darumer willen wi wagen Hals und Gut
Unde willen dar all umme ſterven,
Ere dat de Koning van Dennemark
So ſcholde unſe ſchone Lant verderven.

Fritz Reventlow hatte ein gutes Theil von dem Muthe unſres glorreichen Hutten und von dem Marke unſers unvergeßlichen Reichsfreiherrn von Stein in ſich. Er wagte die Verbannung und ſie ward ihm. Aber die Liebe aller Redlichen folgte dem Redlichen und das Vertrauen des geſammten ſchleswig-holſteiniſchen Volkes würde ihm wie keinem andern zuſtrömen, wenn eine beſſere Zeit ihm geſtatten ſollte, aufs neue den Ruf zu der blaurothweißen Fahne ergehen zu laſſen. Sein tadelloſer Ruf, ſeine Verdienſte, ſeine Opfer werden einſt, wenn die Geſchichte den Werth des transalbingiſchen Adels zur Feſtſtellung eines Urtheils über die Berechtigung ſeiner Exiſtenz abwiegen und in die linke Wagſchale den Wahnſinn eines Moltke, den Schwachſinn eines Reventlow-Criminil, die widernatürliche Verblendung eines Reventlow-Farve und die empörende Gleichgiltigkeit mancher andern werfen wird, die rechte Schale wenigſtens in gleicher Höhe erhalten. Seine Verwandten, der Altenhöfer und der Jersbecker, ſind ſich gleichfalls ihrer Pflicht bewußt geweſen. Nicht minder gilt dies von mehren Mitgliedern der zahlreichen Ahlefeldſchen Familie, beſonders von denen, die einſt in der Stadt Schleswig wohnten, ſowie von dem Olpenitzer. Durchaus wacker und brav bewieſen ſich die Rantzaus. Mit großer Anhänglichkeit ferner ſprechen die alten Soldaten des Revolutionsheeres von dem tapfern Baudiſſin — „de Ohle", der ihrer Meinung nach die Schlacht bei Idſtedt nicht verloren hätte. Mit Freude ſucht man in den Verluſtliſten des dreijährigen Kriegs manchen adligen Namen, deſſen Inhaber die Liebe zum Vaterlande mit ſeinem Blute beſiegelt hat. Mit Genugthuung endlich hört man andre Namen nennen, deren Träger ſpäter entweder laut gegen die Gewaltſchritte der däniſchen Sieger proteſtirten oder ſich doch von der Befleckung fern hielten, ſie durch Reiſen nach Kopenhagen und Umgang mit den Dänen im Lande zu billigen.

Allein es gibt Ausnahmen, zwar nicht viele, aber doch mehr als die ſchon genannten und es ſollte gar keine Ausnahmen geben. Mancher ſchweigt, welcher reden könnte. Mancher verkehrt mit dem Feinde, ohne darin ein Arges zu ſehen. Einige auch zürnen wol nur noch, weil ihre perſönlichen Intereſſen durch die däniſche Demokratie gefährdet oder verletzt ſind und mehr als genug ſind derer, die, wenn der erwartete Umſchwung in Kopenhagen eingetreten ſein wird, die Theilnahme am Glanze des Hoflebens dem Schmollen in der Einſamkeit ihrer Landſitze vorziehen werden.

Digitized by Google

Die Blohmſchen Beſitzungen liegen in einem Theile Holſteins, wo faſt nur große adlige Güter aneinandergrenzen und wo infolge deſſen die Leibeigenſchaft noch nachklingt. Die Inſten und Käthner Wagriens ſind nicht in dem Sinne wie andere Bewohner der Herzogthümer freie Bauern. Sie haben kein Grundeigenthum, das ſie veräußern oder vergrößern könnten, ſondern wohnen im eigentlichſten Sinne des Wortes zur Miethe. Sie ſind der großen Mehrzahl nach nicht einmal Erb-, ſondern nur Zeitpächter.

Wunderbar ſchien es auf den erſten Blick, daß die Tollheiten communiſtiſcher Gelüſte grade hier einen empfänglichen Boden fanden. Es herrſchte eben keine materielle Noth unter den „kleinen Leuten". Sie befanden ſich ſogar beſſer, als die ärmere Claſſe freier geſtellter Diſtricte; denn während dieſe durchſchnittlich dreißig Thaler Pacht für ein Haus mit Kuh zahlten und elf Schillinge täglich verdienten, entrichtete der Zeitpächter eines Gutes im öſtlichen Holſtein bei einem Tagesverdienſt, der ſich im Durchſchnitt auf vierzehn Schillinge belief, für das Gleiche blos die Hälfte jenes Betrags. Allein jene Pächter in andern Strichen konnten ſich durch Fleiß und Sparſamkeit nach und nach emporbringen und Feld erwerben. Hier dagegen iſt keins zu haben. So muß der Sohn bleiben, was der Vater geweſen. So fehlt zwar die Furcht des Verluſtes — denn dieſe Zeitpächter ſind der Mehrzahl nach die Arbeiter auf den Höfen und die treibt man bei dem Mangel an Arbeitskräften nicht leicht durch Steigerung des Pachtgeldes hinweg, und zwar umſoweniger, als ſie, in Noth gerathen, der Armencaſſe des Gutes zur Laſt fallen würden — aber es mangelt auch die Hoffnung des Gewinns und die Hoffnung erſt macht das Leben zum Leben.

Mir ſchienen dieſe wagriſchen Bauern im Allgemeinen ein verdroſſenes Geſchlecht zu ſein. Seltner als anderwärts erblickt man große ſchmucke Häuſer. Häufiger wird man von bettelnden Kindern angeſprochen. Ueberall prägt ſich mehr oder minder die Beſchränktheit und Unfreiheit aus, in der das Volk lebt und man glaubt in ein ganz andres Land zu kommen, wenn man die blau und weißen Wegweiſer bei der zu Salzau gehörigen Meierei Ottenhof hinter ſich hat und die Grenze der Propſtei überſchreitet.

Die Propſtei, genauer die Preetzer Propſtei, heißt ein Landſtrich von anderthalb Quadratmeilen, der im Weſten von der Hagener Au*) und der kieler Föhrde und im Norden von dem offnen Meere beſpült iſt, während er im Süden und Oſten keine natürlichen Grenzen hat. Sie nimmt unter den Gegenden in der Nachbarſchaft Kiels, die keiner unbeſucht laſſen darf, welcher ſich vor ſeiner Abreiſe das Zeugniß ertheilen laſſen will, er habe alle Merk-

*) Au, das däniſche Aa, hat nichts mit unſeren Auen gemein, ſondern bedeutet einen kleinen Fluß.

Digitized by Google

würdigkeiten der Umgebung gesehen, den ersten Rang ein. Und sie verdient in der That einen Besuch, nicht sowol ihrer Schönheit halber — denn das Ländchen hat kein einziges Gehölz und bietet überhaupt wenig Abwechslung in der Scenerie — als vielmehr wegen seiner ungewöhnlichen Fruchtbarkeit, sowie wegen des sorgfältigen Ackerbaues, des Wohlstandes und der eigenthümlichen Sitte und Tracht seiner zahlreichen Bewohner.

Die Propstei ist ein einziges großes, nur durch die Einfriedigungen von Erlen, Saalweiden, Haseln und Weißdornbüschen abgetheiltes Getreidefeld, in welchem zwanzig Dörfer stehen, wovon Schönberg mit 1400 Einwohnern das bedeutendste und schönste ist. Ueber die Abstammung der Propsteier herrschen unter den Alterthumsforschern sehr abweichende Meinungen. Der eine glaubt bewiesen zu haben, daß sie gleich ihren östlichen Nachbarn wendischer Abkunft sind; der andre läßt sie aus dem Bisthum Fulda eingewandert sein; ein dritter will ihre Verwandtschaft mit den Friesen behaupten. Sie selbst endlich, oder richtiger einige von ihnen, die in Altenburg gewesen waren, äußerten die Ansicht, sie möchten wol Vettern jener Pumphosen an der obern Pleiße sein.

Was davon das Rechte ist, bleibe dahingestellt. Auch der wesentliche Unterschied, welchen Scharfblickende und Feinhörende zwischen der Körperbildung und dem Plattdeutsch der propsteier Bauern und der Physiognomie und Zunge ihrer Landsleute im Süden und Westen fanden, blieb mir verborgen. Ausgemacht dagegen und auch bei flüchtiger Beobachtung zu sehen und zu hören ist, daß sie ungemein tüchtige Ackersleute und Viehzüchter sind. Ausgemacht ferner, daß sie leidenschaftlicher und flotter tanzen, als alles Volk im Umkreise von mindestens funfzig Meilen. Ausgemacht endlich und über alle Zweifel der Gelehrten erhaben, daß die schwarzen Kopfhüllen, womit ihre Mädchen sich gegen die Teintverderberin Sonne schützen, eine Menge allerliebster Gesichtchen verbergen.

Landwirthe, die, wie Claus Wyse in Bentfeld und Göttsch in Praasdorf, die neuesten Erfindungen und Verbesserungen der Agronomie, die schottische Egge, den englischen Pflug, die Verbinduug der Dresch- und der Buttermaschine, des Drainirens und Berieselns nicht blos kennen, sondern seit Jahren anwenden, welche die Schriften Liebigs und seiner Schüler nicht allein lesen, sondern ihre Gedanken darüber auch schriftlich und, was mehr ist, recht verständig auszudrücken vermögen und doch dabei Bauern sind und Bauern sein wollen, sind unter dem eigentlichen Bauernstande des innern Deutschlands meines Wissens selten. Hier sind sie nichts Ungewöhnliches. Fast in jedem Dorfe kann man eine oder die andre Musterwirthschaft beobachten. Das hier erzeugte Saatkorn wird weit, selbst bis nach dem Königreiche Sachsen, verschickt. Im Mergeln und Rappssaatbau — der übrigens gegenwärtig in der Abnahme

begriffen ist — sind die Propsteier dem gesammten Holstein vorausgegangen und sogar die großen Güter haben sich erst an ihnen ein Beispiel genommen.

Die Früchte dieser umsichtigen Thätigkeit liegen zu Tage. Das Ländchen strotzt förmlich von Wohlbefinden und Ueberfluß, wozu allerdings auch die jetzigen überaus günstigen Conjuncturen beträchtlich beitragen. Allerorten erheben sich neue stattliche Wohnhäuser, Ställe und Scheunen über dem Schutt von alten. Ueberall beginnt der Bauer durch Gartenanlagen und anderweite, oft sinnreiche Verschönerungen, so gut ers versteht, zu zeigen, daß ihm neben einem sehr gut ausgebildeten Verständniß des utile auch der Sinn für das dulce nicht mangelt. Der Frauenröcke von echtem Sammet, der Silberschnallen am Schürzenbande, der Mädchenanzüge zu hundert Mark und darüber werden von Jahr zu Jahr mehr. Der Hüfner legt sich immer mehr und immer dickere Meerschaumpfeifen zu. Der Käthner und der Knecht sinnt darauf, es ihm nachzuthun. Eine wahrhaft homerische Fülle von Fleisch bedeckt die Tische. Ein großer Hofbesitzer sagte mir, er schlachte jährlich über zweitausend Pfund zu eignem Verbrauche ein. Mehr als einen dieser Bauern traf ich, dessen Frau und Kinder Pianoforte spielten, selten einen, der nicht wenigstens „de best Dörns" mit Mahagoni ausmöblirt hatte.

Ich nenne das einen erlaubten Luxus — schon wegen der wünschenswerthen Wiederkehr des Geldes, das durch die Theurung aus dem Beutel des Städters in den Kasten des Landmanns abfließt. Besser, die Leute haben ihren Reichthum über der Erde, wo die lebendige Welt sich daran freut, als unter der Erde in Töpfen und Eisentruhen, wo nur die Gespenster des Geizes sich daran ergötzen. Eigentliche Verschwender scheint es bei dem vorwiegend bedächtigen, überlegsamen Charakter des Propsteiers hier nicht zu geben. Wenigstens wurde mir nur ein Beispiel bekannt, das der Sage angehört. Hans Haunerland war ein Bauer, der einen großen Hof auf der „Haide" hatte. Er liebte sehr gutes Essen, mehr gutes Trinken, über alles aber den Tanz am Fastelabend und Pfingstfreitag. Da geschah es, als er einst die Fastelgilde in Schönberg mitmachte, daß die schrecklichste Wasserflut kam und seinen Hof mitnahm. Er ließ sich darüber kein graues Haar wachsen, denn er hatte ja noch eine Hufe und sieben Kathen. So blieb er zu Schönberg in der Schenke sitzen und lebte lustig weiter, bis eine Kathe nach der andern und am Ende auch die Hufe ihm durch den Hals gegangen war. Er hatte jetzt nur noch einen großen Nußbaum. Den aber mußte er stehen lassen, weil er nicht durch den Hals ging und wenn er nicht umgehauen worden ist, steht er noch.

Unter der „Haide" ist die sogenannte Kolberger Haide gemeint, vor der Sturmflut von 1625 eine wohlbebaute, fruchtbare Gegend, heutzutage eine weite Bucht, in welcher man nicht fern vom Dorfe Holm noch jetzt bei niedri-

gem Waſſerſtande Ziegelſteine auf dem Grunde liegen und ſogar Pfähle emporſtehen ſieht und wo nur zehn Jahre nach jenem furchtbaren Unglück König Chriſtian IV. den ruhmvollen Seeſieg über die Schweden gewann, den das däniſche Nationallied „Kong Chriſtian ſtodt ved hoien Maſt“ feiert. In der Schifferſprache heißt übrigens der ganze Meeresſtrich vom äußern Ende des eckernförder Meerbuſens bis nach der Inſel Fehmarn „die Haide“.

Man ſtaunt, wenn man hört, daß aus der reichgeſegneten Propſtei häufiger als aus andern Gegenden der Herzogthümer Auswanderungen nach Amerika ſtattfinden. Man wundert ſich aber nicht mehr, wenn man erfährt, daß hier auf anderthalb Quadratmeilen gegen achttauſend Menſchen wohnen. So iſt man zunächſt zu fortwährenden Auswanderungen auf Zeit genöthigt d. h. die Inſten und Käthner ziehen im Frühling weg, nach Weſten, Oſten und Norden, nach Eiderſtedt, nach den däniſchen Inſeln und ſelbſt nach Schweden, um den Sommer über für einen Lohn, der beträchtlich höher iſt, als der daheim gewährte, als Feldarbeiter fleißig zu ſein und mit Einbruch des Winters, einen vollen Beutel in der Taſche, zu den Ihrigen wiederzukehren. Ganze Scharen verleben auf dieſe Weiſe den größten Theil ihres Lebens in der Fremde. Aber auch wohlhabende Grundbeſitzer verlaſſen und zwar auf immer die Heimath, um, wie ſie ſagen, ihren Kindern eine Zukunft zu ſichern. Schon hat ſich in Jowas Wäldern eine ganze Colonie von Propſteiern gebildet und dieſes Neuſchönberg ſoll ſich eines guten Gedeihens erfreuen. Ich wußte dagegen denen, die Gelüſte zur Nachfolge äußerten, nur meinen alten Sang vorzuſingen und der lautet: Wer viel Geld mit übers große Waſſer nimmt, dem wird es möglicherweiſe gut gehen, dem der viel Geld und viel Verſtand bei ſich hat, wahrſcheinlich beſſer, nur dem aber ganz wohl, der viel Geld, viel Verſtand und viel Glück mitbringt und wer möchte ein ſolcher Thor ſein, wenn dieſes dreiblättrige Kleeblatt ihm beſchieden iſt, ſich im Yankeelande nach einem vierblättrigen umzuſehen!

Die Propſteier haben bei der Erhebung ihre Pflichten redlich erfüllt. Die Steuerpflichtigen entrichteten ohne Murren ihren Beitrag zu den Laſten, die Mütter gaben willig ihre Söhne her, von denen mancher nicht wiederkam. Viel politiſche Bildung indeß und ein beſonders reges Intereſſe an vaterländiſchen Angelegenheiten fand ich bei denen, mit welchen ich in Berührung kam, eben nicht. Das Geſpräch drehte ſich faſt nur um Ackerkrume, milchreiche Kühe, Guano, Drains, den „Feldprediger“ Stöckhardt und die Tags zuvor abgehaltene Thierſchau. Unangenehm berührten (freilich nicht böſe gemeinte) Ausdrücke wie: „Er iſt aus Deutſchland. — Wie halten Sies damit in Deutſchland?“ und ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß ich mich hier noch in Deutſchland zu befinden glaube. Es wäre ſchlimm, daß es ſich ſo gemacht, hieß es, als die Rede auf die Vergangenheit hingelenkt wurde, allein es

wäre einmal nicht zu ändern. Ueberdies hätte man ja ihnen noch nicht in den Kram gestört.

Schriebe ich meine Briefe an die Propsteier, so würde ich — ganz abgesehen von dem Particularismus, der sich in jenem Troste spiegelt — meinen wackern Freunden bemerken, daß es zeitig genug geschehen, daß ihnen der dänische Uebermuth vielleicht eher als sies vermuthen, in den Kram stören wird. Und für diesen Fall würde ich sie auf das Beispiel eines sehr respectablen Mannes aus ihrer Mitte, der allerdings so lange schon todt ist, daß ich nicht weiß, ob er anders als in der Sage gelebt hat, auf das Beispiel des alten Jacob in Schrevenbork aufmerksam machen. Als sich bei dem einst zwei Steuereinnehmer aus Lübeck einstellten, um Abgaben zu erheben, die er nicht zu zahlen hatte, so sagte er, sie möchten nur hereintreten, sie sollten sogleich haben, was ihnen gebührte. Als sie aber im Hause waren, schnitt er dem einen den Bart ab und stopfte ihn dem andern in den Sack. Dessen Bart hinwieder keilte er in den Thürpfosten hinein. Da hatten sie, was sie zu kriegen hatten. Und als darauf der lübecker Rath Soldaten schickte, welche zur Strafe für solchen Hohn das ganze Dorf niederrissen, so trat der alte Jacob in seinen Thorweg, hieb die Art tief ins Gewände und sprach unverzagt: „dies Haus gehört mir, ihr Herren von Lübeck und wem sein Leben lieb ist, der komme mir nicht herein. So gewiß keiner von euch die Art da herauszieht, so gewiß wird sie dem den Schädel spalten, der über meine Schwelle tritt.“ Da hat sich keiner Hand anzulegen getraut, die Lübecker sind davongezogen und das Haus des alten Jacob steht, glaub ich, noch heute.

Ich hielt mich, von der Gastfreundschaft, die hier Gesetze gibt, durchaus nicht weggelassen, drei Tage in dem merkwürdigen Ländchen auf und zwar, wie angedeutet, während der Jubelzeit, wo die Pfingstgilde die gesammten zwanzig Dörfer mit Einschluß der Gassen in Tanzplätze verwandelt und jedes Haus beflissen ist, zu zeigen, was Küche, Keller und Kleidertruhe vermag. Sonderbar ist, daß grade der Freitag, bei uns als unglückbedeutend verrufen, in den Herzogthümern ein Tag der Freude ist. Vielleicht ist es ein Nachklang der Zeit, wo Freia als Göttin des Liebesglücks verehrt wurde; denn bis hinauf nach der Gegend von Flensburg werden, wie man mir sagt, auch die Hochzeiten, bei denen der alte Brauch beobachtet wird, immer am vorletzten Tage der Woche gehalten. Der Pfingstfreitag aber könnte ein Rest des altheidnischen Frühlingsfestes sein. Schon die andächtige Inbrunst, mit welcher man Tag und Nacht darauf lostanzt, daß die Fußsohlen verbrennen möchten, hat für fromme Christen einen entschieden heidnischen Anstrich. Bereits am Morgen des Donnerstags schwärmte es vor allen Thüren und Thoren Schönbergs von geputzten Mädchen, derem raschen, geschmeidigen Dahingleiten es deutlich anzusehen war, daß der heidnische Tanzteufel schon in den Gelenken saß. Schon

Digitized by Google

jetzt führten Kinder, in den Gärten herumhüpfend, ein Vorspiel der Dinge auf, die da kommen sollten. Vor den Wirthshäusern hielt Wagen an Wagen mit meerschaumpfeifenbewaffneten Männern und Frauen in schwarzen Kopfhüllen. Die Hausknechte schienen sich, wie mein Begleiter meinte, doppelt würdevolle Gesichter, die Wirthinnen dreimal so geschäftige Mienen zugelegt zu haben, als gewöhnlich. Der Geruch jenes bittern, brenzlichen, öligen Kaffees, dem unsre Bauern mit einer so unbegreiflichen Liebe zugethan sind, quoll als Festweihrauch aus jeder Kathe. Nach Tische war die Lust losgebrochen und wir gingen, sie mit zu genießen.

Als wir die steinerne Freitreppe hinaufstiegen, welche, von Linden beschattet, zur Thüre der größten Schenke führt, vernahmen wir bereits deutlich das taktmäßige Rauschen und Stampfen tanzfreudiger Füße und das Gewinsel und Gekreisch der Blasinstrumente des Orchesters. In der Hausflur drängte sich im Rauche der Küche summend ein Volk von Kindern. Einige standen auf den Zehen, andere hatten eine Lücke im Gedränge ausfindig gemacht, die sie das Innere des Saales sehen ließ. Großmütter hielten die Kleinsten empor, um sie durch die Thür ihre Zukunft schauen zu lassen. In dem breiten berußten Kamin brodelte ein Kessel mit Wasser zu Kaffee und Grog über der züngelnden Herdflamme. Zur Seite verkauften Höker an galante Tänzer Apfelsinen und Honigkuchen. Mit Mühe gelangten wir in den Saal. Man tanzte jetzt zum Anfange noch in Röcken und Spensern, die Männer Hut oder Mütze auf dem Kopfe. Ein bunter Kranz von Mädchen in schwarzseidenen Schoosjäckchen, weißen oder blauen Schürzen*) und hellrothen Röcken mit dunkelblauem Schweif drehte sich, in die Arme der Burschen geschmiegt, an uns vorüber. Wie flogen die Schürzen, wie wehten die Röcke, wie glühten die Wangen, und wie lustig wirbelte durch die Strahlen der Nachmittagssonne von der Diele zur Decke der Staub empor!

Am Abend war die Scene verändert. Jetzt hatte der Jubel seinen Gipfel erreicht. Weg waren die Röcke der Burschen, weg von den Schultern der Mädchen die knappen Jäckchen. Nur das schwarzseidene Mieder, das oben mit durchbrochenen Silberknöpfen geziert, unten an den Hüften von einem handbreiten Bandgürtel mit weißem Grunde und bunten Blumen eingefaßt ist, umspannte jetzt noch die Taille, und man konnte nunmehr die krugdeckelgroßen, gleichfalls durchbrochenen silbernen Schlösser bewundern, welche bei der echten Propsteierin die Schürze im Rücken zusammenhalten. War am Nachmittag nur die Classe der rothwollenen Röcke vertreten gewesen, so fegten jetzt im Lichte der Talgkerzen auch viele von geblümtem Sammet und schwerer Seide hin. Die meisten hatten die Haare à la chinois hintergekämmt und den Zopf

*) Die blauen werden von den Verlobten als Symbol der Beständigkeit gegeben.

by Google

in Form eines Kranzes um den Kopf gewunden. Alle trugen goldene Ohrringe. Bei einigen war die Bruſt mit zwei Reihen ſilberner Spangen, bei anderen mit Ketten von demſelben Metall geſchmückt, die ähnlich wie die Schnüre auf den Dolmans unſerer Huſaren geordnet waren. Ich bemerkte ſehr reiches Haar, viele ſchlanke, wenige volle Geſtalten, und manches hübſche Geſicht unter ihnen. Namentlich aber war der Teint der Mehrzahl von auffallender Weiße.

Der Tanz war bei der Enge des Locals und der Menge der Theilnehmer zum wilden Getümmel, ſein anmuthiges Wogen zum Raſen geworden. Mit Juchhei und Hurrah hoben die Burſchen ihre Mädchen in nervigen Fäuſten in die Höhe. Man jubelte im Schweiße des Angeſichts, man freute ſich, daß die Haare davon flogen. Man geſtattete ſich nur Secunden zum Athem ſchöpfen, und dabei herrſchte eine Temperatur im Saale, wie ich ſie mir in dem Ofen vorſtelle, da Sadrach, Meſach und Abednego dem Herrn frohlockten.

Bedenkt man, daß dieſes wüthende Tanzen bis zum hellen Morgen währt, daß dann nach kurzer Ruhe der Reigen der Pfingſtgilde, die Muſik voraus, durch die Gaſſen, gleichviel ob noch ſo kothig, zu den „Höfiſchen", d. h. zu Paſtor, Arzt und Kloſtervogt, geht, und daß dann wieder im Wirthshauſe getanzt wird, bis der Sonnabend dem Sonntag Platz macht, ſo verdient die Ausdauer dieſer Lungen und die Rüſtigkeit dieſer Beine alle Anerkennung. Stellt ſich am Ende der Katzenjammer ein mit zerriſſenen Schuhſohlen, müden Waden und erſchöpften Herzkammern, ſo ſchadet es nichts, man hat ſich doch amüſirt, um für ein ganzes Jahr genug zu haben. Schlimmer freilich iſt es, wenn eine oder die andere Tänzerin — noch iſt nämlich die Sitte des Fenſterns *) nicht völlig erloſchen — als Andenken an die Pfingſtfreitagsluſt außer entzweigegangenen Schuhen auch eine entzweigegangene Unſchuld zu beklagen hat!

Den erſten Juni Abends war ich wieder in Kiel. Der Morgen des zweiten ſah mich auf dem Wege nach Eckernförde. Wäre die glückliche Zeit noch, wo das Wünſchen half, ſo hätte ich gewünſcht, daß der Hahn auf dem Thurme der Stadt, welcher dem davonrollenden Wagen ſo lange über Hecken und Hügel nachblickte, den Kielern bald den Morgen der Befreiung verkünden möge. So, wie die Sachen ſtehen, mußte ich mich begnügen, es zu hoffen.

Der däniſche Wohld, der die Straße nach Eckernförde durchſchneidet, bietet dem, welcher die hervorſtechenden Eigenthümlichkeiten der Landſchaft Holſteins und Schleswigs: heckenumſchloſſene Felder, Kuhherden, Strohdächer mit Storchneſtern darauf und große holländiſche Windmühlen bereits kennt,

*) Darunter ſind ſtundenlange nächtliche Beſuche des Tänzers in der Kammer der Tänzerin zu verſtehen, die von den Eltern gewußt und geduldet werden, da bei ihnen „eigentlich nichts Unrechtes vorkommen ſoll." Sollte, wäre wohl richtiger geſprochen.

Digitized by Google

nur durch die Ueberraſchung einiges Intereſſe, die denen wird, welche, nicht an die Nähe des Kanals denkend, plötzlich über den Knicks beim Dorfe Schwartenbeck mitten im Acker die weißen Segel von Seeſchiffen hingleiten ſehen. Es nimmt ſich in der That aus wie das Schiff, mit dem Hans im Märchen zu Waſſer und zu Lande fuhr.

Intereſſanter aber war die Geſellſchaft im Wagen. Schon in der erſten Stunde offenbarte es ſich, daß zwei von den drei männlichen Paſſagieren im ſchleswig-holſteiniſchen Heere gedient hatten und mit Vergnügen wieder zum Kuhfuß greifen würden, falls es gälte, den „Hannemännern" nochmals eins auf den Kopf zu geben. Der eine, der auch in Kopenhagen hatte Soldat ſein müſſen, bedauerte, daß ihm und ſeinen Kameraden dort nicht Gelegenheit geworden, unter ſie ſchießen zu können. Sie hätten es immer gehofft. Der andere tröſtete: „Na man ſtill! der orientaliſche Krieg kommt gewiß noch hierher, und dann Jägerkette vor! Feuer! Paff, da liegt Hannemann!"

Noch ergötzlicher war eine originelle alte Wirthin aus der Stadt Schleswig. Sie hatte kaum den Süddeutſchen am Dialekt erkannt, als ſie mich in Anſpruch nahm, um in geflügelter Rede den Aerger an den Mann zu bringen, der ſich in ihr angeſammelt hatte. Die Gute kam mir mit dem Strome ihrer Gravamina faſt wie das Horn vor, in welchem die Melodien des Poſtillons eingefroren waren, bis ſie endlich am Ofen des Wirthshauſes aufthauten und eine nach der andern erklangen. Man ſcheint in der That in Schleswig zu glauben, daß jeder vom Süden Kommende ein warmes Herz für das Elend hat, das ſie in ſich verſchließen müſſen, und wollte Gott, dem wäre ſo! Geſtatten Sie mir auf die Gefahr hin, von Ihren Leſern für einen Liebhaber von Altweibergeſchwätz gehalten zu werden, eine der Melodien mitzutheilen, in welchen die reſolute Patriotin ihrem gepreßten Herzen Luft machte. Sie war wirklich ſehr draſtiſch mit ihrem Ingrimm, und ich meine übrigens, man hörte in ihr die geſammte niedere Claſſe der Frauen Schleswigs ſprechen.

„Sie haben uns unſre Paſtöre weggejagt," ſagte die wackere Alte mit der Geberde des Abzählens an den Fingern, „und ſehen Sie, ſie haben uns für unſere guten Beamten ihre dummen Hardesvögte und Actuare hergeſchickt. Sie wollen unſere Kinder däniſch machen. Ja, und chicanirt und malträtirt und drangſalirt haben ſie uns, und Brüche haben wir zahlen müſſen zum Schwarzwerden, und das Fell haben ſie uns über die Ohren gezogen, und da hat mancher einen grauen Kopf davon gekriegt. Ja, und ins Loch ſtecken ſie uns bei Waſſer und Brot, aber unter den Schlitten kriegen ſie uns doch nicht. Lieber gehen wir Weiber ſelbſten aufs Rathhaus (d. h. ins Gefängniß) ehe wir ihre Brüche geben, die doch nur in die Taſche dieſer hungrigen kümmerlichen Lumpſe fällt. Gewiß, unſer König iſt gut! O ja, der will das nicht. Blos die Amtmänner und die Polizeimeiſter und die Pröpſte

Digitized by Google

ſinds. Und dann, hören Sie mal, dieſe Reichsmünze, was für ein dummer Schnack! Ja wohl, und der tappere Landſoldat, den ſie uns vorſpielen. Wir laſſen aber die Vorhänge herunter, wenn ſie kommen, und kein Menſch iſt auf der Gaſſe. Ach wenn das unſer guter König wüßte! Sehen Sie, ich will meinen König ehren und achten und hochſchätzen und gehorchen (ſogar lieben wollte die Wortreiche ihn unbekannterweiſe) — wir wollen ihnen gehorſam ſein in allen Stücken, da es nun einmal nicht anders iſt; aber (hier ſchlug ſie ſich mit der geballten Fauſt auf das Knie) — aber ihren Willen, nein, den thun wir ihnen nicht."

In dieſem Tone ging es weiter, und ich war wirklich froh, als wir, über den Kampfplatz bei Altenhof fahrend, durch die prächtigen Buchen des Schnellmarker Holzes die erſten Häuſer von Eckernförde erblickten. So ernſthaft die Sache war, ſtand ich doch mehrmals in Gefahr, über der ſcurrilen Form, in der ſie vorgetragen wurde, die Contenance zu verlieren und der wackern Matrone ins Geſicht zu lachen.

Es iſt übrigens bemerkenswerth, wie das Volk mit der oft gehörten Redensart: „Ja, wenns der König wüßte! Unſer König iſt gut!" einerſeits ſeine Anhänglichkeit an den Thron bekundet, andrerſeits aber die Ahnung verräth, daß Friedrich der Siebente wenigſtens nicht direct an der Mißhandlung der Herzogthümer Schuld hat. Auf die Dauer freilich wird dieſe Loyalität ſchwerlich wiederhalten, und ſchon gibt es genug Leute auch niedern Standes, die einen ganz andern Helfer in der Noth als das Wohlwollen irgendwelches Fürſten erwarten. Wer aber trüge die Schuld, wenn dieſes loyale Volk bei der nächſten Erhebung eine Fahne aufpflanzen ſollte, welche kein Wappen trägt?

Die eckernförder Bucht iſt breiter, aber, wie ſchon der ſtarke Wellenſchlag am Ufer erkennen ließ, weniger gegen Stürme gewahrt als die kieler. Sie iſt auch nicht ſo anmuthig. Ihr Geſtade, im Süden bewaldet, iſt mit einem Saume von gelbem Sande und ſchwarzem Seetang umrändert. Die Stadt, zu beiden Seiten einer kleinen Meerenge gelegen, welche aus der Bai in das Windebyer Moor, eine von grünen Hügelwellen eingeſchloſſene Seitenbucht, führt und überbrückt iſt, hat weder eine beſonders hübſche Lage noch ſonſtige Sehenswürdigkeiten. Von fern kann ſie der, welcher nicht weiß, daß hier blos die Städte Ziegeldächer haben, leicht für ein großes Dorf halten. Man ſieht faſt nur einſtöckige Häuſer, darunter aber manches nette kleine Ding. Auch hier ſtehen die meiſten mit dem Giebel der Gaſſe zugewendet. Die Kirche, die nur ein ganz winziges Thürmchen hat, war für den Reiſenden blos ſo lange eines Beſuches werth, als in ihrer Vorderwand einer der Rieſenanker Chriſtians des Achten eingemauert war. Nach der Zahl der im Hafen befindlichen Schiffe zu urtheilen, kann der Handel nicht eben lebhaft ſein. Ein-

Digitized by Google

wohner hat das Oertchen ungefähr viertauſend. Dazu kommt eine ſtarke Garniſon, zwiſchen der und den Bürgern etwa daſſelbe Verhältniß beſteht wie in Kiel.

Ein Kaufmann, deſſen Bekanntſchaft ich in Neumünſter gemacht, war ſo gefällig, mir zu zeigen, was zu zeigen war. Wir beſuchten miteinander den ſchönen Friedhof und den Ort, wo unter einer Granitſäule und vier ſchwarzen, mit weiß und rothen Bändern aufgeputzten Kreuzen die Dänen ruhen, die bei der Affaire vom 5. April 1849 den Tod fanden. „Da liegt der ganze Kram verſcharrt!“ ſagte mein Führer bitter. Das klingt hart. Aber wer will ſich darüber wundern, wenn er ſieht, wie die däniſchen Soldaten das Denkmal Preußers, der doch lediglich durch ſeinen Eifer in der Rettung der Feinde unterging, alles Schmuckes entkleidet haben, und wenn er hört, daß ſie nicht einmal einen Kranz auf dem Grabe dulden! Hart vor dem Gottesacker ſteht eine grasgrün angeſtrichene große Windmühle. Hier hatte an jenem glorreichen Tage der Herzog von Gotha gehalten. Mein Begleiter erinnerte ſich geſehen zu haben, wie die Kanoniere des Linienſchiffs ihm eine Bombe zugeſandt hatten, die aber in das Dach eines Hauſes etwas tiefer eingeſchlagen war. „Ein nobler Herr, ders ehrlich mit uns meinte!“ ſagte er. „Wollte Gott, Sie hätten damals mehr von der Art gehabt! Es ſtünde dann wol beſſer um uns und um Sie.“

Wir gingen weiter in unſerer Rundſchau. Dort auf dem ſumpfigen Landvorſprunge unter der Eichengruppe hatte die Nordbatterie geblitzt. Von da drüben, wo unſer Fernrohr zur Linken der Chauſſee einen niedrigen Wall zeigte, in deſſen Mitte man Kartoffeln gepflanzt zu haben ſchien, waren die glühenden Kugeln der Südbatterie in den Rumpf des feindlichen Dreideckers gefahren. Hier geradüber der Stelle, wo Zimmerleute ein Badefloß für die Kurgäſte von Borby zuſammenſetzten, war Chriſtian der Achte aufgeflogen, und dort endlich, ein Stück weiter in die See hinaus, hatte die Geſion vor den deutſchen Kanonen die Flagge geſtrichen.

Es waren ſchöne Erinnerungen in einer trüben Zeit. Der Wind wehte genau ſo günſtig der deutſchen Sache, wie er damals geweht hatte. Die Augen meines Führers funkelten, als er mir den Triumph Schleswig-Holſteins ſchilderte und mir in ſeinem Hinterhofe die Reſte der eiſernen Knie und der Planken wies, die er von dem zerſtörten Schiffe geborgen, gewiß ganz ſo, wie ſie gefunkelt haben mögen, als er mit ſeiner naſſauer Einquartierung in etlichen Flaſchen St. Julien den Sieg gefeiert hatte. Aber die Flagge, die damals heruntergemußt von der Gaffel der Geſion, flatterte jetzt ſtolz über der Stadt, und die Augen des Freundes füllten ſich, als er von der Gegenwart ſprach und das Peinigungsſyſtem der däniſchen Unterdrücker beſchrieb, mit Thränen der Wehmuth. Ich ſagte ihm beim Abſchiede, daß hinter der Gegenwart die

Zukunft liege, die auch uns im Süden ein Land der Hoffnung sei, und ich mahnte ihn endlich an das Sprichwort: Kein böser Hund läuft sieben Jahr, er findet endlich seinen Mann. Er antwortete: „Sieben Jahr? Fünf sind verflossen, und gern wollten wirs noch zwei mit ansehen, dürften wir nur hoffen, daß das Sprichwort dies Mal Recht hätte."

In Holstein hatte ich über die Beamten keine Klage vernommen. Hier fand ich das erste Beispiel eines der kleinen Tyrannen, welche zur Züchtigung der deutschen „Oprörers" und zur Brechung des passiven Widerstandes hierhergesandt sind. Die Plackereien, welche der Bürgermeister Hammerich über die Einwohner von Eckernförde verhängte, sind unglaublich. Brüche regneten auf Brüche. Die ärgsten Ungerechtigkeiten und Gewaltstreiche wurden von ihm mit einer Unbefangenheit verübt, welche in ihrer Erstaunlichkeit nur der Unwissenheit und Plumpheit gleichkam, die er fast bei jeder seiner Maßregeln an den Tag legte. Die schnöde Behandlung, die er den achtbarsten Bürgern zu Theil werden ließ, überstieg alle Grenzen des Erträglichen und war um so schmerzlicher, wenn man dieses Auftreten des blutjungen Menschen*) mit dem Verhalten des früheren Leiters der städtischen Angelegenheiten verglich. Gegenwärtig soll derselbe sich indeß etwas mäßigen, es heißt infolge einer Beschwerdeschrift, die, von einem angesehenen Bürger entworfen und binnen acht Tagen mit zahlreichen Unterschriften bedeckt, nach Kopenhagen abgehen sollte, vielleicht auch infolge eines Winkes von da, in seinem löblichen Eifer nicht zu weit zu greifen.

Von Eckernförde besuchte ich zuvörderst die eine Meile östlich beginnenden hüttner Berge, eine Gruppe von ziemlich steilen, auf der Nordseite und auf den Gipfeln kahlen Hügeln mit einer überraschend weiten und schönen Aussicht. Im Gasthofe hatte sich ein Student zu mir gesellt, welcher mein Führer nach den Höhen über Aschessel wurde. Ihm werde ich, heimgekommen, eines der prächtigsten Landschaftsgemälde unter meinen Erinnerungen an die Länder Transalbingiens zu danken haben. Welch ein zauberhafter Anblick, wenn man

*) Er soll kaum mündig gewesen sein, als er die Stelle zur Belohnung seines dänischen Fanatismus erhielt. Sein jungenhaftes Aeußere gab Gelegenheit zu einer Anekdote, die nicht blos hübsch, sondern in allen Einzelnheiten begründet ist. Als die Regierung das Rechnen nach Courantgeld im Verkehr zwischen Mann und Mann verboten hatte, legte Herr Hammerich dem Kellner der Rockschen Bierwirthschaft, der ihm für ein Seidel zwei Schillinge abverlangt hatte, zwei von jenen kupfernen Knöpfen hin, die man Reichsschillinge nennt, und welche ungefähr den dritten Theil eines Courantschillings werth sind. — „Ne," sagte der Kellner, „zwei von die weißen. Wir rechnen nach Courant." — „„So, es ist aber untersagt, nach Courant zu fordern."" — „Ja wol," antwortete der witzige Ganymed, ein noch ganz junges Bürschchen, „ja wol ist es untersagt; aber in der Verordnung heißt es: zwischen Mann und Mann, nicht zwischen Jungen und Jungen." Der Eiferer für das Gesetz bewerkstelligte unter dem schallenden Gelächter der Gäste seinen Rückzug von so gefährlichem Terrain, und soll seitdem nie wieder mit kieler Kellnern angebunden haben.

Digitized by Google

von der Kuppe des Silberberges nach Süden schaut und das Auge sich bald an dem Farbenwechsel von Wald und Feld, Wiesen und Hecken drunten im Thalkessel weidet, bald an dem rothen Dache des Hüttner Herrenhauses, bald an dem kleinen buchenbeschatteten Bistensee haftet, bald inmitten windbewegter Kornbreiten, Weizenkoppeln und stattlichen Dörfern über den breiten, sonnebestrahlten Spiegel des Wittensees hingleitet und endlich über die in Duft und Dunst verschwimmenden Gefilde jenseits des Kanals schweift! Wie eine Reliefkarte rollen sich im Süd- und Nordosten mit ihren grünen Landvorsprüngen und blauen Föhrden der dänische Wohld und die Landschaft von Schwansen und Angeln auf, während sich im Westen, nur bisweilen von einem spitzen Kirchthurm unterbrochen, eine öde bräunlich-violette Haidefläche hinzieht. Da, der rothe Fleck gegen Morgen ist Eckernförde. Dort gegen Mitternacht, unter der lichtgrünen Hügelkette des Schlvithals, erhebt sich der Dom und die Altstadt Schleswigs, hier gegen Abend, wo der breite Wiesenstreif im Haideland die Eider andeutet, ragen die beiden Thürme Rendsburgs. Dort endlich, ganz in der Ferne, wo die sinkende Sonne nur eben noch gestattet, die spitze Landzunge vom Meere zu unterscheiden, mochten die Dörfer sein, in denen ich Tags zuvor die Propsteierinnen beim Tanze beobachtet hatte — ein köstliches Panorama, in dessen Genuß aber immer und immer wieder die Erinnerung an die Knechtschaft des herrlichen Landes ihre vergällenden Tropfen fallen läßt.

Ascheffel selbst ist ein ziemlich großes Dorf von echtem niedersächsischen Gepräge. Ich hätte Ihnen schon eher ein solches beschreiben sollen. Denn dieselbe eigenthümliche Bauart findet sich schon südlich und östlich von Kiel und reicht überhaupt durch den ganzen vom Sachsenstamme besiedelten Landstrich bis zur Schlei. Wenn ich es erst hier thue, so geschieht es, weil es mir vorkam, als habe in diesem Bergländchen die Mode noch weniger als anderwärts das Ursprüngliche verwischt.

Solch ein Dorf der schleswig-holsteinischen Sachsen ist ein seltsamer Anblick. Es ist eine Gesammtheit, nicht wie bei uns von Höfen, sondern von Häusern, die alles, was zur Bauerwirthschaft gehört, Wohnung, Stall und Scheune unter einem einzigen mächtigen Dache vereinigen. Statt mit der breiten Seite sind diese oft bis zur Monstrosität großen Gebäude mit der schmalen der Straße zugekehrt. Das steile Dach, stets mit Stroh oder Schilf gedeckt, in der Mitte des Firsts bisweilen von einem sattelartig eingelegten Glasfenster durchbrochen, geht sowol auf den Langseiten als an den Giebeln bis auf doppelte Mannshöhe herab. Charakteristisch ist, daß Schornsteine fehlen und der Rauch von Herd und Ofen sich durch die Einfahrt seinen Weg suchen muß, welche, so hoch und breit, daß ein beladener Heuwagen ohne Schwierigkeit hindurchkann, auf die Gasse hinausgähnt und, wenn ihre Flügel offen

zed by Google

ſtehen, unten mit einem niedrigen, buntangeſtrichenen Gitter geſperrt wird. In die ſchiefſtehende graue Strohdecke der Giebel iſt in der Regel oben ein gerade geſtelltes Dreieck von Bretern eingeſetzt. Ueber dieſem ragen gewöhnlich zwei ſich kreuzende andere Breter empor, welche in der Geſtalt von Pferdeköpfen ausgeſchnitzt ſind und eine Erinnerung an die Roßopfer des Heidenthums ſein mögen. Vielleicht verband ſich damit einſt der Glaube, daß ſie, als Zeichen der dem Gotte dargebrachten Gabe, dem Hauſe Segen brächten und es vor Unglück, namentlich vor dem Gewitter, ſchützten. Sei dem wie ihm wolle, neben dem vermeintlichen heidniſchen Blitzableiter niſtet faſt ohne Ausnahme der Storch mit ſeinem Weibchen, und nicht ſelten klappern ſogar in zwei Neſtern auf einem Dache dieſe menſchenfreundlichen Vögel ihren Jungen ihr Wiegenlied vor.

Ein ungemein hübſches ländliches Bild! Dennoch würde ein ſolches Haus mit ſeinem rauchgeſchwärzten Dache und ſeinen dunkelgrünen Moosklumpen auf Firſt und Giebel ziemlich trübſelig ausſehen, wenn der Bewohner nicht dafür Sorge getragen hätte, ihm die bunteſten Mauern zu geben, die eine Bauernphantaſie zu erdenken im Stande iſt. Die Wände ſind von Balkenwerk, welches meiſt einen ſchwarzen Anſtrich hat, und in deſſen Quadrate bisweilen weiße oder gelbe, bisweilen rothe Ziegeln mit weißgetünchten Fugen, mitunter auch ſchwarze, weiße, rothe und gelbe Ziegeln zugleich eingelaſſen ſind. Dieſe ſtellen phantaſiereiche Baukünſtler, vorzüglich unter dem Vordergiebel, zu allerlei Muſtern und Figuren, Roſetten, Dreiecken, Sternen, Kreiſen und Halbkreiſen zuſammen — eine rohe Moſaik, die den um die Ecke Biegenden zuweilen beinahe erſchreckt und ſich in einzelnen Fällen faſt wie die Teppiche ausnimmt, welche ſparſame Hausfrauen aus allerhand Tuchläppchen zuſammenzunähen pflegen. Andere haben es geſchmackvoller gefunden, die Zwiſchenräume zwiſchen den Pfoſten mit ſchreienden Farben zu übertünchen, und dann kommt es vor, daß einem Roſenroth oder Dottergelb aus dem rußſchwarzen Balkenwerke in die Augen ſticht. Rechnet man dazu den zeiſiggrünen oder himmelblauen Anſtrich der Dachluken und Pferdeköpfe, der Fenſterrahmen und Thorgewände, die Sprüche oder Buchſtaben und das Schnitzwerk an der Einfahrt, ſo läßt ein ſolches Gebäude im Punkte des Farbenreichthums nichts zu wünſchen übrig, und die Eintönigkeit des Daches iſt mehr als die künſtleriſche Gerechtigkeit verlangen kann, ausgeglichen. Die Fenſter befinden ſich auf der dem Wege entgegengeſetzten ſchmalen Seite des Hauſes und ſehen nach dem Garten hinaus. Die langen Seiten haben gewöhnlich nur Stalluken, in ganz alten Häuſern aber auch dieſe nicht.

Tritt man durch die Einfahrt ins Innere eines ſolchen wunderlichen Gebäudes, ſo bietet ſich ein womöglich noch ungewöhnlicherer Anblick. Man ſteht ſich auf der „Dehl", in einem Raume, der zugleich Dreſchtenne, Vieh-

Digitized by Google

ſtall, Scheune und Küche iſt. Auf der Tenne, welche die Mitte einnimmt, liegen Strohbündel und Körnerhaufen, an denen Hühner naſchen. Von den Seiten her ſchauen rechts, die Ohren ſpitzend, Pferde, links die gehörnten Köpfe und die ewigkauenden Mäuler von Kühen aus ihren Ständern. Im Halbdunkel des Hintergrundes erhebt ſich, mit blinkendem Meſſing- und Blechgeſchirr umhangen, ein gewaltiger Kamin. Ueber deſſen Flamme ſiedet puffend und praſſelnd ein Keſſel mit Speckſuppe, oder jütiſche Töpfe mit Klößen — die beiläufig bemerkt eine Speiſe für Straußenmagen ſind — ſenden ihren Dampf dem Rauche nach, der in bläulichen Wölkchen ſich zwiſchen den Stangen verliert, welche die Decke bilden, und auf denen die letzte Ernte des Hausbeſitzers lagert.

Zu beiden Seiten des Herdes öffnen ſich Thüren, von denen die zur Rechten in die „Dörns", die zur Linken in den „Peſel" führt. Die Dörns iſt Wohn- und Schlafſtätte der Hausbewohner. Hier ſteht in mächtigen Truhen, die mit Schnitzwerk, greller Malerei oder Arabesken von Eiſenblech verziert ſind, der Kleider- und Leinwandſchatz der Hausfrau. Hier befindet ſich ferner, faſt überall mit dem Bilde eines ſpringenden Pferdes geſchmückt, ein niedriger eiſerner Ofen, auf dem der „Stulper", eine meſſingne Stürze zum Warmhalten der Speiſen, nicht fehlen darf. Hier hängt am Deckbalken neben dem Raſirmeſſer die Flinte des Hausherrn, und hier ſteht das Spinnrad, an dem — ich zeichne hier ein beſtimmtes, mir liebgewordenes Haus — Großmutter ſitzt und dem flachsköpfigen Neſthäkchen eine Sage von „de Unnererſchen" im Kindelberge erzählt, während Großvater, den Kopf in die Hände geſtützt, in der Poſtille die Buchſtaben zuſammenklaubt, die vor den alten Augen verſchwimmen wollen. Ich ſagte, die Dörns ſei auch Schlafſtätte. Allein es fehlen die Betten. Da ſchließt die Hausfrau eine der Schrankthüren auf, welche die ganze eine Wand einnehmen, und ſiehe, da ſind ſie, die Kiſſen und Pfühle, rund und voll zum Zerplatzen und ſo tief, daß man fürchten kann, auf Nimmerwiederkehr verſinken zu müſſen, wenn man ſich ohne Vorſichtsmaßregeln hineinwagte.

Der Peſel iſt die Putzſtube, das Allerheiligſte, der Ort für die Haupt- und Staatsactionen im Leben des Landmanns. Hier werden die Hochzeiten, die Kindtaufsſchmäuſe und — wenn eine Seele in die himmliſche Dörns abgerufen iſt — die Leichenеſſen gehalten. Hier wird der Fremde einquartiert. Hier ſieht man bei den Wohlhabenden Stühle und Tiſche von polirtem Holz, Polſterſophas, modiſche Lampen und Silbergeſchirr, bisweilen Teppiche und Tapeten, vor allem aber — ich kann mir einen ſächſiſchen Bauer gar nicht mehr ohne ſie vorſtellen — eine gute Auswahl ſilberbeſchlagener Meerſchaumpfeifen.

Für die Milchkammer gibt es einen eignen Anbau. Das Geſinde hat

Digitized by Google

ſeine Betten neben den Viehſtänden. Feſtlichkeiten, die viel Raum erfordern, werden auf dem „Dehl“ abgehalten, und ein Erntetanz in dieſem Halbdunkel vor dem flackernden Herdfeuer und unter den rauchumhüllten Stangen des Getreidebodens, an deren mittelſter ein mit Lichtern beſteckter, laubumwundener Reifen als Kronleuchter herabhängt, möchte mit ſeinen Lichtreflexen keinen übeln Gegenſtand für den Pinſel eines Genremalers abgeben.

Aſcheffel war am 18. April 1848 Schauplatz eines glücklich ausgeführten Ueberfalls, bei welchem die deutſchen Freiſcharen eine Feldwache von zwanzig däniſchen Dragonern gefangen nahmen. Für mich hat es aber noch eine andere Merkwürdigkeit, die ich nicht unerwähnt laſſen darf. Unter ſeinen Höhen liegt das ſchönſte Pfarrhaus, das ich bisher geſehen, mein Begleiter meinte ſogar, das ſchönſte in den ganzen Herzogthümern. Schleswig-Holſtein iſt das Paradies der Herren vom ſchwarzen Rocke. Hier ſcheint das Paradies dieſes Paradieſes zu ſein. Es iſt eine Miſchung von Städtiſch und Ländlich, von Behagen und Eleganz, wie ich mir ſie nicht wol anmuthiger träumen könnte. Ein rothes Ziegeldach, von Büſchen und Bäumen beſchattet, eine granitne Freitreppe, große hohe Fenſter und Flügelthüren, die aus grünbewachſenen Wänden blicken, geſchmackvoll möblirte Zimmer, darunter ein Salon und eine Blumenſtube, ringsum ein hügeliger Garten mit Schattengängen und Lauben zwiſchen Ziersträuchern, mit engliſchem Raſen und blühenden Beeten, mit Forellenteichen und murmelnden Wieſenbächen, ſeltne Tauben und Hühner im Hofe, ein Storchneſt auf dem Scheunendache zur Linken, vor der Front auf einer Anhöhe ein hübſches Buchengehölz, dazu keine Viertelſtunde vom Hauſe ein ſo herrliches Panorama, wie das, welches ich vorhin zu malen verſuchte — Herz, was willſt du mehr, und wenn ich nicht Ihr Reiſender wäre, möchte ich trotz alledem und alledem wol Paſtor in Aſcheffel ſein.

Wir ſprachen vor. Der Pfarrer — er iſt, wenn ich recht hörte, ein Bruder des ehemaligen ſchleswig-holſteiniſchen Kriegsminiſters Jacobſen — war nicht zu Hauſe. Schade, er ſoll ein liebenswürdiger Mann ſein! Allein was ich von meinem Führer vernahm, hätte ich von dem Paſtor wol ſchwerlich erfahren. Ich ſagte: trotz alledem und alledem, weil die Pfarrhöfe Südſchleswigs und insbeſondere die hier gelegenen bei Lichte beſehen in gewiſſem Maße nichts mehr und nichts weniger als anmuthige Gefängniſſe ſind.

Haben Sie jemals gehört, daß jemand, um zu leimen, ſich des Scheidewaſſers bediente? Sie ſchütteln den Kopf. Es ſcheint Ihnen ein Widerſpruch, ein ſchlechter Witz, eine Verrücktheit. Der däniſchen Logik muß dies nicht ſo vorkommen. Oder zwingen die Verhältniſſe zu ſolchen Verſuchen wider die Natur? Gleichviel, man will in Kopenhagen den Geſammtſtaat d. h. die Zuſammenleimung der verſchiedenen „Provinzen des Reichs“, und ſiehe da, man gießt ſtatt eines Bindemittels zwiſchen zwei dieſer Provinzen und Däne-

Digitized by Google

mark und dann wiederum zwischen diese beiden Provinzen für sich das schärfste Scheidewasser, dessen man habhaft werden kann. Was das Allgemeine dieses auf alle Fälle neuen und für uns sehr tröstlichen Verfahrens betrifft, so ist dem deutschen Publicum von anderer Seite her die nöthige Aufklärung ertheilt worden, und ich kann mich darauf beschränken, ein Beispiel anzuführen, wie dieses dividirende Additionssystem im Kleinen und Einzelnen in Vollzug gesetzt wird.

Jeder Staatsdiener bedarf, wenn er auch nur auf einige Stunden aus Schleswig nach Holstein gehen will, wenn er sich auch nur eine halbe Meile über die südliche Grenze zu entfernen beabsichtigt, dazu der speciellen Erlaubniß der ihm vorgesetzten Behörde. Vor allem gilt dies von den deutschen, und im Geruche zweifelhafter Gesinnung stehenden Beamten, am meisten von den verdächtigen Pfarrern in Südschleswig. Sie sollen überhaupt nicht nach Süden blicken. Aller Zusammenhang mit dem dortigen Volke soll nach Möglichkeit abgeschnitten werden, versteht sich, immer im Interesse des Gesammtstaats. Das kommt für manche geradezu dem Hausarrest gleich. Wer von den Pfarrern aus einer Propstei in die nächste zu reisen vorhat, muß dies mit Angabe des Grundes dem Propsten, wer aus dem Herzogthume nach Holstein will, dem Bischofe melden und um Genehmigung bitten. So ist es geschehen, daß Pastoren ohne Gesuch und Anfrage von Friedrichstadt nach Friedrichsort (zehn Meilen voneinander) reisen konnten, während ein Pfarrer, der von Holtenau nach Düsternbrook (eine halbe Meile) gerufen war, um eine Taufe zu vollziehen, die Einladung abschlagen mußte, weil er natürlich innerhalb der gegebenen Frist die Erlaubniß dazu vom Bischof nicht einzuholen vermochte. Es ist wahr: „Der Unsinn fängt an komisch zu werden."

Noch unsinniger und komischer aber ist folgende verbürgte Geschichte aus diesem Zusammenhange. Pfarrer Alberts will nach dem Osterfeste eine Verwandte nach Holstein bringen. Er gibt vierzehn Tage vorher das vorschriftsmäßige Gesuch beim Propst Martens ein, mit dem Ersuchen, es beim Bischofe zu bevorworten. Es kommt keine Antwort und er muß den Plan aufgeben. Er richtet nun ein Schreiben direct an den Bischof, worin er sagt, die Reise sei unterblieben, und er bitte, ihm die Genehmigung für ein ander Mal aufzuheben. Er erhält sofort eine Antwort, in welcher ihm bemerkt wird, es sei ihm deshalb bis jetzt noch kein Bescheid ertheilt worden, weil der Propst Bedenken gehegt habe, ob das Gesuch nicht vielleicht auf Stempelpapier hätte geschrieben sein müssen. Er, der Bischof, habe dies selbst nicht gewußt und deshalb in Kopenhagen angefragt. Damit schien die Sache erledigt. Aber wer schildert die Bestürzung des unseligen Pastors, als er einige Tage nachher ein Schreiben von der Hardesvogtei erhält, worin ihm ein Verweis gegeben und er in eine Brüche verurtheilt wird, weil er zu seinem Gesuche kei-

nen Stempelbogen zu zwölf Schilling genommen habe. Also die Unwiſſenheit, zu welcher ſich der wohlbeſtallte und wohlgeſinnte Propſt und der noch beſſer däniſch geſinnte Biſchof bekannten, war bei dem armen Landgeiſtlichen ein ſtrafwürdiges Verbrechen — fürwahr, eine melancholiſche Komik!

Mit däniſchen Geiſtlichen nimmt man es nicht ſo genau. Dieſe reiſen ungehindert und ohne irgendwelche Anfrage nach Fühnen und Seeland. Die deutſchen aber müſſen die Regel ganz ſtrict auffaſſen; denn Propſt Martens hat überall ſeine Späher und Berichterſtatter, und die geringſte Uebertretung würde das Damoklesſchwert herabfallen machen, welches über den Häuptern aller dieſer Mißliebigen hängt.

Wie ſehr ſie ſich zu hüten haben, welche Geringfügigkeiten man ihnen aufſticht und welcher Schurken man ſich gegen ſie bedient, kann eine andere Anekdote aus dem Munde meines mit allen dieſen Zuſtänden wohlbekannten Begleiters zeigen, mit der ich für heute ſchließen will.

Sie kennen die Hetzjagd, welche die Dänen eine Zeitlang auf alle Symbole der Erhebungszeit anſtellten. Man that, was man konnte, ſtrafte die unſchuldigſten Dinge als Majeſtätsverbrechen, erreichte aber doch nur, daß die verpönten Zeichen von der Straße ſich in die Häuſer flüchteten, wo ſie als Andenken an die Vergangenheit und zum Gebrauch für die Zukunft aufbewahrt werden. Nun hatte ein Schulmeiſterlein im Dorfe Wittenſee im Jahre 1849 ſeine Begeiſterung für die deutſche Sache unter andern dadurch bethätigen zu müſſen geglaubt, daß er in ſein Protokollbuch eine ſchwarzroth-goldene Verzierung gemalt hatte. Der Schulinſpector, Paſtor Bolten, tadelte dieſe Ungehörigkeit bei der Viſitation, vergaß jedoch, als er ſein Vidi darunter ſetzte, die Ausradirung dieſes Erguſſes ſchulmeiſterlicher Vaterlandsliebe zu veranlaſſen. Später kam ein anderer Lehrer, von der Regierung eingeſetzt, darüber, und das erſte, was er bei der nächſten Viſitation that, war, daß er das Buch aus der Taſche zog, um es dem Propſte zu zeigen. Seine Collegen redeten es ihm aus, und einer derſelben benachrichtigte den Pfarrer von dem beabſichtigten Streiche. Dieſer ließ den Lehrer bitten, ihm das corpus delicti zu bringen, damit er die anſtößige Spielerei vernichten könne. Der Betreffende erſchien erſt nach einigen Tagen und ohne das Buch. Ein Gendarm habe es ihm abgefordert, ſagte er. Der Elende hatte es jedoch freiwillig zum Hardesvogt befördern laſſen, und bald nachher bekam der Paſtor vom Propſten den Befehl, ſich zu verantworten, ja es fehlte wenig, ſo hätte man ihn als Mitſchuldigen an aufrühreriſchen Handlungen in Strafe genommen. Der Angeber dagegen, der ſeinen Eifer für das Dänenthum außerdem dadurch bethätigte, daß er in daſſelbe Protokollbuch zu dem Namen des Propſten Nielſen, eines der ehrenwertheſten Geiſtlichen des Landes, das Schimpfwort „Inſurgentenhäuptling" geſchrieben hatte, und welcher ſpäter

Digitized by Google

mit Hinterlaſſung von Schulden plötzlich von ſeinem Dienſte entlaufen und vagabondirend im Lande herumgezogen war, iſt gegenwärtig — virtuti corona! mit einer der fetteſten Stellen im Herzogthume bedacht.

Von dem durch die originelle Grobkörnigkeit ſeiner Bauern weit und breit berühmten Brekendorf, wo es unter achthundert Einwohnern nur drei oder vier Familiennamen gibt, von einigen andern Curioſitäten der hüttner Berge und von unſerer Mondſcheinſchwelgerei während einer Kahnfahrt auf dem Wittenſee, in deſſen Nähe wir übernachteten, erzähle ich Ihnen einmal mündlich. Was von Rendsburg zu ſagen iſt, ſoll der Anfang meines nächſten Schreibens mittheilen. Für heute muß ich Ihnen Lebewohl ſagen; denn ſchon wieder iſt die Datumsangabe der erſten Zeile nur für den erſten Bogen noch richtig. Adieu denn, in einigen Stunden fliege ich nach Schleswig, wo eine reichere Blumenleſe bevorſteht.

Aus dem Odenwalde.

Der Odenwald gewährt eine Fülle reicher Naturgenüſſe. Enge Thäler, von raſchen Bergwaſſern durchſtrömt, mit kleinen, aber originellen Städtchen erfüllt und mit Schlöſſern und Burgen geſchmückt, öffnen ſich hier und dort, und wenn auch den Scenen eigentliche Großartigkeit abgeht, ſo bieten doch die Gruppirungen von Fels, Wald und Gewäſſer einen überaus maleriſchen Anblick. Auch gewährt dieſer kleine Gebirgszug ein eigenthümliches Intereſſe noch durch ſeine Bewohner. Das Volk hier iſt in ſeinem unverfälſchten Weſen eine wahre Fundgrube für Studien. Die Bauern des Odenwaldes gehören in der Abgeſchloſſenheit ihrer Sitten und Gebräuche und ihrer ganzen Natur nach zum wahren Volke. Auch ihre Sprache, obwol etwas rauh, enthält viel Originelles. Eine der reizendſten Partien dieſes kleinen Gebirges bildet das Mimlingthal, wo in einem mehre Stunden langen und mit dem Sammet des friſcheſten Wieſenteppichs bekleideten Thale, durch das der Fluß ſich ſchlängelt, fünf Städtchen hintereinander folgen, mit zerſtreuten Mühlen, Eiſenſchmelzen und Hammerwerken abwechſelnd und in einem Kranze fruchtreicher Gärten belegen. Das erſte Städtchen, welches ich, von Beerfelden ins Thal hinabſteigend, begrüßte, war Erbach, früher eine der kleinen Reſidenzen, von denen Deutſchland wimmelte, Hauptort der 11 Quadratmeilen großen Grafſchaft Erbach. Die Grafen von Erbach hatten am Hofe von Kurpfalz einſt das Schenkenamt und hießen daher die Schenken von Erbach, und das gräfliche Schloß iſt ſeiner Kunſtſchätze aus Italien und dem deutſchen Mittelalter wegen ſehenswerth. Der 80 Fuß hohe Thurm, maleriſch mit Epheu

Digitized by Google

umrankt, verräth ein hohes Alter. Der Rittersaal, eine hochgewölbte Halle, mit Wappen und bunten Glasfenstern geschmückt, enthält berühmte Helden in ihren Rüstungen und komisch nimmt sich neben diesen Heldengestalten die Rüstung eines drei Spannen langen Zwerges aus, der bei einem Hochzeitsmahle in einer Pastete verborgen aufgetragen ward und zu aller Vergnügen daraus hervortretend die Braut in zierlicher Rede begrüßte. In der alterthümlichen Begräbnißkapelle sieht man die Grabsteine der Erbacher, unter ihnen den Sarkophag, der die Asche Eginhards und Emmas birgt; er stand früher vergessen in der dunkeln Sakristei eines Benedictinerklosters zu Seligenstadt und wurde hierher gebracht, weil sich die Grafen der Abkunft von jenem Liebespaare rühmen. Allerliebst ist der Landsitz Eulbach und ausgezeichnet durch seinen großen Thiergarten. Gern schweift von den höheren Punkten dieses Parks der Blick über die tiefen, ruhigen Waldungen und einsamen Bergschluchten nach den blauen Höhen des Spessart und der Brust wird es wohl in dieser würzigen Bergesluft. Für die Schönheit dieses Lustwaldes vortheilhaft ist ein See, in dessen Mitte eine Kapelle steht; den Alterthumsforscher ziehen die zahlreichen römischen Denkmäler an, die in den Umgebungen des nahen Dorfes Würzberg, wo ein römisches Lager stand, ausgegraben worden sind. Der Odenwald bildete einst einen Theil des hercynischen Waldes und war Jahrhunderte durch seiner undurchdringlichen Wälder und Sümpfe wegen fremder Eroberungssucht verschlossen. Da drangen die Römer, wahrscheinlich unter Hadrian, in seine unwirthbaren Schluchten ein, auf der einen Seite vom Maine her bis Obernburg und auf der andern vom Neckar in der Gegend bei Eberbach.

Nach guter Bewirthung im Gasthause zum „goldenen Adler" besuchte ich den Erdbach, der unsern Erbach sich in die Erde verliert und nach einer Viertelstunde bei Stockheim wieder hervorkommt. Ein reizender Weg durch das Thal führt nach Michelstadt, dem bedeutendsten Orte der ehemaligen Grafschaft, einst Sitz der Regierung und angeblich von Eginhard erbaut. Das Städtchen hat eine wahrhaft malerische Lage, verschönert durch die Klosterruine Steinbach und das alte Schloß Fürstenau mit kühn gesprengtem Thorbogen und belebt durch Hammerwerke und Schmelzöfen. Die Kirche, ein Denkmal gothischer Baukunst, enthält in der angrenzenden Sakristei viele Incunabeln aus den Jahren 1451—98, gedruckt durch Johannes Faust und Peter Schöffer.

Unterhalb Fürstenau, bei Zell, erweitert sich das schöne Mimlingthal. Ueber König, einen Flecken mit Schloß und Kirche auf steiler Anhöhe, Höchst, ein ehemaliges Benedictinerkloster, das zu Fulda gehörte und dessen Einkünfte seit der Reformation zu wohlthätigen Zwecken angewiesen sind, kam ich nach Neustadt. Burg Breuberg, der zu Füßen Neustadt liegt und die stolz über üppige Buchenhaine sich erhebt, heißt die Krone des Odenwaldes, und nicht

Digitized by Google

mit Unrecht, wenigstens steht sie oben an unter den Orten und Burgen, die, wie Perlen eine schöne Stirn, diademartig das liebliche Mimlingthal schmücken. Ich bestieg die alte Veste in der Hoffnung, eine weite Fernsicht zu gewinnen. Die höheren Berge aber ringsum verhindern solche und man blickt nur in die waldigen Schluchten der Nähe. Dennoch ist der Aufenthalt reizend. Die Gärten, die das Schloß umgeben, ertönten vom Schlage der Nachtigallen und aus den Thälern rundum erklang das Gepoch der nahen Hammerwerke. Wieder stand ich auf classischem Boden. Jene Römer der 22. Legion, die unter Titus Jerusalem stürmte und nachher in Mainz ihr Lager aufschlug, haben zahlreiche Spuren ihres Aufenthaltes auch hier zurückgelassen. An die Stelle einer römischen Veste trat später die deutsche Burg, deren Mauern noch jetzt die Jahreszahl 1204 tragen und nach der die Edeln von Breuberg, Lehnsleute des Stiftes Fulda, sich nannten. Der starke Thurm gilt noch als römisch; freilich ist man mit solcher Benennung oft zu schnell bereit; das Mittelalter war wahrhaftig nicht minder großer Werke fähig. Schloß und Gegend hatten viel von Tilly, mehr noch von Turenne zu leiden. Letzterer ließ auch den ganz in Felsen gehauenen tiefen Brunnen verschütten. Was ist doch alles Leiden eines dreißigjährigen Krieges gegen die Schmach, die uns durch die vandalische Zerstörungswuth jener Franzosen angethan ward. Das Herz sollte jedem Deutschen in Zorn aufwallen, wenn er dieser Frevelthaten gedenkt, der Trümmer des heidelberger Schlosses, des Klosters Hirsau, der entheiligten Dome von Worms und Speier. Doch nicht den Fremden wollen wir zürnen, vielmehr uns selbst. Was ein Volk leidet, hat es selbst verschuldet.

Der letzte Ort des Mimlingthales ist Obernburg, schon am Main gelegen, ihm gegenüber im romantischen Thale des Spessart Elsenfeld, beide Marktflecken römischen Ursprungs. Der sogenannte „Pfahlgraben" lief hier über den Main nach Trennfurt, und sogar die Benennung Obernburg leitet man von den Römern her, von castellum superius, im Gegensatz von dem stromabgelegenen Niedernburg. Eine römische Hauptstraße, die sich von Mudau im Odenwalde gegen Frankfurt hinzog, sowie die alte Geleitsstraße berührten Obernburg. Ihm schräg gegenüber oberhalb am Main auf Rebenhügeln liegt Erlenbach, in welchem der gewürzreiche rothe Mainwein gebaut wird. Zwischen hier und Elsenfeld ist das Damsfeld (campus damnatus), auf dem einst Caracalla eine blutige Schlacht gegen die Deutschen verloren haben soll. Es waren Katten, die damals dem römischen Kaiser gegenüberstanden, ein Theil des großen Völkerbundes der Alemannen, der mit diesem Kampfe zugleich zum ersten Male in der Geschichte erscheint. Durch Künste der List und Treulosigkeit hatte Caracalla die Alemannen gewonnen; doch als einst ihre junge Mannschaft sich bei ihm versammelte, um in seinen Sold zu

Digitized by Google

treten, wurden plötzlich auf ein gegebenes Zeichen sämmtliche deutsche Jünglinge niedergemacht. Dies gab die Ursache zum Kriege ab. Mit furchtbarer Erbitterung stritten die Deutschen. Caracalla zog sich zurück, nachdem er deutsche Tapferkeit und Rache kennen gelernt hatte. Noch findet man hier viele römische Grabhügel und Waffen. Auch führt ein Graben den Namen des Blutgraben, und selbst der Name des nahen Dorfes Streit und Wallstadt (Wahlstadt) wird hierauf bezogen. Und auch an einen andern römischen Kaiser mahnt diese Gegend, an Julian, den Apostaten, welcher, ehe er seine für das Aufblühen des Christenthums so verderbliche, sonst aber für die Erhaltung des römischen Reiches so förderliche Regierung antrat, blutigen Krieg mit den Deutschen führte. Schon hatte er bei Straßburg über sieben alemannische Könige einen glänzenden Sieg erfochten und suchte jetzt von Mainz aus auch in die Waldungen des Spessart vorzudringen. 800 Mann schickte er auf Schiffen den Main hinan; er selbst folgte auf der linken Seite desselben. Sengend und brennend schritt das Heer vor. Die Weiber flüchteten mit ihren Kindern aus den Dörfern, aber die Männer zogen sich zusammen, und noch war Julian nicht weit vorgedrungen, da berichtete man ihm, daß die Alemannen sich in die dichte Waldung zurückgezogen und alle Zugänge derselben mit gewaltigen Bäumen versperrt hätten. Ueberdies fing die Gegend an, den Römern unheimlich zu werden. Berg und Flur lagen mit tiefem Schnee bedeckt und eine schneidende Kälte wehte den Italienern entgegen, an die sie sich noch nicht gewöhnt hatten. Julian eilte zurück in seine Städte am Rhein.

Berühmt im Odenwalde sind durch Volkssagen zwei Geisterburgen, Rodenstein und Schnellert. Erstere liegt unweit Eberbach, letztere bei Oberkainsbach, beide als Ruinen. Auf dem verfallenen Ritterschlosse Schnellert soll der unheilverkündende Geist und wilde Jäger Lindenschmidt seinen Sitz haben; er wird nur beim Herannahen außerordentlicher Weltbegebenheiten rege, vorzüglich vor dem Ausbruch eines Krieges, wo er in Heereshaufen von Geistern von seiner Burg in die des Rodensteins einzieht. Deutlich wollen die Landleute jener Gegend den nächtlichen Zug von Reitern, Wagen und Heergeräthe gehört, aber niemals gesehen haben. Kehrt das Geisterheer bald wieder zurück, so hat die Sache nicht viel zu bedeuten; bleibt es aber lange entfernt, so ist ein böser Krieg zu erwarten. Den Ursprung jener Sage sucht das Volk in der Geschichte des Ritters von Hohenstein, der nur in Jagd und Fehde hier seine Freude fand. Einst aber ward er auf einem Turnier zu Heidelberg, das der Pfalzgraf bei Rhein ausgeschrieben und in dem er alle Gegner vom Sattel stach, durch die Reize des Fräulein von Hochberg, die ihm als Königin des Festes den köstlichen Ritterdank ertheilte, besiegt, gestand und erhielt er Liebe. In Mariens Arm vergaß der Ritter seine frühere wilde Jagd- und Streitlust; aber plötzlich bei einer Jagd durch einen wilden Grenznachbar be-

Digitized by Google

leidigt, erwachte ſie mit verſtärkter Gewalt. Hohenſtein rüſtete ſich zu blutiger Fehde. Vergebens ſtrebte Maria, die ein ſüßes Pfand ihrer Liebe unter dem Herzen trug, ihn von dieſem Kampfe zurückzuhalten, indem ihr eine trübe Ahnung ſagte, er werde nicht lebend aus demſelben zurückkehren. Wüthend ſchleuderte er die Flehende zurück. Ohnmächtig ſank ſie an der Pforte hin, kam bald darauf mit einem todten Knaben nieder und folgte ihrem Kinde noch an demſelben Tage. Da erſchien dem im Dickicht unfern der Burg auf ſeinen Feind lauernden Ritter eine bleiche Geſtalt mit einem Kindlein im Arm. Hohenſtein erkannte ſeine Gattin und ahnte mit Entſetzen den Zuſammenhang dieſer wunderbaren Erſcheinung. „Ruhe fliehe dich!“ rief ihm klagend die Geſtalt zu. „Raſtlos künde von Burg zu Burg ziehend dein Geiſt dem Volke Krieg und Unheil!“ ſo ſprach ſie und verſchwand. Und das Schickſal ging in Erfüllung. Der Ritter fiel im Gefecht mit ſeinem Feinde. Seitdem aber zieht das Geiſterheer allnächtig aus von Schnellert nach Rodenſtein und zurück, ſo oft drohende Ereigniſſe das Vaterland bedrängen. Die ehemalige kurpfälziſche Regierung hat zu verſchiedenen Zeiten Berichte und Zeugenverhöre von dem Ausziehen des Lindenſchmidts aufnehmen laſſen, aber nie deren Reſultate bekannt gemacht. Der letzte Umzug des Geiſtes ſoll im December 1845 geſchehen ſein. Wahrſcheinlich wird der Lärm durch die in Gebirgsgegenden ſo oft vorkommenden Windzüge veranlaßt.

Ueber die Taktik im gegenwärtigen Kriege,

im Gegenſatz zu der ſeither Norm geweſenen napoleoniſchen Kampfmethode.

Wer die Gefechtberichte aus der Krim, die ruſſiſchen wie die franzöſiſchen, mit Aufmerkſamkeit geleſen und hier und da Gelegenheit gehabt hat, mit einem Augenzeugen der dortigen Kämpfe zu ſprechen, wird ſich ſchwerlich der Bemerkung haben entſchlagen können, daß in dieſem blutigen Ringen von Maſſe gegen Maſſe nicht mehr die alte Taktik die Leitung in den Händen hält, die wir mehr aus Gewohnheit, als mit voller Rechtsbegründung die napoleoniſche nennen; im Gegentheil, daß die moderne Fechtkunſt in einer Umwandlung begriffen iſt, — nicht aus Caprice oder weil ein genialer Kopf neue taktiſche Formen entdeckt hat, ſondern weil die während des langen Friedens verbeſſerten und neu geſtalteten Waffen eine neue Verwendung erheiſchen.

Bevor ich auf eine nähere Begründung dieſer Behauptung eingehe, wird es am Orte ſein, hier feſtzuſtellen, wie die ſogenannte alte Taktik geweſen iſt, um aus dem Vergleich der heutigen mit ihr nicht nur auf den zwiſchen beiden beſtehenden Unterſchied, ſondern zugleich auf die Richtung ſchließen zu können,

nach welcher ſich die Umgeſtaltung hinbewegt. Denn ſie iſt durchaus noch keine vollendete und ob dieſelbe im Laufe dieſes Krieges zum Abſchluß kommt, wird davon abhängen, ob ein bedeutender Kopf während ſeines Verlaufes an die Spitze irgendeiner Armee berufen werden wird, oder nicht. Ich kann aber, um für den obigen Zweck feſtzuſtellen, wie die „alte Taktik“ geweſen iſt, nichts Beſſeres thun, als wenn ich die meiſterhafte Charakteriſtik hier hinſetze, die der preußiſche General Karl von Clauſewitz in ſeinem hinterlaſſenen Werke „Vom Kriege“, von der Gefechtskunſt ſeiner Zeit gegeben hat. Clauſewitz ſagt: „Was thut man jetzt gewöhnlich in einer Schlacht? Man ſtellt ſich in Maſſen, neben- und hintereinander geordnet ruhig hin, entwickelt verhältnißmäßig nur einen geringen Theil des Ganzen und läßt ſich dieſen in einem ſtundenlangen Feuergefecht ausringen, welches durch einzelne kleine Stöße von Sturmſchritt, Bajonett- und Cavalerieanfall hin und wieder unterbrochen und etwas hin- und hergeſchoben wird. Hat dieſer eine Theil ſein kriegeriſches Feuer auf dieſe Weiſe nach und nach ausgeſtrömt und es bleiben nichts als die Schlacken übrig, ſo wird er zurückgezogen und von einem anderen erſetzt. Auf dieſe Weiſe brennt die Schlacht, mit gemäßigtem Element, wie naſſes Pulver, langſam ab und wenn der Schleier der Nacht Ruhe gebietet, weil niemand mehr ſehen kann und ſich niemand dem blinden Zufall Preis geben will, ſo wird geſchätzt, was dem einen und dem andern übrig bleiben mag an Maſſen, die noch brauchbar genannt werden können d. h. die noch nicht ganz wie ausgebrannte Vulkane in ſich zuſammengefallen ſind; es wird geſchätzt, was man an Raum gewonnen und verloren hat, und wie es mit der Sicherheit des Rückens ſteht; es ziehen ſich dieſe Reſultate mit den einzelnen Eindrücken von Muth und Feigheit, Klugheit und Dummheit, die man bei ſich und ſeinem Gegner wahrgenommen hat, in einen einzigen Haupteindruck zuſammen, aus welchem dann der Entſchluß entſpringt, das Schlachtfeld zu räumen, oder das Gefecht am andern Morgen zu erneuern.“

Wie ſchön und klar dieſe Auseinanderſetzung über das Weſen und den Gang der Schlachten in der napoleoniſchen Epoche immerhin auch ſein mag, wird dennoch nichtsdeſtoweniger das nachſtehende Citat aus dem bekannten Werke „über den Nationalkrieg“ von Mieroslawski von den Leſern als eine willkommene Ergänzung betrachtet werden. Der genannte Verfaſſer läßt ſich über denſelben Gegenſtand etwa folgendermaßen vernehmen: „Da bei der napoleoniſchen Gefechtsanlage die Eigenſchaft des Bodens als eine Hauptfunction hervortritt, ſo laſſen ſich für die heutige (will ſagen napoleoniſche) Schlachtleitung a priori nicht jene geometriſchen Formen im voraus beſtimmen, die z. B. die Taktik der Alten, Friedrichs des Großen und Guiberts charakteriſiren. In den napoleoniſchen Schlachten entwickeln ſich die Maſſen ſelten zum Gliederfeuer. Das Feuer dieſer Art wird meiſt

durch Tirailleurketten, die Napoleon schon in allgemeiner Anwendung in der republikanischen Taktik vorfand, und durch das Geschützfeuer ersetzt, welches zur Zeit Napoleons erst eine erweiterte und unfehlbarere Wirksamkeit erhielt; die in Colonnen formirten Massen hingegen geben durch ihr Vorgehen und Zurückweichen gewissermaßen nur die Tempos der Schlacht an."

In den heutigen Schlachten gilt dies letztere durchaus nicht mehr. Man kann sagen, daß die Entscheidung, welche von den Tirailleurketten nicht gegeben, aber in jeder Hinsicht vorbereitet wurde, wiederum ungeschmälert an die Colonne zurückgekommen ist. General William Napier durfte in seiner Geschichte des Halbinselkrieges noch sagen: „Wir berufen uns öffentlich auf die erfahrensten Offiziere der Armee, welche mitgefochten haben, wo etwas Tüchtiges geschehen ist, in Aegypten, in Spanien, bei Waterloo, ob einer von ihnen jemals ein fechtendes Bajonett gesehen hat; ob sie im Felde oder auf der Bresche, auf der Ebene oder im Gebirge, jemals einen Kampf Mann gegen Mann, mit dem Bajonett gesehen haben?" Daß heute ein solcher Aufruf nicht ohne Erwiederung bleiben würde, darüber wird jeden, der sich die Mühe geben will, nachzuforschen, der erste beste russische oder französische Bericht belehren; will er indeß gründlicher gehen, so rede er mit einem betheiligten Militärarzt und lasse sich sagen, daß in den Ausfallgefechten die meisten Verwundungen vom Bajonett herrührten, aber auch in den Schlachten an der Alma, bei Inkerman und jüngst an der Tschernaja die eigentliche Entscheidung mit dieser Waffe gegeben wurde.

Diesem einen, durchlaufenden Unterschied entspricht es, wenn man neuerdings wiederum die Infanterie mehr zum Gliederfeuer — im Gegensatz zu den Tirailleurketten — entwickelt sieht. Für diese Erscheinung, wie für das Gelangen der Endentscheidung an das Bajonett läßt sich kaum ein anderes Motiv entdecken, als die enormen Verbesserungen, welche im Bereich der modernen Feuerwaffen vor sich gegangen sind. Das Bewußtsein, daß ein langhingehaltenes Feuergefecht beide Theile letztlich vernichten würde, führt, wie es scheint, gleich in der Einleitung der Schlacht die Hauptmassen aufeinander. Früher griff man nicht zum Bajonett, weil diese Kampfart eine viel blutigere war, als ein stundenlanges Schießen widereinander; heute ist es der Ausweg, den man begierig aufsucht, um damit der Consequenz der Sicherheit des Getroffenwerdens zu entgehen.

Es ist sicherlich nicht meine Ansicht allein, daß in dieser ungewissen Lage die Taktik sich nicht lange wird behaupten können. Die neue Methode ist keineswegs schon ein System. Aber wie gesagt, fragt es sich, ob letzteres schon im Laufe dieses Krieges festgestellt werden wird.

Digitized by

Shakespeare in Deutschland.

Shakespeares Werke. Herausgegeben und erklärt von Dr. Nicolaus Delius. Erster Band, sechstes Stück. Elberfeld, Friderichs. —

Die sechste Lieferung, mit welcher der erste Band geschlossen ist, benutzt Herr Delius dazu, sich wegen der Ausführung seines Unternehmens gegen den bedeutendsten seiner Gegner, Herrn Mommsen, zu rechtfertigen. Er gibt einige von den Ausstellungen des letztern zu, bei andern erklärt er, bei seinem bisherigen Princip zu beharren. Wir lassen uns hier auf die einzelnen Streitfragen nicht ein, wir wollen nur einen Punkt hervorheben, der in dem Streit noch keine Erledigung gefunden hat, nämlich die Frage, was für ein Publicum der Herausgeber sich bei seinem Werk zu denken habe. Herr Delius sucht diese Frage zu umgehen, da jedes Werk sich erst ein bestimmtes Publicum schaffen müsse, indeß läßt sich in diesem Fall doch wenigstens einigermaßen die Grenze feststellen.

Für den eigentlichen Gelehrten soll das Werk nicht sein; für diesen würde der kritische Apparat nicht ausreichen, für ihn würde auch manches, was hier geboten wird, überflüssig sein. Das Werk kann also nur auf dasjenige Publicum Rücksicht nehmen, welches der englischen Sprache mächtig ist, aber nicht soviel Studien gemacht hat, um Shakespeare ohne Commentar verstehen zu können. Dies Publicum wünscht 1) hinreichende Worterklärungen, 2) Sacherklärungen in Beziehung auf die literarischen und andern Anspielungen, auf Theatergebräuche und dergleichen, 3) Mittheilung der Quellen, aus denen Shakespeare geschöpft hat. Was den kritischen Apparat betrifft, so wäre Vollständigkeit hier nicht blos überflüssig, sondern störend. Man wünscht nur die Mittheilung derjenigen Lesarten, die sich auf eine gewichtige Autorität stützen und ganz kurze Angabe der Gründe, warum Herr Delius sie nicht annimmt. — Dies werden die leitenden Gesichtspunkte sein müssen. In der Ausführung wird nun immer der eine noch dies, der andre jenes zu wünschen haben, wie denn auch Herr Mommsen manche Einwendung gemacht hat, die allgemeine Billigung finden wird. Die gegenwärtige Ausgabe ist allen bisherigen deutschen Ausgaben Shakespeares so bedeutend überlegen, daß man von jenen Ausstellungen gern absehen kann.

Aber eine Einwendung müssen wir gelten lassen, weil sie eine ganz praktische ist. Für das Publicum, welches wir im Auge haben, ist das Werk zu theuer. Zwar hat der Verleger versprochen, mit dem zweiten Bande eine Preisermäßigung eintreten zu lassen, aber auch so wird der Preis für die nächsten sechs Bände doch immer noch ungefähr neunzehn Thaler betragen. Nun wird zwar allerdings für diesen Preis sehr viel geboten, dem Umfang wie dem Inhalt

Digitized by

nach; aber es bleibt doch immer ein großer Uebelstand und was der Verfasser und der Herausgeber thun können, um den Preis zu ermäßigen, wird ein bleibender Gewinn für das Werk sein, dem wir im Interesse der allgemeinen Literatur eine recht große Verbreitung wünschen. —

Neueste Sammlung ausgewählter griechischer und römischer Classiker.

Verdeutscht von den berufensten Uebersetzern. Stuttgart, Hoffmann. —

Schon als wir diese Sammlung zum ersten Mal anzeigten, haben wir bemerkt, daß man sie nicht mit den Manufacturarbeiten verwechseln dürfe, die im Grunde weiter nichts bezwecken, als trägen Schülern zu Hilfe zu kommen. Die Verlagshandlung hat sehr tüchtige Mitarbeiter gewonnen, und der größere Theil der Uebersetzungen hat einen selbstständigen Werth.

Es liegt im Zweck der Sammlung, über die verschiedenen Gebiete der griechischen und römischen Literatur kurze historische Uebersichten zu geben. Zwei davon sind bereits fertig: die Uebersicht der griechisch-römischen Philosophie von Prantl in München und die Geschichtschreiber der Römer von den frühesten Zeiten bis auf Orosius von Professor Gerlach in Basel. Die erste Wahl können wir als eine glückliche bezeichnen. Der Gang der griechischen Philosophie ist kurz, deutlich und charakteristisch dargestellt, immer mit Rücksicht auf das größere Publicum, welches nicht den Zweck hat, tiefere philosophische Studien zu machen. Weniger befriedigend ist das zweite Werk. Die eigenthümlichen Ansichten Gerlachs, der seine Rechtgläubigkeit auch auf die Existenz der sieben Könige ausdehnt, sind bekannt. Nun hat jeder Schriftsteller das Recht, der ganzen Gelehrtenwelt gegenüber beliebige Meinungen geltend zu machen, aber für die vorliegende Sammlung war es gewiß nicht zweckmäßig, einer Streitschrift Raum zu geben, deren Theorien in der ganzen Wissenschaft als unhaltbar erscheinen.

Von prosaischen Uebersetzungen sind folgende fertig: Platos Phädon und Symposion, von Prantl; Xenophons Memorabilien von Dr. Zeising; Plutarchs Themistokles, Aristides, Perikles, Cato, Gracchus und Brutus von Professor Eyth in Schönthal; Sallusts jugurthinischer Krieg von Professor Cleß in Stuttgart und Tacitus Werke vom Gymnasialdirector Roth in Stuttgart (Redner, Germania, Agricola und die ersten beiden Bücher der Annalen). Die Herausgeber haben sich bemüht, durch reichhaltige Anmerkungen, durch Sacherklärungen und historische Notizen dem Publicum das Verständniß zu erleichtern. Die kritischen Anmerkungen hätten füglich wegbleiben können.

Unter den poetischen Uebersetzungen verdient den Vorzug die Uebersetzung

Digitized by Google

des Theokrit, Bion und Moschos von Mörike und Notter. Die Uebersetzung ist durchweg correct und in sehr gutem Deutsch, zum Theil glänzend. — Der Uebersetzer des Horaz, Dr. Wilhelm Binder, hat mit Recht großen Anklang gefunden. Die Oden und Epoden erscheinen bereits in vierter Auflage. In der Auswahl der Lesarten kann man ihm in vielen Fällen nicht beitreten. — Die Ilias von Donner, jetzt zur Hälfte fertig, zeigt den großen Fortschritt, den wir in der Kunst der Uebersetzung gemacht haben. Die Sprache ist wohlklingend und dabei ist doch die Form streng beobachtet. Es ist Schade, daß der erste Gesang mit einem harten Trochäus anfängt, der leicht zu vermeiden war. — Derselbe Uebersetzer hat den Aeschylus bearbeitet. In der Uebersetzung von Droysen ist vieles poetischer, dafür hat der gegenwärtige Uebersetzer sich dem Original streng angeschlossen. Wir wollen hier den Chor der Erinnyen anführen, der durch die Kraniche des Ibykus in Deutschland so bekannt geworden ist.

Mutter, die du mich gebarst, Urnacht,
Mich, der verblichnen wie der lichten Welt Strafgeist,
Höre mich! Letos Sohn beut mir Hohn, spottet meiner;
Dieses Wild raubt er uns, dessen Blut fließen muß,
Abzubüßen Muttermord.
Um das Schlachtopfer schlingt
Euer Lied, Wahnsinnshauch, Wahnsinnslaut der Bethörung,
Schlingt Erinnenfestgesang,
Harfenlos, der Geister Band, der des Hörers Mark verzehrt!

Denn des Schicksals Allgewalt theilte
Unserm Geschlecht für ewge Zeiten dies Loos zu:
Wessen Haupt frevelhaft grause Blutschuld sich auflud,
Dessen Spur gehn wir nach, bis ihn deckt Grabesnacht;
Auch der Tod befreit ihn nicht.
Um das Schlachtopfer schlingt
Euer Lied, Wahnsinnshauch, Wahnsinnslaut der Bethörung,
Schlingt Erinnenfestgesang,
Harfenlos, der Geister Band, der des Hörers Mark verzehrt!

Bei der Geburt ward uns vom Geschicke beschieden,
Ewig zu fliehn der unsterblichen Götter Gemeinschaft.
Ihr Mahl theilen wir niemals;
Auch kein weißes Gewand darf unsre Glieder umhüllen.
Häuser auszutilgen, ward
Meines Amts, wann der Freund
Tückisch im Haus mordet den Freund.
Hinter ihm stürz ich her;
Blüht er auch jugendstark,
Doch ich breche die Kraft ihm!

Digitized by Google

Dieſer Beruf ward uns, ihm bleibe man ferne;
Laſſe man uns ſtatt anderer Götter gewähren!
Mit uns hadere Keiner!
Bannte doch unſer Geſchlecht, dies blutige, götterverhaßte,
Zeus von ſeinem Angeſicht.
Aus den Höhn ſtürm ich denn
Mächtigen Schwungs, ſetze den Fuß
Schweren Falls auf den Feind;
Schnellen Laufs, gleitet er,
Stürzt in ſchweres Verderben.

Dann ſinkt Hoffart, die ſich zum Aether emporſchwang,
Ruhmlos hinab in die Erd und verkümmert im Staube,
Wenn wir in ſchwarze Gewande verhüllt und in unheilvollen Reigen
tanzend nahn.

Stürzend merkt ers nicht in des Wahns Verblendung;
So mit verdunkelten Schwingen umflattert die Schuld ihn.
Daß Graun düſterer Nacht um das Haus ſich gelagert,
Kündet lauten Jammers Ruf.

Man erkennt aus dieſem Chor, der mit außerordentlichem Geſchick nachgebildet iſt, doch ſoviel heraus, daß die Versmaße des griechiſchen Chors für unſer Ohr nicht mehr gemacht ſind. Bei uns kann die Wortfolge nicht ſo geordnet werden, daß ſie natürlich klingt, und ſo empfängt unſer Ohr nur einen harten Schall ohne Melodie und der Sinn verſteckt ſich hinter erkünſtelten Conſtructionen. Es bleibt das für die Ueberſetzungen der alten Tragiker immer ein großer Uebelſtand, denn wenn man es verſucht, bei den Chören das antike Maß ganz aufzugeben und nach Schillers Vorgang Reime einzuführen, wie es neuerdings wieder einige Male geſchehen iſt, ſo geht dadurch die einheitliche Färbung des Ganzen verloren.

Wenn bei den Tragikern vorzugsweiſe nur die Chöre ſchwer nachzuahmen ſind, da die ſonſt angewendeten Versmaße, wenn man nur nicht die Geſetze der griechiſchen Metrik ohne weiteres auf die deutſche Sprache übertragen will, ſich ſehr leicht nachbilden laſſen, ſo geht uns bei den Komikern auch dieſe Hilfsquelle verloren. Der feierliche Trimeter der Tragiker läßt ſich wie ein deutſches Versmaß behandeln, aber die leichtfertige Art und Weiſe, wie Ariſtophanes und Terenz damit umſpringen, würde bei uns jeden Begriff eines Versmaßes aufheben. — Der Ueberſetzer des Terenz in dieſer Sammlung, Profeſſor Herbſt, hat daher ohne weiteres den fünffüßigen Jambus eingeführt, ohne alle Rückſicht auf das wechſelnde Versmaß des lateiniſchen Dichters. Im Ganzen müſſen wir dieſes Verfahren billigen, denn was nützt ein Versmaß, das man nicht hört? Wollte man aber hier den Trimeter nach Art der Tragiker behandeln, ſo würde er zur komiſchen Stimmung nicht paſſen. Zu bedauern

iſt, daß damit auch einige Versmaße verloren gehen, die im Deutſchen recht gut klingen, z. B. der jambiſche und trochäiſche Tetrameter. — Ein anderer Ueberſetzer, Theodor Benſey, (Stuttgart, Metzler) hat den Verſuch gemacht, die alten Versmaße beizubehalten. Er hat viel Mühe und Geſchick darauf verwandt, es iſt ihm aber doch nicht gelungen, einen hörbaren Rhythmus hervorzubringen.

Bei dem Werth der einzelnen Arbeiten kann man darauf rechnen, daß dieſe Sammlung ſich in der Gunſt des Publicums erhalten wird. Dichter wie Aeſchylus, Theokrit, ſelbſt Terenz in der Urſprache zu leſen, iſt nur einem kleinen Theile der Gebildeten vergönnt, und doch bleiben ſie die ewigen Muſter unſrer eignen Dichtkunſt, und man wird an dieſer kräftigen, geſunden Koſt umſomehr Behagen finden, wenn man von den weichlichen Gaben der neueſten Zeit überſättigt iſt.

Correſpondenzen.

Pariſer Brief. — Die Einnahme von Sebaſtopol, noch vor kurzem als eine Unmöglichkeit verſchrieen, wird nun als ungenügend betrachtet. Die Weſtmächte ſpielen der Diplomatie gegenüber die undankbare Rolle Jacobs, der um die Hand der ſchönen Rahel freit. Der Diplomatie kommt wie Laban der Appetit im Eſſen und kaum von ihren Anſtrengungen erholt, ſehen wir die Alliirten den Ruſſen neuerdings auf den Ferſen, ohne daß die europäiſchen Regierungen irgendetwas thun, dem Zaren Halt zuzurufen. Wir beklagen uns nicht über die Langſamkeit der Cabinete, obgleich ſoviel vergoſſenes Blut ein Opfer iſt, das Rußlands Herrſcher der Civiliſation nicht mehr auferlegen dürfte. Wir tröſten uns mit dem Bewußtſein, daß ein neuer Sieg des Weſtens, daß die Eroberung der ganzen Krim die Stärke der Alliirten, die einen Feldzug unter ſo ungünſtigen Bedingungen führen, um ſo leuchtender hervortreten laſſen werde und das iſt ein ebenſo großer Gewinn, als die Demüthigung Rußlands. Wir haben keinen Augenblick die Täuſchungen jener Optimiſten getheilt, welche ſich einbildeten, die weſtmächtlichen Regierungen würden dieſen Feldzug gleich in der erſten Hand dazu benutzen, den Beſchwerden, welche über die Geſtaltung der Verhältniſſe mit Recht erhoben werden können, vollſtändig abzuhelfen, aber wir haben auf gewiſſe Nothwendigkeiten gerechnet, die ſich in einer gegebenen Zeit einſtellen müſſen.

Frankreich, auch despotiſch regiert, und England, wenn noch ſo particulariſtiſch geſinnten Staatsmännern in die Hände gegeben, können nicht aufhören, unſre Intereſſen zu vertreten und dieſe werden ſich geltend machen, früher, als man von gewiſſer Seite her glauben mag. Der Feldzug, welcher in dieſem Augenblicke in Ausführung ſich befindet, hat darum eine beſondere Wichtigkeit, weil er den diplomatiſchen Conſequenzen der Einnahme von Sebaſtopol Bahn brechen und der Situation ihre wahre Bedeutung verleihen wird. Der nächſte Winter kann alſo

Digitized by Google

als Entscheidungspunkt für das nächste Schicksal Europas betrachtet werden und es ist nicht schwer zu bestimmen, an wem die Schuld liegt, wenn Rußland noch in dem Wahne bleibt, daß es den Beruf sich anmaßen dürfe, der Entwicklung der Freiheit und dem Fortschritte, dem Entfaltungsprocesse der Gesittung überall im Wege zu stehen.

Hier ist man von dem Interesse an den nachträglichen Details von der Bestürmung Sebastopols so in Anspruch genommen, daß die Gedanken von der diplomatischen Situation sich abwenden, ebenso wie von den nächsten Aussichten — wir geben ganz in dem retrospectiven Genusse an das bisher Bewerkstelligte auf. Mehr als die Politik beschäftigt die Gemüther das finanzielle Stocken des Moments und die Theurung, welcher wir für den Winter entgegensehen. Die Regierung sieht sich so gezwungen, den materiellen Interessen neue Aufmerksamkeit zu schenken und an die Gefahren zu denken, welche überstürzte Industrieunternehmungen ihr bereiten könnten. Mehr und mehr wird das System zu dem Versuche gedrängt, durch Wahrung der materiellen Interessen der Mehrheit dem Land die freiheitlichen Zustände vergessen zu lassen. Für eine Zeit wird es auch gehen.

Gelbe Blätter an den Bäumen, jene ersten Visitenkarten des Winters, gemahnen die Unternehmer der hiesigen Theater an die heimkehrenden Pariser zu denken, noch ehe die Flut der Fremden von uns sich zurückgezogen hat. Das Ambigu begann mit dem Tower, einem jener Schreckensdramen, die sich nicht erzählen lassen und die nur einem pariser Boulevardpublicum zugemuthet werden können. Das Odeon brachte ein neues Stück von Georges Sand. Es wurde dieser Dichterin, wie sie uns selbst gesteht, oft vorgeworfen, ein dramatischer Don Quixote zu sein, unfähig, das wirkliche Leben zu erkennen, verdammt allein Täuschungen zu nähren, zu süß, um auf Verwirklichung Anspruch machen zu dürfen. Wenn dieser Vorwurf den Sinn haben soll, daß Madame Sand idealisirte Menschen auf die Bühne bringt, die sich außerhalb des von den modernen Dramatikern Frankreichs bis zur Langweile geschilderten liederlichen Paris doré et ruolzé bewegten, so ist es gegründet. Ihre Theatergestalten sind poetischer und edler, als die der Dramas unsrer consommirten Theatermacher, aber ohne innerlich unwahr zu sein. Es geschieht ihr sehr häufig, daß sie sich Unwahrheiten zu Schulden kommen läßt, aber diese sind gewöhnlich äußerlicher Art und wo wir einer psychologischen Untreue begegnen, ist es grade bei ihren mangelhaften Menschen der Fall. In Maitre Favilla zum Beispiel werden wir am meisten durch eine gezwungene Tartufferie des guten Bourgeois Keller gestört, der mit einem Schlage zum Faublas wird. Dieser Kleinkrämer, der noch dazu ein Deutscher ist, voll guter Instincte, bis über den Hals im blühendsten Philisterium steckend, kann unmöglich einer verheiratheten Frau, die sich überdies im Glücke befindet, unehrenhafte Anträge machen. Balzac hatte einen ähnlichen Charakter in den parents pauvres geschildert, aber er machte einen französischen Epizier aus ihm, der nur brutale Gefühle kennt und wir waren von Anfang auf seine Niederträchtigkeit gefaßt.

Maitre Favilla ist eine phantastische Schöpfung, wie sie nur aus der Einbildung eines Dichters entspringen kann und soviel man auch gegen das Schleppende der Handlung einwenden mag, man freut sich nicht minder an dieser poetischen Gestalt, die wie ein Traum am Zuschauer vorüberzieht. Der Gegenstand des Stücks

ist sehr einfach. Ein armer Componist (die Handlung spielt in Deutschland) hat den Wahn, zum Universalerben seines verstorbenen Freundes, des Baron Mühldorf, ernannt zu sein. Er kommt, seine Erbschaft in Besitz zu nehmen, während der Neffe des Barons, besagter Keller, mit seinem Sohne sich bereits als gesetzliche Erben im Schlosse des Barons installirt hatten. Der Arzt hatte der Frau des Compositeurs empfohlen, diesen nicht plötzlich aus seinem Irrthume zu reißen und der gutmüthige Keller geht darauf ein, diesen Pseudoerben eine Weile neben sich zu dulden. Nun entspinnt sich die Intrigue — der junge Keller, ein edler Jüngling, dessen bloßes Erscheinen schon die Sympathie Favillas erweckt, verliebt sich in dessen Tochter und diese erwiedert seine Neigung. Favilla, der die reiche Erbschaft nur angetreten hat, um das gute Werk des verstorbenen Freundes, welcher der Beschützer der Armuth und des Unglücks war, fortzusetzen — erblickt in der Liebe der jungen Leute einen Wink, das Unrecht, das der Baron an einem Verwandten begangen, gut zu machen, er verspricht Herrmann, ihm seine Tochter zu geben. Der alte Keller kommt in große Verlegenheit, denn er wagt es nicht, seinen Sohn unglücklich zu machen und die Heirath ist auch nicht nach seinem Sinne. Er sucht Zeit zu gewinnen und Madame Favilla, die des Alten Sinne berückt hat, im Hause zu erhalten. Natürlich hat seine Brutalität das Gegentheil zur Folge und Favilla erfährt infolge einer Brusquerie Kellers, daß man ihn für wahnsinnig hält. Dem Gefühle und der Anschauungsweise des Spießbürgers wird es unter diesen in einer ganz andern moralischen Welt sich bewegenden Personen unerträglich. Der Sohn Favillas und später dieser selbst wollen die Madame Favilla angethane Beleidigung ahnden. Dem armen Kerl geht die Geduld zu Ende und er platzt heraus. Nun erst versteht Favilla alles, was sich zugetragen und das Bewußtsein, als Wahnsinniger vor seiner Frau und seinen Kindern dazustehen, dringt erschütternd auf ihn ein. Sein Stolz sträubt sich gegen die Zumuthung, er könne wirklich den Verstand verloren haben und einer fixen Idee zum Opfer gefallen sein. Er sucht in allen Winkeln seiner Seele, er ruft jeden Moment der letzten Vergangenheit in sein widerstrebendes Gedächtniß zurück — er schildert sich lebhaft die letzten Momente seines Freundes. Unglaublicher Anstrengung gelingt es endlich, die Verleumdung, er sei wahnsinnig, zu entkräften. Er ist wirklich Universalerbe gewesen, der alte Baron hatte ihm das Testament selbst in die Hand gegeben, aber Favilla, der in der Belohnung seiner uneigennützigen Freundschaft eine Beleidigung sah, hatte in demselben Augenblicke die Urkunde ins Feuer geworfen. Der Schmerz um den Verlust des geliebten Freundes warf ihn aufs Krankenlager — aber er hatte vergessen, daß er selbst sein Vermögen zerstört. Der Ausgang nach dieser Scene ist selbstverständlich. Der alte Keller wird gerührt — er willigt in die Verbindung seines Sohnes mit der Tochter Favillas. Wie gewöhnlich bei Georges Sandschen Stücken, liegt das Interesse nicht in der Handlung, sondern im poetischen Ausmalen der Situation und der Charaktere. Ihre Dramen streifen auch insofern an den Roman, von dem sie sich an gewissen Stellen nur durch den Dialog unterscheiden. Was ihr also noch gebricht, das ist nicht die Kunst, einen Charakter zu entwickeln, sie versteht es nicht, die Handlung als Gerippe sich zu vergegenwärtigen. Diese entsteht in ihrem Geiste gleich mit allen Einzelnheiten und diese überwuchern in ihrer Einbildungskraft, die Staffage bedeckt die Landschaft. Einzelne

Digitized by Google

Scenen sind entzückend schön — sowie die Charaktermotive poetisch gerechtfertigt — aber das Ganze hat etwas Somnambules, was mit der Pratique der französischen Dramaturgie in starkem Gegensatze steht.

Georges Sand, die eine große Verehrerinn der deutschen Musik und vor allem Mozarts und Händels ist, benutzt die Gelegenheit, diese ihre Bewunderung dem Helden des Stückes in den Mund zu legen. Es herrschen hier noch soviel falsche Ideen, trotz aller erlogenen Anerkennung, daß man es Georges Sand nur Dank wissen kann, wenn sie von der Bühne herab Propaganda zu machen strebt. Von Mozart sagt Favilla zum jungen Keller: „Ja gewiß, er ist der Meister, Mozart! Er ist weder ein Italiener noch ein Deutscher, er ist von keiner Zeit, von keinem Lande, wie die Logik, wie die Poesie, wie die Wahrheit; er versteht es, alle Leidenschaften, alle Gefühle in ihrer eignen Sprache reden zu lassen. Er sucht niemals in Erstaunen zu setzen, er entzückt unaufhörlich, nichts in seinem Werke verräth die Arbeit. Er ist gelehrt und wir bemerken seine Gelehrsamkeit nicht. Er hat ein brennendes Herz, aber auch einen geraden Geist, einen klaren Sinn, einen reinen Blick. Er ist groß, er ist schön, er ist einfach wie die Natur! Ihr Deutsche findet ihn nicht genug geheimnißvoll; ihr liebt ein wenig, was ihr nicht gleich versteht. . . . Aber seht die Sonne an, wenn ist sie schöner als in einem reinen Himmel? Wenn ihr eine Wolke zwischen euch und ihr wünscht, so ist das ein Beweis eines schwachen Auges. Blicken Sie nach diesem Bache mit dem klaren und ruhigen Wasser, in dem sich die unbeweglichen Bäume und die wandernden Vögel abspiegeln, wie in einem Krystallspiegel! So ist Mozart!“

Der Gedanke, daß die Deutschen lieben, was sie nicht gleich verstehen, ist eine veraltete Reminiscenz aus Madame Staels Zeiten, der Georges Sand aus dem Wege gehen mußte. „Ein eignes Volk, diese Deutschen,“ beginnt die Verfasserin der deutschen Literaturbriefe ihre Besprechung Jean Pauls, „sie besinnen sich eine halbe Stunde, um nachher lachen zu können.“

Das Publicum läßt sich das neue Stück der Sand sehr wohlgefallen, und wir müssen es als einen Gewinn bezeichnen, wenn dasselbe wieder daran erinnert wird, wie edle Gesinnung, tugendhafte Seelen und wohlerzogene Menschen nicht von der Bühne ausgeschlossen werden müssen, und daß man ohne Calembour, ohne forcirten Esprit nicht gleich vor Langeweile zu Grunde gehe. Im Ganzen genommen scheint die Dichterin sich bei größerer Erfahrung den dramatischen Bedingungen doch mehr zu nähern als zu Anfang ihrer theatralischen Versuche.

Literatur. Schubarts Wanderjahre oder Dichter und Pfaff. Roman von Adolph Weisser, Verfasser von „der Blinde und sein Sohn“. Hamburg, Hoffmann und Campe. — Wir haben uns schon mehrfach gegen den Versuch ausgesprochen, bekannte Persönlichkeiten aus der Literatur zu Romanhelden zu wählen. Bei Männern, deren Hauptthätigkeit nicht im Handeln, sondern im Denken und Empfinden besteht, wird der Referent leicht versucht, die ihm bekannten Umstände einfach abzuschreiben und durch eigne Erfindungen von verwandter Art zu ergänzen, woraus niemals ein organisches Ganze hervorgeht. Wir können diese Bedenken auch im gegenwärtigen Fall nicht zurücknehmen, indeß wir müssen anerkennen, daß wir innerhalb dieses Genre eine tüchtige Leistung vor uns haben. Der Verfasser

Digitized by Google

hat sich in die Sitten jener Zeit und in die Naturen der in derselben hervortretenden Menschen mit großem Eifer eingelebt und die einzelnen Begebenheiten geschickt verflochten. Dabei ist auch noch zu loben, daß er seine Sympathien durch den gesunden Menschenverstand zügelt. Er tritt keineswegs, wie es sonst gewöhnlich zu geschehen pflegt, unbedingt auf Seite des Genies, welches die Regeln und Gesetze des Lebens überspringt, sondern er nimmt sich der letztern an und zeigt, daß ein regelloses Talent zuletzt in sich selbst zusammenfallen muß. Es ist Schade, daß er für seine Dichtung nicht eine vornehmere Form gefunden hat, die Nachlässigkeit in der Darstellung wirkt zuweilen unangenehm. —

Seegeschichten und Marinebilder von Heinrich Smidt. Zwei Theile. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. — Das Talent des Verfassers ist aus seinen frühern Seeromanen bekannt. Es ist sehr leichter Art, und man kann ihm eigentlich kein anderes Lob ertheilen, als das einer bequemen und lebendigen Erzählung; wirkliche Gestaltung wird man kaum an ihm wahrnehmen. —

Die Tochter der Luft. Roman von Johannes Scherr. Zwei Bände. Leipzig, H. Hübner. — Der Roman ist aus drei ganz verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt: aus dem Proceß Bocarmé, den der Verfasser wunderlicherweise nach Deutschland verlegt, aus einer schwarzwälder Dorfgeschichte und aus Scenen des modernen Literatenlebens. Ein organisches Ganze hat natürlich daraus nicht hervorgehen können; indeß sind die verschiedenen Geschichten doch mit ziemlichem Geschick ineinander verwebt. Wie die meisten Romane unsrer pessimistischen Zeit, besteht auch dieser fast ganz aus scheußlichen Figuren; die lichten Partien der Erzählung nehmen verhältnißmäßig einen sehr kleinen Raum ein.

Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen von Klaus Groth. Zweite Auflage. Kiel, Schwersche Buchhandlung. — Die liebenswürdige Anmuth und Munterkeit dieser plattdeutschen Gedichte und Erzählungen ist von dem Publicum wie von der Kritik mit gleichmäßiger Wärme anerkannt; wir können also darauf rechnen, daß auch diese neue Ausgabe den verdienten Beifall finden wird. Diejenigen Idiotismen, die noch nicht im Quickborn vorgekommen und erläutert sind, werden im Anhang erklärt. Wir theilen hier die Priamel mit, durch welche der Verfasser sein Werk einleitet:

Platt is nich fin,
Beer is keen Win,
Win is keen Beer,
Aller Anfang is schwer,
Schwer is aller Anfang,
Gev Gott en guden Fortgang! — —
Nord un Süd:
De Welt is wit!
Oft un West —
To Hus is best.

Un rêve au bal de la redoute, souvenirs de Spa, par P. J. Stahl. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Die liebenswürdige Art des Verfassers, in einem feinen, eleganten Stil und mit großem Aufwand von Esprit, der bekanntlich bei den Franzosen die Stelle des Humors ersetzt, unbedeutende Dinge zu erzählen, ist bekannt. Auch das vorliegende Büchlein liest sich recht angenehm,

Digitized by Google

doch finden wir schon etwas Manier darin. Im Ganzen setzt sich der französische Esprit mehr über die Dinge hinweg, während der Humor sich in dieselben vertieft; der Esprit löst die Realität auf, der Humor verstärkt sie gewissermaßen, indem er alle möglichen Eigenschaften seines Gegenstandes in kräftigen Farben hervortreten läßt. Beide Redeformen haben trotz ihrer anscheinend scherzhaften Haltung eine gewisse Tendenz zum Melancholischen und Pessimistischen, aber der Humor muß wenigstens die Wirklichkeit mit Fleiß und Anstrengung überwinden; der Esprit springt leichter darüber hinweg. Darum ist der letztere zum Theil das Product der Bildung, während der echte Humor nur aus einer innern, individuellen Naturanlage hervorgehen kann. —

Clotilde. Eine Geschichte zweier Herzen von Ida von Düringsfeld. Berlin, Franz Stage. — Es ist zu bedauern, daß die Verfasserin, die bisher so harmlos zu plaudern verstand, durch übelwollende Recensenten sich zu einer unfruchtbaren Polemik gegen die angeblich demokratische Presse verführen läßt. Sie gibt es den demokratischen Gesinnungen Schuld, daß die sogenannte elegante oder Salonliteratur im Publicum keinen Anklang mehr finde. Der Ausdruck „elegante Literatur" kann sich wenigstens nicht auf den Stil beziehen, denn sowol Frau von Düringsfeld, als Herr von Sternberg, ihr College, gebrauchen häufig Ausdrücke und Wendungen, die der gemeinen oder demokratischen Literatur als unästhetisch erscheinen würden, und dagegen, daß man die höheren Kreise im Roman darstellt, hat kein Mensch etwas einzuwenden, vorausgesetzt, daß die Personen, denen man in denselben begegnet, interessant sind. Der junge schlesische Romandichter, den sie dies Mal zu ihrem Helden gemacht hat, erregt unsre Theilnahme nur in einem geringen Grade. Wir haben in dem Buch eigentlich nur eine Reihe verhaltener Recensionen, und wenn am Schluß zur Entschädigung ein tragischer Ausgang hinzugefügt wird, der Tod einer geliebten Frau, und der Selbstmord des Gatten, so kann uns dieser Ausgang umsoweniger erbauen, da er durch das Vorhergehende gar nicht vorbereitet ist. Unnöthige Todesfälle könnten uns die Romanschreiber in der That ersparen, denn es gibt unendlich viel interessantere Lagen, in welchen uns der Dichter die Menschen zeigen kann, als die Schwindsucht und ähnliches. Frau von Düringsfeld schreibt so hübsche Reisegeschichten, die einen heitern Eindruck machen, es wäre besser, wenn sie sich von der Tragik fern hielte, der sie doch nicht gewachsen ist. —

Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz von Jeremias Gotthelf. Fünfter Band. Berlin, Julius Springer. — Der Geldstag, oder: Die Wirthschaft nach der neuen Mode. Von Jeremias Gotthelf. Zweite Auflage. Berlin, Julius Springer. — Wir freuen uns immer, wenn wir dem ehrlichen, treuherzigen und doch schalkhaften Gesicht des wackern Pfarrers von Lützelflieh wieder einmal begegnen. Auch in diesen Erzählungen haben wir wieder mit großem Vergnügen gelesen, und dabei nicht ohne Rührung, denn wir erinnerten uns an den zu frühzeitigen Tod des ausgezeichneten Dichters. Als Einleitung zu den Erzählungen und Bildern ist ein kurzer Bericht Fröhlichs über einen Besuch in Lützelflieh hinzugefügt, durch den auch in gemüthlicher Beziehung Jeremias Gotthelf neue Freunde gewinnen wird. Auch über die Art und Weise seiner Beobachtung wird uns darin einiges mitgetheilt. „Da wir

Digitized by Google

ihn im August 1852 auf einem kurzen Ausfluge nach Selisberg in Unterwalden begleiteten, merkte er sich genau die Oertlichkeiten, trat mit einer verständigen Unterwaldnerin von Emmaten, die mit uns bis hinaus nach Selisberg ging, sogleich aufs freundlichste ins Gespräch, und fragte eine Menge Dinge über Land und Leute, Sitten und Bräuche. Als wir von Brunnen nach Luzern zurückfuhren und des Regens wegen in die Kajüte flüchten mußten, unterhielt er sich sogleich mit aus Neapel heimkehrenden Soldaten, die in ihrem Glück, wieder im Vaterlande zu sein, überaus vergnügt waren. Und als wir bei Stanz-Stad landeten, suchte er offenbar von dem Orte und der Umgebung ein Bild zu fassen, daß es schien, es schwebe ihm eine Geschichte vor, die sich in diesem Ländchen begeben habe. Sonst, sagte er, verlasse er nur ungern als Erzähler seinen heimischen Boden; den Emmenthaler kenne er, nicht so den kaum eine Tagereise entfernten Oberländer; und er getraue sich weniger, eine im Simmenthal oder in einer andern jener Gegenden sich begebende Geschichte zu erzählen. — Es wurde auch gesagt: er habe sich zu seinen Erzählungen alles und jegliches zusammentragen lassen. Das wäre freilich unbegreiflich, wie aus solchen Zusammentragungen ein Charakter als aus einem Gusse könnte dargestellt werden. Er aber sagte, habe er einmal ein Bild in seinen Hauptzügen gefaßt, so ergebe sich das Einzelne im Fortgange der Ausmalung wie von selbst. Dabei erfordere freilich oft die verkehrte Rede, welche er einer einfältigen Person in den Mund legen sollte, ein einziges dummes Wort längeres Nachsinnen, als eines Redseligen lange Abhandlung. Er studirte und arbeitete eben nicht nur in seinem Studirzimmer. Doch war dieses die Wohnstätte seines stillen Fleißes, seines Friedens, seines Glückes, das er reichlich genoß in immer reichen Schöpfungen." —

Aus Nord- und Südamerika. Erzählungen von Friedrich Gerstäcker. Leipzig, H. Hübner. — Wer die frühern Romane desselben Verfassers, die Regulatoren, die Flußpiraten und Tahiti kennt, wird sich mit Vergnügen an die glänzenden Farben erinnern, die er für seine Gemälde zu finden weiß. Diese Kraft und Lebhaftigkeit der Darstellung bewährt sich auch in den vorliegenden Erzählungen und macht den Hauptreiz derselben aus. — Die beiden vorliegenden Schriften stehen im Album von Kober. —

Die Grafen von Harten. Roman in zwei Bänden von Marie Louise Vogt. Mannheim, T. Löffler. — Ein wohlgesinntes Buch, mit großem Fleiß und nicht ohne Talent ausgearbeitet, doch merkt man bei den Schilderungen des socialen Lebens heraus, daß die Verfasserin die Gesellschaft und ihre Probleme sich mehr aus der Lectüre construirt, als der eignen Anschauung entnommen hat. Es sind häufig nur kleine Striche, die fehlen und bei denen man sich versucht fühlte, nachzuhelfen, aber dieser Mangel ist für das Kunstwerk entscheidend.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Musikalischer Jahresbericht aus Berlin.

3.

An die Symphonieconcerte der k. Kapelle schließt sich eine Nachahmung derselben an, die seit zwei Jahren von der liebigschen Kapelle mit vielem Glück unternommen worden ist. Liebigs Name ist in Berlin sehr bekannt. Seit etwa acht bis zehn Jahren steht er unter den Veranstaltern der Gartenconcerte d. h. der öffentlichen Gasthausconcerte, insofern an der Spitze, als er sich auf diesem Gebiet zum Vertreter der classischen Richtung gemacht hat. Die Leistungen seines Orchesters waren von Anfang an nicht glänzend, aber solid und frei von unkünstlerischer Effecthascherei; dadurch wurden seine Concerte, die den Winter und Sommer hindurch zuerst einmal, später zwei- bis dreimal wöchentlich stattfanden und durch die Billigkeit des Preises auch dem Unbemittelten die Kenntniß unsrer großen Instrumentalwerke ermöglichten, ein Mittelpunkt für junge Musiker, Literaten, Studenten, das große bürgerliche Publicum ungerechnet. Es war interessant, das allmälige Entstehen und Wachsen dieses in seinen Grundlagen von den Sitten der heutigen Zeit, die selten Jemanden von unten an sich hinaufarbeiten läßt, so abweichenden Orchesters zu beobachten. Liebig ist ein einfacher Regimentsmusiker, dem gelehrte Kenntnisse und kunstvolle musikalische Ausbildung fremd sind. Es ist charakteristisch, daß er meistens ohne Partitur dirigirt; aber er hört scharf genug, um eine im Ganzen und Großen correcte Ausführung trotzdem herauszubringen. Als ein fleißiger und regelmäßiger Besucher der Symphoniesoiréen der k. Kapelle achtete er streng auf die dort gebräuchlichen Tempi und Vortragsnüancen, die er nun genau nachzubilden suchte, nur hin und wieder mit Rücksicht auf die Fähigkeiten seines Orchesters eine größere Langsamkeit gestattend. Die Theilnahme des Publicums kam ihm zu Hilfe; indem das Orchester dieselben Symphonien und Ouverturen jährlich zu wiederholten Malen auszuführen Gelegenheit erhielt, wurden die Ausführungen immer exacter. Junge Musiker, denen es darum zu thun war, diese Werke möglichst oft zu hören, schlossen sich enger an ihn an, trugen auch manches zur Vervollkommnung bei und so wurde er durch die Verhältnisse immermehr gehoben, bis es ihm endlich gelang, Symphonieconcerte höchsten

Digitized by Google

Ranges zu veranstalten, bei denen der Genuß von Kaffee, Bier u. s. w. ausgeschlossen ist. Doch ist auch hier der Preis billig und die Zahl der Zuhörer beläuft sich in der Regel auf sechs- bis achthundert. Die Ausführung ist noch etwas sorgfältiger, als in den Gartenconcerten. Da aber kein neues Werk zur Aufführung kam, so liegt zu einem speciellen Bericht keine Veranlassung vor. Daß das liebigsche Orchester weder in den Feinheiten des Vortrags noch in dem Glanz der Farben mit der k. Kapelle wetteifern kann, versteht sich wol von selbst; es gibt aber ein im Ganzen richtiges und oft auch lebendiges Bild von den Werken. Da Liebig seine Gartenconcerte noch immer fortsetzt, da ferner bisweilen auch in andern Concerten Symphonien zur Aufführung kommen, so kann man annehmen, daß man in Berlin an zweihundertmal jährlich Gelegenheit hat, Symphonien und Ouverturen zu hören. Uns scheint es, daß in der ganzen Kunstgeschichte wenige Fälle von einer ähnlichen Verbreitung der schwierigsten und tiefsten Kunstwerke vorkommen.

Schon oben erwähnte ich, daß die Theilnahme des Publicums für das Streichquartett nicht groß ist. Die Quartettsoiréen der Herren Zimmermann. Michten, Ronneburger und Lotze, die sich meist durch Correctheit und Glätte des Spiels auszeichnen, aber mitunter an Kälte der Auffassung leiden, haben nur ein kleines Publicum. Sie haben sich im letzten Winter, wie früher, auf die bekannten Quartetts von Haydn, Mozart, Beethoven, Onslow, Schubert beschränkt; höchstens wäre erwähnenswerth, daß sie ein Quartett von Cherubini (Es dur) zur Aufführung brachten.

Doch hat auch in diesem Genre das letzte Jahr neue Bildungen hervorgerufen. Schon im Sommer versuchte ein Herr Arnstein, Quartettsoiréen in den Sommeretablissements, in ähnlicher Weise, wie die eben besprochenen Symphoniegartenconcerte, zu veranstalten. Sein Unternehmen, das für den Anfang auch allenfalls genügt hätte, scheiterte an einem bessern gleichartigen. Vier tüchtige Musiker, die Herren Oerkling, Rehbaum, Wendt und Birnbach begannen im Herbst mit eben solchen Concerten, die sie bis zum Frühjahr unter hinreichender Theilnahme des Publicums und zu großer Befriedigung des musikalischen Theils desselben fortsetzten. In der Correctheit stehen sie dem obenerwähnten alten Quartett nach, haben es aber nicht selten in der Lebendigkeit der Auffassung übertroffen und durch mannigfaltigere Auswahl brachten sie in ihre der äußern Gestalt nach anspruchslosen Soiréen ein höheres, künstlerisches Interesse. Manches sehr hörenswerthe Werk haben sie zum ersten Mal öffentlich in Berlin aufgeführt, z. B. Schuberts poetisches A moll-Quartett. Von neuern Compositionen brachten sie Rubinsteins C moll-Quartett, das unter allem, was wir von diesem Componisten hörten, am maßvollsten gehalten ist, ferner ein Quartett (C dur) eines hiesigen Kammermusikers Just, das durch Ernst des Strebens für sich einnahm, aber, um zu gefallen nicht natürlich und einfach

Digitized by Google

genug gedacht war, endlich ein Quartett von einem aus ihrer Mitte, Wendt, (Ddur) zur Aufführung. Letzteres gehört zu den talentvollſten Arbeiten neuerer Zeit, die wir kennen; es iſt Erfindungskraft, edle Haltung und Kraft der Empfindung darin, leider aber auch hier die Form nicht genug abgeklärt. — Bei dieſer Gelegenheit will ich auch noch kurz der Arbeiten einer Dame, des Frl. Emilie Mayer erwähnen, die ſich vorzugsweiſe in dieſem Genre bewegt haben. Dieſelbe iſt außerordentlich fleißig und hat namentlich viele Quartetten, außerdem aber auch Trios, Symphonien und Geſangſtücke geſchrieben. Sie veranſtaltet alljährlich mehre Aufführungen vor eingeladenen Zuhörern und macht mit aller ihrer Thätigkeit den einzigen Anſpruch, daß darüber geſprochen und geſchrieben werde. Frl. Mayer ahmt den Stil von Haydn ſehr glücklich nach, ihre Arbeiten ſind gefällig und natürlich, aber doch nur Studien, die für denjenigen, der die Vorbilder kennt, ihren Werth verlieren.

Das Trio iſt durch einen beſonderen Concertcyklus der Herren Löſchhorn und Gebrüder Stahlknecht vertreten. Mit der Oppoſition, die ſich bisweilen gegen die Gattung ſelbſt erhoben hat, können wir nicht gemeinſame Sache machen. Denn wenn es auch nicht unrichtig iſt, daß der Klang der Saiteninſtrumente und des Claviers ſich nicht völlig verſchmelzen, ſo liegt doch in der Verbindung eines geſangvollen Inſtruments mit einem beweglichen und für Fülle der Harmonie geeigneten, ein großer Reiz. Daraus aber möchten wir eher unſrer Zeit einen Vorwurf machen, daß ſie überhaupt nicht mit mehr Freiheit und Mannigfaltigkeit die Inſtrumente combinirt; der Reiz individueller Tongeſtalten iſt auch etwas werth und nicht ſtets brauchen wir das Ideale zu verlangen. Unſre Muſiker kleben ängſtlicher an den hergebrachten Gewöhnungen, als die der frühern Zeit, weil ſie ſofort immer die Aufführung, den Effect berechnen und ihrer Phantaſie, ihrem eigentlichen Schöpfungsdrange keinen freien Lauf laſſen. Im vorigen Jahrhundert bewegte man ſich ſowol in Geſang-, als in Inſtrumentalenſembles mit viel größrer Freiheit, weil eben die Anſprüche, welche die Muſiker an Aufführungen machten, viel geringer waren. Man ſehe z. B., wie eigenthümlich combinirt die Inſtrumentation meiſt in Bachs Werken iſt; man ſehe die ältern Italiener, die mitunter vierſtimmige Sätze für lauter Bäſſe oder Sätze, in denen der Sopran oder der Alt fehlt oder eine Stimme zweifach, dreifach getheilt iſt, während die andern nur einfach ſind, geſchrieben haben; das ſind freilich keine idealen Verhältniſſe, die aber den Reiz eines beſtimmten, charakteriſtiſchen Ausdrucks haben. — Wie nun aber auch die Anſicht über das Trio ſei, jedenfalls würden wir viele meiſterhafte Werke verlieren, wenn wir mit der Polemik dagegen Ernſt machen wollten. Die Ausführung, in der wir die hierher gehörigen Compoſitionen von Beethoven, Schubert, Mendelsſohn u. ſ. w. hören, zeichnet ſich durch ſehr feine Nüancen aus, könnte aber energiſcher und männlicher ſein. Die Unternehmer der

Concerte bringen manches neue Werk zur Aufführung. So hörten wir in diesem Jahr ein Trio von Marschner (Dmoll), fließend und melodiös, aber etwas opernmäßig, eins von Stahlknecht (Esdur), das durch sehr gute Arbeit hervorragte, eins von Kiel (Esdur), einem noch jungen Componisten, das ebenfalls von großem Geschick und ernstem Wollen zeigte, aber nicht voll und breit genug in der Anlage war, und ein recht achtungswerthes von Schliebner. — Eine Combination von Claviertrios und Streichquartetten hatte endlich noch der Kammermusikus Birnbach in drei Concerten versucht. Auch hier war die Ausführung befriedigend; doch gelang es ihm bis jetzt nicht, ein neues Publicum sich zu bilden.

Aehnlicher Art war ein Concertcyklus, den die Herren Radecke, Grünwald und v. d. Osten unternommen hatten. Herr Radecke ist Clavierspieler, nicht eigentlich Virtuos auf seinem Instrument, aber auch frei von den Fehlern der Virtuosität; er gibt uns die Sache nicht mit allem Glanz, deren sie fähig, aber in ihren wesentlichen Hauptzügen. Herr Grünwald ist ein beliebter Violinspieler, beliebt namentlich durch die Weichheit und Innigkeit seines Spiels, die er freilich etwas zu einseitig ausgebildet hat. Herr v. d. Osten leistet in dem Vortrag kleiner, zierlicher Lieder Vorzügliches, doch sind sowol seiner Stimme, als seinem Darstellungsvermögen enge Grenzen gezogen. Die von diesen Herren veranstalteten Concerte fanden lebendige Theilnahme und machten sich derselben werth, theils durch die Sorgsamkeit der Ausführung, theils dadurch, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf Werke richteten, die neu oder selten gehört waren. Zu erstern rechnen wir eine Sonate von Gade für Clavier und Violine, die Frühlingsphantasie von Gade, ein Duo für Clavier und Violine von Bargiel, einem jungen, im Stile Schumanns schreibenden und jedenfalls ernst strebenden Componisten, Variationen für zwei Claviere von Schumann. Auch die Cmoll-Sonate von Beethoven (Op. III.), die Herr Radecke mit großer Fertigkeit und lebendiger Auffassung spielte, ist unsers Wissens noch niemals in Berlin öffentlich gehört worden und es gehörte ein anerkennenswerther Muth dazu, zuerst etwas der Art zu wagen. Das große Octett von Schubert für Streich- und Blasinstrumente, ein Werk freilich von etwas zerfließender Weichlichkeit und mit nicht durchweg richtiger Mischung der Instrumente, aber doch in seiner Art von großem Reiz der Erfindung und tief gefühlvoll, kam ebenfalls in diesen Concerten zuerst zur Aufführung. Häufiger, obschon auch selten berücksichtigt, ist das Clavierquartett von Schumann (Esdur), dessen erster Satz durch die Kraft der Gedanken und die klar verständige Entwicklung als ein Meisterstück gelten kann, während in den spätern die Phantasie bisweilen überwuchert. Zu dem Interessantesten aber, was diese Concerte brachten, gehört das Streichquintett von Schubert, eins der genialsten Werke dieses Meisters, fesselnd namentlich durch die Eigenthümlichkeit der Melodie,

Digitized by Google

die an Schmelz und Farbenpracht der italieniſchen nichts nachgibt und doch tiefer, ſinniger iſt, und durch die Kraft der Gegenſätze. Eine ſchöne Abwechslung brachten die Liedervorträge des Herrn v. d. Oſten hervor und wir müſſen es dankend anerkennen, daß er, um ein wenig gekanntes Werk Beethovens in Erinnerung zu bringen, an einem der Abende den Liederkreis an die ferne Geliebte vortrug, der ſeiner Stimme und Vortragsweiſe wenig günſtig iſt. Bei dieſer Gelegenheit ſei erwähnt, daß unſre Sänger und Sängerinnen, die Dilettanten mit eingeſchloſſen, wenn ſie einmal in Concerten auftreten, mit ihrer Auswahl ſehr unkünſtleriſch verfahren. Man kann noch zufrieden ſein, wenn ſie unſere claſſiſchen Opern- und Kirchenarien, deren einige man nur leider viel zu oft hören muß und die verſtändlicheren, leichteren Lieder von Schubert, Mendelsſohn, Taubert ſingen. Aber Schubert und die neueren Liedercomponiſten werden für das Concert bei weitem nicht in ihrem vollen Umfange benutzt; und namentlich in Betreff Schuberts iſt es unverantwortlich, welche Unkenntniß unter dem Publicum, ja oft ſelbſt unter den Sängern und Muſikern über ihn herrſcht. Es iſt allerdings nicht ganz leicht, Geſangsvorträge für das Concert zu finden; aber beſſer, als es in Berlin in dieſem Punkt geſchieht, läßt es ſich denn doch einrichten, wenn man nur den guten Willen hat, nicht blos auf den Beifall der großen Maſſe zu ſpeculiren. Mitunter haben wir aber auch Lieder von der allergewöhnlichſten Sorte gehört und zwar von unſern beſten Sängern und hierin zeigt es ſich recht, wie ſehr oft der Sänger und der Muſiker, ja der gebildete Menſch auseinanderfallen.

Von unſern einheimiſchen Künſtlern hatten ferner noch die Herren Ries, ein Violinſpieler der ältern Schule und in ſeiner ruhigeren Richtung ſehr verdienſtvoll, und Steifenſandt, ein geſchätzter Clavierſpieler, der uns oft durch intereſſante Privatmatinéen erfreut, einen Cyklus von drei Concerten veranſtaltet, in denen auch manches ſeltener gehörte Werk zur Aufführung kam, z. B. das Clavierquintett von R. Schumann, die Clavierphantaſie von Beethoven, Beethovens Sonate „les Adieux“, die Geſangsſcene für Violine von Spohr, ein Rondo von Schubert für Clavier und Violine. Auch einige Geſangsenſembles kamen hier zur Aufführung. Leider liegt dieſe Gattung unſern Concertgebern noch ſehr fern, und ſo ſind die reizenden gemiſchten Quartette von Mendelsſohn und vieles Andre der Art dem Publicum immer noch wenig bekannt. Es ſcheint ſehr ſchwer, Sänger dahin zu ſtimmen, daß ſie der Kunſt das Opfer der perſönlichen Eitelkeit bringen; denn wie man hört, ſind Verſuche dieſer Art meiſtens daran geſcheitert, daß der einzelne vor allen Dingen Solo ſingen wollte; — drei Matinéen, welche die Herren Wohlers und v. Kolb gaben, brachten zwar außer einer von Talent und Formgewandtheit zeugenden Sonate für Clavier und Cello von Ulrich nichts beſonders Bemerkenswerthes, hatten aber auch manches Verdienſtliche in

Digitized by

der Ausführung. — Endlich erwähne ich noch einiger Concerte, die der junge Clavierſpieler Pochenbick, ein tüchtig gebildeter Schüler Kullaks gab. In dieſen und den noch ſpäter zu erwähnenden Concerten iſt eine ſehr große Zahl von Sängern und namentlich Sängerinnen aufgetreten, die einzeln zu beſprechen zu weit führen würde. Der Charakter dieſer Leiſtungen aber läßt ſich im Ganzen dahin beſtimmen, daß ſehr viele anſprechende Stimmen ſich hören ließen, die aber meiſt mit ihren Studien noch nicht fertig waren. Es ſammeln ſich hier auf dieſem Gebiet viele Talente, doch ſelten hört man techniſch Befriedigendes, noch ſeltener zeigt ſich geiſtige Auffaſſung. Namentlich ſind es Schülerinnen von Mantius, Stümer, Teſchner, Elsner, Sieber, Kotzoldt und den Damen Burchardt und Zimmermann, die ſich öffentlich hören ließen. Mehrmals trat die ſchwediſche Sängerin Frl. Weſterſtrand hier auf, die aber durch ihre bedeutende Coloraturfertigkeit den Mangel an ſchönem Ton nicht erſetzen konnte.

Die einheimiſchen Concerte wären hiermit beendigt, mit Ausnahme derjenigen, die als die eigenthümlichſte Geſtaltung unſres Muſiklebens gelten können, der Domchorconcerte. Wir haben ſie von den Oratorienaufführungen getrennt, weil ſie ihrem Weſen nach nicht dorthin gehören. Das Publicum iſt hier nicht durch eigne Mitwirkung betheiligt; es iſt ein Kunſtchor, der ihm gegenübertritt und fertige Leiſtungen entgegenbringt. So fehlt hier dasjenige Moment, was unſern Oratorien eine ſo volksthümliche und allgemein menſchliche Bedeutung gibt. Doch tritt noch ein zweiter Umſtand hinzu. Der Domchor ſingt nur a capella und iſt infolge deſſen meiſt auf Compoſitionen von kleinerem Umfang beſchränkt, auf ſolche Werke ferner, die einer ſtrengeren kirchlichen Richtung angehören und der modernen Empfindungsweiſe ferner liegen. Alſo auch von dieſer Seite erſcheinen die Domchorconcerte als eine der Spitzen, die ſich an unſerm Muſikbau erheben, als eine der höchſten Steigerungen deſſelben, nicht als Grundlage. Die Correctheit der Ausführung und die überwältigende Schönheit der Klangwirkung, dieſe Eigenſchaften des Domchors ſind bekannt. Auch die Nüancirungen des Vortrags ſind ſehr fein und wirkungsreich, doch iſt vielleicht nach dieſer Seite hin der Domchor noch nicht ganz fertig, inſofern als jeder Stil ſeine eigenthümliche Art des Vortrags verlangt und bei der großen Mannigfaltigkeit von Stilarten, deren künſtleriſche Vertretung er ſich zur Aufgabe ſetzt, wol längere Zeit dazu gehört, um die Eigenthümlichkeit eines jeden ſtreng feſtzuhalten. Derſelbe Umſtand, der dem Domchor ſeine große muſikaliſche Bedeutung gibt, legt ihm auch Schwierigkeiten in den Weg, deren Bewältigung nicht ganz leicht iſt. Es gibt nämlich nur zwei Chöre in der Welt, die mit dem Domchor verglichen werden können, die ſixtiniſche Kapelle in Rom und der Kirchenchor in Petersburg. Jene beſteht aus nur 20—30 Sängern, dieſer zählt, wenn ich nicht irre, etwa 100 Sänger;

Digitized by Google

der Domchor hält die Mitte, indem die Zahl seiner Sänger 60—80 beträgt. Es ist wol möglich, daß die beiden katholischen Chöre unsern protestantischen in mancher Beziehung übertreffen; die in Rom und Petersburg angestellten Sänger leben ausschließlich ihrem Berufe und hätten somit wol Gelegenheit, ihrer Sache vollständig Herr zu werden, während die Sänger des Domchors nur nebenbei dieser Thätigkeit obliegen; auch glauben wir, daß bei uns im Norden der Glanz und die Pracht des römischen Gesangs nicht erreicht wird, während andrerseits die petersburger Sänger wieder durch den vollen, sonoren Klang der tiefen Bässe das in Berlin Geleistete übertreffen. Wenn wir aber nach der musikalischen Bedeutung fragen, so ändert sich das Verhältniß. Die geistige Freiheit, die dem Protestantismus inwohnt, dies ist die innere Kraft, die den Domchor weit über jene Chöre erhebt. Die Thätigkeit der letzteren ist vielfach, wo nicht überwiegend gebunden an leere Psalmodien, an trockne Recitationen, in denen weder die Musik noch das Gemüth lebendig wird. Die Zahl der wirklichen Musikstücke, die man in Rom singt, ist im besten Fall begrenzt durch das, was ausdrücklich für den römischen Cultus geschrieben und traditionell dort üblich ist. Noch ungünstiger steht die Sache in Petersburg, weil die productive Kunstthätigkeit dort nicht groß gewesen ist. Dem Domchor dagegen steht die Kirchenmusik aller Zeiten, Völker und Religionen offen, und der Inhalt seines Wirkens ist somit bedeutender und umfassender, als bei den katholischen Chören; er gewinnt eine ganz andere Stellung für die Musikgeschichte sowol, als für das religiöse Bewußtsein; denn er ist der Vereinigungspunkt für die Thätigkeit von Jahrhunderten auf diesem Gebiete. Hiermit hängt nun, wie schon oben bemerkt wurde, auch ein Mangel zusammen, der aber, wie uns scheint, mit der Zeit ebenfalls beseitigt werden kann. Es ist nicht ganz leicht, die verschiedenen Kunststile streng voneinander zu trennen; so verlangen z. B. die altitalienischen Compositionen viel weniger Rücksicht auf den Sinn der einzelnen Worte, als etwa die Motetten und Cantaten von Sebastian Bach. Auch zwischen den katholischen Werken des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts herrscht einige Verschiedenheit; die letzteren verlangen schon feinere Nüancirung, während bei jenen die Fülle des Gesammtklangs, die Erhabenheit, die alle kleinen Unterschiede verschmäht, das Wesentliche ist. Es kommt uns hier nur auf eine Andeutung dessen an, was wir meinen; denn eine Ausführung würde viel zu weit führen. Auch ist es nicht zu verlangen, daß der Domchor mit einem Mal diese große Aufgabe löse, umsomehr, als das, was er unter der Leitung seines Dirigenten Reithardt bis jetzt geleistet, so bedeutend ist, daß vor der Anerkennung kritische Bedenken nicht recht zu Wort kommen konnten. Auch hat er, selbst äußerlich betrachtet, die Grenzen des ihm zustehenden Gebiets noch nicht ganz erreicht, indem z. B. die Werke von Sebastian Bach erst seit dem vorigen Winter entschiedener Aufnahme bei ihm

Digitized by Google

gefunden haben. Für die Zukunft dürfen wir hoffen, die Motetten dieſes proteſtantiſchen Meiſters häufiger von ihm zu hören, und glauben, daß er damit eine für den Augenblick zwar nicht ganz dankbare, aber in Hinblick auf die höhern muſikaliſchen Intereſſen die wichtigſte und ſeiner würdigſte Aufgabe unternimmt.

Die Werke, die wir im vorigen Winter in den Concerten des Domchors hörten, waren von folgenden Componiſten. Paleſtrina, Vittoria, Gabrieli, Orlando Laſſo, Allegri, Durante, Caldara, Lotti, Maſtioletti, Menegali, Cordans, Mozart, Cherubini gehören der katholiſchen Muſik an; unter den Proteſtanten finden wir Sebaſtian Bach, Johann Michael Bach, Rolle, Mendelsſohn, Nicolai; zwei kleine Werke von Haydn und Schubert, die zur Aufführung kamen, hatten keinen beſtimmt religiöſen Charakter. Werke lebender Componiſten kommen nur ausnahmsweiſe zur Ausführung, wir finden dies Mal die Namen Franz, Schütky und Naumann. Nur einzelne dieſer Werke bedürfen einer beſondern Hervorhebung. Zunächſt das berühmte Miserere von Allegri, das mit den dogmiſchen eintretenden eintönigen Pſalmodien geſungen wurde. Den muſikaliſchen Werth dieſer Compoſition können wir ſo hoch nicht anſchlagen, doch wenn auch nicht viel Inhalt darin, ſo iſt wenigſtens die Stimmung feierlich und tief klagend; nur die Zuthaten ſpäterer Sänger, die oft ſehr geſchmacklos ſind, ſtören die Harmonie des Ganzen. Unter den andern italieniſchen Compoſitionen ragten namentlich hervor das achtſtimmige Crucifixus von Lotti, das freilich ſchon oft gehört, uns aber durch die kunſtvolle Vielſtimmigkeit und die ernſte Gewalt des Ausdrucks ſtets von neuem ergreift, ein achtſtimmiges Misericordias Domini von Durante, in ähnlicher Weiſe, wie jenes, von treffender Beſtimmtheit des Ausdruckes und mit ſtark ausgeprägtem Gegenſatz zweier Themata, endlich das Crucifixus von Caldara in einer achtſtimmigen Bearbeitung von Teſchner. Dies Crucifixus iſt eins der bewundernswürdigſten Werke formeller Kunſt, da es nicht blos dem Namen, ſondern der That nach ſechzehnſtimmig iſt. Doch gehört wol eine beſondere Aufſtellung der Sänger dazu, um es in dieſer urſprünglichen Geſtalt zu klarem Verſtändniß zu bringen. Daß die achtſtimmige Bearbeituug nur als eine Annäherung an das Werk ſelbſt gelten kann, iſt natürlich, doch macht auch ſie einen ſehr feierlichen Eindruck. Beiläufig erwähne ich des lieblichen Ave verum von Mozart und komme ſo zu einem modern katholiſchen Werk, dem großen Credo von Cherubini, einer aus ſechs Sätzen beſtehenden Compoſition, die theils durch die ausgeſuchteſten Kunſtſtücke in der Structur, theils aber auch durch die poetiſche Wahrheit des Ausdrucks eine ſehr hohe Stelle in der gleichartigen Literatur einnimmt. Man könnte darüber ſtaunen, eine wie warme Färbung in dieſem Werke herrſcht, das doch der eigentlichen Farbe, des Orcheſters nämlich, entbehrt; Cherubini weiß die Accordfolgen und die Stimmlagen in ge-

Digitized by Google

ſchickteſter Weiſe zu dieſem Zweck zu benutzen. Namentlich ragen das Incarnatus und das Crucifixus in dieſer Beziehung hervor. Dann folgen Sätze, die für den Techniker höchſt intereſſant, im Inhalt aber etwas trocken ſind; nur der Schlußſatz ſteigt in mächtigem Jubel höher und höher empor und krönt das Ganze mit ſtrahlendem Gipfel. Von den Motetten Sebaſtian Bachs wurde nur eine aufgeführt „Der Geiſt hilft unſrer Schwachheit auf", mit eiſerner und rückſichtsloſer Conſequenz im Ausdruck, ein Werk für den Verſtand und den Ernſt der Geſinnung. Von rührender Innigkeit, wahr, aber nicht ſchroff war die Motette eines ältern Bach, Johann Michael „Nun hab ich überwunden." Eine kleine Compoſition von Rolle (aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) gehört ſchon der Zeit der Verflachung an; es iſt weder Kraft noch Weichheit darin. Unter neueren erwähne ich noch eines wohlklingenden, aber etwas eklektiſchen Pſalms von Otto Nicolai, und eines lang ausgeführten, von Energie der Erfindung und ernſter Kunſtbildung zeugenden Kyrie von Robert Franz. Die Theilnahme des Publicums an den Concerten des Domchors iſt trotz des ernſten Inhalts ſehr groß, und es zeigt ſich hierin aufs neue die große Macht ſchönen Geſangs. — Die Concerte des Domchors haben in ihrer äußern Einrichtung einen Mangel, der ſich bis jetzt noch nicht gut hat beſeitigen laſſen. Es würde ermüdend für die Hörer ſein, wenn der ganze Abend mit kirchlichen Sätzen a capella ausgefüllt würde. Soll nun eine Gleichartigkeit des Stils feſtgehalten werden, ſo bliebe nur zweierlei übrig: entweder müßte man kirchliche Sologeſänge einſchieben, die aber aus dem größern Ganzen, dem ſie meiſtens angehören, herausgeriſſen, von geringerer Wirkung ſein würden; oder man müßte kürzere Cantaten mit Orcheſter oder Pianofortbegleitung ebenfalls in das Programm aufnehmen. Dann würde durch den Hinzutritt des Orcheſters und durch die mit dieſen Cantaten verbundenen Soloſätze die erforderliche Abwechslung erreicht werden. Der Domchor hat dieſen Weg einmal verſucht, aber wieder aufgegeben, theils weil die eigenthümlichen Vorzüge ſeiner Art zu ſingen mit Orcheſterbegleitung weniger zur Geltung kommen, theils weil das Orcheſter ſelbſt zu dünn und altmodiſch klang. Das erſte Motiv erledigt ſich dadurch, daß dem Chor ſeine Sphäre ja auch bei dieſer Einrichtung bewahrt bliebe; was den zweiten Punkt betrifft, ſo müßte man freilich in der Wahl der Stücke vorſichtig ſein und könnte die Orcheſterbegleitung, wo ſie ganz unintereſſant iſt, durch Clavier erſetzen. Das naturgemäß Vernünftige ſcheint uns, daß der Domchor die Vertretung der kürzeren Cantaten mit Orcheſter ebenfalls auf ſich nimmt, weil ſie ſonſt unvertreten bleiben, und das wäre ſchon allein im Hinblick auf die große Anzahl herrlicher Cantaten von Sebaſtian Bach höchſt bedauernswerth. Da man, wie geſagt, den ſchon betretenen Weg nicht weiter verfolgt hat, ſo werden Inſtrumentalcompoſitionen ernſten Inhalts von Bach, Beethoven, Mendels-

sohn zwischen die Gesänge des Domchors eingeschoben, was wenigstens stets einen ungleichmäßigen Eindruck hervorbringt. Doch hat auch diese Einrichtung den Vortheil gehabt, daß manches selten gehörte Werk zur Ausführung kam, so die chromatische Phantasie von Bach, die von Frl. Seyffert mit Fertigkeit gespielt wurde, und Beethovens D dur-Sonate für Piano und Cello (Op. 102), in deren Vortrag die Herren Bierling und Dr. Bruns eine außerordentliche Feinheit der Auffassung bewiesen. Sehr groß war auch die Zahl auswärtiger Künstler, die sich in Berlin in diesem Jahre hören ließen, doch gelang es nur wenigen von ihnen, zahlreich besuchte Concerte zu Stande zu bringen.

Zuerst nenne ich einen ältern königsberger Componisten, Sämann, der verschiedene Instrumental- und Gesangsconcerte zur Aufführung brachte. Indeß sprach sich wenig originelles Talent, mitunter auch nicht Geschmack darin aus. Eine Sängerin, Sophie Förster, Schülerin von Teschner in Berlin und Böhme in Dresden, zeichnete sich durch wohlklingenden, correcten Gesang, durch Fertigkeit und durch gute Bildung im Vortrag aus, aber es fehlte ihr an Kraft der Empfindung, an künstlerischer Phantasie. In Herrn Louis Ries lernten wir einen jungen Violinisten und in Herrn Hildebrand Romberg einen Violoncellisten von guter Schule kennen; Herr Julius Stern trug mehre Violinstücke mit warmem musikalischen Gefühl vor. Frl. Nanette Falk zeigte sich als eine talentvolle Clavierspielerin, der es weder an bedeutender Fertigkeit, noch an Auffassungstalent fehlt, aber sie versteht noch nicht, ihr Spiel bis in die einzelnen Theile hin zu vergeistigen, manches verflüchtigt und verwischt sich; einzelnes läßt sie hervortreten, anderes behandelt sie gedankenlos. Frl. Harder, deren edle Auffassung sehr ansprach, hatte nur in Privatmatinéen Gelegenheit sich hören zu lassen. Miß Gaddard, die durch Fülle des Tons, große Fertigkeit und Ruhe des Spiels sich auszeichnet, brachte es mehrmals zu öffentlichem Auftreten; sie war die erste, die in Berlin Beethovens Sonate für das Hammerclavier gespielt hat, mit technischer Vollendung, aber nicht mit voller geistiger Beherrschung. Der kleine Arthur Napoleon, der in Krolls Local eine Reihe von Concerten gab, erregte auch hier durch sein Talent allgemeines Aufsehen; es ist erstaunlich, welche Feinheit oft in seinem Vortrag liegt, und grade hierin zeigte sich eine von aller Einschulung ganz unabhängige Kraft; auch in der äußern Erscheinung des Knaben verrieth sich feurige Lebendigkeit und liebenswürdige Anmuth; dennoch waren seine Concerte, die in eine Zeit fielen, da das Publicum schon übersättigt war, nur schwach besucht. In demselben Local spielte auch die Violinistin Neruda, die vor einer Reihe von Jahren als Kind Concerte gab und trotz der Milanollo Glück machte; sie ist eine sehr gute Spielerin, sowol durch ihre Fertigkeit und Correctheit, als durch den gesunden und natürlichen Vortrag; doch auch sie verschwand in dem Virtuosengetümmel. Von der Harfe ist es zweifelhaft, ob

Digitized by Google

man sie als Concertinstrument gelten lassen darf; zu lange hintereinander gehört, ermüdet sie. Doch muß man es der Frau Parish-Alvars nachrühmen, daß sie jene mit großer Eleganz behandelt und zarte Empfindungen in dem Hörer anzuregen weiß; etwas zu melancholisch und leidenschaftlich, im Uebrigen aber recht gebildet war auch das Harfenspiel von Frl. Leonie Peters de Vatte-lette. — Hiermit wäre die Uebersicht über diejenigen fremden Künstler beschlossen, die, was die Theilnahme des Publicums betraf, in zweiter oder dritter Reihe standen.

Den Anfang der Virtuosenconcerte machte Bazzini, der italienische Geiger, den man, um gerecht zu sein, nicht ganz nach deutschem Maßstabe beurtheilen darf. Er gab eine lange Reihe von Concerten im krollschen Saal, die durch anhaltenden Besuch ausgezeichnet wurden. Bazzini ist kein classischer Spieler in unserm Sinn, nicht nur weil er vorwiegend Virtuosenmusik ohne selbstständigen Inhalt spielt oder weil er hinsichts der Ausführung manches in der Wirkung Blendende zum Besten gibt, das, näher betrachtet, nicht ganz regelrecht und schön ist, sondern auch in den gelungensten Momenten seines Spiels bleibt etwas zu Weiches und Tändelndes zurück. Nichtsdestoweniger liegt in seinem Spiel ein Reiz, dem man sich momentan wol hingeben darf. Schon der Ton, den er dem Instrument entlockt, ist auffallend weich und schmelzend, er hat etwas Bedecktes, das den Charakter sanfter Klage an sich trägt, und etwas süß Einschmeichelndes. Das Eigenthümliche bei Bazzini ist, daß er, italienischem Wesen getreu, schon in der Behandlung des Tons einem guten Sänger sich nähert. Dem entspricht der Vortrag der Cantilene; wir haben Melodien sehr selten mit so feinem und lebendigem Vortrag spielen hören, als von ihm.

Der Pianist Schulhoff gab zwar nicht viele, aber gut besuchte Concerte und fand gerechte Anerkennung. In seinen Compositionen, wie in seinem Spiel liegt freilich keine Tiefe, aber eine mitunter zarte und gefällige lyrische Stimmung; doch gilt dies vorzugsweise nur von den kleineren Stücken, die uns, von ihm vorgetragen, anregen, ohne je gegen die Formen feinerer Bildung zu verstoßen. Wir müssen diesem Punkt, die Feinheit gesellschaftlicher Bildung, manchen Neuerern gegenüber, die Rohheit für Genie und Größe halten, betonen, und stellen ganz im Ernste die Behauptung auf, daß auch dies zu den Eigenschaften eines vollendeten Kunstwerks gehört. Vor allen ist es Mozart, der hierzu den praktischen Beweis gibt, der in seinen Opern innerhalb der Formen vollendeten äußern Adels die tiefsten und die größten Empfindungen darzustellen wußte. Auch in solchen Erscheinungen, wie Schulhoff, liegt uns daher ein beachtenswerthes Element.

Außerordentliche Theilnahme im Publicum fanden einige Concerte, die Roger und Vinier gaben. Die Persönlichkeit Rogers übt einen so mächtigen Zauber, daß man ihn auch da zu hören wünscht, wo seine Vorzüge in einem

Digitized by

weniger günſtigen Licht erſcheinen. Denn leugnen läßt es ſich nicht, daß die Farben, die er aufzutragen gewohnt iſt, für den Concertſaal viel zu grell ſind. Er zerreißt die Stimme in ihre Elemente und bringt damit große dramatiſche Effecte hervor; aber für das Concert verlangen wir die geſchloſſene Einheit und Harmonie lyriſchen Geſangs, der wir wol hier und da Abweichungen geſtatten, aber doch in ſanfterer Bewegung. Auch ſein Concertrepertoir iſt, wenn wir den Erlkönig von Schubert ausnehmen, unintereſſant. Den Erlkönig ſang er nun faſt jedes Mal unter begeiſtertem Beifall der Hörer, in den wir aber dies Mal nicht einſtimmen können. Roger bleibt dem Inhalt des Gedichts wol treu, aber nicht dem Geiſt, in dem Goethe und Schubert dieſen Inhalt künſtleriſch dargeſtellt haben. Das Grauenhafte und Wilde läßt er als die Hauptſache hervortreten; der tiefe Ernſt, die Würde, die in Schuberts Muſik liegt, geht aber dabei verloren. Nur in einer Beziehung war es angenehm, Roger als Concertſänger zu hören, inſofern der Klang des Organs mächtiger und voller erſchien, als in den weiten Räumen des Opernhauſes. Sein Genoſſe Vinier fand ebenfalls vielen Beifall. Wir legen auf die Kunſt, drei- und vierſtimmige Accorde auf dem Horn hervorzubringen, keinen großen Werth, und auch Vinier ſelbſt legt ihn nicht darauf, was ihn aber auszeichnet, iſt, daß er ſich des natürlichen Waldhorns, nicht eines Ventilhorns bedient, und eben dadurch einen viel ſchöneren Ton ſeinem Inſtrumente zu entlocken weiß, als die meiſten ſeiner Kunſtgenoſſen. Schon Wieprecht erklärte ihn aus dieſem Grunde vor zehn Jahren als den erſten Künſtler ſeines Faches. Hierzu kommt der ſeelenvolle Vortrag der Cantilene, der zwar mitunter zu abſichtlich, aber uns dennoch viel lieber iſt, als das gewöhnliche Einerlei, das von bloßen Technikern als Gleichmäßigkeit angeprieſen wird.

Von Anton Rubinſtein, der zwei Concerte gab, war in d. Bl. bereits die Rede.

Auffallend oft hatten wir im vorigen Winter Gelegenheit, Clavier- und Violinconcerte zu hören. Der Violinconcerte von Mendelsſohn und Beethoven wurde bereits gedacht, beide hörten wir von Bazzini, das erſtere außerdem von Joachim in vollendeter Weiſe. Der Vollſtändigkeit wegen erwähne ich das Gmoll-Concert für Clavier von Mendelsſohn, das wir zweimal, von Herrn Steifenſand und Frl. Nanette Falk, hörten; ebenfalls zweimal das glänzende und in der Anlage großartige, im Einzelnen zuweilen etwas ſchroffe Es dur-Concert für Clavier von Beethoven, von Hrn. Radecke und v. Bülow. Hans v. Bülow, der als Concertgeber hierher kam, hat ſich in Berlin als Clavierlehrer an der unter Leitung von Stern und Marx ſtehenden Muſikſchule niedergelaſſen. Da ſeine Stellung zu Liſzt und der modernen Partei bekannt iſt und Stern durch die für den nächſten Winter bereits angezeigten modernen Orcheſterconcerte, deren eines Liſzt ſelbſt dirigiren wird, Marx

Digitized by Google

durch sein im vorigen Jahre erschienenes Werk „die Musik des neunzehnten Jahrhunderts und ihre Pflege" sich geneigt gezeigt haben, mit dieser Partei bis zu einem gewissen Grade zusammenzugehen, so erscheint er als das vermittelnde Glied zwischen Weimar und dieser Fraction der berliner Musiker. Seit einigen Wochen hat er außerdem die musikalischen Berichte in der Montags erscheinenden „Feuerspritze" übernommen, und es ist in mancher Beziehung wünschenswerth, daß die auf jener Seite herrschenden Ansichten und Wünsche auch durch Worte laut werden, indem dadurch die Defensive erleichtert wird. Sowol in der Technik als in der Verwendung des Instruments zu geistigem Ausdruck gehört Bülow zu den hervorragenden Erscheinungen der Gegenwart. Er besitzt feurige Empfindung und die Energie des Charakters, sein Wollen auch äußerlich zu verwirklichen. In allem, was er spielte, in dem oben erwähnten Esdur-Concert, wie in der Fmoll-Sonate von Beethoven, in Bachs von Liszt für Clavier arrangirter mächtigen Orgelfuge, in Chopins träumerischen, wie in Liszts berauschenden und barocken Compositionen, überall fordert er Achtung. Aber sein Pathos erscheint uns nicht immer natürlich, nicht von innen heraus und unbekümmert um die Außenwelt erstehend; es ist etwas Declamatorisches, Rhetorisches darin, die Wallungen seines Spiels erheben sich zu großer Leidenschaft, aber man merkt das Künstliche der Erregung und bleibt kalt. Viel kommt in der leidenschaftlichen Darstellung auf das richtige Maß an, noch mehr aber darauf, daß man die Leidenschaften allmälig und unmerklich entstehen läßt, daß sie sich aus unscheinbaren Anfängen gleichsam von selbst emporheben; nur so wird es dem Künstler gelingen, den ruhigen Zuhörer mit auf seine Höhe zu führen, wenn er an die Natürlichkeit und Nothwendigkeit des innern Verlaufs glauben kann. Steigerungen dieser Art lassen sich aber nicht berechnen, nur die stets gegenwärtige Kraft der Phantasie und angeborenes Taktgefühl können hier das richtige Maß geben.

Ich schließe mit einigen Bemerkungen über die beiden Künstler, die uns durch ihre Concerte den geistreichsten und edelsten Kunstgenuß verschafften, Clara Schumann und Joachim. Auch sie neigen sich vielfach zu der modernen Schule hinüber, aber doch mit Maß und Auswahl. Wenn uns freilich die beiden Sätze aus der Fmoll-Sonate von Brahms, die Frau Schumann spielte, in ihrer Unruhe und Ungleichheit nicht sehr zu erquicken vermochten, so konnten wir an den symphonischen Etüden von Schumann, einem ältern, aber hier wenig bekannten Werke, schon reineren Genuß empfinden. Eine neuere Sonate von Schumann für Clavier und Violine (Dmoll) ist phantasiereich, aber ebenfalls zu unruhig und gereizt. In dem Gdur-Concert von Beethoven, in seiner Adur-Sonate (Op. 101), in Menelssohns serieusen Variationen zeigte sich Clara Schumann als vollendete Beherrscherin ihres Instruments; Joachim trug den Preis davon in der Gdur-Romanze von Beethoven, die

Digitized by Google

er mit schmuckloser Einfachheit und gefühlvollem Ernst vortrug, und in der Chaconne von Bach. Mit Unterstützung des sternschen Vereins trug Frau Schumann ferner Beethovens Phantasie für Clavier, Orchester und Chor vor, ein durch den heitern Humor der Stimmung, durch mannigfaltig belebte Behandlung des Orchesters und durch die Kunst technischen Umgestaltens gleich interessantes Werk. — Die hervortretendste Eigenschaft an dem Spiel von Clara Schumann scheint uns die edle Einfachheit und Objectivität desselben zu sein. Sie hat nichts Weichliches, nichts Kleinliches. Darum sind moderne Saloncompositionen weniger ihre Sache, als Werke der classischen Periode, deren wesentliches Merkmal die innere Festigkeit ist, die Grundbedingung langer Dauer. Sie bildet in ihrer Art fast einen Gegensatz zu dem zarten, feinen Spiel von Wilhelmine Claus, das in den Werken von Mendelssohn, Chopin und ähnlichen zur Geltung kam. — Joachim gehört anerkanntermaßen zu den größten ausübenden Künstlern der Gegenwart. Schönheit des Tons, Reinheit der Intonation, außerordentliche Fertigkeit, Adel der Auffassung, alles vereinigt sich hier zu einem schönen Ganzen. Nicht als ob jede dieser Eigenschaften nicht noch vollendeter gedacht werden könnte — wir haben in schwierigen Stücken auch rauhe und unreine Töne von ihm gehört, und, was die Auffassung betrifft, so könnte vielleicht sein inneres Wesen noch etwas weicher, biegsamer und anschmiegender werden, obwol nicht zu leugnen, daß es in einer Zeit, wo soviele Aeußerlichkeit des Strebens herrscht, auch grade wohlthut, einer etwas spröde in sich versenkten Natur zu begegnen. In Joachims Spiel liegt der gediegene Ernst, die gedrungene Kraft des Mannes, Spiel und Vortrag haben sich an Beethovens Werken herangebildet. Als Componisten haben wir ihn nur privatim, in ein paar Stücken für die Violine kennen gelernt, in denen wir diese gesunde Kraft, die sein Spiel auszeichnet, nicht wiederfanden, andere Compositionen, die auswärts von ihm aufgeführt wurden, haben nicht viel Glück gemacht. Dennoch können wir uns kaum denken, daß ihm die Natur dies Talent versagt haben sollte, dessen sorgfältige Pflege ihm bei seiner Abneigung gegen das Concertspielen besonders am Herzen liegen müßte.

Joachim hat uns zu den modernen Compositionsbestrebungen geführt. Gestatten Sie mir, mit einem kurzen Vorausblick auf den nächsten Winter meinen Bericht zu schließen. Daß wir endlich Gelegenheit haben werden, verschiedene Hauptwerke der modernen Richtung zu hören, dafür kann denen, die den Versuch dazu unternehmen, nur Dank und Anerkennung gebühren. In welchen Grenzen aber diese Richtung sich ausbreiten und ob sie die Vertretung mehrer Kunstwerke älterer Zeit gefährden wird, das hat man für Berlin erst zu erwarten. Sie schrieben kürzlich, daß die Kunst nicht mehr durch Barbarei, sondern nur noch durch das alte Uebel der Unproductivität gefährdet werde.

Digitized by Google

Berlin hat wenigstens in diesem Punkt die Probe erst noch zu bestehen. Ein großer Theil des Publicums hier ist abgestumpft; Blasirtheit und Barbarei könnten sich die Hände reichen. Von der unter Stern und Marx stehenden Musikschule hat es den Anschein, daß sie innigere Beziehungen zu Weimar hat oder erstrebt. Die Engagements von Bülow und Laub und das oben citirte Werk von Marx, das der kenntnißreiche Verfasser der Compositionslehre sich hätte besinnen sollen in so loser Feuilletonhaltung und mit solcher Weitschweifigkeit in Darstellung der gewöhnlichsten Dinge herauszugeben, weisen darauf hin. Die Stellung, die Marx sich zu Liszt gibt, scheint wenigstens eine sehr innige, wenn schon er nicht in allen Dingen als ein Anhänger moderner Idole auftritt. In einer theilweise entgegengesetzten Stellung zu dieser Musikschule ist die von dem Pianisten Kullak gegründete Akademie der Tonkunst, die namentlich in ihrem Gründer selbst und in dem Historiker und Theoretiker Dehn anerkannte Lehrkräfte besitzt. Wenn sie es verstehen wird, nicht zu weit in dem Streben zum Reellen und Technischen zu gehen und, durch den Gegensatz verführt, sich nicht in einen einseitigen Mechanismus des Unterrichts drängen zu lassen, so dürfte ihr, die mit einer großen Schülerzahl begonnen hat, eine günstige Zukunft bevorstehen. Es kommt nun hier aber zunächst nicht darauf an, die Lehrfähigkeit beider Institute zu beurtheilen, sondern nur, darauf hinzuweisen, wie sich, unter dem Einfluß moderner Richtungen, Gegensätze bilden und zu befestigen suchen. — Wie es heißt, wird vom 1. October ab eine „norddeutsche Musikzeitung" unter der Redaction eines Herrn Zimmer erscheinen, von der man vermuthen kann, daß sie ein Organ der conservativen Partei, wenn man so sagen darf, werden wird. Es lassen sich also für die nächste Zukunft lebhaftere Kämpfe erwarten. Wie auch immer die Aufnahme der modernen Kunstversuche in Berlin ausfalle, vor allzu großer Dreistigkeit in That und Wort möchten wir die Anhänger derselben doch warnen; wir glauben nicht, daß Berlin dafür ein dauernd geeigneter Boden ist.

Zur Geschichte der preußischen, östreichischen und deutschen Politik.

(Nach Häusser, deutsche Geschichte, s. No. 37.)

2.

1797—1806.

Die ersten Handlungen Friedrich Wilhelms III. zeugten von redlichem Eifer, die herrschenden Mißstände zu beseitigen. Eine Cabinetsordre drang auf Entfernung träger und unfähiger Beamten und auf bessere Controle der Verwal-

Digitized by Google

tung. Eine zweite Cabinetsordre kritisirte das Religionsedict Wöllners und sagte, es sei zwar früher kein Religionsedict im Lande gewesen, „aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei als jetzt.“ Wöllner fügte sich, es war ihm mehr um seinen Ministerposten, als um sein System zu thun. Aber schon im Frühjahr 1798 wurde er entlassen, mit ihm die bekanntesten Werkzeuge seiner Kirchenpolitik. So wohlwollend indeß die Absichten des jungen Monarchen waren, es fehlten ihm Selbstvertrauen, rasche Entschlossenheit, durchgreifender Wille, Selbstständigkeit des Handelns. Sein bisheriger Umgang mit beschränkten Militärs hatte in ihm Vorliebe für ehrbare Mittelmäßigkeit, Scheu gegen große und geniale Menschen festgesetzt. Stein hat ihm niemals nahe treten können. So wurde 1797 eine durchgreifende Veränderung in keinem Zweige des Staatswesens versucht. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten behielten der charakterlose Haugwitz und der unmoralische Lombard. Der verderbliche Cabinetsrath zwischen dem König und den Ministern blieb bestehen; als unsichtbare Camarilla entschied er über die wichtigsten Interessen des Staats. Von der Beseitigung dieser Behörde hat später Stein die Uebernahme seiner Regierung abhängig gemacht.. Die sittliche Entnervung der Nation dauerte fort, kurzsichtige Selbstsucht der Friedenspolitiker hielt ihren Geist gefangen. Selbst der ungestüme Friedrich Gentz, der damals zum Sprecher der Volkswünsche sich aufwarf, sagte in seinem „Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III.“: „Den Krieg abzuwenden muß der Richtpunkt aller politischen Maßregeln, das Ziel aller militärischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit sein.“ Der preußische Adel gerirte sich als eine Classe von Privilegirten, die weniger strebten die ersten zu sein in Leistungen als in Begünstigungen und Vorrechten. Die untern Classen des Volkes waren unter dem Druck dieser Vorrechte gleichgiltig gegen Wohl und Wehe des Staats.

Inzwischen sollten auf dem Congreß zu Rastatt der Friede und die künftige Ordnung des deutschen Reiches festgestellt werden. Das Reich war tiefer zerrissen als jemals. Oestreich lud die Reichsfürsten zu dem Congresse ein und spiegelte ihm immer noch die Erhaltung seiner Integrität vor, die es in den geheimen Artikeln von Campo Formio längst Preis gegeben hatte. Oestreich wollte jetzt durch Hilfe Frankreichs das langersehnte Baiern erhalten; Preußen suchte durch französische Protection Arrondirungen in Franken und Westphalen zu erlangen. Von den kleineren Reichsständen hatten mehre Frankreich die Abtretung des linken Rheinufers zugesagt und dafür die geistlichen Stifter sich versprechen lassen. „Allenthalben nur betrogene Betrüger vom Kaiser an bis zu den kleinen süddeutschen Reichsständen herab!“ Frankreich dachte weder daran, Oestreich Baiern zu geben, noch Preußen zu vergrößern. Die Instructionen des Directoriums an seine Gesandten in Rastatt lauteten: Dem Reiche Mainz abzupressen, den mittlern und kleinern Staaten eine Invasion anzu-

drohen, wenn sie nicht zustimmten und Preußen mit Redensarten abzuspeisen. Am 1. December 1797 machte Oestreich gegen Bonaparte sich verbindlich, sofort das Reichsgebiet zu verlassen, die deutschen Grenzfestungen zu räumen und Mainz den Franzosen zu übergeben. Die Franzosen hielten Oestreich und Preußen in Entfremdung. Sie lockten Oestreich durch Zusagen, die angeblich am Widerstande Preußens scheiterten, und sie trieben mit Preußen ein ähnliches Spiel. Die kleineren Reichsstände schreckten sie mit ihren eignen, Oestreich und Preußen gemachten Anerbietungen, als seien es Anfinnen der wiener und berliner Politik. So wurden sie bald vollständig Herren der Situation. Am 17. Januar 1798 erklärten sie unumwunden, Frankreich verlange als Grundlage des Friedens die Rheingrenze. Die einzelnen Reichsstände sollten für ihre Verluste entschädigt werden. Die Reichsfriedensdeputation bot die Hälfte der auf dem linken Rheinufer liegenden Reichslande. Die Franzosen erwiderten, die betheiligten erblichen Fürsten hätten in die Abtretung ihrer Besitzungen bereits eingewilligt. Die Deputation stellte nun eine Reihe von deutschen Gegenforderungen auf. Die Minister der französischen Republik antworteten, „es sei Zeit, diesen Discussionen ein Ende zu machen; sie verlangten eine positive Erklärung, ob die Deputation der vorgeschlagenen Basis beitreten wolle oder nicht?“ Oestreich und Preußen kümmerten sich wenig um die Integrität des Reiches; sie arbeiteten vor allem darauf hin, eines die Vergrößerung des andern zu hindern und wurden so beide zum Spielball der französischen Politik. Die mittleren und kleineren Fürsten, welche am linken Rheinufer Besitzungen verloren, hatten sich entweder bereits mit Frankreich darüber verständigt oder wollten dem Frieden dies schmerzliche Opfer bringen. Die geistlichen Reichsstände fürchteten weit weniger die Abtretung des linken Rheinufers als die Säcularisation; als Frankreich letztere fallen zu lassen Miene machte, gaben auch sie nach. Alle Mächte und Fürsten des Reiches sind an dieser Schuld gleich betheiligt, keiner kann den andern deswegen vor der Nachwelt anklagen. Am 11. März erklärte die Friedensdeputation, daß sie in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers einwillige. Sie knüpfte zwar an dieselbe noch einige Clauseln, aber Frankreich nahm die Abtretung in seiner Antwort als eine unbedingte auf. Nun fragte sich, nach welchem Grundsatz entschädigt werden sollte? Frankreich trat offen mit dem Grundsatz der Entschädigung durch Säcularisation hervor; diese Basis sei nicht weniger nothwendig als die Basis der Rheingrenze. Die geistlichen Reichsstände widersetzten sich, die weltlichen aber sahen in dem Vorschlage Frankreichs die Erfüllung ihrer geheimsten und lebhaftesten Wünsche. Jeder derselben hatte, wie der Ritter Lang in seinen Annalen sagt, sich schon seinen Plan gemacht, der größere irgendein Bisthum oder einen Fetzen davon, der kleinere irgendeine Abtei, der geringste Edelmann irgendeinen Schafhof an sich zu reißen. Am

4. April 1798 ſtimmte die Reichsfriedensdeputation bei. Nach einer Verhandlung von drei Monaten hatten die Franzoſen alle ihre Vorſchläge durchgeſetzt.

Sie waren aber noch keineswegs befriedigt. Getreu ihrem Grundſatze: Vae victis, traten ſie am 3. Mai mit neuen Forderungen auf. Die Rheinſchifffahrt ſollte freigegeben, alle Zölle aufgehoben, die Rheininſeln ſämmtlich an Frankreich abgetreten, die Schulden der abgetretenen Landſtriche auf die Entſchädigungsgebiete geworfen und den Franzoſen alles überlaſſen werden, was den Fürſten, Ständen und der Reichsritterſchaft auf dem linken Rheinufer überhaupt zuſtand. Die Franzoſen erwarteten eine ſchleunige Antwort: „Die Zeit der Zögerungen ſei vorüber.“ Unter dem 14. Mai erfolgte die Antwort. Sie war ablehnend. Die Reichsdeputation fand die Forderungen Frankreichs „erſchütternd.“ Bis zum December ſtritt man hierüber. Am 6. December machten die Franzoſen aus ihren Forderungen ein Ultimatum, das in ſechs Tagen unbedingt anzunehmen ſei. Zugleich trieben ſie auf dem rechten Rheinufer große Kriegsſteuern in Requiſitionen mit unerbittlicher Härte bei. Dieſe Taktik wirkte. Am 9. December 1798 wurde das Ultimatum vom Reiche mit ſieben gegen drei Stimmen angenommen.

Inzwiſchen hatte gegen Frankreich eine zweite Coalition ſich gebildet. Oeſtreich hatte weder in Baiern noch in Oberitalien erlangt, was es wollte. Die Schweiz und die cisalpiniſche Republik blieben fortwährend von den Franzoſen beſetzt. Das Vorſchreiten derſelben ſtellte immer mehr das Beſtehen der europäiſchen Ordnung in Frage. Sie ſuchten die Maſſen gegen ihre alten Regierungen aufzuregen, durch revolutionäre Propaganda mitten im Frieden das Werk des Krieges fortzuſetzen, aus den zertrümmerten alten Staaten Schattenrepubliken nach franzöſiſchem Zuſchnitte zu machen, die, außer Stande, ſich ſelbſt zu erhalten, in der That nur franzöſiſche Provinzen wurden. Schon hatte Frankreich in der bataviſchen, cisalpiniſchen und liguriſchen Republik ſich mit Schanzen umgeben, die es deckten und an Frankreich gebunden waren. Jetzt ſchuf es auch zu demſelben Zwecke eine „römiſche Republik“ und umwühlte die Schweiz. Unter dieſen Umſtänden hatte Oeſtreich bereits am 19. Mai 1798 ein Bündniß mit Neapel geſchloſſen; es verſtändigte ſich mit Rußland und die britiſche Politik ſparte kein Mittel, einen neuen Centralkrieg anzufachen. Es kam nur noch darauf an, Preußen zu gewinnen. Zu dem Ende wurden von Rußland Fürſt Repnin, von Oeſtreich Graf Kobenzl Ende Juli 1798 nach Berlin geſendet. Die Coalitionspolitik daſelbſt zu bekämpfen, Preußen zu einem engern Bündniß mit Frankreich zu beſtimmen, war die Aufgabe des franzöſiſchen Abgeſandten Sieyes. In Berlin galt noch immer neutral ſein für die größte Weisheit in dem Weltconflict; in dem Balanciren zwiſchen den beiden ſich bekämpfenden Principien ſah man einen Be-

Digitized by Google

weis hoher Unabhängigkeit, die man nicht aufgeben dürfe, um sich von Frankreich oder der Coalition in's Schlepptau nehmen zu lassen. Kleinmüthige Unentschlossenheit und Mangel an großstaatlichem Selbstvertrauen hieß abwartende Klugheit. So verscherzte Preußen das Vertrauen der einen, ohne das der andern zu gewinnen. Als nun gar Sieyes die geheimen Bedingungen von Campo Formio dem preußischen Cabinet mittheilte, war die mögliche Schließung eines Bündnisses mit Oestreich im Keime erstickt. Sieyes schrieb an Talleyrand: „Der König von Preußen faßt die schlechteste aller Entschließungen, die, sich für keine zu entscheiden. Preußen will allein bleiben; das ist sehr bequem für Frankreich: es kann während dieser preußischen Betäubung mit den andern fertig werden. Mit Unrecht sagt man, Berlin sei der Mittelpunkt der europäischen Unterhandlungen, die ganze Weisheit des berliner Hofes besteht darin, mit Ausdauer und Hartnäckigkeit eine passive Rolle zu spielen."

Aber der britischen Politik gelang es, ein neues continentales Bündniß gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Kaiser Paul von Rußland, voll aristokratischen Hasses gegen die Revolution und lebhaft durchdrungen von dem Gefühle monarchischer Solidarität, rüstete mit ernsten Mitteln und Thaten. Eine russische Armee war in Anmarsch, den Angriff der Oestreicher auf Italien zu unterstützen. Oestreich ließ seine Truppen in Zweibrücken einrücken, das von französischen Occupationsgelüsten bedrängt war. Neapel, dessen Königin eine Schwester Marie Antoinettens und von wildem Hasse gegen das revolutionäre Frankreich erfüllt war, schlug in Süditalien los. Die französische Republik schwebte in größter Gefahr. Sie war von innern Parteiungen zerrissen und ihr bester Feldherr, Bonaparte, mit dem Kern ihrer Truppen weilte in Aegypten. Nur Preußen betheiligte sich nicht am Kampfe. Eifersucht gegen Oestreich, finanzielle Bedrängniß, die Unentschlossenheit des Königs, die Kurzsichtigkeit der Minister, auch die Kriegsunlust im Volke, das in dem ephemeren faulen Frieden sich behaglich fühlte und Gefahren und Opfer scheute, alles dies hielt es bei seiner Politik von 1795 fest. Ein letzter Versuch Englands, Preußen zu thätiger Mitwirkung zu bestimmen, blieb erfolglos. Es ist aus dieser Zeit ein handschriftliches Memoire „Ueber Preußens auswärtige Verhältnisse im Jahre 1799", geschrieben im Januar 1799, erhalten. Es ist überaus merkwürdig. Die Isolirung Preußens wird offen zugestanden, aber keineswegs als ein Unglück angesehen. „Während sich Rußland durch seine Rüstungen zur See und zu Lande schwächt, während Oestreich die Hilfsquellen, die es noch hat, erschöpft, Frankreich aber in der Schweiz, in Italien und gegen Holland beschäftigt ist, gewinnen wir Zeit, unsere Kräfte zu sammeln, um jedem Angriff, er mag kommen, woher er wolle, mit Nachdruck zu widerstehen. Es ist daher gut, daß wir keine Verbindungen haben, die uns in den Fall setzen könnten, uns durch kostspielige Demonstrationen vor der Zeit

Digitized by Google

zu entkräften." Gefahren von Frankreich droheten nicht; gegen dieselben könne man immer noch mit Rußland, England und Oestreich Allianzen schließen. Rußland, das Land der Palastrevolutionen, „das sich für unüberwindlich hält, weil es Türken und Polen geschlagen, das seine Hilfsquellen für unerschöpflich ansieht, weil es soviel Geld haben kann, als Papier und Druckerschwärze im Lande sind, sei ein Verbündeter von sehr zweifelhaftem Werth. Oestreich sei der natürliche Feind Preußens; es suche Preußen nur in den Krieg zu ziehen, um es dann ebenso wie das deutsche Reich zu verlassen. Englands merkantiles Uebergewicht drücke schon jetzt fast genug auf Preußen: wie sollte es werden, wenn die Concurrenz Frankreichs und Hollands vollends vernichtet sei? Wir werden uns also nicht durch die eigennützigen Vorstellungen der bewaffneten Mächte verleiten lassen, unser wahres Interesse zu verkennen und ein Volk zu reizen, von welchem wir nichts zu fürchten, sondern alles bei Gelegenheit zu hoffen haben. Wir werden während des Krieges die strengste Neutralität beobachten, den allgemeinen Frieden abwarten, nie Verbindungen eingehen, aber nie vergessen, daß Schlesien beständig der Zankapfel zwischen uns und Oestreich bleiben wird."

So blieben Preußen und das deutsche Reich neutral; Oestreich, Rußland und England führten den Krieg von 1799. Der Krieg brachte den Rastatter Congreß in Lebensgefahr, das Attentat auf die französischen Abgesandten, das zweien derselben das Leben kostete, sprengte ihn vollends. Leiter dieses Attentats war ohne Zweifel der östreichische Commissar Lehrbach, Mitwisser desselben der östreichische Minister Thugut. Sie hofften einerseits durch die bei den französischen Gesandten vorgefundenen Actenstücke Baiern zu compromittiren und sie fürchteten andererseits, daß die wiener Politik durch Enthüllungen französischerseits compromittirt werde. Allein Baiern war klug genug, sich eng an Rußland anzuschließen und Thuguts Plan, Rußland auf Bayern zu hetzen, scheiterte gründlich. Dieser Umstand entzweite die Verbündeten. Rußland trat von der Coalition zurück und die Waffen Oestreichs wurden dadurch gelähmt. Preußen in den Kampf gegen Frankreich hineinzuziehen, gelang nicht. Stein bemerkte damals: „Wir leben in einem Zustande der Starrsucht, während man mit Nachdruck die Ruhe Europas auf den alten Grundlagen wiederherstellen konnte. Wir amüsiren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei; unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exercirenden und schreibenden." Der große Kurfürst hatte einst in ähnlicher Lage geäußert: „Was neutral sein heißt, habe ich schon erfahren: wenn man schon die besten Bedingungen hat, wird man doch übel tractirt; ich habe auch verschworen, mein Leben lang nicht neutral zu sein und würde mein Gewissen damit beschweren." Diese Maxime war vergessen, obgleich der Zeitpunkt zu handeln günstiger war als je. Wenn nach den ersten Siegen der Verbün-

Digitized by Google

deten im Frühjahr 1799 Preußen sich ihnen anschloß und am Rhein und gegen Holland operirte, so war der Erfolg gegen die französische Republik gewiß. Wirklich bedachte sich auch der König; er ertheilte Haugwitz Vollmacht, das Bündniß mit Rußland abzuschließen. Aber plötzlich schlug die Stimmung wieder um; der König, von falscher Sparsamkeit und Friedensliebe geleitet, gab seinem Minister Gegenbefehl. Die preußische Neutralität stand wieder fest. Dem ersten Consul Bonaparte, der sich durch den Staatsstreich vom 9. und 10. November zum Dictator Frankreichs aufgeschwungen hatte, war mit dieser Politik sehr gedient: Preußen sollte ihm die Brücke des Einverständnisses mit dem Kaiser von Rußland bahnen. Unter diesen Umständen schloß Oestreich, von Rußland verlassen, von Bonaparte bei Marengo besiegt, am 9. Februar 1801 den Frieden von Lüneville, der wesentlich auf den Grundlagen des Vertrags von Campo Formio beruhte. Es wußte sich für seinen Verlust an Gebiet immer noch eine leidliche Entschädigung zu sichern. Statt des entlegenen, schwer zu behauptenden Belgien erhielt es Venedig und Istrien, eine vortreffliche Arrondirung seiner Erblande. Die Kosten des Ganzen trug die deutsche Nation. Deutschland verlor damals 1150 Quadratmeilen an Gebiet und beinahe 3½ Millionen Einwohner. Es verlor Belgien und das linke Rheinufer, ein gesegnetes Land mit reichen und vielseitigen Hilfsquellen, durch dessen Einbuße der Handel und die Schifffahrt Deutschlands einen schweren Schlag erlitt. So kläglich waren aber damals die deutschen Zustände, daß den Bewohnern des linken Rheinufers ihre Vereinigung mit Frankreich keineswegs als ein Unglück erschien. Bonaparte konnte in seiner Proclamation vom 18. Juli 1801 sie mit Fug daran erinnern, daß es nur bei ihnen keine Privilegien, keine Feudallasten, keine Frohnden, keine Jagdrechte mehr gebe, daß an die Stelle der alten Verwaltung eine bessere Administration und Justiz getreten sei, daß das Land eine Sicherheit genieße, wie nie zuvor. „Statt einer Menge kleiner Herren, die zu schwach waren, um sich zu vertheidigen, aber stark genug, das Land zu drücken, steht dasselbe unter dem Schutze einer Macht, die ihrem Gebiete Achtung zu verschaffen wissen wird."

Am 7. März 1801 ratificirte der deutsche Reichstag den Frieden von Luneville. Es begann in Paris das Entschädigungswerk. Dorthin wendeten sich die meisten weltlichen Stände, um aus dem großen Schiffbruche des Reiches einige Trümmer zu retten; dort wurden die deutschen Provinzen zerschnitten. Um des französischen Ministers Talleyrand Protection bewarben sich wetteifernd die deutschen Diplomaten; ihn und sein Werkzeug Matthieu erkaufte mit bedeutenden Summen und Geschenken Hessen-Darmstadt; zu der französischen Einmischung in Deutschland trat aber auch noch die russische. Am 8. October 1801 schloß Bonaparte Friede mit Rußland. In einem geheimen Artikel verständigten sich Frankreich und Rußland, Oestreich und Preußen „in einem richtigen

Digitized by

Gleichgewicht zu erhalten"; zugleich ließ sich Rußland aus Rücksichten dynastischer Freundschaft und Verwandtschaft für Baiern, Würtemberg und Baden besonders günstige Entschädigungen versprechen. In Deutschland selbst befand sich alles in dem Schwanken ungewisser Zustände; die materielle Bedrängniß und die Stockung des Verkehrs dauerte auch nach dem Frieden fort; der Handel am Rhein lag völlig darnieder und die neue Grenze gegen Frankreich führte zahllose Quälereien herbei. Am Rhein, am Main und an der Lahn stellten sich Zustände ein, die an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges erinnerten; bewaffnete Räuberbanden zogen umher, raubten und plünderten. Die ober- und kurrheinischen Stände mußten ein kleines Truppencorps aufbieten, um auf offener Heerstraße wieder einige Ordnung herzustellen. Am 25. Februar 1803 kam endlich in Betreff der Entschädigungen der Reichsdeputationshauptschluß zu Stande, welcher die alten Ordnungen des Reiches für immer auflöste. Bonaparte hatte bei den obschwebenden Verhandlungen mit Erfolg die Taktik angewendet, die kleinen Fürsten durch Verträge an sich zu knüpfen, Preußen, soweit es der eigne Vortheil Frankreichs zuließ, zu befriedigen, Rußland unter dem Schein der Mitwirkung ins Schlepptau zu nehmen und Oestreich zu isoliren, daß es die französischen Vorschläge wie Dictate anzunehmen gezwungen war. Mit dem Hauptschluß von 1803 hörte „das heilige römische Reich deutscher Nation" thatsächlich auf. Von allen geistlichen Fürsten und Körperschaften blieben nur der Kurerzkanzler von Mainz und die beiden Ritterorden, von sämmtlichen Reichsstädten nur sechs bestehen; die Reichsritterschaft wurde mit leeren Versprechungen abgefunden, die niemals erfüllt wurden. Der mittelalterliche Kaiser sah sich von einem protestantischen Kurcollegium, von einem protestantischen Fürstenrathe umgeben; das geistliche Fürstenthum, der eigentliche Ausdruck der staatlichkirchlichen Ordnung des alten Reiches, war bis auf kümmerliche Reste verschwunden. Der feudale Verband zwischen Kaiser und Reichsfürsten löste sich nun vollends; die Institute, welche als Gegengewicht gegen die Einzelsouveränität dienen sollten, wie die Kreisordnung, waren mit der neuen Ordnung der Dinge nicht mehr vereinbar. Oestreich war nach Osten zurückgeschoben und dort arrondirt, Preußen im Norden vergrößert, der Süden und Südwesten Deutschlands in besondere Staatengruppen formirt, deren Lage und Interesse sie mit Frankreich eng verknüpfte. Ueberall waren die landesherrlichen Gewalten durchaus selbstständig.

Das deutsche Volk sah diese Umwälzung ohne Bedauern, erblickte vielmehr in ihr eine entschiedene Wendung zum Besseren. Uebrigens war diese Umwälzung nicht von den Massen, sondern von den fürstlichen Dynastien ausgegangen. Die revolutionären Ideen gewaltsamer Abänderung und Gleichmacherei, welche seit 1789 das feudale Frankreich umgestalteten, wurden von den deutschen Fürsten jetzt auf die deutschen Verhältnisse übertragen. Die ord-

Digitized by Google

nungssüchtige, auf Gleichheit und Einheit hinstrebende Verwaltung Frankreichs wurde auch in Deutschland heimisch, ohne Pietät für das Ueberlieferte, ganz erfüllt von dem Gedanken der Staatsallmacht. Das römische Kirchenthum und der katholische Klerus hatten selbst durch die Reformation keinen so empfindlichen Stoß erhalten, als durch die jüngste Umwälzung; der Klerus, bisher der erste Stand im Reiche, wurde unterthan wie alle übrigen; selbst in der Leitung der eignen kirchlichen Angelegenheiten mußte er die Einmischung der neuen Staatsgewalten sich gefallen lassen. Einen nicht minder harten Schlag erlitt die ökonomische Existenz und das moralische Ansehen des Adels. Ueber 700 Mitglieder der Domstifter verloren durch die große Umwälzung ihre Stellen. Dazu kam die schmerzliche Verkürzung der Reichsgrafen und Reichsritter bei dem Theilungsgeschäft. Auch das reichsunmittelbare Bürgerthum verschwand durch die Mediatisirung von 45 Reichsstädten. So klagten Geistlichkeit, Adel und einzelne Städte über die Umwälzung; das weltliche Fürstenthum und seine Beamten priesen sie als Umschwung zum Besseren; die Masse der Nation nahm sie gleichgiltig oder zustimmend auf. Denn die kleinen Staaten waren innerlich zerrüttet. In den geistlichen Landen ein Stiftsadel, der meist dem Lande fremd, dasselbe nur ausbeutete; ein sorgloses, oft käufliches Beamtenthum, eine träge Verwaltung und schlechte Justiz, geistlicher Müßiggang, Nepotismus, Sinecuren und Bettel. In den Reichsstädten Stockung alles öffentlichen und bürgerlichen Lebens, gährende Ausbrüche gegen das alte engherzige Patricierregiment. Vollends unerträglich war das Gebahren vieler kleiner Fürsten und Reichsgrafen. Neu-Wied wurde von einem frechen Abenteurer im Namen eines verrückten Fürsten beherrscht und ausgebeutet. Ein Rescript des regierenden Grafen von Ysenburg-Wächtersbach vom December 1800 setzt die Rechtsgründe auseinander, aus denen er, „um sich durch die gelindesten Mittel zu Wohnungen für die unentbehrlichste Staatsdienerschaft zu verhelfen", Privatleute aus ihrem ererbten Besitz vertreibt. Nach dem Protokoll der Erbach-Schönbergschen Regierung vom 10. April 1802 „war dermalen kein Bogen Papier mehr auf der Kanzlei vorhanden und ermangelten auch alle übrigen Schreibmaterialien gänzlich, ließen aber die Papierfabrikanten der Gegend ebensowenig als der Schreibmaterialienhändler in Frankfurt die Erfordernisse auf Credit verabfolgen, weil die vorigen ansehnlichen Conti bis jetzt unberichtigt geblieben seien." Die würdige Behörde drohte „mit einem gänzlichen Stillstand der Geschäfte", falls ihr nicht schleunigst das nöthige Schreibmaterial geliefert würde, und die Parteien, weil sie es auch in den kleinsten Rechtshändeln zu keiner Entscheidung bringen konnten, erboten sich, „den Ertrag der bedürftigen Schreibmaterialien vorzuschießen, wenn deren Mangel die fortdauernde Ursache des bisherigen Verzuges sein sollte." Gegen einen Fürsten von Salm-Kyrburg schwebte eine Untersuchung wegen falscher Banknoten, deren Verfertigung er angeklagt war. Dieser alte Wust

Digitized by Google

wurde doch jetzt wenigstens beseitigt. Es kam eine Art Gesetzlichkeit und Gleichheit vor dem Gesetz zur Geltung, es wurde eine bessere Rechtspflege eingerichtet, die Erblichkeit und Käuflichkeit der Stellen abgeschafft, der Industrie und dem Verkehr, die ganz darniederlagen, eine Anregung gegeben, das mönchische und geistliche Nichtsthun beseitigt, überhaupt das allgemeine Wohl rühriger gefördert.

Nach dem traurigen Frieden von Lüneville folgten für Deutschland Zeiten der tiefsten Erniedrigung. Der König von England war zugleich Kurfürst von Hannover. Da Bonaparte dem meerumgürteten England nichts anhaben konnte, beschloß er Hannover zu occupiren. Im Mai 1803 brach der französische General Mortier mit seinem Truppencorps von Nymwegen auf, überschritt die Waal und lagerte sich bei Koeverden an der hannöverschen Grenze. Der König-Kurfürst Georg III. hatte vergebens die Intervention Preußens nachgesucht. Aber dort scheiterte jeder Entschluß zu handeln an den leitenden Persönlichkeiten; man beging den großen Mißgriff, die französische Invasion des Weser- und Elbgebietes zuzulassen. Nun fragte der hannöversche Feldmarschall Graf Wallmoden bei der Landesregierung an, was zu thun sei. Die Regierung, d. h. das adelige Geheimrathscollegium, welches fast unumschränkt und unverantwortlich das Land regierte, ertheilte die Antwort: „man müsse zu vermeiden suchen, was Ombrage und Aufsehen erregen könne." Sie ließ dem Feldmarschall weiter sagen: „er möge den Truppen nicht gestatten zu feuern und nur im dringendsten Nothfalle das Bajonett mit Moderation gebrauchen." Diese regierende Aristokratie befahl endlich die Vaterlandsvertheidigung bei Strafe der Vermögensconfiscation. Am 16. Mai forderte sie sämmtliche Landesunterthanen auf: „im eintretenden Nothfalle zur Rettung und Vertheidigung des Vaterlandes sich unverweigerlich stellen zu wollen. Sollten wieder besseres Verhoffen einzelne durch die Flucht der Landesvertheidigung zu entgehen suchen, so soll ein solcher unwürdiger Unterthan unausbleiblich und ohne alle zu hoffende Begnadigung seines sämmtlichen Vermögens und etwa noch zu hoffenden Erbtheils für verlustig erklärt werden." Ende Mai rückten die Franzosen in das Osnabrückische ein. Am 3. Juni unterzeichnete die Regierung im französischen Hauptquartier zu Suhlingen die Unterwerfung Hannovers. Die Truppen sollten sich hinter die Elbe zurückziehen und während des Krieges mit England gegen Frankreich die Waffen nicht tragen, ausgenommen wenn sie gegen eine gleiche Zahl französischer Truppen, die etwa in englische Gefangenschaft geriethen, ausgewechselt würden. Das Land und die Festungen werden den Franzosen geöffnet, alles königliche Eigenthum und die öffentlichen Einkünfte ihnen zur Verfügung gestellt. Aber nachdem sie das Land und seine Hilfsquellen in Besitz genommen, ratificirte Bonaparte den Vertrag nicht. Er verlangte, daß die hannö-

Digitized by Google

verſche Armee Tauſchobject für die von den Engländern gemachten franzöſiſchen Gefangnen ſein ſolle. Endlich forderte Mortier nur die Auflöſung des hannöverſchen Heeres, nicht die Kriegsgefangenſchaft. In dieſem Augenblick erſchienen im Lager des Feldmarſchalls Wallmoden als Abgeordnete der Celle-Kalenbergiſchen Landſtände der Landſchaftsdirector von Lenthe und der General von Wangenheim mit dem Auftrage: wenn die hannoverſchen Truppen ſich nicht vertheidigten, ſondern die Waffen niederlegten, Pferde und Kanonen abgäben, ſo wolle die Landſchaft für ihren Unterhalt ſorgen, wenn ſie ſich aber vertheidigten und dadurch Unglück über das Land brächten oder unterlägen, ſo würden ſie auch nichts vom Lande zu erwarten haben! Dieſer ſchamloſe Auftrag ließ dem Soldaten nur die Wahl zwiſchen Unterwerfung und Hunger. Der Soldat zeigte überdies keine Luſt, für die regierende Ariſtokratie, welche das Land Preis gab, ſich aufzuopfern. Als Wallmoden gegen die Franzoſen marſchiren laſſen wollte, brachen Meutereien aus und er ſah ſich genöthigt, eine Convention zu unterzeichnen, nach welcher die Regierung ſelbſt die Truppen entwaffnete, das Kampfmaterial dem Feinde auslieferte, die Soldaten aber in ihre Heimath zurückkehrten und ſolange nicht gegen Frankreich zu fechten verſprachen, bis ſie von den Engländern gegen franzöſiſche Kriegsgefangene ausgewechſelt würden. Eine übermüthige Fremdherrſchaft kam nun über das Land. Die 26 Monate franzöſiſcher Occupation koſteten ihm über 26 Millionen Thaler, während die jährlichen Einkünfte Hannovers damals höchſtens fünf Millionen Thaler betrugen. Schlimmer hätte es dem Lande nicht ergehen können, wenn es ſich den Franzoſen gewaltſam widerſetzt hätte und nach der Strenge der Kriegsgeſetze behandelt worden wäre. Franzöſiſche Spionage und geheime Polizei blieben auch nicht aus; die ganze Preſſe in Norddeutſchland gerieth unter franzöſiſchen Einfluß; der „hamburger unparteiiſche Correſpondent“ war ein mittelbares Organ der franzöſiſchen Politik. Ueberhaupt machte ſich in Hamburg damals jenes kurzſichtige, materielle Behagen breit, das den betäubenden Erwerb und Genuß des Augenblicks mit Jahren der Noth und Reue erkauft! Schon als die Franzoſen Lauenburg und Curhafen beſetzten, um die Elbſchiffahrt zu hindern und den britiſchen Handel abzuſperren und als dann ein paar engliſche Fregatten Elbe und Weſer wirklich ſperrten, litten die materiellen Intereſſen. Der Elbverkehr und alle rückwärts liegenden Gebiete erlitten einen furchtbaren Stoß, den härteſten freilich das preußiſche Schleſien und ſein Leinwandhandel.

Preußen war gleichwol ſehr ſelbſtzufrieden. „Wozu,“ hieß es dort, „ſich für England opfern? Das Syſtem des baſeler Friedens habe ſich ja trefflich bewährt!“ Das Höchſte, wozu es ſich in der hannöverſchen Angelegenheit entſchloß, war durch Lombard, einen der ſchuldigſten Träger ſeiner Politik, bei Bonaparte friedliche Vorſtellungen zu machen, die natürlich erfolglos blieben.

Ebensowenig that der deutsche „Reichstag" etwas für Hannover. „Die Anwendung derartiger Maßregeln," hieß es in einem seiner Berichte, „wäre wol am ersten von der Dazwischenkunft des kaiserlich russischen Hofes zu erwarten."(!) Dagegen beraubten die deutschen Reichsfürsten die Reichsritterschaft. Unter dem 9. October 1803 erklärte der Kurfürst von Baiern: „Die Ritterschaft habe sich nur widerrechtlich der Landeshoheit entzogen; er werde den reichsunmittelbaren Adel in sein ursprüngliches landsässiges Verhältniß zurückführen." Sofort ließ er sich auf den Gütern der Reichsritter als Landesherr proclamiren. Dieselbe Faustrechtspolitik wurde von andern kleineren Fürsten geübt. Indeß gebot ein kaiserliches Mandat vom 23. Januar 1804 unbeschränkte Herstellung der Reichsritterschaft, die aber nur zum Theil vollzogen wurde. Preußen billigte die neue Arrondirungspolitik des Landesherrn im Grundsatze und wollte nur die Ausführung an bestimmte Normen knüpfen. Um der Befestigung des östreichischen Einflusses zu begegnen, schlug es in der Angelegenheit der Reichsritter eine russisch-französische Intervention vor, die aber bei den obwaltenden Differenzen zwischen diesen beiden Mächten nicht zur Anwendung kam. Stein, selbst ein Reichsritter, schrieb damals dem Herzog von Nassau, der auch ihn beraubte: „Deutschlands Unabhängigkeit und Selbstständigkeit wird durch die Consolidation der wenigen reichsritterschaftlichen Besitzungen mit den sie umgebenden Territorien wenig gewinnen; sollen diese für die Nation so wohlthätigen großen Zwecke erreicht werden, so müssen diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereigniß erlebe!" Er hat dieses Ereigniß indessen nicht erlebt, ebensowenig das ihm nachfolgende Geschlecht.

Im Jahre 1804 vollbrachte Bonaparte ein neues Attentat gegen Deutschlands Ehre und Sicherheit. Auf deutschem Boden, in dem badischen Städtchen Ettenheim, ließ er am 15. März den Herzog von Enghien verhaften und dann in Frankreich hinrichten. Der „deutsche Reichstag" schwieg. Als aber der russische Zar gegen das Attentat Protest einlegte, „von dem die Ruhe und Sicherheit Deutschlands betroffen worden;" als Hannover unter „erkenntlichstem Beifall" für die Theilnahme, mit welcher „der russische Kaiser sich für die Aufrechterhaltung des deutschen Reiches verwendet habe," den Antrag stellte, der Kaiser möge dem Reiche Genugthuung und Sicherstellung für die Zukunft verschaffen; als endlich Rußland darauf drang, „daß die Sache einen der Würde und Selbstständigkeit des Reichs angemessenen Ausgang nehme": desertirte die große Mehrheit der Reichstagsgesandten in Masse und der Reichstag machte „Ferien".

Hierauf errichtete Bonaparte im Mai 1804 sein Kaiserthum, das im Namen und Wesen das römisch-mittelalterliche Kaiserthum erneuern sollte.

Digitized by Google

Oeſtreich und Preußen beeiferten ſich, die neue Monarchie in Frankreich anzuerkennen. Oeſtreichs Herrſcher legte in der Vorausſicht, daß das römiſch-deutſche Kaiſerthum nicht mehr von langer Dauer ſein werde, ſich den Titel eines Kaiſers von Oeſtreich bei. Uebrigens herrſchte in Oeſtreich keineswegs Sympathie für Bonaparte. Die regierende öſtreichiſche Ariſtokratie hatte die Verluſte, die das Land durch Bonaparte erlitten, nicht vergeſſen; ſie haßte den revolutionären Emporkömmling. Aber ſie wagte noch nicht offen mit ihm zu brechen. In der ettenheimer Sache gab ſie in Paris zuſtimmende Erklärungen und kokettirte gleichzeitig auf dem Reichstage in Regensburg mit Rußland. Noch zweifelhafter war die preußiſche Politik. Von der Einbildung, daß man mit der Neutralität zugleich die wohlfeilſte und vortheilhafteſte Politik übe, war man in Berlin ſeit dem Attentat Bonapartes auf Hannover zurückgekommen. Jetzt verlangte Haugwitz und Lombard offenen Anſchluß an Frankreich, ihre Gegner offenen Bruch mit Bonaparte. Aber zu beidem fehlte Friedrich Wilhelm III. die Energie des Entſchluſſes. In dem Momente, wo das Bündniß mit Preußen ſowol für Frankreich als für Rußland noch Werth hatte, wies der König die beiderſeitigen Anträge zurück und erzürnte ſich beide Mächte. Dieſe Politik mußte es ſich denn gefallen laſſen, daß eine Abtheilung Franzoſen bei Hamburg im Gebiete des niederſächſiſchen Kreiſes, deſſen Vorſtand der König von Preußen war, den engliſchen Geſchäftsträger Rumbold am 25. October 1804 aufhob. Man hielt großen Cabinetsrath in Potsdam, deſſen Reſultat war, daß der König einen eigenhändigen Brief an Napoleon ſchrieb. Napoleon, der um einer Bagatelle willen Preußen nicht ins feindliche Lager treiben wollte, ließ Rumbold frei und ſchläferte damit Preußen vollends ein.

In Deutſchland überhaupt herrſchte damals particulariſtiſche Selbſtſucht, die über augenblicklichen Vortheil die zukünftig drohende Gefahr vergaß, ſelbſtgenügſame Luſt zur Ruhe, die ſich zu einer ſchmachvollern Nachgiebigkeit drängen ließ. Man tröſtete ſich mit localen, inneren Reformen, mit dem aufgeklärten Abſolutismus des Franzoſenthums; man vergaß aber, daß es keine Reform und keine Freiheit gibt, die um den Preis nationaler Unabhängigkeit erkauft iſt. Goethe, der größte deutſche Geiſt, hatte kein Wort gegen Deutſchlands Erniedrigung; freilich tadelte er auch die Reformation deswegen, weil ſie die „ruhige Bildung“ geſtört; Schiller beſchäftigte ſich nur mit Poeſie und Aeſthetik, mit Schauſpiel und Schauſpielern. Nur Gentz ließ ſich gegen den Philiſterſinn des großen Haufens vernehmen: „Daß es ſelbſt für den Geringſten im Staate außer den gewöhnlichen Bedürfniſſen des Lebens noch höhere gibt: Nationalehre, ein geachteter Name, eine unabhängige Verfaſſung, ein beſtimmter, wohlverſicherter Antheil an einem wirklichen Staatenſyſtem: ſoll man darüber einen förmlichen Beweis führen? Wenn einem Volke einmal alles öffentliche Intereſſe fremd, das Vaterland ein Name ohne Bedeutung geworden, der

Werth einer selbstständigen Existenz nach den gemeinsten Vortheilen abgewogen wird, dann ist die Sklaverei vollendet, noch ehe der Unterdrücker erschien, der Staat aufgelöst, noch ehe er sichtbar zusammenstürzt." Die besoldeten und unbesoldeten Franzosenfreunde sprachen damals viel von der „unerträglichen Selbstsucht Englands, von dem Handels- und Industriemonopol des Krämervolkes, von seiner absoluten Unverträglichkeit mit den übrigen Nationen." Allerdings führten die Engländer den Weltkampf mit Frankreich mit einem großen, thatkräftigen Egoismus, den Bonaparte haßte, aber nicht verachtete; die Deutschen dagegen besaßen statt der Selbstsucht einen Wust kleinlicher Selbstsüchteleien, die sie nicht einmal zu einem gemeinsamen Egoismus kommen ließen. Gentz äußerte damals: „Wie die Fürsten ihre Völker erziehen, so bilden umgekehrt die Völker ihre Fürsten." Ohne die Verblendung, Verkehrtheit und Erschlaffung des deutschen Volkes, hätten die Regierungen Deutschland in eine Verworrenheit, wie die damalige, nicht stürzen können.

Im Jahre 1805 ermannte sich Oestreich. Es trat der Coalition Englands, Rußlands und Schwedens gegen Bonaparte bei. Gentz schrieb damals: „Eine treue Verbindung zwischen Oestreich und Preußen ist Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung. Wenn Oestreich und Preußen auf einer Linie stehen, gibt es nirgends in Deutschland ein abgesondertes Interesse mehr." Aber Preußen blieb neutral, obgleich der Krieg dicht an seinen Grenzen bevorstand, obgleich Rußland und Oestreich in ihrem Tractat vom 11. April die Regel aufstellten, jeden, der nicht für die Coalition sei, als Feind zu behandeln. Die berliner Staatsmänner waren der Meinung, daß es Preußens Beruf sei, den drohenden Brand diplomatisch zu löschen; sie machten auch in der That Preußen zum Briefträger des Ultimatums, das die Coalition an Bonaparte stellte. So kam es, daß Preußen in Berlin, Petersburg und Wien als bonapartistisch gesinnt galt und in Paris seine Hinneigung zu Rußland geargwöhnt wurde. Die preußische Politik war aber in der That ganz ehrlich, nur blieb sie völlig isolirt. Als endlich der Kampf ausbrechen sollte, bot Napoleon Preußen als Preis für die Allianz mit Frankreich Hannover. Es war dies ein großer Gewinn für die Macht und Abrundung des preußischen Staats. Aber wenn Preußen einerseits die rechte Kraft zum Guten fehlte, besaß es auch andererseits nicht den entschlossenen Muth des Schlechten. Der preußische Minister Hardenberg zwar griff begierig zu und stellte zugleich dem König vor, daß, wenn Preußen mit Frankreich ginge, Oestreich und Rußland das Schwert in der Scheide behalten würden; aber er scheiterte für jetzt an der Gewissenhaftigkeit Friedrich Wilhelms III.

Napoleon überschritt den Rhein. Die südwestdeutschen Fürsten und Baiern schlossen sich ihm an. In seiner Proclamation an die bairische Armee, die

Google

mit der französischen sich vereinigte, sagte Napoleon: „Das Haus Oestreich will Eure Unabhängigkeit vernichten. Ihr werdet dem Beispiel Eurer Vorfahren folgen, die sich stets die Unabhängigkeit und die politische Existenz bewahrten, welche die ersten Güter der Nationen sind. Ich schmeichle mir, nach der ersten Schlacht sagen zu können, daß ihr würdig seid, in den Reihen der großen Armee zu kämpfen." Der „deutsche Reichstag" in Regensburg war nur bemüht, in dem großen Conflicte seine Neutralität zu erhalten. In den damaligen Correspondenzen aus Regensburg ist nur noch vom „Kaiser von Oestreich", nicht mehr vom deutschen Kaiser die Rede. Der Reichstag ließ an den Grenzen des regensburger Gebietes Pfähle mit Aufschriften in deutscher und französischer Sprache aufrichten, damit die Neutralität der Stadt streng respectirt werde. Die Erklärung Bonapartes, Oestreich habe das deutsche Reich angegriffen und er, Bonaparte, übe nur die heilige Verpflichtung, es zu schützen, fand der Reichstag „beruhigend".

Inzwischen drängte Bonaparte durch den General Duroc, den er nach Berlin sendete, Preußen zum Anschluß an Frankreich. Friedrich Wilhelm III. erklärte, der Friede sei noch möglich, wenn man Oestreich von der Coalition, der es eigentlich nur wider Willen gefolgt sei, trenne und durch Bürgschaften in Bezug auf Italien beruhige. Napoleon erwiderte, es handle sich nicht mehr um die Wahl zwischen Krieg und Frieden, sondern nur zwischen einem kurzen und einem langen Kriege. Aber Hardenberg sagte: „Die Neutralität ist ein System, das der König nie aufgeben wird"; er bemühte sich, mit Kurhessen, Sachsen und Dänemark einen Neutralitätsbund zu Stande zu bringen. So blieb Preußen im Augenblick eines großen continentalen Krieges neutral und suchte zwischen zwei schon kämpfenden Parteien zu vermitteln. Nach allen Seiten gingen preußische Boten und Botschaften, während man auf keiner Seite mehr vom Frieden hören wollte. Vergebens drängten die in Berlin versammelten Diplomaten aller Parteien Preußen zur Theilnahme an der Action; allen erwiderte der König, er werde von der Neutralität nicht weichen, und nur gegen den feindlich handeln, der solcher zuwider etwas angreifend unternehme. In der That befahl er, als der Zar im September 1805 drohte, seine Truppen durch Südpreußen und Schlesien marschiren zu lassen, die ganze preußische Armee mobil zu machen. Napoleon aber vollzog ohne Anfrage, womit der Zar nur drohte, er ließ am 3. October ein französisches Armeecorps durch das preußische Fürstenthum Ansbach marschiren. Das war selbst dem unentschlossenen Friedrich Wilhelm III. zu viel: er erklärte sich „frei von allen früheren Verpflichtungen gegen Frankreich" und ließ den nördlichen Theil von Hannover durch ein preußisches Corps besetzen und die hannoverschen Behörden restituiren. Er schloß mit der Coalition am 3. November

zu Potsdam einen Vertrag, in welchem er sich zum Kriege gegen Bonaparte verpflichtete, wenn dieser die ihm von Preußen gestellten Friedensbedingungen nicht annehme. Besonders drängten am preußischen Hofe zum Kriege gegen Frankreich die Königin Louise und der Prinz Louis Ferdinand; der Königin aber fehlte die Energie eines männlichen Charakters, dem Prinzen die sittliche Würde und Autorität. Die Masse des preußischen Volkes war in dumpfe Thatenlosigkeit versunken. Stein mit seinen Bestrebungen, durch gleichmäßige Besteuerung, durch Beseitigung der Verkehrsschranken, durch Aufhebung der Grenzen zwischen Stadt und Land, einen regen Gemeinsinn zu wecken, blieb ungehört.

Durch die Gefangennehmung des östreichischen Heeres zu Ulm am 21. October 1805 entschied sich das militärische Uebergewicht Napoleons über die Coalition. Es folgte das Mißgeschick und Ungeschick der Oestreicher in Tirol, der Einzug der Franzosen in Wien, die Niederlage der Oestreicher und Russen bei Austerlitz am 2. December, der Rückzug der Russen, endlich der Friede von Preßburg am 26. December, in welchem Oestreich alle Uebergriffe, die Frankreich seit dem lüneviller Frieden in Europa gemacht, als zu Recht bestehend anerkannte, sein venetianisches Gebiet an das Königreich Italien abtrat, überhaupt 1140 Quadratmeilen mit 2,800,000 Einwohnern verlor, 40 Millionen Kriegskosten zahlte und seinen Zusammenhang mit Deutschland, der Schweiz und Italien einbüßte.

Preußen ward mit seiner Friedensvermittelung, welche der erbärmliche Haugwitz ins Hauptquartier Napoleons trug, von dem siegreichen Imperator natürlich zurückgewiesen; schon am 15. December unterzeichnete Haugwitz zu Schönbrunn die Unterwerfung Preußens unter das Protectorat Bonapartes. Preußen ging ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich ein, trat an Baiern Ansbach, an Frankreich Neufchatel, den Rest von Cleve und die Festung Wesel ab und erhielt dafür den souveränen Besitz von Hannover. Es hatte nur die Wahl, fast isolirt in einen Kampf mit dem Sieger von Ulm und Austerlitz sich zu stürzen oder mit der hannöverschen Beute belohnt der erste der Rheinbundstaaten zu werden. Die preußischen Patrioten knirschten vor Zorn und Scham, das Heer fühlte sich gedemüthigt, der König zögerte, den Vertrag von Schönbrunn zu ratificiren und reizte dadurch noch mehr den Groll Napoleons, der, über den potsdamer Vertrag höchst erbittert, zu Haugwitz am 13. December gesagt hatte: „Ihr wollt die Freunde von aller Welt sein, das ist nicht möglich, man muß zwischen mir und meinen Gegnern wählen. Ich will Aufrichtigkeit, offene Feinde sind mir lieber als falsche Freunde!“ Dabei versäumte Preußen, sich gegen Napoleons Rachsucht zu rüsten, es setzte seine Armee auf den Friedensfuß. Da Preußen den Vertrag von Schönbrunn noch im Februar 1806 nicht ratificirt hatte, so betrachtete

Digitized by Google

Napoleon denſelben als nicht mehr exiſtirend; Haugwitz mußte am 15. Februar einen neuen Vertrag unterzeichnen, nach welchem Preußen die für die Abtretung von Ansbach verſprochene Entſchädigung einbüßte, die Elb- und Weſermündungen und ſeine Seehäfen den engliſchen Schiffen verſchließen und außer dem Beſtande der napoleoniſchen Macht auch die Vertreibung der Bourbons aus Neapel verbürgen mußte. Anfangs März erfolgte die Ratification dieſes Vertrages. Preußen hatte die Freiheit der Action verloren. Dem Miniſter Hardenberg, der als Vertreter der antifranzöſiſchen Richtung in Preußen galt und den potsdamer Vertrag zu Stande gebracht hatte, mußte der König „unbeſtimmten Urlaub" ertheilen; Haugwitz wurde wieder Miniſter des Auswärtigen. Die Beſetzung Hannovers durch Preußen, welche nunmehr definitiv erfolgte, führte zum Bruche mit England; alle preußiſchen Schiffe in den britiſchen Häfen wurden mit Beſchlag belegt, die norddeutſchen Flüſſe blokirt; der Handel Preußens erhielt eine tödtliche Wunde. Am 11. Mai 1806 erklärte dann Preußen den Krieg an England; es zerriß alle Fäden, welche es an die europäiſchen Mächte knüpfte, ohne daß ſeine Beziehungen zu Frankreich inniger wurden; Napoleon behielt ſeinen Argwohn und Haß gegen Preußen.

Mit dem „deutſchen Reiche" ging es ſeit dem preßburger Frieden zu Ende. In dieſem Frieden hatte der Kaiſer von Oeſtreich verſprochen, „weder als Reichsoberhaupt noch als Mitſtand irgendeinen Act zu hindern, welcher infolge davon vollzogen wäre oder vollzogen wurde." Die ſüddeutſchen Bundesgenoſſen Napoleons, die neugebackenen Könige von Baiern und Würtemberg und der Kurfürſt von Baden zogen unter franzöſiſcher Autorität die Beſitzungen der Reichsritter ein und hoben die ſtändiſchen Verfaſſungen in ihren Landen auf; ſie ſtellten die Doctrin auf: Souveränetät und ſtändiſche Einrichtungen ſeien miteinander unverträglich. Dabei blieben ihre Lande von der franzöſiſchen Armee beſetzt und empfanden alle Schreckniſſe einer brutalen Soldatenherrſchaft. Die „Mainzer Zeitung" rief damals aus, es gebe kein Deutſchland mehr, es ſei ein Irrthum, an eine deutſche Nation zu glauben; das ſeien nur Klagen am Grabe eines Volkes, das ſich überlebt habe. Dem „deutſchen Reichstage" wurde der preßburger Friede nicht einmal zur Sanction vorgelegt. Am 17. Juli 1806 endlich ſagten ſich vier Kurfürſten, Baiern, Würtemberg, der Reichserzkanzler, Baden und zwölf Fürſten vom Reiche los und ſchloſſen mit Napoleon einen Bundesvertrag, „um dadurch den innern und äußern Frieden Süddeutſchlands zu ſichern, für welchen die deutſche Reichsverfaſſung keinerlei Bürgſchaft mehr biete." Dieſem Rheinbunde traten im September Würzburg und bald auch die ſächſiſchen Fürſten bei. Der Bund war in ſeinem völkerrechtlichen Verhältniß an die franzöſiſche Politik geknüpft; er war eine große napoleoniſche

Digitized by Google

Präfectur, wie Gentz sagte, „eine Schimpf- und Spottconstitution aus drei köstlichen Bestandtheilen, einem Sklavenvolke unter einem doppelten Herrn, Despoten in erster Potenz, selbst Sklaven eines höheren Gebieters und einem selbstgeschaffenen, alles verschlingenden Oberdespoten." Am 6. April legte der letzte deutsche Kaiser die Kaiserkrone nieder und entband alle Stände des Reichs von ihren Pflichten gegen das Reichsoberhaupt. Bald darauf wurde der Buchhändler Palm, der eine Broschüre verbreitet hatte, welche in patriotischem Unwillen das bonapartistische Wesen in Deutschland bitter angriff, durch eine französische Militärcommission zum Tode verurtheilt und erschossen.

Preußen hatte durch den Vertrag vom 15. Februar nur einen faulen Frieden erlangt. Selbst Haugwitz erklärte: „Unser vorgeblicher Alliirter, Bonaparte, hat keine andere Absicht, als uns zu unterwerfen und zu vernichten. Sofort nach dem Vertrage nahm Murat, der neue Großherzog von Berg, die preußischen Abteien Elten, Essen und Werden fort; Preußen, das um größerer Dinge willen nicht zu den Waffen gegriffen, ließ diese Beraubung sich gefallen. Sodann stellte Napoleon bei seinen Friedensunterhandlungen mit England und Rußland jenem Hannover, diesem Preußisch-Polen in Aussicht und bestimmte die Hansestädte zu einer Entschädigung der neapolitanischen Bourbons. In Murats Umgebung sprach man von bevorstehenden Vergrößerungen des Großherzogthums Berg auf preußische Kosten; in den Hauptquartieren der französischen Generale von einem bevorstehenden Siegeszuge gegen Preußen. Als Friedrich Wilhelm hiervon Kunde erhielt, fuhr er auf und verfügte am 9. August die Mobilmachung der ganzen preußischen Armee zu einem Kriege gegen Frankreich. Es war ein Act der Verzweiflung, der aus dem persönlichen Ehrgefühl des Königs und dem Glauben entsprang, daß nur noch die Wahl bleibe zwischen Schande und dem Kampf zum Aeußersten. Prophetisch hatte einst Prinz Louis gesagt: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Mächte eine friedliche Stellung an und wird einmal in derselben von einer Macht schonungslos überstürzt werden, wenn dieser der Krieg grade recht ist. Dann fallen wir ohne Hilfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre." Faul waren aber die innern Zustände Preußens. Der König selbst äußerte in den ersten Tagen des Feldzuges: „Es ist eine unbeschreibliche Confusion im Heere." In der Umgebung des Königs blieben die früheren unfähigen Persönlichkeiten, vor allen Haugwitz und Lombard. Vergebens hatte Stein im April 1806 in einer Denkschrift an die Königin die Entfernung dieser Personen aus dem Cabinet verlangt. Stein hatte gesagt: „Die neueren Ereignisse, wo wir feierlich sanctionirte Verträge im Augenblick der Erfüllung eingegangen und bald darauf umgestoßen haben, sind ein fürchterlich belehrendes Beispiel, wie nothwendig es ist, Personen zu ändern, wenn man Maßregeln ändern will. Sollten Ew. Maj. Sich nicht ent-

Digitized by Google

ſchließen, die vorgeſchlagenen Aenderungen vorzunehmen', ſo iſt zu erwarten, daß der preußiſche Staat entweder ſich auflöſt oder ſeine Unabhängigkeit verliert und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verſchwinden." Die alte Cabinetseinrichtung blieb, der Cabinetsrath gab in allen wichtigen Angelegenheiten die letzte Entſcheidung und war doch unverantwortlich; er hatte keine Verbindung mit der Verwaltungsbehörde, keine Theilnahme an der Ausführung, das Miniſterium aber bildete keine Geſammtheit. Das Volk lag in dumpfer Apathie. Die Armee, in ſelbſtgenügſamer Abgeſchloſſenheit, außer Verkehr mit den Weltereigniſſen des letzten Jahrzehnts, war in Selbſtüberſchätzung verfallen. „Wären bei Ulm und Auſterlitz Preußen geweſen," ſagten die Offiziere, „die Sache hätte anders geendet." Der adelig-ſoldatiſche Uebermuth der Offiziere ging damals förmlich ins Unglaubliche; weder Stand, noch Bildung, noch Alter ſchützte vor Kränkung und Geringſchätzung, die gegen alle andern an den Tag zu legen ein Privilegium des Soldatenvolkes war. Dabei war die obere Leitung der Armee ohne Geiſt und Kriegserfahrung; die höheren Offiziere bis zu den Hauptleuten herab alt und gebrechlich, die Bewaffnung war unzulänglich, der Sold ſpärlich, die Bekleidung der Soldaten elend. Die Armee beſtand zum Theil aus Landeskindern, zum Theil aus ſchlechten Subjecten, die im Auslande geworben waren. Von Inländern waren ſo viele Kategorien dienſtfrei, daß weder Adel, noch Beamtenſtand, noch Bürgerthum, noch ſelbſt der eigentliche Bauernſtand im Heere vertreten waren: der Soldatendienſt laſtete weſentlich nur auf dem ärmeren Theile des Volkes. Und doch wurde Kneſebecks Plan zu einer volksthümlichen Umbildung der preußiſchen Wehrverfaſſung durch die Militärorganiſationscommiſſion im Sommer 1805 mit dem Bemerken zurückgewieſen: „es erſcheine ganz unbegreiflich, wie jemand einer ſiegreichen Armee, die, ſolange für ganz Europa, ein unerreichtes Muſter geweſen iſt und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer Verfaſſung zumuthen kann, welche ſie zu einer bloßen Landmiliz reduciren werde." Auch die preußiſchen Finanzen ſtanden ſchlecht. Es war zwar unter Friedrich Wilhelm III. geſpart, aber die Frucht dieſer Erſparniß durch die nutzloſe Mobilmachung von 1805 großentheils verſchlungen worden.

Bei der Unzulänglichkeit der eignen Mittel mußte Preußen ſich nach Allianzen umſehen. Es wendete ſich zunächſt an Oeſtreich. Oeſtreich erinnerte an die Wandelungen der preußiſchen Politik vom potsdamer bis zum ſchönbrunner Vertrag und daß der verantwortliche Träger dieſer Politik immer noch am Ruder ſei. Der König von Preußen erklärte hierauf bei ſeinem königlichen Wort, das gegenwärtige Syſtem der preußiſchen Politik werde nicht verlaſſen werden. Oeſtreich erklärte ſich aber außer Stande, jetzt von ſeiner Neutralität abzugehen; es werde aber zur Behauptung derſelben 70,000 Mann nach Böhmen ſchicken und den Durchmarſch der Franzoſen durch

Digitized by Google

dieſes Land nicht geſtatten. Der engliſche Geſandte ſprach nach eigner Anſchauung der öſtreichiſchen Verhältniſſe die Ueberzeugung aus, daß Oeſtreich nicht mehr thun könne; es könne nicht ſeine letzten Kräfte aufs Spiel ſetzen, ſolange die preußiſche Politik in den Händen von Haugwitz liege. „Denn wer bürge dafür, daß er es ehrlich meine, nicht auch jetzt noch doppeltes Spiel ſpiele?“ Gegen England benahm ſich Preußen ſo, daß die britiſche Politik noch unter dem Kanonendonner von Jena und Auerſtädt in Zweifel war, ob Preußen nicht noch eine plötzliche Schwenkung zu Napoleon im Sinne habe. Noch am 12. October 1806 erhielt der engliſche Geſandte, Lord Morpeth, von Haugwitz den Beſcheid: die Unterhandlung hänge vom Ausgange der Schlacht ab, die man eben ſchlage. Im Falle eines Sieges wolle Preußen nämlich Hannover nicht herausgeben oder doch einen Erſatz, etwa an Holland, ſich ſichern. Rußlands Hilfe ſuchte Preußen erſt im September 1806 nach. Es hoffte immer noch friedliche Botſchaften von Paris. Kaiſer Alexander verſprach ſofort Geld und Truppen; aber ſeine Hilfe mußte für die Entſcheidung zu ſpät kommen. Preußens norddeutſche Unionspläne, die von ihm projectirten Bündniſſe mit Sachſen und Heſſen ſcheiterten an dem Egoismus der betreffenden Fürſten.

Napoleon brannte vor Ungeduld, an Preußen für die Schwankungen vom Spätjahr 1805 ſich zu rächen. Zwar ſuchte Haugwitz auch nach der Mobilmachung ihn durch trügeriſche Unterhandlungen hinzuhalten. Napoleon erwiderte am 11. September, die Ausſöhnung ſei noch möglich, wenn Preußen ſofort entwaffne. Sollte man es glauben? Preußen ließ ſich durch dieſe Erklärung täuſchen. Es zögerte, mit England, Oeſtreich und Rußland die engſten Einverſtändniſſe anzuknüpfen; dieſe Mächte glaubten noch in dem Augenblick nicht ernſtlich an den Krieg, als die franzöſiſchen und preußiſchen Heere an der Saale kampffertig ſich gegenüberſtanden.

Am 14. October erfolgte bei Jena und Auerſtädt die Entſcheidung. Die beiden preußiſchen Armeen wurden geſchlagen, die Monarchie geſprengt. Es folgte die unerhörte Uebergabe der preußiſchen Feſtungen und die Selbſtauflöſung der Armee, der empörende Uebermuth des Siegers; ein warnendes Beiſpiel für alle Zeiten, wohin eine ſchwache und unentſchiedene Politik nach Außen, ein verkehrtes, unvolksthümliches Regiment im Innern führt.

Literatur.

Neue Gedichte. Blüthen ſlaviſcher Poeſie. 1. Band. Berlin, Faudel. — Die Sammlung enthält die beiden Gedichte Konrad Wallenrod, von Adam Mickiewicz und der Kirye, von Guſtav Zielinski, beide aus dem Polniſchen. Das erſte

Digitized by Google

Gedicht ist ein merkwürdiger Versuch, eine allerdings sehr räthselhafte Episode der preußischen Ordensgeschichte zu erklären, nicht ohne echte Poesie durchgeführt, obgleich die Einflüsse von W. Scott und Byron den Dichter mehr bestimmt haben, als die unbefangne Anschauung des Landes und seiner Geschichte. Auch in dem zweiten Gedicht, das gleichfalls ein ungewöhnliches Talent verräth, sind die Reminiscenzen aus Byron zuweilen sehr stark.

Prinz Eugenius von Savoyen. Romanzenkranz von Emil von Borberger. Fulda, Maier. — Die Ausführung ist in gutem poetischen Stil, der freilich zu gravitätisch ist, um die Sitten und das Costüm des geschilderten Zeitalters hervortreten zu lassen, und der nebenbei die Lectüre zu häufig verräth. Uhland ist natürlich maßgebend, aber einige Male finden wir uns auch im vollsten Freiligrath.

Zuleika. Ein Seelengemälde in vier Schilderungen von Harfenton. Stendal, Franzen. — Eine sehr mittelmäßige Erweiterung und Umarbeitung der Braut von Abydos von Byron.

Dichtungen von Söltl. Nürnberg, Ebner. — Harmlose, zum Theil recht wohlklingende Lieder, die man um so unbefangener aufnehmen darf, da der Verfasser sie zugleich als eine Stilübung betrachtet.

> Aber ich will dir vertraun ein offnes Geheimniß:
> Uebung zugleich für die Prosa mir gelt es, (die leider
> Oft wie gelähmt und auf wankenden Stelzen daherhinkt),
> Daß die Erzählung mir bald im melodischen Strome
> Woge dahin und gewinne die Frauen, die Männer!

Libanon. Poetisches Familienbuch. Von Ludw. Aug. Frankl. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Zamarski. — In dieser reichhaltigen und im Ganzen verständig eingerichteten Sammlung ist so ziemlich alles vereinigt, was die Poesie der verschiedenen Zeiten und Völker über das Judenthum gesagt hat. Wir finden ein solches Unternehmen sehr zweckmäßig, denn bei der entschiedenen Richtung des Judenthums aufs Realistische ist der poetische Idealismus, selbst wenn er sich nicht immer auf historische Begründung stützt, eine sehr segensreiche Gegenwirkung. Daß dieser Idealismus praktisch ins Unbestimmte gehen werde, ist nicht zu fürchten, und nichts kann die Stellung der Juden so verbessern, als wenn ihr inneres Selbstgefühl und ihr Lebensmuth sich steigert. Die äußere Emancipation wird nicht viel helfen, denn es ist nicht eigentlich die äußere Beschränktheit, was sie drückt, sondern die mangelnde Achtung ihrer Mitbürger, und diese können sie nur durch innere Wiedergeburt gewinnen.

Israel und die Völker. Ein christlicher Dithyrambus von F. C. Kirchhoff. Kiel, Akademische Buchhandlung. — Das Gedicht ist eine poetische Stilübung in antiken Versmaßen, recht gut stilisirt, aber ohne bedeutendern Gehalt.

Licht und Schatten. Dichtungen von Friedrich Freihold. Frankfurt a. M., Wilhelm Küchler. — Zu Weinachtsgeschenken für Damen wohl geeignet. Durchweg wohlgemeint, aber unbedeutend.

Gedichte von August Thieme. Zweite Auflage. Naumburg, Garcke. — Die Gedichte erschienen zum ersten Mal 1849. Der Verfasser, Pfarrer zu Allstedt in der Goldenen Aue, ist 1780 geboren; der Herausgeber, Herr von Wolzogen

ist Sohn des preußischen Generals und Neffe des Schwagers von Schiller. Die Gedichte zeigen uns eine liebenswürdige und tüchtige Persönlichkeit; ihren poetischen Werth dagegen können wir nicht sehr hoch anschlagen. Die ursprünglichen Gedichte sind ganz in der Art von Matthisson, Schmidt von Werneuchen u. s. w. Später klingen dann die Melodien neuerer Dichter durch. Das Talent des Verfassers ist wesentlich reproductiv. —

Tagfalter. Lyrische Gedichte von Peter Johann Willatzen. Berlin, Gefken. — Die Selbstrecension des Verfassers, der wir beipflichten, lautet folgendermaßen:

Meine Lieder sind nur Falter,
Die von Duft und Strahlen leben
Und um schöne Blumenhäupter
Tändelnd auf und nieder schweben;
Die, beim Morgenroth geboren
Tags um Liebe gaukelnd werben
Aber schon zur Abenddämmrung
Still und unbeachtet sterben.

Der neue Rath des Herrn Smil von Pardubic, eine Thierfabel aus dem vierzehnten Jahrhundert, nebst dessen übrigen Dichtungen und einer Auswahl aus seiner Sprüchwörtersammlung. Nach dem böhmischen Originaltext zum ersten Male deutsch bearbeitet von Joseph Wenzig. Leipzig, R. Weigel.

Die kleinen Erzählungen, die durchweg eine moralische Tendenz haben, sind sehr hübsch und angemessen übersetzt. Von den Sprüchen theilen wir einige als Probe mit.

Bleibt in gleicher Lag der Stein,
Kann er nicht rings bewachsen sein.
Stopfst du nicht das Loch mit dem Handschuh zu,
Brauchst später den ganzen Mantel du.
Macht Geräusch dich zagen,
Darfst nicht in den Wald dich wagen.
Soll nicht dein Schuß verloren sein,
Ziel in den Himmel nicht hinein.
Ist schlau der Hund,
Mißgönnt er fremdem Mund
Und selbst dem eignen Schlund.
Laß deine Hunde sich beißen und raufen,
Mischt nur kein Fremder sich in den Haufen.
Die Mäuler zu stopfen allen Leuten,
Gäbs viele Leinwand zu bereiten.
Wer selbst sich aufzuspielen vermag,
Kann selbst sich vergnügen jeglichen Tag.

Neue Schauspiele. — Deutsche Originallustspiele von L. Feldmann. VII. Band. Neue Folge. I. Band. Berlin, Franz Stage. — Der Band enthält die Lustspiele: Ein Filz als Prasser, die Heimkehr von der Hochzeit, ein Prozeß zwischen Eheleuten, Immer zu vorschnell und die selige Gräfin. Auf der Bühne machen sich diese Schwänke recht gut, namentlich in östreichischer Mundart und in der wiener Atmosphäre, für die sie ganz eigentlich berechnet sind. Zur Lectüre eignen sie sich nicht. —

Digitized by Google

Vollprecht. Trauerspiel in 5 Acten von Eduard Köller. Berlin, J. C. Huber. — Ein Schauderstück aus den Zeiten der Reformation; die Verfolgungen rachsüchtiger und selbstsüchtiger Pfaffen gegen einen jungen Mann, der der neuen Lehre zugethan ist. Die Stimmung ist trübe und niederdrückend und die bei der Erzählung aufgewandte Technik ist wenigstens nicht groß genug, um dafür zu entschädigen. —

Vermischte Literatur. Türken und Türkenthum. Die Glaubens- und Sittenlehre des Koran mit Bezug auf das Verhältniß des Islam zum Christenthum. Von Albert Florschütz. Iserlohn, Bädeker. — Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß bereits im Koran die Unmöglichkeit jedes wahrhaft durchgreifenden Fortschrittes enthalten ist, und leitet daraus die Nothwendigkeit des Unterganges der Türkei her. Wer ihm in dem letztern Punkte aber auch beitreten möchte, würde doch das Princip in Zweifel ziehen müssen, denn in Spanien waren während des Mittelalters die Araber, obgleich ihnen der Koran näher stand, als den heutigen Türken, entschieden die Träger der Cultur, und wenn sie der äußern Gewalt unterlagen, so war daran nicht die Religion schuld. —

Neues englisches Lesebuch, welchem die Grundsätze der Aussprache nach Smarts Walker Remodelled und dem von J. E. Worcester aufgestellten Systeme vorangehen. Mit durchgehender Bezeichnung der Aussprache und einem vollständigen Wörterbuche. Für Schulen und zum Privatgebrauche. Von A. O. Eden. Bevorwortet von Dr. J. G. Flügel, Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Leipzig. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Hamburg, J. A. Meißner. — Ein Handbuch, welches mit großer Einsicht und Sachkenntniß und nach einer sehr bequemen Methode ausgearbeitet ist, vorzugsweise zur Erlernung des Lesens bestimmt. Die Bezeichnungen für die Aussprache sind so deutlich und vollständig, daß der Lehrer nur zur Angabe des bestimmteren Lauts nöthig ist. Eine kurze Grammatik und ein Vocabularium erhöhen die Zweckmäßigkeit des Buchs, für welches der Preis verhältnißmäßig sehr billig gestellt ist. —

Entwurf einer allgemeinen Geschichte und Literatur der Stenographie. Verfaßt von Dr. Franz Julius Anders. Cöslin, Hendeß. — Der Verfasser, Vorsteher des stenographischen Bureaus der ersten preußischen Kammer, hat für sein Werk sehr sorgfältige Studien gemacht. Er begnügt sich nicht damit, die Erfinder und Bearbeiter der verschiedenen Systeme anzugeben, sondern er geht auf den geschichtlichen Zusammenhang, die allmälige Entwicklung, Fortbildung und Vervollkommnung seiner Kunst ausführlich ein. 56 enggedruckte Seiten enthalten die Literatur nach den Sprachen und Zeiträumen geordnet und gruppirt. —

Der Gesellschafter. Ein nützlicher und unterhaltender Oldenburgischer Hauskalender auf das Schaltjahr 1856. Sechszehnter Jahrgang. Mit der Zugabe eines Notizbuches. Oldenburg, Stalling. — Wir können auch dies Mal den Gesellschafter wegen seines sorgfältigen Eingehens auf die provinziellen Zustände und die lebendigen Interessen des Volks, wegen seines gesunden Menschenverstandes und seines guten Humors empfehlen. —

Die Vorträge auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke (Berlin, Wilhelm Schultze) enthalten folgende neue Lieferungen: Der Prophet Jesaias von Professor Hengstenberg; die Auferstehung der Todten,

Digitized by Google

vom Pfarrer Seiler; die Reformation und ihre Märtyrer in Italien, vom Divisionsprediger Erdmann; die Seelsorge an den entlassenen Strafgefangenen, vom Prediger Griesemann, und eine Biographie der Gräfin Ludämilia Elisabeth von Schwarzburg-Rudolstadt, von W. Thilo. Am interessantesten unter diesen ist der kleine Vortrag über die Auferstehung, der der modernen Naturwissenschaft sehr scharf auf den Leib rückt. Der Prediger begründet die Idee unsrer Unsterblichkeit lediglich auf das Factum der Auferstehung Jesu Christi. —

Der Tod, beleuchtet vom Standpunkte der Naturwissenschaften. Von Hermann Wagner. Bielefeld, A. Helmich. — Im Gegensatz zu der vorher erwähnten Predigt, sucht die gegenwärtige Schrift den Tod als die nothwendige Bedingung der Natur und des Lebens darzustellen. Der Verfasser begeht den Fehler, den an sich richtigen Grundgedanken zu weit auszudehnen. Das Grauenvolle im Tode bei dem Menschen wird von den übrigen Individuen nicht getheilt, weil diese kein Selbstbewußtsein haben; nur der Mensch erschrickt vor der Nothwendigkeit, sich das Ich, dessen Dasein er unmittelbar empfindet, zugleich in irgendeiner Zeit als nichtseiend denken zu müssen, und dies ist der tiefere Grund des Unsterblichkeitsglaubens bei dem größern Theile der Menschheit, nicht der triviale Wunsch, die Beschäftigungen des Alltagslebens bis in alle Ewigkeit fortzusetzen, auch nicht der bloße Gerechtigkeitstrieb, wie man seit Kant angenommen hat. Jenes Grauen zu überwinden, reicht die Naturwissenschaft nicht aus, am allerwenigsten der Gesichtspunkt der Nützlichkeit. Es ist das eine Aufgabe der höhern Philosophie des Geistes. —

Hamlet, prince of Denmark, by William Shakspere. Hamlet, Prinz von Dänemark. Deutsch von Dr. Friedrich Köhler. Leipzig, Ph. Reclam jun. — Der Text ist nach den besten Ausgaben bearbeitet und folgt meistens Delius. Die Uebersetzung erstrebt vor allen Dingen wörtliche Uebereinstimmung mit dem Original, um so dem Freunde Shakspeares, der des Englischen nicht in hinreichendem Maße mächtig ist, die Lectüre zu erleichtern. Zu demselben Zweck ist die Uebersetzung immer dem Text gegenübergestellt. Das Bändchen erscheint zugleich als erste Lieferung einer allgemeinen Shakspeareausgabe. —

Phrenologische Bilder. Von Scheve. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, dem Porträt des Verfassers und einer Steindrucktafel, gezeichnet von M. Rugendas. Leipzig, J. J. Weber. — Der Leser findet hier in möglichster Vollständigkeit alles zusammen, was seit dem ersten Aufkommen der Phrenologie von den Vertheidigern derselben angeführt worden ist; wer also darüber Auskunft zu haben wünscht, möge sich darin selbst unterrichten. Wir unsrerseits fühlen uns umsoweniger veranlaßt, auf die Frage einzugehen, da wir unser Votum bereits abgegeben haben. Wer eine wissenschaftliche Beurtheilung der Phrenologie sucht, der nehme das Büchlein über die Phrenologie von Professor Schaller zur Hand (Leipzig, Geibel), wo er in gedrängten Umrissen und in einer ruhigen, einfachen Sprache die Bedenken aufgezählt findet, welche die Wissenschaft dieser Art der Beobachtung entgegensetzen muß. —

Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satyre. Von M. G. Saphir aus seinen Schriften gesammelt. Pesth, Hartleben. — Wenn man Saphir einen Humoristen nennt, so gebraucht man dieses Wort nur im allergemeinsten Sinn, denn eigentlichen Humor hat er nicht. Sein Witz ist mitunter sehr scharf

Digitized by Google

und treffend; für uns wird er einigermaßen dadurch verkümmert, daß man ihm zu sehr das Gemachte anmerkt. Bei französischen Schriftstellern ließt sich dergleichen viel anmuthiger, denn die Sprache erträgt nicht nur die leichten Spielereien, sondern sie fordert dazu heraus. Das Deutsche klingt viel zu ernsthaft für das bloße Getändel und man muß ein sehr glänzendes Talent besitzen, um diesen Widerspruch in Vergessenheit zu bringen. —

Lustige Geschichten und Schwänke. Erstes und zweites Heft. München, Braun und Schneider. — Die fliegenden Blätter haben mit Recht gleich bei ihrem Entstehen ein sehr dankbares Publicum gefunden und fast will es uns scheinen, als ob sie in neuerer Zeit, wo durch die politische Satire das Interesse für den einfachen Humor abgestumpft ist, mehr Aufmerksamkeit verdienten, als man ihnen in der That zuwendet. Die fliegenden Blätter sind nicht nur die vorzüglichste Leistung dieser Art in Deutschland, sondern sie sind auch allen französischen Unternehmungen, dem Charivari, dem Journal pour rire ꝛc. bedeutend vorzuziehen. Nur der englische Punch steht ihnen ebenbürtig zur Seite. Die düsseldorfer Monatshefte, obgleich sie viel anspruchsvoller auftreten, sind ihnen weder an Erfindung, noch an Ausführung zu vergleichen und der Kladderadatsch, dem wir in einzelnen Nummern einen glänzenden Witz nicht abstreiten können, ist im Ganzen doch nur für eine blasirte Bildung, die sich an der leeren Negation erfreut. Auch in den fliegenden Blättern findet sich natürlich vieles Schlechte und Mittelmäßige. Die langen Novellen mit geringem Witz und viel Behagen, die halb sentimentalen Lieder und die bloßen Caricaturen würden wir gern entbehren. Dagegen findet sich fast in jeder Nummer irgendein Bild oder ein Einfall, der geistvoll angelegt und in der Ausführung ein Meisterstück ist. Noch in den neuesten Nummern sind der Ochs vor der kurzgemähten Wiese, das Gewitter über dem kahlen Busch, die Rangordnung beim Riesen ꝛc. Bilder, an denen sich jeder erfreuen wird, in dem der Sinn für Humor nicht ganz ausgestorben ist. Der Wunsch liegt also nahe, mit Ausmerzung des Unbedeutenden und Mittelmäßigen, die wirklich geistvollen Erfindungen der fliegenden Blätter in einem Schatzkästlein zusammenzustellen. Allein es kommt hier auf die richtige Auswahl an. Nicht alles, was beim wöchentlichen Durchblättern einen guten Eindruck macht, behält seinen Werth im Buch. Weit ausgeführte satirische Reihen, wie z. B. die Geschichte von Eisele und Beisele, sehen sich im Journal sehr gut an, im Buch würden sie langweilig sein. Der Auswahl in den vorliegenden zwei Heften können wir nur theilweise beipflichten. Sehr gut ist die Geschichte vom kupfernen Fenster, vom Herrn Landrichter in Uniform, vom billigen Schweinetransport; dagegen würden wir z. B. die californischen Geschichten sehr gern entbehren. Die Familiengeschichte aus Senegambien ist eine sehr schwache Nachbildung der glänzenden Erzählung im Kleiderleib und so würden wir noch gegen manche andre Bruchstücke der Sammlung etwas einwenden können; da uns indeß schon dies Mal vieles Vortreffliche geboten ist, können wir hoffen, daß die Herausgeber bei der weitern Auswahl strenger zu Werke gehen werden. —

Verirrt und erlöst. Roman in zwei Bänden von Max Ring. Gotha, Scheube. — Der Roman ist ein sehr bedeutender Fortschritt gegen die frühern Versuche des Dichters. Er bemüht sich in demselben, die verschiedenen Formen zu versinnlichen, welche der Geist der Lüge in der sogenannten guten Gesellschaft an-

Digitized by Google

genommen hat, und ihm eine gesunde, tüchtige Natur entgegenzusetzen. Die leitenden Ideen sind vortrefflich und ganz in unserm Sinn, und wenn die Ausführung durchweg so gut wäre, wie an einzelnen Stellen, (kleine Sittenschilderungen, Landschaftsbilder ꝛc.) so würde das Buch einen sehr befriedigenden Eindruck hinterlassen; allein der Verfasser hat es sich im Ganzen zu leicht gemacht, er greift zu schnell nach naheliegenden melodramatischen Wendungen, so daß die Geschichte sich aus äußerlichen Motiven zusammensetzt, nicht organisch aus den Charakteren und der Situation herauswächst. Der Verfasser muß gründlichere Detailstudien machen, um seinen Personen jenes Leben und jene Bewegung einzuflößen, die auf eine künstlerische Weise die Naturwahrheit wieder herstellen. Die Verkehrtheit der Menschen zu schildern, ist nicht so schwer; aber ihre normale Natur zu versinnlichen, verlangt ein liebevolleres Eingehen auf die Wirklichkeit. Wir werden uns umsomehr freuen, wenn es ihm in spätern Werken gelingen wird, in der Ausführung seiner Absicht gleichzukommen, da er kräftig und entschieden die Blasirtheit des Genusses auf den Ernst der Arbeit hinweist, was in der That zur Heilung unsres zerfahrenen Wesens die Hauptsache ist. —

Die Wappen der deutschen freiherrlichen und adligen Familien in genauer, vollständiger und allgemein verständlicher Beschreibung. Mit geschichtlichen und urkundlichen Nachweisen. 1. Band. Leipzig, T. O. Weigel. — Die Schrift ist mit derselben Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet, wie das in dem nämlichen Verlag erschienene Werk über die Grafenhäuser.

L'amour et la mort. I. Les roueries d'une ingénue. II. Les deux médecins. Par Louis Ulbach. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Der Verfasser ist ein feiner, scharfsinniger Anatom aus der Schule Balzacs, der freilich auch die Schwächen seines Vorbildes, die zu weit ausgeführte Genremalerei und die pessimistische Grundfärbung nachahmt. Doch ist namentlich die erste Novelle noch immer eine sehr interessante psychologische Studie. — Außerdem ist in derselben Sammlung der 4. Band des Salvador von A. Dumas und der 1. Band eines neuen historischen Romans von Paul Lacroix: Le comte de Vermandois, erschienen. Wir werden bei der Fortsetzung näher darauf eingehen. —

Un Anglais amoureux. Par Adrien Paul. Bruxelles & Leipzig. Kiessling, Schnée & Comp. — Eine in halb humoristischem Stil vorgetragene hochtragische Begebenheit, die mehr ansprechen würde, wenn der Verfasser seine Zeichnung origineller Charaktere mehr mit den Regeln des allgemein menschlichen Wesens in Uebereinstimmung gebracht und in seinen Erfindungen das Melodramatische mehr vermieden hätte. —

Au coin du feu. Par Emile Souvestre. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Wir haben diese anmuthigen Erzählungen eines der liebenswürdigsten Schriftsteller, die Frankreich jetzt besitzt, mit großem Vergnügen gelesen, wenn auch vieles davon nur leichte Waare ist. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Zeichen der Zeit.

Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Von Christian Carl Josias Bunsen, Königl. Preuß. Wirklichen Geheimen Rathe, Doctor der Philosophie und der Theologie. Erstes Bändchen. Leipzig, F. A. Brockhaus. —

Zu den merkwürdigsten Zeichen der Zeit gehört unzweifelhaft die Bildung der sogenannten altpreußischen Partei. Im engern Sinn würde man den Begriff Partei auf sie freilich nicht anwenden können, denn es fehlt ihr bis jetzt noch an den beiden Hauptkennzeichen einer Partei, an einer festen Organisation und an einem bestimmten, klar ausgesprochenen Zweck; aber wenn man von der Kreuzzeitungspartei absieht, die eine Partei im strengsten Sinne des Worts ist, und allenfalls von den Ultramontanen, so würde man keiner von den bestehenden Fractionen jene Bezeichnung beilegen können. Wir betrachten überhaupt die oppositionellen Fractionen der zweiten Kammer nur als verschiedene Elemente, die, dem Ursprunge nach entgegengesetzt, dennoch auf dasselbe Ziel hinstreben.

Die erste Bildung der Opposition kann man in gewissem Sinn auch altpreußisch nennen, denn sie gründet sich auf die Principien des preußischen Landrechts, auf die Erinnerungen an den Alten-Fritzeschen Kriegsruhm, auf die Reformen der Stein-Hardenbergschen Zeit, auf die Freiheitskriege, auf die Verheißungen einer Landesvertretung, auf die Provinzialstände und schließlich auf den vereinigten Landtag von 1847. Wenn der preußische Charakter dieser Opposition weniger hervortrat, so lag das in folgenden Umständen: Einmal hatte sie zwar unter dem Beamtenstande eifrige Anhänger, aber diese durften oder wollten nicht laut werden; ihr Mittelpunkt war theils in den Landtagen, theils in der Presse. Der Beamtenstand, wie sehr er auch im Einzelnen sich für diese Opposition interessiren mochte, empfand sie doch im Ganzen als einen Gegensatz. Die ungeschulten Wünsche der Gutsbesitzer, Bürger und Bauern gaben seiner bureaukratischen Routine, seiner Geschäftskenntniß, seinen diplomatischen Formen häufig Anstoß. Dazu kam, daß der Liberalismus sich vorzugsweise in den neuen Provinzen ausbildete, die mit dem preußischen Leben und seinen Gewohnheiten am wenigsten zusammenhingen, und deren Stimmung

Digitized by Google

man bis zu einem gewissen Grade hin als antipreußisch bezeichnen konnte. Es gehörte im Jahre 1847 unter den liberalen Beamten zum guten Ton, die Liberalen des Landtags gewissermaßen als zurückgeblieben zu betrachten, in den Ansprüchen dem Inhalt nach weiter zu gehen und doch die Form derselben zu mißbilligen. Daraus erklärt sich auch, daß im Jahre 1848, als mit der Parteibildung Ernst gemacht werden sollte, ein großer Theil der liberalen Beamten sich zu den Demokraten schlug, wie z. B. Herr von Kirchmann, der wahrhaftig kein rother Republikaner ist. Die altliberale Partei hatte das Unglück, ihren Sammelplatz in der Paulskirche zu finden, wo die Phrase vorherrschte und vorherrschen mußte, weil keine praktisch ausführbare Aufgabe zu lösen war. Daher auch die Bezeichnung der Doctrinärs für diese Partei, die auf einen Mann wie Herr von Vincke angewandt äußerst komisch klingt. In der Nationalversammlung hatte die Partei fast gar keine Vertretung; die ihr angehörigen Ministerien waren schwach, und das unglückselige erfurter Project kam noch dazu, um sie in den Augen des berliner Publicums als kleindeutsch, gothaisch ꝛc. dem Preußenthum entgegenzusetzen.

Die zweite oppositionelle Partei, die Demokratie, war aus dem alten Radicalismus hervorgegangen, der ursprünglich nirgend anders existirte, als in der Presse; denn wenn auch in einer revolutionären Zeit die unteren Volksclassen sich als Werkzeuge der Männer, „die am weitesten gehen", gebrauchen lassen, so sind sie doch an sich keineswegs die Träger des Radicalismus. Zwischen den rothen Republikanern und den gesitteten Demokraten war von vornherein ein großer Unterschied, und eine Verständigung der letztern mit den Liberalen wäre schon damals möglich gewesen, wenn sich nicht der Gesichtspunkt der einen lediglich auf Frankfurt, der der andern auf Berlin beschränkt hätte. Die preußische Demokratie, die mit der deutschen Demokratie wenig zusammenhing, erhielt ihr Stichwort in der Nichtanerkennung der octroyirten Verfassung und in der Nichttheilnahme an den octroyirten Wahlen. Die Führer der Partei waren im Irrthum, wenn sie glaubten, der Bestand einer Partei bleibe immer derselbe, auch wo sie keine Thätigkeit entwickelt. Im November 1848 waren vielleicht drei Viertel des berliner Publicums demokratisch d. h. sie waren stolz auf ihren passiven Widerstand, und sie waren ebenso stolz auf ihr ferneres Martyrium, daß sie an den Wahlen keinen Theil nahmen. Von diesem demokratischen Publicum sind seitdem aber, schlecht gerechnet, zwei Drittel abgefallen; die einen sind in ihren Indifferentismus zurückgekehrt, die andern haben sich dem Liberalismus oder auch der Reaction angeschlossen.

Wenn aber die Altliberalen vor den Demokraten durch ihre parlamentarische Betheiligung einen großen Vortheil hatten, so waren sie dafür in der Presse schlechter vertreten. Die alten Provinzialblätter dauerten zwar fort, die

Digitized by Google

frankfurter und berliner Centralorgane dagegen gingen ein, während die Nationalzeitung, das angebliche Organ der Demokratie, sehr geschickt redigirt, sich einen zahlreichen Leserkreis erhielt. So glaubte man sich denn im Recht, wenn man das Publicum dieser Zeitung als die demokratische Partei auffaßte. Man wies triumphirend darauf hin, daß die Partei, dem Ruf ihrer Führer gehorsam, sich fortdauernd der Wahlen enthielt, und wer es wagte, die Existenz der demokratischen Partei zu bezweifeln, wurde ausgelacht. Heute ist der Schleier gefallen. Die demokratischen Blätter haben einstimmig und mit lobenswerther Ausdauer ihr Publicum zur Betheiligung an den Wahlen aufgefordert, und obgleich die Demokratie angeblich die ungeheure Majorität des Volks ausmachen soll, ist die Physiognomie der Wahlen ungefähr ebenso gewesen, wie vor drei Jahren. Wir halten das insofern für ein günstiges Ereigniß, als es der thörichten Fehde zwischen zwei Parteien ein Ende macht, die nur in der Einbildung existiren. Ihre historischen Beziehungen sind in jeder Weise zerrissen, Erfahrungen und ein ruhiges Nachdenken haben ihre Begriffe und ihre Neigungen geläutert, und ihre Interessen sind für den Augenblick ausgeglichen. Es gilt, für den preußischen Staat die alte historische Entwicklung festzuhalten, die bürgerliche Gesetzgebung und die Verfassung von dem Einfluß jener verderblichen Doctrinen zu befreien, die halb aus romantischen Grillen, halb aus dem Eigennutz hervorgehen, die durch die angebliche Sonderung der Stände einen Haß zwischen den verschiedenen Schichten der Gesellschaft und damit die Auflösung des Staats in seine Elemente herbeizuführen drohen.

Noch weniger Schwierigkeit, als das Einverständniß zwischen den ehemaligen Demokraten und den Altliberalen, bietet das Verhältniß zu den sogenannten Altpreußen. Auch hier beruht der Gegensatz fast ausschließlich auf den historischen Erinnerungen. Die Bethmann-Hollwegianer sind aus den Kreisen der höhern Büreaukratie hervorgegangen, sie sind durch die historische Schule gebildet und haben früher gegen den herrschenden Rotteck-Welckerschen Liberalismus die leidenschaftlichste Opposition gemacht; aber durch diese Schule ist auch der Liberalismus gegangen. Die abstracten Phrasen der frühern Zeit, wo das Volk seine Orakel aus Baden holte, sind vollständig über Bord geworfen. Wir haben in die Tiefe des historischen Lebens geblickt, und sein organischer Zusammenhang ist uns nicht mehr fremd. Die gewissenhafte Durcharbeitung der historischen Schule mußte in ihren letzten Resultaten mit der gewissenhaften Durcharbeitung der philosophischen übereinkommen. Auch die historische Schule ist in der Erkenntniß vorgeschritten; sie hat eingesehen, daß zwischen der organischen Entwicklung der Gesetze, dem Fortbau der Sprache und dem Naturwuchs der Pflanzen bei aller Analogie doch auch ein Unterschied ist, weil der Fortschritt in den menschlichen Dingen, so naturgemäß das Eine aus dem Andern entspringt, doch nur durch die Vermittlung des Bewußtseins

Digitized by Google

ſtattfinden kann. Es exiſtirt heute ebenſowenig ein Anhänger der hiſtoriſchen Schule, der ſich einbildete, die Geſetze machten ſich von ſelbſt, als ein Anhänger der philoſophiſchen, der den Staat aus dem Nichts aufbauen wollte. Unter dieſen Umſtänden kann uns der Gewinn an Einſicht, Geiſt, Uebung in den Geſchäften und patriotiſcher Geſinnung, der uns durch den Uebertritt der Bethmann-Hollwegianer zu Theil geworden iſt, nur höchſt ſchätzenswerth ſein. In den Sympathien einzelner unter ihnen mag noch vieles ſein, was den unſrigen widerſpricht, wie wir denn auch gar nicht behaupten wollen, daß ſämmtliche Mitglieder der conſtitutionellen Partei in allen Punkten miteinander übereinſtimmen: aber das politiſche Princip, das ſie mit ebenſoviel Scharfſinn als Gründlichkeit im preußiſchen Wochenblatt vertreten, iſt faſt durchaus das unſrige; ja in vielen Punkten ſind wir überraſcht worden, wie genau bis ins kleinſte Detail der aufrichtige Liberalismus mit dem aufrichtigen Conſervatismus übereinſtimmt.

Dieſe angenehme Ueberraſchung wurde uns auch in dem vorliegenden Buch zu Theil. Es handelt zwar vorläufig nur von einem Gegenſtand, der augenblicklich nicht in der erſten Reihe unſrer Intereſſen ſteht, es iſt außerdem mit jener Redſeligkeit geſchrieben, die ſich aus einer reichen und mannigfaltigen Vergangenheit wol begreifen läßt, aber es trifft überall, wo es auf eine beſtimmte Frage eingeht, ſo ſcharf den Kern der Sache, ſeine Ideen ſind theoretiſch ſo abgerundet und praktiſch ſo durchführbar, daß wir uns überzeugt halten, Herr Bunſen würde als Cultusminiſter die Beziehung zur katholiſchen Kirche mit ebenſoviel Feſtigkeit als Achtung für das Beſtehende ordnen. Mit Freuden ſehen wir ihn daher in der Reihe der neuen Abgeordneten und hoffen von ſeiner Einwirkung die günſtigſten Reſultate. — Eine andere Empfindung erregt die folgende Schrift, die wir mit faſt nicht geringerem Intereſſe geleſen haben:

Reiſebriefe aus Belgien, Frankreich und England im Sommer 1854. Von B. A. Huber. 2 Bände. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. —

Herr Huber gehörte bekanntlich vor den Märztagen zu den leidenſchaftlichſten Vorfechtern des ſogenannten conſervativen Princips. Sein Janus eiferte gegen den Liberalismus in allen Formen, zuweilen in blinder Hitze, zuweilen aber auch mit einem richtigen Inſtinct. Nach dem März ging der Janus ein, und Herr Huber verlor ſich in die Maſſe der Kreuzzeitungspartei, bis er ſich vor einiger Zeit in der Broſchüre: Bruch mit der Revolution und Ritterſchaft, auf das entſchiedenſte von derſelben losſagte. Auch das vorliegende Buch enthält eine durchgehende, ziemlich heftige Polemik gegen ſeine alten Freunde, was zum Theil aus perſönlicher Gereiztheit, zum Theil aber auch

Digitized by Google

aus einem wirklichen Unterschied in den Principien zu erklären ist. Der Verfasser tritt damit keineswegs auf unsre Seite, im Gegentheil stellt er sich als alleräußerste Rechte der parlamentarischen äußersten Rechten gegenüber; er behauptet, nur im Interesse der kirchlich-aristokratischen Partei zu arbeiten und diese in Beziehung auf die Armenfrage vor der gefährlichen Concurrenz des Liberalismus zu warnen; er bringt den Ausdruck conservativ und aristokratisch auf jeder dritten Seite an und schreibt das Wort „Herr" stets mit zwei Initialbuchstaben. Allein, wenn es bei einem so originellen Kopf auch gewagt ist, irgendeine Vermuthung über seine künftige Entwicklung aufzustellen, so glauben wir doch nicht fehlzugreifen, wenn wir eine stetige Annäherung an uns voraussehen.

Bekanntlich hat Herr Huber sich schon seit einer Reihe von Jahren sehr eifrig mit der Frage beschäftigt, ob man demjenigen Theil der Armuth, der noch überhaupt heilbar ist, nicht durch Colonisationen im Innern des Landes unter die Arme greifen könnte. Seine Vorschläge in dieser Beziehung waren zum Theil von der Art, daß sie zu ernstem Nachdenken anregten, einen Abschluß dagegen haben sie fast nirgend gefunden, da er die endlichen praktischen Mittel nicht genau genug in Erwägung gezogen hat. Er hat die vorliegende Reise lediglich zu dem Zweck gemacht, die verwandten Anstalten in England, Frankreich und Belgien zu studiren und daraus neue Fingerzeige für sein eignes System zu entnehmen. Er hat viel und gründlich gesehen, und seine Beobachtungen, obgleich sie angeblich nur für die kirchlich-aristokratische Reaction bestimmt sind, kommen jedem zu Gute, der sich mit dieser wichtigen Frage beschäftigt.

Das ganze Buch ist eine durchgehende Polemik gegen das Schiboleth der Kreuzzeitung: die Corporation ist conservativ und die Association ist revolutionär; ein Satz, von dem er mit Recht bemerkt, man wisse nicht, ob seine Absurdität größer sei oder seine Perfidie. Er widerlegt ihn durch die einfache Beobachtung, daß die Corporation (Zunft, Gilde u. s. w.) den bedürftigen Classen gar nicht zu Gute komme, und stellt dagegen den Satz auf, dem auch wir völlig beitreten: die Association ist die einzige wahrhaft conservative Corporation der Gegenwart und Zukunft für die arbeitenden Classen. Allein er ist der Ueberzeugung, daß wenigstens in Deutschland die Association nur unter aristokratischer Leitung gebildet werden könne und gebildet werden müsse, wenn die Gesellschaft einen wirklichen Gewinn daraus ziehen könne. Mit dem Ausdruck Aristokratie springt er aber ebenso willkürlich um, als mit dem Ausdruck conservativ. Nur soviel erfährt man, daß die große Weltausstellung in London und Paris antiaristokratisch, anticonservativ, also revolutionär ist: eine Ansicht, in welcher ihm wol nur der gute Sibthorp beipflichten würde.

Digitized by Google

Wenn er aber von seinem bisherigen Parteigenossen und von dem Stande, dessen Interessen dieselben vertreten, mit einem gewissen Ungestüm verlangt, sie sollen auf seine Ideen eingehen, so vergißt er nur eins dabei. Als in der preußischen Kammer die Frage wegen der bessern Besoldung der Schullehrer zur Erörterung kam, setzte Herr von Gerlach auseinander, daß davon nicht die Rede sein könne, weil die Schulmeister die Feinde der guten Sache, d. h. der Partei, wären; von einem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit, der Billigkeit, von einer Rücksicht auf das allgemeine Wohl des Staats war keine Rede. Die Schulmeister sind dem Adel abhold, deshalb müssen sie schlecht besoldet werden. Dieser Gesichtspunkt genügt vollkommen. Herr Huber hat jenes Schiboleth seiner Partei ganz mißverstanden. Sie will damit nicht sagen: die Association ist schädlich, die Corporation ist nützlich für das Gedeihen des Staats, sondern: die Association ist schädlich und die Corporation ist nützlich für unsre Partei; und darin hat die Partei vollkommen Recht und beweist einen viel unbefangeneren Blick, als Herr Huber. Jede Association, der positiv begreifliche Zwecke zu Grunde liegen, hintertreibt indirect die Willkür und Grillenhaftigkeit in der Gesetzgebung.

Wenn sich also Huber von seiner Partei dadurch unterscheidet, daß ihn die Armuthsfrage um ihrer selbst willen, nicht blos aus Parteirücksichten interessirt, so tritt ein zweiter Gegensatz ebenso merklich hervor. Die äußerste Rechte ist legitimistisch, antifranzösisch und hat ein gewisses Interesse am parlamentarischen Wesen, vorausgesetzt, daß dieses ihren Interessen zu Gute kommt. Wenn z. B. Herr von Gerlach zu wählen hätte, ob die Gesetzgebung, wie er sie will, einseitig von der Regierung oder mit Betheiligung der Stände vor sich gehen solle, so würde er das letztere wählen. Herr Huber nimmt es dagegen mit dem Princip der Autorität ernst. Er ist im Innersten seines Herzens ein ausgesprochener Absolutist; er hegt die leidenschaftlichste Verehrung vor dem Andenken des Kaiser Nikolaus, aber er rechtfertigt auch, freilich etwas zaghaft, Napoleon III., sowol wegen seines Staatsstreichs, als wegen der Art und Weise seiner Regierung. Für die unteren Kreise des Staats verlangt er möglichste Selbstständigkeit, für die Spitze des Staats dagegen die unbedingte Einheit, wobei er als selbstverständlich voraussetzt, daß in der Regierung immer die bessere Einsicht und der bessere Wille sein wird. Vor der englischen Verfassung hat er einen äußerst geringen Respect, sie ist ihm nach seinem eignen Ausdruck sittlich unerträglich als eine heuchlerische Lüge und reiche Quelle der Unwahrheit und Heuchelei. Wenn er aber in dieser Beziehung uns noch mehr entgegensteht, als die Kreuzzeitung selbst, so liegt ihm dagegen eine verständige bürgerliche Gesetzgebung sehr am Herzen, und so könnte es geschehen, daß eine weitere Ausweichung der ständischen Thätigkeit ins Romantische und Irrationelle ihn auf einem Umwege doch zu der Ueberzeugung treiben könnte, um

Digitized by Google

die Gesetzgebung zu verbessern müsse man die Verfassung verbessern, und von dieser Ueberzeugung wäre der Schritt zum Liberalismus nicht mehr sehr groß.

Unter den Vorschlägen für die Abhilfe der Armuth treten die über die Einrichtung besserer Baulichkeiten hervor. In dieser Beziehung verweisen wir unsre Leser auf zwei ältere Schriften vom Bauinspector W. Emmich: „Ueber die Maßregeln zur Anordnung der Baulichkeiten in Bezug auf die Förderung des Gesundheitzustandes der Menschen überhaupt, sowie über die bestehende und wünschenswerthe Einwirkung der Medicinalbaupolizei im preußischen Staate insbesondere"; „über verschiedene Uebelstände und Bedürfnisse für die Erhaltung der kleineren Gewerbtreibenden, sowie über die Mittel zur Verminderung des Proletariats." Die erste Abhandlung steht in dem rombergschen Journal für praktische Baukunst, die andere in den Mittheilungen des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Classen in Berlin. Beide geben zugleich einen angemessenen Maßstab, die huberschen Vorschläge zu beurtheilen. — Als ein weiteres Zeichen der Zeit erwähnen wir die Schrift:

Die Umkehr der Wissenschaft in Preußen. Mit besonderer Beziehung auf Stahl, und auf die Erwiderungen seiner Gegner, Prof. Braniß in Breslau und Prof. Erdmann in Halle. Ein Beitrag zur neuesten Culturgeschichte von F. H. Th. Allihn, Doctor der Philosophie. Berlin, H. Schindler. —

Der Verfasser ist in kirchlicher wie in politischer Beziehung streng conservativ, aber er verabscheut die sophistische Art und Weise, wie von der Neuschellingschen Schule der politische Gedanke ins Romantische gezogen wird, und spricht sich sehr entschieden für das aus, was man im gewöhnlichen Leben gesunden Menschenverstand nennt. Wir führen das Buch als einen Beleg dafür an, daß auf der rechten Seite zwischen den Praktikern und den Doctrinärs die Uebereinstimmung doch nicht so groß ist, als es aussieht. Sonst möchten wir den verehrten Verfasser, dessen Stellung in der Theologie eine sehr geachtete sein mag, das Recht, über philosophische Schriften zu urtheilen, nicht beimessen. Seine logischen Deductionen können wir höchstens als spaßhaft bezeichnen; wer den Ausdruck zu stark finden sollte, lese z. B. S. 217 die Parallele zwischen der Philosophie und dem Kornwucher. Es ist merkwürdig, was in unserm angeblich philosophischen Zeitalter noch alles geschrieben werden kann. —

In vollem Ernst dagegen und mit großem Nachdruck erwähnen wir zwei auf das praktische Leben bezügliche Schriften:

Die preußische Landwehr, was daran getadelt wurde, was davon in Bayern anwendbar. Nachtrag zur Schrift: Die Armee als militärische Bildungsanstalt der Nation von Freiherrn von Closen. München, J. Palms Hofbuchhandlung. —

Digitized by

Forſchungen 1. Die Steuerfreiheit der Rittergüter und 2. die Entſchädigungspflicht des Staates für Entziehung wohlerworbener Rechte betreffend. (Mit beſonderer Rückſicht auf die Verhältniſſe des Herzogthum Sachſen-Altenburg.) Von Dr. Heſſe, Herzogl. Sächſ. Gerichtsamtmann. Eiſenberg, R. Schöne. —

Beide behandeln einen Gegenſtand, der für die Entwicklung Deutſchlands nicht blos für die Zukunft, ſondern in der Gegenwart von dem höchſten Intereſſe iſt; beide ſind durchaus in unſerm Sinn geſchrieben. Wir behalten uns vor, auf den Gegenſtand ſelbſt ausführlicher einzugehen, und wenden uns hier ſchließlich zu den Hoffnungen und Befürchtungen, welche der bevorſtehende Zuſammentritt der preußiſchen Kammer in uns erregt.

Der Ausfall der Wahlen im Ganzen macht einen betrübenden Eindruck. Wenn auch von Seiten der Localbehörden die Wahlen in einer Weiſe beeinflußt ſein ſollten, die gegen den Buchſtaben oder wenigſtens gegen den Geiſt der Verfaſſung ſtreitet, was wir bis zum Ergebniß der Wahlunterſuchungen innerhalb der Kammer dahingeſtellt ſein laſſen müſſen, ſo würde auch das die Wähler nicht rechtfertigen, denn directe Drohungen oder Verſprechungen konnten doch nur gegen die Beamten ausgeübt werden, die immer nur einen ſehr kleinen Theil der Urwählerſchaft ausmachen. Lebte im Volk eine klare, feſte und unerſchütterliche Ueberzeugung von dem, was es für gut und nützlich hält, ſo würden ſolche Einflüſſe ſpurlos vorübergehen. Eine viel ſchlimmere Wirkung haben die frühern demokratiſchen Blätter ausgeübt, die ſeit ſechs Jahren unermüdlich direct oder indirect die Anſicht gepredigt haben, auf die Zuſammenſetzung der Kammern käme es nicht an und kein wahrhaft Freiſinniger dürfe ſich an denſelben betheiligen. Wenn ſie heute das Entgegengeſetzte predigen, ſo finden ſie begreiflicherweiſe keinen Glauben mehr.

Wir ſprachen von den ehemals demokratiſchen Blättern, und wir rechnen dazu vor allen die Nationalzeitung. Dieſes höchſt verbreitete und einflußreiche Blatt hat ſich noch vor einigen Tagen als Organ der Demokratie gerirt; ſeit der Sonntagsnummer aber, wo ſie zu Königs Geburtstag eine Art Glaubensbekenntniß veröffentlicht hat, würde ſie durch dieſe Bezeichnung bei allen Anhängern der ehemaligen Demokratie nur noch Gelächter erregen. Wir nehmen Act von dieſem Glaubensbekenntniß, welches nicht nur entſchieden royaliſtiſch iſt, welches nicht nur das Jahr 1848 als eine nichtsſagende Epiſode völlig übergeht, ſondern mit ausdrücklichen Worten die gegenwärtige preußiſche Verfaſſung als eine organiſche Entwicklung der königlichen Ideen bezeichnet, die ihren erſten umfaſſenden Ausdruck im vereinigten Landtag von 1847 fanden, und die Deputirten ermahnt, in dieſem royaliſtiſchen Sinne an der weiteren Entwicklung zu arbeiten. Damit iſt alſo diejenige Partei, welche in der zweiten Kammer von 1849 den Saal verließ, als Herr von Bodelſchwingh das auf

Digitized by

die Barrikaden gegründete Verfassungsrecht negirte, entschieden verleugnet, und wir freuen uns, in diesem bedeutenden Blatt ein Organ derjenigen Partei zu begrüßen, der wir seit 1848 angehört haben. Zwar erklärte die Nationalzeitung vor einigen Tagen, sie halte noch an dem allgemeinen Wahlrecht fest, allein sie setzte hinzu, daß sie dieser Ansicht für jetzt keine praktische Bedeutung beilege. Darauf allein aber kommt es an, denn daß es einmal möglich sein wird, daß die untern Schichten des Volks soviel Reife erlangen, um gleich den andern zu Nutzen des Staats ihr Wahlrecht auszuüben, können wir ja auch nicht bestreiten; für jetzt haben sie diese Reife nicht, das zeigt ihr Verhalten bei den Wahlen.

Wenn sich auch das Endergebniß der Wahlen bis jetzt nicht vollständig übersehen läßt, so scheint doch soviel unzweifelhaft, daß wenigstens zu Anfang der Session die Majorität entschieden auf der rechten Seite sein wird. Wie nun das Verhältniß der ministeriellen Partei zur feudalistischen sich herausstellen wird, läßt sich noch nicht berechnen. Sollten beide in den Ansichten über die Verfassung übereinstimmen, so würde es allerdings von ihrem Belieben abhängen, ob Preußen fortfahren soll, ein constitutioneller Staat zu sein, und wir können daher nur hoffen, daß die praktischen Rücksichten, die doch bei jeder Regierung eine gewisse Sonderung von ihren doctrinären Freunden herbeiführen, auch dies Mal sich geltend machen.

Die Wahl Bernadottes zum Kronprinzen von Schweden.*)

Eins der merkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte unsers Jahrhunderts ist die Erhebung des Hauses Bernadotte auf den schwedischen Thron, die Wahl eines französischen Bürgersohnes zum Kronprinzen von Schweden.

Die Acte vom 13. Mai 1809, welche auf den Thron Schwedens den Bruder Gustavs III. erhob, war nicht allein ein glücklicher Handstreich der Chefs der schwedischen Armee, um das Königthum von dem Abgrund zu erretten, in welchen die Verblendung Gustavs IV. es zu stürzen drohte, sondern zugleich ein Sieg der liberalen Ideen, welche zu Anfang des Jahrhunderts überall sich geltend machten. Eine Verfassung wurde in vierzehn Tagen von dem schwedischen Reichstag entworfen, discutirt und abgefaßt. Der Herzog von Südermanland, der Bruder Gustavs III., nahm sie am 5. Juni an und wurde zum

*) A. Geffroy. Des intérêts du Nord Scandinave dans la guerre d'Orient. Herr Professor Geffroy hat für seine Arbeit sowol die französischen als die schwedischen Staatsarchive benutzt.

Digitized by Google

König gewählt. Er war ein schwacher, abergläubischer Greis. Die neue Regierung hatte vor allem zwei Dinge zu thun: sie mußte einen allgemeinen Frieden, mindestens besondere Verträge mit Rußland und Frankreich schließen, sie mußte ferner durch die Wahl eines Thronfolgers den Thron befestigen, denn Karl XIII. war kinderlos. Die Russen waren nach der treulosen Besetzung Finnlands nur noch einige Meilen von der Hauptstadt entfernt; schon hatten einige Familien Stockholm verlassen und in das Innere des Landes sich geflüchtet. Die Russen waren in Schweden verhaßter, als je; man neigte zu einer Allianz mit Frankreich. Der Herzog von Südermanland hatte schon unter dem 19. März die Vermittlung Napoleons nachgesucht, um einen besondern Frieden mit Rußland zu vermeiden. Napoleon war Schweden nicht abgeneigt; er hatte die Revolution, welche seinen hartnäckigen und unverständigen Widersacher, Gustav IV., gestürzt, gern gesehen. Jedoch eröffnete er grade damals einen Feldzug gegen Oestreich, er konnte dazu die Mitwirkung Rußlands nicht entbehren und mußte auf den Zaren Rücksicht nehmen. Ueberdies hatte er in Tilsit und Erfurt versprochen, alle nordischen Angelegenheiten der Entscheidung des petersburger Cabinets zu überlassen. Er antwortete den schwedischen Abgesandten: „Ihre Revolution kommt zu spät; ich habe Schweden gegen Spanien ausgetauscht. Wenden Sie sich an Kaiser Alexander, er ist groß und edelmüthig.“ Er verweigerte mit ihnen zu unterhandeln, bis der Friede mit Rußland abgeschlossen sei. Alsdann wollte er ihnen Pommern und die Insel Rügen zurückgeben. Mit demselben Vertrauen wendete sich Schweden an Napoleon in Betreff der Wahl eines Thronfolgers. Mit Zustimmung Napoleons nahm Karl XIII., als Sohn und Thronfolger Karl August, Prinzen von Augustenburg und Statthalter von Norwegen an, er hoffte, durch diese Wahl eine Vereinigung Norwegens mit Schweden anzubahnen und letzteres so für den Verlust Finnlands zu entschädigen.

So war das Verhältniß Schwedens zu Frankreich. Anders sein Verhältniß zu Rußland. Obgleich die Revolution von 1809 den Wünschen des pariser und petersburger Cabinets entsprach, setzte die russische Armee nichtsdestoweniger die Feindseligkeiten gegen Schweden fort. Nicht zufrieden mit der Eroberung Finnlands, gedachte Kaiser Alexander die Verträge von Erfurt und Tilsit aufs äußerste auszubeuten. Er verlangte außer Finnland noch die Alandsinseln und selbst einen Theil des ursprünglich schwedischen Grundgebiets, das Land zwischen den Flüssen Kalix und Kemi, im Osten und Westen von Torneå. Vergeblich wendete das stockholmer Cabinet ein, daß die Alandsinseln der Vorposten seiner Hauptstadt, daß das Land zwischen Kalix und Kemi das einzige Bollwerk im Norden gegen einen Ueberfall sei, daß auf diese Weise der ganze finnische Meerbusen mit seinen zahlreichen Inseln in die Gewalt Rußlands gerathe. Die Feindseligkeiten dauerten fort; man fürchtete

Digitized by Google

in Schweden die Beſetzung Stockholms, mindeſtens die Einmiſchung des Zaren in die innern Angelegenheiten des Landes; man mußte nothgedrungen unterhandeln. Alles, wozu ſich Alexander verſtand, war, daß er das Land zwiſchen dem Kalix und Torneå Schweden ließ. Letzteres mußte ſich fügen. Am 17. September 1809 wurde der Friede von Frederiksham unterzeichnet, welcher die Grenze Rußlands bis zum nordweſtlichſten Ende der Oſtſee ausdehnte, ſeine Marine befeſtigte, Schweden ruinirte. Der ſchwediſche Geſandte Stedingk ſchrieb über dieſe Verſtümmlung ſeines Landes: „Die göttliche Rache wird einſt, ich hoffe es feſt, dieſe Seite unſrer Annalen auslöſchen. Ich hätte lieber mein Todesurtheil, als dieſen Frieden unterzeichnet.“ Sköldebrand, der andre Geſandte Schwedens, ließ auf dem Petſchaft, mit dem er den Frieden beſiegelt hatte, das Wort eingraben: „Exoriare“, den Anfang des virgiliſchen Verſes: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor (möge aus unſern Gebeinen ein Rächer erſtehen!)! Mit der Ernennung des Prinzen von Auguſtenburg zum Kronprinzen von Schweden war Alexander nicht einverſtanden. Schweden hatte durch dieſelbe die Vereinigung Norwegens und Schwedens erzielen wollen. Rußland aber war damals der Alliirte Dänemarks; als ſolcher mußte es dieſer Vereinigung ſich widerſetzen. Ueberdies verſprach der neue Kronprinz Norwegen eine liberale Verfaſſung und er nahm in Schweden die Verfaſſung an, welche der Reichstag und Karl XIII. proclamirt hatten. Die Nachbarſchaft eines conſtitutionellen Staates mußte Rußland höchſt unangenehm ſein.

Unter dieſen Umſtänden ging die alte ſchwediſche Ariſtokratie, die Ruuth, Uglas, La Gardie, Ferſen, welche durch die Proclamation in ihrem Credit, in ihren Privilegien und Reichthümern bedroht war, damit um, die neue Verfaſſung zu ſtürzen und die alte Dynaſtie wiederherzuſtellen. Nachdem es ihnen mißlungen war, den Prinzen Waſa, Sohn Guſtavs IV., zum Kronprinzen ernennen zu laſſen, ſollte der neue Kronprinz, der Prinz von Auguſtenburg, den Prinzen Waſa zu ſeinem Nachfolger beſtimmen. Ihnen widerſetzte ſich die Regierungspartei, an ihrer Spitze der General Adlerſparre. Er begab ſich Anfang December 1809 nach Norwegen, um den Kronprinzen, der Schweden noch nicht beſucht hatte, nach Stockholm zu führen, auf dieſe Weiſe ihn den feindlichen Einflüſſen zu entziehen und wenn Karl XIII. ſterben ſollte, ihn ſofort als König zu proclamiren. Hier nun beginnt ein Drama, welches mit dem Tode des Prinzen von Auguſtenburg endigte. Schon vor ſeinem Eintritt in Schweden verbreiteten ſich überall Gerüchte von ſeinem bevorſtehenden Tode. Anonyme Placate und Briefe ſagten, er ſei von Mördern bedroht. Auf dem Schloſſe Drottningholm, wo er einige Tage verweilen ſollte, bevor er ſeinen feierlichen Einzug in Stockholm hielt, ſah er ſich von verdächtigen Perſonen umgeben, von den beiden Brüdern Ferſen, Häuptern der alten Ariſtokratie, von ihrem Werkzeuge, dem Arzte Roſſi. Nach dem Einzug und der Eides-

leiſtung in Stockholm begab er ſich nach den ſüdlichen Provinzen. Als er in Helſingborg, am Ufer des Sundes, angekommen war, wo er ſeinen Bruder, den Herzog von Auguſtenburg traf, erneuerten ſich ſeine Schmerzen im Kopf und Eingeweiden, welche ſeit ſeinem Eintritt in Schweden ſich eingeſtellt hatten. Plötzlich, am 28. Mai 1810, während einer Revue, wurde er von einem Schwindel ergriffen, ſtürzte vom Pferde und war einige Augenblicke nachher todt. Man ſprach allgemein von einer Vergiftung, die Norweger verſicherten, daß der Prinz bis zu ſeiner Ankunft in Schweden vollkommen geſund geweſen, daß man ihm aber zu Anfang der Reiſe bei einer Mahlzeit ein langſam wirkendes Gift gegeben. Placate in Stockholm riefen das Volk zur Rache auf; ſie bezeichneten als die Mörder „den Mann mit den Sternen" (Ferſen) und die „böſe Gräfin" (Ferſens Schweſter, die Gräfin Piper). Am 20. Juni, bei dem Leichenbegängniß des Prinzen in Stockholm, wurde Ferſen von der wüthenden Menge verfolgt, geplündert und nackt aus dem Fenſter eines Hauſes, in das er ſich geflüchtet, geſtürzt und in Stücke zerriſſen. Seine Schweſter entfloh auf einem Boote. Noch heute ruht auf dem Tode des Kronprinzen ein Schleier; damals erblickte die öffentliche Meinung in dieſem Ereigniß das Reſultat eines däniſch-ruſſiſchen Complots, das von den Ferſen und den Häuptern der Ariſtokratie ausgeführt wurde. Dänemark fürchtete Norwegen an Schweden zu verlieren. Kaiſer Alexander von Rußland intereſſirte ſich für ſeinen Neffen, den Sohn Guſtav IV. und die Eroberung Finnlands machte ihm die Nachbarſchaft einer conſtitutionellen Regierung noch widerwärtiger. Mit ihm ſtanden die Häupter der ſchwediſchen Ariſtokratie in fortwährender Verbindung: Armfelt, der „ſchwediſche Alcibiades", der ſchließlich in ruſſiſche Dienſte trat, befand ſich grade damals in Petersburg, um Alexander zu veranlaſſen, das Haus Waſa, nöthigenfalls durch Waffengewalt, wiederherzuſtellen. Sogar der ſchwache König Karl XIII. ſcheint der durch die Ariſtokratie angezettelten Verſchwörung nicht fremd geweſen zu ſein, er hoffte durch dieſelbe die Verfaſſung von 1809 zu ſtürzen. Unter dieſen Umſtänden ſtieg der Haß des ſchwediſchen Volkes gegen Rußland.

Es kam nun darauf an, einen neuen Kronprinzen zu wählen. Die Regierungspartei, Adlerſparre an der Spitze, ſchlug den Bruder des verſtorbenen Kronprinzen, den Herzog von Auguſtenburg, vor und der König war damit einverſtanden. Es war jedoch zweifelhaft, ob der Herzog annehmen würde, denn ſein Souverain, der König Friedrich VI. von Dänemark, trat ſelbſt als Bewerber auf, er wollte die dreifache Krone des Nordens auf ſeinem Haupte vereinigen. Auch ruſſiſche Prätendenten traten auf, der Herzog von Mekleburg-Schwerin und der Herzog von Oldenburg, ein Verwandter des Zaren; ſie fanden aber, obgleich man als Preis der Wahl die Rückgabe Finnlands verſprach, zu wenig Sympathie in der Nation. Es war den Schweden vor allem daran gelegen,

Digitized by Google

die Zustimmung Napoleons zu der Wahl zu erhalten. Karl XIII. zog ihn deshalb in Betreff des Herzogs von Augustenburg zu Rathe. Napoleon antwortete in allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken, er wünsche auf die Wahl nicht einzuwirken, der vom König und Reichstag Gewählte werde ihm gewiß genehm sein. Die Schweden glaubten, er wünsche die Wahl des König Friedrich VI. von Dänemark und in diesem Sinne sprach sich auch ein Artikel des „Journal de l'Empire" vom 17. Juni 1810 aus. Der französische Gesandte in Petersburg, Herzog von Vicenza, sagte dem schwedischen Gesandten Stedingk: „das Project einer Union mit Dänemark verdient Ihre ganze Aufmerksamkeit. Bedenken Sie, wie precär Ihre Lage ist und daß Sie von Rußland alles zu fürchten haben, nicht bei Lebzeiten des Kaiser Alexander, aber unter seinen Nachfolgern. Die Vereinigung der drei Kronen würde Sie stark machen und gegen die Angriffe Ihres Nachbarn schützen." Ebenso sprach sich der französische Gesandte in Stockholm, Desaugiers, aus. Er setzte einen Reichstagsabgeorneten des schwedischen Bürgerstandes die Vortheile einer scandinavischen Union auseinander; sie würde Schweden dem verderblichen Einfluß Rußlands, den schwedischen Handel dem englischen Einfluß entreißen. „Ihr Land ist jetzt der Gnade Rußlands Preis gegeben. Das gute Einverständniß zwischen Rußland und Frankreich kann einmal aufhören. Wenn sie dann nicht stärker sind, als jetzt, ist es um Schweden geschehen. 40,000 Russen werden es erobern können, während Sie mit der Union leicht ihnen 100,000 Mann entgegenstellen würden. Was den Handel betrifft, so würde die Union Ihnen es möglich machen, die Ostsee zu schließen. Ein Krieg mit England würde alsdann nur theilweise Ihrer Schiffahrt, aber gar nicht Ihrem Handel schaden, da die Ostsee und der ganze Continent Ihnen offen bleiben. Beseitigen Sie also die Vorurtheile." Lagerbielke, der schwedische Gesandte in Paris, theilte seinerseits die Aeußerungen Napoleons mit, als derselbe den Brief Karls XIII. empfing: „Hüten Sie sich wohl. Der russische Koloß droht Sie zu vernichten. Auf der einen Seite sehe ich ihn schon an den Küsten der Ostsee, auf der andern schaut er mit begehrlichen Augen nach der Donau. Sie müssen sich Dänemark nähern. Es gibt kein anderes Mittel für Sie, sich gegen Rußland zu schützen. Ich bin zu weit entfernt von Ihnen. Vergessen Sie alle thörichte Eifersucht und Alles wird gut gehen." Kein Zweifel: Napoleon wünschte die scandinavische Union. Es war vorauszusehen, daß die Allianz Frankreichs mit Rußland nicht mehr lange dauern werde. Nachdem Rußland aus der französischen Allianz alle Vortheile gezogen, nachdem es die Alandsinseln auf das stärkste befestigt hatte, schien es geneigt, mit Napoleon zu brechen und England sich zu nähern. Aber sein Plan scheiterte an dem Nationalhaß zwischen Schweden und Dänemark.

Unter diesen Verhältnissen that sich plötzlich eine neue Candidatur auf,

Digitized by Google

die Bernadottes, vormaligen Sergeanten in Royal-Marine, damals Marſchalls von Frankreich und Prinzen von Pontecorvo. Mitte Juni 1810 trifft in Paris ein einfacher ſchwediſcher Lieutenant, Namens Mörner ein, der beauftragt iſt, dem ſchwediſchen Geſandten Lagerbielke Depeſchen zu überbringen. Jung, feurig, Bewunderer Napoleons und ſeiner Waffengefährten, hat er die Idee, die Krone Schwedens einem der Generale Napoleons anzubieten, überzeugt, dadurch ſein Land zu retten und die Zuſtimmung deſſelben zu erhalten. Er theilt den Plan ſeinem Freunde Lapie, Offizier im topographiſchen Büreau zu Paris, mit, der lebhaft auf denſelben eingeht. Die beiden Freunde ſprachen von Eugen Beauharnais, Berthier, Maſſena, Davouſt, Macdonald. Mörner erklärte ſich ſchließlich für Bernadotte und Lapie widerſprach nicht. Bernadotte war ein Verwandter des Kaiſers, unabhängig von Charakter, geliebt in Norddeutſchland wegen ſeiner Verwaltung Hannovers; den Schweden bekannt, deren Gefangene er in Lübeck 1806 ſehr gut behandelt hatte; er war ſehr reich und hatte einen elfjährigen Sohn: kurz er beſaß alle wünſchenswerthen Eigenſchaften. Man entſchied ſich für Bernadotte. Sofort wendete ſich Lapie an den General Guilleminot, Mörner an den ſchwediſchen Generalconſul Signeul in Paris. Man beſchloß mit Umgehung des ſchwediſchen Geſandten Lagerbielke direct Bernadotte anzugehen. Am 25. Juni 1810 hatte Mörner ſeine erſte Unterredung mit dem Prinzen von Pontecorvo. Er trat als Organ einer bereits bedeutenden Partei in Schweden auf, als Mitglied des Reichstages verſicherte er, die Sympathien dieſer Verſammlung würden die Wahl Bernadottes leicht machen. Der Marſchall antwortete zurückhaltend, erinnerte ſich jedoch ſchließlich der Weiſſagung der Mademoiſelle Lenormand, er werde eine Krone tragen, aber übers Meer fahren müſſen, um ſie zu empfangen. Hierauf zog Mörner den ſchwediſchen Genal Wrede ins Geheimniß, welcher den letzten Brief Karls XIII. dem Kaiſer Napoleon überbracht hatte. Wrede, welcher Stockholm vor dem Tode des Kronprinzen Karl Auguſt verlaſſen hatte, fand es nicht unwahrſcheinlich, daß die öffentliche Meinung in Stockholm ſo ſei, wie Mörner ſie darſtellte; er wußte, daß ſie ſeit langer Zeit zu Frankreich ſich hinneige; er erinnerte ſich, daß Napoleon alle Candidaten, von denen die Rede geweſen, mit Gleichgiltigkeit aufgenommen habe und ſchloß daraus, daß der Kaiſer insgeheim die Wahl Bernadottes wünſche; er verehrte überdies Frankreich und insbeſondre den Marſchall Bernadotte; alle dieſe Umſtände beſtimmten ihn, den Vorſchlag Mörners nicht zurückzuweiſen und über denſelben offen mit Bernadotte zu ſprechen. Er beſchloß mit dieſem, Mörner ſolle den Plan ſchriftlich abfaſſen, damit der Marſchall denſelben dem Kaiſer vorlegen könne. Napoleon erwiderte, man müſſe die Entſcheidung des ſchwediſchen Reichstages abwarten, auf den er in keiner Weiſe einwirken wolle, und Bernadotte reiſte auf ſein Landgut La Grange, nachdem er jedoch zuvor zu

verſtehen gegeben, er werde die Wahl des ſchwediſchen Volkes gern annehmen, die Verſchiedenheit der Religion ſei für ihn kein Hinderniß; er ſtamme aus dem Lande Heinrichs IV. und werde keinen Anſtand nehmen, dem Beiſpiel deſſelben zu folgen. Bis dahin war der ſchwediſche Geſandte Lagerbielke in die Sache nicht eingeweiht worden. Erſt am 30. Juni, als Mörner nach Schweden abgereiſt war und der General Wrede ſich anſchickte ihm zu folgen, erhielt er durch letzteren Kenntniß des Planes. Als er die unglaubliche Geſchichte eines Lieutenants hörte, der ſich einfallen ließ, einen König zu machen und ſich ſelbſt zum Diplomaten ſtempelte, als er erfuhr, daß der Vorſchlag dieſes Lieutenants vor den Kaiſer gebracht worden und leicht verwirklicht werden könne, war er wie vom Blitz getroffen. Die ganze Sache war ohne ihn betrieben, ſein Credit in Stockholm vernichtet; er war das Bild eines überliſteten und ſehr ſtark compromittirten Diplomaten. Alles war ihm zunächſt daran gelegen, die Willensmeinung des Kaiſers in Betreff des neuen Candidaten kennen zu lernen. Am Tage nach ſeiner Unterredung mit Wrede begab er ſich zu dem Feſte, welches der Fürſt Schwarzenberg zur Feier der Vermählung des Kaiſers gab. Er befragte hier den Miniſter des Auswärtigen, Herzog von Cadore, über die Angelegenheit; der Miniſter erwiderte, der Vorſchlag Mörners könne und dürfe nicht vom Kaiſer gutgeheißen werden, Se. Majeſtät würden die Sachen ihren Gang gehen laſſen. Lagerbielke wurde dringender, der Miniſter erklärte: „Ich kenne durchaus nicht die Willensmeinung des Kaiſers. Auf die Candidatur des Prinzen von Pontecorvo war er ſehr wenig vorbereitet und die Wahl deſſelben iſt nur erſt Project.“ Bei dieſen Worten ertönte der Ruf: „Feuer“, Lagerbielke mußte es für dieſe Nacht aufgeben, die Intentionen Napoleons zu erfahren.

Mörner kehrte inzwiſchen nach Schweden zurück. Wie er in Paris verſichert hatte, ſein Candidat ſei der Erwählte einer zahlreichen Partei in Schweden, ſo verſicherte er in Stockholm, Napoleon habe keinen andern Wunſch, als daß der Marſchall Bernadotte der Nachfolger Karls XIII. werde. Er ſchrieb zugleich nach Paris an Signeul, daß man auf die öffentliche Meinung in Schweden „von außen“ wirken müſſe; er ſchrieb an Bernadotte, er möchte alles aufbieten, um den Chef des ſchwediſchen Cabinets, den Grafen Engeſtröm, Vertrauten Karls XIII., für ſich zu gewinnen. Bald unterſtützte ihn der General Wrede. Man legte die Sache den Reichstagsabgeordneten in Oerebro vor; man theilte ſie den Offizieren der Armee in Stockholm und in den Provinzen mit. Aber der König und ſeine Rathgeber hatten die Wahl des Herzogs von Auguſtenburg noch nicht aufgegeben. Karl XIII. war ſehr unzufrieden mit der Agitation für Bernadotte, er warf den Generalen Wrede und Adlerkreuz vor, nicht mehr ihm treu zu ſein und verlangte von ihnen den Eid, nicht für Bernadotte zu ſtimmen. Zugleich verbreitete man ſeitens der

Digitized by Google

Regierung die nachtheiligsten Gerüchte über Bernadotte: er sei Jakobiner und Demokrat gewesen. Am 6. August ließ der König dem Reichstagsausschuß den Antrag vorlegen, den Herzog von Augustenburg zu wählen; am 11. ertheilte der Ausschuß eine zustimmende Antwort. Die Freunde Bernadottes mußten sich beeilen. An demselben Tage, wo der Ausschuß des Reichstages für den Herzog von Augustenburg votirte, langte bei dem Grafen Engeström ein Agent Signeuls, Namens Fournier an und erhielt Erlaubniß, in Oerebro zu wohnen, was allen diplomatischen Agenten während des Reichstages verboten war; Fournier überbrachte zugleich die Porträts Bernadottes, seiner Gemahlin und seines Sohnes. Ein Brief Signeuls versicherte, daß die Wahl Bernadottes für Schweden zahlreiche Vortheile haben, namentlich die Zahlung der öffentlichen Schuld mit Hilfe des Privatvermögens des Marschalls herbeiführen werde; auch würden durch diese Wahl die Handelsverbindungen mit England nicht gestört werden. Mörner und Wrede verbreiten den Brief, zeigen die Porträts, lassen ein Gespräch zwischen zwei Patrioten drucken, in welchem es heißt: „die Russenfreunde haben dies Mal verloren. Der Kaiser Napoleon hat die Partie entschieden, indem er uns einen seiner besten Marschälle gibt. Die alten Dynastien haben in Trägheit und Wollust ihr Recht der Erstgeburt verloren und das persönliche Verdienst nimmt seine Stelle ein." Es folgt das Lob Bernadottes: er sei die personificirte Tapferkeit und Tugend. In wenigen Tagen machte die Candidatur Bernadottes unerhörte Fortschritte. Graf Engeström unterstützte sie, weil er durch sie eine Allianz mit Frankreich hoffte. Der alte König ließ sich umstimmen, in dem Reichstage stimmten die Bauern und der militärische Adel mit Begeisterung für einen Marschall Napoleons, die Bürger für einen Sohn der französischen Revolution. Am längsten unter den Mitgliedern des Ausschusses widerstand General Adlerſparre; mit merkwürdigem Scharfblick sah er voraus, daß die Wahl Bernadottes zur Allianz mit Frankreich nicht führen würde. „Napoleon, sagte er, wird niemals vergessen, daß der Prinz von Pontecorvo sein Untergebener war; er wird von dem Kronprinzen von Schweden denselben Gehorsam verlangen. Dieser, der bereits die schwachen Seiten des von seinem Herrn errichteten Gebäudes erkannt hat, wird keinen Anstand nehmen, dem Willen desselben selbst mit Gewalt sich zu widersetzen und das wird das Signal zu einem europäischen Kriege sein. Was für eine andre Zuflucht wird uns dann übrig bleiben, als das Bündniß mit den asiatischen Horden?" Dennoch gab Adlerſparre nach, als er einsah, daß die Wahl des Herzogs von Augustenburg nicht mehr möglich sei. Sein Ansehen entschied den Beschluß des Reichstags. Am 21. August 1810 beschloß der Reichstag durch Acclamation auf Antrag des Königs die Wahl des Prinzen von Pontecorvo zum Kronprinzen von Schweden und präsumtiven Thronfolger. Am 3. September empfing Berna-

Digitized by Google

dotte in Paris dieſe Nachricht, als er mit einigen Freunden bei der Mittagstafel war. Er theilte ihnen die Botſchaft nicht mit und zeigte eine ernſte und unruhige Miene, während er ſonſt herzlich und heiter war. Fürchtete er den Einſpruch Napoleons oder die Gefahren ſeiner künftigen Stellung? Napoleon ſchien dieſe Gefahren vorherzuſehen. Er träumte, daß auf dem Meere zwei Barken fuhren, in der einen er ſelbſt, in der andern Bernadotte. Anfangs gehen ſie nebeneinander, aber plötzlich entfernt ſich die Barke Bernadottes und nimmt eine andere Richtung. Napoleon bleibt allein, den Fluten Preis gegeben. Drei Tage, bevor Bernadotte Paris und Frankreich verließ, empfing ihn der Kaiſer mit rührender Güte. „Ich hoffe, ſagte er, daß Ihre neuen Intereſſen ſtets übereinſtimmen werden mit ihren alten Pflichten. Ihr Herz wird ſtets Frankreich angehören.“ Zu dem jungen Sohne Bernadottes ſagte er: „Mein Sohn, du biſt nun beſtimmt eine Krone zu tragen. Einſt wirſt du die Laſt derſelben fühlen. Solange du glücklich biſt, wird es dir an Bewunderern nicht fehlen. Ich wünſche, daß du niemals das Unglück kennen lernſt, damit du nicht lernſt die Menſchen zu verachten.“ Offenbar war Napoleon mit trüben Ahnungen erfüllt. Das Jahr 1812 brachte ſie in Erfüllung.

Reiſeerinnerungen und Bilder aus der europäiſchen Türkei.

1.

Niſſa (Niſch).

Wenn man aus Serbien auf der großen belgrader Straße bei der kleinen und elenden Ortſchaft Draſchewatz herausgetreten iſt und den eingeſchlagenen Weg weiter verfolgt, iſt Niſſa (im Türkiſchen Niſch) die erſte Stadt, auf welche man trifft. Sie beſteht aus zwei Theilen, einem befeſtigten nördlichen oder der eigentlichen Feſtung, einem Platze, der bei nicht bedeutendem Umfange ungeheuer tiefe Gräben und hoch aufgemauerte Escarpen hat und einem ſüdlichen, der nur von einem an manchen Stellen raſirten Erdwall umgeben iſt und das eigentliche Wohngebiet der niſſaer Bevölkerung umſchließt. Mitten zwiſchen Stadt und Feſtung hindurch fließt die Niſſawa, ein Nebenfluß der Morawa, in einer Breite von etwa achtzig Schritt, aber ſo ſeicht, daß an mehren Stellen kleine Knaben hindurchlaufen können und ein Reiter ſie faſt allenthalben ohne die geringſte Unbequemlichkeit zu paſſiren vermag.

Die Stadt, die noch vollkommen in der Ebene liegt und von der Feſtung auf dem höher gelegenen andern Ufer dominirt wird, außerdem im Süden mit ihrer Erdumfaſſung an ziemlich ſchroffe Berghänge anſtößt, hat einen Umfang von bei-

Digitized by Google

nahe anderthalb Stunden und könnte recht füglich in ihrem Innern bei 40,000 Bewohner faſſen; wogegen es heute zweifelhaft iſt, ob ſie deren 10,000 beſitzt. Sie beſteht aus einer innern und einer äußern Stadt; erſtere iſt nur von Muſelmanen bewohnt und durch einen niedrigen Erdwall und Graben von letzterer geſchieden, welche ſich im weiten Halbkreiſe um ſie her lagert. Urſprünglich mögen die Straßen ſtrahlenförmig von der innern Stadt ausgelaufen ſein und ihren Knotenpunkt daſelbſt nahe am Eingang der Brücke gehabt haben, welche aus dem Türkenquartier über die Niſſawa hin nach der Citadelle oder Feſtung hinüberführt. Brände indeß und ein gewiſſer Hang zur Unregelmäßigkeit haben nach und nach den Bauplan geſtört und zwar dermaßen, daß die Gaſſen jetzt ziemlich ohne ein einigendes Syſtem quer durcheinander hinlaufen. Uebrigens ſind ſie meiſtens für den Verkehr ausreichend breit und verhältnißmäßig (natürlich nach orientaliſchem Maßſtab) ſauber gehalten. Wo ſie ſich verengen, was hier und dort geſchieht, hat man von den Dächern der einen Seite zu denen der andern Stangen hinübergeſteckt, an denen entlang entweder wilder Wein rankt und das ganze in eine Art Laube umwandelt, oder auf welche man behufs der Herſtellung einer Eindeckung leichte Breter gelegt hat. Zumeiſt befinden ſich in ſolchen Gegenden der Gaſſen die größern Verkaufsläden und die Niederlaßpunkte der Gemüſe- und Obſthändler. In der Mitte der Straße läuft eine Goſſe und zwar dacht ſich der gepflaſterte Weg von beiden Seiten hin zu derſelben ab; dieſe Einrichtung iſt in den türkiſchen Städten und Ortſchaften allgemein und macht mindeſtens eine Gaſſenreinigung möglich, wenn ſie auch allenthalben mehr oder weniger unausgeführt und der Hauptſache nach den Hunden überlaſſen bleibt, deren man auf den Straßen von Niſſa beinahe mehr ſieht, wie auf denen von Stambul.

Die Feſtung öffnet nach der Stadt, der Niſſawabrücke entgegen, ein hohes ſteinernes, mit mancherlei Zierrathen bedecktes Thor, welches ſich ſehr ſtattlich ausnimmt und einen reſpectableren Anblick darbietet, als die ſogenannte „hohe Pforte" des Serails in Konſtantinopel, nach welcher der osmaniſche Staat benannt wird. Wenn man den Eingang paſſirt hat, gelangt man auf einen nur hier und da mit Häuſerreihen beſtandenen freien Raum, den ſogenannten Feſtungshof. Derſelbe wird ringsum von der Böſchung des Walles begrenzt, der nach innen hin kein hohes Profil weiſt; nach dem Graben hin aber, wie erwähnt, in einer außerordentlich hohen, gemauerten Escarpe ſich abſenkt.

Wenn man den Wall hinanſteigt und auf die Spitze einer der nordwärtigen Baſtionen hinaustritt, iſt der Anblick, welcher ſich bietet, ziemlich überraſchend, zumal wenn man zuvor längere Zeit im Innern der Stadt verweilte und das Auge ſich entwöhnte, über weite Räume hinzuſchweifen. Mit einem Blick überſieht man die nördlichen Ausläufe der Stara-Planina-Kette und die hoch-

Digitized by Google

ragenden Häupter jenes Labyrinths von Bergzügen, welches sich zwischen Nissa und Widdin eindrängt. Zur Zeit, wo ich die Gegend musterte — es war in der ersten Hälfte des November — waren die meisten Höhen schon mit Schnee bedeckt, aber seltsamerweise reichte diese weiße Region nicht bis zur äußersten Spitze hinan und ließ hoch oben zumeist eine schwarze Kappe frei. Nach dem untern Hange zu verlor sich der Schnee in dem Dunkel des Waldwuchses. Hier, inmitten dieser schluchtigen, zerrissenen Felsenketten und weiter westwärts, in den Gebirgen, die sich nach der Save und dem adriatischen Meere zuziehen, hatte die alte serbische Geschichte ihren Boden. Es sind dies die „stufenförmig aufsteigenden Höhen", deren unser Leopold Ranke in seiner „Geschichte der serbischen Revolution" gedenkt — „das bunte Waldgebirg, wie es die Lieder bezeichnen — wo das Dunkel der Waldung von weißen Felsen oder von langliegendem Schnee unterbrochen wird, hatten die Serben von jeher inne und wohnten von da längs der Drina und Bosna, nach der Save, längs den beiden Morawas nach der Donau hinunter, südlich bis in das obere Macedonien; sie bevölkerten die Küsten des adriatischen Meeres. Sie lebten seit Jahrhunderten unter ihren Schupanen und Aeltesten, ohne von den Bewegungen der welthistorischen Völker ernstlich berührt zu werden."

Die Serben sind ein Volksstamm, der im Unterschied von den Bevölkerungen, die ihn umringen, in neuerer Zeit mancherlei geleistet hat, dem es gelungen ist, unter türkischer Oberhoheit und russischem Schutze, oder besser zu sagen unter der Einwirkung eines Druckes und Gegendruckes, von dem er sich eingepreßt fand, einen Staat zu gründen, welcher mindestens unter mancherlei Versuchen ähnlicher Art, die in dieser Weltgegend gemacht wurden, als der gelungenste angesehen werden kann. In den letzten Jahren hat Oestreich seine Hand als eine dritte leitende Schutzmacht in die serbischen Angelegenheiten hineingesteckt, offenbar in der Absicht, im voraus auf diesem Terrain seinen Einfluß festzustellen, welches ihm dereinst zur Brücke dienen dürfte, um nach den Küsten des Archipelagus zu gelangen. Unter der Einwirkung dieser dreifachen, auswärtigen Einmischung haben sich im Lande drei Parteien formirt, von denen die russische, von entschieden antinationaler Färbung, gleichwol einen mächtigen Anhang unter den serbischen Bauern hat, während die östreichische, wenn ich recht unterrichtet bin, ihre Stütze in dem freilich erst im Entstehen begriffenen Bürgerstande, dessen Kernmitte die Handelsbourgeoisie von Belgrad ausmacht, findet und schließlich geht ein großer Theil des Adels von der, wie mir scheinen will, ganz richtigen Ansicht aus, daß die nationalen serbischen Interessen in jetziger Zeit noch am besten durch eine Fortdauer des Obrigkeitsverhältnisses der Pforte unterstützt und in ihrer Fortentwicklung begünstigt werden.

Bei den Türken fand ich, vielleicht auf Grund der erwähnten, zu Rußland

neigenden Stimmung des ſerbiſchen Landvolkes, entweder keine Sympathien für dieſe Nation vor, entſchieden aber geringere, wie für die ihr verwandten Bulgaren. Die Serben ſind, mit dieſen verglichen, ein ſtolzer und entſchieden kriegeriſcher Volksſtamm; man darf ſagen, der vorausſichtliche Kern, um den, wie ſich ſchon jetzt nicht verkennen läßt, das ſlawiſche Element in dieſen Landen dereinſt ſich gruppiren wird, wenn es, in hiſtoriſchen Fluß gerathen, ſich zur Vollbringung größrer ſtaatlicher Geſtaltungen aufraffen ſollte. Belgrad, die politiſche, nicht geographiſche Mitte des heutigen Serbien, wäre das bleibende Centrum, von dem aus das Ganze ſeine Leitung empfangen würde. Aber die Zeiten, in denen dieſe Vorausſicht ſich erfüllen könnte, liegen allem Anſchein nach ſehr fern.

Von der Baſtion in Niſſa aus ſah ich viele ſerbiſche Reiter draußen, jenſeits des Grabens, an der Feſtung entlang des Weges ziehen. Sie weichen in ihrem Coſtüm merklich von den Arnauten ab, die, von hier ſüdwärts, nach Macedonien und Albanien zu in den Bergen wohnen. Es ſpricht ſich in ihrem Anzuge, möchte ich ſagen, eine jener Grundbeziehungen des ſlawiſchen Charakters aus, ich meine das Verhältniß dieſes Volkes zum Pferde und vermöge welches ſie eine Reiternation genannt werden können. In dem Bergterrain, welches dem Tummeln des Roſſes einen nur beſchränkten Spielraum läßt, iſt dieſer Grundzug nicht untergegangen und er ſpricht ſich nicht minder in der Kopfbedeckung mit dem unter dem Kinn zuſammengezogenen Sturmband, wie in der knappen Reitjacke mit weiten Aermeln und in den an die ungariſchen erinnernden, reich beſetzten Beinkleidern aus. Der Kamtſchik (Peitſche) iſt faſt in jedes Serben Hand. Aber als eine Zugabe der Berge in der gute Schützen ſich am leichteſten bilden, hängt über des Reiters Schulter die langläufige Flinte hernieder.

Ich weiß nicht, ob die Annahme für berechtigt gelten kann, wonach Serbien als fähig erachtet wird, eine Armee von 30,000 Mann aufzuſtellen, wenn die Landesintereſſen eine Gewaltanſtrengung erheiſchen ſollten. Der Umſtand, daß dieſe Maſſe aus guten Reitern und Schützen beſtehen würde, bürgt indeß für ihren Werth. Nach dem türkiſchen Urtheil ſind die Serben liſtig und feig und wenig zu Wagniſſen geneigt; indeß erſcheint mir dieſes Urtheil mehr wie ein Ausfluß der zwiſchen beiden Völkern beſtehenden Antipathien, als eine unparteiiſche Meinungsäußerung.

Niſſa, in Verbindung mit der Citadelle von Belgrad und mit Widdin, ſind die drei befeſtigten Poſitionen, von denen aus der osmaniſche Staat das aufſtrebende Serbenthum in ſeiner Mitte wie auf ſeiner Umfangslinie umfaßt hält, und wo die Kräfte einſt ihre Stütze finden würden, die berufen ſein möchten, zur Aufrechterhaltung der türkiſchen Kriegsobergewalt in den Kampf zu treten. Niſſa wie Widdin hat indeß noch eine andere Beſtimmung. Dieſe beiden Feſtungen ſind

Digitized by Google

auf der Straße gelegen, welche eine russische oder östreichische Armee dereinst einschlagen möchte, um aus der kleinen Walachei, an Serbien vorüber, über Sofia und Adrianopel gegen den Herzpunkt der osmanischen Macht, Konstantinopel, vorzudringen. Wiewol an keiner großen Stromlinie gelegen, ist Widdin in Bezug auf seine Stellung, solchen Operation gegenüber wohl gelegen und kann mit vollem Recht die Bedeutung eines strategischen Punktes höheren Ranges, wenn nicht des ersten, beanspruchen. Diese Bedeutung gibt ihm namentlich sein Zusammenfall mit einem wichtigen Straßenknoten, zu dem sich hier die auf Belgrad, auf Semendria, auf Widdin und auf Sofia laufenden Verbindungslinien verschlingen. Von welchem Punkte aus immerhin ein östreichischer Vormarsch auf Adrianopel seinen Ausgang nehmen möge, von Belgrad, von Semendria, von Widdin aus oder weiter donauunterwärts: falls er und das wird er unter allen Umständen, die Trajanspforte hinter Sofia passiren will, um den Hauptkamm des Balkans zu überschreiten, muß er an Nissa vorüber.

Dieser Bedeutung, namentlich bei einem Kriege der Pforte gegen Oestreich, hat auch die seitherige Geschichte der Festung entsprochen. Sie wurde zu mehren Malen, in verschiedenen Zeiten, in den Kreis der Kriegsbegebenheiten hineingezogen. Einmal wurde sie von den Oestreichern förmlich belagert und eingenommen. Nach der türkischen Aussage waren es die Schwaben (so nennt man die Kaiserlichen), welche auf der schmalen Ostseite des Platzes eindrangen.

Die Artillerie der Festung ist zahlreich und besteht zum Theil aus enorm langen Stücken. Unter diesen befindet sich die Deli-Top (die wahnsinnige Kanone), die alle europäischen Topschis (die fremden Artillerieinstructeure) der umgehenden Sage nach vergebens zu meistern versuchten, und mit der nur drei Derwische aus dem Schoße der rechtgläubigen, muselmanischen Bevölkerung umzugehen wissen. Von ihnen gerichtet und bedient ist sie aber dann der Schrecken der Schrecken der Moskofs.

In commerzieller Beziehung wird im Allgemeinen jeder Platz eine günstige Lage haben, der strategisch gut situirt ist. Das gilt auch von Nissa. Man kann nicht füglich eine Eisenbahn von der Donau auf Konstantinopel führen, ohne diesen Ort zu einem der Hauptstationspunkte zu machen. Desgleichen hat hier ein späteres Netz moderner Communicationslinien seinen im voraus festgelegten Knoten. Mittelst der serbischen Morawa liegt von dieser Seite her das sonst nicht eben sehr zugängliche Fürstenthum aufgeschlossen; südwärts eröffnet die Nissawa die Bahn zu den vorderen Thälern ihres Laufes und an ihrem Quellpunkt den Eintritt in die breite Centralsenke von Sofia, der räumlichen Mitte der ganzen illyrischen Halbinsel. —

Es war an einem nebelvollen Morgen, um die Mitte des Monats No-

Digitized by Google

vember, als ich aus Niſſa aufbrach, um den Weg auf Adrianopel weiter zu verfolgen. Die Straßen der Stadt waren noch unbelebt, wegen der frühen Stunde und um eines Sprühregens willen, der auf den Nebel folgte. Rechts vom Thore, durch welches wir ins Freie paſſirt waren, hielt einer der begleitenden Arnauten ſein Pferd an und wies auf einen viereckigen Bau mit der Hand hin, der hinter einem Graben, nicht weit von der Straße aufragte und mehr als Haushöhe hatte. Ich hielt ihn für einen verfallenen, aus alter Zeit ſtammenden Thurm; das Grinſen des Muſelmanns überzeugte mich indeß bald, daß es mit dem Gegenſtande eine eigenthümliche Bewandtniß haben müſſe. Auf die Aufforderung: „Sieh nur genauer hin", richtete ich meinen Operngucker auf den Thurm und machte ſofort die Entdeckung, daß es das bekannte Bauwerk aus Schädeln war, welches ich vor mir hatte, ein Gegenſtück zu jenen Pyramiden, die Dſchingis-Khan und Tamerlan errichtet haben. Man gab mir die Anzahl der hier übereinandergeſchichteten menſchlichen Häupter in einer ungeheuern Zahl an, die ich vergeſſen habe. Jedenfalls ſind es viele tauſende.

Niſſa Paſcha Palanga.

Auf der großen Straße von Belgrad über Niſſa nach Konſtantinopel gibt es nur vier Hauptpunkte: Niſſa ſelbſt, ſodann Sofia, Philippopol, welches die Türken und Griechen Filibe nennen und Adrianopel, welches den Namen Edrene führt. Annähernd liegen dieſe vier Hauptſtationen ziemlich gleich weit auseinander, dergeſtalt, daß der Weg von der Donau zur Hauptſtadt durch ſie in fünf der Länge nach wenig voneinander verſchiedene Strecken abgetheilt wird. Entſprechend dieſer Eintheilung, und weil beim ſcharfen Reiten bei Tag und Nacht, mit nur kurzen Ruhepauſen, eine dieſer großen Stationen in je vierundzwanzig Stunden von der nächſten aus erreicht werden kann, berechnet man die Dauer der ganzen Reiſe auf fünf Tage. In der That gebrauchen die Tartaren, wie man hier die Poſtreiter nennt, ſelten mehr, neuerdings auch nicht in der ſchlechten Jahreszeit und in der beſſeren meiſtens nur vier und einen halben Tag; ja von einigen ungariſchen Renegaten, die als Adjutanten Omer Paſchas Depeſchen nach Stambul zu überbringen hatten, ſoll der wenig kürzere Weg von Widdin über Niſſa dorthin zu mehren Malen innerhalb dreimal vierundzwanzig Stunden gemacht worden ſein. Für denjenigen, der das Courierreiten nicht zu ſeinem Beruf gemacht hat, ſind, auch wenn man fünf Tage auf die Strecke von Belgrad nach Konſtantinopel verwendet, dennoch Strapazen mit der Schnelligkeit verbunden, Anſtrengungen, die einen eiſernen Körper verlangen, und denen ſchwächere Conſtitutionen unfehlbar erliegen würden. Will man mit Bequemlichkeit reiſen, ſo theilt man jede der größeren Stationen in drei kleinere ab, und hat dann allerdings funfzehn Tage auf die

Digitized by Google

ganze Tour zu verwenden, genießt aber dafür auch die Annehmlichkeit, Punkte abseits der Straße in Augenschein nehmen zu können, regelmäßig zu frühstücken, zu Abend zu essen und während der Nacht mindestens sechs Stunden lang zu schlafen

Ich hatte die letztere Reisemethode vorgezogen und zwar umsomehr, als ich auf einzelnen Zwischenpunkten zu einem längeren Aufenthalt verpflichtet war. Die nächste Station war das acht bis zehn Stunden von Nissa entfernte Mussa Pascha Palanga (auf fast allen Karten findet man fälschlich statt dessen den Namen Mussafa Pascha, was sich daraus erklären läßt, daß man im Türkischen gemeiniglich Mussafa in Mussa abkürzt, in diesem Falle also Mussa mit letzterer Abkürzung verwechselt wurde).

Nissa zunächst führt der Weg durch das hier sich ziemlich weit zwischen den Bergketten ausdehnende Thal der Nissawa. Man hat den kleinen Fluß zur Linken; darüber hinaus und rechts ragen hohe Bergketten, zum Theil von ungewöhnlicher Form und an denen allerwärts das charakteristische weiße Gestein des Balkans, dessen, wie oben erwähnt, Ranke in seinem Geschichtswerke gedenkt, zu Tage tritt. Die Thalebene ist nur zum Theil angebaut und würde muthmaßlich im Stande sein, den fünffachen Ertrag abzuwerfen, wenn der vorhandene Ackerboden vollständig ausgenutzt würde. Man kann hier nicht genug Werth auf derlei Verhältnisse legen. Mehr oder weniger steht allenthalben die Cultur im geraden Verhältniß zur Dichtigkeit der Bevölkerung und diese wiederum findet ihre Grenze da, wo die Möglichkeit ihrer Ernährung aufhört. Eine Ausnahme von dieser allgemein giltigen Regel macht, nach der einen Seite hin, streng genommen nur Nordamerika, wo es einer dünn über einen ungeheuren Raum ausgesäeten Bevölkerung gelungen ist, ein vergleichsweise außerordentlich hohes Culturniveau zu erreichen; aber man darf dieser Thatsache gegenüber nicht vergessen, daß die dortigen Verhältnisse durchaus abnormer Art sind, und im Gegensatz zu den sonstigen anderwärts, schon durch die beiden Umstände der stetigen Masseneinwanderung aus Culturländern erster Ordnung und der Uebermacht der dortigen Communicationsmittel, in deren erster Reihe die großen Ströme stehen, über die Hindernisse der Verbindung, bedeutend verschoben werden.

Militärisch betrachtet ist die Formation der Berge dieser Gegend im hohen Maße der Defensive günstig. Nicht in dem Sinne, als ob hier viele unübersteigliche Ketten, durch die nur schmale Paßwege hindurchführen, sich dem Vormarsch entgegenstellten; sondern insofern, als, wie ich schon in früheren Reisebemerkungen ausführlich erörtert habe, die Plateaubildung mit steilen Felsrändern die Zahl der vorhandenen Positionen ins Unendliche vermehrt, und sozusagen für eine Mindermacht allerwärts natürliche Festungen darbietet. In Verbindung mit diesen Terrainverhältnissen, welche zur höchsten

Digitized by Google

defensiven Stärke sich in Montenegro steigern, hat man die Volksnatur des Landes und seine Geschichte aufzufassen, um beide zu verstehen.

Es ist ein bezeichnender Zug dafür, wie es um die Verbindungsmittel auch hier in der Thalebene steht, daß man fast ausschließlich nur Arabas (Wagen), die mit Ochsen bespannt sind, begegnet. Es gilt das von der ganzen europäischen Türkei südlich der Donau, und mehr noch von Kleinasien und macht einen der auffallendsten Unterschiede zwischen den Zuständen dieser Länder und denen der mit ihnen vereinigten transdanubischen Fürstenthümer, Walachei und Moldau, aus. Um schnell zu reisen kennt man hier zu Lande kein anderes Mittel, wie das gesattelte Pferd; in den Donaufürstenthümern kein besseres und rascher zum Ziel führendes wie die kleine Carriolpost, die sich wie ein Kinderwagen ausnimmt und auf der man, zumal wenn vier oder sechs Pferde davor gelegt sind, wie im Fluge über die weite Ebene dahineilt. Gewiß ist, daß dieser Umstand allein schon ein Bedeutendes dazu beigetragen hat, daß die walachischen und türkischen Zustände in mancherlei Hinsicht soweit auseinanderlaufen; daß namentlich Bukarest und Jassy in so hohem Maße die Binnengroßstädte der Bulgarei und Rumeliens überwiegen und daß allem Anschein nach im Norden der unteren Donau die Cultur im Allgemeinen einen schnellern Gang nach vorwärts nehmen wird, als dies auf der anderen Stromseite der Fall sein dürfte.

Nachdem wir etwa anderthalb Stunden lang in der Ebene des Nissawathales geritten waren, lenkten wir, uns rechts wendend, in die Berge ein. Der Pfad wird hier ziemlich eng. Nur mit Mühe vermag man zu zweien zu reiten; während man rechts oder links von sich einen steilen Berghang hat, senkt sich zumeist auf der anderen Seite ein ebenso steiler Hang abwärts, hundert und mehre Fuß tief. — Es mochte etwa um die Frühstücksstunde sein, als wir das links am Wege, etwa funfzig Fuß höher wie dieser gelegene Plotscha-Karakol (Wachthaus von Plotscha) erreichten. Unter diesem Namen begreift man einen befestigten Posten, der in heutiger Zeit keinen rechten militärischen Werth mehr hat, in früheren Zeiten aber wol im Stande gewesen ist, die hier gelegene Paßenge wirksam zu verlegen. Er besteht aus einem nicht durchgängig massiven Thurm, mit einem hölzernen Erkerbau, an den sich ein von einer Zinnenmauer umschlossener Hof anschließt. Heute hat das Wachthaus keine andere Besatzung als einige Saptiés oder türkische Polizeisoldaten, die in dieser Gegend meistens Arnauten sind, ein Stamm, der sich bis an die serbische Grenze und tief nach Bosnien hin ausdehnt und das Grundelement der heutigen Bevölkerung von Albanien und Macedonien ausmacht. In dem Uebertritt des größeren Theiles dieser Nation zum Islam liegt das Geheimniß verborgen, weshalb die Türken sich nicht schwächten, als sie sich über eine unverhältnißmäßig große Länderfläche erobernd ausgebreitet

Digitized by Google

hatten, und wie es zuging, daß sie, das Reitervolk, in die serbischen Berge vorzudringen vermochten, nach Bosnien und Kroatien. Die osmanische Macht wuchs damals nach Art der Lawine.

Vom Plotscha-Karakol aus wird der Weg schwieriger; man muß oft zu einem reiten, und wenn zufällig ein bulgarischer Ochsenwagen uns entgegenkommt, wird die Verlegenheit groß. Diese Wege mochten vordem nicht eben sicher zu passiren und Anfälle von Räubern hier nicht selten sein; man muß es indeß der türkischen Regierung zum Ruhme nachsagen, daß derzeit auf der ganzen großen Poststraße von Belgrad bis nahe an Adrianopel heran eine musterhafte Polizei gehandhabt wird. Seltsam, daß dies nicht vom Weichbild und der weiteren Umgegend der zweiten Hauptstadt des Reiches (Adrianopel) gesagt werden kann. Wenn auch dort nicht Zustände wie bei Smyrna herrschen, sind dennoch Raubthaten nicht unerhört. Freilich hat man auch in dieser Hinsicht viel übertrieben.

Es war um Mittag, als wir in das Thal einlenkten, auf dessen Sohle und zwar auf dem linken Ufer der Nissawa, die Feste Mussa Pascha (Mussa Pascha Palanga) gelegen ist. Dieselbe ist ein großes, ummauertes, auf den Ecken und in der Mitte der Facen mit Thürmen versehenes Viereck, ohne vorgelegenen Graben und von sehr zweifelhaftem Werth für die Vertheidigung.

Literaturgeschichte.

Ueber Goethes Verhältniß zu Religion und Christenthum. Von Ludwig von Lancizolle, Legationsrath. Berlin, Nicolai. —

Esprit de Voltaire. Par L. Martin. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. —

So entgegengesetzt auf den ersten Anschein diese beiden großen Männer aussehen, so haben sie doch eins gemeinsam: sie sind die entschiedensten Vertreter der beiden Nationalitäten, denen sie angehören. Es gibt keinen Dichter, der in einem so eminenten Sinn deutsch genannt werden könnte, als Goethe; seine Vorliebe für das Fremde ist nicht undeutsch, sondern vielmehr recht deutsch. Es gibt keinen Schriftsteller, der den gesunden Kern der französischen Nationalität so klar und correct ausdrückt, als Voltaire. Er ist von der Reaction des 19. Jahrhunderts sehr heftig angefochten worden, zum Theil mit Recht, aber was man ihm hat entgegensetzen wollen, hat nur eine ephemere Existenz. Voltaire hat alle Vorzüge und Schwächen eines vorwiegend journalistischen Schriftstellers; seine vermeintlichen Kunstwerke haben ihren Tag gehabt und

ſind vergeſſen, und die ungeheure Sammlung ſeiner Schriften durchzuſehen, würde eine übermenſchliche Geduld kaum ausreichen. Aber wenn uns eine Auswahl wie die vorliegende geboten wird, ſo freuen wir uns doch auf das herzlichſte über dieſe Verbindung von Kraft, Scharfſinn und Anmuth, die in der franzöſiſchen Literatur kaum ihres Gleichen hat. Es iſt ein Unrecht, wenn man Voltaire zu einem bloßen Spötter oder Atheiſten machen will. Sein Glaube an Gott und an die hohe Aufgabe der Menſchheit, wenn er ſich auch häufig hinter einer frivolen Außenſeite verſteckt, war im Grunde nicht ſchwächer, als bei Goethe. Er hat der hiſtoriſchen Erſcheinung des Chriſtenthums großes Unrecht gethan, weil er voreilig den Maßſtab ſeines Zeitalters an alle Perioden der Weltgeſchichte anlegte; aber gegen das, was ſich damals in Frankreich Chriſtenthum nannte, war eine rückſichtsloſe Polemik nothwendig, und die neueſten Verſuche, dieſes Chriſtenthum des 18. Jahrhunderts dem geſunden Sinn der Franzoſen wieder aufzudrängen, werden auf eine ähnliche Weiſe endigen, wie damals, und man wird wieder keine andere Form der Bekämpfung finden, als Hohn und Spott. Man nimmt es mit der tadelnden Bezeichnung eines Spötters oft zu leicht. In Zeiten, wo die Lüge das große Wort führt, wo ein hohles Phariſäerthum ſich mit dem Heiligenſchein umkleidet, iſt es ſchwer, keine Satire zu ſchreiben.

Was Goethe betrifft, ſo iſt die Frage, ob er ein Chriſt war oder nicht, ſchon ſehr häufig und ſehr ausführlich beſprochen worden. Wenn man nur den einen Chriſten nennen will, der alle Artikel eines Katechismus, gleichviel welcher Confeſſion, zu beſchwören bereit iſt, ſo war Goethe gewiß kein Chriſt. Man bedarf dazu gar keiner indirecten Beweiſe. Goethe hat es hundertmal in jedem Lebensalter ſo laut und vernehmlich ausgeſprochen, daß man ſich gewaltſam die Ohren zuſtopfen muß, wenn man es nicht hören will. Aber darf man denjenigen einen Chriſten nennen, der die innere Quelle aller Religioſität warm in ſeinem Herzen trägt, der für die große hiſtoriſche Erſcheinung der poſitiven Religion ein bewunderndes Verſtändniß beſitzt, und der auch in unklaren und verworrenen Geheimniſſen den religiöſen Inſtinct ahnt und ehrt, ſo darf Goethe auf dieſen Namen wol ebenſogut Anſpruch machen, als irgendein anderer Dichter. Das vorliegende Büchlein iſt ein ſchöner Beleg dazu. —

Ludwig Tieck. Eine literarhiſtoriſche Skizze von J. L. Hoffmann. Nürnberg, Bauer & Raspe. —

Ein fleißig ausgearbeitetes Buch, eingegeben von warmer Liebe zu dem verſtorbenen Dichter und ohne zu große Uebertreibungen durchgeführt. Der Verfaſſer hätte nicht nöthig gehabt, ſeinen Standpunkt fortwährend gegen den Standpunkt ſchärferer Kritiker zu vertheidigen, denn beide kommen einander

Digitized by Google

gar nicht in den Weg. Man kann das meiste von dem, was er sagt, gelten lassen und dabei doch die Verderblichkeit der Richtung im Allgemeinen behaupten. —

Goethes Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theiles der Tragödie, von Dr. Ferdinand Drycks. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Ausgabe. Mit alten Legenden. Frankfurt a. M., Hermannsche Buchhandlung. —

Derjenige Theil des Commentars, der sich mit eigentlichen Wort- und Sacherklärungen beschäftigt, ist vortrefflich; die Belegstellen sind ziemlich vollständig, und jeder Freund der großen Dichtung wird daraus Belehrung schöpfen können. Weniger können wir uns mit den philosophisch-ästhetischen Erläuterungen einverstanden erklären. Das Richtige ist nicht immer getroffen, und um der unmöglichen Aufgabe willen, aus den seltsamen Zusammensetzungen des zweiten Theils ein wirkliches Kunstwerk zu machen, ist nicht selten dem Dichter Gewalt angethan.

Kunst.

Handbuch der höhern Kunstindustrie für Gewerbtreibende und Künstler, sowie für Lehranstalten von Professor J. H. Wolff in Kassel. Göttingen. Georg Wigand. —

Wir haben das Werk bereits bei Gelegenheit der ersten Lieferung angezeigt und auf die geschmackvolle Auswahl wie die glänzende Ausstattung aufmerksam gemacht. Die zweite Lieferung enthält folgende Beiträge: Antiker Stuhl aus St. Pietro in Vincoli und aus St. Gregorii zu Rom; Stuhl des Bacchus aus Rom, Stuhl der Ceres aus Rom (beide gegenwärtig im Louvre); ein curulischer Stuhl aus Pompeji und ein moderner Stuhl in Paris. — Ferner vier Candelaber aus Venedig, Padua und Herculanum und zwei Dreifüße aus Pompeji; antike Marmorvasen aus der Villa Hadriana, aus der Villa Borghese, aus Herculanum u. s. w.; endlich die Decorationen eines antiken Marmorwagens. Der geistvolle Verfasser macht in der Vorrede darauf aufmerksam, daß man bei der Erfindung der Ruheplätze, der Sophas, Stühle, Sessel u. s. w. mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wenn ihnen eine ähnliche organische Entwicklung, wie sie bei andern Gegenständen der Tektonik möglich ist, zu Theil werden soll. Unter den hier dargestellten antiken Stilen haben einige große Berühmtheit in der Kunstwelt erlangt, nicht sowol durch die geschmackvollen Sculpturen, als das Streben nach natürlicher Entwicklung

Digitized by Google

der ganzen Bildung. In der Vorrede hat der Verfasser die Vorzüge und Bedenken aller einzelnen sehr scharfsinnig analysirt. Das Werk ist vorzugsweise darauf berechnet, geschmackvolle Muster für den praktischen Bedarf zu geben; seine schönste Bestimmung möchte aber die sein, den künstlerischen Sinn im Allgemeinen zu fördern, was weniger durch Theorien geschieht, als durch geistvolle Analyse fertiger Kunstwerke. —

Die Säulenordnungen, nach den Grundsätzen der Griechen für die jetzige Anwendung dargestellt, für Schulen, Aesthetiker, Architekten, Bildhauer und Baugewerke, von Ernst Kopp. (Jena.) Leipzig in Commission bei Kummer und Schultze. —

Kritische Bemerkungen über die architektonischen Ordnungen der Griechen, Römer und neuerer Meister. Von Ernst Kopp. Zweite Abtheilung. Nebst einer nähern Erläuterung zu den Säulenordnungen desselben. A. u. d. T.: Kritische Blätter über das neue Bauwesen. 5. Heft. (Jena.) Leipzig in Commission bei Kummer und Schultze. —

Auch diese schöne Sammlung verdient ihrer gewissenhaften Ausführung, sowie ihrer zweckmäßigen Anordnung wegen allgemeine Verbreitung. Die erste Tafel gibt eine vergleichende Uebersicht der drei hauptsächlichsten Säulenordnungen, der dorischen, ionischen und korinthischen. Sie gewährt zugleich durch den jeder Ordnung hinzugefügten Maßstab den nähern Nachweis, wie die Höhenverhältnisse von den Haupttheilen der Ordnungen ermittelt und festgestellt werden. Tafel 2—3 enthält die einzelnen Theile der dorischen Ordnung in größerem Maßstab; Tafel 4—5 die ionische, Tafel 6—8 die korinthische Ordnung. Wie vollständig alle Verhältnisse entwickelt sind, ergibt sich aus einer Angabe dessen, was die zweite Tafel enthält. Der Aufriß von dem Gebälk nebst den obern und untern Säulentheilen mit dem Capitäl und der Base; die untere Ansicht von dem Kranzgesimse mit dem Durchschnitt im Triglyph und der Metope; der Durchschnitt von dem Gebälk; Durchschnitte des horizontalen und des schräg aufsteigenden Kranzgesimses; der vierte Theil des Grundrisses von der Säule oben am Halse; die Cannelire am obern und untern Ende der Säule mit ihrer Construction; Profil der Säulenbase, Profil des Säulencapitäls, endlich die Base und das Capitäl von dem Eckpilaster. Nicht blos zur Grundlage für den Unterricht, sondern auch für das Selbststudium hat man hier auf das vollständigste alle Materialien beisammen und kann sich mit Zuversicht den leitenden Händen des Künstlers anvertrauen. — Die kritischen Bemerkungen fügen eine Masse interessanter Details hinzu. — Seitdem man auf die gothische Architektur wieder seine Aufmerksamkeit gewendet hat, ist bei einer gewissen Classe von Künstlern das Studium der alten Kunst in Verruf gekommen. Man darf aber nur in Berlin das brandenburger Thor, das

Digitized by Google

Museum und die Fronte des Schauspielhauses ansehen, um sich zu überzeugen, daß für einzelne Zwecke die Säulenordnungen der Alten noch immer schöne und unvergängliche Muster bleiben. Aus unsern Kirchen und unsern Wohnhäusern mag man die Griechen verbannen; in denjenigen Städten dagegen, die ausschließlich der Kunst geweiht sind, wird man ihnen immer wieder mit neuer Freude begegnen. —

Geschichte Friedrichs des Großen, geschrieben von Franz Kugler, mit 400 Illustrationen, gezeichnet von Adolph Menzel. Leipzig, Mendelsohn. —

Friedrich der Große, für das deutsche Volk dargestellt von Ludwig Hahn. Mit 10 Porträts und 40 Bildern aus Friedrich des Großen Leben, nach Originalzeichnungen von Camphausen in Düsseldorf. Berlin, Hertz. —

Zwei sehr schöne Werke, die das Leben des großen Königs plastisch dem Auge versinnlichen. Gemüthlicher und praktischer für den Hausbedarf ist unzweifelhaft das erste (dem wir beiläufig auch in Beziehung auf den Text den Vorzug geben); künstlerisch bedeutender in vieler Beziehung das zweite. Das erste erscheint in 24 Lieferungen und kostet zusammen 4 Thaler, das zweite in 10 Lieferungen und kostet zusammen $3^1/_3$ Thaler. Die Illustrationen Menzels sind zuweilen von einem ganz außerordentlichen Humor und in ihrer bescheidenen, anspruchslosen Weise echt künstlerisch ausgeführt. Von Camphausen sind namentlich die Porträts musterhaft. Bis jetzt sind folgende geliefert: der König, der alte Dessauer, Schwerin, Prinz Heinrich, Ziethen und Ferdinand von Braunschweig, sämmtlich mit aller Virtuosität der Technik und zugleich geistreich ausgeführt. Die Wahl zwischen den beiden Werken fällt schwer; ein schöner und nützlicher Erwerb ist jedes von ihnen.

Aus der Marienburg.

Endlich sind denn die längst erwarteten akademischen Maler aus Berlin, Gräf, Herrmann und Menzel, hier eingetroffen, um Meisters großen Remter, dessen nur von einem Granitpfeiler strahlengleich sich erhebendes Prachtgewölbe zu den größten architektonischen Schönheiten des hochmeisterlichen Schlosses gehören, durch Frescomalerei auszuschmücken. Der Geheimrath von Olfers hatte die beiden Künstler hierhergeführt. Auch wird Director Rosenfelder zu gleichem Zwecke noch auf unsrer Burg sich einstellen, den die Anfertigung eines königsberger Albums zum Geschenk für Sr. Majestät den König vom Herüberkommen zur Zeit noch abhielt. Bekanntlich enthält

Digitized by Go

die östliche und ein Theil der nördlichen Wand jenes Prachtremters oberhalb fünf freie Blendfenster (in deren einem Jagellos steinerne Kanonenkugel steckt). Diese Blenden nun werden mit werthvoller Malerei ausgefüllt, damit sie harmonischer übereinstimmen mit der so reichen und glanzvollen Glasmalerei der gegenüberstehenden breiten Fenster, und zwar waren anfänglich hierzu folgende sechs Frescobilder bestimmt: 1) Die Stiftung des Ordens vor den Mauern Akkons, als einer Meergegend mit Schiffen im Hafen und Zelten aus Schiffssegeln am Strande; an Figuren Herzog Friedrich von Schwaben, Kaiser Friedrichs I. Sohn, Führer des deutschen Kreuzheeres, der Patriarch von Jerusalem, deutsche Fürsten, Tempel- und Johanniterritter, ferner Brüder des deutschen Hospitals zu Jerusalem, Bürger aus Bremen und Lübeck. 2) Der böhmische König Ottokar, dem Landmeister von Preußen den Ort zum Aufbau von Königsberg anweisend; Berggegend im Walde Twangste, Pregelstrom, Kreuzfahrer aus Böhmen, Rudolph von Habsburg mit Oestreichern, Bischof von Olmütz, Markgraf Otto von Brandenburg, alte Stammpreußen und bekehrte fremdländische Häuptlinge. 3) Der letzte Kampf des Hochmeisters Ulrich von Jungingen mit seiner letzten Streitschar in der Schlacht von Tannenberg. 4) Hochmeister Heinrich von Plauen in dem polnischen Lager von Marienburg vor Jagello stehend. 5) Heinrich von Plauens Absetzung im Ordenscapitel zur Marienburg durch den Ordensmarschall Michael Küchmeister von Sternberg, daneben Heinrichs Bruder, Comthur von Danzig. 6) Des Hochmeister Ludwig von Ehrlichhausen Flucht aus der Marienburg, von dem böhmischen Hauptmann Ulrich Czirwonka dazu genöthigt. Und als Ergänzung eines jener Vorschläge sollte dienen der Festeinzug des letzten Hochmeisters, Albrecht Markgraf von Brandenburg, als Herzog von Preußen in Königsberg, nach dem Frieden zu Krakau, im Festgeleite des Bischof Georg von Polenz. Dies der ursprüngliche Plan, welcher jedoch später umgeändert ward; denn große historische Darstellungen der Art schienen bei der geringen Dimension der Fensterblenden weniger zu dieser beabsichtigten Frescomalerei geeignet, als die lebensgroßen Bildnisse der ausgezeichnetsten Hochmeister oder anderer hohen Ordenswürdenträger, zu zweien in jeder Fensterblende. Von einer Aehnlichkeit dieser Männer des deutschen Ordens als einer Aufgabe des Porträts kann dabei nicht die Rede sein, da wir nur von einigen derselben schlechte Holzschnitte aus späterer Zeit haben. Daher soll in jeder einzeln dastehenden Person nur der geschichtliche Charakter derselben dargestellt werden, und es war demnach die Aufgabe des genialen Malers, die darzustellende Figur nicht in ruhiger Stellung, sondern womöglich in einer einzelnen entscheidenden Handlung so auffallend hervortreten zu lassen, daß der Charakter stark, wenn auch bis zur Grenze der Caricatur, ausgeprägt dasteht. Die auf diese Weise darzustellenden Personen und wie sie zu bildlicher Darstellung an

Digitized by Google

einzelne Maler vergeben worden, mögen hier gleich folgen. Der Geist des großen Baumeisters der Marienburg, vor dem ein Schinkel sich beugte und vor dem alle Architekten unserer Zeit sich wol beugen müssen, kann es mit Recht fordern, daß auch die Meister der Schwesterkunst ihm ihre Huldigung darbringen.

Zur Frescodarstellung sind folgende historische Personen bestimmt: 1) „Heinrich Walpot von Bassenheim", als erster Meister, des Ordens Statuten beschwörend, und 2) „Herrmann Balk" als erster Landmeister und Eroberer von Preußen, mit seiner tapfern Kriegsschar vorschreitend, beide Bilder werden von dem Director Rosenfelder aus Königsberg gefertigt. 3) „Herrmann von Salza", der große Staatsmann, als erster Gebieter über Preußen und Begründer deutscher Cultur im Norden, und 4) „Meinhard von Querfurt", als Bezähmer der Nogat und des Weichselstromes; beide Bilder führt der Professor Gräf an Stelle des erkrankten Professor Deege in Berlin aus. 5) „Siegfried von Feuchtwangen", der Erbauer der hochmeisterlichen Residenz, und 6) „Herzog Luther von Braunschweig", als hochherziger Sänger und Dichterfürst den Himmel offen schauend; beide Porträts von Professor Menzel gemalt. 7) „Dietrich Burggraf von Altenburg", als frommer Erbauer der Ordensschloßkirche und Landesvater, und 8) „Winrich von Kniprode", der siegreiche Held und große Staatsmann, unter dem Preußen sein goldenes Zeitalter feierte; beide gemalt vom Professor Herrmann. 9) „Ulrich von Jungingen", der unerschrockene Held in der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg, und 10) „Heinrich von Plauen", der muthige Erretter Marienburgs und entschiedenste Charakter seiner Zeit; beide ausgeführt von Gräf. Noch waren ursprünglich der Bildnisse zwei zur Darstellung bestimmt: „Konrad von Jungingen", als Beschützer des Ackerbaues und der Gewerbe, und „Konrad von Ehrlichshausen", als letzter Hochmeister auf der Marienburg, durch die Gewalt der Polen daraus vertrieben; beide aber mußten ausfallen, da eine Fensterblende infolge der darin steckenden Steinkugel und wegen der schiefen Fläche des Kaminmantels für die Anbringung eines Bildnisses nicht benutzt werden konnte.

Literatur.

Länder- und Völkerkunde. Generalkarte des türkischen Reichs in Europa und Asien nebst Ungarn, Südrußland, den kaukasischen Ländern und Westpersien, entworfen und bearbeitet von Heinrich Kiepert. Berlin, Dietrich Reimer. — Entdeckungen im arktischen Polarmeer infolge der Aufsuchung

Digitized by Goog

der Franklinschen Expedition bis 1845, bearbeitet von Heinrich Kiepert. Berlin, Dietrich Reimer. — Der berühmte Verfasser, dessen großartig angelegtes und auf das sorgfältigste durchgearbeitetes Gesammtwerk wir vor einiger Zeit angezeigt haben, gibt diese Karten gewissermaßen als Episoden heraus, mit besonderer Rücksicht auf die Zeitverhältnisse und auf das Interesse des Publicums. Die Generalkarte der Türkei besteht aus vier Blättern des größten Kartenformats. Sie ist nach dem System gearbeitet, welches wir schon bei Gelegenheit des Atlasses charakterisirt haben. Grade auf diesem Felde begann Kiepert durch den Atlas des alten Griechenlands seine segensreiche Thätigkeit. Er ist den damals festgestellten Grundsätzen immer treu geblieben, allein die neuern Leistungen verrathen eine immer sorgfältiger ausgearbeitete, immer sicherer werdende Technik. Um nur einigermaßen den Arbeiten des Verfassers nachzugehen und seine massenhaften Studien zu würdigen, verlangt jede dieser Karten ein gründlich eingehendes Nachstudium. Wir müssen dasselbe den gelehrten Zeitschriften überlassen und machen hier das größere Publicum nur auf die außerordentliche Bequemlichkeit aufmerksam, mit welcher hier die Gestalt und Physiognomie der dargestellten Länder unmittelbar sinnlich aufzufassen ist. Die Karte enthält verhältnißmäßig mehr Einzelnheiten, als sich in irgendeinem ähnlichen Werk vorfinden, und doch ist sie leicht und augenblicklich zu übersehen. Es wird das nur durch die bis ins kleinste Detail sorgfältig überlegte Verschiedenheit der Zeichen und durch die unvergleichliche Sauberkeit der Ausführung möglich gemacht. — Die Entdeckungen im arktischen Polarmeer sind nach der von der britischen Admiralität herausgegebenen Karte bearbeitet, doch so, daß ein in der südwestlichen Ecke gelegenes Küstenstück, die sogenannte Cumberlandinsel, hinzugefügt ist. Diese der Welt bis dahin ganz dunklen Gegenden sind durch die neuesten Entdeckungen auf eine unerwartete Weise aufgehellt. —

Palästina. Geschildert für Schule und Haus von J. König, Vorsteher der höheren Töchterschule zu Ludwigsburg. Mit einer Karte des heiligen Landes. Leipzig, Fr. Brandstetter. — Das Buch scheint für einen pädagogischen Zweck gearbeitet zu sein; für diesen ist es fast zu ausführlich. Um zu einem so detaillirten Studium des heiligen Landes zu kommen, wie es hier geschieht, muß man schon ein specielleres Interesse mitbringen, als man es in der Schule voraussetzen darf; wo aber ein solches Interesse vorhanden ist, gewährt das Buch eine sehr zweckmäßige Grundlage, da es sehr sorgfältig nach den besten Quellen bearbeitet ist. —

Das australische Festland, die Goldentdeckungen und die Civilisation der Südsee. Von Dr. Albert Heising. Regensburg, G. J. Manz. — Der Verfasser verbindet mit seiner kleinen Schrift zunächst einen praktischen Zweck, nämlich die Untersuchung, welche Ausdehnung und Bedeutung die Auswanderung nach Australien gewinnen wird. Er zeigt, daß die Entdeckung des Goldes in Australien einen ganz andern Sinn haben wird, da es in die Hände des fleißigen angelsächsischen Stammes gefallen ist, als die früheren Goldentdeckungen der faulen Spanier in Amerika. Während jedes Schiff, das damals Gold nach Spanien führte, die Arbeitskraft einschlummern und die spanische Nation sinken ließ, weckt jeder Dampfer aus Californien und Australien neue Arbeitskraft. In den Colonien wird die productive Arbeit nicht weniger wachgerufen, als in Amerika und England.

Digitized by Google

Städte und Dörfer, Straßen und Eisenbahnen, Felder und Aecker entstehen wunderbar rasch im Innern beider Länder, wie sie nimmermehr ohne den Hebel des Goldes hätten entstehen können. — Der Verfasser geht dann auch auf die Hypothesen über das bisher unbekannte Innere Australiens ein. Er schließt sich der Hypothese an, daß mit Ausnahme des nordwestlichen Küstensaumes das ganze Innere eine ungeheure Wüste ist, daß also die Civilisation im australischen Festlande allein auf das Flußgebiet des Murray und den Küstensaum des östlichen Viertheils beschränkt bleiben wird; aber selbst an den südöstlichen Küsten werden die unfertige Oberfläche des Landes, der humusarme, theils steinige, theils sandige Boden und vor allem der Wassermangel, die unvollendeten Flußgebiete und ihre Zerstörungen und die auf so seltsame Weise einreißende Abnahme der Feuchtigkeit in dem ohnehin entsetzlich dürren Lande eine dichtere Bevölkerung nicht zulassen. Die australischen Staaten werden daher niemals den Grad der Entwicklung erlangen können, den die nordamerikanischen Staaten schon heute erlangt haben; sie können immer nur eine dünne, verhältnißmäßig sporadische Bevölkerung bergen. —

Blicke über das böhmische Volk, seine Geschichte und Literatur, mit einer reichen Auswahl von Literaturproben, von Joseph Wenzig. Leipzig, Brandstetter. — Eine sehr reichhaltige Sammlung, die ein gerechtes Interesse für die alten Reste der böhmischen Literatur erweckt. Indem wir den Fleiß und die Sorgsamkeit des Herausgebers rühmend anerkennen, müssen wir zwei Ausstellungen machen: einmal die ziemlich willkürliche Gruppirung, die das Werk für den Fremden weniger zugänglich macht; sodann die Sprache, die öfters blühender ist, als sich mit einer gesunden Auffassung der Volkspoesie verträgt. Die Uebersetzungen sind meistens gelungen, einige ausgezeichnet. Die Reichhaltigkeit des Materials läßt nichts zu wünschen übrig. —

Das Mississippithal und die einzelnen Staaten des Mississippithals geographisch und statistisch beschrieben von Theodor Olshausen, in St. Louis im Staate Missouri. 2. Band. Kiel, Akademische Buchhandlung. — Der zweite Band dieses höchst wichtigen Werks enthält die beiden Staaten Missouri und Jowa in einer detaillirten Weise, wie es sonst nur durch statistische Bureaux möglich ist. Ein sehr wichtiger Beitrag in der zweiten Lieferung ist die Darstellung des Rechtswesens im Staat Jowa, mit Hilfe von Claussen ausgearbeitet, welches eine sehr anschauliche Uebersicht der dortigen Verhältnisse gibt und zu interessanten Vergleichungen auffordert. Hoffen wir, daß das höchst werthvolle Unternehmen, welches bei der Lebhaftigkeit des gegenwärtigen Verkehrs mit Amerika eine ausgedehnte Wirksamkeit beanspruchen darf, einen erfreulichen Fortgang nehmen wird. Feuilletonberichte besitzen wir jetzt in überreichem Maße; eine methodische, gründlich durchgeführte Untersuchung, wie die vorliegende, ist allein geeignet, uns wirklich zu fördern. —

Das deutsche Land. Seine Natur in ihren charakteristischen Zügen und sein Einfluß auf Geschichte und Leben der Menschen. Skizzen und Bilder. Von Professor Dr. J. Kutzen. Breslau, Hirt. — Der Verfasser bezweckt mit seinem Buch, dem Laien ein möglichst klares und vollständiges Bild von der Physiognomie des deutschen Landes zu geben. Ein ausführlicheres Eingehen auf die Einzeln-

heiten wird durch seinen Plan ausgeschlossen; dennoch beruht das Werk auf sehr vielseitigen und gründlichen Detailstudien. Theils durch Selbstanschauung, theils durch genauen Vergleich der besten Quellen hat der Verfasser sich über die Einzelnheiten des deutschen Landes so genau unterrichtet, daß er über sein Material völlig Herr ist und ohne Gefahr, sich in Dilettantismus zu verirren, es zu einem Gesammtgemälde vereinigen darf. Die Schreibart ist ansprechend und deutlich, hin und wieder hätten wir eine größere Einfachheit gewünscht. Das Buch wird zur Kenntniß und Liebe des Vaterlandes wesentlich beitragen. —

Nach Amerika! Ein Volksbuch von Friedrich Gerstäcker. Illustrirt von Carl Reinhardt. Sechs Bände. Leipzig, Costenoble. — In diesem reichhaltigen und interessanten Werk hat vieles oder auch wol das meiste einen novellistischen Anstrich; allein die Grundlage der Schilderungen ist überall die sorgfältige und gewissenhafte Beobachtung. Wenn der Verfasser mit seinem lebendigen Auge, mit seinem scharfen Verständniß der Volkscharaktere und Situationen, mit seinem ungewöhnlichen Talent für Darstellung und Schilderung eine schärfere Selbstkritik namentlich in Bezug auf die Form verbinden wollte, so würde er in der Reihe unsrer tüchtigsten Schriftsteller stehen, wie er unzweifelhaft zu den liebenswürdigsten gehört. —

Aus London. (Dissolving Views.) Von Emma Riendorf. Berlin, Franz Stage. — Ansprechende Schilderungen einer geistvollen Frau über die große Weltstadt, deren unermeßliches Gewühl ihr zwar zuweilen Schwindel erregt, aber niemals ihr den gesunden Menschenverstand trübt. Sie hat vieles gesehen, was einer Dame unbequem sein muß, aber sie verfällt nicht in die Unart so mancher Touristen, die in einem großen, reichen Volksleben die Eleganz eines Salons erwarten; im Gegentheil ist der Eindruck, den sie von London davonträgt, ihr viel bedeutender und werther, als der Eindruck von Paris, das sie eben verlassen, trotz aller Liebenswürdigkeit der Franzosen, trotz alles Glanzes seiner äußern Erscheinung. Sie begreift, daß das Gebäude des englischen Staats auf massiveren Grundlagen beruht, und verheißt ihm eine große Zukunft. Das Buch würde einen noch bessern Eindruck machen, wenn die Zierlichkeit der Schreibart nicht zuweilen an Manierirtheit streifte. —

Menschen und Dinge. Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers. Stuttgart und Hamburg, R. Besser. — Die Betrachtungen, die uns der Verfasser mittheilt, sind an eine Sommerreise durch Tirol, Baiern und Oestreich geknüpft. Es würde vielleicht zweckmäßig gewesen sein, wenn der Verfasser mehr darauf Rücksicht genommen hätte, daß viele Dinge, die ihm neu waren, dem Publicum bereits bekannt sind. Einzelne seiner Beobachtungen und Bemerkungen sind recht artig, aber man muß sich durch zu vieles Unbedeutende durcharbeiten. Es tritt das umsomehr hervor, da der Verfasser den beliebten Feuilletonstil ganz verschmäht, was wir ihm übrigens keineswegs zum Vorwurf machen wollen. —

Brockhaus Reisebibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe. — Bei der Herrschaft, welche die Industrie über alle Zweige des Lebens ausübt, darf man nicht ungehalten darüber sein, wenn auch die Literatur ihrem Einfluß unterliegt. Es gibt aber zwei Arten industrieller Literatur: die eine speculirt auf die

Digitized by Google

schlechten Leidenschaften und die Einfalt der Masse, die andere auf das natürliche Bedürfniß, sich auf eine einfache und bequeme Weise zu unterrichten. Auch gegen das letztere wird von Rigoristen stark geeifert, allein ohne Grund. Daß bei der gegenwärtigen Unstetigkeit des Lebens, wo halb Deutschland wenigstens für einige Tage unterwegs ist, das Bedürfniß einer Lectüre vorhanden ist, die, ohne anzustrengen, auf eine angenehme Weise beschäftigt, kann niemand leugnen, und wenn die Engländer und Franzosen auf das Bedürfniß einen neuen Industriezweig gegründet haben, warum soll man es den deutschen Buchhändlern verargen? Kaum haben die rothen Hefte der lorckschen Buchhandlung beim Publicum Eingang gefunden, so folgen die gelben Reisebücher der brockhaustschen Buchhandlung; während aber jene vorzugsweise Uebersetzungen bringen (einzelne rühmliche Ausnahmen haben wir erwähnt), soll die neue Sammlung ganz aus Originalschriften bestehen, und zwar soll vorzugsweise auf die Bedürfnisse der Reisenden Rücksicht genommen werden. Es sind also Bilder aus den sittlichen Zuständen der verschiedenen Völker, Schilderungen von Städten und Landschaften, kleine historische Monographien und dergleichen, was die Grundlage ausmachen wird. Geachtete Schriftsteller haben ihre Mitwirkung zugesagt, darunter Aurelio Buddeus, Bernhard Cotta, Ernst Willkomm, Wolfgang Müller u. s. w. Bisher sind drei Lieferungen erschienen: Eine Eisenbahnfahrt durch Westphalen von Levin Schücking, Harzbilder von Heinrich Pröhle, und Wien in alter und neuer Zeit von Gustav Kühne. Die beiden ersten Bücher rühren bekanntlich von Schriftstellern her, welche der genauen Kenntniß ihrer Provinz ihre Hauptzeit gewidmet und sich als tüchtige Erzähler ausgezeichnet haben. Die westphälische Schilderung ist in der Form einer fortlaufenden Erzählung, die Harzbilder enthalten einzelne Skizzen aus den Sitten dieser reizenden Gegend. Alle drei Bücher sind so geschrieben, daß sie von dem unruhigen Reisenden mit Interesse, Nutzen und Erbauung gelesen werden können. —

Trois jours dans la Forêt-noire. Lettres adressées à Madame ***. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Ein recht anmuthiges Geplauder über die reizenden Gegenden des Schwarzwaldes. —

Encyklopädie der Erd-, Völker- und Staatenkunde, eine geographisch-statistische Darstellung der Erdtheile, Länder, Meere, Inseln, Gebirge, Berge, Vorgebirge, Buchten, Häfen, Flüsse, Seen, Völker, Staaten, Städte, Flecken, Dörfer, Bäder, Berg- und Hüttenwerke, Leuchtthürme, Kanäle, Eisenbahnen ꝛc. nebst den geographisch-astronomischen Bestimmungen der Lage der Orte. Bearbeitet von Dr. Wilhelm Hoffmann. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. — Ein höchst verständig angelegtes und bis jetzt mit rühmlichster Sorgfalt durchgeführtes Unternehmen, das einem allgemeinen Bedürfniß umsomehr entspricht, da es zu einem fabelhaft billigen Preise hergestellt ist. Das ganze Werk soll in ungefähr 40 Lieferungen erscheinen, von denen bis jetzt 9 erschienen sind. Die Lieferung enthält 5 Bogen Lexikonformat mit engstem Druck und kostet nur 4 Neugroschen. Der Verfasser hat sich Mühe gegeben, in seinen Quellenstudien so sorgfältig als möglich zu sein, ohne jedoch mit unnützer Gelehrsamkeit zu prunken. So sind denn die Angaben kurz und doch erschöpfend. An Vollständigkeit dürfte sich wol kein ähnliches Unternehmen dem gegenwärtigen auch nur im entferntesten an die Seite stellen. —

Digitized by Google

Ansichten der Natur aus allen Reichen und Zonen. Eine Sammlung physisch-geographischer Specialschilderungen in ästhetischer Form und gemüthlicher Darstellung zu Lust und Lehre für Leser aller Stände, herausgegeben von Dr. Karl Müller. Stuttgart, J. B. Müller. — Der Verfasser hat die Absicht seines Buchs auf dem Titel bereits so ausführlich angegeben, daß wir nichts weiter hinzusetzen dürfen, als daß ihm dieser Zweck im Wesentlichen gelungen ist. Er erzählt gemüthlich und seine Bilder sind gut ausgeführt. Die Gegenstände, die er behandelt, sind folgende: Schneegebirge — Lawinen — Bergschlüpfe und Bergstürze — Allgemeines über Ebenen und Wüsten — Die Landes — die Wüste Sahara — Die Ebenen von Südamerika — Die Pampas — Der Gran Chaco — Die Selva oder Waldwüste am Amazonenstrom — Die Urwälder Brasiliens — Die Llanos am Orinoco — Das Mississippithal — Die Prairien Nordamerikas — Die Karroos in Südafrika — Die Wasserwelt — Der Golfstrom. —

Vermischte Literatur. — Novellenbuch des Hannoverschen Couriers. Erster Band, Hannover, C. Rümpler. — Das Novellenbuch enthält folgende Erzählungen: Kein Vertrauen, von Golo Raimund; die Vision, von Feodor Wehl; des Seekönigs Schatz, von Adolph Görling; der Waldgutbauer, von Passar. Alle vier sind gut erzählt, ohne im Uebrigen etwas Bemerkenswerthes zu enthalten.

Bijoux-Bibliothek. Berlin, Verlagscomtoir. — Der Preis dieser kleinen Hefte ist zu 5 Sgr. gestellt, wobei noch einige Illustrationen mitgegeben werden. Die beiden vorliegenden Hefte enthalten zwei pariser Skizzen von Hans Wachenhusen: die Lorette und die Grisette, recht niedlich erzählt, wie man es in den pariser Reiseberichten gewöhnt ist; aber wir wollen doch nicht wünschen, daß diese Schilderungen der französischen Liederlichkeit sich bei uns wirklich zur Volkslectüre machen. —

Meines Bruders Hüter. Von Miß Wetherell. Aus dem Englischen übersetzt von W. E. Drugulin. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. — Der Anfang des Romans erregte die besten Hoffnungen in uns. Offenbar unter der Einwirkung von Dickens leitet die Verfasserin die Geschichte durch eine Naturschilderung ein, die mit der sinnigsten Lebendigkeit durchgeführt ist. Aber bald darauf geht sie wieder ins Erbauliche über. Der Inhalt des Romans ist die Aufopferung einer Schwester, die, um die ewige Seligkeit ihres Bruders zu retten, ihr irdisches Lebensglück aufs Spiel setzt und endlich von dem erwünschten Erfolge gekrönt wird. Das theologisch-pietistische Raisonnement und die Citate aus der Bibel drängen sich hier noch viel auffallender hervor, als in den übrigen Schriften der Verfasserin. Ueber diesem erbaulichen Zweck versäumt sie, ihr eigentliches Talent geltend zu machen; sie gibt uns zuweilen einzelne, sehr poetisch angelegte humoristische Scenen und Figuren, aber der Gedanke an das eine, was noththut, drängt sich ihr sofort wieder auf, sie läßt sie fallen und fängt an zu predigen. Es ist im Ganzen recht lobenswerth, daß die schöne Literatur sich von ihrem leichtsinnigen Wesen bekehrt und der Kirche unter die Arme greift, aber die Kunst wird nicht wesentlich dadurch gefördert.

Die verlorne Erbin. Von Mrs. E. D. E. Nevitt Southwort Deutsch von Dr. Ernst Susemihl. 4 Bde. Leipzig, Kollmann. — Die Erzählung

Digitized by Google

ist in sehr kräftigen Strichen gehalten, die Charaktere haben eine scharf und deutlich ausgeprägte Physiognomie, die Gesinnung ist fromm, ohne pietistisch zu sein. An Erfindung ist die Verfasserin nicht reich und man möchte wünschen, daß sie durch stärkere Concentration eine gewisse Eintönigkeit vermieden hätte; aber im Ganzen gehört der Roman doch zu den besseren, die uns aus der neuern amerikanischen Literatur zu Gesicht gekommen sind.

Erinnerungsblätter von A. von Sternberg. Erster Theil. Berlin, H. Schindler. — Leichtsinnige, zuweilen ziemlich indiscrete Plaudereien, wie man sie von dem Verfasser der Braunen Märchen wol erwarten kann, aber durch eine starke Dosis gesunden Menschenverstandes und glücklicher Beobachtungsgabe gewürzt. Der Verfasser nimmt seine frühern Invectiven gegen die Liberalen und Demokraten zurück und spricht über die Adelspartei, als deren novellistischer Parteigänger er früher auftrat, ziemlich harte Worte; aber der Werth derselben wird dadurch einigermaßen beeinträchtigt, daß er selbst erklärt, seine Partei habe ihn im Stich gelassen. — Eine interessante Beschreibung von Justinus Kerner theilen wir hier auszugsweise mit. „Kerner ist in Schwaben eine allgemein bekannte Persönlichkeit, und nicht allein in Schwaben, auch im fernen Norden weiß man von ihm und in Petersburg zählt er Freunde. Hiervon liegt neben seinem seltsamen Wirken und Treiben auch in seiner Gastfreundschaft der Grund. Eine Zeit hindurch bewirthete er alle Fremden und Touristen, die nach Weinsberg kamen, später erlaubten es ihm seine Vermögensumstände nicht mehr. Auch mir, als ich zur Burg der Frauentreue kam, um den Mann, der mir im Freundeskreise in Stuttgart öfters genannt worden, kennen zu lernen, bot er die Wohnung in seinem am Abhange eines Hügels hübsch gelegenen Häuschen an, doch ich zog es vor, im Gasthofe zu bleiben, der freilich nicht der beste war. Die Abende jedoch brachte ich im Kreise der kleinen Familie zu und ließ mir Gespenstergeschichten erzählen und erzählte selbst welche. Kerner sprach von den Gespenstern, wie andre Leute von ihren guten Bekannten in Hamburg oder Wien. Es war ein cordialer Ton alter Bekanntschaft und Dutzbrüderschaft. In meinem Beisein erzählte ihm einst ein Landmann von einem Gespenst, das sich im Kellergewölbe habe sehen lassen, in Gestalt eines in eine graue Kutte gehüllten Mönchs. Sieh einmal einer! rief Kerner in seiner derben schwäbischen Aussprache, den Kerl kenn ich, der ischt mir schon einmal in den Weg gekommen und ich hob ihm verboten das Wandern. Aber er kanns nicht lasse. Der hat vor vierhundert Jahren gelebt und war der Pater Guardian im Kloster, hat die Klosterkasse bestohle und hat das Geld im Keller vergrabe. — Kerner hatte, wenn er seine Geschichten erzählte, einen schalkhaft treuherzigen Ton, der fern von der Ironie des Skeptikers, den guten Köhlerglauben vortrefflich darstellte. Dabei wirkte sein gutmüthig ehrliches Gesicht mit den lichtbraunen Augen mit hinzu. Man wurde mit fortgerissen, man mochte wollen oder nicht. Der kälteste Verstandesmensch fühlte, wenn der Magus — so nannte er sich gern selbst — sprach, einen Hauch aus einem fremden Lande an sich heranwehen. Bei mir war die Phantasie stets Herrin im Hause, was Wunder also, wenn ich an Wunder glaubte. Nur liefen soviele pöbelhafte Geschmacklosigkeiten mitunter, daß es mir manchmal vorkam, als sei ich zwar unter Geistern, aber doch dabei in sehr schlechter Gesellschaft. Kerner sagte mir lachend: Ja, Sie müsse nit verlange, daß a dummer Teufel, sobald

Digitized by Google

er stirbt, gleich ein geschcidtes Kerlchen wird, er treibt als Spukgeist seine alberne Posse weiter fort! — Dies klang nun allenfalls plausibel. Einst fuhr ich mit ihm in einem kleinen offenen Wagen von Weinsberg nach Heilbronn. Es war spät Abends, und eine tiefe Dämmerung lag über der Gegend. Kerner, der eine Weile tiefsinnig geschwiegen hatte, machte mich plötzlich auf den Hufschlag eines Pferdes aufmerksam, der durch die Stille hinter uns erklang. Es wird ein Reiter sein, der des Weges kommt, sagte ich. Ja — aber was für ein Reiter! Geben Sie mal Acht, wenn er an uns vorbeireitet. Es geht gewaltig schnell. Das Pferd hat nur drei Beine, und er, der Reiter — sehen Sie sich ihn genau an, er trägt einen Rock, wie ihn niemand jetzt trägt, und das ist in der Ordnung, denn er ischt auch nit von heute. Vor hundert Jahren lebte er als Pächter auf einem Edelhofe in der Nähe und hat, ich weiß nicht welch ein Verbrechen zu verbüßen. Ganz genau kenne ich den Burschen noch nit, aber ich werde ihn schon kennen lernen. Ich bin ihm schon oft auf diesem Wege begegnet. Als diese Worte kaum gesprochen wurden, jagte in sausender Eile ein Reiter an unserm Wagen vorbei. Ich konnte natürlich nicht beobachten, ob sein Pferd drei Beine hatte, aber ich hätte in diesem Augenblicke, aufgeregt durch Kerners hingeflüsterte seltsame Erzählung darauf schwören wollen, daß es ein gespenstischer Reiter war, den ich sah, das zu uns hingewendete Antlitz erschien mir ungewöhnlich bleich und der Hut, den er trug, zeichnete sich in seltsamer Form gegen den hellen Abendhimmel ab. Ein Gespensterschauer überlief mich..... Es wurde eine Zeitschrift gegründet, „Magikon", in welcher Kerner alle Gespenstergeschichten sammelte, die man ihm erzählte oder die er sich aus Süd und Nord schreiben ließ. Unsre alten Schlösser in Esthland und Liefland sind wahre Spuknester und deshalb konnte ich manches dem alten Magus vorbringen, das er schmunzelnd und mit beifälligem Kopfneigen anhörte. Nichts setzte ihn in Erstaunen. Er hatte die grauen, weißen, schwarzen Geister — alle in bester Ordnung in seinem Kopfe und verfuhr mit ihnen wie ein Obrist, der sein Bataillon besichtigt. In der Nähe seines Hauses, in einem alten verfallenen Thurm waren mehre Windharfen angebracht, und die Sprache, welche die Sturmgeister in dunkeln Abenden hier miteinander führten, klang wirklich mehr den Begriffen angemessen, die wir uns von einem Reich der Abgeschiedenen machen, als das Poltern, Werfen und Schimpfen der unsichtbaren Koboldstimmen, die sich Kerner zu vernehmen gaben. Ich war froh, als ich Weinsberg wieder im Rücken hatte, denn nichts ist unbehaglicher, als das Athmen in einer Atmosphäre von ewigem Grauen, das wir hinwegleugnen, und das doch immer wieder auf uns zufällt." —

Englische Literatur. — Der frühere englische Gouverneur von Neuseeland, Sir George Grey, hat ein Werk über die Mythologie und die alten Sagen der Maoris oder ursprünglichen Bewohner Neuseelands herausgegeben, das ausnehmend viel Interessantes enthält, da sich hier unsern Kenntnissen der Volksdichtungen ein ganz neues Feld eröffnet. Als einen Beweis, wie Zartheit und Anmuth auch bei den Dichtungen eines so wilden Volkes, wie die Maoris ursprünglich waren, eine Stelle finden, wählen wir das Mädchen von Roturuha.

Digitized by Google

In den großen Volksversammlungen hatte Hine Moa Tutanekai gesehen und da sie oft einander anblickten, erschien dem Herzen beider der andre angenehm und würdig der Liebe, so daß in der Brust eines jeden eine geheime Leidenschaft für den andern entstand. Dennoch wußte Tutanekai nicht, ob er wagen dürfte, sich Hine Moa zu nähern und ihre Hand zu nehmen, um zu sehen, ob sie dieselbe wieder drücken würde, „denn" sagte er, „vielleicht bin ich ihr keineswegs angenehm;" auf der andern Seite sagte Hine Moas Herz zu ihr, „wenn du eine deiner Freundinnen zu ihm schickst, um ihm zu sagen, daß du ihn liebst, so wird es ihn vielleicht nicht freuen."

Aber nachdem sie sich viele, viele Male begegnet und sich einander zärtlich angeblickt hatten, schickte Tutanekai einen Boten an Hine Moa, um ihr zu sagen, daß er sie liebe; und als Hine Moa den Boten angehört hatte, sagte sie: „Ehu! haben haben wir uns also alle beide gleich geliebt?"

Kurze Zeit darauf kehrten Tutanekai und seine Familie nach ihrem Dorfe zurück; und als eines Abends in dem großen Versammlungshause die ältern Brüder Tutanekais beisammen saßen, sagten sie: „Wer von uns hat durch Zeichen oder Händedruck Liebesbeweise von Hine Moa bekommen?" und einer sprach: „ich habe welche bekommen;" und ein andrer sagte: „nein ich." Dann befrugen sie auch Tutanekai und er sagte: „ich habe Hine Moa die Hand gedrückt und sie hat den Druck erwiedert;" aber seine ältern Brüder sprachen, „das ist nicht wahr, glaubst du, daß sie um einen so niedriggeborenen Menschen, wie du bist, sich bekümmern würde?" Und er klagte es seinem Vater, denn er hatte wirklich Beweise von Hine Moas Liebe bekommen; sie hatten sogar schon vor guter Zeit die Zeichen verabredet, wann sich Hine Moa entführen lassen sollte; und als das Mädchen frug, „welches Zeichen wirst du mir geben, daß ich zu dir kommen soll?" sprach er zu ihr: „es wird alle Nächte eine Trompete erschallen; und dann rudere nur mit deinem Kahne nach dieser Richtung hin." Es traten nämlich jede Nacht Tutanekai und sein Freund Tiki hinaus auf ihren Balkon und bliesen, der eine auf seiner Trompete und der andre auf seiner Flöte und Hine Moa hörte sie und wünschte sehnlichst mit ihrem Kahne zu Tutanekai zu fahren; aber ihre Freunde hatten Argwohn geschöpft und trugen Sorge, daß keiner ihrer Kähne im Wasser bliebe, sondern hatten sie alle hoch hinauf auf das Ufer des Sees gezogen; und so hatten es ihre Freunde regelmäßig seit vielen Tagen und Nächten gemacht.

Endlich dachte sie in ihrem Herzen nach und sprach: „Wie gelingt es mir über den See nach der Insel Mokoia zu kommen? Es ist klar, daß meine Freunde argwöhnen, was ich im Sinne habe." Und sie setzte sich auf die Erde nieder um auszuruhen; und liebliche Töne aus dem Horne Tutanekais schlugen an ihr Ohr und der jungen und schönen Häuptlingstochter war es, als erschütterte sie ein Erdbeben, um sie zu dem Geliebten ihres Herzens zu treiben; aber dann kam der Gedanke, daß kein Kahn vorhanden sei. Endlich dachte sie: „vielleicht wäre ich im Stande hinüberzuschwimmen." Und sie nahm sechs trockene ausgehölte Kürbisse, drei auf jeder Seite, damit sie nicht sinke und ging hinaus auf einen Felsen, genannt Iri Iri Kapua und von da an den Rand des Wassers an die Stelle, genannt Wairerewai und dort legte sie ihre Kleider ab und warf sich ins Wasser und sie erreichte den Stumpf eines halb im See versunkenen Baumes der da Hinewa-

Digitized by Google

tha heißt und sie hielt sich mit den Händen daran fest und ruhte aus um Athem zu schöpfen; und als sich die Müdigkeit ihrer Schultern ein wenig gelegt hatte, schwamm sie weiter und so oft sie müde war trieb sie, getragen von den Kürbissen, auf der Strömung des Sees hin und wenn sie sich erholt hatte schwamm sie weiter; aber sie konnte wegen der Dunkelheit der Nacht nicht sehen, welche Richtung sie einschlug; jedoch ihr Führer war die sanfte Melodie von Tutanekais Horn; das war das Signal, nach welchem sie grade auf Waikimikia losschwamm, denn unmittelbar über dieser warmen Quelle stand das Dorf Tutanekais und schwimmend erreichte sie endlich die Insel Mokoia.

An der Stelle, wo sie die Insel erreichte, befindet sich eine warme Quelle, nur durch einen schmalen Felsenstreif von dem See getrennt; sie heißt wie ich eben gesagt habe Waikimikia. Hine Moa stieg hinein um sich zu wärmen, denn sie zitterte am ganzen Leibe, theils vor Kälte, da sie des Nachts über den breiten See von Rotorua geschwommen war und vielleicht auch aus Scham bei dem Gedanken Tutanekai zu begegnen. Während das Mädchen sich so in der warmen Quelle wärmte, fing es Tutanekai an zu dursten und er sagte zu seinem Diener: „Hole mir Wasser" und der Diener ging fort um Wasser zu holen, aber Hine Moa verlangte von ihm zu trinken und zerbrach dann seine Kalabasse und dies wiederholte sich zwei oder dreimal.

Da warf Tutanekai Kleider über, nahm seine Keule, ging fort und erreichte das Bad, wo er ausrief: „Wo ist der Kerl, der mir meine Kalabassen zerbrochen hat?" und Hine Moa erkannte die Stimme, daß es die des Geliebten ihres Herzens war; und sie verbarg sich unter den überhängenden Felsen der warmen Quelle; aber es war kein rechtes Verstecken, sondern vielmehr ein verschämtes Zurückziehen vor Tutanekai, damit er sie nicht gleich, sondern erst nach vieler Mühe und sorgfältigem Suchen finden möchte. Und er tastete an den Ufern der warmen Quelle hin und suchte überall, während sie sich neckisch unter dem Felsen versteckt hielt und manchmal darunter hervorlugte und sich wunderte, wann er sie wol finden würde. Endlich erfaßte er eine Hand und rief aus: „Holla, wer ist das?" und Hine Moa antwortete: „ich bins, Tutanekai." Und er sagte: „aber wer bist du? wer ist ich?" Da sprach sie lauter und erwiederte: „ich bins, Hine Moa." Und er sagte: „Ho ho ho! Kann das wirklich wahr sein; so komm mit mir nach meinem Hause." Und sie gab zur Antwort, „ja;" und sie erhob sich im Wasser so schön, wie der wilde, weiße Habicht und trat auf den Saum des Bades so anmuthig, wie der scheue, weiße Kranich; und er warf Kleider über sie und sie gingen miteinander nach seinem Hause und ruhten dort; und von da an waren sie nach den alten Gesetzen der Maoris Mann und Weib.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die Küstenländer des schwarzen Meeres.

Die Hellenen im Skythenlande von Dr. Karl Neumann. Band 1. Berlin, Georg Reimer. 1855. —

In dem Werke des Herrn Neumann begrüßen wir eine historische Forschung ersten Ranges. Der Verfasser erweist darin außer ungewöhnlicher Belesenheit und einem eisernen Fleiß auch die höheren Tugenden des Historikers, einen fein combinirenden Geist, ungewöhnlich sicher regulirt durch Bescheidenheit, politischen Verstand und common sense, und ferner eine Methode des Forschens, welche energisch auf den entscheidenden Punkt losgeht, die Beweise geschickt zu ordnen, mit unwiderstehlicher Kraft zu gruppiren weiß und selten mehr beweisen will, als zu beweisen möglich und nothwendig ist. Die Mäßigung und Sicherheit seiner Constructionen erscheinen bei einem ersten Werke sehr ungewöhnlich, nur hier und da verräth ein zu liebevolles Vertiefen in das Detail, daß nicht ein alter Meister uns belehrt. Nächst der wissenschaftlichen Tüchtigkeit gibt es wie zu jeder Zeit bestimmte historische und philologische Streitfragen, an denen sich die Gleichstrebenden erkennen und nächst dem gemeinsamen Schatz historischer Belesenheit noch eine Reihe von speciellen Hilfsmitteln, auf welche sich die befreundeten Forscher derselben Richtung vorzugsweise gern stützen. Herr Neumann scheint nicht ganz derselben philologischen Schule anzugehören, aus welcher die Kritiken d. Bl. hervorzugehen pflegen, seine Ansichten über die Entstehung des griechischen Epos z. B. sind nicht in dem Sinne von Wolf und Lachmann und unter den Büchern, welche auf ihn eingewirkt haben, sind die neusten Werke unsrer Archäologen, z. B. Otto Jahns Untersuchungen über die griechischen Thongefäße und Prellers Mythologie, nicht deutlich zu erkennen. Um so unbefangener ist die Freude, daß gediegenes Wissen und sichere Technik den Verfasser fast immer zu Resultaten führen, welche imponiren und eine herzliche Beistimmung für sich verlangen. Und es ist d. Bl. eine Freude, früher als manche streng wissenschaftliche Zeitung eine bedeutende Leistung anzuzeigen.

Es war schon ein schweres und weitläufiges Unternehmen, die Niederlassung der alten Griechen am schwarzen Meere im Interesse der alten Geographie zu verfolgen, eine von den bedenklichen Arbeiten, welchen selbst der

Digitized by Go

Fleiß deutſcher Forſcher lange aus dem Wege gegangen iſt. Denn die Nachrichten aus dem Alterthum, welche uns über die griechiſchen Colonien geblieben, ſind höchſt unſicher und unvollſtändig und das Grenzgebiet zwiſchen Europa und Aſien gleicht einem verſunkenen Lande, auf welches man noch durch einzelne enge Erdſpalten hinabſchauen darf, um zu ahnen, daß dort ein reiches und originelles Culturleben im Sonnenlicht blühte. Dürftige Notizen alter Schriftſteller und Scherben der Todtenhügel, das iſt alles, was wir davon haben. Eine gute kritiſche Zuſammenſtellung der vorhandenen Nachrichten darüber wäre gewiß ein dankenswerthes Unternehmen geweſen, es hätte kaum zu einer längern Anzeige in d. Bl. Gelegenheit gegeben. Herr Neumann hat ſich eine weitere Aufgabe geſtellt. Er iſt bemüht, das Leben aller Völker und Bürgerſchaften, welche im Alterthum Umwohner des ſchwarzen Meeres waren, zu conſtruiren und ihre Entwicklung und Geſchichte in Verbindung mit dem Boden, auf dem ſie ſaßen, zu betrachten. Er zieht die Landſchaft ſelbſt in das Bereich ſeiner Forſchungen und weiß die Wechſelwirkung der Natur und der Menſchen, wie der Völkerracen gegeneinander ſo vortrefflich zu ſchildern, daß vor unſerm Sinn die Bilder des alten Lebens verſtändlich, farbig, mit charakteriſtiſchen Zügen wieder aufgehen.

Unter den vielen Räthſeln, welche für unſre Wiſſenſchaften an den Küſten des ſchwarzen Meeres zu löſen ſind, ſteht ein geographiſches obenan. Jetzt iſt, wie bekannt, im Norden des Meeres ein weites Steppengebiet, ein Land von dünner Bevölkerung, ohne Ackerbau, mit Klima und Bodenbeſchaffenheit, welche feſte Anſiedlungen, außer an einzelnen Flußeinſchnitten, faſt unmöglich machen. Die Andeutungen alter Schriftſteller laſſen erkennen, daß zur Zeit der Griechen helleniſche Colonien da gediehen, wo jetzt im Winter der Schneeſturm vernichtend über baumloſe Einöden raſt und im Hochſommer die dörrende Sonne alles Pflanzenleben vernichtet. Herr Neumann hat durch Zuſammenſtellung aller ältern und neuern Nachrichten über den Charakter der ſüdruſſiſchen Steppe nachgewieſen, daß große Striche derſelben im Alterthum mit Laubwald bewachſen waren, daß deshalb die atmoſphäriſche Feuchtigkeit größer, ihre Niederſchläge regelmäßiger und ein lohnender Getreidebau an vielen Stellen möglich war, wo jetzt das Steppengras allein zu dauern vermag. Er weiſt nach, wie durch die allmälige Entholzung des Landes, welche ſeit dem Eindringen der Slawen, der großen Waldverwüſter, mit reißender Schnelligkeit zunahm, weite fruchtbare Landſtriche dem wildeſten Steppenklima verfallen ſind; wie dieſe Verödung des Landes noch jetzt unaufhörlich an den Rändern der Steppe fortſchreitet, dieſe vergrößernd, und wie alle Bemühungen der ruſſiſchen Regierung, durch neue Anpflanzungen dem Unglück zu ſteuern, bis jetzt im Großen betrachtet vergeblich geweſen ſind. Die ſchöne Ausführung dieſes Beweiſes hat auch ein anderes, als das hiſtoriſche Intereſſe.

Digitized by Google

Ein zweites Räthsel des alten Pontus Eurinus beschäftigt unsre Historiker schon lange Zeit, es ist eine der berühmten Streitfragen geworden und gleicht in der That einem endlosen Processe, welcher aus Mangel an genügenden Beweismitteln bis ans Ende der Welt fortzudauern drohte. Es ist die Frage über den Ursprung des merkwürdigen Barbarenvolkes, welches die Hellenen an der Nordküste des Pontus vorfanden und mit dem sie in vielfache Verbindung traten, der Skythen. Es gibt wenig Völkerfamilien, mit denen man dies Volk nicht in ein Verwandtschaftsverhältniß gesetzt hat. In neuester Zeit hat die Ansicht, daß sie dem germanischen Stamm angehörten, vielen Beifall gefunden. Diese Ansicht nun, gedeckt durch die berühmten Namen von J. Grimm und Humboldt, wird glänzend und wie es d. Bl. scheint, entscheidend widerlegt durch Neumanns Beweis, daß die Scythen, wie schon Niebuhr annahm, zur mongolischen Race gehört haben. Die ausführliche Untersuchung darüber ist ein Muster von vorsichtiger und gründlicher Deduction.

Darauf folgt in dem Werke eine kritische Betrachtung der Lage, der Beschaffenheit und Geschichte der griechischen Ansiedlungen, worin die Abschnitte Cheronnesos und Pantikapaion (Sebastopol und Kertsch) am ausführlichsten sind. Mit Glück unternimmt der Verfasser eine Charakteristik dieser Colonien, welche je nach dem Charakter der Ansiedler, der Lage und dem Boden die verschiedenartigste Verbindung hellenischen Lebens mit dem localen Barbarenthum darstellen, von der abschließenden Reinheit der dorischen Art ab bis zu der phantastischen Vermischung ionischer Beweglichkeit mit fremdländischer Sitte.

Der zweite Band soll die Handelsverhältnisse der pontischen Colonien zur Zeit ihrer Blüte, die Geschichte der Colonie Olbia und dabei die Völkerbewegungen der Barbaren, welche den ersten Anstoß zum Verfall der griechischen Colonien gaben und zuletzt die Geschichte des bosporanischen Reichs bis zum Untergange Mithradats enthalten.

Um zu sehen, wie klar der Verfasser auch zu schreiben versteht, möge der Leser hier einer Schilderung folgen, die Band 1. S. 25 u. f. von dem Landschaftscharakter der Steppe gegeben wird, welche das Gouvernement Cherson bildet. Denn grade diese Landschaft ist in der letzten Woche durch die Eroberung des Forts Kinburn der Schauplatz eines Krieges geworden, welcher nicht weniger blutig und furchtbar ist, als die Völkermorde des Alterthums an den schwarzen Fluten des Pontus.

Oestlich vom Dniestr liegt das Gouvernement Cherson, dessen Flächeninhalt den der Provinz Pommern und der Mark Brandenburg zusammengenommen übertrifft. Es bildet die höchste der südrussischen Steppenflächen und zeigt nur in seinem nördlichsten Theil einige Abwechslung in der Bodenerhebung; die letzten Hügel verlieren sich auf der Mitte des Weges von Olviopol nach Wosnesensk. Hier im Norden finden sich auch die letzten vereinsamten

Vorposten der Waldvegetation; denn auf der kurzgrasigen Steppe, welche den südrussischen Granitrücken bedeckt, erscheinen noch hin und wieder Gesellschaften von wilden Obstbäumen; auch die Buche bildet am obern Ingul und Ingulez kleine Haine, die Eiche noch einen schönen Wald. Aber weiter nach Süden hin werden die Baumgruppen immer spärlicher; die Bäume selbst verrathen durch ihren kümmerlichen Wuchs, wie unbehaglich sie sich in solcher Einsamkeit fühlen, fern von ihren fröhlichen Gesellen; bald wird die hohe Steppe so baumlos, daß die Entdeckung eines verkrüppelten wilden Birnbaums für den Reisenden ein merkwürdiges und erwähnenswerthes Ereigniß ist. Hier beginnt das Reich der Gräser und Kräuter, deren sybaritisches Leben jedem zarten Baumpflänzchen, welches in der fremden Gesellschaft eine geduldete Existenz zu finden hoffte, dreist alle Nahrung entzieht; sie ersticken es mit ihren vielfaserigen dichtverschlungenen Wurzeln, und ihre schnell und üppig emporschießenden Halme gönnen ihm selbst das Licht der Sonne nicht. Aber auch ihnen ist die Zeit schwelgerischer Vegetation kurz zugemessen. Sie beginnt, sobald der Schnee schmilzt. Dann entfalten Crocus, Tulpen, Hyacinthen und andere Zwiebelgewächse schnell ihren vielfarbigen Flor und die ganze Fläche bedeckt sich mit dem frischen Grün der Kräuter. Auch das Thierleben regt sich fröhlich: überall spielen im Grase die aus ihrem Winterschlaf erstandenen possirlichen Zieselmäuse; überall begegnet man ausgedehnten Rinder- und Schafherden, die den größten Theil des Jahres im Freien bleiben, oder Scharen von Pferden, die, während des Winters durch unzulängliche Hürden gegen Kälte und Schnee und durch kärgliches Futter kaum gegen den Hungertod geschützt, sich jetzt übermüthig auf der Steppe umhertummeln, froh der wiedergewonnenen Kraft. Schwärme von wilden Tauben fliegen hin und wieder; im hohen Grase promeniren die stolzen numidischen Jungfrauen und die nachdenklichen Kraniche; Scharen von Trappen ziehen niedrig über die Steppe hin, Adler und Habichte schweben hoch in den Lüften, während sich die Geier um das gefallene Vieh mit den Wölfen streiten, die das kleinrussische Buschland und das Röhricht der Flußniederungen verlassen haben, um im Schutze des hohen Grases die Steppenherden zu umschleichen und ein versprengtes Füllen oder Schaf zu ergreifen. Aber selbst in dieser Zeit des regsten Pflanzen- und Thierlebens leidet die Steppe an der ihr eigenthümlichen Einförmigkeit: die an und für sich nicht zahlreichen Pflanzengattungen, die auf ihr gedeihen, verweben sich nicht untereinander zu einem durch einige Mannigfaltigkeit das Auge erfreuenden Teppich, sondern eine und dieselbe Gattung bedeckt fast ausschließlich die ausgedehntesten Strecken. „Ein paar Werste weit," sagt Kohl, „sieht man nichts als Wermuth und Wermuth, wieder ein paar Werste nichts als Wicken, eine halbe Meile Königskerzen, eine andere halbe Steinklee, eine Station lang nickendes Seidenkraut, tausend

Digitized by Google

Millionen nickende Häupter, eines Mittagsſchlafes Länge Salbei und Lavendel, einen Horizontkreis voll mit Tulpen, ein Reſedabeet von zwei Meilen im Umkreiſe, ganze Thäler mit Kümmel und Krauſemünze, unbegrenzte Bergrücken mit Windhere und ſechs Tagereiſen mit vertrockneten Grashalmen. So ungefähr iſt die Vegetation der Steppe vertheilt, ſo unerfreulich, ſo anmuthlos und alles Schmuckes bar." Namentlich iſt die Menge des Wermuths, der übrigens weiter öſtlich noch ausgedehntere Strecken einnimmt, zu allen Zeiten den Reiſenden auffallend geweſen, da er der Steppe eine überaus traurige Färbung gibt. Ovid führt dieſes Kraut namentlich an, um die ſcythiſche Einöde in ihrer ganzen unerfreulichen Geſtalt zu ſchildern; pontiſcher Wermuth war im Alterthum weit und breit bekannt; ihm ſchrieben die Alten vornehmlich das Gedeihen der Viehzucht in dieſen Gegenden zu, und maßen grade dem pontiſchen Wermuth auch als officinelles Kraut einen großen Werth bei. Auch dem Franciscaner Benedict, dem Begleiter Plan de Carpin's, der im dreizehnten Jahrhundert durch das ſüdliche Rußland an den Hof des Tartarenkhans zog, fielen die großen Wermuthfelder auf; er unterläßt nicht, ſie im Komanenland, das ſechs Tagereiſen hinter Kiew anfing, zu erwähnen und ſich des ovidiſchen Verſes zu erinnern: „denn dies Land hieß einſt Pontus," ſetzt er hinzu, um die Ueberſchrift der Epiſteln des römiſchen Dichters zu erklären. Die Zeit der Vegetation dauert nicht drei Monate; in dürren Jahren — und dieſe ſind die häufigſten — iſt ſie noch kürzer. Im Juni verſiegen die Steppenflüßchen und Bäche; die Gräſer vertrocknen in ihrem Saft und gewähren in dieſem Zuſtande dem Vieh allerdings eine ſo vortreffliche Nahrung, wie das beſte Heu, machen aber für den Menſchen den Anblick der Steppe unendlich troſtlos. Im Juli, wenn die Hitze am höchſten ſteigt, zerfallen die meiſten Kräuter in Staub; die Erde wird ſteinhart und klafft in weiten Spalten auf; Menſchen und Thiere verſchmachten bei der unerträglichen Sonnenglut in der ſchattenloſen Wüſtenei; das Vieh hat nur zur Nachtzeit die Neigung, ſeiner Nahrung nachzugehen, am Tage drängen ſich Pferde und Schafe eng zuſammen, um ſich durch den eignen Schatten vor den brennenden Sonnenſtrahlen einigermaßen zu ſchirmen; nur dann, wenn ihnen ein Luftzug den feuchten Hauch eines fernen Gewäſſers zuweht, erheben ſie ſich aus ihrer Abſpannung; mit weitgeöffneten Nüſtern fangen die Pferde die kühle Feuchtigkeit auf und eilen unaufhaltſam über die braune Steppe dem Orte zu, an dem ſie das erſehnte Labſal zu finden hoffen. In dieſer Zeit iſt das Reiſen durch die todte Einöde außerordentlich beſchwerlich: ein ſehr feiner Staub, der die Menſchen ganz ſchwarz färbt und der in der Zone des ſchwarzen Erdreichs überall bemerkt wird, ſchwimmt, ſobald er ſich von dem Boden losgelöſt hat, ſtundenlang in der Luft, dringt dem Menſchen in die Lungen und vermehrt die Qual des Durſtes; vergebens eilt der Reiſende, den Rand der ſonnverbrannten

Digitized by Google

Scheibe zu erreichen, in deren Mittelpunkt er ſich feſtgebannt glaubt; zuweilen gaukelt ihm die Luftſpiegelung in der Ferne das trügeriſche Bild eines ſich kräuſelnden Waſſerſpiegels vor, oder verzerrt die Geſtalten einer fernen Karavane zu maßloſen Dimenſionen und den abenteuerlichſten Formen. Erſt im September werden die Tage kühler. Nächtlicher Thau, zuweilen auch ein Herbſtregen erquickt die Pflanzenwelt wieder, lockt nachſprießendes Gras hervor, welches den Boden bis in den December mit ſeinem Grün bekleidet. Dieſe Jahreszeit iſt die ſchönſte der Steppe. Im December beginnt der Winter, mit ſehr wechſelnder Temperatur. Es hat Jahre gegeben, in denen das Vieh den ganzen Winter im Freien zubringen konnte; aber gewöhnlich ſteigt die Kälte bis 28° R. und wird durch die ſchneidenden Nordoſtwinde, die ohne alles Hinderniß über die unermeßliche Ebene hinbrauſen, ganz unerträglich. Der Schneefall, der im mittlern und nördlichen Rußland dem menſchlichen Verkehr ſo ſehr förderlich iſt, äußert im Süden die entgegengeſetzte Wirkung; hier können ſich die zahlreichen Karavanen, die im Sommer die Producte des mittlern und weſtlichen Rußlands nach dem Süden verführen, im Winter nicht in die Steppe hinauswagen; denn nie ſind ſie vor den entſetzlichen Schneeſtürmen ſicher, der furchtbarſten Winterplage aller der Steppen, die ſich vom Gouvernement Cherſon aus öſtlich bis zur chineſiſchen Grenze erſtrecken. Ein ſolcher Schneeſturm hält gewöhnlich drei Tage an; zuweilen wühlt der Orkan nur, bei ſonſt heiterm Himmel, den lockern Schnee, der die weite Fläche bedeckt, wogengleich auf, treibt und wirbelt die Schneemaſſen in wildem Taumel vor ſich her und begräbt den Reiſenden unter ihnen. Aber eine wahrhaft furchtbares Schauſpiel entwickelt ſich, wenn ſich zu gleicher Zeit ſchwere Wolken entladen, wenn Himmel und Erde nur ein dichtes vom Sturme gepeitſchtes Schneemeer bilden. Dann iſt es dem Reiſenden unmöglich, auch nur zehn Schritte weit vorwärts zu blicken; er kann bei dem ſchneidenden Winde oft nicht einmal die Augen öffnen; an ein Einhalten der Richtung, an eine Orientirung, die ſonſt ſchon ſchwer genug iſt, iſt nicht zu denken; er muß ſich dem Inſtincte ſeiner Pferde anvertrauen. Aber dieſer verläßt die ſonſt ſo ſichern Thiere; unwillkürlich ſeitwärts ſich neigend, ſuchen ſie der feſſelloſen Wuth des Orkans auszubeugen, lenken von der rechten Straße ab, kommen oft, ohne daß der Reiſende es merkt, mit kreisförmiger Wendung in eine grade entgegengeſetzte Richtung, je nachdem der Wirbel ſie irre leitet; unſicher auf den ihnen fremden Pfaden, ſcheu vor dem empörten Element, weichen ſie zuletzt willenlos jedem Impulſe des umſpringenden Sturmes, bis ſie entkräftet im tiefen Schnee ſtecken bleiben oder in eine der Regenklüfte ſtürzen, welche den Steppenboden durchfurchen. Es iſt nicht ſelten, daß Reiſende am Eingange der Dörfer elend umkamen, weil ſie nicht wußten und nicht ſahen, wie nahe ſie dem Rettungshafen waren. Schrecklich iſt das Schickſal der Herden, die auf offner Steppe

Digitized by Google

von einem solchen Schneesturm überrascht werden, besonders, wenn er von der Richtung des Hofes her weht, dem sie angehören. Die Pferde sprengen wild auseinander, rennen meilenweit; es ist nicht möglich, sie zusammenzuhalten. Die Schafe drängen sich dicht aneinander, setzen sich in Bewegung, dem Winde folgend; vergeblich ist die Anstrengung der Hirten, den leitenden Thieren diejenige Richtung zu geben, in der allein Rettung möglich ist; einige wenige folgen unentschlossen; die Mehrzahl trabt, schneller und schneller, in der Richtung fort, die der Sturm ihnen vorzeichnet. Die Hirten, selbst der Wuth des Orkanes Preis gegeben und vor Kälte erstarrt, geben endlich das fruchtlose Bemühen auf, folgen der von dämonischer Gewalt fortgetriebenen Herde, solange ihre Kräfte es gestatten. Zuweilen führt ein glücklicher Zufall den Zug grade auf ein Gehöft, wo dann schnell die ganze Mannschaft aufgeboten wird, ihn einzufangen; aber ein solches Glück ist selten in der menschenarmen Gegend; meistens stürzen die Thiere früher oder später die steilen Gehänge eines Flußthales oder das Meeresgestade hinab, um dort im tiefen Schnee begraben zu werden, und hier noch eine Strecke auf das Eis hinaus die sinnlose Wanderung fortzusetzen, bis die schwache Decke unter der ungewohnten Last zusammenbricht und über der Herde die Wellen zusammenschlagen. Solche Unglücksfälle sind leider sehr häufig, da die Viehställe im südlichen Rußland für die ausgedehnten Herden nicht ausreichen, die Landwirthe sich damit begnügen, durch leichte Hürden das Vieh gegen die strengste Kälte einigermaßen zu schirmen, und durch Mangel an Heu genöthigt sind, die Herden solange als möglich auf der Steppe für sich selbst sorgen zu lassen. Wie verheerend die Schneetreiben wirken, mag man daraus schließen, daß die Kirgisen der mittlern Horde im Jahre 1827 durch sie 280,500 Pferde, 30,400 Rinder, 10,000 Kameele und über eine Million Schafe einbüßten. Hommaire de Hell erzählt, daß in dem Winter, der seinem Aufenthalt in Astrachan vorherging, der kalmükische Fürst Tumen allein 6000 Pferde verloren hatte, die durch Schneestürme in das kaspische Meer getrieben waren; der berühmte Geolog versichert, daß er selbst während solchen Unwetters oft stundenlang nach einem Obdach suchte inmitten eines Dorfes, von dem er des Schneewirbels wegen kein Haus gewahr werden konnte. Von diesem allgemeinen Charakter der chersonschen Steppe, der durch geringe, hin und wieder vorkommende und die Feuchtigkeit länger bewahrende Bodensenkungen nur wenig modificirt wird, machen nur die Thäler der größern Flüsse, des Bug, Ingul, Ingulez und Dniepr eine bemerkenswerthe Ausnahme. Sobald diese Ströme die ihr Bette einengende Granitschicht verlassen haben, treten ihre hohen Ufer weiter auseinander, und begrenzen mit ihren bald steilen, bald abgerundeten Abhängen fruchtbare Niederungen, die sich zu einer Breite von einer halben bis zu einer ganzen Meile erweitern, und in denen reiche Wiesen mit Wäldern, Büschen und Schilfstrecken abwech-

Digitized by Google

ſeln. Der größte Theil derſelben iſt den Ueberſchwemmungen des Hochwaſſers ausgeſetzt; aber nur ſelten tritt die Flut bis an den Fuß der Abhänge, auf denen man zu der hohen Steppe emporſteigt. Von ganz beſonderer Anmuth iſt das Thal des Dniepr, eines Stromes, den Waſſerfülle und Tiefe zu einem der ſchönſten Europas machen; ſeine Quelle liegt unter gleicher nördlicher Breite mit Memel, ſeine Mündung unter dem Parallel, der die nördlichen Theile des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs durchſchneidet; zwiſchen der öſtlichſten und weſtlichſten Quelle, die ihm ihr Waſſer zuſenden, dehnen ſich zwölf Längengrade aus; auf dieſer immenſen Fläche, die in Europa nur den Flußgebieten der Wolga und Donau nachſteht, alle andern weit übertrifft, ſpenden ihm unzählige Quellen, Bäche und Flüſſe ihren Tribut und verleihen ihm eine Fülle, welche die beſondere Wärme, mit der Herodot den ſchönen Strom preiſt, vollkommen begreiflich macht. Aber noch ein anderer Umſtand macht den Dniepr jedem Reiſenden vorzüglich angenehm: hier endlich ruht das durch die weite Steppenfahrt ermüdete Auge wieder mit Wohlgefallen auf begrenzten landſchaftlichen Bildern. Soweit der Dniepr die ſüdöſtliche Grenze des Gouvernements Cherſon bildet, fließt er in einer breiten Niederung, bald in eine mächtige Strömung vereinigt, bald in verſchiedene Arme getheilt, zwiſchen denen ſich hier reiche Wieſen, dort romantiſche Inſeln mit den üppigſten Eichen- und Erlenwäldern erheben. Dieſe reiche Vegetation, die für die Kraft des von ſteter Feuchtigkeit getränkten jungfräulichen Bodens zeugt, ſteigt auch die Thalufer hinan, doch nur die, die nach Süden und Weſten gewendet ſind; aber ſie wagt ſich nicht auf die hohe Steppe hinaus. — Soweit Herr Neumann.

Dem Leſer aber, welcher auf der Karte die einförmigen Landſchaften im Norden des ſchwarzen Meeres betrachtet und das große Waſſerbecken ſelbſt, in welches ſich halbwilde Ströme, oft ihr Bette und ihre Mündung verändernd, ergießen, dem kann dies Grenzgebiet zwiſchen Europa und Aſien wol unheimlich und grauenhaft vorkommen. Ein Boden, auf welchem der Menſch nicht haftet, auf dem die Völker, wie im Winterſturm das Vieh der Herde, fortgetrieben werden, durcheinandergeworfen, verſchüttet, zerſchlagen. Kein Volk, kein Staat, keine Bildung hat Dauer an dieſen Küſten, und doch drängen ſich die Nationen ſeit den früheſten Jahrtauſenden auf dieſe Grasflächen. Seit uralter Zeit miſcht ſich dort Civiliſation und Barbarei in abenteuerlicher Verbindung, und immer iſt, was ſie geſchaffen, untergegangen, jede Art von Bau, der dort entſtand, iſt in Trümmer gefallen, und wie vor Jahrtauſenden liegen dieſe Küſten noch heut da, Länder voll der größten geſchichtlichen Begebenheiten und doch ohne Geſchichte. Alles iſt todt, was dort gearbeitet hat, immer wieder hat Rohheit die Bildung vernichtet und völkerzerſtörende Kriege die Werke des Friedens. Alles iſt vernichtet, außer Trümmerhaufen und Grabhügeln hat dieſes Land keine Vergangenheit. Was dort

Digitized by Google

gelebt hat, nach unſrem Erkennen hat es umſonſt gelebt. Was iſt aus dem einfältigen, wilden Volke der Scythen geworden? Die Erinnerung an ſie war wie ein Märchen ſchon zu der Römer Zeit. Was haben die Marmortempel der Hellenen dazu geholfen, dem Waſſerſaum der Steppe eine Geſchichte zu geben? Von den Handelsſtraßen, die der Grieche nach dem Norden und tief nach Aſien hinein glatt getreten, iſt keine Spur mehr zu ſehen; die Häfen, welche er geſchmückt hat, ſind verſchwemmt und verſandet, die Flüſſe laufen anders, das Meer hat an vielen Stellen andere Buchten. Was hat das Reich des großen Mithradat genützt, dort wilde Völker zu bändigen und mit Sitte und Geſetz bekannt zu machen? Der Goldſchmuck in den Königsgräbern um Kertſch iſt alles, was von ihm geblieben. Und wenn ein Ovid von einem modernen Auguſtus in unſern Tagen noch einmal nach Tomi verbannt würde, er würde die Landſchaft noch rauher und die Menſchen noch ungebildeter finden, als zur Römerzeit. Und ferner das Völkergewimmel der Sauromaten, Geten, der germaniſchen Gothen, der Slaven, das Stoßen, Drängen und Durcheinandertreiben in dunklem Naturzwange, wohin hat es alle dieſe Völker geführt? Wer auf dem verhängnißvollen Boden ſich breitete, iſt untergegangen. Der ſtolzeſte Stamm der Germanen, der größte und vornehmſte, auch er wurde von den Dämonen, welche um die ſchwarze See hauſen, verflucht und zerſchlagen. Die Mongolen und was von Vettern ihrer Race über dieſe Landſchaften ſtrömte, es verlor ſeine Kraft und erſchlug ſeine Vorgänger nur, um ſelbſt erſchlagen zu werden. Im Mittelalter drangen die zügelloſen Kreuzfahrer auch an dieſe Küſten, und die ſchlauen Kaufleute von Genua bauten aus den Trümmern der griechiſchen Häuſer neue Caſtelle und handelten mit den rohen Eingebornen in ähnlicher Weiſe, wie ſiebzehnhundert Jahre früher die Griechen. Auch ihre Burgen ſanken in Trümmer, auch in ihren Häfen liegt Sand und der Steppenwind hat die Spuren auch ihrer Handelsſtraßen verweht. Nach all dem Wälzen und Wogen war den Ländern nichts geblieben, als mongoliſches Volk, welches mit ſeinen dürren, magern Pferden über das verbrannte Gras jagte und in ſeiner Stadt von Zelten hakte; nicht das alte Scythenvolk, ſondern das dritte Geſchlecht derſelben Race. Sie unterlagen wieder den Ruſſen. Und trotz Odeſſa und Sebaſtopol iſt unter den Ruſſen die Landſchaft immer leerer an Menſchen, der Handel nicht größer geworden. Und in dieſem Augenblick wird das neue Gemiſch von Cultur und Barbarei, das durch die Ruſſen dort entſtanden, wieder zerſprengt und aufgelöſt durch einen erbitterten Krieg mit modernen Lateinern und Germanen. Und welche neue Bildungen der Völker wird dieſer Krieg hervorrufen?

Digitized by Google

Das Thal der Weichsel in Preußen.

Obwol man heutzutage sich in Preußen schon besser zu orientiren weiß, als Herr von Voltaire, welcher in seiner Geschichte Peter des Großen sagt: „Marienwerder ist eine kleine Stadt im westlichen Pommern und befindet sich in den Grenzen von Preußen; Elbing aber ist eine Hauptstadt im königlichen Preußen in Polen," so ist man im Allgemeinen doch noch stark in Vorurtheilen befangen. Ich weiß es aus eigner Erfahrung, wie so manchem lieben Landsmann in Deutschland beim Namen der „Weichsel" oder bei deren Anblick auf der Karte eine gewisse nordische Kälte anzufrösteln pflegt und wie die Versetzung eines Beamten nach West- oder gar Ostpreußen für eine Art von Verbannung gilt. Man gesteht uns zwar als eigne Vorzüge den Bernstein, die grauen Erbsen und das Elenthier zu, ja ein älterer Geograph ist sogar so gütig, unsre Forsten mit Waldeseln und die Helaer Nehrung mit Fettschwanzschafen zu bevölkern; aber mit diesen Zugeständnissen glaubt man uns auch hinlänglich abgefunden zu haben, — und wenn wir gar noch die landschaftlichen Reize unsrer Gegenden, wie z. B. die des Weichselthales, rühmen, so zuckt man mitleidig die Achseln und sieht darin nur die verzeihliche Vorliebe für unser Geburtsland, welche Liebe erfahrungsmäßig sich umsomehr zeigt, jeweniger sie durch die Dürftigkeit des Landes gerechtfertigt wird. Um so größer aber wird die Enttäuschung, die jeder Fremde erfährt, der unsre abgelegene Provinz in ihren mannigfachen Eigenthümlichkeiten näher in Augenschein nimmt; er wird anerkennen müssen, daß keiner der großen Ströme Deutschlands im untern Gebiete seines Laufes dem Blicke eine so reiche Reihe wechselvoller und malerischer Landschaftsbilder bietet, als grade unsre Weichsel.

Beginnen wir mit dem alterthümlichen Thorn, das seines früheren, so bedeutenden Handels wegen die „Königin der Weichsel" genannt wurde und in der vaterländischen Geschichte eine so gewichtige Rolle gespielt hat. Deshalb zunächst ein kurzer Rückblick auf seine Vorzeit. Thorn wurde zuerst von Hermann Balk neben der alten Burg Thurno erbaut, seiner ungünstigen Lage wegen aber einige Jahre später wieder abgebrochen und eine Meile weiter hinauf auf den jetzigen, etwas höheren Ort verlegt. Während der Ordensherrschaft war die Stadt besonders reich und blühend durch ihren Handel und wurde dem hanseatischen Bunde beigezählt, schloß sich später aber dem preußischen Städtebunde gegen den Orden an und kam infolge dessen 1466, durch den in ihren Mauern geschlossenen Frieden an Polen. Seitdem hatte Thorn viel zu leiden, theils durch Polens Zerrüttung, theils durch Kriege mit den Schweden. Religiöse Streitigkeiten infolge der Reformation führten zu der bekannten thorner Tragödie, welche, von Jesuiten angeregt, am 24. November 1724

Digitized by Google

damit endete, daß der Bürgermeister Rößner und mit ihm viele angesehene Bürger hingerichtet wurden. Als im Jahre 1772 Westpreußen an die preußische Krone kam, verblieb Thorn wie Danzig noch unter polnischer Herrschaft. Indeß sank hier wie dort der Wohlstand durch die vielfachen Handelsbedrückungen, die für die Weichselbeschiffung von Seiten Friedrichs des Großen angeordnet waren und erst seit der Vereinigung mit Preußen, 1793, blühte der Handel und mit ihm der Wohlstand der Bürger neu auf. Seit dem Jahre 1809 ward die Stadt mit großen Kosten wieder zu einer Festung gemacht und nimmt als solche eine wichtige Stelle ein.

Dem Fremden, der sich der Stadt von der Wasserseite her nähert, tritt Thorn, mit Ring- und Festungsmauern umgeben, recht imposant entgegen und zeigt seinem Hauptcharakter nach noch viel Alterthümliches. Doch vermißt man ungern an ihm hohe und kühn sich erhebende Thürme, an denen Danzig z. B. noch so reich ist. Nur hohe Kirchdächer und einzelne klotzartig abgestumpfte Thürme ragen über die übrige Häusermasse empor. Weniger ansprechend war früher die Annäherung von andern Seiten der Stadt her. Ringsherum lagerte sich meilenweiter Sand, der gegenwärtig der Cultur schon ganz gewichen und von freundlichen Anpflanzungen, Landhäusern und Villen verdrängt ist. Ein echt alterthümliches Gepräge zeigen aber noch die meisten Straßen der Stadt. Wir erblicken in ihnen noch jene alten gothischen Giebelhäuser, 4—5 Stockwerk hoch, von altersgrauer Farbe und mit Zinnen, thurmartigen Pfeilern und Wetterfahnen versehen; doch greifen moderne Neubauten leider auch hier immermehr störend um sich. Die Stadt zerfällt in die Alt- und Neustadt, beide noch durch eine alte Stadtmauer geschieden und besonders reich an schmucken Thürmen war die Ringmauer, durch welche neun stattliche Thore zur Stadt führten. Jeder der Hauptstadttheile enthält einen sehr geräumigen Marktplatz und zeichnet sich der der Altstadt durch die besondere Stattlichkeit der ihn umgebenden Häuser aus. Aus seiner Mitte erhebt sich das imposante Rathhaus, im Jahre 1602 nach dem Muster des amsterdamer erbaut und erinnern seine mit Ebenholz und Elfenbein ausgelegten Thürme, die Marmortische und reichen Wandgemälde an den ehemaligen Wohlstand der Bürgerschaft. Vor ihm prangt Thorns Stolz, das strahlend vergoldete Erzbild des großen Kopernicus von Tieck. Solange Thorn im vollen Glanze des Reichthums war, dachte es kaum daran, die Ehrenschuld an den Mann abzutragen, der hier geboren, später als Reformator der Astronomie auftrat; erst in unsrer Zeit haben die Thorner, ihn ehrend, sich selbst geehrt und ihrer Stadt zugleich ein stattlich Werk der Kunst gegeben. Unter den 5 Kirchen der Stadt zeichnet sich die dreischiffige Pfarrkirche zu St. Johann durch einfache Würde aus; jedoch erscheint der Thurm am Haupteingange plump und geschmacklos: er ist zu mächtig gegründet und konnte nicht ausgeführt werden, wie man mir

ed by Google

ſagte; denn nach ſeiner Stärke hätte er, um in anſprechende Proportion zu treten, faſt noch einmal ſo hoch werden müſſen, als er wirklich iſt. An ihm findet ſich noch eine Sonnenuhr von Kopernicus Hand, der an dieſem Dome einſt Propſt geweſen. Auch enthält die Kirche noch ein Bildniß von ihm, auf einer faſt zwei Ellen hohen hölzernen Tafel gemalt, doch ohne allen Werth. Bei weitem mehr Eindruck macht die erſte und älteſte Kirche der Stadt, die Marienkirche, 1239—44 von den deutſchen Rittern erbaut, deren edle, kühnaufſtrebende gothiſche Form ſtark an die um 33 Jahre ſpäter von Dietrich von Altenburg zu Marienburg erbaute Schloßkirche erinnert; es gehört dieſer Dom mithin zu den erſten Bauwerken des in Preußen ſich feſtſetzenden deutſchen Ordens. — Ein eignes Intereſſe gewährt die um 1300 gebaute Jacobskirche auf der Neuſtadt durch ihre gleichſam zuſammengewachſenen, 150 Fuß hohen Zwillingsthürme, die nach oben zu breiter werden, ſowie durch die äußeren Wandſtrebepfeiler und einen überaus ſchön geſchmückten Giebel hinten. Recht freundlich nimmt ſich das neue Stadttheater am Markte aus, mit ſeinen joniſchen Pilaſtern. Sein oberes Stockwerk enthält das Local der Reſſource „Geſelligkeit", das untere „Thalias Tempel", hübſch decorirt und recht geräumig. Früher ſtand hier der alte „Arthushof", erbaut 1309 unter Siegfried von Feuchtwangen, fünf Etagen hoch, mit thurmhohem, ſchönbemaltem Giebel und zwei Seitenthürmen geſchmückt. In ihm verſammelte ſich die Blüte der Ariſtokratie Thorns in Gemeinſchaft mit der Gilde der Kaufleute und Schiffer, weshalb drei Bänke im Sale ſtanden; Handwerker waren davon ausgeſchloſſen. Der Zweck dieſer Brüderſchaft war Armenpflege und geſelliges Vergnügen. Ein originelles Baukunſtſtück beſitzt die Stadt im ſchiefen Thurm am Anfang der Bäckergaſſe, der an Piſa und Bologna erinnert und den der Sage nach ein gottloſer Kreuzherr alſo erbauen ließ. Ebenſo merkwürdig iſt das kulmer Thor geworden durch eine Figur darauf mit einem Kochlöffel in der Hand, die als Wetterfahne dient. Die Sage berichtet nämlich, daß bei der Sprengung der alten Burg, nach dem Abfall der Stadt vom Orden, der dortige Koch mit in die Luft geſprengt und auf dieſes Thor geworfen ſei, weshalb zum Andenken noch jene Figur. Reſte der Ordensburg erblickt man zu Füßen der ſchön gelegenen Weichſelterraſſe. Aus ihnen hervor ragt noch ein ſtattlicher Thurm mit einem Schwibbogen, der zum Capitelſale führte. — Eine merkwürdige Sage knüpft ſich an das Auguſtinſche Haus in der breiten Straße, das gegenwärtig in moderner Verjüngung prangt und die ich nach Dr. Brandſtätters inhaltsreichem Werke „die Weichſel" wiedergebe. Jahrhunderte lang war das Haus in ſeinem oberen Theile ein Bild der Verwüſtung geweſen, indem den abgeriſſenen Giebel eine kahle Breterwand vertrat. Das Volk kam bei dieſer auffallenden Erſcheinung auf die Idee, hier müſſe der Teufel im Spiele ſein und aus Furcht vor ſeinem Einſpruche ſei der Neubau unterblieben. Ein reicher Rathsherr,

Digitized by Google

dem einst dies Haus gehörte, heirathete ein armes Mädchen; vergebens aber hofften sie auf Kindersegen. Da erschien in Abwesenheit des Gatten ein Fremder im Hause, ein feiner Mann, der sich für einen Freund des Rathsherrn ausgab und von der Frau beiläufig das Geständniß ihres liebsten Wunsches vernahm. Er versprach ihr zuversichtlich dessen Erfüllung, wenn sie sich nur entschließen wolle zu dem schriftlichen Versprechen, dafür ihr „Theuerstes" hinzugeben. Sie willigte ein und unterschrieb den Pact. Als ihr Eheherr denselben durch sie erfuhr, war er umsomehr unwillig, als er den beschriebenen Fremden gar nicht kannte; aber nach einiger Zeit genaß die Frau eines Knaben, den die Eltern gar bald als jenes „Theuerste" erkannten, so daß des Teufels Hinterlist ihnen offenbar wurde; sie gaben deshalb den Knaben ins Dominicanerkloster, frommen Mönchen zur Hut. Als darauf der Teufel im Hause erschien, um den Vertrag geltend zu machen, wurde er ins Kloster verwiesen. Aber wüthend drang er in die Frau, das Kind sofort hier ausgeliefert zu erhalten; doch Mutterliebe gab der Frau nicht nur die Kraft, jenem Trotz zu bieten, sondern auch den Entschluß ein, die verhängnißvolle Schrift ihm zu entreißen und durch Vorhaltung eines Kreuzes, das sie am Busen trug, trieb sie den Bösen vor sich her, der endlich zum Dache hinausfuhr und dasselbe und den ganzen Giebel mit schrecklichem Krachen zertrümmerte. Wer diesen neu aufbauen wollte, hätte von neuem mit dem Teufel zu thun gehabt und so blieb das Haus lange im Zustande der Zerstörung. — Ein seltenes Kunstwerk enthält der jüdische Tempel, eine alte Wendeltreppe mit reichem Schnitzwerk, die bis in den dritten Stock geht und deren Spindel aus der gewundenen Rinde eines einzigen Baumstamms besteht. Mehre tausend Thaler sind dafür von Kunstliebhabern schon geboten worden, aber die Treppe läßt sich ohne Abbruch des ganzen Hauses nicht daraus entfernen.

Ueber die Weichsel bei Thorn führt eine feste Pfahlbrücke, aus zwei Theilen bestehend, die durch eine Insel getrennt werden, 2,469 Fuß lang und 17 Fuß hoch über dem Wasserspiegel, durch 50 gewaltige Eisbrecher befestigt, und dennoch wird dieselbe bei starkem Eisgange jedes Mal bedeutend beschädigt und kostet der Stadt dann Tausende; sie führt nach der Festung hinüber und nach dem kleinen Städtchen Podgorze hin, welches, von Thorn aus gesehen, recht malerisch sich ausnimmt. Jetzt schafft die Stadt sich eine fliegende Fähre an.

Thorn ist trotz seiner polnischen Umgebung von jeher eine echt deutsche Stadt gewesen, sowol seiner Sprache, wie seinen Sitten und Gebräuchen nach; ja das Deutsche wird hier richtiger und wohlklingender als im übrigen Preußen gesprochen, selbst vom gemeinen Manne. Das Plattdeutsch hört man nur in den Dörfern der Niederung. Die eigentliche Bürgerschaft und die Beamten sind fast sämmtlich Deutsche und der evangelischen Religion zugethan; nur unter dem Gesinde und den Tagelöhnern herrscht der polnische Stamm vor.

Digitized by Google

Ist auch der Handel lange nicht mehr in der einstigen Blüte, so findet doch auf dem Strome noch ein reger Verkehr, besonders mit Polen statt, insbesondere mit Holz und Getreide und die schwimmende Stadt der polnischen Flößer auf ihren breiten Holzflößen (Trasten) und flachen Weichselkähnen, neben der großen Brücke ankernd, bietet mit ihrer Musik und ihren abendlichen Feuern einen höchst malerischen Anblick dar. Eine warschauer Dampfschiffgesellschaft hält seit zwei Jahren ein Dampfschiff zwischen Thorn und Warschau und ein zweites zwischen Thorn und Danzig, theils zu einem Güter- und Personentransport, theils zum Bugsiren beladener Weichselkähne. Großer Nachtheil erwächst dem thorner Handelsverkehr durch den Ueberfluß an polnisch-russischem Gelde. Zwar ist der deutsche Kaufmann nicht gesetzlich verpflichtet, solches Geld, zumal es von geringerem Feingehalt ist, in Zahlung zu nehmen; doch hat die Concurrenz der Handeltreibenden es bisher nicht zur Ausführung bringen lassen, daß das russische Geld entweder ganz zurückgewiesen oder doch zu einem niedrigeren Course in Zahlung angenommen wurde; im Gegentheil wird bei allen Waarenverkäufern en detail jenes Geld voll in Werth angenommen, obgleich es im Geldwechsel 3—4 Procent niedriger steht, so daß es allgemeine Sitte geworden, preußische Münze gegen fremde mit dem erheblichen Agio umzuwechseln und dann mit letzterer die Einkäufe zu besorgen. Die Klage des handeltreibenden Publicums über die daraus erwachsenden Verluste und über Mangel an preußischem Courant ist dort an der polnischen Grenze überall groß; indessen muß es dem Handelsstande selbst überlassen bleiben, die Preise der Waaren nach Maßgabe der Zahlungsmittel von geringerem Werthe zu modificiren. —

In früherer Zeit bildete Thorn neben Königsberg und Danzig auch einen Mittelpunkt für das wissenschaftliche Leben in der Provinz, und daß es den Bewohnern dieser alten Stadt auch heute nicht an Sinn für ein höheres geistiges Streben fehlt, beweist das Prachtgebäude des neuen Gymnasiums, durch drei parallele obere Realclassen erweitert, mit 26 Zimmern, einem geschmackvollen Auditorium und großer Normaluhr oben in der Fronte. Der Hofraum hinten, mit rothen und blauen Ziegeln ausgemauert, ist mit einem Glasdache bedeckt, damit die studirende Jugend auch bei schlechtem Wetter frische Luft genießen kann. Zur Anstalt gehört noch ein großartiger botanischer Garten, erst in neuester Zeit angelegt.

Die Umgegend Thorns besitzt wenig landschaftliche Reize, doch bieten die Anlagen rings um die Festung, mit wechselnden Ansichten auf die Stadt belebte Spaziergänge, und eine hübsche Promenade ist die nach dem Park und dem Ziegeleigarten, von dessen Balkon man eine weite Umschau hat. Bei meinem Abschiede von dieser alterthümlichen Stadt credenzte mir mein Wirth — (ich logirte im comfortablen Hôtel de Sanssouci) — ein Glas köstlichen Meth, durch dessen vorzügliche Bereitung Thorn sich eben solchen Ruf er-

Digitized by Google

worben hat, wie durch seine weitberühmten Pfefferkuchen. Es erinnert dies Getränk an die Nähe Polens. Dabei versicherte mir mein Wirth mit der zuversichtlichsten Miene, als hätte er selbst noch jene Zeiten durchlebt, daß zur Zeit des Ordens Thorn rings auf den Hügeln am Weichselufer Weinbau im Großen getrieben; man nenne jene Hügel noch heute hier „Weinberge"; jedes Landhaus habe einen solchen hier gehabt, und der thorner Landwein habe am marienburger Hofe den besten Klang vor allen heimischen Weinen gehabt. Was sagt der Leser zu dieser merkwürdigen Nachricht? Er hört dieselbe gewiß mit zweifelndem Ohr an, zumal wenn er sich an Heinrich Heines Witzwort erinnert, daß kein anderes Obst in Preußen reife, als nur gebratene Aepfel. Und selbst wir Eingeborne wundern uns über solche Berichte, denn jetzt wird selten eine Traube bei uns reif. Wir suchen nach Gründen für die Umwandlung unsres Klimas und Landes und nehmen gern an, daß die Verringerungen der Wälder dem rauhen Ost- und Nordwinde mehr Eintritt und schädlichere Einwirkung gestattet haben. Wie dem auch sei, es unterliegt keinem Zweifel, daß das deutsche Hauptordenshaus zu Marienburg nicht nur von Thorn und Rastenburg, sondern selbst von Riga her ein trinkbares Getränk von Rebensaft bezogen habe, besonders unter Meister Winrichs Regierung, von welchem fast alle preußischen Chroniken berichten, seine Keller auf der Marienburg seien so überfüllt gewesen, daß der Dunst des gährenden Mostes bis in die Gemächer des Hochmeisters selbst gedrungen sei, so daß derselbe habe anbefehlen müssen, die Oeffnungen der Keller mit Stroh zu verstopfen. Und es muß kein schlechtes Gewächs damals auf preußischem Boden gediehen sein; denn als im Jahre 1365 König Kasimir von Polen als Gast zum Hochmeister nach Marienburg kam, erstaunte er höchlichst über die Güte des Weines, den man ihm vorsetzte, und noch rühmlicher ist das Zeugniß des Baiernherzogs Rudolf, den Meister Winrich (1363) auf der Burg festlich bewirthete. Als am Schlusse der Tafel der Mundschenk dem Herzog einen großen goldenen Becher mit thorner Weine gefüllt darreichte, rief dieser, nachdem er den Becher geleert: „Langt mir den Becher noch einmal her! der Trank ist echtes Oel, davon einem die Schnauze anklebt."

Der fünf Meilen weite Weg von Thorn nach Bromberg führte noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine unabsehbare weite Waldung, durch Räuber verrufen. Die liederliche Wirthschaft polnischer Edelleute hat den Wald gründlich vernichtet. Wie leichtsinnig man mit den Forsten umging, zeigt genugsam die Thatsache, daß bei jeder polnischen Bauernhochzeit zum Schlusse als Freudenfeuer eine ganze große Eiche verbrannt wurde. Jetzt begegnet man nur bei dem Städtchen Schulitz noch einer Waldung, und eben diese Abnahme der Wälder in Preußen zog unzweifelhaft eine bedeutende Umänderung des Klimas nach sich.

Digitized by Google

Bromberg, der Sitz einer Regierung, eines Appellationsgerichts, einer Oberpost- und Ostbahndirection, liegt zwar 1½ Meilen von der Weichsel ab, ist aber durch die Lebhaftigkeit des Wasserverkehrs beinahe zu einer Weichselstadt geworden. Die Stadt, auch von den deutschen Kreuzherren erbaut, war Jahrhunderte durch äußerst blühend durch Getreidehandel nach Danzig hin und besaß das Münzrecht, sank aber in der Folge so herab, daß sie bei der Besitznahme durch Preußen, nachdem sie vorher durch Kriege, Feuersbrünste und die Pest furchtbar entvölkert worden, einem Schutthaufen glich und nur von 600 Menschen bewohnt war. Und noch heute schließt man aus den vielen gepflasterten Straßen, Fundamenten und mächtigen Kellern, welche an beiden Ufern der Brahe, tief unter der Erde verschüttet aufgefunden werden, mit Recht, daß die Stadt vor ihrer Zerstörung sehr bedeutend gewesen sein muß. Auch weisen die beim Aufräumen verschütteter Keller in regelloser Aufhäufung vorgefundenen Menschen- und Thiergerippe auf eine wahrhaft furchtbare Katastrophe der Vorzeit hin. Vor 20 Jahren ward auch das alte Münzhaus aufgefunden, indem man bei Aufführung eines neuen Kanaldammes auf ein altes Gemäuer stieß, worin sich Münzstempel und Silberplatten im Werthe von einigen tausend Thalern befanden. Seit der preußischen Herrschaft nun hat die Stadt sich gehoben, wie keine andere, wozu besonders ihre glückliche Lage am bromberger Kanal, durch den sie mit der Weichsel und Oder in Verbindung gekommen ist, beigetragen hat; und neuerdings hat sie durch die Ostbahn noch bedeutend an Aufschwung und Lebendigkeit gewonnen. Der Bahnhof, ein imposantes Gebäude, liegt leider eine Viertelmeile von der Stadt, und man wird, wenn man mit der Post ankommt, nicht in der Stadt, sondern hier abgesetzt, was zu vielen Unbequemlichkeiten und bereits auch zu einem Prozesse mit dem Postamte geführt hat, worin dasselbe den Kürzern gezogen haben soll. Welche wichtige Rolle der Bahnhof im Leben Brombergs führt, zeigt am deutlichsten der Umstand, daß die Häuser der Stadt ihm immer näher rücken, ja ihn bald erreicht haben werden. Schon ist das Dorf, worin er liegt, mit der Stadt vereinigt und eine neue Vorstadt von Bromberg geworden, und außer der „Bahnhofstraße", mit höchst eleganten Häusern sind nach dem Grundriß des neu zu erbauenden Stadttheiles noch 20 Straßen im Entstehen begriffen. Die ganze Stadt macht einen überaus freundlichen Eindruck auf den Fremden, und was mich besonders ansprach, war die Menge moderner zweistöckiger Häuser, besonders in den Vorstädten, die alle in der Fronte säulengetragene Portale haben, zu welchen steinerne Stufen hinaufführen. Zu jeder Seite solchen Treppenbalkons steht eine Bank unter einer Laube von Epheu mit einem Tischchen davor, und hier pflegen bei günstigem Wetter die Bewohner des Hauses zu sitzen, zu arbeiten und zu plaudern, und es gewährt ein angenehmes Bild, die hübschen und heitern Frauengestalten zwischen grünem Blätterschmuck

Digitized by Google

und Blumen auf die Vorübergehenden herabblicken zu ſehen. Einen reizenden Ueberblick über die Stadt hat man vom „Wißmannsberge“ aus. Leider entbehrt ſie der zahlreichen Thürme, mit denen ſie früher geſchmückt geweſen, mithin eines großartigen kraftvollen Eindrucks, ſieht aber trotzdem anmuthig und heiter in das Land. Die Gruppirung iſt maleriſch; voran Gärten, dann die freundliche Stadt, gehoben durch die altersgraue Pfarrkirche und die großen Gebäude der Herkulesmühlen, welche der Seehandlung zugehören, dahinter ein lebenvolles Thal, deſſen ſaftiges Grün von der Eiſenbahn und Chauſſee und vom Kanale durchſchnitten wird, dann der ſtattliche Bahnhof in leuchtendem Hellroth aus dunkler Waldung hervortretend. Alles dies zuſammengenommen gewährt ein Bild von großer Naturſchönheit. Längs dem Kanale führen hübſche Spaziergänge durch ſchattige Laubholzalleen und Anlagen voll Ruheplätze und Vergnügungslocale, wohl eine halbe Meile weit. Auch nach der andern Seite zu iſt die Lage der Stadt eine gefällige zu nennen.

Von Bromberg aus trug mich der Dampfwagen weiter dem Norden zu, anfangs über grüne hügelige Landſtriche fort, dann aber den hochgelegenen Ufern des majeſtätiſchen Weichſelſtromes zu, und es iſt ein Glück für den Reiſenden, daß die Oſtbahn nicht weiter weſtlich gezogen worden, ſonſt würde ſie die unwirthbare tucheler Haide durchſchneiden, die ſprichwörtlich iſt ihrer Unfruchtbarkeit wegen. Zwar hat man in neueſter Zeit jene Wüſtenei durch Ueberrieſelungen culturfähig zu machen geſucht, aber das Werk nicht zweckmäßig genug geleitet, ſo daß Herr von Vincke nicht übertrieb, wenn er in der Kammer ſagte, daß ein Pfund Heu von dort ſo billig ſei, als ein Pfund Thee. Die plötzliche Ausſicht vom hohen Weichſelufer hinab in das tiefe, weite Thal der fruchtbaren culmer Niederung iſt entzückend ſchön. Das jenſeitige Ufer umgrenzt in weiter Ferne mit Hügeln in Bogenform dieſen geſegneten Landſtrich, auf dem in bunter Abwechslung ſaftige Wieſenflächen, mit weidenden Herden belebt, Baumgruppen und Gärten um ſtrohgedeckte Landhäuſer, ſchwarze Acker- und gelbe Getreidefelder, ſchnurgerade Alleen von Weidenbäumen und eine Menge kleiner Kanäle ſich ausbreiten, während mitten durch die grüne Landſchaft der mächtige Strom der Weichſel feierlich dahinrauſcht, auf ſeinen breiten Rücken hier polniſche Hochflöße, dort lange Oderkähne mit blendendweißen Segeln oder wol gar ein in Rauch gehülltes Dampfſchiff mit ſich führend; keiner der deutſchen Flüſſe kann ſich im untern Gebiet ſeines Laufes einer fortdauernd ſo maleriſchen Landſchaft rühmen. Auch Monumente einer großen Vergangenheit bieten ſich hier unſerm Blick dar. Als Hermann von Salza den trotzigen Ritter Balk von dem fernen Venedig nach dem Preußenlande ſandte, 1228, da war es das culmer Land, in welchem die eiſengeharniſchten Ordensbrüder zuerſt ſich feſtſetzten. Wer heute aus dem Süden dort hinauf-

zieht, dem zeigt wiederum Culm mit seinem Ordensschlosse auf steiler Uferhöhe sich als der erste bedeutende Punkt im Preußenlande.

Die nächsten Eisenbahnstationen sind kleine Dörfer mit polnischen Namen und nur als Vorposten der größeren Städte zu betrachten, welche jenseit der Weichsel liegen und von welchen der Weg zur Eisenbahn hierher der nächste ist; so hat Culm seine Station, so Graudenz, so Marienwerder. Eine Journaliere führt den Reisenden von dem hochgelegenen Bahnhof Terespol nach dem kleinen Städtchen Schwetz hinab, das ganz flach an der Mündung des Schwarzwassers in die Weichsel liegt, zum Theil noch umgeben von schon stark verwitterten Stadtmauern; sie gehört zu den ältesten Städten der Provinz und soll, einer Sage nach, ihren Ursprung vornehmen Schweden verdanken, die landesflüchtig zu Anfang des 10. Jahrhunderts hier als Colonisten sich niederließen, woher der Name. Ganz in der Nähe der Stadt erbaute der Herzog Swantepolk von Pomerellen 1244 ein festes Schloß, das zusammen mit der Stadt 1310 in die Gewalt des deutschen Ordens fiel. Einer ihrer Comthure war der berühmte Heinrich von Plauen, der nach dem Unglückstage von Tannenberg der bedrängten Marienburg zu Hilfe eilte und ihr Erretter ward. Noch sind die Trümmer der Burg vorhanden, gewaltige Kellerräume, größtentheils schon verschüttet oder eingestürzt, darüber mächtige lange Tonnengewölbe, aus denen eine steinerne Wendeltreppe in spitzbogige, stark zertrümmerte Gemächer hinaufführt, deren Mauern geborsten und deren gothische Fensterbogen von späterer Hand theils verflacht, theils bis auf kleine viereckige Luken zugemauert worden. Aus einem runden, oben schon ganz verfallenen Thurme wächst ein mächtiger Ebereschenbaum heraus, aus dessen grünem Wipfel uns die feuerrothen Beeren anlachen, als wollten sie triumphiren über das Grab und über die Verwüstung rundum, aus der sie erstanden sind, und noch besser erhalten hat sich ein zweiter, stärkerer, zirkelrunder Wartthurm vor der Westseite des verfallenen Schlosses. Friedrich Wilhelm IV. sorgte noch als Kronprinz für die Bedachung desselben und ließ ihn mit stattlichen Zinnen schmücken, so daß er stattlich dasteht als ein sagenkundiger Greis aus alter Zeit. Sowol das unansehnliche Rathhaus, wie auch beide Kirchen der Niederstadt bieten nichts Interessantes dar, und sind die kleinen alten Häuser hier mit hohen Treppen versehen, die erst in die erste Etage hineinführen. Der untere Raum der Häuser bleibt der so oft hier eintretenden Ueberschwemmungen wegen unbewohnt. Unter den meisten neuen Gebäuden der Oberstadt zeichnet sich das des Stadtgerichtes aus, noch mehr aber die höher gelegene, aus rothen Ziegelsteinen erbaute Irrenanstalt, die, zwar unsymmetrisch, im Ganzen dennoch einen Eindruck ausübt. Ein malerischer Schmuck der Stadt ist das alte Bernhardinerkloster mit einem Hauptportale und Glockenthurme darüber und einem 40 Fuß hohen Kreuzgange voll Fenstern

Digitized by Google

im Rundbogenstil erbaut. Das Madonnenbild der Kirche steht in besonderer Verehrung und veranlaßt Prozessionen aus weiter Ferne her. Das Klostergebäude aber mit seinen früheren Zellen und Seitencorridoren dient nun zum städtischen Krankenhause. Schwetz hat von der diesjährigen Ueberschwemmung furchtbar gelitten. Die Fluten standen manshoch in den Straßen, die Häuser bis in das zweite Stockwerk unter Wasser. Das einzige Rettungsmittel für den armen Ort, der Gewalt des Weichselstromes aus dem Wege zu gehen, wäre, daß die Stadt auf die Anhöhe verlegt würde, wozu der König selbst anräthig gewesen. So hat sich eine Baugesellschaft denn auch gebildet, welche mit Actien von 10 Thalern an das Werk ging, viel Unterstützung auch anderwärts fand und des besten Erfolgs sich erfreut.

Das altberühmte Culm, von welchem deutsche Bildung zuerst über Preußen ausging, liegt in majestätischer Hoheit auf der fernen Uferhöhe jenseits des hier eine Meile breiten Weichselthales vor uns und seine vielthürmigen Kirchen und rothen Stadtmauern, rings von gebüschreichen Promenaden umgeben, funkeln verlockend im Lichte der Sonne. Doch ist der Weg zu ihm hin ein recht beschwerlicher. Die Weichsel theilt sich hier in mehre Arme, durch meistens öde Inseln (Kämpen) getrennt. Man muß dreimal sich im Spitzprähmen übersetzen lassen und auf den Inseln weite Strecken tiefen Sandes durchwaten. Aber die unbequeme Fahrt dorthin ist auch lohnend genug.

Ursprünglich war Culm am Fuße des Berges erbaut, litt aber zu oft durch Ueberschwemmungen und wurde deshalb 1251 nach einer großen Feuersbrunst auf die Höhe des Ufers verlegt, welche es heute noch so stolz einnimmt. Auch wurde die Stadt so regelmäßig erbaut, daß sie in dieser Beziehung allen übrigen preußischen Schwesterstädten den Vorrang streitig machte; sie wuchs zu hoher Blüte heran, da der Handel, begünstigt durch Zollfreiheit und Stapelrecht, viele Ausländer heranzog. So ließen sich namentlich viele Engländer hier nieder; sie besaßen auf dem Markte ein eignes großes Packhaus, das erst zu Anfang dieses Jahrhunderts abgebrochen wurde. Auch Dänen und Holländer hatten ihre eignen Packhäuser, die nun in Privatwohnungen verwandelt sind. Viel trug zur Hebung des Ortes außerdem das große Ansehn bei, welches der Orden dem culmer Magistrate in der Handfeste verlieh, wodurch demselben das Recht freier Gesetzauslegung und das Schiedsrichteramt in streitigen Fällen zustand, Rechte, welche er noch bis in das vorige Jahrhundert hinein ausgeübt hat und durch die er zum Range eines Obergerichtshofes erhoben war. Jemehr aber Thorns und Danzigs Handel aufblühte, sank der von Culm, zumal die Lage auf einem steilen Berge keineswegs günstig für den Handel zu nennen ist. Unter polnischer Hoheit endlich gerieth die Stadt total in Verfall. In diesem traurigen Zustande wurde Culm 1772 preußisch. Friedrich der Große hegte eine besondere Vorliebe für die Stadt,

bewilligte bedeutende Bauhilfsgelder und ließ nicht nur das Cadettenhaus und die evangelische Kirche, sondern selbst viele Privathäuser aus königlichen Fonds erbauen; ja es wurden Fabriken angelegt und Handwerker mit Vorschüssen hierher gezogen und ihnen Häuser unentgeldlich überlassen. Auch wurden Colonisten aus Holland auf die städtischen Ländereien gesandt. So war es möglich, daß die Stadt sich unter dem preußischen Scepter wieder zu einer Stadt zweiten Ranges in der Provinz emporschwingen konnte.

Culm ist noch ganz regelmäßig, hat gerade, breite und freundliche Straßen, die alle auf dem großen, recht hübschen Marktplatze zusammenstoßen und die als interessanten Endpunkt entweder eine Kirche oder ein altes Thor oder gar einen ritterlichen Wartthurm haben. Mitten aus dem Markte erhebt sich das steinerne Rathhaus, ein ganz stattliches Gebäude mit schlankem Thurme, zwar im gothischen Stil, aber sonst unsymmetrisch erbaut. Vor ihm spritzt ein Kunstbrunnen seine steigende Fontäne, durch Dampfkraft aus dem tiefgelegenen Weichselufer emporgesandt, in ein weites Becken aus Stein. Unter den vielen Kirchen zeichnet sich die Pfarrkirche durch würdige Größe und innere Pracht aus, die evangelische dagegen durch ihre Einfachheit und freundliche Helle; durch hohes Alterthum die Bernhardiner- und die Klosterkirche. Die Franciscanerkirche in der Nähe ist schon ganz dem Verfalle Preis gegeben; ihr schlanker achteckiger Thurm aber, dessen Glocken seit lange schon stumm geworden, der schönste von allen. Diese alten leeren Ueberreste früherer Zeit bilden einen pikanten Gegensatz zu dem neuen, überaus freundlichen Aussehen der Stadt. Wohl erhalten sind dagegen noch die alten, durch die Vertheidigung von Frauenhand so hochberühmten Stadtmauern; selbst mit Thürmen aus alter Vorzeit sind sie noch versehen; nur oberhalb sind sie ein wenig schadhaft, der untere Theil von ihnen ist meistens mit Epheu oder Weinlaub geschmückt und nimmt sich wahrhaft malerisch aus.

Culm besitzt ein katholisches Gymnasium und eine Realschule. Ehedem hatte die Stadt auch eine Akademie, welcher im Jahre 1378 Universitätsrechte verliehen wurden, die aber nie zu einiger Bedeutung gelangte. Großartige Gebäude der Stadt bilden die Cadettenanstalt, die gegen 200 Zöglinge zählt. Die Ordnung darin ist streng militärisch. Den Unterricht ertheilen 2 Offiziere und 3 Lehrer vom Civilstande, außerdem noch vier Gouverneurs (Candidaten der Theologie). Zur Anstalt gehört noch ein besonderes Lazareth und eine Kirche, sowie auch ein großer Garten, der neben der wohlerhaltenen alten Stadtmauer sich in anmuthigen Gartenterrassen bis zum Grunde eines kleinen Flüßchens hinabzieht. Eines Besuches werth ist auch das Nonnenkloster der barmherzigen Schwestern, eine sehr wohlthätige Anstalt, die ihren besondern Arzt und eine Apotheke hat, bis 40 Kranke pflegt und 20 Waisenkinder erzieht. Die stillen Schwestern haben ihre eigne Tracht; sie tragen schwarze

Digitized by Google

Röcke aus Wolle und einen weißen, breiten, zu beiden Seiten nach oben hinaufgebogenen Hut nebst Rosenkranz. Allerliebst freundlich und mit lieblicher Aussicht auf Schwetz nnd die Niederung sind die sogenannten Promenaden, die rund um die Stadt führen, ein Werk des Verschönerungsvereins. Und eine Meile von der Stadt ab liegt in sehr romantischer Lage der Ort Althausen an der Weichsel, einst Bischofsitz, mit Trümmern einer alten Burg. Hier wächst der prachtvollste Weizen des culmer Gaues. Selbst die Handelsherren an der londoner Börse fragen begierig nach althauser Weizen.

Von Culm ab erweitert sich nordwärts das fruchtbare, von kleinen Kanälen durchschnittene Weichselthal, und reich lohnend ist eine Wasserfahrt durch dasselbe stromab, zunächst nach dem jenseits gelegenen, reizenden Orte Sartowitz hin. Hier auf steilem Bergkegel, der sich hart am Strome schroff erhebt und durch Schluchten und einen breiten Graben von der Umgegend abgesondert ist, stand einst des berüchtigten Pomerellenherzogs Swantepolk zweite Hauptburg. Von ihr aus überfiel er die Schiffe auf der Weichsel und zog plündernd und mordend in das dem Orden angehörige blühende Culmerland, bis er und seine Veste den siegreichen Kreuzherren erlag. Nun steht statt der drohenden Burg dort oben die stille Kapelle der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Weichselschiffer, deren jeder im Vorüberfahren gern eine fromme Spende dem heranrudernden Glöckner übergibt, so oft das Glöcklein oben seinen frommen Willkommsgruß herniedersendet. Durch eine Fülle der mannigfaltigsten schattenreichen Bäume und blühender Rosenbüsche steigt man auf bequemen Gängen zur Höhe hinan und findet ein Panorama vor sich ausgebreitet, dem an Reichhaltigkeit und Schönheit bis Danzig hin kein zweites gleichkommt. Stromaufwärts winkt uns die älteste Metropole der Weichsellande, das vielthürmige Culm vom hohen Ufer seinen Abschiedsgruß zu, dem tief zu Füßen drüben die Schwesterstadt Schwetz liegt; im Norden wird der Horizont durch die Festungswälle von Graudenz scharf begrenzt, und malerisch daneben liegt die alte Stadt am Abhange des thurmgekrönten Schloßberges. Vor uns und zu beiden Seiten aber breiten sich die üppigen Niederungsgefilde aus, wie ein buntfarbiges Schachbret, während den Hintergrund waldige Höhen mit dunkelm Grün schließen. Der breite Strom, der die Landschaft unten so wundervoll belebt, schlängelt sich als silbernes Band in einer Länge von 7 Meilen vor uns hin, und von den prächtigen Rinderherden echt holländischen Stammes, die im saftigen Grase der grünen Inseln unten weiden, klingt harmonisches Glockengeläute zu uns herauf. Tagelang könnte man hier weilen. Promenaden, Buschwerk, sammetweiche Rasenplätze mit Blumenbeeten wechselnd, umgeben weithin den Hügel. Im Schatten alter Linden ruht das gutsherrliche Wohnhaus, in der Mitte eines weiten duftigen Gartens. Bis auf das Dach dieses freundlichen Hauses sendet der Augurim-

Digitized by Google

kürbis seine breitblätterigen Ranken und seine Säulen tragen stattliche Kürbisse als Prachtcapitäler. Um die Säulen der Vorhalle schlingt sich kanarische Kresse, während zwischen diesem Gewinde Petunien aller Art in wundervoller Blütenpracht ein liebliches Geländer bilden, und die Seitenreihen davor eine reiche Schar blühender Camelien und Cacteen einnimmt. Rund um das Haus auf weitem Platze triumphirt die Blumengöttin mit allen Reizen ihrer Herrschaft, umgeben von duftigen Laubgängen und Rosenhecken. Dahinter liegen die Treibhäuser, und beim Vorüberwandeln an ihren Glaswänden erfreut uns der Hauch südlicher Luft voll balsamischer Düfte. An jener Wand dort rankt sich die Rebe von Cypern stolz und üppig auf, und alle Spaliere strotzen voll herrlichen Obstes. Zwei Treibhäuser allein erzeugen aber das werthvollste Gewächs in dieser Anlage, die dickköpfige Ananas, das Kind des heißen Südens, in einer Fülle von tausend Stück und zuweilen in einer Schwere von $3^1/_2$ Pfund; der Reinertrag von dieser Frucht allein soll die Kosten zur Unterhaltung dieses Gartens decken.

Der Weg führt uns von hier weiter das Thal entlang. Graudenz, die unbesiegte Veste mit ihren unermeßlichen Ringmauern, tiefgeschnittenen Kasematten und achtunggebietenden Thürmen gewährt von der Weichselseite aus einen wahrhaft imposanten Anblick. Friedrich II. legte diese Festung bekanntlich an, um den durch die Theilung Polens erworbenen Landesdistrict gegen etwaige Restaurationsversuche zu schützen. Die Stadt, welche von der dominirend auf der Höhe belegenen Festung durch eine geschmackvoll angelegte Promenade geschieden ist, hat im ersten Augenblick Aehnlichkeit mit einer großen Vorstadt, die zu einer Residenz führt. Die Residenz fehlt natürlich, aber das gesellschaftliche Leben dieser kleinen Stadt ist von einer solchen Lebendigkeit und Eleganz, daß es den übrigen kleinern Provinzialstädten füglich mit einem gewissen Residenzanspruch gegenübertreten kann. Zur Winterzeit versammelt sich die dortige gute Gesellschaft in den glänzend ausgestatteten Räumen der Ressource zu einer Serie von sogenannten Combinationsbällen, zu denen die reichen Gutsbesitzer der Umgegend, das höhere Beamtenthum und die Offiziere der Garnison sich vereinigen. Auch besitzt Graudenz ein kleines, aber gut eingerichtetes Theater, für dessen Benutzung umziehende Schauspielergesellschaften redlich Sorge tragen. Sonst ist von der Stadt selbst nur wenig zu sagen. Das neue Rathhaus ist so unansehnlich, daß es der Inschrift sehr benöthigt war. Die katholische Kirche ist von imposanter Größe, doch zeigt ihr Giebel und der Thurm deutlich vielfache Veränderung. Das ehemalige Jesuitencollegium ist zu einem katholischen Seminar verwandelt worden. Das frühere Kloster, unten mit vier in Nischen stehenden Aebtissinnen, oben mit vier Aebten geziert, sonst von modernem Aussehen, enthält eine Gewerbeschule; das ehemalige Gouvernementshaus ist zu einer Realschule umgebaut. Noch aus

Digitized by Google

alter Zeit, der Sage nach von Kopernicus angelegt, ist die Wasserleitung der Stadt.

Die große Strafanstalt, verbunden mit einer Erziehungsanstalt für jugendliche Verbrecher, sowie die Festung oben kann gewissermaßen für ein in sich abgeschlossener Stadttheil betrachtet werden. Letztere ist durch Friedrich den Großen angelegt, hat zwei Ausgänge, den einen nach der Stadt, den andern nach Marienwerder hin. Ein tiefer Brunnen innerhalb der Festung gewährt der Besatzung das nöthige Wasser. Gegen Napoleon hielt sie unter ihrem wackern Vertheidiger, dem ehrenwerthen Courbiere, die Belagerung bis zum tilsiter Frieden aus. In Hemdärmeln umhergehend konnte er gleichwol, als es nach französischer Versicherung keinen König von Preußen mehr gab, mit Fug und Recht „König von Graudenz" sich nennen. Man hat sein Andenken geehrt durch ein Monument auf den Wällen, die er so tapfer vertheidigte. Von der Höhe der Festung genießt man eine sehr weite Umschau über das Weichselthal. Dasselbe gilt vom Schloßberge, auf den eine Promenade hinaufführt. Der hohe runde Wartthurm oben ist der einzige Ueberrest eines alten Schlosses, welches erst auf Veranlassung des Ministers von Schrötter, der hier wie auf der Marienburg den Namen des preußischen Herostrat verdient, mühsam abgebrochen wurde; doch lohnte die beabsichtigte Sparsamkeit schlecht, denn die abgebrochenen Ziegelsteine hielten zu fest aneinander und gaben durchaus kein erwünschtes Material zu neuen Bauten. Die freundlichen Anlagen auf der Kuppe des Berges scheinen den übriggebliebenen Riesen von Thurm in seiner Einsamkeit trösten zu wollen. Zu Füßen des Berges gewahrt man die Lebenspulsader der Stadt, eine Menge hoher Speicher, deren Schüttböden hoch mit Getreide beladen sind. Der Getreidehandel ist Graudenz' Hauptnahrungszweig. Dazu paßte der Anblick der schwimmenden polnischen Colonien, die auf langgestreckten Kähnen voll Weizen oder auf breiten Holzflößen, oft noch mit Flachs oder Matten beladen, dicht aneinandergedrängt, die Stromfläche der Hafenbucht auf weite Strecken hin bedecken. Jeder Kahn, jede Gruppe von Flößen, steht unter dem Commando eines polnischen Juden und nimmt dieser in seinem schwarzseidenen langen Kaftan und breitkrämpigen Hute prangende Flottenadmiral sich komisch genug aus. Man könnte stundenlang dem Treiben dieser gutmüthigen Halbwilden zuschauen, wenn sie voll Lust und Lachen aus einer großen hölzernen Schale gemeinschaftlich ihre Brot- oder Wassersuppe, ihre Erbsen mit Speck oder gar ihr Leibgericht, sauern Kapusta (Sauerkohl, kaum mit Salz gewürzt) lecker verzehren, wobei der schwere Holzlöffel wie ein Pokal die Runde macht von Mund zu Mund. Und wie wenig der Mensch bedarf, um zufrieden zu sein, zeigt schon die Robinsonkleidung dieser Sarmaten, die nur ein Hemd aus Sackleinwand, eine linnene Hose, Bastschuhe und einen selbstgeflochtenen breiten Strohhut tragen und deren größter

Digitized by Google

Reichthum in einem Paar hohen Schifferſtiefeln und einer Violine beſteht, auf welcher ſie ihre Nationalmelodien, den Maſurek und die Krakovienne nach Herzensluſt abgeigen können. Der engliſche Matroſe in ſeiner Theerjacke ſieht dagegen gehalten nobler aus. — Sowenig der äußere Eindruck befriedigt, den Graudenz hervorzubringen geeignet iſt, ſobald ſöhnt das glücklich gepflegte geſellſchaftliche Leben mit der Stadt aus und nur ungern verläßt auch der Fremde den ſchnell liebgewordenen Ort.

Berühmt geworden iſt das 1½ Meile nahe Dorf Mockerau an der Mündung der Oſſa in die Weichſel, an den Bindingsbergen gelegen, die auf verſchiedenen Punkten eine überraſchende Ausſicht bieten. Der alte Fritz weilte hier vorzugsweiſe gern, wenn er Weſtpreußen beſuchte, was ſeit 1772 wol elfmal geſchah; er blieb in der Regel vier Tage, hielt eine Heerſchau über die Truppen in der Provinz und beſchäftigte ſich eifrigſt mit den Angelegenheiten des neuerworbenen Landes. Zu ſeiner Wohnung ließ er während der Zeit ein leichtes Häuschen aus Fachwerk mit einem Strohdach aufbauen, das jedes Mal zur Zeit der Revue in Stand geſetzt und mit den nöthigen Möbeln verſehen wurde, welche die Bewohner der nahen Stadt mit Freuden hergaben. Friedrich Wilhelm II. hielt dieſe Heerſchau zweimal. Friedrich Wilhelm III. dreimal, ſtets von der geliebten Königin Louiſe begleitet. Seit dem Aufhören jener Revuen hat der Ort viel verloren.

Pariſer Brief.

Wir haben oft darüber Klage geführt, daß die modernen Dramatiker und Romanſchriftſteller ihre Stoffe Kreiſen entnehmen, in welche ein anſtändiger Menſch und vorzüglich ein Frauenzimmer nicht gern tritt. Auch mit unſrer Einbildung möchten wir nicht gern jenen Sphären näher kommen, in denen ein zügelloſes, entartetes Geſchlecht ſein Unweſen treibt. Dieſe Klagen werden von der Kritik hier auch von Zeit zu Zeit erhoben, ohne daß dieſe Einſprache ſich großen Erfolges zu erfreuen hätte. Immer wieder ſpielt das Lorettenleben die erſten Partien. Die Erſcheinung wird zum Symptom einer endemiſchen Krankheit und man empfindet das Beſtreben, ihr auf den Grund zu kommen.

Eine der Urſachen liegt wol darin, daß die franzöſiſchen Romanſchriftſteller wie die Dramatiker auch immer wieder nur das pariſer Leben ſchildern. Im pariſer Leben aber berührt das Lorettenthum alle Kreiſe und es iſt kein Wunder, wenn ſich der ſchaffenden Einbildungskraft des Poeten Geſtalten aus dieſer Welt aufdrängen, wenn er ſeine Helden in Bewegung ſetzen will. Man könnte

Digitized by Google

allerdings Begebenheiten aus der bürgerlichen Gesellschaft oder Lebensereignisse aus der Aristokratie zum Vorwurf nehmen, aber das Buch, das so entsteht, wird kein pariser Leben mehr behandeln — es würde ebensogut in Berlin seine Helden sich suchen können. Der Schriftsteller wird sich verbannt fühlen aus seiner Heimath, die Flügel werden ihm erlahmen und mit der pariser Luft ihm der Athem versagen.

Es ist also nicht sowol eine Schuld der französischen Literatur, wenn sie lediglich zur Psychologie und Pathologie der Lorette verkümmert; als eine Schattenseite des pariser Lebens, daß es sich die Loretten und ihren Anhang über den Hals wachsen läßt. Wenn es so fortgeht, werden wir es bald ganz natürlich finden, daß die anständigen Menschen nur eine kleine Minorität ausmachen. Die Nachsicht, die wir, gezwungen durch alles, was um uns her vorgeht, gegen den Stoff ausüben, werden wir aber nicht auch der Auffassung dieser Zustände angedeihen lassen, wie sie uns aus den meisten modernen Dramen und Romanen entgegentritt. Wir wollen unsre Sancho Pansaweisheit vergessen, dem Dichter nicht mehr zurufen dis-moi qui tu hantes et je te dirai qui tu es, aber wir werden es ihm nur dann nicht sagen, wenn er als kein Genosse dieser verabscheuungswerthen Gesellschaft sich uns aufführt.

Der Dichter mag seine Zeit schildern, Couture eine Orgie malen, Alexander Dumas Sohn eine aufführen lassen und nach ihm all die andern sich in diesem Stoffe ergehen und die erstaunte Frauenwelt mit dem Feinde bekannt machen, welcher ihrem heimlichen Glücke den Krieg erklärt hat; was wir aber nicht dulden können, das ist diese erheuchelte Ironie, diese wohlfeile Satire, womit man sich die Absolution zu erkaufen weiß für ein abscönes Gemälde, für eine unsittliche Schilderung. Solches aber kann man Dumas und Consorten vorwerfen. Daß man es anders machen müsse, daß man es auch anders machen könne, davon überzeugte uns die Lectüre eines Romans: le secret de Polichinelle von Laurent Pichat. Dieser junge Schriftsteller ist wie die meisten Redacteure der Revue de Paris zur Hälfte ein Schüler Victor Hugos, zur Hälfte ein Schüler Balzacs. Von jenem haben sie den phantasiereichen, zuweilen überladenen Stil, von diesem das Talent der Beobachtung und den Muth, zu sagen was sie sahen — mag es auch in den Ohren menschlicher Eigenliebe noch so hart klingen. Fügen wir hinzu, daß Pichat wenigstens kein so gründlicher Pessimismus wie seinem genialen Lehrer Balzac nachgesagt werden kann. Dazu ist er zu jung, dazu ist er auch zu wenig Aristokrat. Bei Pichat leuchtet nicht blos aus dem Hasse, womit er das Schlechte verdammt, seine Liebe des Guten hervor. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist der Grundcharakter seines Wesens und diese Hoffnung läßt ihn die schlechten Zustände des Augenblicks mit viel Humor ertragen, was sonst bei einem so liebenden Gemüthe ganz unmöglich wäre.

Digitized by Google

Hiermit tritt Pichat auch dem deutschen Wesen näher. — Er mag sich noch so sehr in französischen Paradoxen ergehen, noch so sehr von Esprit funkeln, diesen Spielereien des Geistes liegt immer Gemüthlichkeit zu Grunde, sowie die ganze Analyse seiner Charaktere auf dem Bestreben nach sittlichem Gehalte beruht. Auch Balzac zeichnete sich vor den französischen Zeit- und Ruhmesgenossen durch intime Schilderung und oft durch zuweit getriebene Zergliederung gesellschaftlicher Charaktere aus. Laurent Pichat befindet sich auf ähnlichem Wege in seinen „Cartes sur table", er hält sich von Zufälligkeiten, welche die Oberfläche nur berühren, fern und versucht den Gebrechen der Zeit auf den Grund zu kommen. Er schildert zwei junge Männer, die mitten ins Gewühl des pariser Treibens gestürzt werden. Der eine, ein junger Arzt von gereiftem Charakter, der die Welt nimmt wie sie genommen zu werden verdient, ohne daß ihm die Täuschungen des Lebens seine ideale Menschenanschauung geraubt hätten, der andere, sein Freund und Telemach, ein liebenswürdiger Jüngling voll Liebesbedürfniß, dem sein plötzlich ererbtes Vermögen Gefahren bereitet, die der erfahrne Freund von ihm abzulenken sucht. Die beiden steuern auf dem schmuzigen See voll verpesteter Ausdünstungen dahin und wir machen Bekanntschaft mit Typen aus allen Theilen der Gesellschaft, denen heutzutage Rechnung getragen werden muß. Pichat läßt seiner Satire alle Zügel schießen und wir folgen ihm gern in all seinen Boutaden, weil, wie gesagt, wirkliche Menschenliebe und Menschenachtung dahinter steckt. Er geisselt nicht blos zum Scherz und pour l'acquit de conscience, um ein Recht zu erlangen, uns unflätige Scenen vorzuführen — sein Haß ist legitimer und gesunder Natur. Die Tartüferie, sie mag sich nun auf die Religion, auf die Politik oder auf gesellschaftliche Verhältnisse beziehen, wird auf sehr dramatische Weise geschildert. Die Gegensätze jeder Art, wie sie das Leben von Paris jedem, der nur zu beobachten versteht, so reichlich bietet, treten mit einer Lebendigkeit vor unser Auge, wie sonst in keinem Buche der modernen Literatur. Seine Charaktere sind nur insoweit erdichtet, als nothwendig ist, um das Allgemeine mit dem Individuellen in gehörigem Maße zu verschmelzen. Wer etwas über das hiesige Leben zu erfahren wünscht, dem empfehlen wir diese interessante Erzählung, die, was sittlichen Inhalt und psychische Behandlung betrifft, dem deutschen Leser sympathischer erscheinen wird, als ähnliche Erzeugnisse der heutigen Romanwelt. Wenn wir dem Buche etwas vorwerfen, so ist es Mangel an Einfachheit. Die fantaisistische Schule, welcher Laurent Pichat angehört, gefällt sich in Ueberladungen an Details — es sind Goldschmiede, die mit Edelsteinen, die ihnen zur Fassung anvertraut sind, nicht sparsam d. h. künstlerisch unsparsam umgehen. Jede Auseinandersetzung, jede Schilderung eines Momentes überwuchert von Einzelnheiten und Arabesken, welche sozusagen ein Abgesondertes ausmachen und das Buch, das doch auf einer festgegliederten,

Digitized by Google

logiſch gebauten Fabel beruht, macht den ungefähren Eindruck von nicht genug zuſammenhängenden Scenen.

Die Geſchichte, die uns Pichat erzählt, die Charaktere und Schickſale, die er uns ſchildert, ſind aber intereſſant genug, um im allereinfachſten Gewande uns anzuziehen. Der Ernſt des Dichters, er mag noch ſo leicht ſpötteln, tritt dem Leſer auf jeder Seite entgegen, überall fühlt man, daß es ſich um wichtige Lebensfragen handle, die jedermann innig berühren. Man ſieht bei den jungen Geiſtern, die Deutſchland beſſer zu würdigen verſtehen, daß ihnen von Deutſchland doch nur das romantiſche Deutſchland ein wenig geläufiger iſt — von der philoſophiſchen, naturwiſſenſchaftlich antidogmatiſchen Bewegung und von der objectiven Epoche der Literatur, die Goethe vertritt, kennen ſie nur wenig. So ſtört in dem Romane von Pichat eine, ich möchte ſagen affectirte Hervorkehrung des Deismus, womit natürlich zunächſt die Tartüſerie der officiellen Religioſität geſchlagen werden ſoll, die aber dennoch einen unerquicklichen Eindruck macht. Laſſen wir Gott wo er iſt und miſchen wir ihn nicht in unſre Privatangelegenheiten. Das ſollte man den Pfaffen überlaſſen, die allerdings wiſſen, was ſie thun.

Eine andere Geſchichte in dem genannten Buche, le bourgeois fantôme, iſt von geringerer geſellſchaftlicher Bedeutung, aber es iſt eine unterhaltende Erzählung mit echt humoriſtiſcher Färbung.

Ueber den bunten Wechſel, der ſich in den Schickſalen der Geſtalten von Pichats Romanen und noch mehr in jenen von Balzac kund gibt, darf man ſich billig nicht wundern. Das pariſer Leben zeigt uns jeden Tag Aehnliches. Hat es uns doch noch vor wenigen Jahren einen ſolchen Wechſel en bloc gezeigt. In der Ferne betrachtet und als Ganzes genommen, beſonders wenn man den Zuſammenhang mit den allgemeinen Ereigniſſen ins Auge faßt, ſieht ſich das ſo ziemlich hiſtoriſch an. Dieſe hiſtoriſche Färbung und ſagen wir es auch dieſe hiſtoriſche Gattung verhindert nicht, daß einzelne Schickſale — Erhöhungen gewiſſer Perſönlichkeiten etwas Komiſches an ſich haben, und es iſt auch erklärlich, wenn die unmittelbaren Augenzeugen, welchen über den Details die Perſpective verloren geht, ſich überhaupt ſchwer zu einem hiſtoriſchen Urtheile hinaufſchwingen.

Aber auch außer den bedeutenden Veränderungen, welche der Staatsſtreich hervorgerufen, bringt uns die vertraute Chronik von Paris jeden Tag Geſchichten von Emporkommniſſen, die, nicht ſelbſt erlebt, fabelhaft klingen. Hier ein Beiſpiel einer ſolchen pariſer Metamorphoſe.

Ein Bekannter von mir hatte einen Schwarzen zum Bedienten. Sein Vater war Mulatte und ſeine Mutter eine Negerin. Der Vater, urſprünglich reich, verlor ſpäter ſein Vermögen. Die Mutter verließ den funfzehnjährigen Knaben und dieſer fand ſich auf den pariſer Boden geworfen, brot-

und verdienſtlos. Er trat in verſchiedene Dienſte und kam endlich zu meinem Bekannten. Sein neuer Herr gewann den Jungen lieb, denn er war aufgeweckt, dienſtwillig und zu allem brauchbar. Er hatte zwei Fehler: er ſchrieb Dramen und wenn der Herr abweſend war identificirte er gern ſeine Perſönlichkeit mit dieſem. Er zog deſſen Kleider an, ſpielte den Dandy, und ging allerlei luſtigen Abenteuern in Mabille, Chateau de fleurs u. ſ. w. nach. Seine Dramen, obgleich alle herzlich ſchlecht, wimmelnd von unſinnigen Vorausſetzungen, verriethen doch jenes unerklärliche Etwas, das man dichteriſches Feuer nennt. Die lächerlichſte Situation in einer Tragödie gab einer ſchwungvollen Tirade die Hand — es war ein buntes Gemiſch, wie es nur in dem Hirn eines ungebildeten, unwiſſenden Menſchen von einiger Phantaſie und von poetiſchem Triebe beſtehen kann. Dieſe Neigung zur dramatiſchen Production war aber keine blos innerliche, Louis hatte das Bedürfniß, auch ſeine Perſon mit dramatiſchen Fictionen zu umgeben und bei der galanten Welt von Mabille, die häufiger dupirt wird, als man anzunehmen geneigt iſt, gelang ihm ſein Beginnen vortrefflich. In dieſen Kreiſen hörte man bald von einem ſchwarzen Gentleman ſprechen, der ſich durch originelle Manieren, durch ungewöhnliche Eleganz hervorthue. Auch ſein Herr bekam Kunde von dem Phänomen und aus der Unordnung, die in der Garderobe herrſchte, ſowie aus andern Einzelnheiten ſchloß er auf die Identität des Helden vom Quartier Breda und ſeines Bedienten. Auch ertappte er ihn zuweilen auf ſeinen Metamorphoſen und hoffend, gütige Vorſtellungen würden den ſchwarzen Leporello Don Juan zum Bewußtſein der geſellſchaftlichen Stellung, die er bekleidete, zurückführen, behandelte er die Streiche mit Nachſicht. Die Sache wurde aber immer ſchlimmer, das Bedürfniß den Dandy zu ſpielen bei dem jungen Manne täglich größer. Auf Vorſtellungen des Herrn entgegnete er: „Sie haben Recht, ich fühle es, aber ich kann mir nicht helfen, ich thue meinen Dienſt, aber wenn ich fertig bin und ſehe Ihre ſchönen Kleider, die ſo nutzlos im Schranke hängen, da überkommt es mich ſo eigen. Sie fliegen mir zu und ohne daß ich es merke ſehe ich mich in einen Monſieur verwandelt. Ich bin nun einmal zum Monſieur geboren.“ Mit dieſer Beichte war aber auch jede Scheu abgelegt — das herrliche Bewußtſein entwickelte ſich mit wachſender Gewalt, ſo daß mein Bekannter das Band löſen mußte, das ihn an dieſen Menſchen knüpfte und ihm den Abſchied gab.

Die Theilnahme an dem ſonderbaren Kauz, deſſen intereſſanteſte Erlebniſſe ſich nicht gut zu gedruckter Mittheilung eignen, war in dem Kreiſe unſrer Bekannten nicht gering. Man erkundigte ſich von Zeit zu Zeit nach dem Schickſal des ſchwarzen Johann, aber niemand erfuhr etwas von ihm. Wir vergaßen allmälig den dramatiſchen Bedienten, als ſein Herr vergangenen Winter eine eigenthümliche Begegnung mit dem verlornen Sohne der Muſe hatte.

Digitized by Google

Es war auf dem Balle des türkiſchen Geſandten, wo jener einen Schwarzen in einer auffallenden Uniform bemerkte, deſſen Züge ihm nicht unbekannt ſchienen. Er ging mehrmals an ihn heran und ſuchte in ſeinem Gedächtniſſe nach dem Original, an das ihn dieſe Erſcheinung erinnerte. Da trat der fremde Offizier endlich zu ihm und rief lachend: Erkennen Sie mich denn nicht? Ich bin ja ihr Jean — Sehen Sie, ich hatte doch Recht mit meinem Berufe — ich fühlte, daß ich zum Bedienten nicht taugte — ich mußte mein Glück machen. Manches hatte ich allerdings zu beſtehen, aber nun iſt es mir doch gelungen, und ich bin der erſte Secretär der pariſer Geſandtſchaft Sr. Majeſtät des Kaiſers Soulouque. Der Mann wird vielleicht noch Miniſterpräſident, ein ſchwarzer Richelieu und in ſeiner Eigenſchaft als ſchlechter Dramatiker zugleich Gründer einer ſchwarzen Akademie.

Rußland und Deutſchland.

Zu den detaillirten Nachrichten über die Einnahme des Forts Kinburn kommt in dieſer Stunde die Nachricht, daß die Ruſſen ihre Poſition gegenüber Kinburn freiwillig aufgegeben und die Befeſtigungen von Oczakow ſelbſt in die Luft geſprengt haben. So iſt der große Liman, welcher durch den Zuſammenfluß des Bug und Dniepr gebildet wird, in den Händen der Alliirten, und es iſt eine ſichere Baſis gewonnen für weitere Operationen ſowol gegen die Hauptſtadt am Bug, Nikolajew, als gegen das Emporium des Dniepr, Cherſon. Daß dieſe neue Expedition der Verbündeten die Folge haben muß, die ruſſiſche Armee in der Krim zu iſoliren und die Zufuhr an Truppen und Kriegsmaterial in bedrohlicher Weiſe zu erſchweren, iſt unzweifelhaft. Zwar wird dadurch den Ruſſen nicht die letzte Rückzugslinie abgeſchnitten, wol aber werden die auf die Krim zu dirigirten Verſtärkungen durch den Angriff an einer neuen verwundbaren Stelle feſtgenagelt, und die Prophezeihung der Tagesblätter wird nach der Expedition auf Bug und Dniepr allerdings zur Thatſache werden, die Ruſſen werden nicht im Stande ſein, den Winter über ohne einen großen ſtrategiſchen Fehler und das größte Riſico für das nächſte Frühjahr die Krim zu behaupten. Denn in wenig Wochen, vielleicht ſchon in dieſem Monat beginnt die Zeit, wo die Landwege der Steppe durch Stürme und Schneemaſſen unwegſam werden. Seit der Occupation des aſowſchen Meeres iſt die bequemſte Getreideſtraße der ruſſiſchen Armee für dieſe verloren, und es droht eine Winteriſolirung. In dieſer Zeit wird die Armee ſchwächer an Mannſchaft, und nach den Niederlagen des

Sommers ist kaum zu erwarten, daß auch das größte taktische Talent des commandirenden russischen Generals einer Desorganisation der Truppen steuern wird, selbst für den Fall, daß der Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen nicht eine vollständige Auflösung oder Unterwerfung unter die Gegner herbeiführt. Unterdeß ist die alliirte Armee zu jeder Zeit im Stande, die Verluste des letzten Jahres zu ergänzen, fortwährend finden neue Truppensendungen nach der Krim statt, bereits liegt Paris und London näher an Sebastopol, als Nikolajew, und die Armee der Verbündeten, durch die letzten Siege gehoben und durch die Erfahrungen des vergangenen Winters gewitzigt, wird im nächsten Frühjahr wahrscheinlich in größrer Stärke und Kriegstüchtigkeit den Russen gegenüberstehen. So dürften die Russen, geschmolzen und desorganisirt, durch die Winterruhe im Frühjahr nach Aufwendung der größten Menschenopfer vielleicht gar nicht mehr im Stande sein, einen geordneten Rückzug über die Landenge von Perekop zu bewerkstelligen. Es ist wahrscheinlich, daß der russische Stolz den Entschluß gefaßt hat, alles Mögliche zu wagen, bevor in so eclatanter Weise die Krim von ihnen aufgegeben wird; aber es ist doch anzunehmen, daß im letzten Augenblick der Zwang unwillkommener Thatsachen diesen Rückzug nöthig macht.

Unterdeß hat das letzte Jahr in der That ein Resultat gehabt, welches bei weitem größer ist, als die Einnahme von Sebastopol, vielleicht größer, als irgendein Ereigniß in der Kriegsgeschichte der letzten vierzig Jahre: Es hat die Ueberzeugung von der militärischen Schwäche Rußlands trotz seiner gegenwärtigen Militärverfassung in Europa allgemein gemacht. Und diese Ueberzeugung ist hier in den sogenannten wohlunterrichteten Kreisen viel sicherer, denn man kennt dort die stillen Verluste Rußlands viel besser, als im Publicum. Der militärische Zauber, welchen Rußland durch vierzig Jahre auf Preußen ausübte, ist jetzt gebrochen. Und zwar sind es nicht die Krimverluste allein, ja nicht diese zumeist, welche eine solche Ansicht begründet haben. Denn die Russen haben sich brav geschlagen und die Feldtüchtigkeit der Armee hat ungefähr den Erwartungen entsprochen, welche die unterrichteten preußischen Generale nach vieljähriger Beobachtung von ihr hatten. Eine gute Artillerie, eine geduldige und ausdauernde Infanterie, einzelne Theile der Cavalerie vortrefflich, aber die ganze Armee ohne die elastische Thatkraft, welche höher cultivirten Nationen eigen ist. Dazu kam, daß die russischen Commandeure zwar kein eminentes militärisches Talent in ihrem Stabe besaßen, aber immerhin nicht mehr Fehler gemacht haben, als den Generalen der Verbündeten zur Last fallen. Das Neue ist also nicht die Inferiorität der Krimarmee, sondern die Verwüstung in Menschenmaterial und den Truppenmassen, welche durch ganz Rußland stattgefunden hat. So sorgfältig man russischerseits diese ungeheuern Verluste uns zu verhehlen suchte, es drang doch mehr als eine zuverlässige Nachricht

davon auch nach Berlin und man weiß hier sehr gut, daß mit Ausnahme der Garde, welche immerhin eine Armee von fast 80,000 Mann darstellt und mit Ausnahme der Krimarmee, in Rußland gegenwärtig kein Heer vorhanden ist, welches man einer Invasionsarmee gegenüberstellen könnte. Diese befremdliche Thatsache erklärt sich durch die ungeheuren Verluste, welche Rußland in allen seinen Armeecorps, auch die nicht vor dem Feinde standen, erfahren hat. Es ist dadurch bewiesen worden, daß das militärische System des Kaisers Nikolaus an wesentlichen Uebelständen leidet, und daß ihm doch nicht gelungen ist, das Zarenreich in einen kriegerischen Staat zu verwandeln. Mehr noch, als durch die feindlichen Kugeln, ist das Heer durch die schlechte Verpflegung devastirt worden, welche die Leiber der Soldaten für seuchenartige Krankheiten, Nervenfieber und Cholera, empfänglich machte. Noch mehr Menschenmaterial ist verwüstet worden auf den forcirten Märschen durch dünnbevölkerte und unwirthbare Landschaften, welche der despotische Wille des verstorbenen Kaisers erzwang. Fast alle Armeecorps sind zerrissen, der Kern der alten gedrillten Soldaten ist durch die Schlachtfelder der beiden Jahre zerstört worden, denn die Absicht des stolzen Kaisers, mit Aufgebot aller Kräfte gleich im Anfange des Kampfes die Alliirten in das Meer zu werfen, hat ihn veranlaßt, zu viel auf den einen Wurf zu setzen. Nur schwer und langsam gewöhnt sich der Russe an den Kriegsdienst. Die fanatische Begeisterung, mit welcher der Kampf als Religionskrieg proclamirt wurde, ist zum großen Theil verraucht. Die besten Offiziere und Exerciermeister fielen im feindlichen Feuer; und dieser letzte Verlust ist für Rußland der härteste, denn die Anzahl guter Offiziere und Unteroffiziere ist dort von je geringer gewesen und war weit schwerer zu ersetzen als z. B. in Frankreich, Preußen oder Oestreich. Es hat sich erwiesen, daß ein großer Unterschied ist, ob eine Armee nach fremdem Muster durch die Intelligenz Weniger und durch einen despotischen Willen aus einer leibeignen Bevölkerung, die auf einem ungeheuren Raume im Ganzen dünn gesät ist, heraufgezwungen wird, oder ob sie sich Schritt für Schritt mit der Kraft, Bildung und Intelligenz des Volkes entwickelt und hebt. Bereits im vorigen Frühjahr waren viele Regimenter im südlichen Rußland bis auf ihre Cadres zusammengeschmolzen, und in diesem Augenblick scheint auch die operirende Armee in der Krim einer Schneemasse zu gleichen, welche in der Glut des Feuers für immer dahinschmilzt. Das russische Heer hat eine furchtbare, in der nächsten Zeit nicht zu ersetzende Einbuße erlitten, Rußland ist in diesem Augenblick kein Kriegerstaat mehr, und wenn Rußland im Jahre 1812 den Triumph erlebte, die größte französische Armee des ersten Napoleon zu vernichten, so erlebt Napoleon III. den Triumph, daß dasselbe Klima und dieselbe Natur, welche das Heer seines Oheims verzehrte, jetzt die eingeborne Heereskraft selbstmörderisch in ähnlicher Weise vernichtet. Damit ist freilich

Digitized by Google

auch gesagt, daß Rußland gegen Invasionsheere nicht wehrlos ist, denn von dem Augenblicke an, wo die feindlichen Truppen die Meeresküste oder die Grenzen des eignen Landes verlassen, reagiren dieselben Gefahren des Landes und Klimas auch gegen sie.

Es war zu erwarten, daß die letzten Erfolge der Verbündeten auf die auswärtige Politik Preußens und Oestreichs mächtig influiren würden; und in der That, um einen frivolen Vergleich zu brauchen, gleicht die Politik beider Staaten der Taktik koketter Damen, welche stille Antipathien gegeneinander nicht verbergen können und beide ihre Artigkeit bald diesem, bald jenem Bewerber gönnen, der grade in dem Salon gute Erfolge davongetragen hat. Es ist anzunehmen, daß beide nicht die Absicht haben, sich für einen der Freier, weder für den Osten, noch Westen, im Ernst zu entscheiden; auf die eine Seite zieht alte Freundschaft, auf die andere junge Unwiderstehlichkeit, und noch dazu die Kälte, welche durch früheres sprödes oder launisches Wesen der Damen verursacht ist. Es scheint, als wenn die Phantasie beider in diesem Augenblick der Kälte einer siegreichen Kraft nicht widerstehen könnte. Preußen sowol als Oestreich haben, wie sich bei solcher Politik erwarten ließ, in der letzten Zeit stille oder officielle Annäherungen an Frankreich gesucht, und wenn die Zeichen nicht trügen, so sind beide darin nicht unglücklich gewesen. Freilich stehen sie auch zu den Westmächten nicht ganz auf demselben Fuße. Oestreich ist formell durch Verträge an die Westmächte gebunden, aber sein Rückzug im entscheidenden Augenblick hat eine innere Kälte hervorgerufen, welche sich nur schwer durch diplomatische Annäherung in neue entente cordiale umwandeln wird, Preußen hat trotz allem Schaukeln im Ganzen betrachtet bis jetzt mehr die Haltung eines Gegners, als eines Freundes gehabt, und wenn seine jetzigen Annäherungen auch kein volles Vertrauen einflößen, so ist doch kein stark verletztes Gefühl in Paris und London zu bekämpfen. Und als ein kleines Zeichen einer größern Connivenz zwischen Preußen und Frankreich kann betrachtet werden, daß Preußen, wie die Zeitungen melden, durch den Kaiser aufgefordert worden ist, auch seinerseits einen Deputirten für die Commission zu ernennen, welche wegen Durchstechung der Landenge von Suez verhandeln soll. Es steht zu erwarten, daß eine ernsthafte Betheiligung bei diesen naheliegenden Interessen ganz im Sinne des berliner Cabinets sein wird.

Unterdeß ist in Deutschland selbst das stagnirende Wasser unsres politischen Lebens durch verschiedene Ereignisse in Bewegung gesetzt worden. Zwei Abenteurer der Reaction, die Herren Fischer und Hassenpflug haben ihre Ministerien verloren, sie sind ruhmlos gefallen, ruhmlos auch für das deutsche Volk, denn ihr Sturz wurde nicht durch die thätige Mitwirkung des verletzten sittlichen Selbstgefühls unsrer Nation herbeigeführt, sondern durch kleine Zänkereien und vielleicht dadurch, daß ihre Landesherren froh waren, zu diensteifrige Werkzeuge, wel-

Digitized by Google

chen allgemeine Antipathie zu Theil geworden ist, los zu werden. Ein Systemwechsel ist mit ihrem Fall nicht eingetreten, aber wer sich lächerlich und ärgerlich gemacht hat, compromittirt zuletzt die Reaction, und es ist in der Ordnung, daß er bei eintretender Gelegenheit beseitigt wird. Wenn in dem Volke selbst gegenwärtig ein bestimmter politischer Wunsch zu erkennen ist, welcher eine Verbesserung unsrer traurigen politischen Lage beabsichtigt, so ist dieser Wunsch eine Reform der deutschen Bundesverfassung. Der Antrag hierzu ist in zwei deutschen Ständeversammlungen gemacht, und dem Vernehmen nach werden andre kleine Staaten dem Beispiel folgen. Daß die Landesvertretungen jede gesetzliche Gelegenheit benutzen, um der Nation gegenüber sich über das Unbefriedigende unsrer deutschen Organisation auszusprechen, ist an sich höchlich zu loben und hätte ein solcher Antrag auch nur den Nutzen, die öffentliche Meinung auf die bedenklichste Stelle unsers politischen Lebens hinzuweisen. Daß aber dieser Antrag einen praktischen Erfolg haben könne, steht vorläufig leider nicht zu hoffen. Der deutsche Bund, wie er ist, hat fast nur die Wirkung eines großen Polizeiinstituts, welches die einzelnen Regierungen gegen etwaige Opposition ihrer Länder deckt. Er ist ein sehr unvollkommenes Institut, dessen Uebelstände wol alle deutschen Regierungen erkennen und mit welcher in der Stille alle unzufrieden sind, aber keine ist im Stande und nur wenige werden die Neigung haben, etwas daran zu ändern. Ja es läßt sich behaupten, daß eine Aenderung zum Bessern durch die Nation gradezu unmöglich ist, solange nicht die Grundsätze und Ansichten, welche den regierenden Kreisen die theuersten sind, sich ändern. Die kleinen Staaten mögen mit ehrlichem Patriotismus bei deutschen Fragen nicht zuerst an sich, sondern an das allgemeine Interesse denken. Die mittlern müssen sämmtlich in dem Bund die beste Garantie für ihre eigne Existenz und die Souveränetätsrechte ihrer Herrscher finden; denn die Existenz nnd Souveränetät der Mittelstaaten leitet sich ganz aus derselben Quelle her, aus welcher die Unvollkommenheit des deutschen Bundes stammt, aus dem Dualismus Deutschlands.

Solange Preußen und Oestreich beide in dem Bunde deutscher Staaten sitzen, wird durch ihre natürliche Rivalität fast immer ein gemeinsames großes Resultat verhindert werden, und beiden sind die Mittelstaaten Bundesgenossen, um deren Stimme sie werben und deren Beeinflussung keine der andern überlassen darf. Von dem Augenblick, wo eine der beiden Großmächte aus dem Bund tritt, verfällt die Masse der kleinern Staaten dem herrschenden Einfluß des zurückbleibenden großen Staats; von diesem Augenblick an erfahren Souveränetätsrechte und Selbstgefühl der Regierung in den Mittelstaaten unvermeidlich grade die Einbuße, welche ihnen am meisten weh thun muß. So müssen die mittlern Staaten den Bund erhalten, wie er ist, weil ihre Aufgabe

Digitized by Google

iſt, zwiſchen den mächtigen Nachbarn hin und her zu laviren. Preußen aber ſowol als Oeſtreich können eine weitere Entwicklung des Bundes zu größerer Einheit und Machtfülle ebenfalls nicht wünſchen, ſolange nicht ihre Intereſſen die maßgebenden werden, oder Opfer, welche ſie dem Bunde auf der einen Seite bringen, auf der andern große Entſchädigung für ſie herbeiführen. Das große Dilemma für die deutſchen Völker, Preußen oder Oeſtreich, der Kampf der Jahre 1849 und 1850 iſt durch die Reorganiſation des Bundes nicht zur Löſung gekommen, er iſt vorläufig durch Einrichtung eines Proviſoriums ſuspendirt. Und jede Landesvertretung, welche den Antrag auf Reform des Bundes ſtellt, ſollte ſich klar machen, daß dieſer Antrag, mit andern Worten ausgedrückt, nichts Anderes heißt, als: Entfernung Preußens oder Oeſtreichs aus dem Bunde. Die Demokraten Würtembergs wenigſtens haben bei ihrem Ruf nach Bundesreform daran nicht gedacht, ſondern die unbeſtimmte Ausſicht auf etwas Neues, das weder Preußen noch Oeſtreich iſt, ja beide abſorbirt, in Ausſicht gehabt. Das iſt unfruchtbares Träumen.

Es iſt ein unfruchtbares Träumen, anzunehmen, daß außerhalb Oeſtreich und Preußen, im Gegenſatz zu beiden, aus dem Conglomerat der kleinen Staaten, aus den verſchiedenartigen Intereſſen und dem verkümmerten oder verdorbenen Staatsleben kleiner Länder eine große nationale Kraft emporſchießen könne, welche im Stande wäre, Preußen oder Oeſtreich zu bewältigen und ſich zu unterwerfen. Wo in Deutſchland ſoll die Wurzel dieſer Kraft ſich finden, ein Volk, welches für große politiſche Ideale empfänglich und reif iſt, welches ſeine ganze Gegenwart opfert, um einer neuen Zukunft willen und zu gleicher Zeit die Disciplin, die Ausdauer und die Selbſtbeſchränkung hat, mit Maß und Energie auf ein beſtimmtes Ziel hinzuarbeiten? in Baiern, in Würtemberg, in Kaſſel oder in Hannover? Man kann vor der guten Art aller dieſer Staatenbürger die größte Achtung haben, aber es wird ſchwer, ſich zu denken, daß der Baier und der Hannoveraner, wie unzufrieden ſie mit den einheimiſchen Verhältniſſen werden mögen, jemals in gemeinſamer Arbeit die Kraft finden werden, für eine gemeinſame große Idee Preußen mit Krieg zu überziehen. Das kleinere Drittel Deutſchlands, das vielgetheilte, unter ſich nie einige, zum großen Theil politiſch verkümmerte, wird nie aus ſich ſelbſt die Kraft gewinnen, ſich im Gegenſatz zu den größern Staaten einheitlich zu organiſiren. Es iſt nicht unmöglich, daß eine überhandnehmende Unzufriedenheit in einzelnen dieſer Länder Revolution und gewaltſame Ausbrüche des Haſſes hervorruft. Es kann eine neue Demokratie in ihnen entſtehen, aber auf ihrer Fahne wird Haß und Vernichtung und politiſcher Nihilismus ſtehen und ihre Lebensäußerungen werden Ausbrüche des Zorns ſein, aber nicht die Thätigkeit einer Leben ſchaffenden Kraft.

Die letzte Broſchüre von Diezel empfiehlt die Bildung einer nationalen

Digitized by Google

Partei, deren Thätigkeit sich der Verfasser vorzugsweise gegen Preußen gerichtet denkt, gegen das er als Süddeutscher eine unbestimmte Antipathie empfindet. Diese Partei soll eine Vereinigung der besten Patrioten sein zu gemeinsamem Handeln. Solche Phantasie ist vom Standpunkt des Verfassers verzeihlich, aber es ist eine werthlose Chimäre. Es ist ein Gesetz im Leben der Staaten, daß politische Parteien sich nur bilden können für ein naheliegendes, Vielen verständliches Ziel, wenn die Mittel, durch welche sie wirken können, faßlich und wohl zu handhaben sind. Eine politische Idee führt die Gleichgesinnten nur auf den Kampfplatz; erst der Kampf selbst organisirt die Partei. Nun gibt es aber in den mittlern und kleinern Staaten Deutschlands Hunderte von Patrioten, welche eine vollkommenere Organisation unsers Vaterlands ersehnen, und dieser Idealismus könnte sie wol bis zum Anfang einer Parteibildung führen, daß heißt soweit, daß sie gegeneinander ihren Zorn über die gegenwärtige Lage des Vaterlands aussprechen. In dem Augenblick, wo es ihnen einfiele, sich als politische Partei für die Ideale, welche Diezel vorträgt, zu organisiren, würden sie merken, daß ihnen vieles fehlt für eine gemeinsame Wirksamkeit; außer jeder Aussicht auf Erfolg ein gemeinsamer Kampfplatz, einfache Mittel, und was die letzte Grundlage für alle Parteiwirksamkeit sein muß, im Volke aller Boden und die Möglichkeit, für ihre Zwecke die Menge zu begeistern.

In der That sind die Aussichten für unsre Zukunft anderswo zu suchen. Nicht der Bundestag wird sich und die deutschen Verhältnisse reformiren, nicht die Bürger der kleinen Staaten werden die der großen fortreißen, sondern die größere Kraft wird die kleinere an sich fesseln. So ist es von je in der Welt gewesen. Das Parlament in Frankfurt mußte scheitern, weil die gebildete Mehrheit der Deutschen erkannte, daß mit dem Dualismus von Preußen und Oestreich kein neuer Staatsbau möglich sei, das Parlament von Erfurt scheiterte, weil das Preußen von 1849 zu schwach war, die Idee eines Unionsstaats gegen die Opposition der Mittelstaten, Oestreichs und der gesammten Großstaaten Europas durchzusetzen; aber in den Kämpfen dieser beiden Jahre sind zwei große Wahrheiten gefunden worden, welche solange als Kampfziel leuchten werden, als der deutsche Bund besteht und Preußen nicht durch die Wasser der Nord- und Ostsee weggeschwemmt ist. Eine bessere Verfassung für Deutschland ist nur zu hoffen durch eine Union der deutschen Staaten mit Preußens Principat. Und für Oestreich ist ein kräftiges Wiederaufleben des neuen Staatsbaues nur zu hoffen, wenn die östreichischen Staatsländer verstehen lernen, daß nur ein Bundesstaat, welcher eine wirkliche Großmacht ist, ein sicherer, schützender und zuverlässiger Nachbar auch für Oestreichs Interessen sein kann. Und an diese Wahrheit muß immer wieder erinnert werden.

Digitized by Google

Aber freilich ist die erste Bedingung für eine Besserung der deutschen Verhältnisse in diesem Sinne, daß Preußen selbst erst wieder werde, was es sein kann, ein Staat mit einem kräftigen Leben und einem energischen Willen. Und von diesem Ziele ist es grade jetzt, wenn man seine innern Verhältnisse betrachtet, weiter entfernt, als seit vielen Jahren. Preußen selbst hat nicht das Recht, einen Anspruch zu erheben auf die Herrschaft über Deutschland, solange an seinem eignen Hause noch soviel Mangel an männlichem Sinn, an Kraft und an gesundem politischen Idealismus zu finden ist; und wenn es für den deutschen Patrioten jetzt eine hohe Aufgabe gibt, so ist es die, vor allem den Preußen ins Bewußtsein zu bringen, was sie für sich und für die übrigen Deutschen sein sollen.

Unterdeß ist etwas Großes geschehen, um aus Abspannung und Schwäche auch diesen Staat zu erheben: die Traditionen der Allianz mit dem kriegsstarken Rußland sind durch die Ereignisse zerstört.

Literatur.

Amerikanische Literatur. Waikna, ok Adventures on The Mosquito Shore. By Samuel A. Bard. — Ein seltsames Gemisch von Jagd- und Reiseabenteuern, die mit derber Realität geschildert sind und phantastischen Erzählungen in geschickter Darstellung bei denen man nicht immer sicher ist, ob der Verfasser Erträumtes oder Erlebtes erzählt und das lebhaft an Herrmann Melville und einige Partien in Sealsfield erinnert. Waikna heißt in Mosquitosprache ein Mann oder eine Nation von Männern, ein Name, den sich die Mosquitoindianer selbst beilegen. Mr. Bard erzählt wunderbare Geschichten von einem Geheimbund, der unter ihnen besteht, um die alte Herrlichkeit ihrer Nation, von der noch die Trümmer gewaltiger Städte mitten im Urwald Zeugniß ablegen, wieder herzustellen und ihre langjährige Unterdrückung an ihren Tyrannen, den Creolen der Küste, zu rächen. An der Spitze dieses Geheimbundes steht Antonio, ein von dem Verfasser mit großer Vorliebe idealisirter Indianerjüngling, vorläufig noch halb sein Diener, halb sein Freund, in Zukunft aber „der Tiger" Abkömmling des großen Baalam Votan, Fürst der Itzaesindianer, Träger des Nationaltalismans, des Herrn, der niemals lügt," und der Rächer ihrer Jahrhunderte erduldeten Leiden. Er wandert bei allen Indianerstämmen Mittelamerikas herum, um sie auf den bevorstehenden Aufstand vorzubereiten und führt Bard zu einer Seherin seiner Nation, die noch phantastischer, wie er selbst gezeichnet ist. Die Reisenden befanden sich in einem indianischen Dorfe, an dem Flusse Bocay, als Antonio, auf die geheimnißvolle Botschaft einer alten Indianerin, den Weg nach dem Urwald einschlug. „Es war Nacht, aber er folgte einem Lichte, das nicht einer hellen Flamme, sondern mehr einer glühenden Kohle glich und bald ganz nahe, bald in weiter Ferne zu glänzen schien. Der Pfad war schmal, aber eben und ging rasch bergauf. Wol eine halbe Stunde lang behielten wir denselben

Digitized by Google

raſchen Schritt bei, als der Wald lichter wurde und wir allmälig auf einen verhältnißmäßig freien Platz heraustraten, wo ſich die anmuthigen Wedel der Palmbäume zierlich von dem ſternenhellen Himmel abzeichneten. Hier ſchien unſer Leitſtern ſtillzuſtehen, und als wir näher herankamen, erblickten wir die Alte, die uns im Dorfe aufgeſucht hatte und die jetzt, um uns zu führen, einen lodernden Brand trug. Sie winkte uns zu ſchweigen und ging langſam und mit anſcheinender Vorſicht weiter. Nach einigen Minuten erreichten wir, was in dem ungewiſſen Sternenlicht wie ein ſteinernes Gebäude ausſah und bald darauf ein zweites und größeres. Ich ſah, daß ſie halb verfallen waren, denn die Sterne am Horizont ſchimmerten durch einen offenen Thorweg. Unſre Führerin ging an ihnen ohne ſtehen zu bleiben vorüber und brachte uns bis an die Schwelle einer kleinen Hütte aus Rohr, etwas abſeits von der Ruine. Die Thüre war offen und wir traten ein; aber für den erſten Augenblick war ich von dem grellen Schimmer, der in jeder Ecke angezündeten Kienfackeln faſt geblendet. Auch erſchreckte mich ein grimmiges Knurren und die plötzliche Erſcheinung eines wilden Thieres zu unſern Füßen. Ich trat mit einem Gefühle der Furcht zurück, das ſich nicht verminderte, als ich näher hinblickend gewiſſermaßen als Hüter der Wohnung grade vor uns einen großen Tiger erblickte, der uns mit ſeinen Augen grimmig anſtierte und den langen Schwanz auf der Erde ſpielen ließ, als wäre er bereit, auf uns loszuſpringen. Er vertrat uns jedoch blos einen Augenblick den Weg. Eine einzige Geberde der Alten trieb ihn in eine Ecke der Hütte, wo er ſich ruhig hinſtreckte. Ich ſchaute mich um, aber außer einer einfachen indianiſchen Trommel, die in der Mitte des Fußbodens aus geſtampfter Erde ſtand und einigen an den Wänden aufgeſtellten Steinen, die als Sitze dienten, war in der Hütte kein Hausrath und keine Ausſchmückung zu entdecken. Aber an dem einen Ende ſaß auf einem ausgebreiteten Tigerfell ein Weib, deſſen Geſtalt und Benehmen ſie ſogleich als die wunderbare Sukia oder Zauberin zu erkennen gaben, die zu beſuchen wir ſoweit hergekommen waren. Sie war noch jung, gewiß nicht über zwanzig Jahr, ſchlank und von vollkommenem Ebenmaß und trug ein Tigerfell in derſelben Weiſe wie die Alte, welche uns geführt hatte, aber die Bänder um ihre Stirn, um ihre Arme und ihre Füße waren von Gold. Sie ſtand bei unſrem Eintreten auf und hieß uns willkommen. Ich hatte erwartet, ein keckes Vorſpiegeln des Beſitzes übernatürlicher Kräfte zu ſehen, unterſtützt von Bemühungen, auf die Phantaſie der Beſuchenden einzuwirken und war überraſcht zu finden, daß „die Mutter der Tiger" am Ende weiter nichts war, als ein ſchüchternes indianiſches Mädchen. Sie ſah uns anfangs unruhig und forſchend an; aber als ihre Augen auf Antonio fielen, der an der offenen Thür ſtehen geblieben war, ſtieß ſie einen Ausruf, in dem ſich Freude und Ueberraſchung miſchten, aus und ſtand im nächſten Augenblick neben dem Indianerjüngling. Sie ſahen ſich einander ſchweigend an, dann tauſchten ſie ein raſches Zeichen und ein einziges Wort miteinander aus, worauf ſie ſich wegwendete und Antonio ſich in eine Ecke zurückzog, wo er unbeweglich wie eine Bildſäule ſtehen blieb und jeder Bewegung mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit folgte. Kaum hatte die Sukia ihren Platz wieder eingenommen, ſo preßte ſie ihre Stirn in ihre flachen Hände und ſah ſinnend auf den Boden vor ſich. Nie habe ich ein menſchliches

Digitized by Google

Antlitz gesehen, welches einen mehr in sich versunkenen Ausdruck getragen hätte. Vielleicht fünf Minuten lang herrschte ein tiefes Schweigen, als plötzlich ein Klang wie von dem Springen einer Saite unsre Aufmerksamkeit auf die Trommel lenkte, welche in der Mitte der Hütte stand. Diesem Klange folgte ein länger dauerndes knisterndes Geräusch gleich dem Entladen elektrischer Funken. Es schien anfangs unregelmäßig sich zu wiederholen, aber als ich genauer darauf achtete, endeckte ich, daß die einzelnen Töne in einem harmonischen Verhältniß zueinander standen, als wenn sie eine einfache Melodie begleiteten. Die Schwingungen der Trommel waren deutlich sichtbar und sie schienen das Instrument von rechts nach links auf dem Boden herumzudrehen. Die Klänge hörten ebenso plötzlich auf, als sie angefangen hatten und die Sukia erhob ihr Haupt und sagte feierlich: „Die Geister deiner Väter sind auf den Bergen erschienen! Ich kenne sie nicht; du mußt sie befragen!"

Was Mr. Bard eigentlich in dieser Nacht sah und erfuhr, theilt er nicht mit, angeblich um seine Erzählung und sich selbst nicht lächerlich zu machen und sich nicht ungerechten Beschuldigungen auszusetzen. Er sagt nur soviel, daß er erst nach Mitternacht die Hütte der Seherin „mit reinem, neuern und tiefern Einblick in die Geheimnisse unsers gegenwärtigen und zukünftigen Lebens und einer vollständigern und großartigern Würdigung der erhabenen Wirklichkeiten, welche dem Eintritt jeder Seele in das Weltall zu folgen bestimmt sind", verließ. Eingedenk des Yankeebluts, das eingestandenermaßen in Mr. Bards Adern fließt, dürften wir wol nicht fehl greifen, wenn wir meinen, daß unser Erzähler — ohne damit der kräftigen Poesie seiner Schilderungen zu nahe treten zu wollen — sich von Reminiscenzen an das Geisterklopfen nicht ganz hat frei machen können.

Weit weniger romantisch fällt ein anderes fürstliches Exemplar aus, welches Mr. Bard kennen lernt. Fleißige Zeitungsleser werden wol von dem König der Mosquitoküste gehört haben, um dessen Gunst Großbritannien und die vereinigten Staaten buhlen und mit dem Königin Victoria Staatsverträge abgeschlossen hat. Mr. Bard hatte die Ehre, ihm vorgestellt zu werden. Er war in Bluefields, einem der Hauptorte an der Mosquitoküste, von einem Engländer Mr. Bell, der hier eine schwer zu definirende Rolle, halb Missionär und halb Diplomat zu spielen schien, zu Kaffee eingeladen. Das aufwartende Negermädchen brachte drei Tassen und der Wirth schenkte sie alle voll, was dem Gast etwas seltsam vorkam, da nur zwei Personen am Tische saßen. Einen Augenblick lang hegte er den Verdacht, daß das Negermädchen in einem Verhältniß zu seinem Wirth stände, welches es berechtigte, ihnen die Ehre seiner Gesellschaft angedeihen zu lassen. Aber anstatt dessen stieß die Negerin ohne viel Umstände zu machen eine Thür in der Ecke auf und forderte einen Unsichtbaren kurz auf, aufzustehen. Man hörte eine brummende Antwort, wie von einer Person, die sich ungern gestört sieht. Unterdessen hatten die beiden ihre erste Tasse Kaffee getrunken und waren mit der zweiten beschäftigt, als die Thür in der Ecke aufging und ein Negerjüngling von etwa 19 oder 20 Jahren sich schleppenden Schrittes der Tafel näherte. Er trug nur ein Hemd, am Halse nicht zugeknöpft und baumwollene Beinkleider, die so gut wie gar nicht zugeknöpft waren. Er nickte dem Hausherrn mit einem phlegmatischen Morgen, Sir! zu und setzte sich zu der dritten Tasse Kaffee hin. Mr. Bell schien weiter keine Notiz von ihm zu

Digitized by Google

nehmen und ſetzte mit ſeinem Gaſt die Unterhaltung fort. Bald darauf ſtand der Neger auf, nahm ſeinen Hut und ging langſam den Pfad nach dem Fluſſe hinab, wo er ſich das Geſicht wuſch. Als der Amerikaner Abſchied nahm, bot ihm Mr. Bell in jeder Weiſe ſeine Dienſte an, jener dankte ihm und ſprach den Wunſch aus, dem König bei paſſender Gelegenheit vorgeſtellt zu werden. Der Engländer lächelte und ſagte, dies könnte ſogleich geſchehen; darauf trat er an die Thür, rief dem immer noch am Fluſſe ſtehenden ſchwarzen Jüngling etwas zu und winkte ihm, heraufzukommen. Der Jüngling ſetzte eilig den Hut auf und gehorchte. „Sie ahnen wahrſcheinlich nicht, daß dies der König iſt? bemerkte Mr. Bell mit einem verächtlichen Lächeln. Der Amerikaner entgegnete nichts, denn der junge Menſch war ſchon ganz nah. Er nahm ehrerbietig ſeinen Hut ab, aber außer der ruhigen Bemerkung: „George, dieſer Herr wünſcht euch zu ſehen; ſetzt euch!“ fand keine Einführung ſtatt. Mr. Bard bemerkte bald, wer der eigentliche König in Bluefields ſei. „Georg William Clarence, von Gottes Gnaden König des Mosquitogebiets“, wie ſein vollſtändiger Titel lautete, ſchien auch ſeine eigne Meinung über ſeine Stellung zu haben, aber er wurde in ſo ſtrenger Subordination gehalten, daß er ſie nie in Worten äußerte. Er war ſchüchtern und blöde, aber nicht ohne die Elemente einer gewöhnlichen engliſchen Erziehung, die er in England ſelbſt empfangen hatte. Er iſt ein Neger mit einer kaum wahrnehmbaren Beimiſchung von indianiſchem Blut, wie ſeine Unterthanen, die mit den eigentlichen Mosquitoindianern nicht das mindeſte zu thun haben. Die ganze Küſtenbevölkerung ſtammt von der Ladung eines vor mehr als 200 Jahren hier geſtrandeten Sklavenſchiffs her, die alljährlich von flüchtigen Sklaven von den weſtindiſchen Inſeln vermehrt, die urſprünglichen indianiſchen Einwohner verdrängt hat. Sie ſind auch nach ihrer Art Chriſten — aber eben nach ihrer Art, wie ein engliſcher Miſſionär auf ſeine Koſten erfahren hat. Er fing an zu predigen und für einige Sonntage bewog er die Vornehmſten, ihn anzuhören, indem er ihnen ein Glas Grog einſchenkte. Endlich an einem Sonntag Nachmittag war eine beträchtliche Anzahl der Eingebornen gekommen, um den Fremden reden zu hören und den gewöhnlichen geiſtigen Troſt zu empfangen; aber die Rumflaſche des würdigen Geiſtlichen war leer geworden. Demungeachtet verſuchte er dem Mangel durch eine größere Glut der Rede abzuhelfen und ſchmeichelte ſich eine Zeitlang, daß er einen dauernden Eindruck hervorbringe. Seine Predigt wurde jedoch plötzlich von einem der Häuptlinge unterbrochen, welcher aufſtand und entrüſtet ausrief: „Lauter Predigt — kein Grog — nicht gut!“ und mit einem beiſtimmenden „nicht gut!“ folgte ihm die ganze Zuhörerſchaft wie er hinausſchritt und den erſtaunten Prediger mit den zwei oder drei anweſenden Engländern allein ließ.

Mr. Bard erlebte noch viele Abenteuer in den Lagunen und unter den Negern und Indianern der Mosquitoküſte; wir wollen aber unſre Auszüge aus ſeinem nicht unintereſſanten Buche mit einer Schildkrötenjagd ſchließen, der er an der Küſte in Begleitung eines Negers Harris beiwohnte. „Harris,“ erzählt Mr. Bard, „ſtand in der vordern Spitze des Boots auf der Lauer, mit der Harpune in der rechten Hand, mit der linken Hand hinter dem Rücken, um den beiden Ruderern damit zu telegraphiren. Sie hielten ihre Augen feſt auf das Signal ge-

Digitized by Google

heftet und richteten danach ihre Ruderschläge und die Richtung und Schnelligkeit des Bootes. Kein Wort wurde gesprochen, da die Fischer behaupten, die Schildkröte habe ein sehr feines Gehör. Auf diese Weise ruderten wir eine halbe Stunde zwischen den Klippen herum, als auf eine leichte Bewegung von Harris Hand die Ruderer dem Boot eine andere Richtung gaben und die Ruder so langsam und ruhig bewegten, daß sie kaum das Wasser kräuselten. Ich musterte die Meeresfläche, konnte aber nur etwas sehen, was ich für einen über das Wasser hervorragenden Fels hielt. Es war aber doch eine Schildkröte, die regungslos, wie es diese Thiere lieben, auf dem Meere dahinschwamm. Obgleich wir uns mit der größten Vorsicht näherten, hörte sie uns oder erblickte das Boot und versank, als wir noch funfzig Schritt von ihr entfernt waren. Rasch bewegte sich jetzt Harris Handtelegraph und die beiden Schwarzen fingen an mit der größten Schnelligkeit und Energie zu rudern. Im nächsten Augenblick schoß das Boot über die Stelle, wo die Schildkröte untergetaucht war und ich erhaschte sie mit einem Blick, wie sie mit einer Schnelligkeit, welche allen von ihrer Schwerfälligkeit auf dem Lande hergenommenen Begriffen von ihrer Behendigkeit Hohn sprach, dahin schwamm. Sie schien buchstäblich durch das Wasser zu gleiten. Und jetzt begann eine neue und aufregende Jagd. Harris verwendete kein Auge von der Schildkröte und die beiden Schwarzen keins von Harris telegraphirender Hand. Jetzt schossen wir dorthin, jetzt dahin; jetzt ging es langsam, dann schnell wie ein Pfeil und dann wieder blieben wir wie festgenagelt auf einem Fleck. Das Wasser war nicht so tief, um der Schildkröte zu gestatten, sich ganz Harris geübten Augen zu entziehn, obgleich mir der Meeresgrund wie ein unentwirrbares Labyrinth erschien. Da die Schildkröte wieder auf die Oberfläche kommen muß, um zu athmen, so galt es nur, ihr nahe genug zu bleiben, um sie mit der Harpune zu durchbohren, sowie sie auftauchte. Endlich nach einer wol eine halbe Stunde dauernden Jagd machte das Boot plötzlich Halt und die Harpune fuhr hinunter ins Wasser. Da sie nicht ganz untertauchte, erkannte ich, daß das Ziel nicht verfehlt worden war. Im nächsten Augenblick zog Harris die Leine ein. Nach ein paar krampfhaften Versuchen sich loszumachen, gab die Schildkröte nach und ließ sich widerstandslos nach dem Strande schleppen. Ein paar tüchtige Schläge machten die Harpune frei und das Thier wurde auf den Rücken gelegt um, ein echtes Bild gänzlicher Hilflosigkeit, unsre Rückkehr zu erwarten. Ich kann mich nicht von dem Eindruck frei machen, daß der Kopf einer Schildkröte mit seinen halbgeschlossenen Augen einen Ausdruck frömmster Resignation trägt, der durch die sanftabwehrenden Bewegungen der Vorderflossen, welche den ausgebreiteten Händen eines wohlgenährten Pfaffen gleichen, noch salbungsvoller wird."

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Badeleben in alter Zeit.

Diese Bilder, welche in Nr. 23 und 24 d. Bl. begannen und weiter fortgesetzt werden sollen, haben den Zweck, durch Berichte von Zeitgenossen solche Anschauung von dem Privatleben unsrer Vorfahren zu geben, welche dazu helfen, uns das Treiben der Vergangenheit verständlich zu machen. Daß an das Erzählte einige erklärende Bemerkungen gefügt werden, mögen die Leser nicht für unnöthig halten. Der Nebel, welcher uns die Denkweise und die Lebensformen vergangener Jahrhunderte verhüllt, ist viel dichter, als man in der Regel meint, und vieles ist auch für das geübte Auge nicht mehr zu erkennen. Wir vermögen bis etwa zum dreißigjährigen Kriege zurück noch mit erträglicher Sicherheit das deutsche Gemüth und die Formen, welche dasselbe im Privatleben ausbildete, zu verstehen. Schon im sechzehnten Jahrhundert überraschen uns auffallende Gebräuche, Einrichtungen, Trachten und Gewohnheiten, und wenn wir in vielen Dingen unsre Methode zu empfinden und zu handeln wiedererkennen, so erstaunen wir doppelt über anderes, was uns verzwickt und abenteuerlich erscheint, bald als Rohheit, bald wieder als ein Raffinement des Luxus, zuweilen als schöne Poesie, deren Verlust wir beklagen.

Viel ist für die deutschen Privatalterthümer durch unsre Historiker und Antiquare in den letzten Jahrzehnten geschehen; aber noch immer bleibt unendlich viel zu thun übrig. Unsre Dichter haben zwar die Pflicht, bei ihrer Darstellung von Charakteren der Vergangenheit das allgemein Menschliche und ewig Giltige ihres Lebens in den Vordergrund zu stellen und die Historiker zeigen uns die Individuen alle in ihrer Richtung auf die höchste Schöpfung des Menschen, den Staat; aber beide sind in Verlegenheit, wenn sie uns das Besondere der Charaktere und Erscheinungen erklären sollen aus dem ganzen gemüthlichen Inhalt der betreffenden Zeit. Und wenn der Poet durch freie Combination das fehlende Verständniß ersetzen kann, so gibt es für den Historiker schon von der Zeit Luthers herab geheimnißvolle und räthselhafte Erscheinungen in Menge, von den Wiedertäufern an bis zu den Abenteurern in der Weise der Grafen Königsmark, der Casanova und anderer.

Digitized by Google

Vom sechzehnten Jahrhundert zurück aber nimmt die Dämmerung, welche auf der Vorzeit liegt, in schneller Progession zu, und das Stillleben der Hellenen und Römer ist für uns durchsichtiger, als das Gemüth eines Hussitenhäuptlings oder der Idealismus eines deutschen Edelmanns zur Zeit der sächsischen Ottone, oder die innern Kämpfe des Kaisers Heinrich IV. Diese Unverständlichkeit des alten Lebens ist dem deutschen Historiker das größte Hinderniß. Er hat die Aufgabe, den sittlichen und gemüthlichen Inhalt jeder Zeit zu beurtheilen nach Sitte und Gemüth seiner eignen Zeit, die einzelnen Menschen der Vergangenheit aber nach dem Maßstabe, den ihre eigne Zeit an die Hand gibt; und für beide Richtungen der Kritik ist eine genaue Kenntniß der Vergangenheit unentbehrlich.

Wie in der Gegenwart, so war schon seit fast fünf Jahrhunderten das Treiben in den Bädern reich an Auffallendem und Charakteristischem. Unter den deutschen Bädern, deren Heilquellen nicht nur für die Kranken, auch für das lustige Volk der Genießenden ein Sammelpunkt geworden, ist Baden bei Zürich eines der ältesten. Durch das Concilium von Kostnitz wurde es ein Tummelplatz für vornehme Müßiggänger des Concils, berühmt durch das ganze damalige Europa. Zu den Zürichern, welche damals das Hauptcontingent der Badegäste hergaben, und zu den übrigen Schweizern, welche in den nächsten Jahrhunderten daran Theil nahmen, gesellten sich Abenteurer aus aller Herren Landen. Ueber das Badeleben daselbst sind uns ausführliche Berichte aus verschiedenen Jahrhunderten erhalten. Sie sind in schätzenswerthen Auszügen zusammengestellt in: Die Badenfahrt, von David Heß. Zürich, Orell, Füßli & Comp. 1818. Einiges davon wird im Folgenden in getreuer Uebertragung mitgetheilt.

Badeleben im Jahre 1417. Der Florentiner Franz Poggio (1380—1459), ein berühmter Gelehrter, bekleidete als Secretär den Papst Johann XXIII. nach Constanz, besuchte von dort das Bad Baden und beschrieb seine Reiseeindrücke in einem zierlichen lateinischen Brief an seinen Freund, den gelehrten Nicolo Nicoli, wobei wohl zu bemerken ist, daß Poggio damals noch ein Geistlicher war. Um ganz zu verstehen, wie sehr die Reformation der Kirche, welche hundert Jahr später eintrat, durch das empörte sittliche Gefühl der Völker getragen wurde, möge man auf die kalte, vornehme Unsittlichkeit im Tone des folgenden Briefes wohl achten. Poggio war ein großer Gelehrter und ein kluger Staatsmann, er gehörte zu den feinsten Köpfen des gebildeten Italiens. Aber er war kein Christ mehr, mit der antiken Bildung hatte er auch das Gemüth eines vornehmen Römers aus der Zeit des Tiber angenommen, und es macht einen grauenhaften Eindruck, zu hören, wie human und gemüthlich der Secretär des Papstes, der Priester, der Gelehrte, damals die Auswüchse seiner Zeitbildung ansehen konnte. Und dabei sei noch erwähnt, daß die Beschreibungen seines Briefes in d. Bl. an mehren Stellen abgekürzt werden mußten.

Digitized by Google

„Hier in Baden gewährt die Lage des Ortes der Seele keine oder doch nur sehr geringe Ergötzung; alles Andere aber hat so unendlichen Reiz, daß ich mir öfters träumen konnte, Cypria selbst, und was sonst die Welt Schönes in sich fassen mag, sei in diese Wälder zusammengekommen, so sehr hält man hier auf die Gebräuche dieser Göttin, so sehr findest du da ihre Sitten und losen Spiele wieder; und so wenig die guten Leute Heliogabals *) Rede gelesen haben, so vollkommen scheinen sie doch von Mutter Natur selbst hierin unterrichtet zu sein.

Ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt nun, dicht am Flusse, hat man zum Gebrauche der Bäder einen schönen Hof angelegt, in dessen Mitte sich ein großer Platz befindet, ringsum von prächtigen Gasthäusern umgeben, die eine Menge Menschen fassen können. Jedes Haus hat sein eignes Bad, dessen sich nur diejenigen bedienen, die in demselben wohnen. Die Zahl der öffentlichen und Privatbäder beläuft sich zusammen wohl auf dreißig. Für die niedrigste Classe des Volkes sind zwei besondere, von allen Seiten offene Plätze bestimmt, wo Männer, Weiber, Jünglinge und unverheirathete Töchter, kurz alles, was vom Volk hier zusammenströmt, zugleich badet. In diesen befindet sich eine die beiden Geschlechter absondernde Scheidewand, welche jedoch nur Friedfertige abhalten könnte; und lustig ist anzusehen, wie zugleich alte Mütterchen und junge Mädchen nackend vor aller Augen hinabsteigen und ihre Reize den Augen der Männer Preis geben. Mehr als einmal hat mich dies köstliche Schauspiel belustigt, die Spiele der Flora in Rom sind mir dabei eingefallen, und ich habe bei mir selbst die Einfalt dieser guten Leute bewundert, die dabei nicht das mindeste Arge denken oder reden.

Die besondern Bäder in den Gasthöfen sind sehr schön ausgeschmückt und beiden Geschlechtern gemein. Zwar werden dieselben durch ein Getäfel getrennt, aber verschiedene Ablaßfensterchen sind darin angebracht, durch welche man miteinander trinken und sprechen, und sich also gegenseitig nicht blos sehen, sondern auch berühren kann, wie denn das häufig alles geschieht. Außerdem sind in der Höhe Gänge angebracht, wo sich Männer zum Sehen und Plaudern einfinden, und wohlverstanden steht jedem frei, in des andern Bad einen Besuch zu machen, zu scherzen und sein Gemüth zu erheitern und beim Eintritt wie beim Aussteigen schöne Frauen entblößt zu schauen. Keine Posten bewachen hier die Zugänge, keine Thür und vor allem keine Furcht vor Unanständigem verschließt sie. In mehren Bädern treten sogar beide Geschlechter durch denselben Eingang ins Bad, und nicht selten trägt sichs zu, daß der Mann einer nackten Frau und umgekehrt begegnet. Doch binden die

*) Kaiser Heliogabal versammelte im alten Rom einst alle liederlichen Frauen, redete sie in derselben Weise an, wie der Feldherr sein Heer anzureden pflegte, indem er sie Kameraden nannte, und hielt mit ihnen eine öffentliche Disputation über die verschiedenen Arten der Lüste.

Männer eine Art von Schurz um, und die Weiber haben ein Linnengewand an, welches aber von oben bis in die Mitte oder an der Seite offen ist, so daß weder Hals noch Brust, noch Arme, noch Schultern bedeckt sind. In dem Bade selbst speisen die Frauen häufig von allseitig zusammengetragenen Gerichten an einem Tisch, der auf dem Wasser schwimmt; wobei sich natürlich auch die Männer einfinden. In dem Hause, wo ich badete, wurde auch ich eines Tages zu einem solchen Fest eingeladen. Ich gab meinen Beitrag, ging aber, obgleich man mir sehr zusetzte, nicht hin, und zwar nicht aus Schüchternheit, die man hier für Faulheit und bäuerisches Wesen hält, sondern weil ich die Sprache nicht verstand; denn es kam mir abgeschmackt vor, daß ein des Deutschen unkundiger Welscher einen ganzen Tag zwischen Schönen im Bade stumm und sprachlos blos mit Essen und Trinken zubringen sollte. Zwei meiner Freunde hingegen fanden sich wirklich ein, aßen, tranken, tändelten, sprachen durch einen Dolmetsch mit den Frauen, wehten ihnen mit einem Fächer Kühlung zu, kurz belustigten sich sehr. Denn nichts fehlte dem Schauspiel, als Jupiters goldener Regen u. s. w. Ich sah alles von der Galerie, die Sitten und Gewohnheiten dieser Ehrenleute, ihr gutes Essen, ihren angenehmen, zwanglosen Umgang. Wunderbar ist, zu sehen, in welcher Unschuld sie leben und mit welch unbefangenem Zutrauen die Männer zusahen, wie Fremde sich gegen ihre Frauen Freiheiten herausnahmen, nichts beunruhigte sie. — In Platos Republik, deren Vorschriften alles gemeinsam machen, hätten sie sich vortrefflich benommen, da sie schon ohne seine Lehre zu kennen sich so zu seiner Sekte neigen.

Mancher besucht täglich drei bis vier solcher Bäder und bringt dort den größten Theil seines Tages mit Singen, Trinken und nach dem Bade mit Tanzen zu. Selbst im Wasser setzen sich einige hin und spielen Instrumente. Nichts aber ist reizender zu sehen oder zu hören, als wenn aufblühende oder erblühte Jungfrauen, mit dem schönsten offensten Gesicht, an Gestalt und Benehmen Göttinnen gleich, zu diesen Instrumenten singen, dann schwimmt ihr leichtes zurückgeworfenes Gewand auf dem Wasser und jede ist eine andere Göttin der Liebe. Dann haben sie die artige Sitte, wenn Männer ihnen von oben herab zusehen, sie scherzweise um ein Almosen zu bitten; man wirft ihnen, zumal den hübscheren, kleine Münzen zu, die sie mit der Hand oder mit dem ausgebreiteten Linnengewand auffangen, indem eine die andere wegstößt, und werden bei diesem Spiele eben nicht selten alle ihre Reize enthüllt. Ebenso wirft man ihnen auch aus allerlei Blumen geflochtene Kränze hinab, mit denen sie sich das Köpfchen schmücken.

Diese vielfältige Gelegenheit, das Auge zu erfreuen und den Geist zu ermuntern, hatte einen so großen Reiz für mich, daß ich nicht nur selbst täglich zweimal badete, sondern auch die übrige Zeit mit Besuch anderer Bäder zubrachte und ebenfalls Münzen und Kränze hinunterwarf, wie die andern.

Digitized by Google

Denn unter diesem immerwährenden Geräusch von Klang und Gesang war da weder zum Lesen noch zum Denken Zeit; und hier allein weise sein wollen, wäre die größte Thorheit gewesen, zumal für einen, der kein selbstpeinigender Menedem, und dem nichts Menschliches fremd ist. Zur höchsten Lust mangelt freilich noch die Unterhaltung durch Gespräche, die denn doch unter allen die vorzüglichste ist. Mir blieb also nichts übrig, als die Augen an den Schönen zu weiden, ihnen nachzugehen, sie zum Spiel zu führen und wieder zurückzugeleiten. Auch war zum nähern Umgange Gelegenheit da, und so große Freiheit dabei, daß man sich eben um die gewohnte Stufenleiter der Bewerbung, um Gunst und Zuneigung, nicht zu bekümmern brauchte. Außer solchem Genuß gab es noch andern von nicht geringem Reiz. Hinter den Höfen, allernächst an dem Flusse, liegt nämlich eine große, von vielen Bäumen beschattete Wiese. Hier kommt nach dem Essen jedermann zusammen und belustigt sich mit Gesang, Tanz und mancherlei Spielen. Die meisten spielen Ball; aber nicht wie bei uns, sondern Männer und Frauen werfen einander, jedes dem, den es am liebsten hat, einen solchen Ball zu, worin viele Schellen sind. Alles läuft zu, ihn zu haschen; wer ihn bekommt, hat gewonnen, und wirft ihn wieder seinem Geliebten zu; alles streckt die Hände empor, ihn zu fangen; und wer ihn hält, thut, als ob er ihn bald dieser, bald jener Person zuschanzen wollte. Viele andre tausend lustige Ergötzlichkeiten muß ich, der Kürze wegen, übergehen, ich gab dir nur das Pröbchen von einigen, um dir einen Begriff zu machen, was hier für eine große Gesellschaft von Epikuräern sei.

Unzählbar ist übrigens die Menge der Vornehmen und Gemeinen, die, nicht sowol der Cur, als des Vergnügens wegen, von hundert Meilen weit hier zusammenkommen. Alle die lieben, alle die heirathen wollen, oder wer sonst das Leben im Genusse findet, Alle strömen hierher, wo sie finden, was sie wünschen. Viele geben körperliche Leiden vor, und sind nur am Herzen krank. Da sieht man hübsche Frauen die Menge, die ohne ihren Mann, ohne Verwandte, nur im Begleit zweier Mägde und eines Dieners hier anlangen, oder etwa eines alten Mütterchens von Muhme, die sich leichter hintergehen als bestechen läßt. Jede aber zeigt sich, soviel möglich, in Gold, Silber und Edelgestein, so daß man denken sollte, sie wären nicht ins Bad, sondern zu der prächtigsten Hochzeit gekommen. Auch Nonnen, oder richtiger zu reden, floralische Mädchen, Aebte, Mönche, Ordensbrüder und Priester, leben hier in noch größerer Freiheit, als alle übrigen; letztere baden sich wol gar mit den Frauenzimmern, schmücken ihr Haar mit Kränzen, und vergessen alles Zwanges ihrer Gelübde. Alle nämlich haben einerlei Absicht, Traurigkeit zu verbannen, Vergnügen zu suchen, keinen Gedanken zu haben als wie sie des Lebens und seiner Freuden genießen mögen. Keiner bemüht sich, der Gesellschaft

Digitized by Google

etwas zu entziehen, vielmehr ſucht jeder ſein Beſondres allgemein zu machen. Und zum Erſtaunen iſt es, wie bei einer ſo großen Menge, (es mögen immer an die tauſend Menſchen da ſein), bei ſo verſchiedenen Sitten, in einem ſo freudetrunkenen Gemiſch keine Händel, kein Zwiſt, kein Schimpfwort, kein Murmeln, noch Beſchwerde des einen über den andern entſteht. Da ſehen Männer, wie mit ihren Weibern getändelt wird, und treffen ſie mit einem wildfremden Manne unter vier Augen an; das alles bewegt ſie nicht, ſie wundern ſich über nichts.

Schon mehr als einmal hab ich daher die unzerſtörbare Gemüthsruhe dieſer guten Menſchen beneidet, und dagegen unſre verkehrte Denkart verwünſcht, die wir immer klagen, immer begehren, durch keinen Gewinn befriedigt, durch keinen Wucher geſättigt, Himmel und Erde umkehren wollen, um nur Geld zu erwerben. Dieſe Glücklichen hingegen, mit Wenigem vergnügt, leben nur für heute, machen ſich jeden Tag zum Feſte, verlangen nicht nach Reichthum, der ihnen wenig nützen kann, freuen ſich deſſen, was ſie haben und zittern nie vor der Zukunft. Begegnet ihnen je etwas Widriges, ſo tragen ſie es mit Geduld, und ihr größter Schatz iſt der Wahlſpruch: Der lebte, der ſeines Lebens genoß!"

Soweit die gezierte Darſtellung des italieniſchen Staatsmanns. Wol war das funfzehnte Jahrhundert eine Zeit der Ueppigkeit und des raffinirenden Genuſſes, aber was der fremde Mann erzählt, iſt noch nicht ſo arg, als die Art, wie er es ſchrieb.

Welchen Einfluß die Reformation auf das geſammte Volksleben und ſo auch auf die Bäder von Baden hatte, lehrt eine andere Beſchreibung, welche ein ehrlicher Deutſcher, der Doctor der Medicin Pantaleon, ein Basler, Rector der hohen Schule und der philoſophiſchen Facultät, gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſchrieb. Es iſt ein anderer Geiſt und ein anderes Leben aus kleinen Zügen ſeiner treuherzigen Darſtellung erkennbar, von der hier einige charakteriſtiſche Bruchſtücke folgen.

Badeleben um 1580: „Das freie Bad, auch Bürgerbad genannt, iſt unterdem freiem Himmel. Es iſt ſo lang und breit, daß über hundert Menſchen zumal darin baden könen. Ringsherum iſt es mit ſteinernen Platten beſetzt und mancherlei Sitze ſind darin geordnet. Eine Ecke, ein Viertheil des Bades, iſt durch ein hölzernes Gatter verſchlagen und für die Weiber zurecht gemacht. Weil aber oft die gemeinern Weiber dahin kommen, pflegen andere ſich in dem größern Bade aufzuhalten. In dieſem Bad darf jedermann, fremd und heimiſch, umſonſt baden und ſein Ergötzen lang oder kurz darin haben. Vornehmlich kommt an Samſtagen das Volk aus der Stadt und von dem Land in Haufen daher und begehren Mann und Weib ihr Kurzweil zu haben und hübſch zu werden. Hierbei muß man ſich aber hoch verwundern, daß ſie das Schröpfen

Digitized by Google

dermaßen mißbrauchen. Denn es will jedermann schröpfen; und sie vermeinen meistentheils, sie hätten nit gebadet, wenn sie nit voll Hörnlein wie ein Igel hängen. Und doch wäre ihnen oft viel nützlicher, sich Blut zu dem ihrigen zuzukaufen. —

An dem St. Vermabad kommen oft der armen Leute, besonders im Mai, etliche hundert zusammen. Sie müssen aber vorher nach einer Herberge umlugen, damit sie ihr Heimwesen haben und nicht auf der Gasse liegen dürfen, wie denn auch zwei oder drei Herbergen zunächst bei dem Bade vorhanden sind. Die Armen werden durch frommer Leute Almosen täglich erhalten. Sie setzen ihre Schüsseln zu Ringe um das Bad auf die Mauer und bleiben im Bad sitzen, es darf auch keiner seine Schüssel bezeichnen. Dann legt man Geld, Brot, Wein, Suppe, Fleisch oder anderes in die Schüsseln, und niemand weiß, wem diese zugehörig sind. Werden vielleicht große Haufen zugetragen, so theilt der Wächter, der sein Häuslein an dem Bade hat, die Gaben ordentlich aus und ermahnt die Armen, zu beten und sich dankbar zu erzeigen. Darnach geht ein jeder heraus und nimmt, was in seiner Schüssel ist. Weil aber oft hier unter den Rechtschaffenen sich auch viele böse Buben und Lungerer einmischen, die nicht arbeiten mögen, sondern andern Dürftigen das Brot vor dem Munde abschneiden, so wäre nothwendig und nützlich, wenn ein jeder Arme, der sich mit Almosen durchbringen will, einen Schein von seiner Obrigkeit brächte, daß er der Sache bedürftig und das Almosen bei ihm wohl angebracht wäre. Es würden sich dann viele böse Buben schämen. — Wenn die Armen etwas gegen Zucht und Ordnung begehen, werden sie von dem Wächter gestraft und in das Taubhäuslein gesetzt, das unten beim Hause Zum Schlüssel steht. Wenn ihre Badefahrt nach einem Monat geendet ist, mahnet der Wächter sie ab und heißet sie je nach Beschaffenheit ihrer Krankheit hinwegziehen, damit andere Leute Platz haben können. Sie müssen ihm auch bei schwerer Strafe gehorchen.

Der Stadthof ist eine große lustige Herberge mit viel schönen Stuben, Sälen und Gemächern verziert. Daselbst sind zwei große Küchen vorhanden. Die eine gehört dem Herrn Wirth, aus welcher er die Gäste mit ganzen Mahlzeiten oder mit einzelnen Gerichten nach jedes Bedarf speist. Die andere hat einen besondern Koch für alle die, welche selbst einkaufen und ihre Speisen nach ihrem Belieben zu kochen begehren, denn solches ist einem jeden verstattet. In diesem Hof sind acht lustige Bäder, unter denen sind fünfe gemeinsam, die übrigen drei werden gewissen Personen gegen bestimmtes Geld für jede Woche mit den dazu gehörigen Gemächern verliehen. Das erste ist das Herrenbad, in welchem Männer, Edle und Nichtadlige, Geistliche und Weltliche, Jung und Alt, Katholische oder Evangelische ohne alles Disputiren und Zanken friedfertig und freundlich nach und nach zusammenkommen. —

Digitized by Google

Dies Bad ist fast in gleicher Höhe mit dem Hof und wer darin sitzt, kann durch die Thüre hinaus in den Hof sehen und mancherlei Volk besichtigen. Wer in dies Bad will, zahlt zum Einzug zwei Doppelvierer oder einen Angster und drei Kreuzer. Außerdem geben die Mitglieder alle Morgen um sechs Uhr die Suppe *), der Reihe nach eines um das andere, eines viel, das andere wenig, je nachdem einer sich sehen lassen will. Obwol vieles Essen und Trinken in dem Bade nichts nutz ist, so geschieht doch oft, daß viele, die sich um drei oder vier Uhr in das Bad setzen, ein Süpplein nothwendig haben und nicht länger ohne einen Trunk bleiben können. Doch wäre gut, wenn darin eine Ordnung eingerichtet und auf eine Person nicht mehr als ein Maß Wein gegeben würde, das brächte dem Bad einen bessern Ruf und man dürfte dann nicht öffentlich schreiben und in Druck geben, hier wäre ein Schlemmerbad, worin die volle Mette gesungen würde. Denn die Badgenossen können sich nach ihrem Gefallen über diese Sache vereinigen. — Man betet vor und nach der Morgensuppe und danket dann mit einem kurzweiligen Lied dem Wirth, daß er lange in Ehren lebe, bis er wieder (ein Frühstück) gibt. Darauf ernennt man den, welchen die Reihe trifft, zum nächsten Wirthe, setzt ihm einen Kranz auf, und droht ihm in einem Gesange, man wolle morgen zu ihm kommen, mit Pfeifen und mit Trommeln. Doch setzt man an Sonn- und großen Feiertagen die gemeinsame Suppe und den Gesang aus.

In diesem Bad wird ein Schultheiß erwählt durch die Mehrhand der Badgenossen, desgleichen ein Statthalter, Seckelmeister, Kaplan, Schreiber, Großweibel, Kalthans, ein Scherge und Nachrichter, die nach der Suppe zum Gericht zusammensitzen, um Vergehen gegen die Zucht und Ordnung, welche in diesem oder in den andern Bädern dieses Hofes begangen worden, zu strafen und abzustellen. Es muß auch ein jeder Badgenosse dem Schultheiß mit der linken Hand an den Stab geloben, ihm zu gehorchen. Die Bußen, welche fallen, geben sie den Armen oder zum Wein, oder verzehren sie miteinander. So geht ihnen der Morgen in Kurzweil hin. Wenn jemand ausgebadet hat, nimmt er freundlich Urlaub und gibt sein ehrliches Abschiedsgeschenk.

Das zweite Bad ist das Frauenbad, in welchem allerlei ehrbare Frauen und Jungfrauen zusammenkommen. In diesem haben auch die Frauen alle Tage nach der Reihe ihre Wirthin, halten eine fröhliche Suppe, danken der Wirthin und wählen dann mit dem Kranz und fröhlichem Gesang eine andere, wie in dem Herrenbad. Sie haben auch eine besondere Seckelmeisterin, welche in den Seckel ihr Geld und Geschenke nimmt, die sie auch miteinander freundlich verzehren. Wenn aber bei ihnen etwas Ungeschicktes und Strafwürdiges

*) Das Frühstück.

Digitized by Google

vorgeht, zeigen sie es dem Schultheiß und Gericht im Herrenbad an, damit darüber etwas nach altem Brauch erkannt werde. —

In dem dritten Bade, — dem Kessel, — kommt allerlei Volk, Frauen und Männer, an 50 Personen zusammen, sind züchtig und freundlich bei einander und jeder ißt, was ihm gefällt und was er vermag. Doch sind auch diese dem Gericht des Herrenbads unterworfen. Es kann auch jeder aus dem Herrn- oder Frauenbad in den Kessel gehn. Dagegen dürfen die aus dem Kesselbad nicht in jene Bäder gehn, außer wenn sie an der Suppe theilnehmen. Dieses Bad hat eine nützliche Wirkung und werden oft Contracte und Lahme hineingetragen, welche bald darauf frisch und gerade selbst wieder herausgehen; wie im Jahr 1577 einem Fräulein von Waldshut geschehen, welche sich nicht übereſſen und mit Ordnung gebadet hat. —

Das Markgrafenbad wird besonderen Personen verliehen. Der durchlauchtige hochgeborne Jörg Friedrich, Markgraf zu Brandenburg, ist darin auf einem Pferde sitzend gemalt, der daselbst im Jahr 1575 in eigner Person gebadet hat. Wenn ich an dies Bad gedenke, muß ich über einen wunderlichen Scherz lachen, der darin vorgegangen und der Erzählung werth ist.

In dem erwähnten Jahr hatten Bürgermeister und ein ehrsamer Rath de löblichen, weitberühmten Stadt Zürich dem hochgebornen Fürsten von Brandenburg ein ehrliches Badegeschenk von Wein und Hafer zugesandt und Herrn Heinrich Lochmann, dem Bannerherrn von Zürich, befohlen, dies zu präsentiren und zu überantworten. Als nun dieser mit dem Geschenk zu Baden erschien, begab sich, daß der Fürst durch das Bad ziemlich erhitzt und schwach geworden war, so daß er etliche Tage nicht zu der Tafel ging, sondern sich in seiner Schlafstube oder im Bad still hielt. Inzwischen befahl er dem Herzog Johann von Liegnitz und seinen Räthen, die fremden Gäste zu empfangen und ihnen gut anzuschirren. Als man nun so guter Dinge ward und der Bannerherr gern den Fürsten sehen wollte, ward ihm angezeigt, der Fürst nehme jetzt niemand an, sondern halte sich in seiner Schlafstube oder dem Bade auf. Da schwur der Bannerherr und gelobte bei seiner Ehre, er müsse von dem Fürsten angenommen werden und wolle morgen, ehe er abreite, wenn es nicht anders sein sollte, mit Stiefel und Sporn im Bade zu dem Fürsten treten und ihm seine Hand bieten, damit er seiner Obrigkeit anzeigen könnte, er habe den Fürsten gesehen. Da ich nun auch an derselben Tafel gesessen hatte und zu morgen von dem Fürsten aufgefordert war, mit ihm allein zu baden, habe ich dem Fürsten ehrerbietig angezeigt, was sich bei dem Nachtessen für Reden zugetragen und was der Bannerherr gedroht. Dabei erzählte ich dem Fürsten von dem hohen Alter des Bannerherrn und seinem aufrechten, tapfern Gemüth, und bat ihn, daß, wenn so etwas geschehe, Sr. Fürstliche Gnade ihm dies nicht ungnädig aufnähme. Wie wir so zwei Stunden bei-

einandergesessen und mancherlei Sachen miteinander gesprochen, siehe da kommt mein guter alter Lochmann als ein alter einfältiger Eidgenoß daher, wünscht dem Fürsten einen guten Tag, watet mit Stiefeln und Sporn durch das Bad und bietet dem Fürsten die Hand. Ich bemerkte, daß sich der Fürst etwas entfärbte. Darauf trat der Bannerherr zurück und bat den Fürsten, ihm zu verzeihen, denn es sei aus guter Meinung geschehen, er müsse seiner Obrigkeit von der Milde und Freundlichkeit des Fürsten erzählen können. Da hat der Fürst, als ein weiser, wohlberedeter Herr, zuerst der Obrigkeit des Bannerherrn, alsdann auch ihm wegen der Präsentation gedankt, sich auch den Zürchern zu aller Gnade entboten. So hat er ihm auch diese Dreistigkeit verziehen, die aus frommem, treuherzigem Gemüth gekommen, und hat ihm einen großen Becher Wein auf gute Freundschaft ausgebracht. Den Becher habe ich von dem Fürsten empfangen und dem Bannerherrn dargereicht, welcher dem Fürsten Bescheid that und den Becher auf mich ausbrachte. Er ist darauf ganz demüthig und fröhlich von dem Fürsten geschieden." —

So lautet die Erzählung des klugen Pantaleon. Zwar ist er kein Fremder, der unbefangen und neugierig fremde Sitten schildert und wol mag es ihm am Herzen gelegen haben, ein freundliches Bild vom Leben im Bade zu entwerfen. Aber wie seine Persönlichkeit und Auffassung sich von der des Italieners unterscheidet, wenigstens ebensosehr hat sich im Jahrhundert der Reformation die Physiognomie des Bades geändert. Ein größrer Ernst des Lebens, das Gebet, eine organisirte Selbstpolizei, sind nicht zu verkennen. Zumal die letztere, in damaliger Zeit eine allgemein deutsche Erscheinung, verdient Beachtung. Wo die Deutschen sich außerhalb der schützenden Ordnung ihrer Heimath zu längerem Zusammensein vereinigten, ist eine ihrer ersten Thätigkeiten, sich selbst eine Ordnung zu geben und ein Gericht aus ihres Gleichen zu bestellen; so bei Pilgerfahrten, auf der See, Landsleute in fremden Städten, ganz ähnlich, wie hier im Bade. In einem der nächsten Hefte d. Bl. soll dieselbe männliche Gewohnheit und ihr Ceremoniel auf den Meerfahrten genauer dargestellt werden. Uns ist wenig von dieser Fertigkeit unsrer Väter geblieben. — Noch sei bemerkt, daß die Badegeschenke, welche im 16. Jahrhundert den Badereisenden dargebracht wurden, während jetzt die Zurückbleibenden beschenkt werden, zu einer so ausschweifenden Höhe durch Ambition und Luxus emporgetrieben wurden, daß die Regierungen öfter mit Ernst dagegen einschritten.

In dem Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges und Ludwigs XIV. ging vieles von dem verloren, was als Folge der Reformation auch in den Bädern sichtbar geworden war, Ernst und politischer Sinn der Männer, Frömmigkeit der Frauen. Wie Deutschland, so verkümmert auch die Schweiz. Ein engherziges, tyrannisches Patricierregiment, unter den Gehorchenden Man-

Digitized by Google

gel an sicherem Selbstgefühl, Nachäfferei des Fremden, zumal französischer Sitte. Wieder wird die Genußsucht in den Bädern zur Liederlichkeit. Aber selbst diese ist verschieden von dem frivolen, übermüthigen Treiben im 15. Jahrhundert. Der Bürger macht es sich jetzt zur Ehre, sich vor dem abenteuerlichen Cavalier aus der Fremde zu verneigen und seinen Schmarozer zu machen, auch die Koketterie der Frauen ist zudringlicher und gemeiner geworden, und die ziemlich unverschleierten Verhältnisse mit fremden Badegästen zeigen ein leeres Herz und zu oft einen großen Mangel an Scham. Auch aus dieser Zeit ist ein charakteristischer Bericht über dies berühmte Bad von einem leichtfertigen Franzosen, de Merveilleur, aus einem Zweig der deutschen Familie Wunderlich erhalten (Amusemens des Bains de Bade, etc. London 1739).

Badeleben am Ende des 17. Jahrhunderts. „Man hatte uns viel von dem glänzenden Auftreten des französischen Gesandten zu Baden während der schweizer Tagsatzung*) erzählt und wir hofften einen Fürstenhof zu finden, aber der gegenwärtige Gesandte gleicht in nichts seinen Vorgängern. Er hat keinen Pagen, — der Graf de Luc hatte sechs, wie man mir sagte, ebensoviel Secretäre und ebensoviel Kammerjunker. Der jetzige hat Secretäre, die, wie man versichert, Bediente gewesen sind und keine Kammerjunker. Seine Vorgänger hielten offene Tafel von 30 Couverts mit drei Gängen, und speisten so alle Morgen und Abende, um den Schweizern Ehre zu erweisen. Der jetzige läßt seine Tafel zu einer Art Gabelfrühstück (Ambigu) decken: Suppe, Braten, Zwischengericht, Nachtisch; einmal wie das andre, man ißt dort nichts Gutes und nichts Warmes. Für eine Schüssel von Silber würde man sechs von seinem Zinn geben. Die Fremden und die Sweizer scheinen damit nicht zufrieden. Aber was kümmert das uns! Wir leben mit unsren Bernerinnen und speisen vortrefflich. Sie möchten sich gern einige Lieblinge des Bachus aus ihrer Stadt vom Halse schaffen, worunter der Sohn eines Abgeordneten ist, wir werden versuchen, diese loszuwerden, wenn wir können."

„Wir kommen wenig nach der Stadt, alles was hier Distinction hat, geht auf die Promenade, wo man sich gut unterhält. Da manche Städte der Schweiz Moden haben, welche den französischen gar nicht ähnlich sind, wie die Tracht der Frauen von Basel, Luzern, Zürich und aus andern entfernteren Cantonen, so erhält man den Eindruck einer recht fröhlichen Maskerade, wenn alle Badegäste zum Tanz versammelt sind. Die Schweizer, Männer und Frauen, sind sehr der Galanterie ergeben. Die Frauen von Zürich haben fast gar keine Gelegenheit sich zu amüsiren, als die Badezeit zu Baden, und sie wissen diese

*) Die Tagsatzung wurde damals zu Baden gehalten, weil die fremden Diplomaten sich dort am besten unterhielten.

Digitized by Google

Gelegenheit nach Möglichkeit zu benutzen. Ist der französische Gesandte nicht in Baden und hält er nicht offne Tafel, so ist das Amüsement nicht eben groß. Jeder Schweizer, von einiger Bedeutung, war so gewöhnt, alljährlich zu Baden bei den Gesandten gute Mahlzeiten zu halten, daß man sehr mißvergnügt die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleicht. Die Mütter erzählen ihren Töchtern von dem Vergnügen, was man in früherer Zeit zu Baden hatte, und die jungen Mädchen werden dadurch angespornt, auch sich einiges davon zu verschaffen. Sie arbeiten mit besten Kräften darauf los und die fremden Cavaliere, welche die Einfalt dieser jungen Bürgerinnen aus den besten Häusern der Nachbarstädte zu benutzen wissen, stehn sich gut dabei. Denn es sind Töchter von Magistratspersonen, denen die Mittel nicht fehlen, in Baden zu verschwenden, und ihre Heirathen mit Söhnen ihres Landes sind sogut wie abgemacht, mit solchen, welche auf Staatsstellen speculiren, deren Ertheilung häufig von den Vätern dieser Mädchen abhängt; so kommt es, daß die kleinen Galanterien im Bade keine Störung in die Verabredungen bringen, welche über ihre Verheirathung getroffen sind." —

„Der Minister erwies uns die Ehre einer Einladung, er lud uns zu einem Essen mit mehrern Damen. Unter andern waren zwei Mademoisellen S— aus Schaffhausen dort, Töchter von guter Familie. Die eine hat mehr als einen Cavalier verwundet. Man unterhielt sich an diesem Tage sehr gut, ja man gewann sogar silbernes Tafelgeschirr in einer Lotterie. Der Gesandte fand Mademoiselle S. reizend und hielt sie fast den ganzen Ballabend auf seinen Knien, obgleich er noch am Fuße litt. Der Tanz hatte bei den Demoisellen eine Wirkung, welche sehr in Erstaunen setzte. Sie hatten tüchtig getanzt, folglich waren sie sehr warm geworden, da spazierten die Läuse an den Locken ihrer schönen Haare herunter. Das war ein wenig unangenehm. Die Mädchen hatten aber eine so schöne Haut, daß man sich ein Vergnügen daraus machte, ihnen das Gewürm zu entfernen, sobald etwas davon zum Vorschein kam. Die Quellen von Baden erzeugen dergleichen bei jungen Personen. Auch setzen die Deutschen Puder auf Puder, ohne sich jeden Tag gründlich zu kämmen." —

Diese Demoisellen waren nicht die einzigen Schönheiten dieses zufälligen Balls, es waren sehr schöne Frauen mit ihren Männern und Anbetern dort. Auch die Züricher Damen wären gern dabei gewesen, aber ihnen war nicht erlaubt das Haus des französischen Gesandten zu besuchen, weil ihr Canton der Erneurung des Bündnisses mit dem Könige feindlich war; ja es war für einen Züricher ein Verbrechen auch nur das Hotel von Frankreich zu betreten. Deshalb gingen ihre Frauen und Töchter nur in den Gärten des Gesandten spazieren, dieser verfehlte nicht, sich ebendaselbst in einem Lehnstuhle niederzulassen, auf Rechnung seines Fußleidens. Jede Eintretende kam ihm eine

Digitized by Google

Verbeugung zu machen und das verschaffte ihm das Vergnügen jeder von diesen schönen Bürgerinnen einen Kuß zu geben, Müttern und Töchtern."

Dies fade und abgeschmackte Treiben hörte allmälig um das Ende des vorigen Jahrhunderts auf. Noch bevor das Fieber der französischen Revolution die Völker Europas ergriff, änderten sich die Formen des gesellschaftlichen Verkehrs und noch mehr der Sinn der Menschen. Wol war das bürgerliche Leben noch zum Erschrecken nüchtern, steif, philiströs, aber eine stille Sehnsucht nach größrer Freiheit, das Bedürfniß nach neuen Gedanken und tiefrer gemüthlicher Anregung war allgemein geworden. Sogar die umherziehenden Cavaliere und Abenteurer konnten nicht mehr mit der alten Frivolität die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit ihrer Zeitgenossen ausbeuten, sie mußten größre Ansprüche erfüllen und als Freimaurer, Wunderthäter, Mitglieder mystischer Gesellschaften in die Geldbeutel anderer zu greifen suchen. Und so werde denn am Schluß aus dem am Anfang erwähnten Buch das Badeleben kurz charakterisirt, wie es am Ende des vorigen Jahrhunderts war.

Badeleben am Ende des 18. Jahrhunderts. Die Magistratspersonen standen bei der Bürgerschaft in einer hohen Achtung und suchten dieselbe auch durch ein sehr abgemessenes Betragen zu unterhalten. Bei solcher Anhänglichkeit an das Formenwesen war es in jener Zeit eine Haupt- und Staatsaction, mit gehörigem Anstand nach Baden zu fahren. Man machte zuvor bei Verwandten und Bekannten Abschiedsbesuche, als wäre es um eine weite Reise zu thun. Die vornehmen Leute von Zürich bestellten so früh als möglich ihre Absteigquartiere im Hinterhof, um sich nicht mit der gemeinern Bürgerclasse zu vermischen, welche damals im Stadthof einkehrte. Der begüterte Handwerker, den man daselbst antraf, ward noch mit dem Titel „Meister" und in der zweiten Person der Mehrheit begrüßt, und die patrizischen Familien hielten sich ausschließend aneinander. Gleich nach der Ankunft stattete man sich Ceremonienbesuche ab, verbeugte sich tief und ehrerbietig voreinander und beobachtete streng die übliche Etikette. Es ward mehr gravitätisch einhergeschritten, als leicht gegangen, und die freiere Bewegung junger Leute als Abweichung von der Regel betrachtet. Man zeigte sich auch in Baden immer bestmöglich standesmöglich gekleidet und selbst das Negligé war ausgesucht und kündigte die Wichtigkeit der Person an. Die Herren erschienen des Morgens in Schlafröcken von Wollendamast, aus deren weiten Aermeln die Manschetten von feinem Battist auf die Hände hervorguckten, und die Badehren (Badmäntel) beider Geschlechter waren mit Spitzen besetzt und wurden, nach dem Bade, um zu trocknen, auf den Stangen vor den Zimmerfenstern hoffärtig zur Schau ausgebreitet. In Zürch hemmten, klug für jene Zeit berechnete, aber oft bis zur Uebertreibung gesteigerte Sittengesetze die Fortschritte des Aufwandes. Die Stoffe waren genau vorgeschrieben, in welche beiden Geschlech-

Digitized by Google

tern sich zu kleiden erlaubt war. Die Frauenzimmer wurden besonders streng im Auge behalten und ihnen war verboten: „Alles Tragen von Blonden, Fransen, Spitzen (Kanten) von Leinwand und Seide, ausgenommen an Hauben; alle durchbrochene Stickerei; alle Kleider von Flor; alle Garnirungen, mit Ausnahmen derjenigen vom gleichen Stoffe des Kleides. Den Weibspersonen, sagte das Kleidermandat weiter, wird zwar, auf Zusehen hin, bewilligt, die Haare zu fristren, doch solle über die Frisuren nichts anderes, als ein einfaches seidenes Band aufgeheftet werden mögen; folglich das Tragen der sogenannten Togquets, aller Federn und anderer Haarzierrathen gänzlich verboten sein.“ Ferner: „Das Tragen aller geschmelzter und in Miniatur gemalter Arbeit von Conterfaitlenen oder anderer Vorstellungen.“ Den Männern waren nicht nur alle Oberkleider von Seide oder Sammt, sondern selbst die Futter von dergleichen Stoffen verboten; ferner alle Gold- und Silberstoffe und Bordirungen, alle gallonirten oder gestickten Pferdedecken und Schabraken, ausgenommen an den Quartiermusterungen, und beiden Geschlechtern ganz besonders und bei 50 Pfund Buße das Tragen aller ächten oder nachgemachten Juwelen. Das von der Regierung aufgestellte Tribunal, welches diese Gesetze abfaßte und zu handhaben beauftragt war, hieß die Reformation. Indeß erstreckte die Gewalt der Reformation sich nicht über die Grenzen des Cantons hinaus, obgleich sie in einem eigenen Artikel der Mandate dieselbe auch auf diejenigen Züricher ausdehnen wollte, welche sich in der übrigen Eidgenossenschaft und besonders in Baden aufhielten. Allein hier ließ man sich nichts vorschreiben und entschädigte sich für allen Zwang, indem man sich gerade mit demjenigen vorzüglich behing, was bei Hause verboten war. Manche hoffärtige Herren und Damen schafften sich, für eine Badenfahrt von wenigen Wochen, Gegenstände des Luxus an, die ihnen das ganze übrige Jahr unnütz waren, und prunkten damit, den etwa anwesenden Reformatoren zum Trotz. Gallonirte Kleider, welche einst in der Fremde gedient hatten, kamen aus den Schränken, worin sie seit Jahren unbenutzt verwahrt gewesen, hier wieder an das Tageslicht. Die wenigen von den Aeltermüttern geerbten Juwelen wurden aus ihren Futteralen gezogen, Ohren, Hals und Brust damit geschmückt, und beim zierlichen Anfassen der Kaffeetasse der kleine Finger möglichst ausgestreckt, um den, mit Smaragden, Rubinen oder gar mit einem strahlenden Diamant versehenen Ring recht sichtbar in die Augen spielen zu lassen. Im größten Galla zogen die, wie Altäre aufgeputzten Gestalten, in den schmutzigen Höfen und Gängen umher, bewunderten und ließen sich bewundern und kamen damals, um ihren Staat nicht zu verderben, in dieser herrlichen Gegend selten weiter, als auf die Matte oder bis in die Comödie. Es war eine steife, verschnörkelte Zeit! Daß junge Leute beiderlei Geschlechts oft zusammen, bis tief in die Nacht hinein, vielleicht mehr tanzten, als heut

Digitized by Google

zu Tage, daß die Herren dem Bacchus mitunter kräftig opferten, und alle sich, nach ihrer Art, auch tüchtig lustig machten, versteht sich von selbst. Alle Honoratioren, einige schon geputzt, andere noch in der ausgesuchtesten Morgenkleidung, versammelten sich gewöhnlich vor dem Essen im Hinterhofe, um einen kleinen runden steinernen Tisch, das Täfeli genannt, wo sie in der Regel sich auch nach der Mahlzeit wieder einzufinden pflegten. Hier ward mit Gemüthlichkeit alles in die Länge und Breite beschwatzt, keine Neuigkeit unbehandelt gelassen, und mancher sinnreiche, feinverblümte Scherz gewagt nnd angehört. Die Heimfahrt von Baden geschah meistens auch sehr abgemessen und langsamen Schrittes. Nach vielfachen, breiten und wortreich abgeleierten Empfehlnngs- und Abschiedsformularen, endlich in die schwerfälligen Kutschen verpackt, fuhr man im Schritt, langsam und noch aus dem Schlage rechts und links salutirend, die Halde hinauf." —

Jetzt hat Baden in der Schweiz einem nahen Rivalen innerhalb der deutschen Grenzen sein altes Privilegium, das eleganteste Weltbad zu sein, abtreten müssen, es ist ein ehrlicher, bescheidener Sommeraufenthalt geworden, der sich wenig von einem halben Hundert ähnlicher Institute unterscheidet. Noch kann man, nicht in Baden selbst, aber in andern Badeorten der Schweiz die uralte Einrichtung, daß die von gleichem Geschlecht zusammen in demselben Bassin baden und sich dabei in ungezwungener Weise amüsiren, beobachten, und noch jetzt stehen in dem leuker Bad die Galerien um das Bad, von denen aus jeder Fremde die Badenden beobachten kann. Aber das Treiben der Menschen hat auch für diese Wochen des Müßiggangs andere Formen angenommen, und die bekränzten Mädchen Poggios, die kostbaren Suppen aus der Zeit Pantaleons, die leichtsinnigen Patriciermädchen, welche mit fremden Cavalieren trotz Bräutigam und Vater von Bad zu Bad ziehen, sind verschwunden, und vergessen ist das langweilige Ceremoniell, durch welches die einzelnen Stände sich wie Kasten voneinander abschlossen. — Wie man auch in allen diesen Perioden des Badelebens die gute alte Zeit suchen, wir finden nur wenig, was wir zurückzusehnen ein Recht haben.

Klaus Groth und Otto Speckter.

Aus Hamburg.

Das letzte Jahrzehnt hat auf dem Gebiete der zeichnenden Künste eine Reihe von Instituten und Productionen entstehen sehen, welche denselben eine größere Popularität erworben haben. Die Kunstvereine und die zahllosen Illu-

Digitized by Google

ſtrationen zeugen von einer Bewegung des philiſtröſen Dünkels, wie der herzlichen, naivfriſchen Theilnahme, von ſelbſtzufriednem Dilettantismus und kindlicher Empfänglichkeit, womit eine Menge gelungener Arbeiten von dem größern Publicum begrüßt und unter demſelben eingebürgert wurden. Die unendliche Genügſamkeit in dieſen Genüſſen, welche die Majorität unſers Publicums, und zwar nicht nur des fiebelleſenden, noch vor einigen Jahrzehnten auszeichnete, iſt vollſtändig geſchwunden.

Sieht man in der Reihe der Illuſtrationen von Ludwig Richters berühmten Productionen aus weiter zurück, ſo treffen wir faſt im Anfang dieſer ſo erfreulichen Bewegung ein kleines, liebenswürdiges Buch, die erſte Ausgabe der „funfzig Fabeln mit Zeichnungen von Otto Speckter.“ So beſcheiden die Aufgabe geſtellt war, ſo wird man doch wenig ähnliche populäre Arbeiten finden, in denen ſie vollkommen gelöſt ward. Für alle Naturen, in denen der Drang des Schaffens nicht eine unwiderſtehliche und unverſiegbare Schickſalsmacht iſt, die aber im Guten, Schönen, Wahren reſolut zu leben mit ihren beiden Beinen auf dieſe Erde geſtellt ſind, für dieſe ſind ihr eignes Leben und ihre irdiſche Umgebung der einzig geſunde Boden, aus denen ſie in Liebe und Haß die Anſchauungen für ihre Kunſt ziehen. Leider ſieht man nur zu häufig ſolche Talente in unabläſſigem Kampfe der Philiſtroſität gerade vor den Kopf rennen, andere ihr endlich die unſelige Conceſſion der Eleganz und des Geſchmackvollen machen und man würde wirklich meinen, daß nur das Genie den Fluch künſtleriſchen Berufs ohne Verderben zu tragen vermöchte, wenn uns nicht zuweilen glückliche Naturen begegneten, die unter des Nordens traurigen Nebeln, ja mitten zwiſchen Börſe und Bank, die Pfade künſtleriſcher Production doch mit ernſter Kraft zu wandeln nicht müde werden. Die entſchiedenen Fortſchritte, welche das künſtleriſche Intereſſe in neuerer Zeit auch zu Hamburg gemacht, ſind zum Theil erreicht durch die glückliche Vereinigung ſolcher friſchen und unverzagten Menſchen. Uns will es manchmal bedünken, als ſei das Gebäude der patriotiſchen Geſellſchaft, Bünaus wunderliche, geiſtreiche und vielbekrittelte Arbeit, jenes moderne Stück Quatrocento mitten in dem urpraktiſchen Hamburg, mit ſeinen engen Pförtchen, mit ſeinen pittoresken, aber unpraktiſchen Treppen und Bogen nur das Wahrzeichen für die heimliche Stelle, wo in Hamburg, unten in der hochgurtigen Kellerſtube, trotz alledem die deutſche Kunſt ihr unverwüſtliches Bergmannsleben treibt. Es gehören hier freilich geſunde geiſtige Lungen, ein ſcharfes Auge, ſicherer Blick, die Luſt am kleinſten Erfolg, Nüchternheit und Beſchränkung in den Aufgaben, Humor, Fleiß und Feuer für die Ausführung zum guten Erfolg. Dann freilich iſt an Stoffen kein Mangel. Der breite, trübe Fluß mit ſeinen unförmigen Marſchen und Haiden, die großen und kleinen Städte des norddeutſchen Proteſtantismus, die vierſchrötige, ſchwerfällige Bevölkerung, das gefegte und geputzte Haus ſelbſt und Hund und Katze, das

Digitized by Google

ganze nüchterne, ſhausbackene und wohlhäbige Leben wird für die ſpecifiſch norddeutſche Künſtlernatur zu einer unergründlichen Fundgrube geſunder Stoffe. Es iſt nicht die ariſtokratiſche Stall- und Boudoiratmoſphäre der engliſchen, nicht der traditionelle Humor und Vortrag der niederländiſchen Kunſt, es iſt ihr Schaffen mitten aus der Bürgerlichkeit ohne Reminiscenzen herausgeſchöpft. Hier iſt die Popularität ein natürliches Reſultat. Wenn wir die Arbeiten von Kauffmann, Hardorf, Häſelich, die Zeichnungen von Speckter, die Mappen der Gebrüder Gentzler durchgehen, ſo wird es wahrſcheinlich, daß dieſe tüchtigen und fleißigen Kräfte ſich verzehren und verflachen würden, wenn ſie eben nicht dieſe Stoffe ſo derb zu packen und zu verarbeiten Luſt und Muth behielten.

Man mag ſich leicht vergegenwärtigen, mit welchem Behagen grade in dieſen Kreiſen Klaus Groths plattdeutſche Gedichte begrüßt wurden. Es war ein überaus glücklicher Gedanke der Verleger, für die Illuſtration derſelben in dem nächſten heimiſchen Künſtlerkreis ſich nach einer paſſenden Kraft umzuſehen. Das Reſultat der getroffenen Wahl liegt jetzt zum Theil vor in

Quickborn von Klaus Groth. Mit Holzſchnitten nach Zeichnungen von O. Speckter. Erſte Abtheilung. Hamburg, Perthes, Beſſer & Maucke. 1856. 25 Bogen 8. —

Groths Arbeit hat ſofort bei ihrem Erſcheinen ſehr häufig den Vergleich mit Hebels alemanniſchen Gedichten aushalten müſſen, hier wird auch der Vergleich mit Richters Illuſtrationen unabweisbar zur Hand liegen. Es würde ungerecht ſein, nicht vorweg erinnern zu wollen, welche Schwierigkeiten der techniſchen Behandlung für ein ſolches Werk in Hamburg zunächſt zu überwinden waren. Wie ſehr man darüber Herr geworden, das muß der Referent den Technikern anzuerkennen überlaſſen.

Schon bei Vergleichung der Dichter, Groth und Hebel, ſtellt ſich heraus, daß, ſo ſcheinbar gleich beider Unternehmen iſt, die Löſung ſich nicht nur durch die Verſchiedenheit des Materials anders geſtalten mußte. Es iſt mit den Dialekten wie mit den Menſchen: für das Alltagsleben hat jeder Sterbliche ſein Signalement! es bildet ſich von ihm als Bild ein Complex von Urtheilen, in dem die öffentliche Meinung mit ungeſchickter Hand ſolange herumtappt, bis nur einige leichtfaßliche Züge ſtehen bleiben, aber ſo gewiß dieſe Züge irgendwie aus ſeinem Weſen ſtammen, ſo gewiß ſind ſie dies Weſen nicht ganz. Doch wird das Publicum immer mit beſonderer Genugthuung den von ihm Signaliſirten in einer dem Signalement entſprechenden Thätigkeit ſehen. Hebel nur hat mit graziöſem Geiſt den alemanniſchen Dialekt für den Charakter von Treuherzigkeit und Schalkhaftigkeit verwandt, den der Süd- und Norddeutſche einmal als das Signalement dieſes Stammes acceptirt haben. Man vergißt, daß in derſelben

Ecke im Elsaß und Baden Landsknechterei und militärische Verwegenheit, die Lust am politischen und am kriegerischen Abenteuer, Frechheit und Bravheit seit den Zeiten der Hohenstaufen bis auf diesen Tag heimisch waren; ist diese kindlich treuherzige Art je in dem Munde jener Geschlechter gewesen, mit denen Kaiser Rudolph die Welt erobern wollte und die sie mit Napoleon eroberten? Wir wollen dem verdienten Ruhme Hebels nicht zu nahe treten, wir wollen nur bezeichnen, daß Groth sich eine andere Aufgabe stellte. Denn das Plattdeutsche ist nun einmal der Pierrot der deutschen Dialekte. Groth wollte nicht nur die traditionelle Physiognomie des Dialekts für seine Zwecke verwerthen, er wollte den ganzen innern Gehalt, möglichst individualisirt, ganz zu Tage fördern. Es ist hier nicht unsre Aufgabe, zu wiederholen, wie wohl ihm das gelungen. Die Erzählung „Ut de Marsch" ist aus dem „Vertelln" aufgenommen, die Priameln und Rimeln sind ganz neu.

So hatte auch Ludwig Richter neben Hebel, und Speckter neben Groth eine andere Aufgabe zu lösen. Die Liebenswürdigkeit und Sicherheit, so wie der Reichthum von Richters Productivität hat sich vielleicht nirgend, wir nehmen einzelne Blätter zu Bechstein aus — so schlagend manifestirt als eben in den Illustrationen zu Hebel. Es ist der Ton freundlicher Treuherzigkeit, zierlicher Schalkhaftigkeit, in dem der Dichter und der Zeichner ihre Idyllen entworfen, jene poetische Humanität, die den rheinischen Hausfreund jedem Verhältniß seine neckische und lehrreiche Seite abgewinnen läßt und es ist derselbe Geist, mit dem Ludwig Richter sich im Märchen von Machandelboom ebensowol wie in Horns Spinnstube zurecht findet. Speckter hatte im Quickborn eine andere Färbung vor Augen zu führen, jene kleinen, engen Räume des norddeutschen Familienlebens, vom Entenhof und Sperlingsnest nicht zu sprechen, in dem sich die Gestalten von Mutter und Kind, Mädchen und Knecht ruhig und freundlich nebeneinander bewegen; aber dahinter streckt sich draußen die lange, ewigbewegte, einsame Küste mit ihren Wracks und ihren Ertrunkenen mitten hinein in die Idylle des Alltagslebens und dazwischen zuckt das geisterbleiche Licht der ruhelosen Seelen, nicht die behaglichen Verdammten, wie sie sich bei Vater Musäus barbiren lassen, sondern ein unsicherer und unheimlicher, irrer Schein, den Groth so spukhaft vor uns zittern läßt. Und hinter der bewegten und doch so stillen Gegenwart endlich liegen die alten, großen Schlachtfelder mit ihren fast unerhörten Spannungen und Erfolgen, die großen Heldenleiber von Henningstädt und auch der blasse Märtyrer Heinrich von Zutphen. Uebersieht man diese Fülle höchst eigenthümlicher Aufgaben, so muß man zuerst die Mäßigung anerkennen, mit welcher der Künstler die Stoffe gewählt, die einzelnen ausgeführt und besonders das Arabeskenartige behandelt hat. Daß er in einigen, namentlich landschaftlichen Bildern, deren viele so überaus gelungen, Richters Einfachheit noch mehr hätte zum Muster nehmen sollen,

Digitized by Google

ſcheint uns unleugbar; aber im Ganzen hat er eine glückliche Selbſtbeherrſchung eingehalten und doch dabei die Aufgabe, dem Dichter in die Individualität von Land und Volk reſolut nachzufolgen, mit Glück gelöſt. Die Vignette zur Lootſentochter, die fünfte zu Peter Kunrad, ſind ihm z. B. landſchaftlich beſonders gelungen, die zum Fiſcher ſteht neben dem grothſchen Gedicht faſt zu gleichberechtigt, aber überaus liebenswürdig da. Es wird wenig geiſtreichere und tüchtigere Arbeiten in unſrer ganzen Illuſtrationenliteratur geben als das luſtige Frontiſpiz zu den „Priameln" und „Rimeln", es iſt das eine von den Stellen, wo der Illuſtrator, was ihm ſelten vergönnt wird, ſich, und mit Recht, erlaubt hat, den eigenthümlichen Geiſt einer ganzen Species, mit der er ſichs recht behaglich machen will, einmal zuſammenzufaſſen und im Großen zu conſumiren. Der wohlbejahrte Schalk, der aus dem wunderlich hieroglyphirten Fenſter herausſchaut, trägt das Behagen des Künſtlers, der ihn nachſchuf, auf der Stirn.

Unſerm Künſtler Schritt vor Schritt nachgehen hieße die Geduld der Leſer erſchöpfen und ihnen eine eigenthümliche Freude, wenn auch nur zum tauſendſten Theil, vorwegnehmen. Wir würden aber unſrer Aufgabe nicht nachkommen, wollten wir die Vignette zur „letzten Fehde" übergehen, in der Speckter noch mehr als in den vorhergehenden eine hiſtoriſche Aufgabe, an der gewiß viele geſcheitert wären, mit wahrer Genialität gelöſt hat. Hier iſt eine große hiſtoriſche Compoſition einfach auseinandergelegt: in der Mitte die Unterwerfung ſchwörende Landsgemeinde, vor ihr Reiſige, Knechte und Geſchütz, über ihr im Hintergrund die Feldherrn, der Prediger mit dem Capitulationsbrief und dahinter die ferne Linie des Meereshorizonts. Das Ganze iſt leicht und ſicher in dem Stil der Zeit gehalten und Speckter hat hier eine ganz neue Seite ſeiner künſtleriſchen Fähigkeit ſchlagend documentirt.

Die ganze Arbeit iſt nicht nur die Arbeit eines bedeutenden, einzelnen Talents, ſie darf auch als ein beſonders erfreuliches Beiſpiel der Art gelten, in der in Hamburg ein Kreis tüchtiger Männer unter keineswegs günſtigen Verhältniſſen mit gutem Muth und Erfolg weiter ſtrebt. Beſſer als jede Charakteriſtik wird der zierliche Band nachweiſen, daß auch hier im Norden die deutſche Kunſt in dem beſten Sinne des Worts populär zu ſchaffen verſteht.

Schleswig-Holſteiniſche Briefe.

Dritter Brief.

Schleswig, den 7. Juni.

Ich hatte Ihnen in meinem letzten Schreiben eine Beſchreibung Rendsburgs zugeſagt, werde aber mein Verſprechen nur unvollſtändig erfüllen können.

Digitized by Google

Das Intereſſanteſte an der Stadt, das Kronwerk, iſt bis auf geringe Reſte abgetragen, zu den übrigen Feſtungswerken verwehren die däniſchen Schildwachen den Zutritt, und an der Stadt als ſolcher iſt nicht viel zu ſchildern. Ich kann daher kurz ſein.

Rendsburg iſt mit ſeinen elftauſend Einwohnern an Größe die dritte Stadt Holſteins. Obwol fern von der See gelegen, hat es als Mittelpunkt des Verkehrs auf dem Kanale, der die Nordſee mit dem baltiſchen Meere verbindet, und als Knotenpunkt der cimbriſchen Eiſenbahnen eine nicht unwichtige handelspolitiſche Bedeutung. Nächſt Altona ferner iſt es der am meiſten genannte Fabrikort in den Herzogthümern. Namentlich ſpielen die Erzeugniſſe der hart bei der Stadt befindlichen Karlshütte, eines der größten Eiſenwerke Norddeutſchlands, im Handel eine bedeutende Rolle. Bis auf den unſeligen Umſchwung der Verhältniſſe beſtand Rendsburg aus drei Theilen: Altſtadt, Neuwerk und Kronwerk. Die Altſtadt, auf einer Inſel, die von der ziemlich breiten und ſehr tiefen Eider beſpült wird, erbaut und rings mit grün beraſten Wällen umgeben, iſt eng, winklig und unfreundlich im Innern. Giebelhäuſer und nackte Ziegelmauern herrſchen auch hier vor. Das Straßenpflaſter iſt ſchlecht. Hin und wieder ſtehen Linden vor den Thüren. Das Neuwerk, auf dem ſüdlichen Ufer des linken Flußarmes gelegen, iſt weitläufiger und würde einer Belagerung keine erheblichen Schwierigkeiten entgegenſtellen. Sehr ſtark dagegen war zu allen Zeiten das dem Norden zugekehrte Kronwerk, von dem jetzt nur ein weiter Sandplatz mit einigen Vertiefungen und Erhöhungen übrig iſt, welche an die einſt hier drohenden Schanzen erinnern, in wenigen Wochen aber völlig dem Boden gleich gemacht ſein werden.

Es iſt merkwürdig genug, daß die Dänen nicht eher zu dem Bewußtſein gelangten, wie der Platz eigentlich gegen ſie erbaut war. Nicht weniger merkwürdig aber iſt es, daß die deutſchen Regierungen keinen energiſchern Einſpruch einlegten, als Dänemark durch den berüchtigten Archivrath und Urkundenverdreher Wegener den Beweis zu führen unternahm, Rendsburg ſei eine ſchleswigſche Stadt, und als es an die Zerſtörung des Kronwerks ging, wodurch die Feſtung allein von Werth für Deutſchland war. Die Sache iſt zu neu, als daß ich nicht vorausſetzen dürfte, es ſei Ihren Leſern noch im Gedächtniß, daß Rendsburg nicht nur für das Schickſal Schleswig-Holſteins entſcheidend iſt, ſondern auch die ganze Niederelbe und mit ihr die Haupthandelsſtadt Deutſchlands, Hamburg, beherrſcht und in ſeiner militäriſchen Bedeutung überhaupt erſt bei Magdeburg die Grenze hat. Ebenſo klar wurde damals der Rechtspunkt nachgewieſen.*) Aber man war damals in Preußen in der Lage,

*) Vrgl. Warnſtedt: „Rendsburg eine holſteiniſche Stadt und Feſtung“. Kiel 1850, eine Schrift, in welcher urkundlich dargethan iſt, daß Rendsburg von 1350 bis auf die neueſte

Digitized by Google

Vieles opfern zu müſſen. Der Kelch war bitter, aber Rußland erhob drohend den Zeigefinger.

Damit ſei dieſe klägliche Geſchichte vorläufig abgethan. Später gebe ich Ihnen bei Gelegenheit einmal die Details der Manier, in welcher die Dänen die deutſchen Diplomaten in Betreff des offenkundigen, unumſtößlichen Rechts Holſteins auf Rendsburg zu täuſchen bemüht waren. Für jetzt ſei es nur noch erlaubt, die Biographie eines der Helfershelfer bei dieſem ſchmählichen Handel anzufügen. Sie kann zeigen, welchen Schlags die Geſellen in der Lügenſchmiede ſind, in der unter der Leitung Meiſter Wegeners die Beweiſe für Dänemarks Recht angefertigt wurden. Ich glaube, es war in den dreißiger Jahren, als ſich ein gewiſſer Oſtwald im Herzogthum Lauenburg als Advocat niederließ. Man ſagt, er habe ſich dieſe Gegend gewählt, weil ihm das Examen in Schleswig-Holſtein zu ſchwer vorgekommen ſei. Was ihm an Kenntniſſen fehlte, erſetzte er durch intriguantes Weſen. Die erſte Probe davon bekam ihm indeß übel. Er hetzte die Bauern eines Kirchſpiels bei Ratzeburg zum Proteſt gegen die völlig legal abgehaltene Wahl ihres Predigers auf, und die Folge war, daß ſein fernerer Aufenthalt dort unmöglich wurde. Er warf nun ſeine Augen auf Kopenhagen, wo damals Chriſtian der Achte einen Kreis von ſpeculativen Genies um ſich ſammelte, die um ſo angenehmer waren, je weniger ſie Bedenken beſaßen. Oſtwald ſtellte ſich dem Könige zur Verfügung, und dieſer, deſſen geübter Blick in ihm ein brauchbares Subject erkannte, betraute ihn ſofort mit Nachforſchungen in den geheimen Archiven. Das Reſultat des in ihn geſetzten Vertrauens waren Vorarbeiten zu dem Offnen Briefe. Unter dem jetzigen Könige ſetzte Oſtwald ſeine Beſtrebungen fleißig fort und machte mitunter dem erwähnten Wegener Concurrenz. Der Lohn ſeiner Arbeiten muß ihm jedoch der Wichtigkeit derſelben nicht entſprechend geſchienen haben. Denn im Jahre 1851 bot er der preußiſchen Regierung an, ihr gegen eine entſprechende Belohnung in Baarem aus den kopenhagener Archiven nachzuweiſen, daß ſämmtliche in Betreff Rendsburgs, ſowie verſchiedener Theile Südſchleswigs und Fehmarns von deutſcher Seite erhobene Anſprüche durchgehends begründet ſeien. Das Anerbieten des getreuen Dieners wurde abgelehnt — wol deshalb, weil man ohnedies von dem Rechte genügend überzeugt war und blos der Gewalt wich. In Kopenhagen aber gab man, als die Speculation bekannt wurde, dem Verräther ſtatt einer Wohnung auf der Feſtung eine Gehaltszulage, damit nicht ökonomiſche Verlegenheiten ihn wieder in Verſuchung führen möchten, und gegenwärtig iſt er als Juſtizrath im Miniſterium für Holſtein angeſtellt.

Zeit ſtets und in allen ſeinen Theilen als zum Herzogthum Holſtein gehörig angeſehen worden iſt.

Digitized by Google

Eine so milde Beurtheilung offenbarer Verletzung der Amtspflicht wird Sie Wunder nehmen. Diejenigen, welche die Verhältnisse in Kopenhagen kennen, wundern sich nicht darüber. Unter den dort einflußreichen Persönlichkeiten bekannt werden, heißt das Staunen verlernen.

Geschichten von der kopenhagner Dame und ihrer Tafelrunde, mit denen ich ebenfalls aufwarten könnte, eignen sich aus mehren guten Gründen hier nicht zur Mittheilung. Dagegen steht der Aufstellung des Porträts einer ihrer Paladine wol umsoweniger etwas im Wege, als jeder Pinselstrich an demselben als völlig naturgetreu gelten kann und als es andrerseits wünschenswerth ist, daß die deutschen Zeitungen, in denen besagter Ritter bisweilen eine Lanze für Dänemark und „Dänemarks Genius" bricht (wir könnten diese Blätter namhaft machen) über das Gesicht, das hinter dem Visir steckt, über Ahnen und Wappen desselben aufgeklärt werden. Die Geschichte zeigt zugleich, daß diejenigen im Unrecht sind, welche meinen, nur in der Türkei passire es noch, daß aus einem Lump ein vornehmer Mann würde.

Jonas, der Sohn eines mecklenburger Juden, trieb in seiner Jugend das bescheidene Gewerbe eines Hausirers mit Band und Schnürsenkeln. Hochstrebenden Geistes hielt er dabei die Grenzen dessen nicht inne, was die gemeine Welt als Begriff des Eigenthums bezeichnet. Er beging mit andern Worten einen Diebstahl und zwar einen qualificirten. Die Leute im mecklenburger Staatsschiffe dachten darüber ungefähr so, wie die Schiffer, die seinen Namensvetter, den Propheten, so übel behandelten. Sie hielten ihn für gefährlich, warfen ihn über Bord und der Walfisch des Zuchthauses kam und verschlang ihn auf ein Jahr. Als er ihn nach Ablauf dieser Zeit wieder ausgespien, war der ehemalige Bandjude, Gottes Wunder! plötzlich Doctor und wie er sich genauer besah, sogar Professor geworden. Als solcher setzte er sich flugs hin und schrieb ein Buch: „Die Seele ist unsterblich" — ein sehr löbliches Unternehmen, nur Schade, daß der Verfasser beim Sammeln von Subscribenten wieder in seine alte unrichtige Ansicht von erlaubtem Verdienst verfiel und sich infolge dessen verschiedener Schwindeleien schuldig machte. Auf Grund dessen wurde er in Altona bestraft. Eine Anklage auf Sodomie bewirkte, daß der Professor der Unsterblichkeit von Hamburg ausgewiesen wurde. Er verschwand auf einige Zeit und man glaubte ihn schon in Amerika, als sein Name plötzlich im hannoverschen Polizeiblatte auftauchte, wo er wegen Betrugs steckbrieflich verfolgt wurde. Man konnte seiner nicht habhaft werden.

Mehre Jahre ließ er nun nichts von sich hören. Leute, die sich seiner von Altona her erinnerten, behaupteten zwar, den Verschollenen in Kopenhagen gesehen zu haben, aber bestimmte Nachrichten wurden erst während des Kriegs über ihn erlangt, wo er, der in der dunkeln Zwischenzeit das Vertrauen Christians VIII. zu gewinnen gewußt und in ähnlicher Weise wie Ostwald Ver-

Digitized by Google

wendung gefunden hatte, die deutsche Presse zu Gunsten Dänemarks zu bearbeiten versuchte, wobei er, wenn wir nicht irren, als Candidatus Theologiä auftrat. Seine Glanzperiode endlich trat mit dem Aufgehen des Sterns der Gräfin Danner ein. Mit der ihm eignen Spürkraft hatte er rasch herausgefunden, daß hier Geschäfte zu machen seien und so war er einer der ersten, welche sich diesem Abendstern Dänemarks als Trabanten anschlossen, die Verklärung desselben in den Zeitungen besorgten und sich durch andre ähnliche Dienste nützlich machten. Er stieg immer höher in der Gunst der genannten Dame, ward in ihrem und des Königs Auftrag mehrmals als eine Art geheimer Gesandter in delicaten Angelegenheiten verwendet, ging in außerordentlicher Mission nach Gotha und Paris, um gegen den Wunsch des Ministeriums Oerstedt die Aufnahme der Gräfin in die betreffenden Staatskalender zu bewirken, wobei er des noch nicht erloschenen Steckbriefs halber an ersterm Orte ganz bescheiden, in Paris dagegen in Uniform und mit Orden geschmückt auftrat und wurde für diese und andere Leistungen mit dem Titel eines Kammerraths belohnt.

Seltsame Bestätigung des Sprichworts, nach welchem ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt!

Ich kehre nun nach dem rendsburger Bahnhofe zurück. Derselbe ist, wie ich höre, ein blos interimistischer. Seine definitive Stelle soll er auf dem Platze bekommen, wo einst das Kronwerk sich erhob. Es ist fast, als habe die Nemesis grade diesen Ort wählen heißen. An dem Punkt, wo früher nur ein Vertheidigungswerk Deutschlands gegen Dänemark stand, erbaut man statt dessen in gewissem Sinne ein Angriffsmittel jenes friedlichen Eroberungskriegs, in welchem die deutsche Kraft und der deutsche Reichthum unabläßig und unaufhaltsam von Hamburg aus den Norden zu erobern bestimmt ist. In der That, ein eignes Geschehen, das nichts weniger als von blos symbolischer, sondern, wie mit Händen zu greifen, von allerrealster Bedeutung ist.

Die Bahnstrecke zwischen Rendsburg und der Station beim Klosterkrug, wo die Chaussee nach Schleswig abzweigt, führt durch eine ungemein trostlose und öde Gegend. Fast nichts als Haideflächen und Torfstiche begegnen dem Auge. Zur Rechten erheben sich in einiger Entfernung die hüttner Berge. Links streckt sich, mitunter von einem Wassergraben, zuweilen von einem kleinen See unterbrochen, ohne bemerkenswerthe Erhebung die rothbraune Haide mit ihrem Moose und ihrem Gestrüpp von Zwergweiden und Sandhafer. Man begreift sehr wohl, daß diese trübselige Ebene vom Aberglauben mit allerlei gespenstischen Gestalten bevölkert und unter andern auch als Tanzplatz der Heren in der Walpurgisnacht aufgefaßt wurde und ich war freudig überrascht, als nach kurzer Fahrt der Schaffner uns, die wir nach Schleswig wollten, aussteigen hieß.

Im Wagen war mir ein kleines Abenteuer begegnet, welches ich nicht

Digitized by Google

unerzählt lassen mag, da es einen weitern Beleg zu der Stimmung liefert, die hier zu Lande in Bezug auf die Dänen herrscht. Auf dem Sitze mir gegenüber hatte ein Ehepaar mit einem hübschen Knaben Platz genommen. Als Freund aller hübschen Kinder tändelte ich mit dem Kleinen. Die Eltern schienen es gern zu sehen, und so wurde aus der Unterhaltung mit dem Knaben, der ganz brav und ohne alle Schüchternheit antwortete, ein freundliches Verhältniß zu Vater und Mutter. Da gab mir ein böses Ungefähr einen Gedanken ein, der allem Verkehr sofort ein Ende machte. Ich fragte den Kleinen, ob er bald in die Schule gehen werde, und als er das bejahte, knüpfte ich daran die Bemerkung: „Nun, so wirst du wol auch hübsch fleißig Dänisch lernen wollen?“ Die Wirkung der unüberlegten Frage war eine augenblickliche. Die Mutter fuhr zusammen, wie von einer Natter gebissen. Der Vater warf mir einen stummen Blick tiefster Verachtung zu. „Komm mein Kind!“ sagte die Frau und nahm mir den Knaben vom Schoße. „Setze dich hierher,“ fügte der Mann hinzu, „und flenne nicht, du brauchst nicht Dänisch zu lernen.“ Damit hatte unsre Bekanntschaft ein Ende. Man hielt mich offenbar für einen Dänen. Die Eisenbahn war nicht der Ort zu einer Erklärung des Sinns, in dem ich die unglückliche Bemerkung gethan hatte, und so blieb es bei der Entfremdung, von der ich nicht recht wußte, ob ich mich mehr über sie freuen oder ärgern sollte.

Am Bahnhofe beim Klosterkruge bekam ich die ersten Gendarmen zu Gesicht, Reiter mit lichtblauen Uniformen, rothen Aufschlägen und Tschakos, bewaffnet mit Säbel und Pistolen. Nur das Herzogthum Schleswig hat deren, doch sollen sie demnächst auch in Holstein eingeführt werden. Dieselben bestehen aus 150 reitenden und 20 Fußgendarmen, werden von 2 Rittmeistern, 7 Premierlieutenants, 25 Wachtmeistern und 5 Sergeanten befehligt, die ihrerseits wieder unter einem Inspector stehen. Das Institut, welches nach deutschen Vorbildern geschaffen ist und in Deutschland von Verständigen als nothwendige Staatseinrichtung geachtet sein würde, gilt hier selbst bei den Verständigsten als eine bloße Landplage. Es ist, sagt man, nicht sowol zur Abwehr der Diebe, als zur Einschüchterung der honetten Leute gegründet. Schon die Stärke des Corps zeigt in Vergleich mit der Kleinheit des Landes, daß andere Zwecke, als die Sicherung desselben vor Beeinträchtigung des Eigenthums bei Schöpfung desselben maßgebend waren. Noch mehr wird dies zum Bewußtsein gebracht durch die Bemerkung, daß sämmtliche Offiziere, sowie ein großer Theil der Unteroffiziere und Gemeinen Dänen sind und wenn die verschiedenen Stimmen, die ich auf dem Lande sowol wie in der Stadt über die Sache hörte, sich einmüthig dahin äußerten, die Gendarmerie bekomme ihren Gehalt lediglich dafür, daß sie ihre Pferde striegle, die Knöpfe ihrer Montur blank halte, die Sauvegarde der in den gemischten Districten unter dem Titel

Digitized by Google

von Pastoren wirkenden, dänischen Landvögte und Polizeiverwalter bilde und nach Kundgebungen schleswig-holsteinischer Gesinnung umherspionire, so ist der Schluß wol ziemlich gerechtfertigt, es sei mit Errichtung des Instituts im Ganzen und Großen nur eine mildere Form der Besetzung des Landes mit dänischen Soldaten und eine bequemere Handhabe zur Danisirung des Herzogthums beabsichtigt worden.

Die Entfernung der Stadt Schleswig von der Station beim Klosterkrug beträgt eine halbe Meile. Warum man die Bahn nicht näher an der Stadt vorbeiführte, ist nicht wol abzusehen und vielleicht haben diejenigen Recht, welche behaupten, es sei aus Abneigung gegen das „Hauptnest der Aufrührer" unterblieben. Sei dem aber, wie ihm wolle, die Schleswiger stehen im Begriffe, sich die ihnen bisher vorenthaltenen Vortheile durch Anlegung einer Zweigbahn zu verschaffen und die Concession dazu wird ihnen auf die Dauer nicht verweigert werden können.

Der Weg nach der Stadt führt durch eine Lücke im Dannewerk, das sich als ein grasbewachsener, an manchen Stellen noch gegen 40 Fuß hoher Erdwall auf der Ebene erhebt. Dieses alte Grenzbollwerk Dänemarks, nach einigen von dem Könige Gottfried zur Zeit Karls des Großen, nach andern von der Königin Thyra Danebod, der Gemahlin Gorms des Alten, nach dem siegreichen Zuge Kaiser Heinrichs I. angelegt, nach einer richtigeren Ansicht aber von Gottfried begonnen, von Thyra erweitert und von Waldemar I. und der schwarzen Margarethe bis zu seiner gegenwärtigen Ausdehnung fortgeführt, hat in den Kriegen zwischen Deutschland und Dänemark eine wichtige Rolle gespielt. Harald Blauzahn trotzte hinter ihm eine Zeitlang dem Kaiser Otto II., der mit einem großen Heere heranzog, um die Dänen mit Waffengewalt dem Kreuze zu unterwerfen. Knud VI. vertheidigte es mit Glück gegen Friedrich Barbarossa. Es zieht sich in einer Länge von mehr als zwei Meilen und in der Richtung von Osten nach Westen hin. Oestlich endigt es an einem Seitenbusen der Schlei, dem sogenannten Selker Noor, westlich lassen sich seine Spuren bis in die Nachbarschaft von Hollingstedt verfolgen. Drei Burgen, eine an seinem östlichen Ende, eine ungefähr in der Mitte und eine im äußersten Westen, dienten zu seiner Verstärkung. Nur ihre Erdwälle und Gräben bestätigen noch die Sage, die von ihnen berichtet. Als unter der Königin Margaretha Schleswig von Dänemark getrennt wurde und eigne Herzöge erhielt, ließ man das Dannewerk als nunmehr bedeutungslos verfallen, die Mauer, welche Waldemar I. vor einem Theile desselben aufgeführt hatte, wurde von den Bauern der umliegenden Dörfer abgefahren und zum Bau ihrer Häuser und Ställe verwendet, an andern Punkten ebnete allmälig der Pflug den Wall und wo die Wartthürme und Palissaden der Thyraburg gestanden, rauscht jetzt der

Digitized by Google

Wind, der von der Kropphaide heraufweht, in den Wipfeln eines hochstämmigen Waldes.

Welche Rolle das Dannewerk in den letzten Kriegen mit Dänemark gespielt hat, daß es in dem Treffen bei Schleswig, am 23. April 1848, nach tapferer Gegenwehr von den Preußen erstürmt wurde und daß es später, als durch Willisens Energielosigkeit Schleswig verloren worden, das Centrum der dänischen Stellung bildete, ist bekannt.

Die Phantasie des Volkes hat den alten Wall mit zahlreichen gespenstigen Gestalten bevölkert, die zum Theil an historische Persönlichkeiten, zum Theil an mythische Wesen anklingen. Dieselbe Göttin, die im südlicher gelegenen Deutschland am Oster- oder am Pfingstmorgen hier und da ihrer unterirdischen Behausung entsteigt, nnd die ihr begegnenden Glücklichen beschenkt, kämmt auf der Thyraburg noch jetzt bisweilen, in eine Königin oder Prinzessin verwandelt, ihr goldenes Haar. In einem andern Theile des Dannewerkes, dem sogenannten Krummwalle, läßt sich alle sieben Jahre eine silberne Tafel, besetzt mit goldenen Tellern, Schüsseln und Kannen sehen. Wer sie aber holen will, der wird durch die Erscheinung eines feurigen Mannes mit großen schrecklichen Augen verjagt, welcher auf einem glühenden Stuhle sitzt. In einem Hügel bei Kurburg soll König Dan mit seinem Throne und seinem Leibrosse begraben sein. In einem andern, nicht weit entfernten Hünengrabe liegt ein deutscher Fürst, den die Königin Margaretha, der Sage zufolge, im Zweikampf durch Truglist tödtete.

Endlich ist es diese Fürstin selbst, welche der Aberglaube an das Dannewerk und seine Umgebung gebannt sein läßt. Sie war bekanntlich ein männliches, willenskräftiges Weib, welches in schwierigen Zeiten das Reich Dänemark mit Klugheit und Energie regierte und die Vereinigung der scandinavischen Länder zu Stande brachte. Demungeachtet weiß die Sage in Dänemark nur wenig von ihr zu erzählen. Destomehr hat sich ihr Andenken in Schleswig erhalten, wo sie mit wechselndem Glück gegen die holsteinischen Grafen Krieg führte und das verfallene Dannewerk wieder befestigte, welches nach ihr auch Margarethenwall genannt wird. Liebling des Volkes wurde sie aber auch hier nicht. Ihre dunkle Gesichtsfarbe, die ihr in Dänemark den Namen „Sorte Grete" zuzog, ihre schwarze Wittwentracht, ihr hastiges, ungestümes Wesen, nach dem sie „Spraenghest" genannt wurde, die Strenge, die sie allenthalben bewies, die schweren Arbeiten, die sie auferlegte (man sagt, die Soldaten, welche beim Bau des Dannewerks beschäftigt waren, hätten die Erde dazu in ihren Helmen herzutragen müssen), ganz besonders aber ihr unweiblicher Sinn mißfielen dem Volke. Dieses sagte ihr allerlei Ruchlosigkeiten nach, beschuldigte sie, sich bei Ausführung jener Befestigung des Beistands böser Geister bedient zu haben, und ließ sie dafür an dem Orte des Frevels spuken. Man sieht sie

Digitized by Google

daher des Nachts häufig zwischen der Oldenburg bei Haddeby und dem Ende des Walles bei Hollingstedt in ihrem schwarzen Kleide, auf einem weißen Zelter sitzend und gefolgt von weißen Gestalten über das Dannewerk hinjagen. Hat jemand auf dem Damme Pflanzungen angelegt, so verwüstet sie dieselben; denn sie mag es nicht leiden, daß man mit dem Pfluge über die Schanze geht, die sie zur Vertheidigung des Reichs aufgeworfen hat.

Noch im Jahre 1844 ist sie in dieser Gestalt einer Magd erschienen, welche dort Kartoffeln ausgrub. Seitdem aber hat sie sich wol nicht wieder blicken lassen; denn als ich die Strecke von Bustorf bis zum Selker Noor besuchte, fand ich den größten Theil derselben in Fruchtfelder verwandelt. Es wäre in der That auch schlimm für die Leute, sich beim Betrieb ihrer Angelegenheiten noch von gespenstischen Dänen hineinreden zu lassen, wo die Dänen von Fleisch und Bein ihnen das Leben schon sauer genug machen.

Hart hinter dem Dannewerk führt die Chaussee durch die stattlichen Gehöfte von Bustorf, zwischen denen sich rechts hin und wieder Durchblicke auf das Thal der Schlei und die am Norduser derselben gelegenen Theile von Schleswig öffnen. Ein Damm, der einen links sich zwischen grünen Hügeln hinziehenden Teich von den feuchten Wiesen an der Schlei trennt, bildet den Zugang zu der Stadt selbst. Am Thorhause hielten dänische Dragoner Wache. Am Gestade des Teichs erhebt sich über dem Grabe der Dänen, die im Treffen des 23. April 1848 fielen, ein Obelisk.

Ich werde Ihnen nun in der Kürze zunächst die äußere Gestalt und Physiognomie, die Lage, die interessanteren öffentlichen Gebäude und Anstalten Schleswigs zu schildern versuchen und im nächsten Briefe die Resultate meiner Erkundigungen nach den Zuständen und Verhältnissen mittheilen.

Schleswig ist eine der ältesten Städte Norddeutschlands. Sein Ursprung verliert sich in der Zeit der Sagen. Früher eine Hauptopferstätte der Angeln, vielleicht auch der Wohnplatz ihrer Könige, worauf wenigstens eine Stelle im Beowulf hindeutet, war es im neunten Jahrhundert einer der wichtigsten Stapelplätze auf der Handelsstraße zwischen England und den baltischen Reichen. Daß es in den ältesten Urkunden häufig auch Hatheby oder Haidebu genannt wird, scheint die Vermuthung zu rechtfertigen, daß es in der Urzeit nicht auf dem nördlichen, sondern auf dem südlichen Ufer der Schlei gelegen habe, wo noch jetzt unter einem Hügel mit den Trümmern der Burg der deutschen Markgrafen das Dörfchen Haddeby mit seiner alterthümlichen Kirche steht. Im Mittelalter muß Schleswig als Wohnsitz der Herzöge, die hier mehre Burgen hatten, sowie der Bischöfe, welche außer dem Dome verschiedene kleinere Kirchen und eine Anzahl von Klöstern und Kapellen erbauten, einen stattlichen Anblick gewährt haben und zugleich ein lebhafter Ort gewesen sein. Gegenwärtig ist schon seit geraumer Zeit kann man es weder stattlich noch lebhaft nennen.

by Google

Der Dom hat die beiden Thürme, die ihn schmückten, verloren. Die übrigen Gotteshäuser sind bis auf zwei abgebrochen. Von den fünf Schlössern ist nur noch das alte Gottorp übrig. Die Hofhaltungen der Herzöge, die Bischöfe mit ihren Capiteln sind längst verschwunden. Die Seichtheit der Schlei gestattet nur kleinen Schuiten das Heraufkommen bis zur Stadt, und so ist dieselbe einer der stillsten Orte in den Herzogthümern. Fabriken von Bedeutung sind nicht vorhanden. Nur die starke Garnison bringt einiges Leben in die Gassen, auf denen man oft Strecken von hundert Schritt von einer Biegung bis zur andern gehen kann, ohne einer Seele zu begegnen und ohne einen Laut zu vernehmen.

Die Lage Schleswigs dagegen ist ungemein anziehend. Aus drei Theilen, der Altstadt, dem Lollfuß (das heißt: der Fußsteig zur Lollokapelle) und dem Friedrichsberge bestehend, zieht es sich, im Rücken von sanften Hügeln überragt, vor sich grüne Wiesen und die himmelblaue Schlei, umgeben von Gärten wie ein meilenlanges Hufeisen von rothen Dächern und weißen Mauern am Wasser hin. Der Ausdruck „meilenlang" ist buchstäblich zu nehmen. Die Stadt besteht bis auf die Lücke in ihrer Mitte, wo das Schloß Gottorp sich erhebt, aus einer einzigen großen Straße, die nur in der Altstadt einige Nebengassen hat, und erfreut sich infolge dessen einer Länge, welche der Ausdehnung der Hauptdurchfahrten Londons fast gleich kommt. Einwohner hat Schleswig zwischen elf- und zwölftausend, die sich jetzt, wo dem Orte der Charakter der Hauptstadt und alle wichtigeren Beamten genommen sind, lediglich von dem Verkehr mit den benachbarten wohlhabenden Landstrichen nähren. Einst waren es Fürsten, dann ihre Statthalter und Diener, welche hier Wohlstand verbreiteten, jetzt sind es die Bauern von Angeln und Schwansen, die, in den letzten Jahrzehnten zu Reichthum gelangt und mit den Bedürfnissen des Luxus bekannt geworden, die Hauptquelle des Verdienstes für die Bürger Schleswigs bilden. Und man sieht es den saubern wohnlichen Häusern und den behaglichen Haushaltungen der Stadt eben nicht an, daß der Wechsel der Nahrungsquelle einen beträchtlichen Unterschied zwischen Einst und Jetzt im Gefolge gehabt hätte.

Reizende Spaziergänge findet man hier allenthalben, wohin man den Fuß wendet. Doch kann besonders auf die Allee auf der Kante der Hügelreihe über dem Lollfuß, wo sich eine herrliche Fernsicht über die Schlei und ihre Ufer gewinnen läßt, und auf die bezaubernd schönen Schattengänge unter den Buchenwipfeln des Thiergartens aufmerksam gemacht werden. Ein gutes Gesammtbild von Schleswig bietet sich von den Höhen über Haddeby.

Von den öffentlichen Gebäuden ist nur der Dom und das Schloß Gottorp sehenswerth. Unter den öffentlichen Anstalten verdient das Taubstummeninstitut, noch mehr aber das große Irrenhaus einen Besuch.

Digitized by Google

Der Dom ist in germanischem Stil erbaut, macht indeß, da er thurmlos ist und blos ein kleines Glockengehäuse hat, keinen besonders großartigen Eindruck. Das Innere ist unter Christian dem Achten restaurirt worden und wirkt in diesem neuen Kleide recht gefällig. Sehr gut ist die Orgel. Der Hauptschatz der Kirche aber besteht in ihrem Altarschrein — einem der herrlichsten Holzbildwerke der Welt. Wenn ich nicht irre, bedauerte es Goethe tief, nicht dazu gekommen zu sein, dieses Kleinod mittelalterlicher Kunst zu sehen. Schon seinethalben verlohnt sich eine Reise hierher. Es ist eine Perle in ziemlich unscheinbarer Schale, es ist ein Raphael in Holz. Von Meister Hans Brüggemann von Husum in einem Zeitraum von neun Jahren ausgeführt und 1521 vollendet, stellt es in 22 Feldern mit 385 Hauptfiguren das Leiden und den Tod des Erlösers dar. Alles, die einzelnen Gestalten, die Gruppirung, die Anordnung der Felder, die symbolischen Gestalten über und neben dem eigenthümlichen Bilde, der Arabeskenschmuck der Nischen und Spitzbögen selbst trägt entschieden den Stempel des Genius, und selbst das Kleinste und scheinbar Unbedeutendste läßt die Tiefe und den Reichthum, sowie die technische Ausbildung des Geistes bewundern, dem dieses Meisterwerk der Holzschnitzkunst sein Dasein verdankt.

Schloß Gottorp liegt ungefähr in der Mitte der Stadt, zwischen Lollfuß und Friedrichsberg. Es ist ein sehr ansehnliches Gebäude, dessen Bauart aber seinem Alterthume nicht entspricht. Einst die Wohnung von Herzögen und Königen ist die ehrwürdige Stammburg des dänischen und russischen Herrscherhauses jetzt zu einer prosaischen Kaserne geworden. Auch hierbei mag die fanatische Sucht zu nivelliren und der Haß der Dänen gegen Schleswig im Spiele gewesen sein, ein Haß, der nichts schont, nichts achtet, selbst das Andenken an die Ahnen seiner Könige nicht. Man wollte eine der Erinnerungen an die Zeit auslöschen oder wenigstens trüben, wo Schleswig eigne Herzöge gehabt hatte, und man scheute sich zur Erreichung dieses Zweckes nicht, den Ort, wo die Wiege des Hauses Gottorp gestanden, in einen Dragonerstall zu verwandeln. Wenn dies unter einem demokratischen Ministerium geschehen wäre, so wäre daran nichts Erstaunliches, daß die Maßregel aber unter Oersted beschlossen wurde, dem die Neue preußische Zeitung das Zeugniß ihres Wohlgefallens wiederholt ertheilt hat, darf billig Wunder nehmen.

Das Taubstummeninstitut und das Irrenhaus sind Anstalten, welche noch jetzt beiden Herzogthümern gemeinsam sind. Daß man grade sie schleswigholsteinisch bleiben ließ, während man anderwärts selbst in dem Namen der geringfügigsten Dinge das Andenken an die Untrennbarkeit der Herzogthümer auszurotten bestrebt war, erscheint bei einem Blicke auf ihre Bestimmung wie bittrer Hohn.

Das erstere der beiden Institute ist mit einer Druckerei verbunden, wird

Digitized by Google

von einem Vorsteher und sechs Lehrern geleitet und hatte bei meinem Besuche 93 Zöglinge. Die Einrichtungen sind zweckmäßig.

Größeres Interesse bot ein Gang durch das Irrenhaus, welches durch seine palastartigen Gebäude zu den Zierden der Stadt und durch die Zahl seiner Pfleglinge — es befinden sich hier zwischen fünf- und sechshundert Geisteskranke — zu den großartigsten Anstalten seiner Art überhaupt gehört. Die Lage der Gebäude auf dem Kamme der Höhen zwischen der Altstadt und dem Dorfe St. Jürgen ist bezaubernd schön. Dieselben zerfallen in ein Männer- und ein Frauenhaus, eine Nebenanstalt für unruhige Kranke und ein Oekonomiegebäude, welches sich durch eine große, höchst zweckmäßig eingerichtete Dampfküche auszeichnet. Die Kranken sind in drei Verpflegungsclassen eingetheilt, welche verschiedene Preise zahlen. Da das Institut eine Landesanstalt für Schleswig-Holstein ist, so sind diese Preise für Irre, die aus den Herzogthümern eintreffen, nur 87, 160 und 320 Thaler, während das Ausland für dieselben Classen 300, 600 und 1200 Mark, also ungefähr das Dreifache zu entrichten hat. Dänemark und Lauenburg aber sind in dieser Beziehung als zum Auslande gehörig angesehen. Die Anstalt nimmt nicht nur heilbare Kranke auf, sondern verpflegt auch unheilbare. Sie hat ein nicht unbeträchtliches eignes Vermögen. Doch haben die Neubauten der letzten Jahre gegen hunderttausend Thaler gekostet. Die Freiheit ist auffallend wenig beschränkt, und da keine Mauern die Gärten umgeben, so kommen bisweilen Entweichungen vor. Drei Aerzte sind mit der Aufsicht und Behandlung der Kranken betraut.

Wir besuchten zunächst das Haus der unruhigen Kranken, vor welchem unsern in einer Art Hof mehre abscheulich verzerrte Gesichter zum Theil dumpf brütend, zum Theil murrend und schimpfend umherstanden. Einer lag, den Kopf in die Hände gestemmt, im Sande. Ein anderer forderte fluchend seine Befreiung aus dem „Narrenkäfig". Ein dritter mit einem vollkommenen Löwengesichte ging, die Hände auf den Rücken gebunden, mit hastigen Schritten auf und ab. Es war ein Anblick, als ob man in einen Bärengarten hinabsähe. Heiterer, wenn hier überhaupt von Heiterkeit zu reden erlaubt ist, waren die Scenen, als der Assistenzarzt, nachdem er uns die Oekonomie gezeigt, uns in die Zellen und Säle des Männerhauses führte. Gleich der erste Irre, der uns begegnete, war ein lustiger Gesell, der uns die Hände schüttelte, unserm Führer erzählte, daß er heute sehr fleißig gewesen und 450,000 Ziegel getragen, und schließlich — eine Bitte, die von den meisten gethan wurde, — sich als Belohnung dafür die Erlaubniß ausbat, nach Hause gehen zu dürfen. Ein Stück davon schritt ein alter dänischer Offizier mit einer gewaltigen Meerschaumpfeife gravitätisch hin und her. Er trug einen langen weißen Bart, und aus der Brusttasche des bis zum Hals zugeknöpften Rockes hing als Ordenszeichen ein Uhrgehänge mit rothen Kirschen. Mit barschem Ton forderte er,

Digitized by Google

nachdem er uns militärisch begrüßt, seine sofortige Entlassung, da er nun bereits zwanzig Jahre hier zurückgehalten worden sei. Weiterhin bat ein Schiffszimmermann, ihm zu helfen, da die Königin von England ihn durchaus heirathen wolle, und die Norweger ihn deshalb verfolgten. Nicht fern von ihm verlangte ein blasser junger Mann Postpferde, um nach Altona reisen zu können, wo er Rathsherr werden sollte. „Fragen Sie nur meine Mutter," sagte er zu dem Arzte, der dies bezweifelte, „die weiß, daß es wahr ist." Auf dem Corridor des Stockwerks, wo die vornehmen Kranken wohnen, warf uns ein Mann in schwarzem Ballanzuge einen Blick souveräner Verachtung zu. Es war der Prinz von Dänemark, ein früherer Advocat. In einem Eckzimmer studirten mehre einen Brief mit vielen Kreuzen, den einer von ihnen direct vom Himmel bekommen hatte. Die friedlichste Erscheinung von allen war ein alter Ingenieur, ein wunderliches Männchen in einem blauen Frack à la Schwalbenschwanz, welcher alle Wände seiner Zelle von oben bis unten und in Ermanglung mehren Raums selbst einen Theil der Decke mit Tabakspfeifen austapeziert hatte und sich fortwährend mit der Lösung schwieriger Rechnenexempel beschäftigte, die er sich selbst aus den Buchstaben eines alten Katechismus construirte. Wir fanden ihn in der besten Laune, denn eben hatte er wieder „einen Leviathan gefangen". Leviathane oder Wallfische nämlich nannte er die besonders schweren unter den Aufgaben, die er sich stellte.

Ueber die Scenen im Frauenhause, wo sich ein eleganter Conversations- und Betsaal befindet, lassen Sie mich schweigen. Sind schon gemüthskranke Männer ein trauriger Anblick, so ist die Verzerrung weiblicher Züge, der man hier namentlich im Saale der Blödsinnigen begegnet, das Grauenvollste, was sich in diesem Bereiche denken läßt, und es war erwünscht, daß unser Begleiter seinen Besuch in diesen Räumen nach Möglichkeit abkürzte. Wir wollten eben das Männerhaus, durch dessen Hof wir zurückkehrten, verlassen, als ein stämmiger Bursche uns mit wüthendem Blick nachgesprungen kam, dem Doctor die geballte Faust unter die Augen hielt und von ihm, indem er ihn mit du anredete, seine augenblickliche Entlassung verlangte. Wir Andern waren betroffen. Der Arzt aber blieb kaltblütig. Er kannte seinen Mann, und ohne auf die Forderung einzugehen, fragte er: „Nicht wahr, du warst Trompeter in der schleswig-holsteinischen Armee?" — „„Freilich, Doctor, freilich, war ich das,"" antwortete der arme Bursche. „Nun, so verhalte dich hübsch ruhig, und wir werden sehen, ob dus nicht wieder werden kannst." Der Unglückliche war schon bei der Frage plötzlich freundlich und gelassen geworden. Das Versprechen machte ihn zahm wie ein Lamm. So folgt die Liebe zu dem, was die Vergangenheit schuf, selbst bis in den Irrsinn hin. Die einzigen Lichtblicke, die das Gemüth des armen Jungen erhellten, waren die Erinnerung an Schleswig-Holstein und sein Heer.

Digitized by Google

Villemain und Napoleon I.

Souvenirs contemporains d'Histoire et de Littérature par Villemain. —

Auf die unbeschränkte Preß- und Redefreiheit, welche die Februarrevolution Frankreich brachte, ist seit dem Gelangen Ludwig Napoleons zur Herrschaft ein Zustand gefolgt, in dem kein Wort des directen Tadels gegen die Regierung laut werden darf und nur beifälliges und oft überschwengliches Lob der von der Regierung besoldeten Volksvertreter und der auch ohne Censur unter strenger Zucht gehaltenen Presse zu vernehmen ist. Nur indirect macht sich die Opposition hörbar und sie geht hauptsächlich von den Männern aus, die man die Blüte der Intelligenz Frankreichs nennen kann und die seit der Restauration nicht ohne Ruhm und mit nur zu kurz dauerndem Glück für die Begründung einer gemäßigten politischen Freiheit in ihrem Vaterlande gekämpft haben. Sie blicken natürlich mit Schmerz auf eine Zeit zurück, wo sich im freien, lebendigen Spiel der gegenüberstehenden Kraft der politische Charakter des Einzelnen und der Nation fühlte, und können sich nicht mit einer Zeit aussöhnen, welche gehorsames Schweigen in willenloser Unterwürfigkeit als einzige Mannestugend gelten lassen möchte. Da sie aber die bestehenden Zustände nicht offen kritisiren dürfen, so versuchen sie Satiren auf die Gegenwart, indem sie dieselbe mit Epochen früherer Freiheit vergleichen oder auf die ursprüngliche Begründung der Macht des gegenwärtigen Inhabers der Regierungsgewalt zurückgehen und auf die Herrschaft des ersten Napoleons und den wahren Werth der von ihm erworbenen Gloire grelle Streiflichter fallen lassen. Zu dieser Classe von Büchern gehören Villemains Souvenirs contemporains d'Histoire et de Littérature, deren zweiter und letzter Band im Sommer dieses Jahres erschienen ist. Villemain, unter Ludwig Philipp zweimal Unterrichtsminister, gehörte schon als junger Professor der Beredsamkeit an der Sorbonne seit 1816, wie seine Collegen Cousin und Guizot zu denjenigen, welche die französische Jugend für die Formen der Repräsentativregierung begeisterten und die Herstellung einer parlamentarischen Regierung möglich machten und selbst unter Ludwig Philipps eigennütziger Herrschsucht durchzuführen versuchten. Ein Theil seines Buches beschäftigt sich mit den schönen Flitterwochen der constitutionellen Freiheit unter Ludwig XVIII., dem einzigen französischen Fürsten, der in aller Aufrichtigkeit mit der Verfassung regieren wollte; der andre Theil bespricht die glanzvollen Zeiten, wo der erste Napoleon scheinbar auf der Höhe seines Ruhms stand, wo aber schon, obgleich nur sehr wenigen sichtbar, der Wurm an dem Riesengebäude seiner Herrschaft nagte, der sie zum schmählichen Sturze brachte. Die Mittheilungen, die uns Villemain über die Zeit vor dem russischen Feldzug von 1812 und während desselben macht, sind äußerst werthvoll für eine

Digitized by Google

genauere Kenntniß des intimen Charakters des großen Kaisers, denn sie sind aus den vertraulichen Ergießungen desselben gegen den Grafen Narbonne, der oft, ohne es zu wollen, der Vertraute der Verlegenheiten oder der titanenhaften Pläne des Kaisers wurde, geschöpft. Narbonne, vom vornehmsten französischen Adel und vor der Revolution als Ehrencavalir bei den Prinzessinnen Ludwigs XV. angestellt, schloß sich bei dem Ausbruch der Revolution der freisinnigen Partei des Adels an, wurde später Günstling des Kaisers und einer seiner Adjutanten. Als solcher war er von da ab der beständige Gefährte Napoleons, manchmal sein Rathgeber, immer sein Vertrauter und treuester Freund. Ihm war es vergönnt, tiefe Blicke in diesen Riesengeist zu thun, der in allen andern Angelegenheiten maßvoll und voller Staatsweisheit, sich von der Leidenschaft für den Krieg ergriffen zu den abenteuerlichsten Plänen hinreißen läßt und im Rausche des Sieges und Glückes vergißt, daß in der Natur der Verhältnisse und in den Eigenheiten der verschiedenen Nationalitäten selbst das größte Genie unübersteigliche Schranken für seine Wirksamkeit findet. Bei diesem General Narbonne war Villemain Privatsecretär und wurde von ihm oft unwillkürlich zum Vertrauten seiner geheimsten Gedanken gemacht, wenn derselbe, noch ganz erschüttert von dem Eindrucke, welchen die gigantischen Pläne seines Herrn auf ihn gemacht hatten, von einer Audienz bei dem Kaiser zurückkehrte. So geschah es kurz vor dem Feldzug nach Rußland, wo der Adjutant einmal plötzlich nach St. Cloud berufen worden war. Villemain war im Wagen sitzen geblieben, und hatte sich die Zeit mit der Lectüre von Chateaubriands Itineraire vertrieben, als Narbonne wieder einstieg und dem Kutscher befahl, so rasch als möglich zurück nach Paris zum Herzog von Bassano zu fahren. Dann drückte er die Hände an die Stirn und murmelte, als ob er jetzt erst aus einer Art Traum erwachte und zu einer klaren Würdigung von dem was er gehört käme, vor sich hin: „Welch ein Mann! großer Gott! welche Ideen! welche Träume! wer soll dieses Genie im Zaume halten? es ist nicht zu glauben! das Irrenhaus oder das Pantheon?“ Einige Augenblicke darauf wendete er sich gegen seinen Begleiter und nahm mit zerstreuter Miene das Buch, in welches letzterer vertieft gewesen. Er las laut den Titel „Itinéraire de Paris à Jerusalem passant par la Grèce,“ und setzte dann hinzu: „Wie glücklich sind Sie, junger Mann, das Sie sich so beschäftigen können; Itinéraire de Paris à Jerusalem; für wahr! der Weg ist freilich lang, aber wir haben noch mehr vor als das — ma foi! einen ganz andern Weg zu studiren! — Eine ganz andere Art bewaffneter Pilgerfahrt zu unternehmen, um nach Moskau zu gelangen und das Kreuz des großen Iwan zu erblicken! Es handelt sich dies Mal nicht darum, den Bart eines friedlich alten Türken zu verbrennen, der zu seiner Erholung spazieren reitet oder in den Ruinen Spartas dreimal laut zu rufen „Leonidas!“, der natürlich gegen den Ruf taub genug

ist." Diesem Gespräch fügt Villemain noch die Bemerkung bei, „der Mann, den ich gewohnt war immer so ruhig und voll so heitrer Seelengröße zu finden, legte jetzt in seinen Gedanken, in dem Ton seiner Stimme und selbst in dem Zucken seiner Lippen eine Gereiztheit an den Tag, die ich nie vorher an ihm bemerkt hatte; seine Stimmung war ein Gemisch von Traurigkeit und Ironie, eine Bitterkeit, die mich verwirrte. Ich schwieg ehrfurchtsvoll vor diesem patriotischen Schmerz und war halb geneigt, über die literarische Begeisterung zu erröthen, in die ich mich einen Augenblick vorher vertieft hatte. Ich ahnte, daß mir nun plötzlich ein Einblick in die traurige Wirklichkeit des Daseins vergönnt werde, und ich fühlte, daß ich in dieser kurzen Spanne Zeit mehr gelernt hatte, als durch stundenlanges Studiren in Büchern." An diesem Tage hatte der Lieblingsadjutant des Kaisers die ersten unbestimmten Andeutungen eines so ungeheuerlich phantastischen Eroberungsplanes bekommen, daß er ihn für den bloßen Traum eines von Siegesübermuth und Eroberungslust berauschten Hirns hielt. Da der Kaiser immer und immer wieder darauf zurückkam und mit immer größerem Ernst darauf bestand, so zwang sich ihm zuletzt die traurige Ueberzeugung von der Unmöglichkeit auf, der größten Gefahr, mit der jemals Frankreich bedroht gewesen, vorzubeugen. Gründe schlugen nicht an und keine Bitten konnten das eiserne Herz bewegen, das wie von einem verhängnißvollen Magnet von der Aussicht, dem russischen Zaren in Moskau selbst den Frieden zu dictiren, sich in die unwegsamen und unbegrenzten Wüsteneien des großen nordischen Reichs verlocken ließ. Es war keine Folge eines festen politischen Systems, sondern vielmehr die Leidenschaft, einen Lieblingstraum seiner sich in ungeheuerlichen Plänen gefallenden Seele zu verwirklichen, was Napoleon nach Rußland trieb. Es war, als ob der Siegesübermuth seinen sonst so klaren Geist umnebelte und ihm alles in einem trügerischen, phantastisch verführerischen Licht erblicken ließ. Man lese nur, was er über Alexander, über die Bestimmung der tartarischen Race, über seine Pläne für eine unmögliche Zukunft, sagt. „Werden Sie sich niemals überzeugen lassen, Narbonne?" sagte er einmal zu ihm; Sie sind doch in der Geschichte so gut bewandert, sehen Sie nicht, daß ich dasselbe thue, was Marius vor 1800 Jahren that, als er mit seinen von der afrikanischen Sonne gebräunten Veteranen zweimal in der Nachbarschaft von Aix die Heerscharen des Nordens vernichtete und den Einfall der Gothen drei Jahrhunderte länger hinausschob? Die Ausrottung der Cimbern ist die erste nothwendige Bedingung des Herrschens und in demselben Blut hat auch später unter Trajan, Aurelian und unter Theodosius das Kaiserthum stets frische Kräfte gefunden!" „Die einzige Schwierigkeit dieses Zugs ist eine moralische," wiederholte er oft; „während wir die Energie des revolutionären Geistes benutzen, dürfen wir seinen Leidenschaften nicht den Zügel schießen lassen; wir müssen Polen zum Aufstand be-

Digitized by Google

wegen, aber es nicht befreien, und die Unabhängigkeit des westlichen Europa sichern, ohne eine revolutionäre Gährung zu erregen — das ist die ganze Aufgabe." Und dann machte es ihm Spaß, wenn er sich halb neckend gegen Narbonne wenden konnte und hinzusetzte „Sie waren auch einmal von alle diesen schönen Ideen angesteckt, vergessen Sie das nicht! Sie glaubten an die Verfassung von 1791; ich table Sie deshalb nicht, der Klügste kann sich irren; aber Sie alle versuchten eine Unmöglichkeit und brachten das Erdbeben zu Stande, welches meinen armen Onkel Ludwig XVI. verschlang!" Ein ander Mal verrieth er schon hier, welches Spiel er mit den Polen treiben wollte, obgleich seine Lobredner sich immer noch Mühe geben, ihm ernstliche Pläne zur Wiederherstellung des polnischen Reichs unterzuschieben, und gab dabei zu erkennen, daß sein politischer Scharfsinn die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens besser erkannte, als die Polenfreunde der Gegenwart, welche aus den zur Hälfte durch deutschen Fleiß der Civilisation zurückeroberten Strecken, wieder eine sarmatische Republik aufbauen wollen, die kein Jahr würde bestehen können und deren Gründung ein Rückschritt in der Geschichte der Menschheit wäre. „Ich habe die Polen gern, bemerkte er manchmal; „aber ich habe es mir reiflich überlegt, ich will ein Feldlager in Polen haben, kein Forum. Meinetwegen mag im Großherzogthum Warschau ein Stückchen Reichstag sein, um uns bei den Aushebungen von Truppen, die wir brauchen, zu unterstützen; aber mehr nicht. Ich werde mit Alexander einen anständigen Krieg führen mit 2000 Kanonen und 500,000 Mann Soldaten, aber ohne Aufstand. Ich nehme Moskau ein und treibe den Zar nach Asien zurück; aber einen Club dulde ich nicht, weder in Warschau noch in Krakau — nirgends. Nein, mein lieber Narbonne, ich werde Polen als eine disciplinirte Heeresmacht benutzen, womit ich meine Schlachtfelder bevölkere."

„Und dann, mon cher, (und sein Adjutant bemerkt, „er sprach im Ton eines Mannes, der unter der Herrschaft eines Traumes steht") und dann ist dieser lange Weg der Weg nach Ostindien. Alexander begann seinen Marsch nach dem Ganges wahrscheinlich von einer größern Entfernung als von Moskau aus. Ich habe schon oft daran gedacht, zum ersten Mal in St. Jean d'Acre. Wäre ich nicht gezwungen worden, diese Belagerung aufzugeben, so hätte ich damals halb Asien erobert und hätte Europa von der andern Seite genommen, um die Throne von Frankreich und Italien auf dem Rückweg zu erobern. Jetzt muß ich von dem äußersten Ende Europas anfangen, um nach Asien zu gelangen und England anzugreifen: ich besitze die Karten und genaue Angaben über die Völkerschaften, auf die ich auf dem Wege von Tiflis und Eriwan nach den englischen Besitzungen in Ostindien stoße. Es ist ein weniger schrecklicher Feldzug, als derjenige, welcher binnen drei Monaten beginnen wird. Moskau ist 3000 Kilometer von Paris und jedenfalls werden

unterwegs einige Schlachten geschlagen werden. Aber nehmen wir an, Moskau ist eingenommen, Rußland niedergeworfen, der Zar entweder mit mir ausgesöhnt, oder durch eine Palastverschwörung ums Leben gekommen; sollte da nicht eine große Armee Franzosen von Tiflis aus einen Weg nach dem Ganges finden, dessen Ufer nur ein französisches Schwert zu berühren braucht, um das ganze gewaltige Gebäude englischer kaufmännischer Größe in Ostindien über den Haufen zu werfen? Es wird die Expedition sein, welche dem 19. Jahrhundert seinen Namen gibt — von gigantischem Maßstabe, aber recht gut ausführbar: Sie sehen jetzt, daß mir alles gebietet, nach Moskau zu gehen und Sie werden hoffentlich zugeben, daß alles ziemlich weise combinirt ist. Für alles ist gesorgt, abgesehen natürlich von der Hand der Vorsehung, welche, hoffe ich, uns nicht fehlen wird."

Das Stillschweigen, mit dem Herr von Narbonne diese monströsen Pläne aufnahm, hielt ebensowenig als ein Widerspruch Napoleon von der Verfolgung derselben ab. „Lassen Sie sich nicht täuschen" sagte er einmal „ich bin ein echter römischer Kaiser; ich bin von der edelsten Art der Cäsaren — von der, welche Gründer sind. Chateaubriand vergleicht mich in seinem Mercur stillschweigend mit Tiberius. Ein guter Einfall, wahrhaftig! Trajan, Diocletian, Aurelian, wenn Sie wollen; einer von diesen, die ihrer Geburt nichts verdanken und die Welt umgekehrt haben. Wie geht es nur zu, daß Ihnen, der mit diesen Sachen so vertraut ist, nicht die Aehnlichkeit meiner Regierung mit der des Diocletian auffällt? Sehen Sie das dichte Gewebe, das ich überall hin ausbreite; dann das Auge des Herrn, dem sich niemand entziehen kann und die Civilautorität, die ich mitten in einem rein kriegerischen Reiche allmächtig erhalten habe. Was Trajan betrifft, so bilde ich mir ein, es ist keine flatterie d'Opéra mich mit ihm zu vergleichen!"

Von solchen Gesprächen kehrte Herr von Narbonne erschrocken, verwirrt, fast an seinem Verstand zweifelnd und mit der Miene voll Kummer und Ironie, mit der bittern Stimmung zurück, welche auf Villemain einen so großen Eindruck machten. Sehr interessant ist, was wir durch ihn über die Stimmung im Innern Frankreichs während der letzten vier oder fünf Jahre des Kaiserreichs erfahren. Frankreich ist unter Napoleon selten zu Hause, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Die großen Ereignisse seines Nationallebens gehen in andern Ländern vor sich; seine Geschichte muß außerhalb seiner Grenzen verfolgt werden und in Berlin, in Wien, in Neapel oder in Madrid müssen die Geschichtschreiber jener Zeit die glänzendsten Thaten des damaligen Frankreichs verfolgen. Aber daneben besteht noch ein anderes Leben, das bis jetzt kaum beschrieben ist, eine Geschichte, die noch keinen Geschichtschreiber hat: die Geschichte der Bevölkerungen, die zurückblieben, wenn die Legionen des Eroberers ihrem glänzenden oder blutigen Schicksal entgegeneilten; der Frauen,

Digitized by Google

welche weinten, der Männer, welche grollten und des Frankreichs, welches nicht das Frankreich von Austerlitz und Wagram war und welches, ermattet und ausgesogen, selbst seinen Ruhm zu hassen anfing und zuletzt voll ungeduldigem Groll den Mann stürzt, den es mit Aufopferung seines besten Blutes erst so hoch erhoben. Das allmälige Umsichgreifen dieses Gefühls der Unzufriedenheit, welches stumm bleibt, aber mit jedem Tage stärker wird, ist von Villemain trefflich geschildert; Zug für Zug können wir die Veränderung der öffentlichen Meinung, von stummer Unterwürfigkeit bis zu schlecht unterdrücktem Entsetzen verfolgen und ebenso deutlich sehen wir die schreckliche Nacht, welche, nur von noch schrecklicheren Visionen unterbrochen, allmälig den Geist des Herrschers zu umfangen scheint.

Nicht nur Herr von Narbonne, sondern auch seine ganze übrige Umgebung rathen und bitten den Kaiser, den Zug nach Rußland aufzugeben. Caulaincourt, Daru, Lobau, Duroc, alle stellen ihm die Unwahrscheinlichkeit des Erfolgs dar und den schrecklichen Preis, der für den kaum möglichen Sieg bezahlt werden müßte. „Sire," sagte eines Tages Herr von Narbonne zu Napoleon, „wir werden natürlich folgen, wohin uns Ew. Majestät zu führen beliebt; wir werden folgen, ohne einen Blick zurückzuwerfen. Was mich betrifft, so bin ich seit 1792 auf alles vorbereitet, aber ich wage es, Sie im Namen derjenigen, welche stumm bleiben, zu beschwören, nicht das wunderbare Glück Frankreichs aufs Spiel zu setzen, indem Sie es in die unbekannten Wüsteneien des Nordens schleppen."

Es liegt etwas Schreckenerregendes in dem blinden Ungestüm, mit welchem Napoleon unmittelbar vor dem Beginn und in der ersten Hälfte des Feldzugs seinem Schicksal entgegeneilt. Nirgends finden wir deutlichere Spuren dieser verhängnißvollen Hartnäckigkeit, als in einem Tagebuche Durocs, das er wahrscheinlich für sich selbst geschrieben, denn er hat es bei Lebzeiten niemand sehen lassen. 1813, nach seinem Tode, kam es in den Besitz eines seiner vertrautesten Freunde, der es Villemain mittheilte. Wir finden darin Stellen, wie folgende, die jetzt wie Prophezeihungen klingen: „Es wird dem Kaiser ebenso unmöglich sein in Smolensk oder in Moskau Friede zu schließen wie in Witepsk; er wird nur weiter von Frankreich entfernt sein — das ist alles. Der Friede wird uns fliehen, wie der bewaffnete Widerstand verschwunden ist; man wird uns keine Schlacht anbieten, bis der Feind sieht, daß wir noch mehr von Anstrengungen erschöpft sind und ein guter Theil unsrer Cavalerie unberitten ist. Werden die Russen geschlagen, so sammeln sie sich ein wenig weiter rückwärts; Ersatz für ihren Verlust finden sie leicht, denn sie sind zu Hause, während wir" — Einige dieser Aufzeichnungen sind kaum lesbar und verrathen die Eile und Aufregung eines von schweren Sorgen Gedrückten, während sie mit wenigen, zuweilen abgerissenen Worten die Stürme in der

Digitized by Google

Seele des Kaisers schildern. Z. B. „4. August zwei Uhr früh. Er hat ein Bad genommen; große Aufregung. Wir müssen vorwärts, — die verlorne Zeit wiedergewinnen! Wir können nicht ewig in diesem jämmerlichen Palast des Herzogs von Würtemberg bleiben. 5. August ein Uhr früh. Er dictirte einen Rapport über die Bewegungen der verschiedenen Armeecorps. Der Versuch ist fehlgeschlagen! Gebrannte, unreife Roggenkörner gebieten der Seuche keinen Stillstand! Dombrowski kann die Festung nicht mit 1200 Pferden einnehmen; was nützte uns die Einnahme von Riga? Das einzig mögliche wäre jetzt ein ungeheurer Sieg; eine Einnahme von Moskau, welche die Welt in Erstaunen setzte. — Der Kaiser hat zwei Stunden geschlafen; er zeigte mir den Schimmer des grauenden Morgens am Horizonte. „„Wir haben immer noch fast drei Monate lang schönes Wetter, sagte er. Ich brauchte nicht soviel für Austerlitz und Tilsit.““ 7. August. Der Kaiser ist wieder sehr unwohl gewesen; er hat Opium genommen. „„Duroc““ sagte er, „„wir müssen vorwärts oder sterben. Ein Kaiser stirbt stehend und in diesem Falle stirbt er eigentlich nicht. Sie fürchten die Preußen zwischen Moskau und Frankreich. Gedenken Sie an Jena und rechnen Sie lieber auf ihre Furcht als auf ihren Haß. Aber wir müssen vorwärts, wir müssen uns rühren.““ Der Kaiser ist abermals unwohl, dieses Fieber der Ungewißheit muß aufhören!“

Einen merkwürdigen Eindruck macht Narbonne in einer Schilderung eines Abends in dem noch brennenden Moskau. In einem großen Salon des Kremlin, von einem riesigen Ofen erwärmt und wie zu einem Feste erleuchtet, stand Napoleon, umgeben, von einigen der vornehmsten Würdenträger seines Hofs. Er ging rasch im Zimmer auf und ab und versuchte eine Unterhaltung in Gang zu bringen, an welcher jeder Theil nehmen sollte, die aber wegen der trüben Gedanken, die jeden beschäftigten, zu einem beständigen Monolog wurde. Der Kaiser sprach von dem zur Verherrlichung eines großen Reichs dienenden Glanze, von der Wichtigkeit der Kunst und des Dramas insbesondere und von dem Decret über die Organisation des Theatre français, das er an demselben Tage (am 15. October) unterzeichnet hatte. „Ich hätte Sie um Rath fragen sollen“ rief er plötzlich aus, als wäre er entschlossen jemanden zum Antworten zu nöthigen; Sie sind ein Liebhaber des Theaters, wenn ich nicht irre. Doch ziehen Sie die Komödie vor, glaube ich; die Manieren der Grand monde, Cellimene, Mademoiselle Contat; nicht wahr? Ich meinestheils ziehe die Tragödie allem vor — die hohe und classische Tragödie, wie Corneille sie geschrieben hat.... Ich möchte nur wissen, wovon die Dichter meiner Regierung besessen sind; Chenier hat mir mit seinem Kambyses alle Geduld vertrieben. Warum stellen sie nicht Karl den Großen, Ludwig den Heiligen oder Philipp August dar? Gegen Stoffe aus der Geschichte anderer Länder habe ich auch nichts. Warum nehmen sie nicht z. B. Peter den Gro-

Digitized by Google

ßen, diesen Mann von Granit, der die Civilisation in Rußland und den russischen Einfluß in Europa begründete und der mich ein Jahrhundert nach seinem Tode zu dieser verhängnißvollen Expedition zwingt?" Und jetzt erst lösten sich die Zungen, als der Gegenstand, den alle zu vermeiden wünschten, sich so zu sagen in die Unterhaltung eingedrängt hatte.

Aber wie war unterdessen die Stimmung zu Hause und welchen Empfang bereitete Frankreich dem Herrscher vor, der unüberwunden, aber nicht als Sieger zurückkehrte und nur kümmerliche Reste von der Armee zurückbrachte, welche die großartigste der neuern Zeit gewesen war? Wir führen Villemains eigne Worte an, denn er spricht aus persönlicher Erfahrung: „Seit etwa einem Monat kannte jeder das Unglück, nicht in seinen greuelvollen Einzelnheiten, aber die Unermeßlichkeit der Katastrophe. Man kannte es auch durch das neunundzwanzigste Bülletin, das zwei Tage vor der Rückkehr des Kaisers, am 20sten December 1812, im Moniteur erschien. Darin hatte Frankreich den Bericht über die letzten Verluste der Armee gelesen, den es sich immer wieder voll Bestürzung ins Gedächtniß zurückrief; und diese späten Eingeständnisse, entsetzlich, aber noch nicht vollständig, erschienen nach einer langen Periode des Schweigens und der Lüge wie eine Reaction der Wahrheit und erfüllten alle mit der Betäubung sorgenvoller Unruhe." Vielleicht zum ersten Male mischte sich in die öffentliche Trauer und die Thränen der Einzelnen, in die düstere Ungewißheit und die beständigen Todesnachrichten, die zahllose Familien in Trauer versetzten, offen ausgesprochene bittere Entrüstung. Laut wagte man die unglücklichen Worte am Schlusse des Bülletins zu tadeln, welche bestimmt zu sein schienen eine Art Entschädigung für seinen beklagenswerthen Inhalt darzubieten „Die Gesundheit des Kaisers war nie besser." — Wir müssen mit diesem Beispiel von der kolossalen Selbstsucht des Eroberers schließen und können Villemain nicht durch die Krisis von 1813 und die 100 Tage begleiten, so interessant auch darüber seine Mittheilungen sind.

Literatur.

Die Todtenhand. Von F. le Prince. Aus dem Französischen übersetzt von A. Kretzschmar. 3 Bände. Leipzig, Kollmann. — Der Verfasser hat den Roman Monte-Christo in der Weise fortgesetzt, daß er zeigt, wie die abstracte Rachsucht des reichen Grafen, soviel Grund er auch hatte, seinen Feinden zu zürnen, doch in ihrem innersten Kern unsittlich und frevelhaft war. Er läßt die schlimmen Folgen derselben hervortreten, und der Graf Monte-Christo muß zuletzt als reuiger Büßer bei allen Personen, die er gekränkt, demüthige Abbitte thun.

Digitized by Google

Die Tendenz ist also durchaus zu billigen, aber in der Ausführung kommt es zu ebenso greulichen und widerspruchsvollen Erfindungen, wie wir sie in dem Roman von Dumas antreffen, und von dem wirklichen, sehr bedeutenden Talent des letztern ist keine Spur. —

Marie Dorval. Eine wahre Begebenheit erzählt von Alexander Dumas. Aus dem Französischen von August Schrader. Leipzig, Kollmann. — Das Buch enthält die Lebensbeschreibung einer berühmten Schauspielerin, die namentlich als „eine Mutter aus dem Volk" das Entzücken der Pariser erregte. Sie war auch die Freundin der G. Sand, und diese hat in ihren Memoiren (im 9. Band der Kießlingschen Ausgabe, deren Besprechung wir uns vorbehalten) ein sehr liebenswürdiges und anschauliches Bild davon gegeben. — In derselben Ausgabe der Dumasschen Schriften (Leipzig, Kollmann) ist ferner erschienen das 24. und 25. Bändchen der Mohikaner von Paris, der zweite Band der Großen Männer im Hauskleide, und das 1. und 2. Bändchen eines neuen Romans: der Secretär der Marquise du Deffand, der zu den Zeiten des Horaz Walpole spielt. Wir behalten uns vor, eine allgemeine Besprechung der neuen Schriften von A. Dumas zu geben. —

Universallexikon der Tonkunst, unter Mitwirkung von Liszt, Marschner, Reissiger, Spohr u. s. w. bearbeitet und herausgegeben von Dr. Julius Schladebach. Mit Stahlstichen. Dresden, Schäfer. — Aus den beiden vorliegenden Heften können wir noch keinen hinreichenden Schluß ziehen. Der einzige größere Artikel, den wir darin antreffen, Akustik, ist gut behandelt. Auf eins möchten wir den Herausgeber aufmerksam machen: er kann sehr viel Raum ersparen, wenn er die Bezeichnung der französischen Aussprache, die doch nur einen komischen Eindruck macht, unterläßt. Wenn er z. B. deux mains mit döh mängh erläutert, renverse mit rangwerſ', voce mit wohtſche, seuls mit ßöhl', voix mit woah, so sind diese Erläuterungen nicht einmal richtig, und wer von seinen Lesern des Französischen nicht kundig sein sollte, kann sich die Aussprache anderweitig erläutern lassen. Im Uebrigen ist die Ausstattung sehr gefällig, für ein Lexikon selbst elegant. —

Bibliothèque internationale, Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Die neuesten Lieferungen der Sammlung enthalten den vierten Band der Mémoires d'un vieux garçon par A. de Gondrecourt, die aber mit diesem Bande noch nicht geschlossen sind, und den ersten Band eines neuen Romans: Pauvre Matthieu par A. de Bernard. Der letzte enthält sehr ansprechende Züge aus dem Leben der jungen Künstler in Paris, ohne die gewöhnliche Uebertreibung und mit Sachkenntniß entworfen. Das Buch würde gewonnen haben, wenn der Verfasser nicht einen etwas hölzernen Deus ex machina eingeführt hätte. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Gfrunow. — Verlag von **L. F. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Herr Laurenz Hannibal Fischer.

Politisches Martyrthum. Eine Criminalgeschichte mit Actenstücken von Dr. Laurenz Hannibal Fischer. Leipzig, R. Hoffmann. —

Die angezeigte Schrift des Herrn Fischer ist durch seine bekannte Verhaftung in Koburg und die darauf erfolgte Entlassung aus dem Lippeschen Staatsdienst veranlaßt worden; aber der Verfasser hat sich die Freude nicht versagen können, bei dieser Gelegenheit mehr von sich selbst zu erzählen, als in einer Vertheidigungsschrift grade nothwendig ist. Das Buch enthält in der That seinen Lebenslauf, wenigstens in allen den Beziehungen, welche dem Publicum von Interesse sein können. Der leitende Gedanke der Biographie aber ist, daß der Verfasser seit frühester Zeit ein Märtyrer der Reaction gewesen sei. Bei solchem Inhalt des Buchs erregt es starkes Befremden, daß der Verfasser sein eignes Leben eine Criminalgeschichte nennt, denn er hat zwar viel mit den Gerichten zu thun gehabt und ist mehre Male eingesteckt, gröblich insultirt und von der Polizei wie vom Volke mißhandelt worden, aber in seinem eignen Interesse muß doch bemerkt werden, daß er sich sehr verleumdet, wenn er den Abriß seiner Beamtenschicksale so darstellt, als wäre er vorzugsweise aus Criminalacten entnommen.

Auch die politischen Gegner des Herrn Fischer werden ihm dankbar sein, daß er statt einer trockenen Deduction seines Rechts und des Unrechts seiner Feinde ein Buch geschrieben hat, welches niemand ohne lebhafte Empfindungen durchlesen kann. Zwar sind diese Empfindungen durchaus nicht von der Art, daß man für sein Recht Partei nehmen könnte, im Gegentheil man vermag nicht selten hinter den Zeilen zu lesen, aus welchen Gründen Herr Fischer so vieles Trübe erduldet und so bittern Undank erfahren, aber man lernt durch das Buch einen Menschen von nicht gewöhnlicher Organisation kennen. Soviel naive Eitelkeit, ein so leidenschaftlicher, hartnäckiger Eifer für falsche Ideale, eine so ausgezeichnete Querköpfigkeit, so große Verblendung gegen die Folgen seiner Handlungen, und dabei eine so starke Dosis guter Laune, ein sanguinisches Naturell, welches leicht bereit ist, die Dinge so zu finden, wie sie dem eignen Wesen angenehm sind und, wie wir gern annehmen, auch große Gutherzigkeit und Ehrlichkeit, werden sich selten in einer

Digitized by Google

Person zusammenfinden. Daß Herr Fischer treuherzig und ein ehrlicher Mann ist, versichert er selbst nicht selten, und sicher überschätzt er diese beiden Vorzüge seines Wesens nicht, aber in dieser seltsamen Verbindung mit seinen andern Qualitäten sind sie grade das Gegentheil von dem, was einem Staatsmann der Reaction, wie Hr. Fischer diese versteht, nützlich ist. Als Privatmann wäre er ohne Zweifel ein unpraktischer, hitzköpfiger, gutherziger alter Herr geworden, als Diplomat, was er so gern sein möchte, ist er Abenteurer.

Von seinem Standpunkt hat er wol Recht, sein Leben als eine Kette von unbegreiflichen Kränkungen und als eine immer wiederkehrende schlechte Behandlung durch seine Zeitgenossen darzustellen. Es ist ihm in der That sehr schlecht gegangen. Schon zur Zeit des Freiheitskrieges hatte er als hildburghausischer Marschcommissar, welcher ein französisches Proviantmagazin und 80 Stück Hornvieh über den thüringer Wald geleitete, das Unglück, daß die zum Vorspann beorderten Bauern sich in der Stille davonmachten, nicht „ohne einige Connivenz" von seiner Seite. Darauf machte er dem französischen Parkcommandanten den treuherzigen Vorschlag, die ledig gehenden Parkochsen zum Anspannen zu verwenden. Die Folge dieses strategischen Kunststückes war, daß er des Diebstahls von zwölf Ochsen beschuldigt, arretirt und geschlossen in das französische Hauptquartier transportirt und mit Erschießen bedroht wurde. Kaum hat er sich der Gewandtheit erfreut, mit welcher er sich freimacht, so begegnet ihm das Unglück, bei der Rückkehr in die Stadt Hildburghausen mit einem herzoglichen Hofcavalier in Mißhelligkeiten und in einen Ehrenhandel zu gerathen. Bei Hofe wird die Frage, ob ein Hofcavalier schuldig sei, einem bürgerlichen Regierungsassessor Satisfaction zu geben, nicht nur gegen Herrn Fischer entschieden, sondern es wird sogar ein besonderes Gericht eingesetzt, und endlich verurtheilt ihn der Herzog selbst durch Machtspruch zu achttägigem Arrest auf der Hauptwache, wobei es Herrn Fischer zu erwähnenswerthem Trost gereicht, daß diese Haft in der anständigen Offizierstube abgesessen werden soll. Herr Fischer flieht, obgleich er Beamter ist, aus dem Lande und betreibt vier Monate lang die Aufhebung dieser Cabinetsjustiz. Endlich wagt er sich zurück und man sperrt ihn ein. Es war auch seine Absicht gar nicht gewesen, einen Dienst zu verlassen, in dem sein Ehrgefühl eine so empfindliche Kränkung erhalten hatte. Im Gegentheil, sein Ehrgeiz war rege geworden, die damaligen Landstände wollten ihm die Landrathsstelle, welche sie zu vergeben hatten, übertragen, der Herzog und der Hof sträubte sich stark dagegen. Er bekommt in der That die Arbeiten dieser Stelle, aber nicht den Rang und nicht den Titel und vor allem nicht das, was ihm am wichtigsten von allem diesen war, die Hoffähigkeit. Sieben Jahre hat er die Hoffähigkeit nicht gehabt. — Aber ihm wurde auf eine „fürstliche Weise" Genugthuung: er wurde zu einer Geheimenrathssitzung berufen,

Digitized by Google

ja er erhielt eine Einladung zur Tafel, und als er selbst den Herzog darauf aufmerksam macht, daß seine Rangverhältnisse ihn zu einer solchen Ehre nicht berechtigten, da gibt ihm der Fürst die Hand. Und dieser Händedruck macht alles gut. Herr Fischer hat seit der Zeit das Schicksal gehabt, mit mehren Fürsten in Geschäftsverbindung zu treten, aber für keinen hegt er so aufrichtige Pietät, als für den, der entschieden hat, daß seine bürgerliche Ehre geringer sei, als die eines Edelmanns, und der nach sieben Jahren der Zurücksetzung die Gnade hat, ihm mit einigen Phrasen ein Mittagsessen anzubieten. Das ist kläglich. — Daß er endlich nach neuen Kämpfen die Bestätigung als Landrath erhält, nennt der selbstgenügsame Mann einen Triumph. Aber sein widriges Geschick bereitet ihm eine neue Chicane. Er wird nun als Schiedsrichter nach dem Städtchen Eisfeld geschickt, wo Magistrat und Bürgerschaft miteinander hadern. Dort hat er das Unglück, die Unzufriedenheit der Bürgerschaft zu erregen, ein großer Theil derselben steht „mit einer an Wuth grenzenden Besoffenheit" bereit, ihn zu mißhandeln, er ergreift eine Papierscheere und steckt sie in den Rockärmel, tritt tapfer den Unzufriedenen entgegen und ihm geschieht nichts zu Leide. Dennoch reist er auf der Stelle ab, kommt in Militärbegleitung wieder, läßt etwa zehn Rädelsführer auf Wagen schließen. Die Bürgerschaft versammelt sich bewaffnet, er läßt scharf laden, die Arrestanten werden abgeführt. Der nächste Tag ist ein Charfreitag, er geht in die Kirche und blickt mit Thränen zum Tisch des Herrn, sein Herz ist frei von Haß und Rache. Den Tag darauf versammelt er die Bürgerschaft und hält ihr in überströmendem Gefühl eine sehr schöne und wirksame Rede. Er erweicht die harten Herzen. Da aber treten mit grinsendem Hohn die abgeführten Rädelsführer des Tumults wieder zu ihm in das Zimmer, man hat sie in der Residenz freigegeben und er muß seinen Feinden das Feld räumen und als er selbst nach der Residenz zurückkehrt, dankt ihm niemand seine Mühe, ja man ist sogar mit ihm unzufrieden und er empfindet das „Märtyrerthum eines in den tiefsten Gefühlen verwundeten Gemüths."

Diese und viele andere Quälereien brachten ihn dazu, nach der Auflösung des Fürstenthums Hildburghausen einen andern Dienst zu suchen. Er geht in den Dienst des mediatisirten Fürsten zu Leiningen. Dort soll er den verwirrten Finanzzustand ordnen. Eine sehr schwierige Arbeit, wobei er in der Lage ist, jedermann vor den Kopf zu stoßen. Er entwirft einen Operationsplan und erlebt das Unglück, daß ihn z. B. der Baron Rothschild öffentlich an der Börse zu Frankfurt auf den Grund der ihm vertrauten finanziellen Principien für verrückt erklärt, aber sechs Jahre darauf hat er wieder die Freude, daß Baron von Rothschild „so freundlich" ist, diese Verrücktheitserklärung dahin zu modificiren, Fischer sei nur in einem Punkte verrückt gewesen, daß er

Digitized by Google

ein von Rothschild angebotenes Geschenk von 10,000 Gulden nicht angenommen habe. Obgleich nun Herr Fischer der Ansicht ist, daß er die Finanzen des fürstlichen Hauses in glänzender Weise geordnet habe, so gibt er doch schonend zu, daß ein gewisser Eigensinn von seiner Seite und der Wunsch nach freierer Bewegung auf der andern allmälig eine Lösung dieses Dienstverhältnisses herbeigeführt habe, leider in einer sein Gemüth wieder tief verletzenden Weise.

Er findet einen dritten Herrn. Er tritt im Jahre 1831 in oldenburgische Dienste, verfertigt dort eifrige Denkschriften an den Großherzog über die Dringlichkeit einer ständischen Verfassung für das Land und wird als Regierungspräsident des Fürstenthums Birkenfeld angestellt. Dort regiert er patriarchalisch bis zum Jahre 1848. Da er bemerkt, daß die Landwirthschaft in dem Ländchen auf sehr niedriger Stufe steht, so wirft er sich mit Feuer auf landwirthschaftliche Belehrung. Er selbst versteht nichts vom Landbau, aber er geht mit gemüthlicher Sicherheit an die Gründung und Redaction einer landwirthschaftlichen Zeitung. Noch mehr, er kauft selbst ein Gut von circa 500 Morgen, um, wie er sagt, durch eignen Betrieb sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Leider verfolgt ihn auch hier, was er sein Märtyrthum nennt, und was andere die natürlichen Folgen unverständigen und übereilten Handelns nennen werden. Er benutzt seine Stellung, um aus öffentlichen Geldern ein Capital auf sein Gut zu erhalten, aber er hat nicht die Fähigkeit, das Gut zu administriren, er begeht das am meisten Thörichte, was ein Geschäftsmann begehen kann, er associirt sich einen Miteigenthümer; wieder hat er das Ungeschick, eine, wie er sagt, schlechte Wahl zu treffen; das Gut wird endlich verkauft, er hat wieder das Ungeschick, einen zahlungsunfähigen Käufer zu wählen. Der Käufer läßt ihn im Stich, die Hypothekengläubiger bestehen auf Auspfändung Fischers, grade zu der Zeit, wo er in Lippe Minister ist und jetzt ist seine größte Sorge, daß sie ihm sechs silberne Leuchter wegnehmen werden, die ihm einmal ein Fürst geschenkt. Im Jahre 1848 entdeckt Fischer zu seinem größten Erstaunen, daß das von ihm für so zufrieden gehaltene Ländchen ganz von demselben Schwindel ergriffen wird, wie die Nachbarstaaten. Tumultuirende Haufen rotten sich zusammen und Herr Fischer eilt, ohne Erlaubniß seiner Regierung abzuwarten, sofort nach Trier, um preußische Truppen zum Einrücken zu bewegen. Von den preußischen Behörden wurde ihm dieses Ansuchen abgeschlagen, Herr Fischer bleibt in Trier, statt in das Fürstenthum zurückzukehren und wartet auf einen Excess von dort, um mit preußischen Truppen einzumarschiren. Von Trier aus schreibt er dem Großherzog, daß nach seiner Meinung in solchen Zeiten die Dienstpflicht gebiete, „in Beziehung auf Gewaltmaßregeln Wagnisse auf eigne Hand zu nehmen und wenn der Erfolg mißlinge, in unbefleckter Treue sich für den Herrn zu opfern.“ Ach, aber er erhält keine Antwort, wol aber macht

Digitized by Google

ihm die Polizei in Trier bemerkbar, daß seine Abreise von dort wünschenswerth sei. Statt nach Birkenfeld auf seinen Posten zu gehen, wohin er grade jetzt doch am meisten gehörte, fährt er nach Oldenburg; er kommt aber nur bis Bremen, denn auch Oldenburg ist von der Revolution ergriffen. Der leidenschaftliche Mann wird in Bremen auf mehre Monate krank, „doch konnte mich das nicht abhalten, durch Briefe den Großherzog von Zeit zu Zeit mit Rath zu unterstützen." Unterdeß wird er von Oldenburg auf Wartegeld gestellt und wie er an einer andern Stelle andeutet, des Landes verwiesen. Die dadurch erlangte Muse benutzt er zu schriftstellerischen Arbeiten, welche ihm wieder in dem bewegten Jahre manche persönliche Unannehmlichkeiten eintragen. Er schreibt für den Patrimonialstaat, er schreibt für den Adel und verfertigt die öfter erwähnte Beschwerdeschrift für die sachsen-gothaische Ritterschaft, ja er wird durch seinen eifrigen Thätigkeitstrieb zuletzt sogar dahin gebracht, für die Jesuiten zu schreiben. Von allen diesen Arbeiten fand er schlechten Lohn, die Broschüre über den Patrimonialstaat wollte kein Verleger nehmen, ja niemand gratis vertheilen; die Schrift für die dynastischen Rechte des Adels fand beim Adel selbst keinen Anklang und wurde sogar von ihm nicht gekauft, seine Rechtsschrift für die sachsen-gothaische Ritterschaft wurde in der neusten Zeit verhängnißvoll für ihn; seine Vertheidigung der Jesuiten wurde im protestantischen Deutschland, wo man Notiz davon nahm, mit Achselzucken gelesen und in Oestreich wollte man sie merkwürdigerweise gar nicht zulassen.

Unterdessen war er rastlos bemüht, wieder die Thätigkeit zu gewinnen, für die er sich vorzugsweise geeignet hielt, eine staatsmännische. Die Wahlen zum Erfurter Volkshaus werden ausgeschrieben. Er tritt in Sondershausen als Candidat auf; man versichert ihm, daß er der dortigen Stimmen sicher sei und räth ihm in den andern Landestheil, nach Arnstadt zu gehen und sich auch um die dortigen Stimmen zu bewerben. Er geht, er hält wieder eine gemüthvolle Rede, alle Stimmen fallen ihm zu, er kehrt mit der frohen Botschaft nach Sondershausen zurück, der Wahldirigent dort sieht ihn starr an und sagt: „Sie irren sich, Sie bekommen die Arnstädter Wahlstimmen nicht und auch bei uns keine einzige." Unruhig treibt er, die Anstellung suchend, in verschiedenen Städten umher und wieder hat er das Unglück, mit der Polizei in Conflicte zu kommen, die von Frankfurt a. M. behandelt ihn schlecht, er muß in Person auf dem Bureau erscheinen und seinen Heimathsschein vorzeigen und seinen Versicherungen will sie nicht einmal Glauben schenken. Doch setzt er endlich eine Beschäftigung in Frankfurt durch, seine Persönlichkeit empfiehlt sich zu der verhaßten Arbeit, die deutsche Flotte zu verkaufen. Die oldenburgische Regierung protestirt gegen den Verkauf und verbietet ihm, der noch ein Wartegeld von 1500 Thalern aus Oldenburg bezieht, das Commissariat anzunehmen. Der eitle Mann aber, zu glücklich, diese wenig beneidens-

Digitized by Google

werthe Thätigkeit erlangt zu haben, nimmt keine Rücksicht auf das Verbot. Natürlich wird er von der oldenburgischen Regierung des Dienstes entlassen, es bleibt ihm aber eine Pension von 1200 Thalern. Er findet das ungerecht und protestirt dagegen. Er kommt in Bremen an, kann sich aber wieder nicht damit begnügen, den ihm ertheilten Auftrag gehorsam zu erfüllen, sondern besteht darauf, über die Verwendnng der deutschen Flotte der Bundesversammlung seine eignen Ansichten zu insinuiren, deren Haupttendenz ist, eine Corvette in die Elbe, eine in die Weser zu legen, die übrigen Schiffe gemüthlich zur Hälfte an Preußen, zur Hälfte an Oestreich zu schenken. Für dieses Project wird er so heiß, daß er wieder seinen Posten verläßt und in den norddeutschen Hauptstädten herumreist, um andre Stimmen dafür zu erwerben. Natürlich mißlingt ihm dies überall und auch die Bundesversammlung wird mit ihm unzufrieden. In Bremen hat er jede Art Noth, eine Schiffsbeschreibung für die Versteigerung zu erhalten. Er selbst versteht nichts von Schiffen, die Techniker wollen diese Beschreibung nicht machen; der Admiral Brommy verweigert die Uebersetzung derselben ins Französische und Englische, er verklagt den Admiral. Der Bundestagsausschuß gibt ihm Unrecht. Er will die Marinerechnung in Bausch und Bogen abmachen, der Bundestag antwortet ihm, er habe sich um nichts zu bekümmern, als um den Verkauf der Schiffe. Allgemeiner Haß wird ihm zu Theil. Bei dem Gericht in Bremen muß er im öffentlichen Vorzimmer unter Matrosen, Handwerksburschen und ihren Damen warten. Das thut ihm, dem „Repräsentanten der höchsten Behörde Deutschlands," bitterlich weh. Bei der Uebergabe der sechs Corvetten muß er sich zur Sicherung gegen persönliche Mißhandlungen unter den Schutz der englischen Flagge flüchten. Er klagt sehr über das schlechte Benehmen der Menschen gegen ihn. „Die persönlichen Insolenzen, denen ich von allen Classen, selbst einer ministeriellen Persönlichkeit, wegen dieses unpopulären Geschäfts ausgesetzt war, kannten keine Grenze. Drei Tage war mir der Genuß warmer Speise versagt, weil mich kein Restaurateur aufnehmen wollte. Am Abend, wo die letzten untern Schiffsoffiziere, Zahlmeister u. dgl. entlassen worden waren und diesen Abschied in einer nächtlichen Orgie, man kann denken mit welchen patriotischen Trinksprüchen feierten, überfielen mich vier dieser bis zur Bestialität betrunkenen Seehelden an meinem in demselben Hotel befindlichen Schlafzimmer, versuchten meine Thüre zu sprengen und versetzten mich in eine Lage der Nothwehr, daß ich, entblößt von jeder andern Waffe, kein anderes Rettungsmittel in Aussicht zu nehmen wußte, als mich mit einer eisernen Ofenhacke neben die Thür zu stellen, mit dem Vorsatze, den ersten durch die gesprengte Thür Eintretenden vor den Schädel zu schlagen. Zum Glück befreite mich der Wirth durch seine Dazwischenkunft von diesen im unverkennbaren Zustand der Unzurechnungsfähigkeit sich befindenden Unholden. Welche Situation für einen so bejahrten

Digitized by Google

Mann, gewöhnt, sich nur in den Kreisen höherer Sitte zu bewegen, solchen Pöbelhaftigkeiten auf jedem Schritte zu begegnen. Dazu kam noch das drückende Gefühl, in allen Unternehmungen der entschiedensten höheren Mißbilligung sich auszusetzen."

Endlich gelang es ihm, in Lippe-Detmold die staatsmännische Thätigkeit zu finden, für welche er sich berufen glaubte. Er will seine oldenburgische Pension beibehalten und tritt in Lippe als Privatdiener des Fürsten an die Spitze des Ministeriums, nicht als Staatsdiener und ohne Indigenat. Es war ganz in der Ordnung, daß die oldenburgische Regierung auf ein solches exceptionelles Verhältniß keine Rücksicht nahm und seine Pension einzog, er freilich findet darin eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. In Lippe verfeindet sich der eigensinnige Mann schnell mit dem Adel, den Beamten und der Geistlichkeit, er wirthschaftet dort in seiner Lieblingsstimmung, der Gemüthlichkeit, wahrscheinlich nicht ohne dem Fürsten selbst, der ihn ins Land gerufen hatte, lästig zu werden. Die humanen Formen, welche ihm der Fürst im Verkehr zeigt, sind sein Haupttrost bei den Angriffen seiner Gegner und wiegen ihm bei seinen staatsmännischen Experimenten in vollständige Sicherheit ein. Da will sein Unstern, daß er nach seiner Heimath Hildburghausen zurückkehrt, und dort in Thüringen, wo vor länger als vierzig Jahren seine erste Verhaftung stattgefunden hat, da bereitet ihm jetzt auf der Höhe seines Glücks das Schicksal auch, wie wir hoffen, seine letzte. Die Vorgänge in Koburg sind durch die Zeitungen genauer und richtiger dargestellt, als Herr Fischer sie zu erzählen in seinem Interesse findet. Er wird von dem dortigen Gericht wegen Majestätsbeleidigung in Anspruch genommen und gegen Caution wieder frei gelassen. Als er nach dem Fürstenthum Lippe zurückkommt, richtet ihn der freundliche, er darf wol sagen, der herzliche Empfang seines gnädigsten Fürsten und dessen gesammter hoher Familie wieder auf. Ach, aber seine Freude über eine Stellung zu seinem hohen Gebieter, „welche in der That die zutraulichste geworden war," sollte nur kurze Dauer haben. Sein Fürst verreist, und der Hofmarschall kündigt ihm an, daß der Fürst beschlossen habe, ihn in Ruhestand zu versetzen, aber zu seiner Schonung wünsche, daß Fischer selbst um seine Pensionirung nachsuche. Fischer, aufs höchste überrascht, sieht in der Sache nur ein Mißverständniß und weigert sich, auf solchen Antrag einzugehen, da übergibt ihm der Hofmarschall eine lakonische Entlassungsordre. Der gewesene Minister ist vernichtet. Er kann den Grund nicht verstehen. — Wer aber sein Buch unbefangen liest, wird kaum in Zweifel sein, wie die Sache gekommen ist. Die große Spannung, welcher er fast bei allen Classen der Bevölkerung gegen sich hervorgerufen hat, seine zerrütteten Vermögensverhältnisse und der querköpfige Eifer, der seinem Herrn schon oft unbequem geworden sein mochte, das wirkte so zusammen, daß die Ansprüche, welche man von Koburg aus gegen

Digitized by Google

ihn erhob, die Krisis herbeiführen konnten. Eine solche Entlassung durch das Hofmarschallamt, in einem Schreiben von fünf Zeilen, war der natürliche Lohn für einen Mann, der nur ein Fürstendiener und nicht ein Staatsangehöriger und nicht ein Staasdiener hatte sein wollen, um keine Verpflichtung gegen die Gesetze des Staates zu haben. So zog der greise Mann in die Fremde, und ganz Deutschland war ihm eine Fremde; nirgend mehr hatte er ein Heimathrecht. Vier Fürsten hat er durch funfzig Jahre gedient und von keinem hat er sich Dank erworben. Seine Vermögensverhältnisse sind vollständig zerrüttet, sogar die nöthigen Subsistenzmittel scheinen zweifelhaft geworden zu sein. Er wanderte nach der Ostsee zu einer geliebten Tochter, die Tochter hält ihn von allem Verkehr mit Menschen ab und verhindert ihn, in das nahe Seebad zu gehen. Sie fürchtet für ihren alten Vater persönliche Mißhandlung durch die Badegäste. Er zieht nach Leipzig, nach acht Tagen kündigt ihm der Hauswirth die Wohnung, weil er über den Charakter seines Miethers sehr Ungünstiges gehört habe. Er geht nach Halle, von einem treuen Diener begleitet; während er diesem seine Vertheidigungsschrift dictirt, überfällt den Diener die Cholera und er stirbt. — Das ist das unfruchtbare, verfehlte Leben eines Mannes, den sein eitles Herz und sein ungeordneter Thätigkeitstrieb, ein oft leidenschaftlich bewegtes Gemüth und eigensinniges Festhalten an falscher Doctrin vernichtet haben. Er ist nicht der Märtyrer eines unbegreiflichen Schicksals, welches finstere Wetterwolken über seinem schuldlosen Haupte entlud, sondern wenn irgendwo, ist bei seinem Leben ersichtlich, wie die Strafe dem Unrecht auf dem Fuße folgt. Und wenn etwas auffallend ist in seinem Leben, auffallend, aber nicht unerhört, so ist es der Umstand, daß sein Geschick ihn so betroffen hat, weil er nicht der Schlechteste unter Seinesgleichen war. So verschroben auch seine politischen Ansichten sind, so willkürlich und gewaltthätig sein Wollen, so ist doch noch zu viel deutsches Gemüth in ihm, als daß er seinem Princip gleichmäßig und willenlos hätte dienen können. Bürgerlich war seine Gutherzigkeit, welche durch seine falschen Grundsätze nicht verdorben werden konnte, bürgerlich das Behagen, mit dem er sich seine Umgebung durch phantastische Farben auszumalen wußte, bürgerlich sein Eigensinn und sein übergroßer Amtseifer und leider sehr bürgerlich die Eitelkeit, mit welcher sein Herz das suchte, was vornehm und fürstlich war. Und als ein Opfer dieser Eigenschaften ist er gefallen.

Digitized by Google

Die administrative Reform in England.*)

„Wir brauchen für den Krieg Männer," sagte im December 1854 der Abgeordnete Layard im britischen Parlament; „wenn man ein Privatunternehmen so führen wollte, wie die Minister den Krieg führen, müßte man in acht Tagen Bankrott machen." Im Januar 1855 beantragte Roebuck, daß der Zustand der englischen Armee vor Sebastopol und das Verfahren der Behörden, welchen die Sorge für die Bedürfnisse dieser Armee oblag, untersucht würden. Der Antrag ging durch und das Ministerium trat ab. Es handelte sich nun um die Centralisation der Behörden, welche die Armee bilden, leiten und verwalten.

Bis 1855 bestand kein Kriegsminister. Der Oberbefehlshaber der Armee war nur dem Träger der Krone verantwortlich; sobald die Armee von dem Parlament votirt war, gehörte sie ihm allein; von ihm allein gingen die Ernennungen und Beförderungen aus. Der „Kriegssecretär" (Secretary at war) war als solcher nicht Mitglied des Cabinets und Staatsminister, sondern nur Finanzminister des Kriegs. Ohne ihn konnte der Oberbefehlshaber keine Versammlung oder Bewegung der Truppen ausführen. Denn dies war eine Ausgabe. Der Kriegssecretär beantragte ferner bei dem Parlament jährlich das Votum für die Armeen und für das Gesetz, welches die Disciplin regelt (Mutiny bill). Er beantragte den nöthigen Credit und stand für dessen Verwendung ein. Er überwies der Armee die königlichen Entscheidungen in Finanzsachen, bewilligte Halbsold, machte die Beförderungen officiell bekannt. Alle Beziehungen des Militärs mit den Civilbehörden gehörten zu seiner Competenz. Ohne seine Mitwirkung konnte keine Truppenverlegung stattfinden, da er die erforderlichen Ausgaben zu bewilligen hatte; aber wenn es sich um die innere Sicherheit des Landes oder um die Colonien handelte, communicirte nicht er, sondern der Minister des Innern oder der Colonien mit dem Oberbefehlshaber. Dieser, der „Horse guard", war und ist noch betraut mit der Ertheilung von Befehlen an die Truppen, mit der Leitung des Personals, des Avancements und der Disciplin. Er war ohne Controle, aber er befehligte eine Armee ohne Genietruppen und ohne Kanoniere. Die Artillerie und das Genie standen unter einem Generalordonanzmeister, der direct der Königin untergeordnet war. Auch die Militärgerichtsbarkeit wird von einem Richteradvocat geleitet, der von keinem Minister abhängt. Das „Commissariat", welches für die Nahrung und die Pferde der Armee sorgt und die Fonds derselben verwaltet, ist ein Zweig des Schatzamtes. Der Generalzahlmeister der Armee und der Ma-

*) Ch. de Remusat. La Réforme administrative en Angleterre.

Digitized by Go

rine ist Mitglied des Cabinets. Der Chef des Medicinalwesens der Armee ist für die Disciplin der ihm untergeordneten Aerzte dem Oberbefehlshaber, für die Verwaltung der Hospitäler dem Kriegssecretär verantwortlich.

Sonach bestanden sechs Militärbehörden, die keiner Centralbehörde untergeordnet waren. Jede derselben, mit Ausnahme des Commissariats, war in ihrer Sphäre vollkommen unabhängig, ohne daß ein Minister für ihre Amtsführung haftete; denn es war zufällig, wenn der Kriegssecretär zugleich Mitglied des Cabinets war.

Ueber diese Militärverwaltung mit ihren fünf oder sechs Häuptern setzte man nun unter dem Ministerium Aberdeen einen Staatssecretär des Krieges, den Herzog von Newcastle, behielt aber zugleich den Kriegssecretär, Sir Sidney Herbert bei, der ebenfalls im Cabinet saß, ohne daß man wußte, wie zwischen ihm und dem Kriegsminister die Befugnisse vertheilt waren. Aus diesem Grunde trat Lord Russel im Januar dieses Jahres aus dem Cabinet; er wollte einen dirigirenden Kriegsminister und zwar nicht den Herzog von Newcastle.

Als Lord Palmerston das gegenwärtige Cabinet bildete, berief er als Kriegsminister Lord Panmure. Der Titel Kriegssecretär wurde abgeschafft und alle Befugnisse dieser Charge gingen auf den Kriegsminister über. Zugleich erklärte Palmerston im Unterhause, daß die Civilverwaltung der Artillerie und des Genieweſens dem Kriegsminister, die Disciplin dieser Waffe aber dem Oberbefehlshaber zufallen solle. Ueber die Stellung dieses letztern aber zum Kriegsminister war man unklar. Man sagte, daß der Oberbefehlshaber in Sachen seiner Competenz um Rath gefragt werden, daß aber der Kriegsminister den Rath prüfen und die Entscheidung geben solle. Die Einheit im Kriegswesen wurde also nicht hergestellt. Das Personal der Armee liegt in der einen, die Verwaltung der Armee und der Krieg in der andern Hand. Die Militärintendantur verbleibt dem Schatzamt. Inzwischen sind die Klagen über die Kriegsbereitschaft des Heeres verstummt.

Dagegen dauern die Klagen über die Organisation des Heeres fort. Die Armee recrutirt sich durch freiwilligen Eintritt und durch Werbung, nicht durch Conscription. Letztere aber hat die Vortheile, daß die Armee stets junge und kräftige Soldaten enthält, die zu allen Arbeiten und Handwerken geschickt und befähigt sind, zu Offizieren befördert zu werden. In England werden die Offiziere aus den „Gentlemen" genommen, ohne daß sie genügend vorbereitet sind. Sie kaufen ihre Grade. Ein junger Mann, der reich genug ist, um 1190 Pfund Sterling in der Cavalerie oder 450 Pfund in der Infanterie zu bezahlen, erhält ohne Schwierigkeit das Fähnrichspatent. Militärschulen fehlen gänzlich; der Garnisondienst wird in der Regel von den Unteroffizieren geleitet; die Regimenter sind gewöhnlich vereinzelt und ohne Zusammenhang, so daß der

Digitized by Google

Offizier keine Gelegenheit hat, den Dienſt im Großen kennen zu lernen. Der Tarif für die Offizierpatente iſt folgender:

	Cavalerie.	Infanterie.
Fähnrich	1190 Pfd. St.	450 Pfd. St.
Lieutenant	1260 „	700 „
Capitän	3228 „	1800 „
Major	4575 „	3200 „
Oberſtlieutenant	6175 „	4540 „

Rechnet man die Zinſen des eingezahlten Capitals ab, ſo iſt der Sold der Offiziere außerordentlich gering. Ein Oberſtlieutenant, der einen Gehalt von 419 Pfund bezieht, hat nach dem Abzug der Zinſen eigentlich nur 172 Pfund. Man hat indeß dem Herzog von Wellington, der darüber Beſchwerde führte, ſehr richtig geantwortet, daß eine Summe von 419 Pfund allerdings kein zu hoher Gehalt für einen erſten Handlungscommis, daß aber die Hälfte dieſer Summe eine Verſchwendung ſei, wenn ſie dazu diene, einen Invaliden im activen Dienſt zu erhalten. Da aber das Avancement nach der Anciennetät erfolgt, ſo ſind häufig die Offiziere zu alt. Das ganze Syſtem iſt für den Offizier, aber nicht für den Staat vortheilhaft. Wenn der Oberſtlieutenant ſeinen Abſchied nimmt, ſo zahlen ihm der Major, der Capitän, der Lieutenant und der älteſte Fähnrich, welche nacheinander aufrücken, zuſammen den Betrag ſeines Patentes mit 4540 Pfund (in der Infanterie) und der neue Fähnrich zahlt ſeine 450 Pfund ein. Man ſcheut ſich, dieſes Syſtem abzuſchaffen, weil man bei einem Avancement außer der Reihe die Partei- und Familieneinflüſſe befürchtet. Uebrigens intereſſirt man ſich in England bei weitem weniger für die Landarmee, als für die Marine. Der Geiſt der Nation iſt vorzugsweiſe ein maritimer und es beſteht noch die alte Ueberzeugung in voller Kraft, daß ſtehende Heere die Volksfreiheiten gefährden.

Der Hauptgegenſtand der adminiſtrativen Reform iſt die Civilverwaltung. Layard erklärte, ſie ſei ſchlechter als die Verwaltung irgendeines Privatgeſchäftes; Lindſay nannte am 23. März dieſes Jahres das Verwaltungsſyſtem „verrottet.“ Sir Stafford Northote, Mitglied des Schatzamtes unter Gladſtone, trat der Meinung Lindſays bei: Land und Regierung hätten ungeheure Anſtrengungen gemacht und doch ſeien ſie mißlungen. Er fand das Uebel in der mangelhaften Organiſation des Perſonals der Bureaux. Schon 1836 gab Herr Taylor ein Buch heraus, den „Staatsmann“, in welchem er auf Reform der Executive drang. Die Miniſter und ihre Unterſtaatsſecretäre kümmerten ſich nur um die parlamentariſchen Tagesfragen. Darüber würden die Gegenſtände der innern Verwaltung vernachläſſigt. Für dieſe genügten nicht der Cabinetschef des Miniſters und einige Secretäre, ſon-

dern seien besondere Unterstaatssecretäre erforderlich. Auch müßten die Secretäre nicht aufs Gerathewohl angenommen, sondern sorgfältig ausgewählt und auch besser besoldet werden; bei ihrer Beförderung müsse nicht allein die Anciennetät, sondern auch das Verdienst maßgebend sein. 1846 beschloß Lord John Russel, als erster Lord des Schatzamtes, daß eine bestimmte Anzahl der untersten Verwaltungsstellen mit den besten Zöglingen derjenigen Schulen besetzt würden, welche unter Aufsicht der Regierung stehen. 1848 beauftragte er in Einverständniß mit dem Schatzkanzler drei höhere Beamte des Schatzamtes, die Organisation aller Branchen dieses Dienstes zu untersuchen. Zwei dieser Commissare sollten, von den betreffenden Beamten unterstützt, die Untersuchung auf zehn andere Departements ausdehnen. Diese Arbeit wurde unter dem Ministerium Derby fortgesetzt, noch eifriger wurde sie unter dem folgenden Ministerium betrieben; der Schatzkanzler Gladstone fügte den Untersuchungscommissaren Sir Stafford Northcote zu. Das Resultat der Untersuchung wurde 1854 in zwei Bänden gedruckt. Der Bericht der Commissare stellt fest, daß der Civildienst nicht der Art organisirt ist, daß die fähigsten Personen zu demselben verwendet werden. Die Aemter werden von denen gesucht, welche wenig Strebsamkeit und Eifer haben; denn die Arbeit ist leicht und das Fortkommen gesichert. Die Anfänger (junior clerks) werden nach Willkür der Patronage gewählt. Ihre ganze Berufsbildung besteht in der Bureauroutine und die nach der Anciennetät erfolgende Beförderung befreit sie von jeder Anstrengung. Da die einzelnen Zweige des Dienstes vollständig voneinander getrennt sind, kann niemand eine allgemeine und systematische Kenntniß der Verwaltung sich erwerben. Auch werden die höchsten Aemter Personen gegeben, welche der Verwaltung ganz fremd sind. Es sei daher eine Parlamentsacte nothwendig, welche diesem Zustande ein Ende mache. Es müsse nicht nach der Anciennetät, sondern nach dem Verdienst befördert, die verschiedenen Bureaux miteinander in Verbindung gebracht, es müsse eine Examinationsbehörde errichtet werden, welche die Candidaten in der Geschichte, Rechtswissenschaft, Nationalökonomie, in den neueren Sprachen prüfe und eine Liste derjenigen aufstelle, welche die Prüfung bestanden haben, damit dieselben zu den erledigten Stellen allmälig ernannt werden.

Der Bericht der Untersuchungscommission war vom 13. November 1853. Am 31. Januar 1854 kündigte die Königin in ihrer Thronrede an das Parlament an, daß man auf ihren Befehl einen Plan entwerfe, um die Anstellungen in den Civilämtern zu regeln. Der Schatzkanzler Gladstone schickte sich an, diesen Plan in der laufenden Session dem Parlament vorzulegen.

Unter diesen Umständen traten die Ereignisse in der Krim ein und die administrative Reform wurde die Hauptfrage des Tages. Herr Grey veröffentlichte eine Flugschrift: „Die einzige nothwendige Sache. (The one Thing need-

Digitized by Google

ful.) „Unsre Sache war gut," sagte Grey, „wir hatten eine schöne Armee, jedermann hat seine Schuldigkeit gethan und doch sind wir gescheitert. Denn die Minister wurden durch einen Mechanismus bedient, von dem neun Zehntel nicht von ihnen abhingen. Fragen wir nach dem Militär? Was vermochten sie über das Commissariat, über den medicinischen Stab, über das Departement des Generalquartiermeisters? Die Offiziere fanden sie vor. Und wie? Ich habe einen zweiten Sohn, der nicht böse, aber zu nichts gut ist. Ich bemühe mich um ein Offizierspatent, ich bezahle und erhalte es. Stehe ich in Gunst, so erhalte ich es schneller. Um General zu werden, ist nichts weiter erforderlich, als alt zu werden. Gehen wir zum Civil über. Mein dritter Sohn ist ohne Verstand, aber er ist ruhig; ein Kaufmann würde ihn als Commis nicht annehmen wollen. Einer meiner Freunde hat Credit, ich kann irgend einem von der Majorität des Parlaments nützlich sein: mein Sohn wird Regierungscommis mit 90 Pfund Gehalt und in 20 Jahren wird er, wenn er lebt, 250 Pfund Gehalt haben. Welcher Kaufmann, welcher Eisenbahnunternehmer wird sich einem ähnlichen System unterwerfen? Aber wer hat die Schuld? John Bull, der es duldet. Wollt Ihr der Ausschließung des Verdienstes ein Ende machen, so macht das Ministerium freier, gebt ihm freie Wahl. Es gibt fähige Personen in Ueberfluß; man findet sie im Lande, aber nicht im öffentlichen Dienst, man findet sie in der Armee, aber nicht unter den Obersten. Es handelt sich nicht darum, die Aristokratie auszuschließen, sondern die Tüchtigen aus der Aristokratie zu wählen. Man wird nicht gezwungen sein, seine Freunde zurückzusetzen, sondern diejenigen aus seinen Freunden zu wählen, welche sich bewährt haben."

Am 21. Mai 1855 erließ die Königin einen Geheimenrathsbefehl, welcher eine Commission ernannte, um die Befähigung derjenigen zu prüfen, welche um die Stelle eines Junior clerk im Civildienst sich bewarben. Den Commissaren sollten bei der Prüfung die Chefs der Departements zur Seite stehen, ohne daß jedoch die Commission um die Ernennungen zu den Stellen sich zu kümmern hätte. Der Zulassigkeitsprüfung sollte eine Probezeit folgen; aber alle diese Bestimmungen sind nur auf diejenigen Candidaten anwendbar, welche ein bestimmtes Alter noch nicht erreicht haben. Ueber diese Altergrenze hinaus behält der Departementschef volle Freiheit in seinen Anstellungen.

Diese Maßregel befriedigte natürlich sehr wenig. Der Verein für die administrative Reform, der damals sich gebildet hatte, erließ einen energischen Aufruf an die öffentliche Meinung. Vergesse man, daß in der Armee die schlechte Verwaltung drei Mann getödtet habe, während das Feuer des Feindes nur einen tödtete und daß von sechs Millionen Pfund, die auf die Transporte verwendet worden, zwei Millionen rein weggeworfen sind? Wisse man nicht, daß Peel erklärt habe, er wolle lieber die Eisenbahnen verantwortlichen Ge-

Digitized by Google

fellſchaften, als den unfähigen (torpid) Händen der Regierung überlaſſen; daß nach dem Ausſpruche Lord Ruſſels Pitt eingeſtanden habe, während ſeiner ganzen Verwaltung hätte er niemals einen Mann an die Stelle ſetzen können, wo er ihn hätte haben wollen? Gladſtone habe verſprochen, in der Verwaltung die politiſche Patronage abzuſchaffen; der geheime Rath halte ſie aufrecht, er gewähre nur illuſoriſche Garantien, indem er zu Mitgliedern der Examinationscommiſſion ſolche Männer ernenne, welche die Concursprüfungen verworfen hätten. „Der rechte Mann an der rechten Stelle!" (The right men in the right places!)

Aber dem Verein gelang es nicht, die öffentliche Meinung für ſeine Sache zu begeiſtern und das Parlament behandelte ſie wie eine gewöhnliche Frage. Am 10. Juli 1855 beantragte Scully im Unterhauſe, den Beſtimmungen des geheimen Raths dadurch mehr Nachdruck zu geben, daß man die Oeffentlichkeit der Prüfungen einführe und die anzuſtellenden Beamten nach dem Ausfall der Prüfung rangiren laſſe. Der Schatzkanzler vertheidigte das Syſtem des geheimen Rathes. Die Oeffentlichkeit der Prüfungen ſei unnütz, da die Prüfung zum Theil eine ſchriftliche ſei; wollte man eine Rangordnung der Aſpiranten einführen, ſo würde man dem Miniſterium die Hände binden und die Verantwortlichkeit deſſelben aufheben. Gegen die Patronage und ihre Mißbräuche erhoben ſich energiſch Lindſay, Sir Northcote und insbeſondere Gladſtone. Der Premier Lord Palmerſton konnte nicht ſchweigen. Er bemerkte vorſichtig, daß man einig über den Zweck, uneinig über die Mittel ſei. Er lobte die gegenwärtigen Beamten der Regierung und die Prüfungen im Allgemeinen; er fand es nur ſehr ſchwierig, für das Avancement eine Regel aufzuſtellen, welche auf die geſammte Beamtenhierarchie anwendbar ſei und das Verdienſt und die Anciennetät in gleichem Maße berückſichtige. Er rieth daher, es zunächſt mit dem zuletzt eingeführten Syſtem zu verſuchen, worauf denn die Frage mit 140 gegen 125 Stimmen angenommen wurde.

Es iſt ſehr zu beachten, daß die Angriffe der Reformfreunde im Parlament niemals gegen die engliſche Ariſtokratie ſich richteten. „Ich bin ſtolz auf unſre Ariſtokratie, ſagte Laing, ſie iſt nicht verweichlicht." „Wer ſucht Zwietracht zu finden zwiſchen der Ariſtokratie und dem Volke," rief Lindſay aus, „ich kann keine Ariſtokratie des Continents mit der unſrigen vergleichen!" Der berühmte Prediger Maurice ſprach in einem Handwerkerverein: „Obgleich ich ein Bürgerlicher bin, kann und mag ich nicht leugnen, daß das Bewußtſein der Geburt eine koſtbare Sache iſt für den Einzelnen und für die Nation. Dieſer Glaube fehlt den Amerikanern und England ſelbſt beſitzt ihn noch nicht genug. Das Gefühl der Familie, die Achtung vor den Vorfahren iſt nicht zu ſtark bei uns, ſondern nicht ſtark genug. Die Mitglieder unſrer Ariſtokratie müſſen dieſe Gefühle behalten und pflegen. Sie ſchützen ſie vor jeder Er-

Digitized by Google

niedrigung, Trägheit, Gleichgiltigkeit, vor dem Geschmack an der Mode und dem Reichthum, den wir ihnen zum Vorwurf machen." In der That kann man die Mißbräuche der Verwaltung nicht der Aristokratie Schuld geben. Sie hat keinen Vorzug in den Offizierstellen, noch weniger in den Bureaurämtern, um welche sie sich wenig bewirbt. Der Mangel an militärischer Erfahrung ist bei dem Bürgerthum ebenso groß, als bei dem Adel und rührt von dem Mangel guter Specialschulen her. Die Hauptangriffe waren gegen die „Patronage" gerichtet, dagegen, daß die Minister bei Anstellungen weniger auf das Staatswohl, als darauf sehen, daß sie ihre alten Clienten belohnen und neue Clienten sich schaffen; dagegen, daß Familien-, gesellschaftliche und Parteirücksichten bei der Besetzung der Stellen eine große Rolle spielen. Man darf aber nicht vergessen, daß ein freier Staat wie England ein Staat ist, wo die Parteien herrschen und wo die herrschende Partei genöthigt ist, die Staatsämter mit ihren Anhängern zu besetzen. Es kommt nur darauf an, daß diese Anhänger für dies ihnen übertragene Amt geeignet und tüchtig sind und dies zu erreichen wird der öffentlichen Meinung in England, sobald sie es ernstlich will, sicherlich gelingen. Der öffentlichen Meinung in England hat noch kein Ministerium Widerstand zu leisten vermocht.

Die Franzosen im Jahre 1806 in Berlin.

Endlich hatte Friedrich Wilhelm III. dem Drängen der russisch gesinnten Partei nachgegeben, die den Krieg gegen Frankreich als eine von dem Nationalwillen dringend geltend gemachte Forderung hinstellte und unmittelbar nach der Rückkehr der Königin aus Pyrmont eilten Couriere nach allen Seiten, um der Armee den Befehl zu überbringen, sich in Bewegung zu setzen.

Der Prinz Louis Ferdinand, dessen feuriges Temperament ihn weit über die Grenzen ruhiger Besonnenheit hinausführte, war vielleicht ebendeshalb der Held der Berliner geworden. Prinz Louis war jedenfalls von der Natur sowol in leiblicher wie geistiger Beziehung auf das entschiedenste begünstigt worden, er hatte einen schönen, starken Körper, neben diesem einen hellen Verstand, aber auch heftige Leidenschaften. Gern glauben wir einem seiner Zeitgenossen, welcher sich in Bezug auf ihn in folgenden Worten äußert: „Für ihn war nur der Königsthron, und da er ihn nicht besaß, so wußte er nicht, was er mit seiner Kraft anfangen sollte; er ließ also seinen Leidenschaften den Zügel schießen und gab sich ganz dem physischen Genuß hin. Bei Tage Champagner, des Nachts schöne Mädchen, zur Abwechselung Musik und Jagd, unter diese theilte er sein Leben." — Der völlige Gegensatz hiervon war der schüchterne, der nüchterne, in

Digitized by Google

seiner inneren Gemüthswelt lebende Friedrich Wilhelm III. Unter diesen beiden so verschiedenen Charakteren konnte selbstredend keine Sympathie stattfinden und beide standen sich daher auch sehr kalt gegenüber. Prinz Louis wollte den Krieg gegen Frankreich, weil sich für ihn dabei die Aussicht eröffnete, Ruhm zu erwerben; die Idee, Napoleon zu besiegen, verfolgte ihn Tag und Nacht und um den König aus seiner friedlichen Stellung herauszudrängen, ging er zuletzt, als alle anderen Mittel nichts fruchteten, zu persönlichen Angriffen über, indem er Friedrich Wilhelm III. durch Persiflagen, Sarkasmen und beißenden Witz verfolgte, hierbei auf die empfängliche Königin einzuwirken suchte und in seinen Angriffen zuletzt so weit ging, daß er den König des Mangels an persönlichem Muth ganz offen beschuldigte. So zeigte ihm z. B. einstens ein Büstenhändler den Gott Mars und den König. Prinz Louis betrachtete beide Gegenstände eine Zeitlang und antwortete dann: „Ja, ja, der erste ist der Gott Marsch und der letzte der Gott Halt.“ Auf diese Weise wurde Friedrich Wilhelm, an seinem persönlichen Ehrgefühl angegriffen, unter Zuthun des Prinzen Louis zu einer Zeit, aus der von ihm eingenommenen Neutralität herausgedrängt, wo alle Verhältnisse sich auf das ungünstigste für einen Krieg gegen Frankreich aussprachen, der, ein Jahr früher im Verein mit Oestreich und Rußland begonnen, vielleicht zu ganz anderen Resultaten geführt hätte. In Berlin, wo man noch mitten in den Traditionen lebte, welche der Ruhm Friedrichs des Großen dem Volke als Erbschaft hinterlassen hatte, zweifelte die Masse der Bevölkerung keineswegs an einem siegreichen Ausgang des Feldzuges, mit Ausnahme der kleinen für ein französisches Bündniß eingenommenen Partei, die man aber jetzt verfolgte und mit gehässigen Augen ansah, sowie mit Ausnahme weniger Patrioten, welche die Köpfe schüttelten und tief betrauerten, daß dieser so plötzliche Bruch mit Frankreich, wenn er nun einmal von politischen Gründen geboten wurde, nicht schon ein Jahr früher erfolgt sei, wo bereits dieselben Motive hierzu vorlagen und wo Preußen unter ganz andern, ihm günstigen Umständen hätte auftreten können.

Während so in den öffentlichen Locales Berlins mit einer Wuth politisirt wurde, die oft die sich bekämpfenden Parteien verleitete, selbst bis zu Faustschlägen überzugehen, äußerte sich die Stimmung des Publicums nicht minder laut im Theater; dort waren „Wallensteins Lager“ und der „politische Zinngießer“ an der Tagesordnung — das erste Stück deshalb, weil es die Gelegenheit darbot, das damals bekannte Kriegslied:

Die Trommel ruft, die Fahne weht ꝛc.

zu singen und das zweite, weil in demselben Unzelmann in grünem Schlafrock und in der Nachtmütze als politischer Zinngießer Gelegenheit fand, die Zuhörer den Zeitverhältnissen gemäß zu haranguiren; denn entweder benutzte er seine Rolle dazu, um in dieselbe einen Aufruf an den Patriotismus der Nation

Digitized by Google

einzuflechten, welcher jedes Mal mit der donnernden Absingung des Liedes „Heil dir im Siegerkranz" schloß, oder er extemporirte an passenden Stellen und sagte so, wenn er von der Charte von Polen sprechen sollte, worin sich ein Loch befinde, statt dessen: „die Karte von Deutschland hat einen Riß bekommen, aber es wird sich ein braver Mann finden, der ihn wieder zumacht," was ihm dann jedes Mal einen donnernden Applaus einbrachte. Trotz dieser allerdings nichts kostenden Ovationen gelang es aber nicht, bei der berliner Bürgerschaft auf dem Wege der Collecte die Summe von 30,000 Thalern aufzubringen, um der Garnison Mäntel davon machen zu lassen und der Magistrat mußte zufrieden sein, als 6000 Thaler einkamen, wobei sich der Minister Graf Schulenburg mit 25 Thalern betheiligte.

Was die berliner Presse anbelangt, so versuchte auch diese einen Anlauf zu nehmen. „Der Freimüthige", „der Hausfreund", „der Staatsanzeiger", der „Telegraph", ja selbst der „Beobachter an der Spree" zogen gegen die pariser Blätter zu Felde, der Doctor Merkel, als Lette ein Unterthan Kaiser Alexanders, trat für diesen öffentlich in die Schranken und der Dichter Müchler schrieb einen Band Kriegslieder, welche die Soldaten zu muthigen Thaten begeistern sollten.

Allerdings fielen mitten unter dieses Treiben als trübe Schattenbilder bald darauf zwei Nachrichten, von denen die eine den Rückzug des Generals Tauenzien, die andre den Tod des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld meldete, doch bald verdrängten andre aus der Luft gegriffene und jedes positiven Grundes entbehrende Siegesnachrichten, die sich vom 13. bis 17. October unaufhörlich folgten, den trüben Eindruck, welchen namentlich der Tod des populären Prinzen, von dessen Muthe man soviel hoffte, hervorgerufen hatte. Bald hieß es, Fürst Hohenlohe habe bei Zeitz ein Corps unter Marschall Soult geschlagen und zersprengt, bald wollte man wissen, die Franzosen würden zwischen zwei Feuer genommen und durch das hohenlohsche und eugensche Corps aufgerieben werden. Da der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg, an seinem Hause in der Behrenstraße Bulletins hatte anschlagen lassen, welche die erstbezeichnete Nachricht bestätigten, so sah alles mit der gespanntesten Erwartung der Meldung von dem Gewinn einer Hauptschlacht entgegen, man horchte, ob man nicht den Kanonendonner vernehmen könne, überall zeigte sich ein unruhiges Drängen und Treiben und besonders das Gouvernementsgebäude war fortwährend belagert, um zu vernehmen, ob nicht eine entscheidende Nachricht angelangt sei. Dieselbe kam allerdings, aber leider in einem ganz andern Sinne, wie die öffentliche Meinung dies vermuthet hatte. Am 17. October früh traf der Rittmeister von Dorville als Courier ein und brachte Depeschen, welche die Meldung von einer vollständigen Niederlage der preußischen Armee enthielten; einige Stunden darauf standen die staunenden

Berliner bereits an den Straßenecken und hefteten ihre verwunderten Blicke auf rothe Zettel, die, sehr lakonisch abgefaßt, folgende Worte enthielten:

„Der König hat eine Schlacht verloren; jetzt ist Ruhe Bürgerpflicht; ich bitte darum. Der König und seine Brüder leben noch." Schulenburg.

Der Siegeshoffnung und dem kecken Bewußtsein zu erwartender Triumphe machte nun auf einmal Niedergeschlagenheit und Furcht Platz. Während sich der Staatsrath versammelte und die Entfernung aller Kassenbestände und königlichen Effecten beschloß, herrschte in Berlin in hohen und niedern Kreisen die größte Bestürzung; wer es nur einigermaßen nach seinen Mitteln vermochte, packte seine Sachen und bereitete sich zur Flucht nach Stettin, Küstrin oder Schlesien, während umgekehrt wieder das Landvolk sich mit seiner Habe nach Berlin drängte. Ueberall zeigte sich Schrecken und Verwirrung und eingeschüchtert durch die palmsche Hinrichtung versäumten auch die Redacteure der berliner Blätter nicht, ihre Person bei Zeiten in Sicherheit zu bringen, weshalb auch der Volkswitz, der selbst in diesem trüben Augenblick nicht müßig blieb, flugs den „Freimüthigen" in den „Kleinmüthigen" umtaufte.

So stark war der Schrecken, daß sich der größte Theil der Mitglieder des Staatsrathes kurz nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Verluste der Schlachten von Jena und Auerstädt aus Berlin entfernte, obgleich eine damals an denselben gerichtete Cabinetsordre ziemlich beruhigend klang, indem es in derselben unter andern hieß: „Meine Armee ist auf allen Punkten geschlagen, da ich mich aber sogleich in Friedensunterhandlungen eingelassen habe und hoffentlich bald damit zu Ende kommen werde, so wird der Feind wol nicht nach Berlin kommen." — Als Graf Schulenburg abzog, tröstete er die ihn begleitenden Volkshaufen mit den Worten: „Beruhigt euch, ich lasse euch meine Kinder hier" — was wol Bezug auf den Fürsten Hatzfeld haben sollte, welcher sein Schwiegersohn war und der nun als Gouverneur an die Spitze einer neugebildeten Municipalität trat. Diese neue Behörde, welche für den Augenblick als eine provisorische Regierung betrachtet werden konnte, schritt zunächst zur Errichtung einer Bürgergarde, die indessen nur einen höchst jämmerlichen Anblick darbot, da sich die wohlhabenden Bürger dieser patriotischen Pflicht entzogen und von dem Rechte Gebrauch machten, welches ihnen gestattete, für Geld Stellvertreter zu stellen, so daß hiermit zuletzt die Pflicht, die Residenz zu schützen, in die Hände des Pöbels gelangte. Eine zweite Maßregel bestand in der Aufbringung einer Million, um damit die ersten Bedürfnisse der zu erwartenden Franzosen befriedigen zu können und eine dritte endlich in der Absendung einer Deputation an Napoleon, um für die Stadt um Schonung zu bitten. Dieser antwortete der Kaiser: „Sie haben den Krieg gewollt, nun haben Sie ihn; in meinem Plane lag dieser Krieg

Digitized by Google

nicht*), versichern Sie aber der Stadt Berlin meinen Schutz: das Privateigenthum und die Personen sollen gesichert sein."

Was die Wegschaffung des Schatzes, der königlichen Effecten und sämmtlicher Kassen anbelangt, so ging auch diese theils übereilt, theils planlos von Statten. Die meisten dieser Gegenstände wurden nach Stettin und Küstrin dirigirt, mußten aber wegen des schnellen Vordringens des Feindes auch von dort ungesäumt weitergeschafft werden, doch fielen in ersterem Platze die von Berlin dahin transportirten Gewehre in dessen Hände, weil — was für die damaligen Zustände gewiß charakteristisch ist — das Kriegscollegium drei Tage darüber berathen hatte, ob es pro Hundert einige Groschen mehr Fracht wie gewöhnlich bezahlen sollte oder nicht. Auch in Betreff der Ausleerung des Zeughauses und der rechtzeitigen Bergung des darin befindlichen Kriegsmaterials herrschte Kopflosigkeit und jeder Mangel an Umsicht, weshalb auch die Franzosen bei ihrer Ankunft dort noch eine beträchtliche Anzahl von Geschützen und andern Waffen fanden. Während man in den Tagen vom 16. bis zum 24. October gestattete, daß sich die Berlin verlassenden Privatpersonen ausschließlich der vorhandenen Schiffe und Fuhrwerke bemächtigten, um damit häufig die erbärmlichsten und unbrauchbarsten Möbel fortzuschaffen, blieb ein großer Theil des wichtigsten Kriegsmaterials, womit man theilweise die eben erlittenen Verluste hätte ersetzen können, an Ort und Stelle liegen. Ein beim Zeughause angestellter Beamter, welcher noch frühzeitig darauf aufmerksam gemacht wurde, das kostbare Material in Sicherheit zu bringen, antwortete verdrießlich: „man lasse mich in Ruhe, weiß ich doch ohnehin nicht, wo mir der Kopf steht," eine Aeußerung, die einen zu jener Zeit lebenden Schriftsteller bei der Betrachtung der damaligen Zustände zu der Bemerkung veranlaßte, daß der eigne Kopf, und sei er noch so leer gewesen, für diesen wie für viele andre Beamte der damaligen Zeit mehr Werth gehabt habe, als das leere Zeughaus, das nur dem Staate gehörte.

Man würde den Berlinern Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, sie wären bei dem hereinbrechenden Unglück gleichgiltig geblieben, oder sie hätten bei der Sorge für ihre persönliche Sicherheit alles das vergessen, was ihr besseres Gefühl bei dem hereinbrechenden Unglück dem tiefgebeugten Vaterlande schuldig war. Wir haben schon vorhin bemerkt, daß bei der Nachricht von der verlorenen Schlacht sich überall Bestürzung und Niedergeschlagenheit verbreitete. „Auf jedem Gesicht," so sagen Augenzeugen, „las man die stürmenden Bewegungen des innern Menschen, und den Wunsch der Verzweiflung, daß bald, doch bald eine tröstende Nachricht kund werden möchte; ein

*) Diese Versicherung stimmt allerdings nicht mit der Handlungsweise Napoleons im vorhergehenden Jahre überein, denn damals schrieb er an Bernadotte, indem er den Durchmarsch durchs Anspachsche befahl: „Man muß alles aufs Spiel setzen, um alles zu gewinnen."

Digitized by Google

dumpfes Gemurmel durchschlich die Menge, es schien eine Menschenverbrüderung, eine einzige unglückliche Familie zu sein, deren Glieder sich kaum anzusehen vermochten, weil jeder Blick Kummer, nicht Trost sprach." — Aber so richtig diese Bemerkungen auch sein mögen, so halten doch auch dieselben Berichterstatter nicht mit der Bemerkung zurück, daß sich auch hierbei der angeborne Leichtsinn der Berliner und ihre Sucht, stets nach etwas Neuem zu haschen, nicht verleugnete, denn kaum war der erste Schrecken überwunden, so wälzten sie sich auch schon stromweise, als endlich wirklich die Franzosen anlangten, zum Thore hinaus, um die einrückenden Sieger und das von ihnen aufgeschlagene Lager in Augenschein zu nehmen. Dieser bedeutungsvolle Tag war der 24. October, gewiß einer der merkwürdigsten und unvergeßlichsten in den Annalen Berlins. Es mochte etwa gegen elf Uhr des Vormittags sein, als sich der Ruf verbreitete, die Franzosen zögen in die Stadt ein. Alles stürzte nach dem brandenburger Thor und bald zeigte sich in der That auch ein Trupp von etwa hundert Mann, theils reitende Jäger, theils Husaren und Artilleristen, die das noch immer hoffende Volk ihrer grünen Uniformen wegen anfänglich für Russen hielt, weil sich kurz vorher das Gerücht verbreitet hatte, dieselben wären bei Stettin gelandet und eilten nun zum Entsatz herbei. In solchen Zeiten der Aufregung glaubt man alles und besonders das, woran sich die letzte Hoffnung festklammert. Auch konnte eine solche Täuschung natürlich nur sehr kurze Zeit dauern — sie schwand, alsbald darauf das neunte französische Husarenregiment vom potsdamer Thor her einrückte; diesem folgte des Nachmittags mit klingendem Spiel das erste, zweite und zwölfte Regiment chasseurs à cheval, während zu derselben Zeit vor dem hallischen Thor das davoustische Corps anlangte und sich dort im Freien lagerte. General Hülin übernahm das Amt als Commandant von Berlin und als man sah, daß von Plünderung und rohen Soldatenexcessen nicht die Rede war, fand man sich allmälig in die neue Lage, obgleich Handel und Wandel noch immer darniederlagen, das baare Geld mangelte und die Stadt an Mundvorrath Noth litt.

Am 27. October des Nachmittags vier Uhr traf endlich der französische Kaiser, von Charlottenburg kommend, unter dem Donner der Kanonen und umgeben von seinen Garden und den Marschällen Prinz von Neufchatel, Davoust, Augereau, Lefèbre und Bessières in Berlin ein. Ein Augenzeuge beschreibt bei dieser Gelegenheit seine äußere Erscheinung folgendermaßen:

„Seine Figur ist klein, er hat ein Embonpoint, das er, nach den Gemälden, die ihn früher darstellten, erst vor kurzem erhalten haben muß. Sein Teint ist olivenfarbig und die Muskeln seines Gesichts sind trocken; beides gibt ihm ein finsteres Ansehen. Das bräunliche Auge ist zwar nicht feurig zu nennen, doch ist sein Blick durchdringend; erforschende Anmuth mangelt

Digitized by Google

diesem Blick zwar, aber nicht Haltung und Festigkeit, ja, wenn der plötzlich von ihm Angesehene nicht erschrickt, so ist er ein muthvoller Mann. Seine Gesichtszüge zusammengenommen sind harmonisch, imponirend — sein Auge ist in ewiger Bewegung und spricht die immer rege glühende Thätigkeit seines eigentlichen Ichs aus. Nur selten wird der Ernst seines Gesichts von einem Lächeln verwischt, aber es ist ein eignes, höchst seltsames, wunderbares Lächeln, das dem Nächststehenden untersagt, ein Gleiches zu thun. Dies Lächeln ist wie der Blitz — man kann sich des Strahles nicht erfreuen."

Am brandenburger Thor wurde der Kaiser von einer Deputation empfangen, die aus den wenigen zurückgebliebenen Ministern, dem Bürgermeister und dem Magistrate, aus einer Anzahl der vornehmsten Einwohner, sowie aus einer Ehrengarde zu Pferde bestand, welche letztere meist aus jungen Referendaren zusammengesetzt war. Spalier bildeten die Truppen bis zum Schlosse, wo sich bereits von neuem die vorerwähnte Deputation aufgestellt hatte, durch deren Reihen Napoleon mit einem leichten Kopfnicken schweigend schritt, um sich in die für ihn bereit gehaltenen Gemächer zu begeben. Erst am folgenden Tage war große Cour, wobei dem Kaiser durch die betreffenden Minister die Geistlichkeit und die höheren Justizbeamten vorgestellt wurden, mit denen er sich etwa eine halbe Stunde unterhielt und in wohlwollenden Worten sie seines Schutzes versicherte. An demselben Tage fiel auch die Verhaftung des Fürsten von Hatzfeld vor, welcher angeblich mit dem Prinzen von Hohenlohe in geheimer Correspondenz gestanden und demselben über die Stellung und die Bewegungen der französischen Armee Nachricht gegeben haben sollte. Die Gemahlin des Fürsten von Hatzfeld, eine muthige Frau, eilte auf das Schloß, warf sich dem Kaiser zu Füßen und erlangte die Begnadigung ihres Mannes.

Wir haben schon erwähnt, daß ein großer Theil von Waffen, Munition und Montirungsgegenständen in die Hände der Feinde fiel, welche man bei einiger Thätigkeit und Umsicht noch rechtzeitig hätte retten können. Zwar waren die militärischen Kleiderkammern nicht jedermann bekannt, allein auch jetzt fehlte es an ehrlosen Verräthern nicht, die, um den ausgesetzten Lohn, bestehend in dem vierten Theile des Fundwerthes, zu verdienen, die Orte den Franzosen anzeigten, wo diese Gegenstände verborgen lagen. Daß selbst der Feind ein solches schimpfliches Benehmen tief verachtete und ihm den verdienten Stempel der Brandmarkung aufdrückte, geht unter anderem aus der bekannten Aeußerung eines französischen Oberbeamten hervor, welcher einem solchen Denuncianten, als er ihm einen Ort bezeichnete, wo königliches Holz lag, kurz und lakonisch antwortete:

„Gut — aber der König von Preußen muß doch auch noch Holz behalten, um alle die undankbaren Schurken, welche ihn verrathen, hängen zu lassen!" —

Digitized by Google

Im Allgemeinen war das Betragen der französischen Soldaten in Berlin ein zufriedenstellendes, wie es die strenge Disciplin in der napoleonischen Armee mit sich brachte und mit wenigen Ausnahmen zeigten sich die fremden Gäste genügsam, sobald sie nur die Ueberzeugung gewannen, daß es ihren Wirthen nicht an gutem Willen fehlte. Das, wonach sie am meisten begehrten, war ein reinliches Bett, Fleischbrühe und ein Glas Wein, wenn sie es haben konnten. Doch erließ auch General Hülin, um dem Soldatenübermuth bei Zeiten Schranken zu setzen, einen Befehl, wonach „jeder Militär und jede zur Armee gehörige Person, welche bei einem Bürger im Quartier lag, verbunden war, die gewöhnliche Mahlzeit, welche dieser nach seinem Stande und Vermögen halten konnte, mit ihm zu theilen und ihm auferlegt wurde, unter keinerlei Vorwand mehr zu verlangen." —

Im Uebrigen gingen die berliner Behörden in erbärmlicher Aengstlichkeit und infolge des daraus entspringenden Eifers oft viel weiter, als dies im Willen der französischen Machthaber lag. Schon vor dem Einzuge des Feindes hatten die Aeltesten der berliner Kaufmannschaft ein Circular in Umlauf gesetzt, in welchem auf die Nothwendigkeit hingewiesen wurde, die Summe von einer Million zusammenzubringen, um damit dem feindlichen commandirenden General zur Aufrechthaltung seiner guten Laune ein Geschenk zu machen; später befahl General Hülin die Ablieferung von Waffen von Unbefugten und Privatpersonen, der Magistrat aber ließ es nicht dabei, sondern machte öffentlich bekannt „daß jeder Bürger sein Gewehr, bei Strafe erschossen zu werden, abliefern sollte", infolge dessen der französische Commandant Veranlassung fand, sich in den Zeitungen dahin auszusprechen, „wie er erstaunt sei, eine so strenge Verordnung in öffentlichen Blättern zu finden. In Zukunft solle man mit der Androhung solcher Zwangsmaßregeln so lange warten, bis er sie dem Magistrat vorschreiben würde und dieser solle nichts mehr proclamiren, was ihm nicht vorher mitgetheilt worden wäre."

Um diese Zeit begann man auch auf den Befehl Napoleons preußische Regimenter für den französischen Dienst auf dem Wege der Anwerbung zu errichten und der Fürst Karl von Isenburg erließ am 18. November eine darauf Bezug habende Proclamation, welche wir hier als ein Kennzeichen jener für Preußen und Deutschland so traurigen Zeit mittheilen, obgleich wir dieselbe unsrem inneren Gefühl nach lieber übergehen möchten. Dieser Aufruf lautete:

„Nachdem Se. Majestät der Kaiser von Frankreich und König von Italien mir die Errichtung eines Infanterieregiments von vier Bataillonen, so aus lauter Individuen, die in preußischen Diensten gestanden, zusammengesetzt werden soll, gnädigst zu übertragen geruht haben, so wird hier mit allen denjenigen Herren Offiziers der preußischen Armee, so mit Capitulation in französische

Digitized by Google

Kriegsgefangenschaft gerathen sind und welche den Wunsch hegen, aus dieser unangenehmen Lage herauszutreten, indem sie ihre bisherigen Dienste quittiren, um ihre Thätigkeit und militärischen Talente dem Dienste unsres unüberwindlichen Kaisers zu widmen, eine Anstellung in ihrem vorher in der Armee bekleideten Rang in diesem Regimente angeboten. Diese ehrenvolle Anstellung sichert denjenigen, so dieselbe zu erlangen wünschen, den Schutz und die väterliche Sorge des angebeteten Helden, der seine Krieger wie seine Kinder liebt*), im vollsten Maße zu und dieselben werden in allem den Offizieren der französischen Armee gleich gehalten werden und ebenfalls alle die Vortheile des französischen Soldaten genießen. Welcher Soldat ist glücklicher als dieser? Sold, Kleidung und Verpflegung im reichsten Maße, übertreffen die jeder anderen Armee; der französische Soldat lebt besser als der Unteroffizier anderswo und genießt eines Ueberflusses, der ihm die Last des Dienstes zum leichten Geschäft macht. Eilt herzu, tapfre Krieger! tretet unter die Fahnen Napoleons des Großen und gehet mit ihm dem Siege und unsterblichen Ruhme entgegen. Der Sammelplatz dieses Regiments wird Leipzig sein."

Glücklicherweise herrschte in der preußischen Armee, trotz des Unglücks, welches sie betroffen und trotz der Demoralisation, in welche sie seit dem Tode Friedrichs II. verfallen war, doch noch soviel von dem Geiste des großen Königs, daß dieser marktschreierische, im bombastischen Stil abgefaßte Aufruf nur geringen Erfolg hatte. Das alte preußische militärische Ehrgefühl war in dem Augenblick, wo es so sehr gebeugt worden, doch noch stark genug, um der Versuchung zu widerstehen „unter den Fahnen Napoleons des Großen" Angesichts des tiefgeknechteten Vaterlandes „zum unsterblichen Ruhme" zu eilen.

Bemerkenswerth sind auch die Berichte der Zeitgenossen jener Unglücksperiode über die herrschenden Verkehrsverhältnisse bei so außergewöhnlichen Umständen. Zwar wurden die Landleute angehalten, Korn in die Magazine Berlins zu liefern und die Bäcker erhielten aus denselben ihren Bedarf, aber im Uebrigen lag doch jede Gattung von Handel und Wandel darnieder. Dagegen etablirten sich andere sehr gangbare Geschäfte, wie solche grade der Krieg mit sich brachte und hier bildete der Gendarmenmarkt eine Art permanenten Jahrmarkt, auf welchem es an Verkäufern und Käufern nie mangelte; Beutegegenstände bildeten ausschließlich die Waare, welche dort zu einem Spottpreise losgeschlagen wurde. So kaufte man ein Pferd, was sonst 100 bis 200 Thaler kostete, für 5 Thaler und in demselben Verhältniß wurden Tücher,

*) Der Herr Fürst von Isenburg hatte wahrscheinlich vergessen, daß Napoleon damals noch gar keine Kinder hatte.

Digitized by Go

Leinwand, Kleider, Seidenstoffe, Uhren, Silberzeug und Gold verhandelt. Auch das Wechselgeschäft nahm einen großen Aufschwung, denn die verschiedensten Papier- und Geldsorten circulirten bunt durcheinander. Man berechnete, daß das Haus Marpurg und Schulze innerhalb drei Monaten hierbei allein 60,000 Thaler gewonnen hatte. Wie der Cours der Papier- und Münzsorten damals beschaffen war, geht daraus z. B. hervor, daß ein Jude 450 Thaler preußische Kassenanweisungen für acht Friedrichsdor kaufte und im Gasthof zum goldenen Adler am Dönhofsplatze wurden 100 Pfund niedersächsische Münz- und Courantsorten für 100 Friedrichsdor veräußert.

Zu Anfang des Monats November traf der Divisionsgeneral Clarke in Berlin ein und trat seinen Posten als Generalgouverneur der Hauptstadt, der Alt-, Mittel-, Neu- und Uckermark, sowie Pommerns an. Eine seiner ersten Bekanntmachungen war die Eintheilung der von der französischen Armee bisher eroberten preußischen Provinzen in das Departement von Berlin, von Küstrin, von Stettin und von Magdeburg, dann wurden alle bisherigen öffentlichen Beamten in ihren Stellen unter dem Vorbehalt bestätigt, durch eidliches Gelöbniß*) das Versprechen abzulegen, auch ferner ihre Pflicht erfüllen, den Befehlen des Siegers Folge leisten und keine Verbindung oder Briefwechsel mit dessen Feinden unterhalten zu wollen. Endlich rief er auch eine Bürgergarde von 1200 Mann ins Leben, indem von den zwanzig Stadtvierteln hierzu jedes derselben 60 der wohlhabendsten Bürger stellen sollte. Der Zweck dieses Corps war, künftig im Verein mit der Garnison die Stadt zu bewachen, dann aber auch die Polizei bei Aufrechthaltung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu unterstützen. Dieses Institut blieb aber, obgleich es sich sehr nützlich hätte zeigen können, weit hinter dem praktischen Zwecke, den es erfüllen sollte, zurück. Auf der einen Seite waren dem einen Theil die Beschwerden des Dienstes viel zu unangenehm, und auf der anderen Seite versteckte sich hinter den glänzenden Uniformen und den Federbüschen die Eitelkeit des jüngeren Theils dieses Corps, so daß ein damaliger Schriftsteller sich hierüber in folgenden Worten äußerte: „Diese Herren bemühen sich mit Anstrengung aller Kräfte jenen brüsken Ton unsrer ehemaligen Gendarmenoffiziere zu treffen und jeder der Gelegenheit hat, diesen Menschen in Gesellschaften zu begegnen, gibt ihnen das Zeugniß, daß sie es schon ziemlich weit darin gebracht haben. Uebrigens," so fährt der Berichterstatter fort, „liefert die Organisation dieser Garde den Beweis, daß man in Berlin den strengen Ernst mehr liebt, als sanfte Gelindigkeit, daß man lieber handelt, *wenn man muß*, als wenn man darum ersucht wird. Als der König vor dem Ausmarsche der Garnison *wünschte*, daß die Bürger *selbst* und nicht durch Lohnwächter, den Dienst versehen möchten,

*) Dies geschah in Berlin am 9. November.

Digitized by Google

da ging es durchaus nicht, da wandte der angesehenere Bürger ein: er könne nicht am Tage arbeiten und des Nachts Schildwacht stehen; als aber der Kaiser Napoleon befahl, da ward die Unmöglichkeit schnell zum leichten Spiel."

In den Provinzen war man über das Verhalten der Berliner sehr ungehalten und beschuldigte sie auf Kosten ihres Patriotismus sich zu leicht in die neuen Verhältnisse gefunden zu haben. Indessen urtheilte man hierbei wol zu streng und trug dabei den eigenthümlichen Verhältnissen, die in jeder großen Stadt obwalten, zu wenig Rechnung. Der Kern der berliner Bürgerschaft blieb ebensogut wie anderwärts seiner vaterländischen Gesinnung treu, trug nur mit dumpfem Grolle das ihm aufgelegte Joch und bewahrte seine Gesinnung unveränderlich für die angestammte Regierung. Das hat auch Berlin in der späteren Zeit, als die Erhebung Preußens erfolgte, zur Genüge bewiesen, denn nicht allein wetteiferte es mit den übrigen Landestheilen an Opferbereitwilligkeit, sondern seine Jugend war auch mit die erste, welche voll Begeisterung und in Masse herbeieilte, um an dem Freiheitskampfe der Nation theilzunehmen.

Allgemeine Kunstausstellung in Paris.

1.

Preisvertheilungen. Große Ehrenmedaillen: Horace Vernet, Ingres, Delacroix, Cornelius, Decamp, Landseer, Leyß, Heim. Graveur Henriquet Dupont. Sculptur: Rudde, Rietschel, Dumont, Duret.

Erste Medaillen: Meissonnier, Cogniei, Troyon, Robert Fleury, H. Flandrin, Couture, Hebert, Grant, Marechal, Tidemand, Willems, Schnetz, Charles Muller, Rosa Bonheur, Knauß, Kaulbach, Cattermole, Achenbach, Robinson, Thornburn, Höckert, Madrazo, Madame Herbelin Isabey, Francais, Brascassat, Leslie.

Wir haben lange nach einem Anhaltpunkte gesucht, unsre Ansichten über die Leistungen der pariser Kunstausstellung zu resumiren. Die Preisvertheilung gibt uns diesen gewünschten Anhaltsfaden. Wir finden nämlich das Urtheil der internationalen Jury mit unsrem Gefühle übereinstimmen, wenige Ausnahmen weggerechnet, und wir hätten nur wenig an ihrem Richterspruche auszusetzen. Zunächst können wir nicht lebhaft genug unsre Freude über den Muth der Jury aussprechen, den allmächtigen privilegirten Hofmaler Winterhalter übergangen zu haben.*) Dieser Maler ist für die Kunst, was unsre

*) Dieser Artikel war bereits geschrieben als wir erfuhren, daß gewisse Einflüsse sich bei der Commission geltend zu machen wußten und daß sie, die bisher so standhaft war, sich zu einer Art von Gnadenact erweichen ließ und den ersten Medaillen noch folgenden Anhang gab.

Digitized by Google

Lorettenverewiger für die Literatur sind. Man mißverstehe nicht, die griechischen Künstler hatten auch einen Cultus für die berühmten Phrynen ihrer Zeit, weil sie den Cultus der Schönheit über alles hegten, aber sie hatten nur die Schönheit im Auge, unter ihrem Pinsel und ihrem Meisel erstand der schöne Frauenleib zu Götterbildern. Winterhalter macht es verkehrt, er macht aus königlichen Gestalten, aus den gewähltesten Schönheiten, die von der Mode hingerissen vor seine Staffelei hintreten, ebensoviele Lorettenbilder oder höchstens jene nichtssagenden Keapsakesgestalten, wie sie aus der englischen Fabrik hervorgehen, ohne das geringste Gepräge von Individualität und persönlicher Schönheit. Er reducirt alles auf ein allgemeines Niveau und der individuelle Charakter macht sich nur in Zufälligkeiten geltend. Die Stoffe, welche seine aristokratischen Clientinnen verhüllen, sind mit mehr Liebe gemalt und mit größerer Treue, als das Wesen. Er malt Reclamen für die lyoner und brüssler Fabriken, er ist der Apelles der Crinoline.

Horace Vernets' Name ist bei wiederholten Abstimmungen zuerst aus der Urne hervorgegangen, und dieser Maler somit als erster Künstler seiner Zeit proclamirt. So wenig sympathisch uns dieses gewaltige, aber triviale Talent des fruchtbarsten aller Künstler ist, so begreifen wir doch diese Auszeichnung. Horace Vernet ist so populär in Europa, wie der Name Bonaparte in Frankreich es gewesen. Seine Militärgeschichten oder besser gesagt Episoden daraus sind bekannt, so weit nur ein Kupferstich reicht. Er appellirt nicht an die Phantasie, nicht an das künstlerische Gefühl, er erhebt uns nicht, er erdrückt uns nicht, er fordert keine Discussion heraus, er sucht zu amusiren wie Alexander Dumas, wie Kotzebue, und das gelingt ihm immer. Der albernste Bourgeois, der naiveste Recrut weiß, was er aus seinen Bildern zu machen hat. Alles was er macht, ist mit technischer Sicherheit gemacht, er componirt nicht, aber er gruppirt alles, er versteht das militärische Handwerk vorzüglich und weiß alles auswendig, was sich darauf bezieht — und weil er sich für alle Einzelnheiten gleich interessirt, sind seine Gemälde von Anfang bis zu Ende mit gleicher Ausdauer und gleicher Liebe gemalt und dadurch gelingt es ihm zuweilen, glauben zu machen, er habe einen Stil, vor dem er ebenso entfernt ist, als Kotzebue und als Alexander Dumas. Die Jury hat der Fruchtbarkeit, der Volksthümlichkeit, den technischen Vorzügen des Malers Rechnung getragen und ihren eignen bürgerlichen Gefühlen mehr, als dem künstlerischen Standpunkt, den sie einzunehmen hat. Die Frauen und Kinder der Jurymänner hätten diesen das Leben verbittert, wenn am 15. November nicht

---

Dauzats (! Franzose), Gordon (Engländer), Calame (Schweizer), Stanfield (Engländer, verdient) Cabanel (Franzose), Vida (Franzose), Gudin (Franzose), Jalabert (Franzose), Roqueplan Franzose). Winterhalter. Dieser kam mit seinen allerhöchsten Empfehlungen noch grade vor Thorsperre.

Digitized by Google

Horace Vernet als größter Mann seines Jahrhunderts ausgerufen worden. Hätte man das Suffrage universel von ganz Europa entscheiden lassen, es würde ebenfalls Horace Vernet zum Kaiser der Malerei ausgerufen worden sein! Dieser Mann hat nun alle Auszeichnungen, die ein Künstler erlangen kann; er ist ein reicher Mann, er ist Obrist der Nationalgarde, sein akademisches Kleid könnte einem Professor für angehende Diplomaten als Gegenstand eines Lehrcursus über alle vorhandenen Orden dienen, und nun geht er auch als Sieger aus den olympischen Spielen der modernen Kunst hervor. Die Musen mögen allerdings über diesen Enthusiasmus lächeln, aber die Musen müssen auch nicht immer Recht behalten, wenigstens nicht in der Gegenwart — die Zukunft ist ewig genug, um Zeit zu einer Revanche zu geben.

Ingres ist der zweite unter den Kurfürsten der zeitgemäßen Malerei und man braucht nur ein Bild von diesem Maler gesehen zu haben, um sich zu überzeugen, daß dieser zurückgetretene Cäsar mit einer getheilten Auszeichnung nicht zufrieden sein werde. Er ist aber auch ganz das Gegentheil von Vernet, er ist durch und durch Stil. Es ist ein eisiger Raphael und seine Kunst erinnert an jene Thiere, die Jahrhunderte unversehrt unter Eishaufen liegen, ohne in Verwesung überzugehen — sie haben alle Eigenschaften beibehalten, nur eine Kleinigkeit fehlt ihnen ... das Leben. Das Gerippe ist vollkommen, die Zeichnung untadelhaft, auch an Schwung fehlt es nicht, aber es ist der Enthusiasmus der Erinnerung. Ingres, der nun bereits funfzig Jahre einen berühmten Namen hat, war so vertieft im Anschauen von Raphael, daß das Leben um ihn her ihm keinen Blick abgewinnen konnte. Von Ingres kann man sagen, er habe das Genie der Geduld und den Muth seiner Grundsätze. Auf ihn hat weder die Kritik, noch die Zeit irgendeinen Einfluß ausgeübt, er hat die Zähigkeit eines Monomanen. Seine Bilder, so bedeutend sie auch sind durch die Kraft des Talentes, das sich in ihnen ausspricht, durch die unerreichte Meisterschaft der Zeichnung, durch wohlgedachte, emsig studirte Composition, so interessant sie ferner dem Kenner durch großartige Technik erscheinen mögen, so wenig Anziehendes haben sie für den, dem die Kunst eine Sonne ist, die leuchten und erwärmen, die wie ihre Schwester, die Poesie, unser Gefühl anregen und erheben, wie die Musik unsre Phantasiegestalten auf- und abwogen lassen soll. Ingres macht auf den unbefangenen Beschauer immer den Eindruck eines Mannes, der sein Genie in eine orthopädische Anstalt bringt und ihm jede bedeutende Bewegung als der Gesundheit unzuträglich widerräth. Er hat selbst seine Kunst wie eine Gouvernante überwacht und ruft ihr fortwährend zu, tenez-vous droite mes dames, les muses vous regardent. Diese Scheu vor jeder warmen Bewegung mag um so stärker in ihm geworden sein, als er von den eignen Schöpfungen die Erfahrung machte, daß die Leiden-

by Google

schaft da, wo er sie darstellen wollte, zur Verzerrung wurde. Ingres weiß nicht durch die Farbe zu mildern und zu beleben und seine diesfälligen Verstöße werden nur um so empfindlicher. Ein Mann, der wie er in Reminiscenzen aus Rafaels Schule schwelgt, mußte sich von selbst zur sogenannten Religionsmalerei gezogen fühlen. Hier wurde aber das, was ihm abgeht, nur um so auffallender. Was mit einem künstlerisch ausgebildeten Verstand, mit unerschütterlichem Fleiß, mit außerordentlicher Beherrschung der Technik, mit großem Sinn für Schönheit der Umrisse zu erreichen war, das hatte er auch redlich erstrebt. Naivetät, poetische Durchglühung von seinem Stoffe, das alles fehlte ihm und man kann sich einen Begriff davon machen, was Ingres geleistet haben würde, wenn er aus eignem Glauben, aus lebendiger Inspiration geschaffen hätte, wenn man die religiösen Gemälde seines Schülers Hippolyt Flandrin betrachtet. Dieser hat den hingebenden Glauben, er besitzt die Naivetät, die dem Meister fehlt und er hat auch das Beste geleistet, das einzige Gute, was das moderne Frankreich auf dem Gebiete der Kirchenmalerei aufzuweisen hat. Der heilige Simphorius von Ingres macht trotz aller Vorzüge, trotz der Meisterschaft, die ihm nicht abzusprechen ist, auf uns die Wirkung eines abgeschreckten, plastischen Werkes. Es ist, als ob ein tableau vivant durch mechanische Gewalt auf die Leinwand geheftet worden wäre. Ludwig XIII. hat schon mehr Innerlichkeit — der König streckt mit wirklichem Glaubensgefühl seine Arme nach der Mutter Gottes, es ist lebendiger, nicht, wie in den meisten seiner Bilder, compunctirter, conventioneller Adel in der Bewegung. Die Mutter Gottes blickt ohne Anmuth und mit künstlicher Majestät auf den König herab. Ein solcher Blick müßte auf den eingefleischtesten Katholiken abkühlend wirken. Die Apotheose Homers wird häufig als das größte Kunstwerk ausgeschrien, aber wir konnten uns niemals diesen Enthusiasmus nur erklärlich machen. Uns ließ diese assemblée poétique par le droit du génie immer kalt. Homer auf dem Throne, seine beiden Schöpfungen die Iliade und die Odyssee zu seinen Füßen und ringsherum ein Hofstaat von den Dichtern, die Homers Genie bei ihren Schöpfungen begeistert bis auf unsre Zeit — hatten nichts Erhebendes — die Herrn langweilen sich offenbar in so guter Gesellschaft zu sein und Homer, so treu er auch, nach seinen Büsten zu urtheilen, gemalt sein mag, er sitzt auch da gelangweilt auf seinem Throne, wie irgendein Fürst, der einen officiellen Empfang zu überwinden hat. Wir lassen sonst gern alles gelten, was man will, die vorzügliche Gruppirung, die harmonische Zusammenstellung dieser verschiedenen Figuren, die Summe von psychologischen und anatomischen Absichten, die vollkommen erreicht sind. Ingres hat mit antiquarischer Treue alles angedeutet, was zum Verständniß seiner Gedanken gehört — er hat alles berechnet, alles bedacht und das Ganze macht einen respectirlichen Eindruck, aber wir sind kaum vorüber und schon haben

Digitized by Google

wir Homer und die erlauchte Gesellschaft vergessen, die ihn umgibt. Wenn dieses Bild heute zu Grunde ging, es würde kein Maler außer Ingres es wieder schaffen können, aber wir glauben, die Kunst würde sich trösten können, auch wenn es nicht existirte. Wo Ingres ohne Nebenbuhler dasteht, das ist im Porträt und sein beobachtender Geist, sein eingehendes Studium, sein Erfassen der kleinsten Wesentlichkeit, die zum Verständnisse eines Charakters gehören, sind unvergleichlich. Sein vorwiegend plastischer Sinn verräth sich bei seinen Porträts am deutlichsten und man fragt sich, ob Ingres nicht Bedeutenderes als Bildhauer geleistet haben würde. Sein eignes Porträt, das von Armand Bertin, dem verstorbenen Redacteur des Journal des Debats und andere, sind so bedeutend, daß sie dem Besten zur Seite gestellt werden können, was die Kunst aufzuweisen hat. Dasselbe galt von seinem Hochamte in der sixtinischen Kapelle. Dieses Bildchen vereinigt alle Eigenschaften, die man von einem edlen Kunstwerke verlangen kann. Zeichnung, Farbe, Composition und das darüber ausgebreitete Leben machen es uns gleich werth. Es ging dem Maler dabei wie bei seinen Porträts, er mußte seine archäologischen Kenntnisse vergessen und sich an das Erlebte halten. Und wie schwer war es, einem so monotonen Gegenstande, wie eine Versammlung von Bischöfen, Interesse abzugewinnen. Wir stellen dieses Gemälde Titians Concil von Trient keck an die Seite. Ingres hat einen größeren Einfluß auf die moderne Kunst in Frankreich ausgeübt durch die Discussionen, die er hervorgerufen, als durch die Begeisterung, die seine Werke hervorgebracht und durch die Zöglinge, die er gebildet. Unter den letzteren kann blos Hippolyt Flandrin ungewöhnliche Bedeutung zugesprochen werden. Bezeichnend für das Talent Ingres ist auch der Umstand, daß er fast ebensoviele Bildhauer gebildet, als Maler, Oudiné Eter und Simart sind aus seinem Atelier hervorgegangen. Letztrer hat seinen archäologischen Sinn auch nur unter der Leitung eines Mannes, wie Ingres, in dem Maße ausbilden können. Seine Nachahmung der Pallas Athene, welche der verdienstvolle und gebildete Herzog von Luynes bei ihm bestellt, befriedigt auch zumeist in antiquarischer Beziehung, sonst konnten wir ihr nur wenig Reiz abgewinnen.

Theurung und Noth der Arbeiter.

Ein Jahr voll sonnenheller Tage mit einem feuchten Frühjahr, einem warmen Sommer und einem lauen, milden Herbst und doch kein Segen auf der Arbeit des deutschen Landmannes! Die Blumen haben glänzend geblüht, die Vögel so lustig gesungen wie je, auch die Obstbäume standen im Frühjahr weiß wie riesige Schneebälle, und die rothbäckigen Aepfel blieben in Menge daran hängen; aber auf den Feldern kein Segen!

Digitized by Google

Die guten Geister des Landbaus hatten an unsrem Himmelsgewölbe alles in Gnüge heraufgeführt, Sonnenstrahlen, Thau und Regen, aber die rechte Mischung war ihnen mißlungen. Bald war es zu feucht, bald wieder zu trocken, und die kleinen schadenfrohen Feinde des Landmanns benutzten diese Verwirrung zwischen Sonnenstrahlen und Regen, um sich breit zu machen. Hier hat die Feldmaus eine rasende Geschäftigkeit gezeigt, dort haben die Hamster gestohlen, die Raupen haben gefressen, zuletzt drang Brand und Moder, Schimmel und Fäulniß in die Früchte. Es war eine unvollkommene Ernte. Ach, und es ist nicht das erste Jahr, daß uns Deutsche das Unglück trifft! Es ist für große Landstriche das vierte magere Jahr. Die alten Vorräthe sind aufgezehrt, und selbst die Fülle einer reichlichen Ernte würde kaum genügen, die Fruchtpreise auf ein erträgliches Maß herabzubringen. Alles ist theuer geworden, und mit sorgenvollem Herzen ringt der arme Arbeiter darnach, den Tagelohn, der ihm für seiner Hände Werk gezahlt wird, so weit zu steigern, als die Vertheurung der nothwendigsten Bedürfnisse für ihn und seine Familie nöthig macht. Und nur schwer und unvollkommen will ihm das gelingen. Wol ist wahr, was unsre Nationalökonomen lehren, daß im Großen die Preise aller Thätigkeiten und Producte normirt werden durch den Preis der Brotfrucht. Aber dies Gesetz erfüllt sich erst im Laufe der Jahre sehr allmälig nach harten Kämpfen und Schwankungen. Und solche Uebergangszeiten, wo die Theuerung des Brotes auf den Arbeitern lastet, und die Schwachen und Abhängigen noch nicht erreicht haben, daß ihr Lohn in entsprechender Weise erhöht wird, solche Zeiten verstören in der Stille tausende von zufriedenen Haushalten, tausende von Menschenleben. Es wird für Millionen ein schwerer Winter werden. —

Während aber im größten Theile von Deutschland, wie in Frankreich und weiter im Westen, die Ernte eine unvollkommene war, haben Oestreich und ein großer Theil des russischen Gebiets das Glück gehabt, reiche Erträge in die Scheuern zu führen, und schon jetzt werden für Oestreich die günstigen Folgen dieser Ereignisse sichtbar. Hunderttausende von Scheffeln rollen auf der Eisenbahn nach den Nachbarländern, und aus diesen fließen Millionen von Silbergeld in die Börsen der östreichischen Landwirthe. Und das Steigen der Banknoten an der Börse rührt vielleicht ebensosehr von dem massenhaften Begehr dieses Zahlungsmittels in Norddeutschland und von dem Einfließen des Silbergeldes in die östreichischen Landschaften her, als von den großartigen Finanzspeculationen der kaiserlichen Regierung, deren Erfolg immer noch zweifelhaft ist. Auch hierdurch wirken die Launen der Natur auf die politische Lage der Länder, und während die Cabinete von Preußen und Oestreich in steter stiller Eifersucht und bis jetzt mit zweifelhaftem Erfolg um ihren politischen Einfluß kämpfen, haben die Gewalten der Natur in beiden Staaten einen ähnlichen

Digitized by Google

Kampf gekämpft und in dieser Region haben bis zur nächsten Ernte die östreichischen den Sieg gewonnen.

In Preußen dagegen war es ein großes Unglück, daß zwei Stromgebiete, die der Oder und der Weichsel, durch furchtbare Ueberschwemmungen fast unproductiv gemacht wurden. Die alte leidige Klage über Kornwucher wird dort überall laut, und die Regierung wird mit den verschiedensten Anträgen bestürmt, der drohenden Noth abzuhelfen. Es ist erfreulich, daß die preußische Regierung mit Festigkeit der Versuchung widerstanden hat, durch beschränkende Gesetze in das Verkehrsleben einzugreifen. Das Circular, welches der Handelsminister von der Heydt in diesen Tagen über Zeitgeschäfte erlassen hat, ist ein Meisterstück von klarer Darstellung gesunder Grundsätze. Nicht durch Beschränkung des freien Handels wird der Noth abgeholfen, sondern durch die möglichste Begünstigung desselben.

Unterdeß regt sich überall die Privatwohlthätigkeit. Es ist doch im Ganzen ein herzerfreuendes Gefühl, die zahlreichen Anstalten und Vereine zu mustern, durch welche die Besitzenden den Entbehrenden die Sorge des Lebens leichter zu machen suchen. Nicht als ob immer das Genügende und dies in der rechten Weise geschehe, aber das Gefühl der Verpflichtung, in besserer Weise als durch Almosen zu helfen, zeigt sich doch in immer weiteren Kreisen verbreitet. Und nirgends tritt der Gegensatz zwischen jetzt und ehemals so sehr zum Vortheil der Gegenwart hervor, als in Behandlung der socialen Fragen. Nicht deshalb, weil die Noth in der Gegenwart größer ist, als in irgendeiner Vergangenheit. In frühern Jahrhunderten unterlagen bei Mißjahren Hunderttausende dem Hunger und Elend, und die Verzweiflung der Darbenden war weit schwerer zu bändigen, als jetzt; wol aber dringt in unserm Leben auch die leise Klage schneller an das Ohr des Genießenden, das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist größer geworden und vernünftiger die Behandlung der Entbehrenden.

Auch die Wissenschaft versucht in dieser Zeit ihre Lehren praktisch zu machen und in That umzusetzen und so ist es d. Bl. eine Freude, eine kleine Schrift anzuzeigen. „Das Einkommen des Arbeiters“ (Berlin, 1855, Schneider u. Comp.). Es ist darin auf wenig Bogen in faßlicher Weise auseinandergesetzt, wie im Großen durch die Thätigkeit jedes Einzelnen und das Zusammwirken aller dahin gearbeitet werden könne, daß der Lohn des Arbeiters dem Maße billiger Anforderungen entspreche, ihm also einen vollständigen Ersatz für die Arbeit gewähre. Der Hauptsatz, welcher bewiesen wird, ist der: „Jemehr die Reichen und Wohlhabenden ihre unproductiven Consumtionen einschränken, umsomehr vergrößern sie ihr jährliches Einkommen und zwar nicht auf Kosten des Arbeiterstandes, sondern zum Wohle desselben, indem sie den Arbeitslohn steigern.“ Mit überzeugendem Eifer wird gegen das falsche Axiom gekämpft, daß der Luxus Geld unter die Leute bringe und eine Masse Arbeiter

Digitized by Google

beschäftige, die ohne ihn brotlos werden würden. Es wird der Beweis geführt, welch ein großer Unterschied zwischen den durch die Arbeit geschaffenen Werthen sei, der Unterschied, ob sie selbst wieder neue Werthe schaffen oder ob sie ohne Vergrößerung des Nationalvermögens untergehen. Und wie im Haushalt jedes Einzelnen, so wird auch im Haushalt des Staates unterschieden zwischen einer erlaubten und unerlaubten Consumtion des öffentlichen Einkommens und zu der unerlaubten Consumtion wird vieles von dem gerechnet, was jetzt durch Stolz und Eitelkeit der Regierenden, wie durch eine falsche Bemühung, die Industrie zu beleben, verausgabt wird, z. B. der Luxus des Hofes. „Je größer der Luxus des Hofes ist, umsomehr wird das Aufblühen der Residenz befördert;" das ist ein sichtlicher, auch dem Blödesten in die Augen springender Vortheil. Die weit größern Nachtheile werden zwar schmerzlich empfunden, aber man weiß nicht, woher sie kommen, man weiß nicht, daß das Aufblühen der Residenz nur auf Kosten des übrigen Landes, der Provinzen erfolgt, welche unter der Last der Steuern allmälig verarmen oder doch an rascherem Aufblühen verhindert werden. Und wäre auch, was nicht der Fall ist, der Gewinn auf einer Seite so groß, als der Verlust auf der andern, ein Verlust ist unersetzlich, nämlich der Verlust der Güter, welche durch den Luxus zerstört werden; denn jede Consumtion zerstört einen Werth und wenn sie nicht nothwendig war, einen Werth, der durch reproductive Consumtion das Einkommen des Landes vermehrt haben würde."

Möge die ernste Lehre, welche aus dieser Schrift zu entnehmen ist, in vielen Herzen eine gute Stätte finden. Wer dem arbeitsfähigen Armen Geld als Almosen gibt, der macht ihn in der Regel schwächer und zur Arbeit unfähig. Wer für die Beschäftigung der Arbeiter dadurch sorgt, daß er ihre Kraft auf die Production todter und unnützer Werthe verwendet, der erhält zwar für den Augenblick dem einzelnen Arbeiter den Schein eines gesunden Lebens, aber er drückt den Arbeiterstand selbst herunter, denn er schwächt die letzte Quelle, aus welcher alle Production sich nährt, die arbeitschaffende Kraft seines Volkes. Ein geregelter Haushalt aber, Beschränkung aller unnützen Ausgaben auf das Maß des Nothwendigsten erhält uns in schwerer Zeit nicht nur das eigne Leben fest und gesund, es hilft auch dazu, der arbeitenden Classe immer größere und umfangreichere Thätigkeit und besseren Verdienst zu geben.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel. 18. October. — Die letzten Tage sind eben nicht arm an Nachrichten und Ereignissen gewesen, unter denen der Sieg der Osmanen bei Kars über die Russen (29. September) als das glänzendste strahlt; indeß knüpft sich das überwiegende Interesse des Augenblicks an die Dinge, welche in der Ent-

Digitized by Google

wickelung begriffen sind, und in dieser Hinsicht geschieht es, wenn sich jetzt alle Blicke auf jene weit ins Meer hineinragende Halbinsel Kinburn richten, deren Spitze, wie ein maritimes Centrum, den Punkt bezeichnet, von dem aus man ziemlich gleich weit hat, nach Odessa, nach den großen Kriegswerften von Nicolajeff und nach Cherson.

Der Ueberzeugung Ihres Berichterstatters nach haben die Verbündeten mit dem alten Fort auf der erwähnten Landzunge den wichtigsten strategischen Punkt innerhalb der ganzen Westhälfte des Pontus, soweit dieselbe im Kriege gegen Rußland in Betracht kommt, in Besitz genommen — nicht als ob von hier aus zunächst nordwärts Bedeutendes zu erreichen wäre, sondern weil die russische Küstenvertheidigung dadurch so zu sagen einen Keil in das Innere ihres Defensionssystems eingetrieben erhält und in die Nothwendigkeit versetzt wird, falls sie Alles wahren will, mindestens die dreifachen Kräfte einzusetzen, wie ihr Gegner. Angenommen die Verbündeten hätten in Kinburn 30,000 Mann, so würden die Russen sich in der Nothwendigkeit befinden, in Odessa, in Nicolajeff und in Cherson ebenfalls je 30,000 Mann, mithin 90,000 Mann aufzustellen, um diese Objecte zu decken. Ich denke dabei nur an Landungen neben Odessa, und in den Mündungen des Dnieper und Bug. Hat man 60,000 Mann bei Kinburn vereinigt, so wird man sie unter der Voraussetzung, daß man seine Verpflegung zu sichern vermag, zwischen Cherson und Perekop, allerdings in die Steppen hinein, aber immerhin mitten auf die Verbindungslinie des Gegners werfen, und die russische Macht in zwei Hälften zerschneiden können. Damit sind die Gesichtspunkte angedeutet, welche bei der Unternehmung gegen Kinburn zunächst in Betracht kommen.

Außer dem Schlage auf Kinburn, der, wie Sie wissen, am 10. October gefallen ist, sollen mehrere andere noch vorbereitet werden, von deren Zweckmäßigkeit ich mich weniger zu überzeugen im Stande bin. Man redet unter anderem davon, daß es im Werke sei, das englisch-türkische Contingent nach Kaffa zu schicken. Es ist schwer zu entdecken, was es dort soll. Folgerichtiger dürfte es sein, wenn man alle disponiblen Streitkräfte auf einem gut gelegenen Punkte, etwa in Eupatoria, zusammennähme.

Langsamer noch, wie die Operationen der Verbündeten in der Krim schreiten neuerdings die Vorkehrungen Omer Paschas auf dem ostwärtigen Kriegstheater vorwärts. Man zweifelt daran, daß er zur Zeit mehr wie 18,000 Mann unter den Händen hat. Sein Hauptquartier, welches sich seither in Batum befunden, hat er nach Sukhum Kale verlegt. Der Zweck dieser Translocation ist uns hier nicht recht klar, denn offenbar würde sein vorgebliches Operationsobject Kutais, von Redut-Kale aus, weit leichter zu erreichen gewesen sein. Dem Generalmajor Ferhad Pascha (einem Offizier der ehemaligen ungarischen Armee Namens Stein) ist das Commando der Avantgarde des Serdars anvertraut worden.

Ihre Leser werden bereits wissen, daß neulich Abd-el-Kader, auf dem französischen Dampfer Simois, hier angekommen ist. Man meint, er werde für die Zukunft Damaskus zum Aufenthaltsort angewiesen erhalten.

Im hiesigen Hafen herrscht nach wie vor, eine außerordentliche Regsamkeit, und der Schiffsverkehr ist mindestens ebenso groß, wie in den ersten Tagen des September, wo die großen französischen Verstärkungen den Bosporus passirten.

Digitized by Google

— — 21. October. — Es sind heute grade funfzig Jahre seit dem Tode des größten britischen Seehelden und Flottenführers, des vielbewunderten Siegers von Abukir, verflossen. (Fiel bei Trafalgar den 21. October 1805.) Nicht zu leugnen ist, daß in jener Stunde, in welcher Nelson seine letzten Worte, das bekannte: I have done my duty; — I praise God for it! sprach und neunzehn französische und spanische Linienschiffe vor der englischen Flagge die ihrige strichen, die englische Marine ihren Höhenpunkt in Hinsicht auf vergleichsweise Tüchtigkeit und an absoluter Macht erreicht hatte. Von dieser Höhe stieg sie in den nachfolgenden Jahren langsam herab. Die Periode der großen Seekämpfe war mit Trafalgar abgeschlossen worden; keck hatten die vereinigten Staaten von Nordamerika, nachdem sie im Jahre 1812 an Großbritannien den Krieg erklärt, es gewagt, mit einem neuen System der Meereskriegführung aufzutreten .... und das Gesammtresultat der Einzelkämpfe, welche bis 1814 auf verschiedenen Punkten des atlantischen Oceans vorfielen, war ihnen entschieden günstig. Wenig besagten nach dieser Zeit die Triumphe britischer Geschwader vor Algier (1816), bei Navarin (21. Octbr. 1827) und vor St. Jean d'Acre (1840). Das heißt mit andern Worten: der heute vor funfzig Jahren bei Trafalgar erreichte Höhenpunkt des Sieges und der numerischen Macht schloß zugleich die eigentliche Lorbeerzeit der britischen Seemacht ab und das nachfolgende halbe Jahrhundert bietet nichts, was mit einer der Glanz- und Großthaten der nelsonischen Epoche verglichen werden könnte.

Diese Thatsache ist im Allgemeinen längst anerkannt worden, aber ihr gegenüber durfte ein Engländer noch vor einer kleinen Anzahl von Monaten auf die mächtige Umwälzung hinweisen, welche seit der letzten großen Seeschlacht die Anwendung des Dampfes auf die Bewegung der Schiffe im Marinewesen hervorgerufen hatte. „England", so sprachen damals auch die Einsichtigsten, „besitzt heute allerdings nicht mehr die hunderte von Linienschiffen, die es während der Jahre 1802—1813 auf seinen Listen führte, aber seine heutigen Kriegsfahrzeuge sind unvergleichlich besser und tüchtiger, wie alle frühern, und die Leistungsfähigkeit seiner Dampfer steht ganz außer Verhältniß mit dem, was ein Schiff früher vermochte. Mithin hat sich seine Macht nicht verringert; sie ist im Gegentheil unfehlbar gewachsen und mit der Vervollkommnung der Maschinen muß dieses Wachsthum sich steigern von Jahr zu Jahr." In diesem Raisonnement sind nicht alle Behauptungen falsch; gerechtfertigt ist namentlich der Ausspruch über die vermehrte Angriffs- und Vertheidigungskraft des einzelnen Fahrzeuges; aber man wolle jenseits des Kanals nicht vergessen, daß die Marinen der übrigen großen Seemächte in derselben Zeit die nämlichen Fortschritte gemacht haben, ja einige mit ihren Anstrengungen über die Kraftvermehrung der englischen noch hinausreichen. Dieses findet namentlich Anwendung in Hinsicht auf Frankreich. Unter Ludwig Philipp war der französische Flottenstand auf die Zahl von vierzig Linienschiffen festgestellt worden, von denen stets zwanzig flott erhalten werden sollten. Dagegen hat Kaiser Napoleon in diesem Augenblick deren vierzig flott und etwa sechzehn im Bau (das ganze Material wird sich auf 55—56 Linienschiffe belaufen). Wenn man dem gegenüber erwägt, daß Englands Material auf nicht mehr wie 95 Linienschiffe zur Stunde ansteigt und daß mithin, wenn die politische Möglichkeit dafür einträte, eine Vereinigung der Rußland in der Ostsee verbliebenen Flotte von 31 Linienschiffen mit der französischen annähernd schon ein Gleichgewicht

Digitized by Google

zwischen diesen beiden Seemächten und Großbritannien herzustellen vermöchte, welches Amerikas Beitritt zur Allianz zu einem Uebergewicht steigern könnte, so erkennt man, daß für England kein stärkeres Bedürfniß besteht, als das, neben sich eine neue Seemacht zu wissen, die ihm im Drange der Umstände eine Stütze zu werden vermöchte.

Der Beruf, eine solche zu werden, wohnt aber in ganz Europa keinem Staate in höherm Maße inne, als Preußen, im weitern Sinne Deutschland. England hat darum jemals keinen verhängnißvolleren Fehler begangen, als indem es seither den maritimen Bestrebungen dieser Macht Hindernisse in den Weg zu werfen suchte. Wenn irgendeine Nation den Willen hat, in der Stunde der Gefahr dermaleinst ihm zur Seite zu stehen, so ist es die unsrige. Aber dieses wird nur möglich sein, wenn die Verbindung zwischen beiden aufrecht erhalten bleibt, wofür wiederum kein probateres Mittel existirt, als die Schaffung einer starken preußischen respective deutschen Flotte!

— — 21. October. — Es ist Sonntag Morgens; über Stambul hin hängen die Wolken regungslos und niedrig, als strebten sie darnach, die Spitzen der Minarets zu berühren; das Meer hat nicht die sonst gewohnte tiefblaue Färbung und nur dann und wann blitzt die Sonne hervor, um gleich darnach wieder zu verschwinden. Der Anfang des Spätherbstes macht sich fühlbar. Schon ist es manchen Bewohnern der viel gesuchten und beneideten Sommerhäuser (hier Jali genannt) am Bosporusgestade zu rauh und ungemüthlich in den meistens nur von undichten Fenstern verwahrten Zimmern (in denen kein Ofen die Garantie gegen einen plötzlichen Eintritt des Frostes gibt) und Türken wie Franken beginnen, die einen ihre großen, geräumigen und mit warmen Teppichen ausgelegten Konaks im eigentlichen Konstantinopel, Skutari und Tophane, die anderen ihre gegen alle Unbilden der Witterung wohlgesicherten Steinhäuser in Pera aufzusuchen. Auf den Straßen begegnet man allerwärts wieder jenen schwerfälligen, mit Büffeln oder Ochsen bespannten Arabas, die berghoch mit Hausrath aller Art beladen sind, und die sichersten Herolde der begonnenen Rückflutung aus der Umgegend zur Stadt sind.

Es gibt einen Umstand, welcher den diesjährigen Winter vor allen vorausgegangenen auszeichnen wird: die enorme Theuerung. Sie steht wie ein Schreckgespenst an der Pforte der kalten, verdienstlosen, ohnehin schon hier sovieles Ungemach bringenden Jahreszeit und macht in der menschenerfüllten Metropole hunderttausende im voraus zittern. Ich kann nicht umhin auf diese Frage hier näher einzugehen, weil sie für die hiesige Bevölkerung nahe daran ist, eine Existenzfrage zu werden, und es sich nicht mehr allein darum handelt, wie den ärmeren Classen ihr Loos erträglicher zu machen ist, sondern wie tausende und abertausende vom Hungertode zu erretten sein werden.

Die Schwierigkeiten, mit denen die Regierung und die unter Muhammedanern und Christen hier bestehenden Wohlthätigkeitsvereine zu ringen haben werden, um der so massenarmen und verdienstlosen Bevölkerung durch den Winter hindurchzuhelfen, lassen sich vorerst noch nicht berechnen, indem dabei gar zu viele und verwickelte Verhältnisse als bestimmende Factoren auftreten. Ein entscheidender Um-

Digitized by Google

stand wird es sein, ob das Thermometer einen Stand über Null behaupten oder tief darunter sinken wird; mit anderen Worten: ob wir einen milden, regenreichen oder einen Eiswinter erleben werden. Es gehört zu den klimatischen Bedingnissen der Lage von Konstantinopel, daß in jedem Spätherbst beide Möglichkeiten vorliegen. Während meines hiesigen Aufenthaltes erinnere ich mich keinen tieferen Thermometerstand wie von — 2° erlebt zu haben; aber nichtsdestoweniger waren einige Jahre vor meiner Ankunft an der reaumürischen Skala — 14° beobachtet worden (1849).

Man schaudert bei dem Gedanken, wenn man für die nächsten kalten Monate die Wiederkehr eines ähnlichen Falles voraussetzt. Eis und Schnee würden die hunderttausend Proletarier in zum Theil fensterlosen Hütten, deren Dächer, Thüren und Läden undicht sind, mit mangelhafter Bekleidung, ohne Feuerungsmaterial, mindestens ohne solches zum Heizen, weil der Preis desselben unerschwinglich ist, und zum Theil ohne Divan und Betten überraschen.

Mit den Schrecken verglichen, welche ein hoher Kältegrad über soviele tausende hier verbreiten könnte, sind die Sorgen, welche aus dem Anwachsen der Lebensmittelpreise entstehen, allerdings nur in die zweite Ordnung zu stellen; aber sie sind nichtsdestoweniger an und für sich groß. Wie Sie wissen ist hier ein türkisches Papiergeld im Umlauf, welches im Kleinhandel allgemein als Rechnungsmünze anerkannt ist; es gehen davon zweiundzwanzig und ein halber Piaster auf einen preußischen Thaler, oder der Papierpiaster hat einen Werth von einem Silber- (Neu-) groschen und vier Pfennige (4 1/3 Silbergroschen). Das allgemein gebräuchliche Gewicht ist die Oka, welche zwei und einem halben preußischen Pfund gleich zu achten ist. Desgleichen werden Flüssigkeiten mit einem Oka benannten Maß gemessen, welches seinem Volumen nach einem preußischen Quart entspricht. Man zahlt jetzt für das gröbste Mehl, und zwar wenn man es sackweise (den Sack zu 120 Oken) kauft, pro Oka zwischen fünf und sechs Piaster oder im billigsten Falle zwei Piaster für das Pfund, was 2 2/3 Silbergroschen entspricht. Feineres Mehl, wie es zum Backen der Semmeln verwendet wird, kostet zehn Piaster die Oka (ebenfalls im Großen gekauft), mithin das Pfund 5 1/3 Silbergroschen. Für eine Oka gutes (aber in Deutschland unfehlbar schlecht genanntes) Rindfleisch ist der Preis sieben und ein halber Piaster, was für ein Pfund 4 Silbergroschen ausmacht; ein junges Huhn war in der vergangenen Woche nicht unter sechs Piaster oder acht Silbergroschen zu haben, und ein älteres nicht unter dreizehn Piaster oder 17 1/3 Silbergroschen. Für einen fetten Hahn zahlt man vierundzwanzig Piaster oder mehr als einen Thaler. Dagegen kostet eine Oka (ein Quart preuß.) mit Wasser vermischte Kuhmilch fünf Piaster oder 6 2/3 Silbergroschen und eine Oka Ziegenmilch sogar sechzehn Piaster oder 21 1/3 Silbergroschen (!!!). Für eine zu melkende Ziege forderte man gestern tausend Piaster d. h. denselben Preis, für den man vor zwei Jahren zwei Kühe einhandeln konnte.

— — 25. October. — Mit der Landung zu Kinburn haben die Verbündeten nunmehr von dem vierten Basispunkte auf der Küste Tauriens (die Halbinsel oder Landzunge ist noch unter diesem Namen einbegriffen, wiewol sie jenseits Perekop liegt) Besitz genommen. Das hat eine bedeutende Zersplitterung ihrer Kräfte ver-

Digitized by Google

anlaßt, was indeß dem Feinde gegenüber sich dadurch ausgleicht, daß dieser ebenfalls gezwungen ist, einem jeden dieser Punkte gegenüber ein mehr oder minder bedeutendes Corps stehen zu lassen. Der Vortheil, welcher den Verbündeten aus der vierfachen Occupation erwächst, beruht zunächst darauf, daß sie beim Vorgehen nach dem Inneren der Krimhalbinsel, wo sie zuletzt doch immerhin die Entscheidung werden suchen müssen, wenn nicht eine Abschneidung durch ein Zwischenwerfen der ganzen Heeresmasse (von Kinburn aus) zwischen Perekop und Cherson von ihnen vorgezogen wird, in ihren Bewegungen von vielfachen Rücksichten der Basirung, die ihnen nun nach allen Richtungen hin möglich ist, losgebunden sind. Von der Tschernaja aus vorgehend haben die Alliirten die Wahl, sich, sobald sie auf der strategischen Höhe von Simpheropol angekommen sind, entweder rückwärts von Kamiesch-Balaklava aus, oder links von Eupatoria her, oder endlich aus der Richtung von Jenikale-Kertsch verpflegen zu lassen, und auf irgendeiner der damit bezeichneten drei Straßen können sie sich zurückziehen, wenn sie einen Unfall im Felde erleiden sollten. Wer immer nur einen Begriff von der strategischen Natur eines Halbinselkrieges d. h. eines Kampfes auf einer Arena, die das Meer zumeist einschließt, hat, wird diese Gesichtspunkte zu würdigen wissen.

Vom Lager der verbündeten Armeen (von Sebastopol), macht man in der Richtung auf die Farm Makenzie hin fast täglich Recognoscirungen, wie es scheint lediglich in der Absicht, die Truppen zu beschäftigen.

Daß man für den Rest des Herbstes und während des nächsten Winters an die Ausführung keiner irgendwie Bedeutung habenden Unternehmung denkt, scheint mir der Entschluß der Generale Marschall Pelissier und Simpson zu belegen, ihre Cavalerie oder mindestens doch den bedeutenderen Theil derselben nach Konstantinopel und Varna zu senden, um sie dort überwintern zu lassen. Auch General Bosquets Rückkehr aus der Krim nach Frankreich, zu der er bei dem durchaus nicht beunruhigenden Zustande seiner Wunde sonst schwerlich zu bewegen gewesen wäre, erscheint mir als ein neuer Beleg dafür. Der General schiffte sich am 18. October auf dem französischen Dampfer Christophe Colomb ein, welches Fahrzeug bei seinem Durchgang durch den Bosporus hier nicht verweilt hat, und auf der ganzen Reise nach Marseille nur in Malta anhalten wollte.

Unter den Schiffen, welche in den jüngsten Tagen vorübergehend im hiesigen Hafen ankerten, befanden sich auch die beiden englischen schwimmenden Batterien Glatton und Meteor. Dieselben sind bereits nach dem schwarzen Meer abgegangen und werden am Ziel ihrer Bestimmung muthmaßlich dazu verwendet werden, um Fort Konstantin von der Seeseite her und in dichtester Nähe zu bekämpfen. Andere sind der Ansicht, sie würden die Aufgabe erhalten, die russischen Wasserbarrikaden zu zerstören, in den Hafen einzudringen und die Taucher zu decken, die mittelst der galvanischen Mine die Einfahrt frei machen sollen.

Darauf, daß Rußland, sowie der Spätherbst herangekommen, aufs neue seinen Nesselrode werde im friedfertigen Sinne reden lassen, war man hier im voraus vorbereitet, aber man fürchtet weniger wie vordem, daß die verbündeten Mächte sich dadurch in ihren Rüstungen stören lassen werden. Dieselben nehmen hier und auf allen anderen Hauptküstenpunkten der europäischen Türkei ihren ungestörten Fort-

Digitized by Google

gang und entfalten sich in einem Maßstabe, den sie bis dahin noch nicht erreicht hatten. Was ich aus diesen Vorbereitungen zu schließen vermag, ist dies, daß es im kommenden Jahre auf keinen Feldzug an der unteren Donau und von dort aus gegen den Pruth und Odessa abgesehen ist, sondern auf die energische und zur Entscheidung führende Fortsetzung des Kampfes in der Krim, um hier, innerhalb eines scharf umgrenzten und nach der Wegnahme leicht zu vertheidigenden Landesabschnittes endlich zu einem bestimmten Abschluß und zum unbestrittenen Besitz zu gelangen. Mit diesem Pfand in der Hand wird man dann entweder Rußland zum Frieden bestimmen oder den Krieg nach Transkaukasien übertragen können, um dieses ebenfalls zu occupiren, oder endlich im Stande sein, die großen Operationen abzubrechen, und unter Besetzthaltung der Krim den Kampf diesseits auf die Ausübung einer strengen maritimen Blockade zu reduciren.

In den nächsten Monaten wird Malta ein wichtiger Sammelpunkt der britischen, nach Taurien bestimmten Streitkräfte werden. Nicht nur die schweizerische und italienische, sondern auch die deutsche Legion wird dort erwartet. Wenn ich recht unterrichtet bin, wird die Organisation aller dort vollendet und alles so eingerichtet werden, daß diese Truppenmacht, die man jetzt insgesammt auf 10.000 Mann schätzt, im März oder April auf dem Kriegsschauplatz erscheinen kann. Für die deutsche Legion wird muthmaßlich ein ständiges Recrutendepot auf Helgoland verbleiben; desgleichen für die anderen Corps auf den betreffenden Punkten, und zwar hofft man durch nachträgliche Werbungen den Bestand aller noch bedeutend erhöhen zu können. Das Resultat dieser Anstrengungen dürfte sein, daß die englische Armee, die Legionen und das englisch-türkische Contingent eingeschlossen, sich mit einem Etat von 60,000 Mann im Felde erhalten dürfte. (Im vorjährigen Feldzug sank sie bekanntlich auf 7,000 Mann herab.) Die englische Truppenconcentrirung in Aegypten kann als eine Kaserne betrachtet werden, aus deren Schoße der Nachschub gegeben werden soll. Wie stark ihr Bestand derzeit ist, vermag ich nicht anzugeben.

Vermischte Literatur. — Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Von Christian Carl Josias Bunsen. Zweites Bändchen. Leipzig, Brockhaus. — Das zweite Bändchen ergänzt auf eine würdige Weise den Eindruck des ersten. Dies Mal zieht der würdige Veteran gegen die innern Feinde des Protestantismus zu Felde und er schont sie nicht. Er weist nach, daß namentlich in der lutherischen Kirchenform schon früh das große Princip der Reformation hintangesetzt wurde. „Weshalb stand die Reformation in Deutschland still, nachdem sie in allen seinen Gauen fast herrschend geworden war? Weil die Theologen und Mächtigen, welche die protestantischen Völker leiteten, ihren hohen Beruf nicht verstanden oder frevelnd verkannten; weil sie das göttliche Eigenthum der Gemeinde für sich ausbeuteten, weil sie ihr wahres Princip verleugneten.“ Er zeigt, wie die Engherzigkeit der herrschenden Kirche mit der literarischen Romantik Hand in Hand ging und ist so kühn, der letztern gegenüber selbst Voltaire in Schutz zu nehmen. Der Haupttheil des Buchs beschäftigt sich mit den Sophismen Stahls. Aus dem Kampf gegen die Union, aus der Vertheidigung des historischen Rechts der Katholiken, aus der Vertretung aller Mißbräuche,

Digitized by Google

die sich allmälig in die Kirche eingeschlichen haben, weist er nach, daß Stahl im Princip nicht zum Protestantismus gehört. Er begnügt sich aber keineswegs mit der Polemik, sondern er entwickelt auch seine positiven Ueberzeugungen von der historischen Entwicklung der protestantischen Union, von der Umgestaltung des gegenwärtigen bureaukratischen Kirchenregiments in ein autonomes, auf die Gemeinden sich stützendes, und von der religiösen Toleranz, die aber keineswegs, wie es freche Sophisten behauptet haben, auch die Intoleranz umfassen darf, sondern die principiell gegen die Intoleranz intolerant sein muß. Das Buch erweckt große Achtung vor dem Verfasser und die Ueberzeugung, daß er in religiöser Beziehung unsern Ansichten weit näher steht, als wir es erwartet haben. —

Brockhaus Reisebibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe. — Die gelben Hefte schreiten rüstig vorwärts. Wir haben vier neue Lieferungen erhalten, die, wie es der Zweck der Sammlung erfordert, vorwiegend in das Gebiet der Reiseliteratur fallen, nämlich: Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart von J. E. Horn; das Moselthal von Nancy bis Koblenz, Landschaft, Geschichte und Sage, von Nikolaus Hocker; und von Berlin nach Hamburg, nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg, von Ernst Willkomm. Alle drei sind kundige Verfasser, die in ihren Gegenstand durch längern Aufenthalt eine gründliche Einsicht gewonnen haben und ihn zweckmäßig zu schildern wissen. — Dazu kommt ein verwandtes Gebiet: Die Schlachten bei Leipzig, Kriegsgemälde von Karl Gustav von Berneck. Der Verfasser weist zunächst nach, daß die Bildung der leipziger Ebene mit ihrem vielfachen Gewirr von Flußarmen ein günstiges Terrain für militärische Evolutionen darbietet, und geht dann auf die drei großen Schlachten von 1631, 1642 und 1813 ein, die er ausführlich analysirt. —

Aus Londons Gesellschaft oder die Drahtzieher. Ein Roman von Theodor Hagen. Zwei Bände. Nordhausen, A. Büchting. — Ein Roman aus dem Gebiet der Mysterienliteratur, mit einer merkwürdigen Häufung von Unwahrscheinlichkeiten, was aber die Form betrifft, nicht ganz ohne Bildung geschrieben. —

Ueber den Bildhauer Rauch. Ein zum Besten des zu errichtenden Kantdenkmals am 16. Januar öffentlich gehaltener Vortrag. Von Professor August Hagen. Königsberg 1855. — Das Buch enthält eine kurze Lebensbeschreibung und eine Würdigung der Hauptwerke des großen Künstlers. Zugleich hat es den Zweck, das Publicum zu einer größern Theilnahme an einem wahrhaft nationalen Kunstwerk zu veranlassen. Wenn ein deutscher Gelehrter ein Denkmal verdient, so ist es gewiß der Begründer der neuen Philosophie, und wenn man bei andern Denkern über die angemessene Stätte in Zweifel sein kann, so kann bei Kant über die Stadt, die er mit seinem Ruhm verherrlicht hat, kein Bedenken obwalten. Für jeden Deutschen muß es von Wichtigkeit sein, daß dem Weisen, der an sittlicher Größe ebenso hoch stand, wie an Scharfsinn und Erkenntniß, an dem Ort, den er eine Zeitlang zum Mittelpunkt des deutschen Denkens machte, von einem ebenbürtigen Meister ein unsterbliches Andenken errichtet werde. —

L'art poétique de Boileau-Despréaux avec des notes explicatives, littéraires et philologiques par G. H. F. de Castres. Leipzig, Wengler. — In Deutschland hat man von dem alten Dichter, der in Frankreich noch immer in den Schulen zu Grunde gelegt wird, seit Lessing und Schlegel eine ziemlich nachtheilige Meinung. Dieses

Digitized by Google

Urtheil ist auch vollkommen gerecht, insofern es sich auf den poetischen Werth des Buchs bezieht, der in der That kaum in Anschlag gebracht werden kann. Dagegen ist es äußerst wichtig für die Einsicht in das Wesen der französischen Bildung, die vielleicht von keinem Schriftsteller so correct und vollständig wiedergegeben worden ist. Aus Liebhaberei wird es niemand aufschlagen, aber in den Schulen sollte es eingeführt werden, nicht blos aus literarhistorischem Interesse, sondern auch als heilsames Gegengewicht gegen die Ueberschwenglichkeit, die in unsrer Literatur immer mehr überhand nimmt. Zu diesem Zweck ist das Buch als eine sehr brauchbare Schulausgabe zu empfehlen. — In einem andern Buch hat sich der nämliche Verfasser ein ernstes und sehr bedeutendes Verdienst erworben: „Neue kritisch vergleichende Syntax der französischen Sprache." Leipzig, Wengler. — An wissenschaftlichem Zusammenhang, an sorgfältiger Auswahl und Erklärung der Beispiele, sowie an Klarheit und Deutlichkeit der Regeln übertrifft es die deutschen Werke von ähnlichem Inhalt bei weitem. Es geht außerdem auf sehr interessante Sprachvergleichungen ein. Die Darstellung ist correct und durchsichtig, nur hin und wieder hat der Verfasser die Neigung zu unnöthigen Definitionen. — Noch führen wir von dem Nämlichen ein äußerst brauchbares Handbuch für den Anfänger an: Parlez-vous français? oder die nützlichsten und nothwendigsten französisch-deutschen Gespräche, Redensarten und Wörtersammlungen, wie man sie im Umgange, im Geschäftsverkehr und auf der Reise gebraucht. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Das verliebte Gespenst und die geliebte Dornrose, zwei dramatische Spiele von Andreas Gryphius, mit Einleitung herausgegeben von Herm. Palm. Breslau, Trewendt und Garnier. 1855." Die geliebte Dornrose, unter schlesischen Bauern spielend und in ihrem Dialekt geschrieben, ist das beste unsrer dramatischen Erzeugnisse vor Lessing; und weil sie bisher in sehr fehlerhaften Abdrücken bekannt war, ist diese treu dem Original sich anschließende neue Ausgabe durchaus gerechtfertigt. Der Herausgeber hat ihr das Stück beigegeben, mit dem sie zusammengedichtet, gespielt und gedruckt wurde: Das verliebte Gespenst, ein Gesangspiel in Alexandrinern. Bei unsren Literarhistorikern steht es nicht hoch angeschrieben; was Hr. Palm zu seinem Lobe beibringt, möchte ihm auch wenig nützen; indeß mag man bedenken, daß als Gesangspiel seine Bühnenwirkung hauptsächlich vom Vortrag der Lieder abhing. Die Einleitung von sechsunddreißig Seiten ist in mancher Beziehung instructiv, aber im Ganzen können wir die Sitte nicht billigen, so unschuldige Sächelchen mit schwerer Gelehrsamkeit zu belasten, letztere gehört in die Zeitschriften für deutsche Philologie. Die kleine lustige Dornrose für sich gedruckt wäre das Beste gewesen. Die Schlußscene ist vor einiger Zeit in dem „Platencyklus" zu Weimar gegeben. Das Stück ist auch für die Kenntniß der Zeit unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege sehr wichtig.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die deutsche Glasmalerei.

Die deutsche Glasmalerei. Geschichtlicher Entwurf mit Belegen von Wilhelm Wackernagel. Leipzig, S. Hirzel. 1855. —

Der Umstand, daß die Stadt Basel in den letzten Jahren ihren restaurirten Münster mit gemalten Glasfenstern zu versehen beschloß, veranlaßte den berühmten Gelehrten zu einigen öffentlichen Vorträgen über Entstehung und Entwicklung der Glasmalerei im Mittelalter. Aus diesen Vorträgen entstand das angezeigte Buch, eine gediegene Arbeit, welcher die strenge wissenschaftliche Methode und die Kenntniß des deutschen Alterthums, die den Verfasser auszeichnen, einen hohen Werth geben. Das Werk ist als ein glänzender Beitrag zu der Geschichte unsrer Kunst zu empfehlen. — Für die Leser d. Bl. wird in dem Folgenden ein kurzer Abriß von dem gegeben, was sie, mit Ausnahme des Schlusses, in dem Werke selbst in ausführlicher Darstellung finden.

Schon im Buch Hiob ist das Glas erwähnt, vielleicht die Inder, sicher die Aegypter, Phönizier, Griechen, Etrusker, Römer gebrauchten es, die Römer zu Gefäßen, selten aber farblos, und auch das farblose mit einem blaurothen oder grünen Schein, von den Farben am häufigsten blau bis zur dunkeln Undurchsichtigkeit. Oft wurden für Vasen und andere kostbare Geräthe mehre Lagen verschiedenfarbiges Glas übereinandergegossen, um den geschätzten Sardonyx nachzuahmen. Auch falsche Edelsteine wurden von Glasfluß gefertigt, besonders um Gemmen und Cameen wohlfeiler herzustellen. Kaum aber ist eine Spur vorhanden, daß das alte Rom schon eigentliches Tafelglas gekannt habe. Und wie der Römer, verstand auch der Germane und der Gallier schon zur Heidenzeit, Glas zu machen. In unseren Heidengräbern finden sich z. B. als Schmuck kleine Kugeln in Perlenform von verschiedenen Farben, zuweilen vergoldet und mosaikartig verziert. Aber bis tief in das Mittelalter hinein goß man das Glas in den Oefen fast nur wie die Römer zu Schmuck und kleinem Geräth, z. B. zu Fingerringen und zu Griffeln, mit denen in die Wachsfläche der Schreibtafeln geschrieben wurde, zu Lampen, zu Glocken, mit denen man die Lichter gegen das Auswehen schützte, u. s. w. Zu Spiegeln gebrauchte man in der Regel Metall, die Fenster wurden mit Papier verklebt, mit Haut oder Pergament, oder mit Marienglas. Noch im fünf-

zehnten Jahrhundert konnten gute Wohnhäuser ſolche Fenſter haben. Ja man ließ die Fenſter ſehr häufig ganz unverſchloſſen und verhängte ſie blos mit Teppichen. Glasfenſter waren noch am Ende des Mittelalters etwas beſonders Werthvolles. Die Kunſt, das Glas von beliebiger Form und Größe und in durchſichtiger Farbloſigkeit herzuſtellen, entwickelte ſich langſam und ſchwer, das farbloſe Glas war im Mittelalter geſchätzter und theurer, als ſelbſt das koſtbar gefärbte. Wenn man das Glas in Tafelform blies, ſo brachte man doch nur kleine runde Scheiben mit einem erhöhten Anſatz in der Mitte zu Stande.

Glasfenſter werden einzeln vom vierten Jahrhundert an, aber nur bei Kirchen, als eine beſondere Koſtbarkeit erwähnt. Da man noch keine Scheiben verfertigen konnte, ſo ſetzte man bunte Glasſtückchen muſiviſch zuſammen, in Deutſchland ſchon im achten und neunten Jahrhundert, zuerſt noch nicht in geordnetem Muſter, aber doch zum bunten Farbenſpiel. Es war dieſelbe Zeit, in der man auch die Kirchenwände mit Glasmoſaik überzog. In Deutſchland, und zwar in Baiern, wurden um das Jahr 1000 die erſten Fenſter gemacht, in denen die bunten Glasſtücke ſo verbunden ſind, daß ſie ein Bild darſtellen. Von da ab werden Glasmaler immer häufiger erwähnt, ihre Kunſt machte ſich aber bis zum Ausgange des Mittelalters nur an kirchlichen Gebäuden geltend, zunächſt am Chor, am Schiff, dann auch an der fenſterartigen Bogenreihe der Kreuzgänge. In der erſten Zeit wurde die Glasmalerei der Geſtalt des Fenſters vollſtändig anbequemt, indem man die Fläche des Fenſters mit einem Muſter aus gebrochenen und netzartig verſchränkten Linien und Bändern überzog, oder mit Arabesken aus Blättern und Blumen und Früchten. So wurden zunächſt nur die Muſter der Teppiche nachgeahmt, welche in früherer Zeit die Oeffnungen der Fenſter verſchloſſen hatten. Beſcheiden ordnete ſich dieſe Malerei den Leiſten und Feldern des Fenſters unter, und da man auch die innere Chorwand mit Teppichen zu verhängen liebte und mit Teppichen auch den Fußboden belegte oder Wände und Fenſter mit Moſaik überzog, ſo hat der ganze Schmuck der alten Kirche im Baſiliken- oder romantiſchen Stil eine innere Einheit. Immer aber, auch in der ſpätern Zeit, haben die Muſter der Teppiche auf die Glasmalerei großen Einfluß geübt.

Auch als der germaniſche Stil die Fenſter durch Stabwerk gliederte, fügt ſich dieſer architektoniſchen Grundform noch lange Zeit die bemalte Fläche gehorſam an. In einer Einfaſſung von Moſaik und Arabesken, durch dieſe getrennt und wieder verbunden, liegen die wenigen Figurenfelder, auf ihnen Chriſtus, Maria, die Apoſtel, Evangeliſten, einzelne Heilige, meiſt nur eine Figur, ſelten mehre. Die Zeichnung der Figuren iſt ſtreng wie die der Arabesken. Immer beabſichtigt man beim Schmuck der Fenſter eine kräftige und ungebrochene, durch die Gegenfarben gehobene Farbengebung. Die Farben ſind ein-

Digitized by Google

fach und wenig zahlreich, am häufigsten roth, dann gelb, ein lebhaftes Blau und Grün. Das farbige Glas verstand man nur einfarbig und durch und durch gefärbt herzustellen, und man war gar nicht sicher, ob die Masse im Ofen grade den Farbenton erhielt, welchen man wollte. Von Schmelzfarben, die man auf die Glasstücke aufschmelzen oder einbrennen konnte, um gemischte Farben herzustellen, besaß man damals nur das dunkelgraue Schwarzloth; daher mußte jedes Bild aus ebensoviel Stücken zusammengesetzt werden, als es verschiedene Farben enthielt, ja dieselbe Farbe oft aus mehren Glasstücken. Durch eine Bleieinfassung fügte man Stück an Stück und folgte dabei meist den gegebenen Umrissen der Zeichnung. Mit dem Schwarzloth zeichnete man die feinen Umrisse ein, setzte dunkle Schatten und Inschriften auf. Zuweilen gebrauchte man wol auch zur Zeichnung und Schattirung durchscheinende Harz- und Bernsteinfarben, welche auf der nicht eben glatten Fläche des Glases hafteten. Die Glasmaler waren in dieser Zeit meist Mönche, und waren sonst noch Maler oder Glaser, oder beides zusammen. Diese Periode der Glasmalerei dauert bis ungefähr in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Seit dieser Zeit aber machte die Technik der Glasmaler Fortschritte. Man lernte buntes und farbloses Tafelglas in größern Flächen gießen, die man dann beliebig zuschneiden konnte. Man erfand die Kunst, farbloses mit farbigem Glas in zwei Schichten zusammenzuschmelzen, und die Kunst, verschiedene Schmelzfarben auf die Glasscheibe zu malen und durch Einbrennen zu befestigen. Jetzt konnte man dieselbe Scheibe verschieden färben oder eine aus zwei verschiedenen Platten zusammengeschmolzene durch Ausschleifen der einen Farbe mit verschiedenem Licht versehen. Seit man so auf einer einzigen Tafel eine reiche Mannigfaltigkeit von Farben spielen lassen konnte, wurde auch die Zeichnung freier, die Bilder wurden reich an Figuren, die Umrisse kunstvoller; hinter die Figuren malte man auch ihre Umgebung, sogar die Landschaft. Das Aufblühen der Städte und die mächtige Entwicklung des Handels machte es leichter, theure Glasfarben, besonders das kostbare Rubinglas aus der Fremde, z. B. aus Venedig, zu beziehen, und die Glasmalerei ging aus den Händen der Geistlichen in die der Bürger über. Die Glasmaler wurden zünftig, bald bei dieser, bald bei jener Zunft, gewöhnlich mit den Malern zusammen. Aber jemehr sich die Technik ausbildete, destomehr trennte sie sich von der verwandten der Maler, und während die Malerei einen hohen Aufschwung nahm, wurde die Glasmalerei ein bloßes Handwerk, das mit deutschem Fleiß und Geschick arbeitete, in großem Maßstabe schuf, aber an künstlerischer Einsicht verlor. In der Regel arbeiteten die Glasmaler jetzt nach Zeichnungen, welche ihnen die Maler verfertigten, und die Ausführung der Entwürfe geschah oft ohne Verständniß, mit rücksichtsloser Anbringung von Blei und Eisen; die Maler dagegen, welche die Skizzen entwarfen, nahmen häufig ebensowenig

Digitized by Google

Rücksicht auf die spätere Ausführbarkeit in Glasfarben, auf die Maße und Formen der Architektur, in welche sich das Bild einfügen mußte. Sie forderten von der Ausführung Farben, welche nicht dauerhaft herzustellen waren, sie setzten die alten Teppichmuster und Arabesken ihren kunstvoller gruppirten Figuren nach und forderten für ihre Gruppen wol gar, um sie hervorzuheben, eine Umgebung von ganz farblosem Glase. Die Bilder wurden reicher, die Zahl der Figuren größer. Auf die Gliederung des Fensters durch das Stabwerk wurde nicht mehr geachtet, und eine und dieselbe Figur ward häufig durch die Arabesken des Steins zerstückelt. Zuweilen war das Gewimmel der Figuren so groß, daß sie den ganzen Fensterraum ausfüllten, so daß bei der unvermeidlichen Kreuzung der bunten Strahlen das Verständniß des Dargestellten sehr erschwert wurde. So brachte die Ausbildung der Technik neben größerer Virtuosität in der Farbenverbindung und Schattirung, neben einer lebensvollern und dramatischen Zeichnung, neben sorgfältiger Ausführung des Details auch Willkürliches, Unkünstlerisches und eine Auflösung der innigen Verbindung, welche zwischen der germanischen Architektur und der frühern Glasmalerei gewesen war, hervor.

Eine neue Periode beginnt für die Glasmalerei in der Reformationszeit. Noch immer werden Kirchenfenster in Massen gemalt, aber im größten Theile Deutschlands ist die Pietät gegen die alten Bilder der katholischen Kirche geschwunden, die Kunst wird immer unabhängiger von den heiligen Bauten und findet ihre Hauptaufgabe darin, die Fenster von profanen Gebäuden, Privatwohnungen, Rathhäusern, Zunftstuben, Schützenhäusern u. s. w. zu schmücken. Schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts finden sich gemalte Fenster als Zierde der Wohnhäuser. Jetzt wird dieser Luxus allgemeiner. Dadurch werden der Glasmalerei andere Aufgaben gestellt, denn der Hauptinhalt der bürgerlichen Glasgemälde ist das Wappenschild, nicht nur bei den edlen, sondern noch häufiger bei den bürgerlichen Geschlechtern. Freilich' beschränkte man sich nicht auf den bloßen Schild, denn Schildhalter, Herolde mit städtischen Farben, Harnischmänner, Porträts aus den Geschlechtern oder den Zünften, ja ganze Geschichtsbilder wurden hinzugefügt. Dazu kam landschaftliches Beiwerk und bei der ganz veränderten Bildung und Geschmacksrichtung mythologische und allegorische Figuren. Oft verschwand dann das Wappen fast neben der Zuthat, immer aber ist es vorhanden, in der Mitte oder an der Seite. Aus den historischen Stoffen war die Glasmalerei in das Genre getreten. Und während man früher die größten Fenster aus vielen Stücken ganz in farbigem Schmuck zusammengesetzt hatte, malte man jetzt vorzugsweise einzelne Scheiben, ein einziges Feld des Fensters, das Uebrige blieb farblos. Von den Wohnhäusern drang derselbe Geschmack in die Kirchen, auch dort wurden häufig nur einzelne Scheiben ohne Blei bemalt, auch diese nicht selten mit Wappen. Die Freude an solcher Darstellung nahm schnell überhand und

Digitized by Google

mehr als je wurde in der neuen Weise auf Glas gemalt. In Süddeutschland, den Niederlanden, der Schweiz wurden die Glasfenster allgemeiner Luxus der Privatwohnungen und öffentlichen Gebäude. Es wurde Sitte, solche Glasfenster zum Geschenk zu machen und zu erbitten; zahllos sind die Wappenfenster der Geschlechter, Zünfte, Städte, welche im 16. Jahrhundert angefertigt wurden. Aber jetzt, wo die Glasmalerei den kirchlichen Boden verlassen hatte, um die Alltäglichkeit zu schmücken, hatte sie den größten Reichthum an Gestalten, die höchsten und würdigsten Aufgaben eingebüßt. Noch mehr, während ihr eigentliches Wesen ist, durch bunte Farbenpracht zu wirken, opferte sie jetzt, wo die Bilder in größter Nähe zu betrachten waren, häufig die Farben der Zeichnung auf; saubere, oft vortreffliche Linienführung, zierliche Arabesken, aber Armuth an Farben werden allgemein, selbst an Kirchenfenster malt man oft grau in gelb oder grau in weiß; sogar die Art des Kupferstichs wurde auf farblosem Glas nachgeahmt. Während dieses Zustandes der Kunst trafen unser Vaterland die größten politischen Unglücksfälle. Auf die Religionskämpfe des 16. Jahrhunderts folgte der große Bildungszerstörer, der dreißigjährige Krieg. Die Nation sank in Schwäche und Armuth, kein Besitz hatte mehr Festigkeit, und der zerbrechlichste von allen war das gemalte Fenster; mit reißender Schnelligkeit ging die Freude an diesem Schmuck des Hauses verloren, und ebenso schnell die Technik selbst. Im Laufe des 17. Jahrhunderts wurden schon wiederholte Anstrengungen nöthig, um das tiefrothe Glas der frühern Meister wieder zu entdecken. Im Anfange des 18. Jahrhunderts war die Glasmalerei in Deutschland und auf dem ganzen Festlande Europas untergegangen. Eine baseler Nachricht vom Jahre 1763 erinnert sich noch an den letzten verstorbenen Glasmaler, mit Namen Mannetzsch. Nur in England, wo die Continuität des Volkslebens nicht durch gewaltsame Krisen unterbrochen worden ist und die Kirchenreform dem katholischen Schmuck weniger abhold war, erhielten sich einige Traditionen der Kunst.

So bietet die Geschichte der Glasmalerei in Deutschland die eigenthümliche Erscheinung, daß ihr gegenwärtiges Leben von dem der Vergangenheit durch ein Jahrhundert des Todesschlafes getrennt ist. Andere Verbindungen der Kunst mit dem Handwerk, z. B. die Holzschneidekunst, haben ein ähnliches Schicksal gehabt, wenn auch nicht in so auffallender Weise. Das Wiederaufleben der Glasmalerei verdanken wir der deutschen Gemüthsrichtung, welche im Anfange dieses Jahrhunderts durch die Romantiker aufgeregt wurde. Dies dilettirende Volk, welches in der Armuth des damaligen deutschen Lebens mit unruhiger Hast umhersuchte nach neuen Idealen in der Kunst, einer neuen Schönheit und einem neuen Glauben, hat bei seinem Mangel an künstlerischer Productivität zwar in seinen eignen Schöpfungen viel gegen die Gesetze der Kunst gesündigt, aber es hat eine große Anzahl unbekannter oder verschütteter

Digitized by Google

Quellen aufgedeckt, aus welchen, was früher irgendeinmal schön gewesen war, für unsre Bildung wiedergewonnen wurde. Man gewann Interesse an der deutschen Vergangenheit und eine sentimentale Frömmigkeit suchte wieder das bunte Dämmerlicht der alten Kirchen. Das Verständniß der alten Baukunst wurde allgemeiner, man mühte sich die Kirchen im romanischen und germanischen Stil wieder mit den bunten Fenstern zu schmücken, welche die Zeit zertrümmert, oder funfzig Jahre früher der Glaser achselzuckend gegen weiße Scheiben eingetauscht hatte. Etwa vom Jahre 1820 an wurde die Glasmalerei in Deutschland aufs neue gefunden. Zu gleicher Zeit malte Albert Höfer aus Breslau einige Fenster des Schlosses zu Marienburg und der Nürnberger Michael Sigismund Frank auf Bestellung des Königs Ludwig die Fenster des Domes von Regensburg. Schnell entwickelte sich die neue Kunst, am besten in einer großartigen Anstalt zu München. Aus ihr sind die Fenster des kölner Domes und die der Salvatorkirche zu Kilntown in England als Meisterwerke hervorgegangen. Sie ist gegenwärtig die erste der Welt, denn was die Porzellanmanufactur zu Sèvres und das Atelier Maréchals zu Metz hervorbringen, kann sich mit ihr nicht messen. Jetzt gebietet die Kunst über technische Hilfsmittel, welche den frühern Jahrhunderten ganz unbekannt waren. Tafeln, deren Größe das Mittelalter nicht gekannt hat, können mit einer Fülle von Farben bedeckt werden, die den alten Meistern märchenhaft erschienen wären. Die schönsten Zeichnungen von bester Künstlerhand, mit jeder Rücksicht auf die architektonische Aufstellung entworfen, können jetzt mit aller Treue in voller Farbenpracht auf Glas ausgeführt werden. Jede Aufgabe, welche der Kirchenstil oder die Laune eines reichen Privatmanns ihr stellt, vermag sie zu erfüllen. Kaum gibt es noch ein Kunststück des Alterthums, welches sie nicht durch ihre Mittel geschickter zu übertreffen versteht, sie ist mit größter Schnelligkeit zu einer hohen Stufe der Ausbildung gekommen. — Nur eins fehlt ihr, wie mancher Kunstrichtung der Gegenwart, — der sichere Boden, ein fester Zusammenhang mit den Bedürfnissen der Gegenwart, die innerlichste Nothwendigkeit.

Amerikanische Literatur.

Standard American authors. Published under the superintendence of Dr. Karl Elze. Dessau, Gebrüder Katz. —

Die amerikanische Literatur hat in neuester Zeit einen so bedeutenden Umfang gewonnen und bietet im Einzelnen soviel Interessantes, daß sie unsre

Digitized by Google

ernsteste Aufmerksamkeit verdient. In der Revue des deux mondes hat Emile Montégut eine Reihe sehr gründlicher und eingehender Abhandlungen darüber veröffentlicht; auch wir haben unsre Leser von Zeit zu Zeit mit den hervorragendsten Erscheinungen derselben bekannt zu machen gesucht. Die Romane haben durch die bereits sehr umfangreiche amerikanische Bibliothek bei unserm Publicum Eingang gefunden. Weniger bekannt sind die Dichtungen und die historischen Werke. Es ist daher sehr zu loben, daß der Herausgeber der vorliegenden Sammlung vorzugsweise diese minder bekannten Schriften aufgenommen hat, die an Werth doch jene leicht gearbeiteten Romane weit überragen. Die Sammlung ist ungefähr so eingerichtet, wie die tauchnitzsche der englischen Classiker; ein Bändchen von ungefähr 300 enggedruckten Seiten kostet ½ Thaler. — Was den Inhalt der Sammlung betrifft, so heben wir zunächst zwei historische Werke hervor: die Biographien von Washington und von Franklin. Die erste ist von Jared Sparks und bildet die Einleitung zu der Urkundensammlung der Geschichte Washingtons. Sie ist einfach, klar und präcis geschrieben und gibt ein anschauliches Lebensbild von dem großen Mann, der mit Recht nicht blos von den Amerikanern als einer der edelsten Charaktere der neuern Zeit gefeiert wird. — Das zweite Werk ist von demselben Verfasser zusammengestellt, doch liegt die sehr ausführliche Selbstbiographie Franklins zu Grunde, die von dem Herausgeber bis zu seinem Tode fortgeführt ist. Beide Männer sind auch von neuern Schriftstellern dargestellt worden, der amerikanische General von Washington Irving, der amerikanische Bürger von Mignet; doch haben die vorliegenden Werke den Vorzug urkundlicher Genauigkeit. — Die in der Sammlung mitgetheilten Dichtungen sind keineswegs aus dem innern Kern des amerikanischen Lebens hervorgewachsen, sondern unter dem Einfluß der fremden Literatur in bewußter Reaction gegen die heimischen Zustände hervorgebracht worden. Die Amerikaner gleichen darin den Römern. Die Thätigkeit der Masse ist zu sehr von den materiellen Anforderungen des unmittelbaren praktischen Lebens und von der Politik in Anspruch genommen, um jenem Luxus der Poesie Raum zu geben, der sich in der Regel nur an geordnete Zustände anknüpft. Das Bedürfniß der Poesie geht von Einzelnen aus und diese suchen ihre Nahrung in den bereits fertigen und abgeschlossenen Dichtungen des Mutterlandes. Seltsamerweise ist es nicht die englische Dichtung und Philosophie, auf welche das strebsame junge Amerika hinblickt, sondern die deutsche. Daran sind keineswegs die deutschen Einwanderer schuld, deren Ansehen viel zu gering ist, um auf die herrschenden Angloamerikaner einen Einfluß auszuüben, die Gelehrten und Dichter gehen vielmehr unmittelbar an die Quelle. Freilich wird dann der Inhalt der Dichtung auf eine Weise modificirt, daß wir ihn kaum wiedererkennen. Jede Nachbildung einer fremden Poesie, die volksthümlich werden will, muß sich auf ein

Digitized by Google

bereits vorhandenes nationales Moment stützen: es ist das in Sekten zersplitterte, ungeordnete, aber intensive religiöse Gefühl Amerikas, das sich durch Vermittlung der deutschen Philosophie über seinen eignen Inhalt klar zu werden strebt. — Vier Bände der vorliegenden Sammlung enthalten die sämmtlichen Werke des bedeutendsten unter diesen Dichtern, des Professor Longfellow. Er ist 1807 geboren, hat in Göttingen seine Studien gemacht und sich mehre Jahre, 1825—1829, auf der großen Tour aufgehalten. Noch zweimal, 1836 und 1842, macht er einen Besuch in Europa. Er wurde 1835 an Tickmors Stelle Professor an der amerikanischen Universität Cambridge. — Seine Reiseeindrücke hat er in zwei größern Werken niedergelegt: Hyperion, und Outre-mer: a pilgrimage beyond the sea. Das erste beschäftigt sich mit Deutschland, das zweite mit Frankreich, Spanien und Italien. Es sind keine einfachen Reisebeschreibungen, sondern eine Mischung von romantischer Dichtung, philosophischer Reflexion und Erzählung. Namentlich die erste Schrift, welche den massenhaften Eindruck der deutschen Literatur versinnlicht, hat eine ganz originelle Form, die uns zuweilen durch ihre barocken Wendungen abstößt, aber uns doch immer wieder durch geistvolle Einfälle zu versöhnen weiß, ja wir können sogar viel daraus lernen, denn der Eindruck, den wir in unsrer Gesammtthätigkeit auf einen wohlwollenden und gebildeten Geist machen, gibt uns manche Aufschlüsse, die wir in der eignen Reflexion nicht finden würden. — Die lyrischen Gedichte, die Longfellow zuerst berühmt gemacht haben, umfassen einen Band. Sie zeichnen sich durch eine contemplative Stimmung, durch einen großen Reichthum an Ideen und trotz der mannigfachen Anklänge an frühere Vorbilder auch durch eine nicht geringe Zahl eigenthümlicher Wendungen aus. Sie erinnern an die Schule der Seen, an Shelley, am meisten aber an die deutsche Ballade. Obgleich sie sich mit ihren Anschauungen und Vergleichungen nach den entlegensten Gegenden des Abend- und Morgenlandes hinwenden, kann man doch nicht anstehen, ein nationales Moment in ihnen zu finden. Selbst ihr Mysticismus erinnert an das vielverzweigte Sektenwesen Amerikas, wo jede Individualität auf ihre eigne Weise den Herrn sucht. — Der Roman Kavanagh (1849) enthält trotz seines geringen Umfangs so ziemlich alle Elemente des unruhigen und unbeständigen Schaffens von Longfellow. Er ist ungefähr in der losen Weise Sternes geschrieben. Von einer Ausführung der Geschichte ist gar nicht die Rede; es treten eine Reihe interessanter Originale auf, von denen uns einzelne auffallende Züge berichtet werden. Kavanagh selbst ist ein Prediger, der im Schoß des Katholicismus geboren und erzogen, durch Nachdenken und Studien sich von der Unhaltbarkeit dieser Lehre überzeugt und zum Protestantismus übergeht. Er verliebt sich in eine junge Dame seiner Gemeinde, heirathet sie und macht mit ihr eine dreijährige Tour durch Europa, während die Freundin derselben, die ihn

Digitized by Google

heimlich liebt, an der Schwindsucht stirbt. Das alles ist mehr angedeutet, als ausgeführt, obgleich einzelne Züge von dem Gemüthsleben der beiden Mädchen mit ansprechender Sinnigkeit dargestellt werden. Breiter ausgeführt, als der Held Kavanagh selbst, ist der Schulmeister Churchill, ein unfertiger Dichter, der sich sein Leben lang mit dem Gedanken trägt, einen Roman zu schreiben, aber niemals dazu kommt. Mittlerweile beschäftigt er sich mit ziemlich seltsamen Studien, z. B. mit dem Sanskrit, aus dem er lernt die arithmetischen Stunden durch Mystik und Poesie zu würzen. Ueberhaupt ist in dem Buch eine Gelehrsamkeit angebracht, die durch ihr schweres Gewicht den dünnen Romanstoff ganz zu Boden drückt. Alle mögliche Kenntnisse der Philologie, der Geschichte und der Aesthetik müssen herhalten und der Dichter zeigt, daß er in allen wohl zu Hause ist, zu sehr zu Hause, um den anspruchslosen, naiven Sterblichen, die er doch in seinen Roman verweben muß, die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken. Sie kommen und gehen, werden geboren und sterben, ohne daß man ein genaueres Bild von ihnen gewinnt, während die theoretischen Excurse mit einer fast unpoetischen Gründlichkeit zu Ende geführt werden. — Anklänge an Jean Paul sind vorherrschend und namentlich in der Art der Ideenassociation erinnert Longfellow fast zu sehr an diesen Dichter. Aber auch Goethe mit seiner Verallgemeinerung individueller Gesichtspunkte treffen wir wieder an und die folgende Stelle ist fast ebenso Hoffmann wie Jean Paul: „Churchill hatte einen sonderbaren Traum; er glaubte in der Schule zu sein, wo er seinen Schülern Lateinisch lehrte. Plötzlich fingen alle Genitive der ersten Declination an, ihm Gesichter zu schneiden und unbändig zu lachen und als er sie zu ergreifen versuchte, sprangen sie in den Ablativ hinunter und der Circumflex nahm die Form eines großen Schnurrbarts an; dann verwandelte sich die kleine Dorfschule in ein großes und endloses Schulhaus der Welt, das durch alle Geschlechter der kommenden Zeit Schulbank nach Schulbank ausstreckte, und auf allen Bänken saßen alte und junge Männer, die seinen Roman, der jetzt in seinem Traume fertig war, lasen und abschrieben und lächelten und ihn einer dem andern gaben, bis endlich die Uhr in der Ecke zwölf schlug und die Gewichte mit einem fremdartigen, zornigen Rasseln niederrollten.“ — Die Krone seiner Werke ist das herrliche epische Gedicht Evangeline, in Hexametern. Darüber, sowie über das Drama: der spanische Student und das Mysterium; die goldene Legende (eine Nachbildung des „armen Heinrich“) haben wir uns bereits in frühern Aufsätzen ausführlich ausgesprochen. Nach Longfellow ist der berühmteste amerikanische Lyriker William Cullen Bryant. Er hat einen nationaleren Gehalt, als sein ausgezeichneter Nebenbuhler; doch ist auch bei ihm der Einfluß der deutschen Lyrik unverkennbar. Seine Naturschilderungen haben bisweilen einen eigenthümlichen Reiz; in seinen philosophischen Reflexionen wird er nicht selten unklar und überschwenglich. — Von Nathaniel Hawthorn ist das

neueste Werk aufgenommen: The Blithedale Romance. Es ist von allen Romanen des geistvollen Dichters am meisten geeignet, uns in das innere Leben der jungen amerikanischen Dichterschule einzuführen, die man in vielen Beziehungen unsern Romantikern an die Seite stellen kann. Der novellistische Inhalt des Buchs ist gering, desto eingehender wird uns der Idealismus jenes Kreises in Beziehung auf die materielle, wie auf die geistige Entwicklung dargestellt. — So weit geht bis jetzt die schätzenswerthe Sammlung. Wir werden nicht verfehlen, bei ihrem weitern Fortschritt die Aufmerksamkeit unsrer Leser wieder darauf hinzulenken.

Schleswig-holsteinische Briefe.

Vierter Brief.

Schleswig, den 8. Juni.

Bereits im vorigen Briefe erwähnte ich, daß die Stadt Schleswig den Dänen aufs äußerste verhaßt ist. Und sie haben guten Grund dazu. Hier war der Centralpunkt, von wo das Deutschthum mit seiner Bildung zugleich sein ganzes Wesen, Denken, Hoffen, Streben über das Herzogthum verbreitete. Hier war die Seele des Widerstandes gegen die Machinationen der Propaganda, welche Schleswig dem Scandinavismus erobern wollte. Hier wurde jenes große Sängerfest gehalten, wo zum ersten Male die schleswig-holsteinische Fahne entfaltet wurde, und hier hatte jener Club von energischen Patrioten seinen Sitz, der es während der Zeit der Landesverwaltung durch seine Rührigkeit dahin zu bringen wußte, daß auch aus den Strichen nördlich von der Demarcationslinie ziemlich reichliche Sendungen von Steuern und Rekruten nach Rendsburg gingen. Was Wunder, wenn nach dem Umschwunge der Verhältnisse das Vae victis mit seiner ganzen Schwere auf der mißliebigen Stadt zu lasten begann, und wenn von Seiten der Sieger alles geschah, um dieselbe herabzudrücken, in ihren Nahrungsquellen zu schmälern, zu peinigen und zu placken.

Edler und auf alle Fälle vortheilhafter würde es gewesen sein, zu vergeben und zu vergessen. Eine vernünftige Regierung hätte, statt ihrem Gewinn und ihrer Rachsucht zu fröhnen, daran gedacht, die Wunden, welche der Krieg der „eroberten Provinz" geschlagen, zu heilen, wäre es auch nur darum gewesen, um die Steuerkraft zu heben und dadurch die Eroberung nutzenbringender zu machen. Ganz nebenbei und in aller Stille hätte man bei der Loyalität des Volks und der am Ende des Kampfes gegen das „wortbrüchige" Deutschland herrschenden Stimmung eine allmälige Sammlung der Gemüther

Digitized by Google

unter die Segnungen des Danebrog erreichen können. Wäre man der „erkämpften Braut", wie dänische Floskelliebhaber Schleswig gern bezeichnen, mit dem Oelzweig entgegengekommen, wer weiß, ob ihre Sprödigkeit nicht jetzt schon gewichen wäre. Sie sofort mit der Fuchtel zu tractiren war mehr als unzart, war eine Thorheit. Aber der böse Dämon Dänemarks wollte es nun einmal so und nicht anders. Die Sieger haben es vorgezogen, dem Herzogthum und namentlich seiner einstigen Hauptstadt recht gründlich fühlen zu lassen, was es bedeutet, von Dänemark besiegt zu sein, und es ist ihnen unter dem Regiment Moltkes gelungen, die Bitterkeit dieses Gefühls bis zu einer Höhe zu steigern, die ein Vierteljahrhundert der mildesten und rücksichtsvollsten Behandlung nicht wieder auf den Grad des politischen Thermometers herabzuführen vermöchte, wo eine Versöhnung der Gegensätze denkbar ist.

Wir Deutschen haben uns zu diesem plumpen, nur von der Leidenschaft geleiteten Zutappen, das sich so arg vertannte, lediglich Glück zu wünschen, und so können die im Folgenden mitgetheilten Thatsachen, so schwer sie auch die Einzelnen betreffen mögen, für das Ganze als Lichtblicke gelten, wobei freilich immer vorauszusetzen ist, daß Deutschland den Leidenden seine Sympathien erhält und zu rechter Zeit die Gelegenheit ergreift, sie zu bethätigen.

Als die Schlacht bei Idstedt verloren war, machten sich die Bürger Schleswigs auf das Schlimmste gefaßt. Es gingen Gerüchte, man werde die Stadt an allen vier Ecken anzünden, sie wenigstens der Plünderung überlassen. Sie waren übertrieben. Karl Moltke, wie wir ihn kennen, würde gegen solch eine Züchtigung des Aufruhrs nichts einzuwenden gehabt haben und die kopenhagener Eiderdänen erwarteten sie sogar mit Zuversicht. General Krogh erfüllte ihre Hoffnungen nicht, sondern verfuhr zum Verdrusse der Fanatiker als civilisirter Soldat. Vom Niederbrennen der Stadt war nicht die Rede, und die Plünderung beschränkte sich auf einige verzeihliche Diebstähle von Victualien und auf nachstehenden Vorfall, den ich, so unbedeutend er ist, als eine charakteristische Thatsache mitzutheilen nicht unterlassen mag.

Oberst Fürsen-Bachmann — derselbe, welcher durch seine rechtzeitig entwickelte Energie beim Beginn der Erhebung den größten Theil des in Schleswig garnisonirenden Dragonerregiments der Sache Schleswig-Holsteins beizutreten veranlaßte — hatte an jenem unheilvollen 25. Juli in seinem Hause eine werthvolle Sammlung silberbeschlagener Meerschaumpfeifen zurücklassen müssen. Die Dienstleute hatten dieselben in eine große Kiste gelegt und um sie sicher zu verbergen, Asche und Kehricht darüber geworfen. Nach dem Einrücken der dänischen Armee stellte sich in dem Hause der Lieutenant von Glahn ein und forderte von den Mägden gebieterisch die Auslieferung der Pfeifen, die er als ehemaliger Hausfreund des Obersten kennen und schätzen gelernt

Digitized by Google

hatte. Als die Dienstmädchen das Versteck derselben nicht zu wissen vorgaben, machte sich der Plünderer auf eigne Faust ans Suchen und entblödete sich schließlich nicht, mit aufgestreiften Aermeln in den Kehrichtkasten zu tauchen. Der Gegenstand seiner Sehnsucht lag indeß zu tief begraben, um auf diese Weise zur Auferstehung gefördert zu werden, und der Herr Lieutenant mußte unverrichteter Sache abziehen. Natürlich blieb die Geschichte nicht verschwiegen. Umsonst versuchte der Angreifer des siebenten Gebots die Angelegenheit so anzustellen, als habe er in Erinnerung alter Freundschaft dem Obersten die Pfeifen zu retten beabsichtigt. Kein Verständiger maß seiner Entschuldigung Glauben bei; denn man wußte nur zu gut, daß es ihm bekannt gewesen sein mußte, wie die Erlaubniß zu einer allgemeinen Plünderung bei Kroghs Denkungsart eine Unmöglichkeit war. So ging sein kühner Griff in den Aschenkasten allmälig in den Anekdotenschatz des Volkes, als das, was er war, über. Er wurde eine öffentliche Person im übelsten Sinne und mußte, als er später zu Kiel in Garnison lag, um seine Versetzung einkommen, da ihm dort, wo er sich blicken ließ, das malitiöse „Pipendeef! Pipendeef!" der Straßenjungen in die Ohren klang.

Der Krieg hatte der Stadt schwere Opfer auferlegt, aber man hatte sie gern gebracht, und man hätte sich zu ihrer Verdopplung verstanden, wäre man gewiß gewesen, dadurch den faulen Frieden vermeiden zu können, der dem Kriege folgte, und der, wenn auch nicht unmittelbar über den Beutel, doch über die Herzen der Schleswiger schwerere Lasten verhängte, als jener. Es schien, als habe man es in Kopenhagen darauf abgesehen, die Stadt völlig zu ruiniren. Nach der Schlacht bei Idstedt verließen die meisten wohlhabenden Familien Schleswig. Dann drückte monatelang der Belagerungsstand wie ein Alp auf allen Verkehr. Dann kamen die Peitschen des Herrn von Tillisch und die Skorpionen des Grafen Moltke, eine Willkürherrschaft von Beamten, welche fast so schlimm wie der Belagerungsstand war. Dann wurden sämmtliche Oberbehörden von hier nach Flensburg versetzt, wodurch die Stadt einerseits eine beträchtliche Einbuße an ihren Nahrungsquellen erlitt, andrerseits aber eine Anzahl intelligenter und das geistige Leben fördernder Personen verlor. Man entzog ferner allen Advocaten Schleswigs, mit Ausnahme von dreien, ihre Bestallung. Man hob die zahlreichen Vereine, die sich in der Zeit vor der Erhebung und während derselben für Zwecke der Bildung oder der Wohlthätigkeit zusammengefunden, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich verdächtig gemacht oder nicht, plötzlich auf und gestattete erst spät den Wiederzusammentritt einiger von ihnen. Man führte, wie bereits bemerkt, die Eisenbahn seitwärts an der Stadt vorbei und baute, womit allerdings einiger Verdienst für die Bürger verbunden war, die Zierde und den Stolz Schleswigs, Gottorp, das alte Herzogsschloß, in eine Kaserne um. Es befanden sich in der Stadt ge-

Digitized by Google

gen hundert Freihäuser, die das höhere Forum sortirten, von Einquartierung befreit waren, ihre Kaufbriefe selbst errichten konnten und in Steuersachen durch drei aus der Mitte ihrer Besitzer gewählte Vertreter in den städtischen Collegien repräsentirt wurden. Ohne irgendwelche Entschädigung sind seit dem 1. April 1854 diesen Häusern ihre Privilegien genommen, während eine schwere Last, das obergerichtliche Schuld- und Pfandprotokoll mit 1 Procent Protokollationsgebühren für sie geblieben ist.

Neben den genannten Beeinträchtigungen gingen die Hudeleien und Quälereien der neueingesetzten Beamten her, von denen die einen fanatisch dänisch gesinnt, die andern wenigstens bemüht waren, vor dem Minister als gesinnungstüchtig zu erscheinen. Ihre Bestrebungen, allen Classen der Einwohner, selbst den bisher indifferenten, das Leben in Schleswig zu verleiden, hatten einen vollständigen Erfolg. Wie sie es anfingen, dieses Resultat zu erreichen, habe ich Ihnen bereits von der redseligen alten Frau im Wochenwagen erzählen lassen. Hier noch einige Belege zu den dort gehörten Klagen.

Hatte der Militärcommandant während des Belagerungszustandes sich im Allgemeinen damit begnügt, das Erscheinen schleswig-holsteinischer Fahnen, Wappen, Farben und sonstiger dahin gehöriger Embleme in der Oeffentlichkeit zu untersagen, so suchte der Polizeiminister Koch, ein geborner Däne, der 1853 sein Amt antrat, dieses Verfahren zu überbieten. Er verbot den Besitz und befahl die Auslieferung sogar „von allen Gegenständen, welche an den Aufruhr erinnerten." Dahin wurden unter andern die Porträts deutscher, in schleswig-holsteinischen Diensten beliebt gewordener Offiziere, z. B. die Bilder von Bonin und von der Tann gerechnet. Aber auch die Aufbewahrung bloßer Schlacht- und Lagerscenen aus der Kriegszeit, ja selbst der Porträts gefallener Familienglieder, wenn dieselben in der Uniform der „Armee der Insurgenten" dargestellt waren, galt als strafwürdiges Verbrechen. Wo die Polizei dergleichen vermuthete, wurde unverzüglich Jagd darauf gemacht. Polizeidiener drangen in die Wohnungen und rissen die Bilder von den Wänden. Manche einsame Witwe verlor auf diese Weise den Gatten, manches Elternpaar den geliebten, für das Vaterland gestorbenen Sohn zum zweiten Male. Auffallend war es dabei, daß man sich bei derartigen Staatsactionen fast nur an Leute aus den nicht gebildeten Ständen wagte, die Häuser solcher dagegen, welche Kunde der Rechte voraussetzen ließen, überall verschonte. Diese würden den Eindringlingen wenigstens die gesetzliche Ordnung entgegengehalten haben, nach welcher in friedlichen Zeiten die Polizei zu derartigen Eingriffen in das Eigenthum nicht befugt ist.

Diese Hetzjagd dauerte bis auf die letzten Monate fort. Noch ist es kein Jahr her, daß Leute mit Gefängnißstrafen belegt wurden, weil sie in Vergessenheit der obwaltenden Umstände das Lied vom meerumschlungenen Schleswig-

Digitized by Google

Holstein gesummt hatten, und noch vor kurzem waren drei Schulmädchen in Gefahr, vom Cerberus der Polizei zum Frühstück verschlungen zu werden, weil sich zu zweien von ihnen, von welchem die eine ein rothes, die andere ein weißes Kleid trug, vom Ungefähr ihnen entgegengeführt (wie bewiesen werden konnte) eine Freundin gesellte, deren Eltern blau für eine kleidsame Farbe gehalten hatten. Sehr zornig fuhr Cerberus auf das zufällig entstandene blau-roth-weiße Kleeblatt los, und die armen Deerns hatten von Glück zu sagen, daß er nach langem Verhören sich mit einer Geldstrafe beschwichtigen ließ, statt sie in seinem Grimme dem Schließer zu überantworten.

Eine schwerere Heimsuchung kam über die Stadt und vorzüglich über die niedere Classe mit Einführung der Berechnung nach Reichsmünze. Im Herbst 1853 befahl der Polizeiminister den Gastwirthen und andern Gewerbtreibenden, ihre Preise nicht mehr wie bisher nach Schillingen schleswig-holsteinischen Courants, sondern nach Reichsbankschillingen anzusetzen. Man wollte auf diese Art eines der vier Hauptprivilegien der Herzogthümer, das Recht, ihr eignes Geld zu haben, und damit eine der am häufigsten auftauchenden Erinnerungen an ihre staatsrechtliche Zusammengehörigkeit und ihre Geschiedenheit von Dänemark hinwegescamotiren, ganz wie man dies schon einmal — nach dem Untergange des deutschen Reichs — versucht hatte. Man wollte es, allein man besaß wie damals zunächst nicht die Mittel, es durchzusetzen. Die Reichsbankschillinge, von denen 96 gleich 30 Courantschillingen sind, waren innerhalb der Herzogthümer in Natura nicht vorhanden. Es gab allerdings Drei- und Vierschillingsstücke, allein in so geringer Menge, daß sie den Bedarf nicht zum tausendsten Theil deckten. Alle gröbere Münzsorten freilich, welche die Bezeichnung Reichsgeld führten, gingen in Courant auf. So waren die dänischen Achtschillingsstücke = $2^1/_2$, das Sechzehnschillingsstück oder die dänische Mark = 5 Schilling schleswig-holsteinisch. Die Basis der bisherigen Berechnungsweise dagegen, der Courantschilling, welcher durch hamburger, lübecker und mecklenburger Münzen dieser Gattung im Verkehr vertreten war*) ließ sich ohne Bruch nicht in Reichsbankgeld verwandeln, indem nach dem Verhältniß von 96 zu 30, $3^1/_5$ Bankschillinge = 1 Schilling Courant waren. Die Fünftel existirten aber nicht, und der obige Polizeibefehl ließ sich aus diesem Grunde nicht executiren. Ueberdies fehlte die gesetzliche Begründung der Neuerung, und es sollte offenbar nur eine Probe sein, die

*) Die mecklenburger Schillinge hatten keine gesetzliche Berechtigung und waren überdies $16^2/_3$ Procent weniger werth, als was sie im Verkehr galten; die der Hansestädte dagegen stützen sich auf einen von den Artikeln der obenerwähnten alten, wohlverbrieften, beschwornen und besiegelten Rechte Schleswig-Holsteins, nach welchem „die Münze beider Herzogthümer gleich sein soll der in Hamburg und Lübeck."

Digitized by Google

das Ministerium Moltke anstellte, um zu sondiren, wieviel sich das Publicum bieten lassen würde.

Das Publicum ließ sich vorläufig nichts der Art bieten, und man forderte und bezahlte im Allgemeinen ganz nach der bisher üblichen Weise fort.

Da erschien am 10. Februar 1854 ein Patent für das Herzogthum Schleswig, „betreffend eine veränderte Benennung des bestehenden Münzfußes, sowie betreffend die Münzsorten, in welchen die Zahlungen an die königlichen Kassen und im Privatverkehr zu leisten sind." Der Name „Reichsbankgeld" wurde, um die Erinnerung an die von 1813 her mit vollem Rechte verhaßte Reichsbank zu vermeiden*) und nebenbei um die Idee des eben aus der Presse genommenen, Schleswig und Holstein einschließenden Kongerig Danmark mehr in Umlauf zu setzen, durch das Patent in „Reichsmünze" umgewandelt. Die Münzen aber blieben dieselben, wie vorhin angeführt, und der Münzfuß die in der Verordnung vom Jahre 1788 als schleswig-holsteinisch Courant bezeichnete Speciesmünze, nach welcher 1 Speciesthaler = 1 Thaler hamburger Banco, $^2/_3$ Species = 40 Schilling Courant, $^1/_2$ Species = 1 Rthlr. Reichsbankgeld, $^1/_3$ Species endlich 20 Schilling Courant war. Das Gesetz verfügte nicht, daß andere Münze aus dem Privatverkehr verbannt sein sollte. Sie war erlaubt, wenn man sich darüber vereinigte, und jene Verordnung von 1788 gestattete eine solche Vereinbarung, dem Wesen der Handelsfreiheit gemäß, ausdrücklich. Nur durch ein Patent vom 13. October 1813 war vorgeschrieben, daß Documente, die in die Hypothekenbücher eingetragen zu werden bestimmt seien, auf Reichsbankgeld lauten müßten. Die gleichzeitige Anführung des Betrags in schleswig-holsteinischem Courant war aber auch dort nicht untersagt und fand immer statt. Die Gerichte allerdings durften nur auf Reichsbankgeld erkennen, wenn auch die Verpflichtungen, die als Beweismittel vor sie gebracht wurden, auf Courant lauteten. Ungiltig aber wurden die letztern dadurch keineswegs.

Diese ältere gesetzliche Vorschrift schärfte das Ministerium nach Veröffentlichung des Patents vom 10. Februar 1854 durch ein Publicandum ein, durch welches zugleich implicirt zugegeben war, daß eine jüngere Vorschrift über die Münze, nach welcher im täglichen Verkehr gehandelt werden sollte, nicht existirte. Nach dem Wortlaute dieses Publicandums brauchte niemand sich eine andere, als die im Patent vom 10. Februar bezeichnete Münze aufdringen zu lassen, noch konnte er eine solche andere verlangen, wofern man sich nicht über die Zahlung in einer besondern ausländischen Münzsorte im voraus verständigt hatte. Dennoch erließ der Minister Graf Moltke im Juni 1854 ein Gebot, nach welchem bei Vermeidung einer willkürlichen Geldstrafe niemand im täg-

*) Im genannten Jahre hatte die dänische Regierung die Herzogthümer vermittelst des erwähnten Instituts um einige zwanzig Millionen Mark betrogen.

Digitized by Google

lichen Handel und Wankel eine andere Berechnung als die nach Reichsmünze anwenden sollte. Gradezu lächerlich war es, daß der Betrag in Courant nicht einmal daneben genannt werden durfte, obgleich Vergleichstabellen zwischen Courant und Reichsgeld von der Regierung ausgegeben waren. Es war gestattet, auf diese hinzuweisen, das Wort „Courant" auszusprechen dagegen wurde als Uebertretung geahndet. Da außer den Kaufleuten und Beamten keine Seele in den Herzogthümern die Rechnung nach Bankgeld, der nunmehrigen Reichsmünze, kannte, so entstanden dadurch allerlei Verlegenheiten, besonders für den Bauer und den „kleinen Mann" auf den Wochenmärkten. Auch bei dem besten Willen hätten diese nicht sofort nach der ihnen octroyirten Münze rechnen können, und so wurden von ihnen in den ersten Monaten zahllose Strafgelder eingenommen.

Die Leute schrien laut über diese neue Landplage und verwünschten die Polizei in allen Dialekten, die in dem Herzogthume gangbar waren. Sie hatten Unrecht, insofern sie sich mit ihrem Aerger gegen die Unterbehörden richteten, und sie hätten überhaupt Unrecht gehabt, wenn die Aenderung eine solche Münzconvention gewesen wäre, wie die auch in Deutschland anfangs von altgläubigen Bauern- und Bürgersfrauen mit komischer Entrüstung aufgenommene Umwandlung der Duodecimalgroschen in Neugeld. Nach dem Obigen war die Neuerung, die hier eingeführt werden sollte, damit nur auf den ersten Anschein in Parallele zu bringen, im Grunde aber eine entschiedene Rechtsverletzung, die dadurch, daß ihr größere vorangegangen sind, nicht in die Sphäre berechtigter Acte erhoben wird. Sie wurde aber um so gehässiger und für den Weiterblickenden um so betrübender, als sie zugleich ein Element involvirte, welches demoralisirend wirken mußte. Dadurch, daß der neugeschaffne Reichsschilling nur den Werth des dritten Theils seines Vorgängers und nunmehrigen Nebenbuhlers, des Courantschillings hatte, wurde eine neue Art gegen den Willen der Verkäufer billig zu kaufen hervorgerufen, und dadurch, daß die obengenannte Verordnung dem Angeber einer Contravention ein Drittel des Betrags der Strafe verhieß, wurde eine Schar bezahlter Spione geschaffen, welche sich nicht damit begnügten, die betreffenden Handlungen wider das Gesetz zur Kentniß der Behörde zu bringen, sondern unbeholfene und unvorsichtige Gemüther sogar durch allerlei Kniffe zu derartigen, für den Beutel des Spähers so einträglichen Sünden zu verführen bestrebt waren.

Da man bisher keine andern als Courantschillinge gekannt hatte, so war bei Preisangaben nie das Wort Courant gebraucht worden. Ein Schilling war eben der landesübliche, der schleswig-holsteinische Courantschilling, oder vielmehr sein Stellvertreter mit den Thürmen Hamburgs, dem gekrönten F Meklenburgs oder dem Adler Lübecks, und so kam es noch nach dem Verbote der Rechnung nach dem Landesgelde häufig vor, daß auf die Frage nach dem Werthe einer

Digitized by Google

Waare einfach und unbefangen mit „Ein, zwei, fünf oder zehn Schilling“ geantwortet wurde. Dies aber wurde von dänischen Soldaten und Bedienten der Offiziere, einige Male von Offizieren selbst, bisweilen auch von schlechten Subjecten des Civilstandes zu Betrügereien benutzt. Sich stellend, als wüßten sie nicht, daß der Verkäufer Courantschillinge meinte, legten sie ihm nur soviele Reichsschillinge hin und bekamen auf diese Manier die Waare für ein Drittel des Werths, den derselbe im Sinne gehabt hatte. Der auf diesem Wege Beschwindelte mußte, um nicht in Strafe zu verfallen, seinen Schaden stillschweigend tragen und hatte noch obendrein Spott davon. Indeß wurden die Leute zeitig gewitzigt und diese Praxis nahm bald ein Ende. Bisweilen auch gelang es, die, welche mit der Absicht, einen Schlag zu machen, erschienen, mit einer Tracht Hohn heimzuschicken, bei der man sich über den vorher erlittenen kleinen Verlust reichlich getröstet fand.

Zwei dänische Offiziere hatten in einer Brauerei Schleswigs der Mann ein Seidel getrunken und erhielten, arglistig nach dem Preise fragend, der ihnen doch längst bekannt war, vom Kellner die Antwort: „Zwei Schillinge.“ Lächelnd zählten sie zwei Reichsschillinge, die sonst im Verkehr so gut wie gar nicht vorkommen, auf den Tisch. Die übrigen Gäste machten Miene, sich darüber zu entrüsten. Aber der Wirth schnitt ihnen das Wort ab. „O laat man sie“, sagte er. „Ich hab ihnen Bartneigenbier gegeben. Dafür haben sie genug bezahlt.“ Daß die Herren nicht wieder kamen, um wohlfeiles Bier zu trinken, versteht sich von selbst.

Anderswo — ich weiß nicht, ob in Schleswig selbst — verlangte ein Soldat vom Fleischer für drei Schilling Wurst. Arglos gab ihm der Meister für drei Courantschillinge und erhielt zu seinem Schrecken drei Reichsschillinge. Er hütete sich wohl, den Dänen über den vermeintlichen Irrthum aufzuklären. Eine halbe Stunde darauf war die halbe Compagnie da, um sich mit einem so billigen Zubiß zu ihrem Commißbrote zu verproviantiren. Aber siehe da, jetzt waren die Wurstschnitte grade dreimal so klein und dünn, als vorher. Die getäuschten Kriegsleute fragten ungeberdig, wie das komme. Jens oder Nils Soundso habe ja mehr gekriegt. Der Schlachter lachte: „Ja, so gehts, wenn man ein weiches Gemüthe hat. Ich gabs ihm aus Erbarmen, der arme Teufel sah mir gar so verhungert aus.“

Aehnliche Abtrumpfungen kann man allenthalben zu Dutzenden auflesen und der Bauernwitz übt sich, sie ins Unendliche zu vervielfältigen. Damit hielt man sich für etwaige Strafen und Verluste schadlos, und wo der Argus der Polizei seine Augen nicht hatte, blieb es bei der alten Berechnung und es wird solange bei ihr bleiben, bis man sich zur Ausführung der bisweilen in inspirirten Blättern auftauchenden Drohungen entschließt, die im Umlaufe befindlichen hanseatischen und mecklenburgischen Schillinge bei Strafe zu verbie-

ten — eine Drohung, die aber nur dann Aussicht auf Verwirklichung hat, wenn man eine hinreichende Menge dänischer Scheidemünze als Ersatz in die Herzogthümer werfen kann und wenn Hamburg, von wo alles Geld in dieselben strömt, sich herbeiläßt, die Maßregeln der Kopenhagener zu unterstützen.*) Allein selbst in diesem Falle wird höchstens in Schleswig, schwerlich aber in Holstein der Wille der Herren vom Gesammtstaate triumphiren.

Wie genau und streng es die Polizei mit der Sache nahm, mit welcher Lust sie strafte und welchen Eifer selbst höhere Beamte dabei entwickelten, könnte ich Ihnen an zahlreichen Beispielen darthun. Ich theile vorläufig nur einige von denen mit, die aus der Stadt selbst stammen und verschiebe die besten der übrigen auf die Zeit, wo ich mich an Ort und Stelle überzeugt haben werde, daß sie, wie man mir versichert, vollständig auf der Wahrheit beruhen und nicht, wie mir trotz der Glaubwürdigkeit meiner Quellen beinahe scheinen will, blos gut erfunden sind.

„Giv mi förn Schilling Kringel mit," sagt ein Milchmann zu einer Bäckersfrau in Schleswig von seinem Wagen aus. Sie bringt ihm drei Stück des verlangten Gebäckes und er fährt damit weiter, ohne zu bezahlen. Ein Späher zeigt den Handel an und der Bürgermeister und Hardesvogt Leisner verurtheilt die Frau, da sie nach der Taxe nur ein Kringel für einen Schilling Reichsmünze verabreichen dürfe, in sechs Reichsthaler Brüche. Umsonst wendete sie ein, daß sie für einen Schilling soviel Gebäck ablassen könne, als sie wolle, und daß der Käufer sie noch nicht einmal bezahlt habe. Sie mußte die Strafe entrichten und wurde mit Concessionsentziehung für den Wiederholungsfall bedroht.

*) Die hier zugegebene Möglichkeit ist seitdem in gewissem Sinne eine Wirklichkeit geworden. Nicht sowol infolge des gegen sie ergangenen Verbots der dänischen Regierung, als weil Hamburg zu gleicher Zeit sie außer Cours gesetzt, verschwanden zunächst die mecklenburger Schillinge aus dem Verkehr, wodurch die Anzahl der Courantschillinge (als welche jene ungeachtet ihres geringern Werthes stets mitgegolten hatten) um mehr als ein Drittel vermindert wurde. In Kopenhagen benutzte man die Gelegenheit, die sich in dieser Verminderung der verhaßten bot, unverzüglich und bald nach jenem Verbannungsdecret gegen die Mecklenburger wurde in beiden Herzogthümern die Circularisation aller fremden Schillinge bei Strafe der Confiscation, wobei die Hälfte des in Beschlag genommenen Betrags dem Angeber zufallen sollte, verboten. Merkwürdig genug beriefen die betreffenden Kundmachungen sich auf Verordnungen aus den Jahren 1775 und 1777, die, wie mir von bestunterrichteter Seite versichert wird, gar nicht mehr gelten. Dieser Hinweis auf die Vergangenheit ist darum versucht worden, damit das Verbot als Ausfluß bestehender Gesetze erscheine, die nur eingeschärft wurden, wohingegen darin wirklich eine Neuerung lag, welche nach der Verfassung vom Minister nicht einseitig eingeführt werden darf, sondern lediglich vom Könige nach Anhörung und Zustimmung der Stände. Aber freilich Umgehungen der ohnehin kläglichen Verfassung, Verdrehungen von Documenten, Ableugnungen wohlbegründeter Rechte, offenbare Erfindung und Lügen sind ein integrirender Bestandtheil der in den Herzogthümern regierenden Politik, ja sie scheinen gradezu unerläßlich zu sein. Sehr problematisch ist es übrigens, ob man in diesem Falle auf einige Zeit Erfolge erzielen wird. Auf die Dauer läßt sich weder in dieser noch in einer andern Beziehung das System aufrecht erhalten.

Digitized by Google

Die Frau des Hardesvogt von Staffeld, eines ausgezeichneten Ignoranten, dem es nur unter Tilliſchs Verwaltung gelingen konnte, eine Stellung, wie die von ihm bekleidete, zu erlangen, ſandte im vorigen Jahr ihr Dienſtmädchen zu dem Kaufmann A. Nielſon in Schleswig, um etwas einzukaufen. Auf die Frage, wieviel es koſte, antwortete die Ladenmamſell, 51 Schilling Reichsmünze. Das Mädchen erkundigte ſich, wieviel das nach dem alten Gelde mache und die Befragte erwiderte: Grade eine Mark. Als die Magd heim kommt, fragt die Frau Hardesvogtin, was der Preis ſei. Die Antwort lautet, eine Mark. „Eine Mark?“ ſagt der Hardesvogt, der zugegen iſt. „Was für eine Mark?“ — „„Nun, eine Mark Courant,““ entgegnete die Dirne. Darauf hat der Herr Hardesvogt, der froh geweſen ſein mag, ſeinen geſetzlichen Sinn einmal in recht eclatantem Grade bethätigen zu können, nichts Eiligeres zu thun, als die Verkäuferin und ſeine eigne Magd bei der Polizei zu denunciren, welche jede der beiden Verbrecherinnen in vier Reichsthaler Brüche verurtheilt, die eine, weil ſie erklärt, wieviel 51 Schillinge Reichsmünze in Courant betrüge, die andre, weil ſie dies zu Hauſe berichtet habe.

Faſt genau ebenſo wie der Kammerjunker und Hardesvogt*) verfuhr ein Capitän, deſſen Name mir entfallen iſt, mit einem Holzhändler, der ihm Brennholz lieferte und deſſen Knecht, der es gefahren, und es ließen ſich wie geſagt überhaupt noch manche Beiſpiele für die Bereitwilligkeit beibringen, mit welcher auch Perſonen der höhern Stände — natürlich nur däniſch geſinnte ſich in der Eigenſchaft von Spähern und Angebern hervorthun. Es iſt aber genug der Elendigkeit aufgedeckt und ich kann zu einem andern, freilich ebenſo unerquicklichen Capitel übergehen.

Ich habe mir im Vorigen erlaubt, den Hardesvogt von Staffeld als einen Ignoranten zu bezeichnen. Es thut mir leid, nach den von mir an verſchiedenen Orten eingezogenen Erkundigungen von der Mehrzahl der Hardesvögte und Actuare des Amtes Gottorp ein Gleiches ſagen und hinzufügen zu müſſen, daß diejenigen, welche dieſer Vorwurf nicht trifft, dem ſchwereren verfallen, im Punkte der Ehrenhaftigkeit keine reine Wäſche zu haben. Die eigne Partei weiß das, auch der Regierung kann es nicht unbekannt geblieben ſein. Allein man war unter Tilliſch, als faſt alle intelligenten und alle anſtändigen Beamten der Statthalterſchaft gefolgt waren, in der Lage, jeden auch nur einigermaßen verwendbaren Juriſten, der ſich anbot, mit einem Amte bedenken zu müſſen. Die Untauglichen ſpäter zu entlaſſen, war unthunlich; auch hatten ſich dieſelben durch Zeichen von Ergebenheit gegen die Regierung um dieſe verdient gemacht, und ſo iſt die Juſtiz und die Verwaltung im ganzen

*) Die Hardesvögte ſind die Polizeibeamten, alleinige Juſtizbeamte in allen vom ordentlichen Rechtsgange ausgenommenen Sachen und führen den Vorſitz in den ordentlichen Untergerichten.

Amte in den Händen von Leuten, welche mit Ausnahme des Amtmanns David, eines ſchwachen, aber ſonſt allenthalben als kenntnißreich, rechtſchaffen und mild gelobten Mannes, entweder ihrer Unwiſſenheit und ihres Ungeſchicks halber ſelbſt von den Bauern verlacht oder wegen ſchlechter Streiche in der Vergangenheit verachtet ſind. Denke man ſich dazu die Anmaßung, mit der die meiſten auftreten, und die Rückſichtsloſigkeit, mit der ſie ſtrafen, ſo hat man eine Vorſtellung von den Blicken, mit welchen das Volk, das durch die Jahre vor 1850 und durch ſeine tüchtige Beamtenwelt vor dem Umſchwung der Zuſtände an eine einſichtige und prompte Behandlung ſeiner Intereſſen gewöhnt worden, die jetzige Bureaukratie anſieht.

Moltke, der in ſeinen lichten Augenblicken ſich hinreichend klar war, was ür Schächer ihn umgaben, verhehlte ſeine Geringſchätzung derſelben nicht. Ein Freund ſtellte ihm die Bedenklichkeiten vor, die es habe, wenn ſoviele Advocaten abgeſetzt würden, ohne erſetzt werden zu können. „Schlimm," erwiderte der Miniſter, „ſehr ſchlimm! Aber meine Beamten vertragen keine Advocaten."

Auch die Verſtändigern unter den hier befindlichen Nationaldänen ſcheinen die in dieſen Worten angedeutete Anſicht von den Rechtspflegern des Amtes Gottorp zu theilen. Im Gaſthofe ſpeiſte ich geſtern Mittag mit lauter Offizieren. Sie ſprachen däniſch und ſchienen entweder nicht zu glauben, daß ſie verſtanden würden oder nicht anzunehmen, daß der Gegenſtand ihrer Unterhaltung für mich von Intereſſe ſein könne. Die Rede war von der Unfähigkeit der Beamten. Ein Capitän belehrte ſeine Lieutenants über deren Charakter, und ich bekam eine vollkommene Beſtätigung deſſen, was ich von andrer Seite über dieſe Kreiſe erfahren.

„Was ich Ihnen ſage," rief der Capitän, mit einer Stimme, die ſicher direct von der Leber weg kam, „dieſe Burſche ſind allzumal Lumpe, die es mit uns ebenſowenig aufrichtig meinen, als mit den Holſteinern. Nichts als niedriger Eigennutz iſt es, der ſie auf unſre Seite geführt hat. Wenn morgen die Deutſchen kommen und ihnen ihre Stellen zu laſſen verſprechen, ſo ſind ſie morgen deutſch. Und mit dieſer Gemeinheit der Geſinnung, die des lieben Brotes halber heute die und morgen eine andre und übermorgen wieder die alte Cocarde aufſteckt, verbindet ſich eine an Blödſinn grenzende Unfähigkeit der meiſten. Sahen Sie, meine Herren, den kleinen Mann in dem verſchliſſenen Rocke, der vorhin in der Bierſtube ſo raſch ſein Seidel austrank und wieder zur Thür hinausſchoß, als habe er etwas verſäumt? Wiſſen Sie, wer es iſt und was die Papiere waren, die er unterm Arme trug? Ich wills Ihnen ſagen. Es war der ehemalige Landvogt N. aus NN., der wegen Theilnahme am Aufruhr abgeſetzt, ſich und ſeiner Familie damit das Leben friſtet, daß er dieſen Schlingeln von Hardesvögten ſeine Sach- und Fachkenntniß ver-

Digitized by Google

kauft. Die Papiere waren Acten, aus denen er zu fünf und zehn Thaler das Stück Referate und Erkenntniſſe macht, mit welchen jene die Blöße ihrer Dummheit bedecken. Ich ſehe ihn oft des Nachts ſpät noch aufſitzen, damit dieſe Taugnichtſe, die dann längſt in den Federn ſind, ſich am Morgen auf ihren Comptoiren mit ſeiner Intelligenz aufblähen können. Pfui ſage ich über dieſen Staffeld und dieſen Riis und dieſen Triller und pfui über die, welche ſie in ihren Stellen laſſen!"

Was den Capitän bewogen, ſich in ſo überaus ſtarken Ausdrücken über die Betreffenden zu ergießen, weiß ich nicht. Es ſchien aufrichtige Entrüſtung aus ihm zu ſprechen. Unvorſichtig war es jedenfalls, ſich ſo gehen zu laſſen; denn auch der Kellner, ein flinker Burſch und heimlicher Patriot, hatte ein Ohr auf ſeine Philippica gehabt und ſie in einem feinen Herzen bewahrt. Heute Morgen brachte er ſie mir, in dem er einen Freund Schleswig-Holſteins gewittert haben muß, ganz vergnüglich und weit vollſtändiger, als ich mir ſie gemerkt, zugleich mit dem Kaffee und einer Abſchrift der Vertheidigung Paſtor Hanſens*), zu der er ſich in voriger Nacht die Zeit abgeſtohlen hatte, ein neuer Beweis, wie lebhaften Antheil auch die niedere Claſſe des Volks an dem jetzt freilich ganz auf paſſiven Widerſtand beſchränkten Kampfe mit den däniſchen Zwingherren nimmt. Wie gern hätte ich dem braven Burſchen mit etwas Beſſerem als einem guten Trinkgelde meine Freude über ſeine Anhänglichkeit an die gerechte Sache zu erkennen gegeben!

Daß der Capitän zwar geſchimpft, aber nicht übertrieben hatte, mögen Ihnen noch folgende Zeilen, die ich aus einer mir von befreundeter Hand zur Benutzung überlaſſenen Sammlung von Biographien und Notizen entnehme, beweiſen.

Der Hardesvogt Staffeld gehört einer Familie an, die ſich auf die ehrenwertheſte Weiſe an der Erhebung Schleswig-Holſteins betheiligt und in einem ihrer Männer ſogar ihr Leben für dieſelbe gelaſſen hat. Zu unwiſſend und talentlos, um in den Herzogthümern Carriere machen zu können, ging er kurz vor der Zeit des Kampfes nach Kopenhagen und kam dann in Ermanglung beſſerer Subjecte nach Schleswig als Hardesvogt. So weit es ſein Egoismus zuläßt, gutmüthig, hat er alten Bekannten gegenüber wiederholt zugeſtanden, daß nur der Gedanke an das liebe Brot ihn auf die Seite der Dänen geführt.

Von ganz gleichem Schlage iſt ſein College von Riis, in der Struxdorfharde, der im Examen mit knapper Noth den dritten Charakter erlangte, mit

---

*) Hanſen, früher Paſtor zu Viöl, ein mir nicht völlig klarer Charakter, auch andern zweifelhaft und mehr als das, war damals in Unterſuchung wegen ſeiner Schrift über die Danisirung der Kirche und Schule in Schleswig.

Digitized by Google

welchem früher niemand auch nur Advocat werden konnte. Eine wahrhaft classische Geschichte von seiner allen Glauben übersteigenden Geschäftsunkunde erzähle ich in einem der nächsten Briefe, nachdem ich bei Leuten, die der Sache nahe gestanden, das volle Detail, das mir in Aussicht gestellt ist, gesammelt habe. Für heute genüge eine Probe seiner Brutalität, die indeß in dem Benehmen mehrer seiner Amtsgenossen manches Seitenstück hat und deshalb nur als einzelnes Factum auffällt.

Der Schuhmacher Paustian, ein alter eifriger Kirchengänger in Kattbeck, hatte, als der Isländer Karl Mohr, Pastor in Fahrenstedt, dänisch predigte, andächtig in seinem Gesangbuche gelesen, um, da er kein Wort von der Rede in der ihm fremden Sprache verstand, sich wenigstens einigermaßen zu erbauen. So blieb er sitzen, als jener schon den Segen gesprochen hatte. Der Pastor denuncirte den frommen Mann wegen Nichachtung des Gottesdienstes. Er hätte ihn vom dänischen Standpunkte vielmehr zu einer Belohnung empfehlen sollen, da er die sonst fast völlig leere Kirche füllen geholfen. Der Hardesvogt steckte den Schuster ohne weiteres ins Gefängniß, in welchem er 26 Stunden blieb. Als der Mann kam, hatte von Riis grade einen Termin, weshalb er sagte: „Steckt ihn nur ein," und als man ihn wieder entließ, bemerkte er: „Es macht ja nichts aus (daß er so lange ohne vernommen zu sein, gesessen), er ist ja wieder frei." Als man Paustian bewegen wollte, sich über diese schmachvolle Behandlung zu beschweren, äußerte er sich (und so äußern sich in ähnlichen Fällen die meisten): „Es ist doch kein Recht auf der Welt mehr und ich habe nur Kosten und Umstände davon." Der Wahrheit zur Ehre muß aber hinzugefügt werden, daß das Appellationsgericht in Flensburg wirklich mitunter, wo nicht grade politische Momente ins Spiel kommen, der Willkür der Beamten entgegentreten soll, wenn der Beeinträchtigte sich an dasselbe wendet.

Der Hardesvogt Christiansen ist intelligent und talentvoll, namentlich in einem gewissen Sinne. Früher in Kiel, wußte er es, obwol ohne alles Vermögen, möglich zu machen, gegen 12,000 Thaler Schulden zu contrahiren. Später auf der schleswig-holsteinischen Flotte als Auditeur angestellt, verstand er es, sich in der elften Stunde zu salviren und in Kopenhagen Verzeihung zu erlangen. Jetzt sucht er sich mit der ihm eignen Gewandtheit, indem er den Gutmüthigen und im Grunde deutsch Gesinnten spielt, bei kurzsichtigen Leuten in Credit zu setzen und man kann ihn in der That beliebt nennen. Sein College in der eckernförder Harde, Blauenfeld endlich, war früher als Advocat wegen Güterverschleppung und Verleitung zum Meineid in Untersuchung und wurde vom schleswigschen Ministerium wegen Unregelmäßigkeiten in seiner Amtsführung in 500 Reichsthaler Brüche verurtheilt.

Die Manieren des Bürgermeister Leisner, der zugleich als Hardesvogt fungirt und die Danisirung nach Kräften fördert, wird folgende ergötzliche

Digitized by Google

Anekdote ins Licht setzen. Vor einiger Zeit ließ er den Gutsbesitzer W. auf Optrup im Kirchspiele Satrup, einen gebornen Belgier, vor sich laden, um ihn in einer Sache zu vernehmen. Als W. erschien, wurde er von Leisner dänisch angeredet, worauf jener sich mit seiner Unkenntniß dieser Sprache entschuldigte und deutsch befragt zu werden bat. „Ich habe Sie für einen gebildeten Menschen gehalten," herrscht ihn der Inquirent an. Jener bemerkt, das könne wol sein, indessen habe er in seiner Heimath nicht das Bedürfniß gefühlt, sich mit der dänischen Grammatik zu beschäftigen. Wofern der Herr Hardesvogt an der deutschen Sprache Anstoß nähme, sei er gern erbötig, die Conversation französisch zu führen. Als derselbe sich hierauf wirklich französisch über die betreffende Sache erklärt, sieht der Hardesvogt sich genöthigt, seinerseits seine Unkenntniß der französischen Sprache zu bekennen, worauf W. sich nicht entbrechen konnte, zu bemerken, die hiesigen Begriffe von Bildung kenne er zwar noch nicht ganz, indessen gelte anderwärts die Kenntniß des Französischen als Erforderniß der Bildung.

Wie man die Candidaten für juristische Aemter heranholt, davon hat man an der Besetzung des Actuariats in Schleswig ein bezeichnendes Beispiel. Dasselbe*) war früher immer nur mit einen Actuar besetzt. Man wollte aber mehren Dänen ein „Levebrod" d. h. eine Versorgung schaffen, und so machte man aus einer Stelle deren vier. Das eine Actuariat erhielt ein ehemaliger Schreiber der sonderburger Amtsstube, der bisher fast lediglich mit Handlangerarbeiten, Besorgung der Hebungen, Geld zählen u. s. f. beschäftigt gewesen war. Es schien scherzhaft, ein Individuum, welches eben gelernt hatte, die Zwei- von den Dritthalbsschillingsstücken zu unterscheiden, plötzlich als eine der Hauptpersonen in einem Gericht fungiren zu sehen, das über Leben und Tod entscheidet. Aber man ist solcher bitterer Scherze hier in den letzten Jahren gewohnt worden. Der zweite Actuar ist ein Candidatus Philosophiä aus Kopenhagen. Ein solcher Candidat muß sich die Elementarbegriffe des gelehrten Studiums angeeignet haben, und würde mit seinem mechanisch auswendig gelernten Wissensschatze von den Rectoren unsrer Gymnasien etwa ihren Tertianern eingereiht werden. Von einer juristischen Bildung ist dabei überall keine Rede. Der dritte Actuar ist freilich ein Jurist. Er wurde aber seit langen Jahren in Kopenhagen nur dazu verwendet, die abschlägigen Bescheide, wobei kein Grund anzugeben war, zu concipiren, wozu ein Schema vollkommen ausreicht. Er hat ebenfalls den dritten Charakter und bildet mit Riis und Staffeld — wie diese Herren mit anerkennenswerther Selbsterkenntniß sich selbst nennen sollen — „das Collegium der Dösköpfe." Etwaige Zweifel, die

*) Der Actuar ist in Schleswig ein Beamter von größerer Bedeutung und Besoldung, als bei uns; er führt das Protokoll in den Criminal- und ordentlichen Civilgerichten, das Schuld- und Pfandprotokoll, bewahrt die Depositen und hält die gerichtlichen Subhastationen ab.

Digitized by Google

der Leſer in Betreff der Berechtigung zu dieſer Bezeichnung hegen könnte, wird die obenerwähnte claſſiſche Geſchichte unverzüglich zerſtreuen.

Ich habe jetzt nur noch ein Wort über die kirchliche Oberbehörde in Schleswig und über die Schulverhältniſſe hinzuzufügen, und kann dann mit einem Blick auf die Stimmung der Bürger ſchließen. Traurig iſt es, daß ich, nachdem meine Pflicht mich genöthigt, aus dem Kreiſe der weltlichen Beamten ſo viele ſchmuzige Wäſche ans Tageslicht zu ziehen, auch von dem interimiſtiſchen Propſt Martens nichts Rühmenswerthes ſagen kann. Früher Landprediger, als welcher er zwar nicht die beſten Predigten hielt, aber durch eigne ſorgfältige Abwartung (es werden hübſche Idyllen davon erzählt) die fetteſten Schweine in weitem Umkreiſe zu züchten berühmt war, hat er ſelbſt in den Augen der Däniſchgeſinnten kein anderes Verdienſt, als daß er in der Stunde der Entſcheidung zu ihnen übergetreten und gegenwärtig (allerdings nur aus Aengſtlichkeit) zu ihren Maßregeln zur Chicanirung mißliebiger Geiſtlichen und Schullehrer allenthalben die Hand zu bieten bereit iſt. Statt die Würde, die er bekleidet, zu repräſentiren, iſt er durch ſeinen alles Anſtandes baaren, oft ins Komiſche hinüberſpielenden Geiz ſeiner geſammten Propſtei zur lächerlichen Figur geworden. Servil bis ins Unglaubliche, hat er ſich durch eine Probe ſeiner Willfährigkeit, über die ich mir in Cappeln das Nähere mittheilen laſſen will, den Spitznamen „der Wiedertäufer“ zugezogen.

„Mit den Männern werden wir fertig,“ ſagen die Dänen, „aber die Weiber und die Brut!“ Den Frauen Schleswig-Holſteins gebührt der Ruhm, bei dem paſſiven Widerſtande, der dem activen in einer für die Sieger ſo unbequemen Weiſe folgte, eine Rolle geſpielt zu haben, von der ſich manches herzerquickende Beiſpiel erzählen ließe. Nicht minder aber haben ſelbſt die Kinder, ſo gut ſie es verſtanden und vermochten, ihren Patriotismus und ihre den Eltern nachgefühlte Abneigung gegen das Dänenthum und ſeine Vertreter an den Tag gelegt.

Dieſen Trotz zu brechen, iſt auf dem Lande wie in den Städten mancher Schulmeiſterſtock zerſchlagen worden, und zum Theil ſeinethalben, zum Theil aber der ſtets im Vordergrunde ſtehenden Anſicht halber, nach welcher Schleswig eine Verſorgungsanſtalt für däniſche Candidaten iſt, hat man Sorge getragen, die Lehrerſtellen an der Domſchule, dem einzigen Gymnaſium im ſüdlichen Theil des Herzogthums, dieſer ſtets durchaus deutſchen Anſtalt, faſt ausnahmslos mit Nationaldänen oder ihnen gleichdenkenden Nordſchleswigern zu beſetzen.

Der Rector, Sören Ludwig Povelſen aus Sorö, bis zum Februar dieſes Jahres Lehrer an der Aalborger Kathedralſchule, erweckte ſchon durch ſeine Antrittsrede, in welcher viel von einem unvermeidlichen Kampfe geſprochen wurde, die Befürchtung, eines der Werkzeuge zur Daniſirung der Schüler

Digitized by Google

sein zu wollen. Sein späteres Benehmen rechtfertigte diese Furcht, während sein fremdartiger Accent ihn bei den Schülern lächerlich machte und zu nicht lobenswerthen Nachahmungen seiner Vorträge veranlaßte. Daß in der durchaus deutschen Schule genau ebensoviel Unterrichtsstunden auf die dänische als auf die deutsche Sprache gerechnet sind, und daß man dem Studium der Griechen und Römer abzwacken muß, um Zeit zur Lectüre von Poeten wie Ingemann und Henrik Hertz zu gewinnen, ist vielleicht nur halb seine Schuld. Dagegen ist er dafür, daß den Schülern die dänische Geschichte als vaterländische gelehrt wird und daß im Lectionsplane unter dem Artikel „Geographie" alle europäischen Länder und selbst Asien und Amerika aufgeführt sind, Deutschland aber weggeblieben ist, unzweifelhaft verantwortlich. Sollte es sich am Ende gar bewahrheiten, wenn man sagt, der gelehrte Herr leugne die Existenz Deutschlands positiv und habe deshalb einem Lehrer, der eine Karte von diesem Lande irgendwo in der Classe hängen gehabt, geboten, sie wegzuthun; dann wäre wol auch die Erzählung nicht erfunden, nach welcher derselbe seinen Primanern gedroht haben soll, er wolle ihnen schon noch austreiben, von ihrem Schiller und ihrem Goethe zu reden.*) Zum Glück ist solche Verschrobenheit nicht ansteckend, und am allerwenigsten hier, wo die gereifteren Schüler recht wohl wissen, daß es, wenn ihr Rector und seinesgleichen von Deutschlands Existenz nichts wissen, nur der Vogel Strauß ist, der den Kopf in den Busch steckt, um den Verfolger für nicht vorhanden halten zu können.

Die Stimmung der Einwohner Schleswigs ist hin und wieder gedrückt, im Ganzen aber vortrefflich und nirgends vielleicht ist man weniger zu Concessionen an das Dänenthum geneigt, als hier. Von einer gesellschaftlichen Amalgamation mit den in der Stadt wohnenden Dänen, von einem Zutritt der Offiziere in den Familien ist so wenig die Rede wie in Kiel. Die Elite der deutschen Gesellschaft, welche ihren Mittelpunkt im „Museum" hat, weist durch ihr Ballot, obgleich dem Institut wegen dieser Kundgebung passiven Widerstandes fortwährend die obrigkeitliche Auflösung droht, beharrlich jeden nicht entschieden Deutschgesinnten, der sich vorschlagen läßt, zurück. Nur die Bürger, welche bei dem Umbau des Schlosses Gottorp beschäftigt sind, verkehren mit den Dänen, und auch diese im Ganzen blos auf Hofmanier. Am

*) Diese Anekdote war in den Kladderadatsch und mit dessen Spott begleitet nach Schleswig zurück gekommen. Darauf macht ein Spaßvogel einem Juden, welcher ein paar Büsten von Goethe und Schiller erstanden hat und nicht los werden kann, weis, der Rector werde sie ihm gewiß abnehmen, da ihn erst kürzlich eine Zeitung als Verehrer der beiden Dichter gepriesen habe. Moses geht wirklich zu Povelsen, sagt ihm, als der sein Anerbieten nicht begreift, was der Spaßvogel ihm aufgebunden, wird leider sofort hinausgeworfen, wobei ihm die Büsten zerbrechen, und will nun klagbar werden und Schadenersatz haben.

Digitized by Google

Königsclub, dem Centrum der Regierungs- und Dänenfreunde, nehmen, wie man mir ſagt, außer den Beamten kein halbes Dutzend Stadtbewohner Theil. Wenn man klagt, daß durch Entfernung der frühern Beamten die Stadt an Intelligenz verloren habe, ſo liegt darin etwas Wahres; allein die Intelligenz iſt eine Pflanze, die unter dem deutſchen Himmel nachwächſt und auch hier ſchon manchen neuen Sproß treibt. Die Zuſtände ſind traurig genug, aber ſie ſind, ſolange der Bürgersmann und die von ihm abhängige niedere Claſſe mit der jetzt überall ſich kundgebenden Treue zu der Fahne halten, zu der ſie vor 1848 getreten und für die ſie von da ab geſtritten und gelitten haben, noch lange nicht verzweifelt. Das möchte ich denjenigen von den zurückgebliebenen „Intelligenten" ans Herz legen, welche unachtſam auf die allenthalben um ſie aufſproſſenden, wenn auch noch kleinen Hoffnungskeime, in die Rolle der trauernden Juden auf den Trümmern von Jeruſalem gefallen und mit ihrer welken Niedergeſchlagenheit und ihrer krankhaften Schwarzſeherei auch friſchere Gemüther anzuſtecken drohen. Mit dem Kopfhängen wird nichts gewonnen, nicht einmal das Mitleid energiſcher Seelen.

Belgien und die engliſche Preſſe.

Aus Brüſſel, 10. November.

Nicht allein Elihu Burrit und ſeine Genoſſen ſind es, welche den Krieg für ein gefährliches Uebel halten. Kanonen zerſtören nicht allein die Werke der öffentlichen Wohlfahrt, welche die Induſtrie der Menſchen erblühen ließ; ihre Tragweite iſt viel größer. Die Atmoſphäre des Pulvers iſt betäubend; ſie macht die Ueberzeugungen, welche man für die feſteſten gehalten, ſchwindlig. Wenn ein Krieg ausbricht, entſtehen bei den Nationen, die ſich an dem Kampfe betheiligen, neue, zufällige Intereſſen, außer dem Kreiſe der normalen und regelmäßigen Intereſſen. Dieſe Intereſſen abſorbiren die Einſichten, das Verſtändniß, alle Vorurtheile concentriren ſich in ihnen.

Im Beginne des Orientkrieges zeigte England eines Tages Europa ein bewundernswürdiges Schauſpiel des Patriotismus. Gebildet an den großen und hundertjährigen Ueberlieferungen der parlamentariſchen Regierung, war die engliſche Nation, repräſentirt in ihrem Parlament und in ihren Meetings, von Opferfreudigkeit und Begeiſterung durchdrungen, die ſie aus den lebendigen Quellen ihrer Inſtitutionen ſchöpfte. England erſchien groß und mächtig; es ſtützte ſich auf die moraliſche Kraft, wie ſie die freien Inſtitutionen mehrer Jahrhunderte geben. Aber bevor der Sieg den Alliirten in der Krim leuchtete,

Digitized by Google

waren für die englischen Waffen bittere Verluste gekommen, und damals fand sich zum Unglück eine Partei und Preßorgane, welche dachten, es gäbe kein anderes Heilsmittel, als sich vor dem Oberhaupte einer alliirten Regierung, die man nöthig hatte, zu demüthigen und die alten englischen Institutionen vor den neuen des französischen Kaiserthums zu erniedrigen.

Besonders Belgien ist es jetzt, worauf die Kriegspartei ihre Streiche richtet. Als das belgische Volk vor dem englischen Parlament von einigen Rednern der Feigheit beschuldigt wurde, weil es nicht in die westmächtliche Allianz eintritt, hatten die exaltirten Organe der englischen Presse nicht genug harte Ausdrücke, um diese gehässige Anklage zu wiederholen und zu verbreiten. Dann war es dieselbe Presse, welche das Oberhaupt des constitutionellen Belgiens, den König Leopold, in den Schmuz zog, Schmach und Schimpf auf sein Haupt häufte, weil er nicht dem Beispiel des Königs von Sardinien folgte. Der Artikel, welchen der Sun gegen den König der Belgier brachte, enthielt Beschimpfungen, wie sie in einer Matrosentaverne vorkommen; Verleumdungen, so giftig, wie sie eine Maitresse für ihre Nachfolgerin hat und erbitterte Drohungen, das war der unsaubere Inhalt eines Ergusses, womit der Sun den Onkel seiner Königin und ihres Gemahls überschüttete.

Nach diesem noch frischen Skandal tritt jetzt die Morning-Post, Organ des englischen Ministeriums und Lord Palmerstons insbesondere, als Borer gegen das arme Belgien auf die Bühne. Es ist nicht allein die Neutralität Belgiens, die den englischen Fechter in Hitze bringt; eine der Hauptfreiheiten Belgiens, ein Fundamentalprincip seiner Constitution, die Preßfreiheit ist es, gegen welche das palmerstonsche Sprachrohr donnert. Nachdem die Morning-Post von dem „glücklichen Zufall" gesprochen, der Belgien davon befreie, in dem gegenwärtigen Kampfe das Schlachtfeld von Europa zu werden, und hinterher spöttisch gefragt, wie lange dieses glückliche Ungefähr noch dauern werde; nachdem sie Belgien vorgeworfen, daß es „russisch oder antienglisch" sei, und in kleinem Maßstabe dem Beispiele Preußens folge, dem sie leider, mit gewohnter Entschiedenheit, eine schwankende und feige Haltung vorwirft, und dann sich verächtlich dahin äußert, daß in einem so großen Kampfe die Freundschaft oder die Feindseligkeit des kleinen Landes ein zu unbedeutender Gegenstand sei, um sich dabei aufzuhalten, läßt sie die neue Mine springen. England und Frankreich hätten gute Gründe sich darüber zu beklagen, daß die belgische Regierung ihren Journalen erlaube, die mordbrennerischen Manifeste von Ledru Rollin, Kossuth und Mazzini durch Europa zu verbreiten. Die englischen Journale hätten zwar auch diese Manifeste gebracht, aber in England erregten dergleichen Schriften nur Spott und Verachtung, und außerhalb thäten sie keinen großen Schaden, da im Allgemeinen die ungarischen Patrioten, die französischen Rothen und die italienischen Liberalen kein Englisch verständen. Die belgische Regierung

lade eine schwere Verantwortung auf sich, wenn sie diesen drei Menschen und allen andern gestatte, dergleichen Documente in belgischen Journalen zu veröffentlichen. Hoffentlich wären die Gesetze des Landes mächtig genug, um Journalisten zu bestrafen, die als Werkzeug zur Verkündigung von Principien dienten, welche die wahre Freiheit in Europa zerstörten. Wenn die belgische Regierung nicht in dieser Frage einschreite, so würden Frankreich, England und andere Staaten das Recht haben, Maßregeln zu nehmen, und andere entschiedenere, als es höfliche diplomatische Noten sind. Seit dem Beginn des Krieges sei Belgien der Herd gewesen, von wo alle Pamphlete, Manifeste und Artikel ausgegangen, die gegen Frankreich und England, und besonders gegen Frankreich und den großen Mann, der seinen Geschicken vorstehe, gerichtet gewesen seien. Wenn die belgische Regierung wünsche, eine Stellung ehrenwerther Neutralität zu behalten, so würde sie klug handeln, die Heftigkeit der Presse, die jetzt nicht allein für Belgien, sondern auch für den Rest von Europa gefährlich wäre, in schickliche Grenzen einzuschränken.

Dieser ungerechte und leidenschaftliche Angriff des palmerstonschen Organs ist deswegen von Bedeutung, weil er nicht allein steht, sondern weil auch die französische Regierung sich bei der belgischen über unsre Presse ernstlich beklagt hat. Eine Presse von der Freiheit und Unabhängigkeit, wie sie bei uns vorhanden ist, so ganz in seiner Nähe zu haben und noch dazu in französischem Idiom, muß freilich für Frankreich, wo die öffentliche Meinung sich weder in der Presse noch auf der Tribüne äußern darf, sehr störend und unbequem sein. Doch ich will Frankreich vorläufig bei Seite lassen nnd nur von der Morning-Post sprechen. In welchem Sinne sollen denn diese Maßregeln gegen die Presse genommen werden? Belgien hat strenge Gesetze gegen Injurien, Verleumdungen, Dissomationen, welches auch die Personen sein mögen, die von den Angriffen der Presse getroffen werden. Wir haben ein specielles Gesetz, ein Gesetz, wie es in England nicht vorhanden ist, welches die Beleidigungen der Oberhäupter fremder Regierungen und die Provocationen zum Umsturz dieser Regierungen bestraft. Ist es die Anwendung dieser Gesetze, welche das Organ des englischen Cabinets reclamirt? Die belgische Regierung hat derselben niemals Hindernisse entgegengestellt. Belgien hat Tribunale, eine unabhängige, aufgeklärte und geachtete Magistratur, die stets die Verbrechen und Vergehen strafen wird, sobald diese vor ihren Richterstuhl gebracht werden. Es sind also andre Maßregeln, worauf die Morning-Post anspielt und frage ich, welche? so kenne ich keine andern, als tiefeingreifende Veränderungen, welche die belgische Constitution erleiden soll. Ist es das, was das Organ des Ministeriums eines Landes wünscht, wo die Preßfreiheit die fundamentale Institution ist? So leicht wären aber solche Veränderungen nicht auszuführen und der Versuch allein würde das Land in die gefährlichste Aufregung bringen. Ich will ein-

Digitized by Google

mal annehmen, die Preßvergehen sollten der Entscheidung der Geschwornen entzogen werden, wie das schon lange der sehnlichste Wunsch der Reaction ist. Da, um dahin zu gelangen, jedoch der 98. Artikel der Constitution verändert werden müßte, so würden, um diese Revision vornehmen zu können, Umstände veranlaßt werden, die einen ganz andern Erfolg ergeben könnten, als den gewünschten. Die legislative Gewalt müßte zuerst erklären, daß Grund vorhanden, den fraglichen Artikel zu revidiren. Nach dieser Erklärung würden beide Kammern von Rechtswegen aufgelöst und es müßten neue gewählt werden. Diese neuen Kammern würden nun über die der Revision unterzogenen Punkte zu erkennen haben und um darüber zu verhandeln, müßten wenigstens zwei Drittel der Mitglieder, woraus jede der Kammern besteht, gegenwärtig sein, und keine Veränderung könnte angenommen werden, wenn nicht wenigstens zwei Drittel der Stimmen dafür wären. Wie man sieht, hat der Nationalcongreß, aus dessen Deliberationen die Constitution hervorgegangen ist, jede Abänderung derselben soviel wie möglich erschwert; und dann ist noch zu bemerken, daß in unsern Kammern keine vom Staate besoldete Beamte sitzen, die nur zu geneigt sind, der Regierung als willfähriges Mundstück zu dienen.

Laßt sie frei sich bewegen, diese belgische Presse, die niemals das betrübende Schauspiel geben wird, welches die Pressen anderer Staaten seit einiger Zeit vor den Augen Europas aufführen. In Belgien manifestirt sich die Freiheit nicht für eine Partei, sondern für jede und alle Parteien. Zur Seite einer Presse, welche eine Politik des Gleichgewichts, basirt auf die Neutralität der deutschen Staaten, vertheidigt, zwischen den westmächtlichen Einflüssen und dem Einfluß Rußlands, hat sich eine englisch-französische und eine russische Presse etablirt, die frei und offen, ohne Hindernisse, ohne daß dabei auf die Regierung die geringste Verantwortlichkeit zurückfällt, die ausschließlichen Interessen der Mächte, deren Sache sie ergriffen haben, discutiren. Neben der Emancipation der Nord, gegenüber der moskowitischen Tribüne die der Westmächte. In diesem Zusammenstoß der Meinungen, in diesem friedlichen Streite aller Systeme, aller Ideen, aller Einflüsse ist es, wo für alle Mächte das wahre Pfand der Neutralität und Unparteilichkeit der belgischen Regierung ruht. Laßt sie frei diese Presse. Eines Tages vielleicht, wenn der Augenblick gekommen sein wird, die Rechnungen dieses Krieges abzuschließen, wird England sich Glück wünschen, auf dem Continent eine kleine Nation zu finden, wo die Traditionen der Freiheit noch nicht verlöscht sind.

Vor einiger Zeit zeigten unsre Journale die Bildung einer Commission an, die bestimmt wäre, über die Mittel zu berathen, um Belgien eine Kriegsmarine zu verschaffen. Diese Anzeige flößte mir, muß ich gestehen, keinerlei Vertrauen ein; ich nahm sie einfach für einen Humbug oder für eine sehr zerzauste Ente. Lebten wir noch im Mittelalter, wären unsre Küsten noch

Digitized by Google

von Piraten bedroht, dann könnte man begreifen, daß Belgien sich die Kosten eines kleinen Geschwaders mache, um sich gegen diese Schnapphähne zu schützen. Aber die Piraten der Nordsee sind nur noch in den Romanen vorhanden; unsre Küsten sind in vollständiger Sicherheit und unsre Handelsschiffe durchfahren die Meere seit länger als fünfundzwanzig Jahren, ohne jemals auf segelnde Freibeuter gestoßen zu sein. Wenn dem so ist, wozu sollte eine Kriegsmarine dienen? Vielleicht um die nationale Unabhängigkeit zu beschützen? Aber jeder weiß sehr wohl, daß diese Unabhängigkeit nur in dem Falle ernstlich in Gefahr kommen könnte, wo Frankreich und England einig wären, Belgien von der Landkarte auszustreichen. Wäre in diesem Falle unsere Kriegsmarine wol kräftig genug, um das Land zu beschützen? Würden wir zufällig die Anmaßung haben, den vereinigten Flotten Englands und Frankreichs Trotz zu bieten? Würden wir die Eitelkeit besitzen, nach der Herrschaft der Meere zu streben? Indeß, die fragliche Commission ist in der That vorhanden, hat in Antwerpen und in Brüssel getagt und — eine ungewöhnliche Erscheinung — vierzehn Tage waren hinreichend für sie, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Wenn es sich um eine wahrhaft nützliche Sache gehandelt hätte, wären vierzehn Monate noch zu wenig gewesen, um zu einem Abschlusse zu kommen. Die Commission hat mit der Majorität von acht Stimmen gegen zwei entschieden, „daß die Nothwendigkeit vorhanden sei, eine Kriegsmarine zu schaffen.“ Dann hat sie einen Ausschuß gewählt, um die vorläufigen Ausgaben zu berechnen, welche die zukünftige Flotte kosten dürfte. Es wird eine ganz hübsche Summe herauskommen und das geplagte Budget, das jetzt schon 132,708,116 Franken beträgt, noch etwas mehr ins Gewicht fallen. 32,190,000 Franken hat das neutrale Belgien von diesem Budget im vorigen Jahre für den Krieg gebraucht. Auf Kriegsfuß soll es 100,000 Mann haben und es zählt einen Effectivbestand von wenigstens 50,000. Seit der Revolution von 1830, wodurch Belgien sich als Nation constituirte, haben seine Kriegsbudgets von 75 Millionen (erstes Jahr 1831) bis zu dem Minimum von 26,700,000 Franken variirt. Die Addition dieser Budgets von 1831 bis 1854, ergibt eine Gesammtsumme von 1,764,375,198 Franken, beinahe 2 Milliarden in 23 Jahren, von einer permanenten Armee, in einem neutralen Lande verbraucht, das nur vier und eine halbe Million Einwohner zählt. Kommt zu dem Kriegsbudget nun noch das Marinebudget, so wird man gewiß nicht sagen können, daß Belgien seine Neutralität zu einem wohlfeilen Preise genießt.

Digitized by Google

Allgemeine Kunstausstellung in Paris.

2.

(Pariser Brief.)

Eugen Delacroix ist eine starke Künstlernatur. Was dieser Mann erlebt, gelesen, gedacht, geträumt, hat sich in seiner Seele zum Gemälde gestaltet und darum schafft er auch mit seltner Fruchtbarkeit Meisterstücke aus allen Genres. Er dachte kaum daran verschiedene Gattungen von Malereien zu machen, um zu zeigen, daß er überall Meister sei, er gab blos den Bildern, welche die Geschichte, oder Dichter wie Goethe, Shakespeare, Dante, Lord Byron in seiner Seele erweckten, ihren Ausdruck. Niemand wird vom Künstler erwarten, daß er als pedantischer Commentator oder Glossenschreiber sich sklavisch an sein Vorbild aus einem andern Kunstgebiete halten werde. Delacroix vergißt seinen Dichter oder auch das Ereigniß, sowie er an die Staffelei tritt, er wird vom Eindrucke beherrscht, den sie in ihm hervorgerufen, und dies ist der Grund, warum seine Bilder auch im Beschauer immer eine ähnliche Wirkung machen, wie die Dichtung, die sie veranlaßt, das geschichtliche Ereigniß, welches sie entstehen ließ; wenngleich der Antiquar oder der Schulfuchs ihm manchen Verstoß nachweisen wird. Der Maler hat eine andere Aufgabe als der Dichter, auch wenn er denselben Gegenstand malt, das sind Dinge, die man heutzutage nicht mehr wiederholen müßte. Und doch ist es meist der Vorwurf, der Delacroix gemacht wird. Sein Schiffbruch aus dem Don Juan zum Beispiel schildert uns die Barke vom brausenden Meere hin und hergetrieben, während der Himmel jeden Augenblick die Schleußen seiner Schrecken zu öffnen droht. Zehn bis zwölf Unglückliche sind auf dem halb zertrümmerten Schiffe zusammengedrängt, ihrem nahen Tode entgegensehend. Hilflos, verlassen, schwache Menschengeschöpfe, dem Unendlichen zur Beute. Am Aeußersten angelangt ergreifen sie das Aeußerste and you might see the longings of the cannibal arix (although they spoke not) in their woolfish eyes. Eine scheußliche Gestalt des Jammers hält den Hut in der Hand, in dem die Loose sich befinden und jedes der Mithandelnden drückt sein Elend, seinen Schreck, den Abscheu vor sich selbst auf eine andere Weise aus. Hinten am Steuerruder sitzt ein bis an die Augen in den Mantel gehüllter Mann, dessen selbstbekämpfte Verzweiflung allein eine Steigerung des Schmerzes darzustellen vermöchte.

Der Kritiker ruft uns vergebens zu, Byron habe ausdrücklich gesagt:

The fourth day came but not a braith of air
And ocean slumber'd like an unwean'd child
The fifty day, and their boat lay flouting there
The sea and sky were blue, and clear and mild. —

Digitized by Google

Und weiter:

The seventh day and no wird — the burning sun
Blisten and scorch'd and, slagnant on the sea
They lay like carcasses —

Der Maler wußte, was er gethan. Der Dichter kann unſrer Einbildungskraft zumuthen, uns den ſchrecklichen Contraſt auszumalen, der Maler durfte das nicht wagen, ſein Bild würde ſonſt einen widerlichen oder lächerlichen Eindruck gemacht haben. Die Harmonie, die zwiſchen der Umgebung und dem Drama herrſcht, iſt nicht blos eine coloriſtiſche — ſie allein kann uns mit dieſem Gegenſtande verſöhnen. Byron ſelbſt würde dem Maler und ſich Glück gewünſcht haben, daß jener ihn ſo aufgefaßt habe. Daß Delacroix dem Dichter in den gewagteſten Schilderungen zu folgen im Stande ſei, wenn er als Maler ſich ihm ganz zur Seite ſtellen kann, das hat er in der Dantebarke bewieſen. Aufrechtſtehend und an Virgil gelehnt, blickt der Ghibelline auf das ihn umgebende Schauſpiel. Er erkennt mit Entſetzen in den Ungeheuern, welche ſich vergebens in die Barke hineinzuſchwingen ſuchen, und nach krampfhaftem Kampfe wieder in die See hinabſteigen, verruchte Florentiner. Phlegias, der Feige, rudert kräftig den gewohnten Weg und ſeine dunkle Geſtalt von des Himmels Flammen von Rauchwolken umhüllt, gibt der Theilnahme des neben ihm ſtehenden Paares ein mächtig wirkendes Relief. Virgil wird geſchildert wie ihn nur das verehrende Auge Dantes geſehen. Das Gedicht verſchwindet vor dieſer Wirklichkeit, wir werden ergriffen wie von einem Erlebniſſe.

Es wird dem Worte ſchwer, den Zauber auszuſprechen, der Delacroixs Gemälde umſchließt. Er allein unter den Franzoſen verſteht es, durch die dramatiſche Bewegung und durch die Harmonie der Farbe zugleich zu bewegen. Alles, was er berührt, wird zum Kunſtwerke, er mag nun einen Korb mit Blumen auf einen Raſen umſtürzen oder eine Schlacht darſtellen. Er wirkt durch das Ganze und wir werden gleichgiltig gegen vergriffene Details oder Zeichnenfehler. Wir werden ſtets bewegt und unſer Empfinden wird jedes Mal in die vom Maler bezweckte Stimmung verſetzt. Delacroix hat nun einmal die Ueberzeugung eines Rubens, eines Veroneſe, eines Correggio, daß der Maler zunächſt durch die Farbe ſpricht, wie der Muſiker durch den Ton. Es kümmert ihn wenig, wenn die Kritiker ſagen, daß er keine regelrechten Compoſitionen mache, daß er male wie der Teufel, den er im Leibe habe, daß ſeine Phantaſie mit ihm ausreiße — ſie haben Beethoven auch vorgeworfen, daß er keine regelrechte Fuge zu componiren im Stande ſei; die Nachwelt wird ihm dieſe Sünde verzeihen, wie dem deutſchen Muſiker auch. Delacroix hat überhaupt einige Verwandtſchaft mit Beethoven, er kümmert ſich wenig um Diſſonanzen, wenn nur das Ganze harmoniſch iſt. — Darum geſchieht es ihm

Digitized by Google

auch, daß er zuweilen sehr flüchtige Skizzen macht, wie Rubens auch. Man wirft ihm vor, daß er sich an Shakespears Schönheiten vergriffen habe, daß er die Blume der Schönheit, Juliette, zu häßlich gemacht und Romeo nicht genug idealisirt, und doch, wer diese hingeworfenen Pinselstriche betrachtet — mit wie Wenigem die Scene des Abschiedes so ergreifend wiedergegeben und wie der Morgen in der Landschaft selbst unglücklich scheint ob des Unglücks der Liebenden, der wird durch das Unfertige in den Zügen nicht gestört werden. Meissonnier würde es anders gemacht haben und andere Kleinkünstler ebenfalls, aber trotz aller Fertigkeit und trotz aller Vollendung der Ausführung würden sie uns nicht so ergreifen. Dasselbe kann von den beiden Foscari, von Hamlet und den Todtengräbern, vom Gefangenen in Chillon, vom Tode Valentins gesagt werden. Das Gretchen werden sentimentale Deutsche ebensowenig als französische Kunstkritiker in diesem Mädchen im Hemd und mit aufgelösten Haaren erkennen, — sowie Valentin nicht graziös genug daliegt, indem er seiner Schwester den letzten Fluch ins Gesicht schleudert. Goethe aber würde sich wol zufrieden geben mit dieser Auffassung. Die alten Häuser der engen Straßen, in deren Hintergrund Faust von Mephisto fortgerissen verschwindet, — das alte Weib, das mit einem Lichte am Fenster erscheint und erstaunt auf die Scene herabsieht, alles wirkt zusammen, uns eine lebhafte Vorstellung von dem bedeutenden Ereignisse zu geben. Ueberdies macht das Bild einen Eindruck durch seine Stimmung, den sorgfältig ausgearbeitete Bilder dieser Art vergebens erstreben. Die Hinrichtung Marino Falieros gehört in anderer Beziehung mit zum Besten, was Delacroix gemalt. Der enthauptete, unter einem Tuche verhüllte Leib am Fuße der breiten Marmortreppe, während oben das Schwert des Dogen von Venedig gezeigt wird — der prachtvolle Glanz, den der Streich des Henkers verlöscht, die Macht des Gesetzes, herrschend selbst über die mächtige Aristokratie, sind ergreifend dargestellt — in diesem nackten Schwerte, wie es da vor uns erscheint, liegt ein Stück Geschichte. Und wie das gemalt ist! Seit Veronese ist solcher Farbenzauber eine unbekannte Größe für uns geblieben.

Delacroix wandert wie ein Alexander durch das Gebiet der Malerei. — Haben wir ihn soeben wie ein unschuldiges Kind mit Blumen spielen sehen, so finden wir ihn einen Augenblick später als Schöpfer einer Medea. Ingres würde ohne Zweifel der archäologischen Anschauung mancher Kritiker und auch den Racine bezauberten französischen Akademikern durch seine Arbeit angenehmer geworden sein. Jasons Geliebte, die verstoßene Königin, würde sich mit Maß die Falten des Königsmantels zurecht gelegt, die Kinder mit einer runden Geste zart angefaßt und den Dolch mit einer gefälligen Bewegung geschwungen, auf ihren Lippen würden sozusagen Alexandriner geschwebt haben. Von all dem ist freilich bei Delacroix keine Spur. Seine

by Google

Medea stürzt im Zorne einen Abhang herauf, sie blickt zurück, ob sie nicht verfolgt werde, und die Kinder hängen ihr am Arme, wie jemandem, der eben nicht die Dienste einer sorgsamen Wärterin zu versehen die Absicht hat. Der Dolch blitzt auch gar nicht anmuthig, aber um so ernster in ihrer Hand. Die aufgeworfene Lippe, der zornumschattete Blick, die Furie, die durch jede ihrer Adern jagt statt des zum Herzen zurückgetretenen Blutes, zeigen uns, daß hier Reue oder Zagen keine Rolle zu spielen hat.

Dieses Bild vergißt man niemals — es beschäftigt unsere Einbildungskraft lebhaft wie jedes künstlerische Ereigniß, auch nachdem wir lange nicht mehr davorstehen. Bei Ingres gilt das nur von den Porträts. Sonst lassen wir uns unsere Anerkennung erst abringen durch die bedeutende Technik, die kolossale Willenskraft, das Wissen des Malers — wir bewundern ihn mit dem Verstande, aber nicht mit dem Herzen.

Die Metzelei von Scio ist bekannt. Die nackte Landschaft eignet sich vortrefflich zu dem schauerlichen Vorgange. Ueberall Mord und Verwesung. Der Rauch der brennenden Häuser steigt zum blaugefleckten Himmel empor, Leichname füllen den Boden, während im Vordergrunde die Rache der Türken ihre letzte Wuth austobt. Hier eine Mutter, an deren todtem Leibe der Säugling vergebens nach der nährenden Brust sucht, dort ein junges Weib, das weinend an der Schulter eines sterbenden Mannes lehnt, der den hilflosen Blick auf dieses Schauspiel des Entsetzens wirft. — Hier ein altes Weib, das gefühllos mit der Gefühllosigkeit des grenzenlosen Jammers dasitzt, sowie die Türken gleichgiltig an diesem kurzen Reste eines Menschenlebens vorübergehen — dort wieder ein Türke auf seinem bäumenden Rosse, an dessen Hintertheil ein schönes Weib gebunden ist, das den weißen Leib zurücklehnend von den schmachvollen Banden am Arme sich loszuwinden sucht — welch ein schauerlicher und doch welch reizender Contrast, dieser süße Leib voll Leben und Schönheit inmitten diesem Schauspiele voll Grauen und Entsetzen. Delacroix wirft allerdings keinen akademischen Schleier über das Schreckliche, er malt es, wie dasselbe sich in seiner gestaltenreichen Phantasie abspiegelt. Seine Kühnheit geht bis zur äußersten Grenze, aber solche Scenen müssen mit dieser Furia gezeichnet, mit so genialem Pinsel auf die Leinwand geworfen werden. Das Herz muß kochen, während die Hand mit Sicherheit diese tragischen Congestionen improvisirt. Wie Delacroix mit den Massen, mit dem Durcheinander fertig wird, das hat er in seiner Ermordung des Bischofs von Lüttich gezeigt. Jedermann kennt den Eber der Ardennen aus Walter Scotts Quentin Durward. Beim Anblick dieser Scene, in der das Oberste zuunterst gekehrt ist, begreift man kaum, wie das Gemälde an der Wand bleibt, so natürlich, so gewaltsam ist die Bewegung in dieser Copie dargestellt. Man glaubt das Jauchzen und Gejohle, die blutdürstigen Apostrophen dieser Unthiere zu hören.

Digitized by Google

Die Barrikadenscene aus der Julirevolution, die Freiheit in der phrygischen Mütze auf einer Barrikade von Leichnamen und Kämpfern aus dem Volke umgeben, ist trotz des modernen Costümes eine so historische Färbung, daß man betroffen beim Anblicke derselben dasteht. Die ideale Bestrebung im materiellen Kampfe weiß sich geltend zu machen.

Während beim Schlachten auf Scio die Brutalität gemeiner Leidenschaften sich geltend macht, sehen wir hier ähnliche Schreckensscenen von der entgegengesetzten Seite aufgefaßt. Das ist ein revolutionäres Gemälde, wie die Marsellaise ein revolutionäres Gedicht ist. Man fühlt wol den Wunsch in sich aufkommen, daß die Freiheit ihren Weg nicht über Leichname sucht, aber welche große Idee ist einem andern Boden als dem blutgedrängten entstiegen. Die Gerechtigkeit Trajans, der Einzug der Kreuzritter haben alle dieselben Vorzüge des dramatisch Belebten. — Die Figuren werden kaum von der Leinwand gehalten, das strebt heraus in den Raum der Wirklichkeit. Die Frauen von Algier sind grade nicht reizend und das Gemälde gefällt nur durch die Farbenvirtuosität, die Delacroix auch in seinen schlechtesten Werken nicht verläßt, wie in der Löwenjagd auch nicht. Die Judenhochzeit hingegen und die Convulsionäre haben dem Künstler wieder Anlaß gegeben, seine Vorzüge geltend zu machen. Sein vereinigtes Werk zeichnet sich wie das von Ingres durch eine gewisse Consequenz der Monotonie, durch Einheit in der Mannigfaltigkeit aus. Er ist weniger Herr seiner Einbildungskraft als jener — dazu ist er zu begeistert, er geht rasch seinem Ziele entgegen und ist unbekümmert, wenn er manchmal unterwegs stolpert. Auch gewinnt kaum ein Maler der Gegenwart so sehr seine Gemälde nebeneinander zu zeigen als er.

Delacroix hat die Aufgabe der großen Malerei gelöst wie keiner seiner französischen Zeitgenossen. Seine Gemälde sind Dramen und er wirkt vorzüglich durch die Bewegung und durch die Farbe und durch die allgemeine Harmonie. Stets tritt die Handlung als Gesammtheit vor unser Auge, sie umfaßt ein Ganzes, von welchem der Held eben nur ein Glied ist. Delacroix ist dramatisch wie Ingres episch ist, darum gelingen diesem die Porträts am besten, jenem Ereignisse. Wir werden oft durch verfehlte Einzelnheiten, durch anatomische Unwahrscheinlichkeiten gestört, er hat seine historischen Costüme mit derselben Freiheit behandelt, wie oft die besten Maler — aber alles was er malt packt uns mit der Gewalt eines Kunstwerkes. Wir behalten von ihm keine einzelnen Physiognomien im Gedächtnisse, aber Handlungen und Charaktergestalten, die sich darin kund geben. Wir merken uns keine Theile, wie Arien aus einer italienischen Oper, aber vor unserer Erinnerung schwebt ein Kunstgemälde, wie von einer beethovenschen Symphonie auch nur ein erhabner Gesammteindruck in uns zurückbleibt. Delacroix gefällt nicht durch Anmuth noch durch Vollendung der Details, er erobert nur durch Großartigkeit. Er ist genial in

der besten Bedeutung der Maler und das werden auch seine Gegner zugeben, die ihm vieles Gute absprechen.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel. — 8. November. — Die Nachrichten aus der Krim stimmen darin überein, daß der diesjährige Feldzug als beendet angesehen werden könne. Zwar sind in den jüngsten Tagen neue Tausende von französischen Truppen in Kamiesch ausgeschifft, aber im Gegensatz dazu wurde die Einschiffung der Garden und anderer insonders hart mitgenommener Regimenter nach Frankreich lebhaft betrieben und es stand nicht in Zweifel, daß im nächsten Monat die Armee sich im günstigsten Falle auf ihrem jetzigen Stärkenetat behaupten würde. Mit diesen Maßregeln steht es wol in Verbindung, wenn seit etwa acht oder zehn Tagen eine etwas engere Concentrirung der verbündeten Hauptarmee verfügt worden ist. Man hat nicht nur das nach Jeni-Sala, ins Thal des Belbek vorgeschobene Corps zurückgenommen, sondern es scheint auch gewiß, daß man im Baidarthal sich auf eine dünne äußere Spitze beschränken wird, wesentlich nur um des Vortheils zu genießen, im Laufe des Winters von dort her Holz entnehmen zu können.

In der Montagnummer des Journals de Constantinople war gemeldet worden, daß tausend Mann von der deutsch-britischen Legion ehestens hier eintreffen würden, um sich nach der Krim zu begeben. Wenn England hier noch bemüht scheint, seine Streitmacht in der Krim zu vermehren, so steht es andererseits im Begriff dieselbe zu schwächen, und zwar um ein nicht Geringes, indem es 3000 Stück Cavalleriepferde nebst Mannschaft von dort zurückrufen wird, um sie in den neuen großen, bei Büjük Tscheckmedsche und bei Ismid erbauten Cavallerieställen überwintern zu lassen. Noch in dieser Woche erwartet man die ersten Transporte.

Wiewol es gewiß ist, daß auch die französische Cavalerie in der Krim für die Dauer der schlechten Jahreszeit eine Verminderung erleiden wird, so konnte ich dennoch nirgends eine sichere Ziffer darüber in Erfahrung bringen. Was ich hier an Voranstalten wahrnehme, um Reiterei unterzubringen, ist wider mein früheres Erwarten nicht so umfangreich, als ich mir vorgestellt hatte. Die französischen, noch im Bau begriffenen Barackställe sind auf dem Plateau nahe bei dem Ok-Meydan (Pfeilfeld) und zwar hart an der Straße gelegen, die von Kiahat-Hane nach Büjükdere (d. h. aus dem Thal der süßen Gewässer nach dem oberen Bosporus) führt. Um Ihnen eine Beschreibung davon zu geben, machte ich am letztvergangenen Sonnabend einen Ausflug dahin. Vor der Hand ist man mit der Herstellung von drei Stallgruppen beschäftigt, von denen mir eine jede für nicht mehr wie vier Schwadronen bestimmt erscheint. Jeder einzelne Stall ist fähig eine Halbschwadron aufzunehmen. Die Pferdestände sind ziemlich breit, wie mir scheint zwei Metres, und zwar stehen die Pferde in zwei Reihen, Kopf gegen Kopf gewendet und durch eine Zwischenwand, welche den Stall seiner Länge nach halbirt, voneinander geschieden. Zwischen je zwei Ställen bemerkte ich vier bis acht Baracken für die Mannschaften und für die Aufnahme der Vorräthe. Die Eindeckung des Daches

Digitized by Google

der Ställe und größeren Schuppen wird in Ziegeln ausgeführt, wogegen die kleineren Baracken nur ein Breterdach erhalten werden. Die Arbeit erschien mir noch keineswegs weit vorgeschritten und ich zweifle, daß diese Bauten innerhalb vierzehn Tagen vollendet sein werden.

Im Gegensatz zu den Entschlüssen Englands und Frankreichs dürfte es die Absicht Sardiniens sein, seine Armee in Taurien während des Winters auf einen äußerst bedeutenden Etat zu erheben. Man redet von 25,000 Mann, was nahezu der augenblicklichen Stärke des englischen Krimheeres nahe kommen wird. Schon sieht man eine Menge sardinische Offiziere in neuen, blitzenden Uniformen in den Straßen von Pera. Man kann nicht in Abrede stellen, daß diese italienischen Militärs sich außerordentlich vortheilhaft ausnehmen, wie denn auch die Bescheidenheit ihres Auftretens ihnen unter der Einwohnerschaft von Pera alle Herzen gewonnen hat. Die sardinischen Uniformen überraschen durch ihre reichen, meist in Silber auf rothem Sammet ausgeführten Stickereien und besonders elegant erscheinen die hellen, blaugrauen, weiten Reitermäntel.

In Bezug auf die Kinburnexpedition lassen die mir zugegangenen Nachrichten keinen Zweifel, daß man vor Beginn des Frühjahrs, also vor April oder Mai, von diesem Punkte aus keine weitere Unternehmung einleiten wird. Die Admirale Pellion und Steward, von denen der eine in die Mündung des Dniepr eingelaufen war, der andere den Versuch gemacht hatte, den Bug stromanwärts zu recognosciren; sind mit ihren leichten Dampfgeschwadern wieder zu den Forts zurückgekehrt, und wenn nicht alles täuscht, wird während des Winters nur ein Theil dieser Fahrzeuge dazu verwendet werden, die neugewonnene Position seewärts zu beschützen; auch steht gegen dieselbe (Kinburn) kaum ein Angriff zu erwarten.

Viel wichtiger noch ist der Entschluß, welchen die verbündeten Westmächte getroffen haben, ihre hochbordigen Kriegsschiffe aus dem Pontus zurückzuziehen, um sie im Bosporus überwintern zu lassen. Man erwartet hier die combinirte Escadron schon bis zum 12. d. Mts.

Vermischte Literatur. — Friedrich der Große und sein Hof. Von L. Mühlbach. Zweite Auflage. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. — Frau Mühlbach hat sich bemüht, ihren Helden in seiner ganzen unnahbaren Größe darzustellen. Sie hat es dadurch zu bewerkstelligen gesucht, daß sie ihn alle menschliche Gefühle mit Füßen treten und nur nach den abstracten Regeln des Königthums handeln läßt. Ein großer Mann in der Mitte kleiner Verhältnisse ist eine traurige Erscheinung. Um Friedrichs Größe zu ermessen, muß man ihm auf das Schlachtfeld und in sein Cabinet folgen, Orte, die der Novelle unzugänglich sind. Unter Menschen dagegen, die man gründlich verachtet und für deren Existenz man keinen Grund weiß, wird man selbst klein. Frau Mühlbach hat aus dem alten Fritz ein viel tolleres Zerrbild gemacht, als G. Sand, die wenigstens das Walten der Natur in ihm verfolgt, während hier die Bläße der Reflexion jede natürliche Regung überdeckt.

Bibliothèque internationale. Bruxelles & Leipzig. Kiessling, Schnée & Comp. — Mit dem 11. Bande haben die Memoiren von G. Sand ihren Schluß erreicht. Wir werden jetzt dies interessante Buch im Zusammenhang dar-

Digitized by Google

stellen. — Unter den übrigen Lieferungen hat das größte Interesse eine Criminalgeschichte aus dem Jahr 1440 von Paul Lacroix. Wie dieser Proceß freilich in eine für das größere Publicum bestimmte Sammlung kommt, ist uns unbegreiflich. Es ist ein gräßliches Buch, das uns mit Schauder übergossen, das uns unwohl gemacht hat; ein Buch, in welchem sich der Geruch des Bluts und des sündigsten Schmuzes auf eine empörende Weise vermischen. Für den Geschichtforscher ist diese Episode wichtig; sie zeigt, wie es mit der Religiosität des Mittelalters beschaffen war. Die Verbrechen, welche der Marschall de Rays (Gilles de Lerval), der Zeitgenosse und Mitkämpfer der Jungfrau von Orleans, beging, sind schauderhafter, als eine Zunge aussprechen kann. Dabei war er aber ein höchst frommer Herr, der seine religiösen Pflichten, selbst während er seine Greuelthaten beging, erfüllte. Gott verhüte, daß das Buch einer Frau in die Hände fällt. Die tollsten Sachen sind zwar lateinisch erzählt, aber es bleibt noch genug, um die Phantasie auf ein Jahr lang krank zu machen. — Heiterer ist die Darstellung der griechischen Hetären von Emile Deschanel. Er hat die Quellen fleißig gelesen und auf eine bequeme, unterhaltende Art zusammengestellt. Die Geschichte der Sappho bildet den Mittelpunkt seiner Darstellung. — Unter die Sammlung seiner großen Männer im Schlafrock hat A. Dumas auch Cäsar aufgenommen. Der erste Band enthält eine Masse Curiositäten aus den römischen Sitten, zum Theil dem Plutarch, zum Theil aber auch Michelet nacherzählt, und mit einer romantischen, stark gewürzten Brühe übergossen. — Von dem nachgelassenen Roman Balzacs: Les petits bourgeois, ist der dritte Band erschienen. — Der Schluß der von uns bereits erwähnten Künstlergeschichte von A. de Bernard: Pauvre Matthieu, befriedigt nicht; er verläuft in Sentimentalitäten. Dagegen ist die zweite Künstlergeschichte: Paul Dubiez, mit einem liebenswürdigen Humor erzählt. Der Verfasser entwickelt eine große Sachkenntniß und macht nicht die geringsten Prätensionen.

Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satyre. Von M. G. Saphir aus seinen Schriften gesammelt. Dritte und vierte Lieferung. Pesth, Hartleben. — Wir können uns bei diesen beiden Lieferungen nur auf die Bemerkung beziehen, die wir bei Gelegenheit der ersten gemacht haben.

Gedichte von Karl v. Holtei. Vierte Auflage. Hannover, Lohse. — Es sind durchweg Gelegenheitsgedichte, einem außerordentlich ausgebreiteten Umgang und einem reichbewegten Leben entsprungen, Gratulationen, Prologe, Zuschriften, Toaste u. s. w. Den angenehmsten Eindruck machen diejenigen, in denen der Dichter sich ganz unbefangen gehen läßt, heiter, gerührt, übermüthig, wie es ihm grade in den Sinn kommt; wo er einen größern Anlauf nimmt und eine feierliche Maske aufsteckt, wieder leicht manierirt. Die wirkliche Gemüthlichkeit des Dichters, die ihm trotz seiner poetischen Schwächen so zahlreiche Freunde gewonnen hat, verleugnet sich in keinem dieser Lieder.

Zur Geschichte der Musik in Preußen. Ein historisch-kritischer Versuch vom Musikdirector Döring. Dritte Lieferung. Elbing, Neumann. — Wir haben schon einige Mal auf diese das musikalische Leben einer Provinz betreffende Monographie hingewiesen. Die gewissenhafte Arbeit des Verfassers und seine verständige Einsicht verdient gleiches Lob; allein für den äußern Erfolg des Werks wäre es sehr wünschenswerth, daß die einzelnen Lieferungen schneller aufeinander folgten.

Digitized by Google

Wir behalten uns eine ausführliche Darstellung vor, sobald das Werk vollendet sein wird.

Die deutsche Geschichte. Ein patriotisches Lehr- und Lesebuch für höhere Bürgerschulen Preußens. Von Ludwig Bender. Essen, Bädeker. — Ein sehr zweckmäßig eingerichtetes und in tüchtigem patriotischen Sinn gehaltenes Schulbuch, das für Lehranstalten, die nicht eine eigentlich wissenschaftliche Vorbildung beabsichtigen, Empfehlung verdient. An die Geschichtserzählung sind patriotische Lieder geknüpft, die freilich in ihrer guten Gesinnung zuweilen etwas über die Schnur hauen.

Lieder und Bilder für Kinder, von Dr. Carl Gärtner. Leipzig, Schlicke. — Die Bilder sind zum großen Theil so vortrefflich ausgeführt, daß sie auch Erwachsenen Freude machen müssen; die Lieder sind von einer allerliebsten Naivetät, und das ganze Büchlein ist ein sehr schickliches Weihnachtsgeschenk.

Ausflug nach England im Sommer 1851. Vom Gymnasialdirector Brandes. Lemgo und Detmold, Meyer. — Der Verfasser, der sich schon durch seine Reiseskizzen aus Schottland und den Pyrenäen, sowie durch sein großes geographisches Lehrbuch dem Publicum bekannt gemacht hat, stellt uns in gedrängten Zügen die Hauptsachen der Eindrücke zusammen, welche die ungeheure Weltstadt und ihre Umgebungen auf die Fremden machen müssen. Man kann seine Schrift zugleich als ein zweckmäßiges Reisehandbuch betrachten. —

Deutsche Alterthümer. Die Amtsgewalt der fränkischen Majores domus. Deutsch bearbeitete Preisschrift von Dr. Gustav Schöne. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn. — Die deutsche Bearbeitung einer gekrönten Preisschrift der Universität Halle; die Arbeit eines jungen Gelehrten, welcher eine schwierige Frage, über welche von unsern Historikern bis jetzt sehr verschiedene Antworten gegeben worden sind, mit Scharfsinn und Belesenheit beantwortet. —

Unterharzische Sagen. Von Dr. Heinrich Pröhle. Aschersleben, G. Fokke. — Der fleißige Sammler alter Erinnerungen im Harzgebiet gibt einen neuen Beitrag zu einer Literatur, welche bereits große Ausdehnung gewonnen hat. Während sonst Volkssagen und Märchen gesammelt wurden nur zur Lectüre für kindliche Seelen, mit geringer Treue und Zuverlässigkeit, und während von diesem Gesichtspunkt aus nur die umfangreichern, welche einen gewissen epischen Verlauf hatten, der Aufzeichnung würdig erachtet wurden, arbeiten die Sammler jetzt im Dienste der Wissenschaft. Seit durch Grimms Mythologie nachgewiesen wurde, daß in diesen Sagen beachtungswerthe Traditionen aus unsrer heidnischen Götter- und Heldensage zu finden sind, ist man eifrig bemüht, auch das scheinbar Unbedeutende, kurze Notizen, alles zu sammeln, was noch an sagenhaften Erinnerungen in den Landschaften haftet; und es ist nicht zu leugnen, daß dadurch in das verschüttete Leben der einheimischen Götterwelt mancher neue Lichtstrahl geworfen wird. Die mächtigen Gestalten Wuotans und Donars, die mütterliche weiße Göttin der alten Deutschen und noch mehr das Volk der untergeordneten Geister, Elfen, Nixen, Riesen, Hausgeister, werden durch Volkssagen, wie sie noch jetzt leben, in ihrem Wesen hier und da verständlicher; jedenfalls wird constatirt, daß der Glaube an sie sehr weit über die deutschen Stämme verbreitet und sehr fest mit dem Leben des

Digitized by Google

Volkes verbunden war. Auch die Wandlungen, welche diese Phantasiebilder im Lauf der Jahrhunderte erfuhren, lernen wir aus Märchen oder Sagen in sehr interessanter Weise kennen. Wir sehen, wie die alten Riesen sich in Teufel verwandelten, die helle Gestalt Wuotans und der Asengötter bald in den wilden Jäger und seine gespenstige Bande, bald in die heiligen Bilder von Christus und seinen Aposteln, bald wieder in graue Männchen oder in zerlumpte Erdensöhne, denen gar nichts von dem alten Glanz geblieben ist. Denn in demselben Märchen erscheinen sie zuweilen in verschiedenen Gegenden in diesen verschiedenen Gestalten. Aber soviele Bestätigung auch, was auf andern Wegen gefunden worden ist, durch das Sagenleben unsres Volkes erhält, und obgleich manche erwähnenswerthe Ergänzung unsrer Kenntnisse aus ihnen gewonnen werden kann, so ist doch jetzt die Zeit gekommen, wo man den ehrenwerthen Sammlern nicht gewöhnliche Vorsicht dringend anrathen muß. Denn die Erinnerungen des jetzt lebenden Volkes sind zuletzt ein sehr trübes und abgeleitetes Wasser. Abgesehen davon, daß beim Sammeln selbst absichtliche Täuschung des Sammelnden von Seiten der ungebildeten Erzähler nicht immer zu vermeiden sein wird, ist es auch sehr schwer, ja unmöglich, die immer fortarbeitende, umformende und neu erfindende Phantasie der Landleute kritisch zu analysiren, und namentlich muß man sich hüten, den Ursprung solcher Anschauungen, welche in den Sagen häufig wiederkehren, grade deshalb für uralt und heidnisch zu halten und behend mit der Götterwelt der Germanen in Verbindung zu bringen. Denn sehr vieles von unsrem Aberglauben und den damit zusammenhängenden Vorstellungen ist sicher erst im Mittelalter, manches noch später entstanden, und auf die mannigfaltigste Weise sind fremde Anschauungen, slawische, celtische, orientalische, romanische in die Phantasie der untern Volksschichten eingedrungen. Wenn deshalb irgendwo, ist hier mißtrauische Mäßigung bei den wissenschaftlichen Combinationen wünschenswerth, welche über einen so unlautern und zerfließenden Stoff geknüpft werden. Die Verdienste des verstorbenen J. V. Wolf sollen nicht geschmälert werden, aber seine Nachfolger mögen sich wohl hüten, seine Schlußfolgerungen willfährig anzunehmen. Herr Pröhle ist ernsthaft bemüht, darin Maß zu halten; auch ihm ist zuweilen mehr Härte und Mißtrauen zu wünschen.

Bei dieser Gelegenheit sei der Wunsch ausgesprochen, daß jetzt einmal mit klarer Kritik und gutem Takt aus der Fülle des rohen Stoffs, welcher bereits gesammelt ist, kurz und übersichtlich das Gemeinsame und Charakteristische in dem Inhalt solcher Sagen zusammengestellt werden möchte, welche an vielen Orten wiederkehren, z. B. der wilde Jäger, die weiße Frau, der Teufel, die Schatzgräberei u. s. w. Für die Mythologie ist das zum Theil durch Grimm geschehen, aber der Stoff hat sich seitdem massenhaft vermehrt, und es wird sich bei solcher Zusammenstellung auch vieles als gemeinsame Habe deutscher Phantasie ergeben, was nicht grade von mythologischem Interesse ist.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die Kirchendisciplin sonst und jetzt.

Betrachtungen eines Dorfgeistlichen aus Pommern.

Ich trat zu jener Zeit in unser Amt, in welcher das Gestirn des königsberger Philosophen am grünen Tische der Consistorien und auf den Dorfkanzeln zu erbleichen begann. So sehr der kategorische Imperativ mit dem Glauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit auch ohne Kenntniß des Ursprungs und der begründenden Form in dem Herzen der Laien fortwirkte, der Einfluß der Universitäten hatte dem jungen Geschlecht der Theologen bereits eine andre Richtung gegeben. Obgleich die Universität Halle durch die Autorität von Gesenius und Wegscheider die alte rationalistische Ausrüstung für den Kirchendienst am ausschließlichsten und längsten festhielt, so waren auf andern Universitäten, namentlich in Berlin, andre Männer zur Geltung gekommen; sie halfen die große Anziehungskraft von Halle und seiner theologischen Facultät aufheben und die junge Generation saß eifrig zu den Füßen von Schleiermacher und Neander, wo neuer Most in neuen Schläuchen gereicht wurde. Der reinste Aether theologisch-philosophischen Inhaltes strömte nur wenig auserwählten Jünglingen in den Collegien hegelscher Philosophen entgegen, sie blickten aus ihrer Gedankenhöhe mit Selbstgefälligkeit auf das große Geschlecht ihrer Commilitonen herab, welche an der Seite Schleiermachers ihren Durst zu stillen suchten.

Wenn das Kirchenregiment die Richtung der theologischen Facultäten im Auge behielt, und in der Zusammensetzung der theologischen Prüfungscommissionen an einzelnen Universitäten verschiedenen Richtungen Rechnung zu tragen suchte, so galt seine Hauptthätigkeit doch der Einführung und Befestigung der Union, diese war zugleich die Puppe und das Schoßkind der einflußreichsten Männer geworden. Wer die große Carrière im Kirchendienste machen wollte, suchte über die Nothwendigkeit und den Segen der Union die weitreichendsten Zusicherungen zu geben und Prüfungs- wie Synodalarbeiten boten den günstigsten Boden zu einer Empfehlung. Natürlich wurde die Empfehlung des Einzelnen dadurch erschwert, daß sich alle jungen strebsamen Männer dem aufgehenden Gestirne zuwandten, doch einige Personen wurden bald dadurch interessant, daß sie von streng confessionellen Versuchungen zeitweise angefochten

Digitized by Google

wurden. Bei dem oft plötzlichen Wechsel des herrschenden Systems sicherten sie sich klug den Uebergang nach der entgegengesetzten Seite.

In unsrer Synode galt die Union als fait accompli; Sektirer und lutherische Altgläubige störten nicht den stillen Frieden des Pfarrhauses, das Amt wurde anspruchslos und freudig verwaltet, der Geistliche suchte im Verkehr mit den Patronen und seiner Gemeinde sich vor dem separatistischen Stillleben zu bewahren. Die eigne Bestellung des nicht großen Pfarrackers schützte gegen theologische Grübeleien und Grillen, verknüpfte zugleich den Geistlichen auch nach der äußern Seite mit den Bauern, welche bei dem Erntefeste lebendig fühlten, daß der Ertrag des Bodens, die Wechselfälle des Ertrags auch den Geistlichen mittrafen. Einige ältere Consynodalen hatten dem Pfarrer dadurch einen großen Nachtheil bereitet, daß sie den Einflüsterungen der Patrone und einem gewissen geistlichen Stolze nachgegeben und den Pfarracker vererbpachtet hatten. Eine falsche Auffassung des geistlichen Amtes, besonders der Beweggrund, die Geistlichen gegen das Verbauern zu bewahren, hatte zur Zeit in den Consistorien solche Vererbpachtungen begünstigt.

Außer den jährlich einmal abgehaltenen Synodaltagen, an welchen der Geistliche sein Negligé aufgeben und in amtlicher Toilette erscheinen mußte, waren die Kirchenvisitationen seitens des Superintendenten von besonderer Bedeutung. Sie fanden in der Regel alle drei Jahre statt, der Superintendent, dem die Last vieler Schreibereien manchmal die gute Laune verdarb, nahm gern diese Visitationen ab, sie gaben zugleich dem Geistlichen eine kleine Gelegenheit, jene Gastfreundschaft zu zeigen, welche er unter seinem Dache zu jeder Zeit uneigennützig ausübte.

Die Gemeinden sind verpflichtet, den Superintendenten mit anständigem Fuhrwerk abzuholen und zurückzufahren. War dieser in seinem Bezirke nicht beliebt, so mußte der Wagen als erste Demonstration gegen den Visitator Zeugniß ablegen, eine alte Karrete, in welcher die Erzähler des vorigen Jahrhunderts das Wort Gottes vom Lande zur Stadt fahren lassen, rollte dann vor seine Thür und unter dem Lächeln der intelligenten Kleinstädter bestieg der hohe Kirchenbeamte den Wagen, in dessen Polstern bis vor wenigen Stunden die Mäuse ungestört ihre junge Brut gesäugt hatten. Die schlaff gewordene Feder des Wagens setzte den Fahrenden rücksichtslos den Stößen auf den schlechten Landwegen aus und mit einer nicht geförderten guten Laune hielt endlich das Gespann auf dem Pfarrhofe an.

Solche Neckereien durfte der Superintendent meines Bezirks nicht erwarten, der beste Wagen und die heißesten Pferde, welche der Sohn des Kirchenvorstehers lenkte, brachten den Visitator in seine Synode und nun begann das amtliche Geschäft.

Der Superintendent haßte gründlich die Schreibseligkeit, er liebte es nicht,

Digitized by Google

überflüssige Acten anzulegen und suchte durch mündliche Rücksprache manches zu beseitigen und zu ordnen, was in andern Synoden mit der Feder abgemacht wurde. Jedoch hielt er genau auf die sorgfältigste Führung der Kirchenbücher, und hier ließ er keine Nachlässigkeit durchgehen. In der frühern Zeit war das Material, auf welches Urkunden und Documente, Contracte und Verhandlungen geschrieben und gedruckt wurden, solid und tüchtig, Tinte und Druckerschwärze behielten Jahrhunderte lang ihre Farbe und ein Blick in die stille Todtenkammer alter Archive zeigt deutlich den leichtfertigen Sinn unsers Geschlechtes. Dort muß der Feind aller Geschichte, der Todtenwurm mit seinen ihn begleitenden Insekten respectvoll sein Zerstörungswerk aufgeben, seine Werkzeuge sind zu schwach, um leicht Eingang zu finden, aber die Schriftstücke neuer Archive mit ihren liederlichen Papieren und ihrer noch liederlicheren Tinte bieten diesem Gesindel leichte Nahrung.

Der Superintendent bewies die Talente eines routinirten Archivars. Tauf- Sterbe- und Hochzeitsbücher mußten einer genauen Revision sich unterwerfen, was die Amtsvorgänger verschuldet, mußte annähernd wieder verbessert werden, und die Bitte wurde stets erneuert, mit der größten Gewissenhaftigkeit das Pfarrarchiv zu verwalten. Dann ging es an die Kirchenrechnungen und die Revision der Kirchenkasse. Die Geistlichen hatten öfter Monita durch die Calculatur veranlaßt, der alterthümliche Kirchenkasten mit seinen Decorationen des früheren Schlossergewerkes, oft dem Meisterstück eines jungen Handwerkers, öffnete sich knarrend, die Pfandbriefe wurden angesehen, endlich schloß sich der Kasten wieder und mehr als einmal mußte der Revisor in einer stillen Privatstunde über die Geheimnisse der Buchführung einen belehrenden Vortrag halten. Dann ging es an die Interna.

Der Gottesdienst begann und der Geistliche hielt seine Predigt. Wenn es in früherer Zeit Sitte war, mit dem Concept die Kanzel zu besteigen und mit stillen Liebesblicken in dasselbe die Rede zu halten, so war dieser Gebrauch jetzt seinem Absterben nahe. Das Kirchenregiment beschützte jenen Gebrauch ehemals, um die Pfarrer vor dem Salbadern, dem planlosen Hin- und Herreden zu bewahren, das Concept bot, selbst wenn es etwas vergelbt war, doch immer eine Garantie, daß die Predigt einmal ausgearbeitet worden. Jetzt wurde dagegen kein Pfarrer oder Candidat zu einer Stelle königlichen Patronates berufen, wenn die Fertigkeit, ohne Concept zu sprechen, nicht vorhanden war. Wie sehr manche Geistliche in der frühern Zeit sich verwöhnt hatten, zeigte sich auch in dem Umstande, daß sie das Vaterunser nicht einmal frei sprechen konnten und wir sahen einen beliebten Kanzelredner einer großen Stadt einst in der größten Verlegenheit, als bei einem späten Begräbnisse die hereinbrechende Dämmerung den Redner ganz auf eignen Füßen zu stehen und das Gebet frei zu sprechen nöthigte. Das Gefühl, daß jeder Anwesende das Gebet

Digitized by Google

mitspricht, daß Stottern oder Auslassen einer Bitte sogleich von jedem gemerkt und beurtheilt wird, mag solche Befangenheit, von welcher die Anwesenden oft keine Ahnung haben, erklären. Der Superintendent wußte, wieweit jeder Pfarrer die Fertigkeit besaß, frei zu reden. Er achtete die Eigenthümlichkeiten und besondere Richtung im Inhalt der Rede. Wenn zu andrer Zeit und in andern Kreisen mancher Geistliche in Bequemlichkeit und in eigner Gedankenarmuth aus dem bekannten schmalzschen Predigermagazin, aus Schleiermacher, Draeseke, Marheineke, Roehr, aus ältern und neuern Kanzelrednern seine Predigt hielt, ohne aus eigner Erkenntniß und Lebenserfahrung selbstständig zu meditiren und zu concipiren, dem Superintendenten gegenüber wurde nie ein solcher Piratenstreich ausgeübt. Er empfahl selbst classische Muster, liebte die reinhardschen Predigten, drang aber besonders darauf, den Bauern gegenüber sich einer edlen Popularität zu befleißigen, nicht zu scharf zu predigen, aber mit Wärme und Gefühl den Herzen der Gemeinde näher zu treten. Einige Kernsprüche, um welche sich die Theile der Predigt gruppirten, einige bekannte Verse aus guten Kirchenliedern bildeten nach seiner Ansicht nothwendige Ingredienzien einer Dorfpredigt. Angenehm war ihm zugleich die immermehr verschwindende Sitte, die genannten Bibelverse seitens der Zuhörer aufschlagen zu sehen; dies wurde früher besonders in den Schulen geübt und die Jugend erlangte eine große Fertigkeit im Nachschlagen, welche in der Kirche während des Gottesdienstes sich fortsetzte und der Grund war, daß jeder mit einer Bibel zur Kirche zu kommen pflegte.

Eine Orgel befand sich nicht in der Kirche, sie hätte auch nicht gespielt werden können, rohe Hände verderben bald ein solches Instrument. Der Gesang wurde vom Küster geleitet, aber der alte Tadel Karls des Großen, daß die Stimmen der Franken dem Gerassel eines schwer dahinrollenden Wagens glichen, galt auch von den Kehlen der Gemeinde. Verunreinigte und verdorbene Melodien gehörten zu den Erbübeln des Gottesdienstes, einige alte gottesfürchtige Männer hatten sich seit ihrer Jugend daran gewöhnt, jämmerlich zu schreien, das religiöse Gefühl schien einen solchen kräftigen, dem jüngern Geschlechte imponirenden Ausdruck zu verlangen und eine alte Toleranz ließ diese Stimmenfreiheit zu. Auch der Küster hatte das Vorrecht alter Cantoren geerbt, den Schluß der Strophen und Verse mit einigen kräftigen, aber bedenklichen Tönen zu verzieren, jede Melodie schien durch diese Nachtöne und Auslaute ihre Endwirkung zu finden, der Küster mußte den letzten Ton behalten; wenn er erstorben war, dann erst begann die Liturgie oder die Predigt. Der Revisor kannte den Unterschied zwischen einem Dorf- und berliner Domchore, er ließ das Privilegium des Küsters unangetastet, drang aber darauf, daß in der Dorfschule die bekanntesten Gesänge eingeübt und durch den Gesang der Jugend der Kirchengesang allmälig verbessert würde. Beim Abendmahl empfahl

Digitized by Google

der Superintendent, besonders das Decorum nicht aus den Augen zu setzen; bei einer Visitation fand er mehre Weinflaschen mit den Etiketten auf dem Altar stehen, aus denen der Wein in den Kelch gegossen werden sollte. Die Etiketten konnten leicht allerlei profane Gedanken erregen und ein dicht am Altar sitzender Gutsinspector hatte bereits mit scharfem Auge dieselben betrachtet, als wäre es für ihn auch ein wesentliches Stück des Genusses, zu wissen, von welcher Weinsorte er trinken würde. Die katholische Geistlichkeit hatte nach des Superintendenten Ansicht einen weit bessern Takt in Beobachtung der angemessenen Formen des Gottesdienstes.

Auch der alte Gebrauch des Klingbeutels gab zu einigen Erkundigungen Veranlassung. In der Stadt waren nicht selten Bonbons, alte Hosenknöpfe ꝛc. in denselben hineingeworfen worden; es erging die Anfrage, ob eine solche Verhöhnung auch bereits bis zu den Dorfkirchen gedrungen sei. Diese Frage konnte dreist verneint werden, obwol für Münzsammler sich von Zeit zu Zeit merkwürdige Kupferstücke vorfanden, deren Ursprung vollständig apokryphisch war. Diese Reliquien wurden dann eingewechselt, auf der Schwelle des Pfarrhauses angenagelt und so außer Cours gesetzt.

Auf dem Kirchhofe betrachtete darauf der Visitator die Grabverzierungen, las die Inschriften auf den Kreuzen und Epitaphien, um die Gedanken der Gemeinde über Tod und Unsterblichkeit zu erfahren. Der Dorftischler hatte eine kleine Anzahl Verse für Gräber geerbt, diese legte er bei Bestellungen vor und darnach erfolgte die Auswahl. Die Inschriften rührten so aus einer Quelle, welche füglich nicht verantwortlich für geschmacklose Verse gemacht werden konnte. Der Superintendent empfahl darauf dem Geistlichen, durch kernhafte, kurze Gedanken dem Tischler beizuspringen und so auch den Gang zwischen den Gräbern zu einem mehr erbaulichen umzugestalten.

Bei Betrachtung der Kirchen und Schulgebäude warnte derselbe vor einer zu großen Bauluft. Mancher Geistliche glaube sich dadurch ein Verdienst zu erwerben, wenn während seiner Amtsführung große Bauten ausgeführt würden, bedenke aber nicht, daß eine leere Kirchenkasse und große Opfer seitens der Gemeinde die Folge solcher Bauluft seien. Die Erhaltung und der Ausbau alter Kirchen, welche in ihrem alten Gemäuer manches Geschlecht vor uns gegen Wind und Wetter beim Gottesdienste beschützt hätten, empfehle sich nicht wenig, sie erweckten durch ihr Alter schon erbauliche Gedanken und man müsse sie deshalb nicht ohne Noth niederreißen.

Der Katechisation folgte die Inspection der Schule. Da der Superintendent früher selbst Schulmann gewesen war und mit Liebe unterrichtet hatte, so unterzog er sich der Schulvisitation mit Vorliebe. Der Lehrer fragte biblische Geschichte und trug eine Erzählung vor, die wiederholt werden mußte. Die Brieftasche des Visitators erhielt viele Striche, deren Sinn mir später

Digitized by Google

mitgetheilt wurde. Der Lehrer theilte nämlich mit manchen seiner hochgestellten Collegen die unglückliche Vorliebe für einige Flick- und Stichwörter, welche theils zur Verbindung einzelner Wörter, theils ganzer Sätze gebraucht wurden. Diese bildeten den Kitt der Rede. Es waren besonders notirt worden die Wörter nun — gleichsam — weiter, jedes von ihnen löste in schöner Abwechslung das andere zur rechten Zeit ab, aber der Superintendent hatte sie als wilde Dornen bald erkannt und schnitt dem Lehrer ins Fleisch, als er ihm diese stereotyp gewordenen Schoßkinder markirte. Um die Autorität des Lehrers jedoch nicht zu untergraben, erfolgten die Erinnerungen nie vor den Schülern und einige gute, methodische Winke und Ermunterungen beschlossen diese Visitation. Namentlich wurde dem Lehrer ans Herz gelegt, so zu unterrichten, daß die Schulkinder gern zum Unterricht kommen und die Schulversäumnisse wenigstens während des Winters nachließen. Die vor der Schule ausgesprochene Anerkennung, daß die Schüler laut und ausdrucksvoll sprächen, gute Handschriften hätten und mit Spannung an der Prüfung Theil genommen, kräftigte die Autorität des Lehrers vor seinen Schülern und erhöhte auch das Ansehen des Mannes in der Gemeinde.

Den Schluß der Kirchenvisitation bildete ein Privatissimum, welches der Superintendent mit dem Pfarrer abhielt. In ihm kamen Kirchenbesuch, die Zahl der Communicanten, Sonntagsfeier, Armenpflege zur Besprechung, jede zudringliche, inquisitorische Neugierde blieb fern und die Verhandlung endete in jenem milden humanen Geiste, welcher vom Treiben und von Treibern in der Kirche wenig hält, excentrische Einwirkungen meidet und eine stille anspruchslose Wirksamkeit im Kirchendienste dem lärmenden polternden Eingreifen vorzieht.

Neben dem Superintendenten erschien von Zeit zu Zeit der Generalsuperintendent der Provinz; ein Theil seines Einkommens floß mit aus den Diäten für nothwendige Dienstreisen. Dieser Mann besaß diplomatisches Talent und höfische Manieren, hatte eine besondere Vorliebe und ein starkes Gedächtniß für personalia, suchte durch Wortspiele, hochtönende Dicta zu imponiren und verstand den Glauben an seinen überwiegenden Einfluß im Consistorium zu befestigen, von welchem er jede Persönlichkeit fern hielt, welche den Versuch hätte machen können, ihm entgegenzutreten. Da er die Candidatenprüfungen leitete, hier nicht ohne heilsame Strenge verfuhr, bei Besetzung königlicher Stellen einen Haupteinfluß besaß, seine Anhänger, welche ihn für den ersten Menschenkenner hielten, beförderte, so war die Erscheinung dieses Mannes immer aufregend. So schlicht und einfach der Inhalt seiner Reden war, so geziert war der Vortrag; es gab keine Gegend im dialektreichen deutschen Vaterlande, wo eine solche bischöfliche Aussprache sich hätte nachweisen lassen. Einige Lieblinge suchten diese sogar zu copiren. In der Leitung der Kirche hielt er

Digitized by Google

sich von Extravaganzen fern, vermied Collisionen mit andern Behörden und suchte die Liebe und den Eifer für das Pfarramt zu beleben. Er besaß eine eigne Todtenkammer, in welcher sich Anfragen und herausfordernde Erklärungen todt lagen; eine mündliche Antwort, mündliche Vertröstungen, allgemeine Versprechungen blieben für diese gefährlichen Schriftstücke die glücklichste Beseitigung. In besondern Fällen erging eine Anfrage an das Cultusministerium. Der Kirchenfriede lag diesem Manne besonders am Herzen; einzelne Synoden, welche in der Auffassung confessioneller Fragen durchgehen und aus der jungen Befestigung der unirten Kirche ausbrechen wollten, hielt er längere Zeit zurück. Einzelne Vertraute mußten ihm von allen die Kirche und die Geistlichen betreffenden Verhältnissen berichten, im speciellen Verkehr mit diesen Lieblingen legte er das Bischofskreuz ab und freute sich pikanter Unterhaltungen, welche an die lutherschen Tischreden erinnerten. So war es in der guten alten Zeit. —

Nach dem Rücktritt des Ministers Altenstein begann jene kirchliche Restaurationsperiode, welche in unserm Ländchen mit vorbereitet und befördert wurde. Auf einem Gute lebte nämlich ein Edelmann, der eine besondere Passion für orthodox-kirchliche Fragen hatte. Schon lange wartete er der Zeit, in welcher er seinen Einfluß mit verbrüderten Männern geltend machen konnte. Ihm schwebte die Gestalt Zinzendorfs vor, der Bau der alten lutherischen Kirche war zerfallen, eine neue sollte hergestellt werden, in welcher puritanischer Ernst, eine strenge Sonntagsfeier, Unauflöslichkeit der Ehe, strenge Kirchenzucht, Symbolzwang, beschränkte Lehrfreiheit mit Begünstigung entsprechender politischer Institutionen herrschen sollte. Einen besondern Widerwillen hatte dieser Mann vor der Preßfreiheit und eine starke Antipathie gegen Kossuth, denn seine Söhne schickte er in die östreichische Armee, um mit den Russen gemeinsam dem Andringen des ungarischen Antichrists sich entgegenzustellen. So beschränkt auch die geistige Sphäre dieses Mannes sein mochte, so achtungswerth war sein Privatcharakter. Wohlthätigkeit zeichnete ihn aus, die Handwerksburschen machten stets einen Umweg über seine Besitzung, erhielten stets eine Gabe, welche freilich erst durch das Mitgeschenk eines Tractätchens auch eine geistliche Beziehung gewinnen sollte.

Jährlich fand auf seinem Gute einmal eine große kirchliche Versammlung statt, welche lange mit großer Vorsicht und Behutsamkeit von den Anhängern des Consistoriums besucht wurde; dort wurde die kirchliche Parole ausgegeben, Petitionen verfaßt und jede kirchliche Maßregel neuern Datums empfohlen. Hier sprach sich die neue Kirche aus und es bildete sich allmälig ein Dorfparlament aus, dessen Einfluß bald mit Argwohn vom Consistorium betrachtet wurde. Es galt besonders dem Kampfe gegen die Union; viele Männer, welche in den Jahren ihrer Jugend und männlichen Kraft dieselbe gefördert hatten, zogen auf das Gut und thaten dort Buße; die Noth der Kirche wurde dort entdeckt

Digitized by Google

und ausgebeutet. Bald gehörte es zu den guten Werken eines Pfarrers, auch nach jenem Dörfchen gepilgert zu sein. Dort fanden sich die entschiedenen kirchlichen Männer zusammen und allmälig wurde das Verhältniß der benachbarten Synoden nach ihrer Beziehung zu diesem Dorfparlamente beurtheilt.

Aus seiner Pandorabüchse verbreitete sich bald confessioneller Unfriede, Intoleranz geistlicher Hochmuth; Missionsfeste und die guten Werke eines kirchlichen Pfarrers im neuesten Sinne hatten ihre Wurzel in jenem Dorfe. Die hengstenbergsche Kirchenzeitung war das Organ der ganzen Richtung. Allmälig übte diese Verbrüderung auch einen großen Einfluß auf Besetzung kirchlicher Stellen aus, in jeder Synode fanden sich einzelne Anhänger und nun begann die Sichtung. Colporteure durchzogen zugleich Stadt und Land, sie hielten eine neue, bis dahin ungebräuchliche Visitation ab, sammelten die Chronique scandaleuse, taxirten den Glauben der Pfarrer, der Lehrer, der Patrone nach dem Absatze ihrer Erbauungsbücher und waren so Mittelspersonen, Zuträger ganz neuer Art. Friede und Unbefangenheit waren jetzt vorüber, eine eigne Aufregung verbreitete sich im Ländchen, aber merkwürdig — die Zahl junger Theologen nahm ab; so ungesund und künstlich erschien die Bewegung, daß selbst Geistliche ihre Söhne warnten, dem früher so beliebten Studium sich hinzugeben.

Das Jahr 1848 ließ die Anhänger des Bisthums in partibus infidelium noch näher zusammentreten, ein Ueberläufer machte sogar den Vorschlag, eine eigne geistliche Behörde zu bilden, zu deren Constituirung auch Mitglieder des Consistoriums eingeladen werden sollten. Der Antragsteller hielt sich natürlich selbst für die geeignetste Spitze der neuen revolutionären Behörde. So erreichte die agitatorische Bewegung ihre Höhe, aber auch den Sieg. Als das von den Stürmen der Revolution arg mitgenommene Schiff der Kirche seine Schäden auszubessern und seine Besatzung zu ergänzen und zu erneuern begann, da wurde eine neue Flagge aufgehißt, die Zeichen der Confession wehten vom Hauptmaste und die Anhänger der Union mußten resigniren. Neue Befehle, Verordnungen ergingen, welche mit den früher erlassenen in argem Widerspruch standen, in dem Consistorium fand eine confessionelle itio in partes statt und der Ausbau eines neuen Gebäudes begann.

Zu den Lieblingswünschen der Restaurationspartei gehörte auch eine gründliche Kirchenvisitation, dieselbe hatte zur ersten Reformationszeit das junge protestantische Bewußtsein gestärkt; eine gleiche Maßregel wurde auch jetzt beim Beginn der zweiten empfohlen. Der Oberkirchenrath kam diesen Wünschen entgegen und nun begann dieses neue Werk. Außer einigen Mitgliedern des Consistoriums bestand die Visitationscommission aus Geistlichen verschiedener Provinzen, sie waren zu diesem Dienste besonders empfohlen und der Oberkirchenrath gab die Verordnungen, nach welchen die Arbeit ausgeführt werden sollte. Schwerlich hätte Voß seine Louise mit der idyllischen Schilderung des

Digitized by Google

Pfarrhauses gedichtet, wenn er auch nur als Landrath einer solchen Visitation beigewohnt hätte. Die behagliche Stellung im Lehnstuhle, das Stillleben des Pfarrers, der jetzt den vielen confidentiellen Fragen Rede stehen sollte, war zu einem Mythus geworden. Galt er sogar für eine persona ingrata, dann blieb es fraglich, ob er je einen zweiten so hohen Besuch erleben würde.

Diese neuen Visitationen führten den Pfarrer zu einer Generalbeichte; auf viele Fragen, zum Theil sehr discreter Natur, mußte er an Eidesstatt antworten. Der Kirchen- und Abendmahlbesuch der Patrone, ihre kirchliche Stellung, viele andere delicate Punkte wurden berührt und in einigen Fällen wurde durch Benutzung der Antworten gegen die Patrone eine gründliche Feindschaft zwischen diesen und dem Prediger bewirkt, da letzterer als Denunciant erschienen war. Besonders richtete die Commission ihre Aufmerksamkeit auf den Kirchenbesuch, die Theilnahme am Abendmahl, auf die specielle Seelsorge; erkundigte sich bei den Schulkindern, ob Morgen- und Abendsegen und Tischgebete im elterlichen Hause Sitte seien, forschte nach den gebräuchlichen Erbauungsbüchern, Hausandachten, verlangte Auskunft über die Säufer und Ehebrecher, beachtete Concubinate und suchte zu ermitteln, wieweit noch Reliquien der Kirchenzucht vorhanden waren. Das Interesse des Geistlichen für die innere Mission, für die Krankenpflege, Rettungshäuser ꝛc. wurde weiter ergründet, seine Predigt einer gründlichen Kritik unterworfen und den Gemeinden durch Reden der Visitatoren zugleich eine Gelegenheit zur Vergleichung gegeben.

Bei der Katechisation der Kinder prüfte man, wieweit diese mit der Lehre vom Teufel, von der Sünde, der Gnade ꝛc. bekannt seien, d. h. man forschte nach, wieweit der Unterricht auch ein entschieden kirchlich-gläubiger gewesen war. Die Dorfjugend zeigte überwiegend sich nicht frei von ketzerischen Vorstellungen und wird eine zweite Generalvisitation ermitteln können, wieweit ihre erste Einwirkung von Erfolg gewesen ist. Die neuen zur Geltung kommenden Schulregulative werden leider auch nach dieser Seite Hilfe bringen.

Auffallend erschien vielen Gemeinden die Frage, ob jemand etwas gegen den Geistlichen, gegen den Lehrer vorzubringen hätte. Natürlich wird diese Frage hauptsächlich an die selbstständigen Gemeindeglieder gerichtet. Da zwischen den Pfarrern und ihren Gemeinden oft das Band des Vertrauens herrscht, wo jene sich nicht als separatistische Parteimänner zum Herrscher aufwerfen, so fand man in dieser Frage ein Zeichen des Mißtrauens, welches jenes Verhältniß trüben könnte. Als diese Frage zweimal in einer Kirche wiederholt wurde, deren Pastor im Verdacht der Trunkenheit steht und dessen Beseitigung Nebenzweck der Visitation gewesen war, so fand sich doch kein Ankläger, der Respect vor dem Geistlichen überwog die fragestellende Autorität der Visitatoren.

Die vor einiger Zeit in einer benachbarten Provinz predigenden und

Digitized by Google

Messe haltenden Väter der Gesellschaft Jesu mögen nicht größere Anstrengungen überwunden haben, als unsre geistlichen Inspectoren. Auf den Dörfern wurden mehre Reden und Ansprachen gehalten, dann weiter gefahren und die Mittel der Aufnahme und Bewirthung waren mehrmals namentlich auf den Bauerndörfern über alle Erwartungen unzureichend. Ein Bauer äußerte sich sogar nach dem Gottesdienst, er glaube nicht, daß die Herrn auch äßen, sie nährten sich wol nur vom himmlischen Brote. Diese Anstrengungen und Entsagungen fallen jedoch weniger ins Gewicht, da die Visitatoren zu den besten Stellen berufen werden und nebenbei Gelegenheit finden, über etwaige Vacanzen die zuverlässigsten Nachrichten einzuziehen. So avancirte der jetzige Generalsuperintendent in Pommern ohne weiteres vom Stadtpfarrer zu seinem hohen Kirchenamte; er hatte bei einer Visitation im lichtfreundlichen Sachsen sich auch die Gunst des Generalsuperintendenten Moeller erworben und dieser empfahl ihn besonders zu seiner neuen Stellung. Eine solche schnelle Carrière ist allerdings selten, die Berufung der Visitatoren zu den fettesten Pfründen, zu den Stellen, in welchen Milch und Honig fließt, ist wenigstens in Aussicht.

Ist nach alter kirchlicher Erklärung die Kirche eine congregatio sanctorum und nicht blos eine congregatio pastorum, so wird auch gegenüber der traurigen Reaction die Zeit nicht lange auf sich warten lassen, in welcher eine Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse im Sinne und Geiste unsrer Bildung sich Bahn bricht. Denn noch sitzt der Justus Moeserſche Fürst der protestantischen Kirche, die Bibel, auf dem Throne, dieser Regent läßt jeden zu jeder Zeit vor, beantwortet in verständlichem Deutsch die an ihn gerichteten Fragen, macht keinen Aufwand und verfolgt niemanden, der seine Herrschaft noch nicht anerkennt. Und dieses milde Regiment soll uns kein Teufel und kein Pietist umstürzen.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Braut und Bräutigam im 16. und 17. Jahrhundert.

Wie auch politische Ungunst und Verirrungen der Bildung das deutsche Gemüthsleben zu Zeiten gestört haben, ein Heiligthum hat unsre Nation sich immer bewahrt, wo die idealen Empfindungen des Einzelnen Zuflucht fanden: die Familie, und eine Zeit im Leben des Menschen, wo seine erhöhte Stimmung durch seine Umgebung mit achtungsvoller Freude gepflegt wurde: die Zeit der Werbung und des Brautstandes. Es hat mehr als eine Periode in der deutschen Geschichte gegeben, wo Poesie, Begeisterung, Schönheit und Freiheit nirgend anders zu finden waren, als in der Leidenschaft der Lieben-

Digitized by Google

den, dem hingebenden Leben der Gatten, der Pietät der Kinder. In solcher Zeit waren die Familiengefühle die letzte Burg, in welche der deutsche Geist sich flüchtete vor der Verwilderung, welche den Leib der Völker zerrüttet und ihre Seele in kurzer Zeit zu greisenhafter Schwäche hinabdrückt. Von dieser letzten Ringmauer der Familie aus haben sich die Deutschen mehr als einmal die Herrschaft auf der Erde und im Reiche der Geister wieder erobern müssen So war es in der schlechten Zeit nach den Kreuzzügen, so wieder nach dem dreißigjährigen Kriege. — Wol ist es für uns Enkel eine Freude, mitten in das Herz unsrer Vorfahren zu blicken und die Glut der schönsten Leidenschaft in dem Wiederschein zu beobachten, den sie hier und da bis in unsre Zeit geworfen hat. Aber es ist doch nicht immer leicht. Zwar vermögen wir das allgemein Menschliche, ja auch die besondere deutsche Art in Liebe und Ehe in jeder Periode des deutschen Lebens zu erkennen, denn stets, so lange es Deutsche gegeben hat, kam der sehnsuchtsvolle Blick der Liebenden, die holde Scham der Braut, die sichere Hingebung der Hausfrau, wie die Liebesglut des Bräutigams und das stolze Selbstgefühl des Hausvaters aus demselben ehrlichen Gemüth, welches die Grundlage noch unsrer Bildung ist. Ja wir haben durch die Dichter eine gewisse Gewandtheit erlangt, uns grade die Liebenden in dem Costüm jeder wunderlichen Zeit, in Schnabelschuhen wie in der Perücke, vorzustellen. Aber grade an diese zartesten Verhältnisse hat die Sitte in den verschiedenen Zeiten auch vieles Vergängliche und einiges Räthselhafte angeheftet, und es sieht zuweilen aus, als habe die deutsche Seele, wo sie am eifrigsten war, auch mit dem größten Behagen die schöne Erregung in verschnörkelter Hülle versteckt. Hinter der krausen Form müssen wir zuweilen den menschlichen Inhalt erst suchen.

Dreierlei aber hat im Ganzen betrachtet zu jeder Zeit in Deutschland gegolten. Zuerst, das Weib verband sich dem Manne als eine Freie, deren Herz mitzusprechen hatte. Auch in der wildesten Zeit konnte der Zwang der Familie ihr nicht verbieten, statt dem unholden Manne sich in frommer Opposition dem Bräutigam im Himmel zu verloben. Der Mann aber mußte um die Liebe des Weibes werben, nach dem Satz: Liebe um Liebe. In feierlicher Weise mußte sie seine Braut werden, bevor er sie in sein Haus führte, und in dieser ahnungsvollen Zeit des Brautstandes war sie für ihren ganzen Kreis eine Geweihte, und der Hochzeitstag war der höchste Ehrentag des Weibes. Zweitens: die deutsche Ehe war in allen Ständen ein wirkliches Zusammenleben von Mann und Weib, in einem Hause und in einer Kammer. Die Frau war die Hauswirthin, wie der Mann der Wirth. Ihr Stolz und ihre Ehre war es, den Haushalt, die Wirthschaft, die Kinder und Dienstleute bis ins Kleinste zu überwachen. Das geschah in fürstlichen Schlössern ebensowol, wie in der Hütte des Bauern. So war jede Heirath der

Anfang einer Herrschaft, eines heiligen Amtes. Und drittens: die Familie umfaßte von jeher bei den Deutschen als die letzte und festeste Vereinigung der Einzelnen einen weiten Kreis von Verwandten. Das Geschlecht, die „Freundschaft" waren die festesten Stützen des einzelnen Lebens, denen viel zugemuthet wurde, aber auch vieles gewährt. Und jede neugeschlossene Ehe zwischen Mann und Weib aus verschiedenen Familien wurde betrachtet als ein starkes Band, welches zwei ineinander gegliederte Körperschaften auch untereinander verbündete. Die Verwandten der Frau wurden auch „Freunde" des Mannes, sie hatten Ansprüche an ihn, wie er an sie. Daher war in alter Zeit die Wahl des Mannes und Weibes allerdings eine Sache von hoher Wichtigkeit für die Verwandtschaft beider; und wie sehr das Zartgefühl bemüht sein mochte, die freie Neigung zu ehren, so waren doch häufig die Verwandten mit mehr oder weniger Geschick bemüht, die Neigung zu lenken. Und deshalb hat die deutsche Brautwerbung von der Urzeit an bis auf die letzten Jahrhunderte in ihrer Form sehr oft das Aussehen einer geschäftlichen Verhandlung gehabt, welche oft zwischen Geschlecht und Geschlecht mit vieler Rücksicht auf Convenienz gepflogen wurde. Wenn wir Berichte über Brautstand und Ehe aus alter Zeit lesen, so tritt diese Seite am häufigsten in den Vordergrund. Dies nimmt der deutschen Werbung vielleicht einiges von dem Reiz, den wir da erwarten, wo das Herz des Menschen stürmisch schlägt. Aber wer so urtheilt, der vergesse nicht, daß dies besonnene Abwägen auch charakteristisches Merkmal einer großartigen Auffassung des Lebens ist, weil die Ehe nicht als eine Vereinigung zweier Liebenden in sinnlicher Glut verstanden wird, sondern als ein hohes Amt voll der edelsten Pflichten, von Pflichten und Rechten nicht nur zwischen den Liebenden selbst, sondern auch zwischen ihren Angehörigen.

Obgleich diese Grundzüge immer erkennbar sind, so hat doch die verschiedene Bildung der Jahrhunderte auch vieles Vorübergehende dazugethan. Der Genius eines großen Römers hat ein lebhaftes Bild von Brautwerbung und Ehe aus der deutschen Urzeit gegeben. Aber die Beschreibung des Tacitus reicht bei weitem nicht mehr aus, um uns Sitte und Empfindung der Liebenden in den ersten Jahrhunderten nach Einführung des Christenthums verständlich zu machen. Damals war in die naive Empfindung durch das Christenthum ein fremdes Moment gekommen, welches die Innigkeit der Liebe und Ehe gewiß zuweilen verklärte, nicht selten aber auch störte. Zu der Zeit der Sachsenkaiser erreichte diese Gemüthsrichtung ihren Höhepunkt. Die Freuden der Welt mit voller Seele zu genießen, war den Menschen nicht mehr erlaubt. Die leidenschaftliche Hingebung an den geliebten Mann erschien leicht als Unrecht gegen den Himmel und gegen die heilige Gestalt des Erlösers, welcher die höchste Liebe der Seele

Digitized by Google

vor allem für sich in Anspruch nahm. Und der Mann wieder sah über dem Genuß irdischer Freude das Bild einer himmlischen Jungfrau, deren besondere Gnade er durch Entsagung und Verschmähung holder Leidenschaft gewinnen konnte. Eine zarte Sinnlichkeit überzog auch diese Gottesgestalten mit glänzenden Farben, und neben der Askese bildete sich eine Mystik aus, ein frommes Gefühlsschwelgen, dem sich zu ergeben für den reinsten und erhabensten Idealismus galt. Die Bildung dieser Zeit ging von den Klöstern aus, und im Kloster suchte die phantastische Schwärmerei das höchste Liebesglück, das in der Ehe nicht ohne Sünde erreichbar schien.

Aber der kräftige Schlag des Menschenherzens konnte nicht lange ertragen, die ideale Liebe im Himmel zu suchen. Als unter den ersten Hohenstaufen der feudale Adel Hauptträger der Bildung, der feinen Sitte und des Geschmacks wurde, beeilte er sich, die Andacht und abstracte Verehrung, welche man der Jungfrau Maria zuertheilt hatte, auf die Frauen dieser Welt zu übertragen. Der höfische Cultus des Weibes begann, es bildeten sich conventionelle ritterliche Formen für den Verkehr zwischen Mann und Weib, in Deutschland nicht ohne starke Einwirkung romanischer Sitte. Die adlige Geliebte wurde mit einer Anzahl von poetischen Anschauungen, Stimmungen und Bildern umhüllt, welche wir aus einer Fülle von Minneliedern noch jetzt erkennen. Zuweilen ist ein wirklich edles und warmes Gefühl in der kunstreichen Form dieser Gedichte ausgedrückt, noch öfter schwirrt die langweilige Phrase. Das Weib wird zur irdischen Gottheit erhoben, ihre Reinheit wird als reizend gefeiert, die Liebeswerbung legt dem Mann die größten Opfer auf, er hat in Heldenthaten und Abenteuern seine Liebe zu bethätigen. Aber es war eine arge Zugabe zu dieser subtilen Verehrung in romanischer Weise, daß auch der fremden verheiratheten Frau solche Huldigungen einer frostigen Leidenschaft darzubringen Mode wurde und daß die sittlichen Grundlagen der Ehe in den epischen Gedichten wie in dem Leben abenteuernder Edelleute geringe Achtung fanden. Die Verschrobenheit überwog bald die echte Empfindung und nach kurzer Blüte des Ritterthums folgte in Deutschland wieder Rohheit und wüstes Leben in den Schlössern des Adels.

Dagegen erwuchs in den Städten ein neues kräftiges Leben und wie einst die Geistlichen und später der Adel, so wurden seit dem Ende des 14. Jahrhunderts die Bürger die Hauptträger deutscher Cultur und guter Sitte. In dem dichten Beieinanderleben der Städter, in dem geschlossenen Raume des Bürgerhauses, in der Beschäftigung mit Handel, Handwerk und der neuen Gelehrsamkeit gewann der Verkehr von Mann und Weib einen größern Reichthum gemüthlicher Momente, mehr Wahrheit, Innigkeit und strengere Sittlichkeit. Ein Theil des Adels und nicht der schlechteste der damaligen Zeit, war in den Kreis des Bürgerthums eingetreten und die großen Handelsstädte bildeten aus

Digitized by Google

ſich heraus eine neue Ariſtokratie, welche in nützlicher Thätigkeit wie im reichen Genuß ein hohes Selbſtgefühl gewann. In dem ſtädtiſchen Parteileben kräftigte ſich der Zuſammenhang der Familien und Geſchlechter, das Beiſammenwohnen vieler beförderte eine geregelte Geſelligkeit, der Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen, zwiſchen alten Familien und Neulingen, zwiſchen Geſchlechtern und zunftmäßigen Bürgern entwickelte freilich auch eine Maſſe neuer Hinderniſſe, Vorurtheile und Convenienzen. Eine praktiſch tüchtige Auffaſſung des Lebens trat an die Stelle der ritterlichen Phantaſien, an die Stelle der höfiſchen Sitte trat der bürgerliche Brauch, an Stelle der Standesehre die Ehrbarkeit; ſtatt durch verwegene Heldenthat näherte man ſich der Geliebten mit vorſichtiger Werbung, nicht mehr bezauberte die ſtolze Prätenſion der Frau, ſondern die jungfräuliche Schamhaftigkeit des Mädchens; für das wilde Drauflosleben auf den Edelhöfen, welches die Männer oft von den Frauen getrennt und die Ehen geſtört und oft gewaltſam geendet hatte, gewann die Frau jetzt eine ruhige Herrſchaft im wohlgeordneten Hauſe und ſtatt der dreiſten Courtoiſie der Reiſigen den vorſichtigen, ſtreng geregelten, zuweilen ſteifen Ausdruck herzlicher Achtung; außer dem Hauſe feierliche Repräſentation, im Hauſe gemüthvolle Behaglichkeit.

Aber auch die farbenreiche Blüte der deutſchen Städte ſollte zu Grunde gehen. Noch einmal, faſt 1600 Jahre, nachdem Tacitus von Liebe und Ehe der Germanen geſchrieben hatte, verſank das deutſche Familienleben in Noth, Armſeligkeit und kleinliche Spießbürgerei. In dem todten Jahrhundert von 1650 bis 1750 war freudiger Muth und ein kräftiges Erfaſſen des Lebens auch in den deutſchen Bürgerhäuſern ſelten zu finden. Hölzern waren die Formen des Verkehrs, verſchüchtert die Herzen; durch neue, fremde, eingedrungene Wörter verdorben auch die Sprache und barock und pedantiſch ſogar Vieles im Verkehr der Liebenden und der Gatten. Doch erkennen wir das warme Gemüth auch aus den ungefälligen Formen heraus und vielleicht wird dem geübten Auge das Hervorbrechen einer großen Leidenſchaft in dieſer Zeit grade deshalb doppelt imponirend. — Wenn man für dieſe Periode die geeigneten Repräſentanten ſucht, findet man ſie nicht mehr in den Patricierhäuſern, ſondern in dem Stande, der die damalige Gelehrſamkeit und Bildung des verkleinerten Lebens am lebhafteſten darſtellte, unter den Theologen der proteſtantiſchen Landeskirche.

Und ſo ſei hier das Verhältniß zwiſchen Bräutigam und Braut, die Werbung und die Stellung der Liebenden zueinander zunächſt in zwei Beiſpielen dargeſtellt, von denen das erſte einem Patriciergeſchlecht des 16. Jahrhunderts, das zweite einem Paſtorhauſe des 17. entnommen iſt.

Digitized by Google

Aus dem 16. Jahrhundert.

Zu den angesehensten Geschlechtern in Frankfurt am Main gehörte die adlige Familie von Glauburg. Aus dem Privatarchiv derselben sind eine Anzahl Briefe zugänglich (abgedruckt in: Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte, von J. C. von Fichard, genannt Baur von Eyseneck, 3 Theile, Frankfurt a. M. 1811—1815; im zweiten und dritten Theile). Zunächst der Brief einer Mutter an ihren Sohn, worin sie ihm ein Mädchen zur Gattin empfiehlt, um ihn aus dem revolutionären Wittenberg und aus der Nähe Luthers fortzuziehen. Ein Brief in vieler Beziehung charakteristisch für die Stellung der Frauen in der Familie. Es ist das Schreiben einer Frau von Energie und klugem Sinn, welche zu herrschen gewöhnt und nicht ohne Neigung zu Intriguen ist. Der Brief ist wie die folgenden getreu in die Sprache unsers Jahrhunderts übertragen, doch durften in ihm einige Sätze ohne Schaden weggelassen werden.

1526.

Margarethe Horng*) aus Frankfurt an ihren Sohn Johann von Glauburg in Wittenberg.

Meinen freundlichen Gruß zuvor, lieb Johann, wisse, daß wir noch allsammen gesund sind, Gott hat Lob und Dank, also hoffe ich auch von dir zu hören. Lieber Johann, nachdem ich dir in dem letzten Brief geschrieben hab, daß Johann Knoblauchs Hausfrau gestorben ist, der Gott gnädig sei. Sie war meine gute Freundin, es hat mir ihr Tod wohl so weh gethan, als meiner beiden selgen Hauswirthe Absterben, wodurch mir doch groß Leid geschah, aber was Gott will, darin muß man Geduld haben. Ich und sie sind in einem Jahre hergekommen und haben uns auch so freundlich zusammengehalten, daß keine die andere mit keinem Wort nie erzürnt hat. Sie hat mir auch ihre zwei Töchter auf ihrem Todbett so befohlen, als ob ich ihre Schwester wäre, daß ich ihre Ausstattung besorgen soll, wenn ich erlebe, daß sie sich verändern. Die eine ist jetzt mannbar und ist eine feine grade Jungfrau, sie ist in der Länge, wie deine Stiefschwester Anna, wie sie auch heißt, und ist eine feine Haushälterin, wem sie zu Theil wird, der wird sicher ihrethalb nit verderben. Ich versehe mich wohl, ihr Vater wird sie bald verändern, denn es sind drei da, die um sie werben, zwei Edelmänner, und der dritte Johann Wolf Rohrbach, der Frau Ursula zu der grünen Thür**) Sohn, der ist jetzt groß, und ist seit Ostern bei der Mutter. Wiewohl er nit mehr denn 19 Jahr alt

*) Margarethe Horng von Ernstkirchen, zweimal vermählt, zuerst mit Dr. Johann von Glauburg zu Lichtenstein, dann mit Weicker Frosch, beide Geschlechter von Frankfurt.

**) Die Rohrbach ebenfalls ein frankfurter Geschlecht. Die Mutter des jungen Rohrbach ist Ursula von Melam, nach ihrem Hause zur grünen Thür benannt.

Digitized by Google

ist, so ist doch seine Mutter mit seinen Freunden des Willens, wenn es ihm in dem Hause gerathen möchte, so würde sie ihn verändern, dieweil sie noch am Leben ist. Denn es weiß jetzt niemand, wo man mit den Söhnen hin soll, daß sie lernen und studiren, was der Seele Heil sei, daß sie nit verführt werden; und auch wenn sie lange studiren und viel Geld verthun, so bringt es ihrer manchem nicht immer Nutzen, und wär ihm vielleicht nützlicher, daß er bei seiner angebornen Ehrbarkeit bliebe, die er von Gott hat; als daß er viel studirt und die Schriften nit recht versteht, und daß ihn dann der Teufel durch Hoffart verführe und andere mit ihm, die ihm glauben, dieweil er gelehrt ist und auch das Schwatzen wohl versteht. Ein solcher führt das Volk gar in großen Irrthum. Davon wollt ich dir gar viel schreiben, aber ich hab dir es in dem letzten Brief vor diesem verheißen, ich wollte dir nicht mehr davon schreiben und will es auch nicht thun, dieweil du in Wittenberg bist; aber du wähnst, du seist gar wohl in Wittenberg aufgehoben, Gott gebe, daß es wahr sei, du wirst es wohl erfahren. Ferner, lieb Johann, so wisse, warum ich dir jetzt also schreibe — — eine ehrliche Person hat mit mir jetzt geredet, des Johann Knoblauchs Hausfrau hab ihrem Hauswirth befohlen, wenn du mit sammt deiner Freundschaft seiner Tochter begehrst, und die Tochter einen Willen dazu habe, so soll sie der Vater dir vor andern geben. Darauf hab ich zur Antwort gegeben, ich wisse deine Neigung nicht und wollte dir schreiben und wollte dir es zu wissen thun; was mir dann von dir zur Antwort werde, das wollt ich dieselbe Person wissen lassen. Darum, lieb Sohn, so laß ich dich wissen, daß mir die Jungfrau wohl gefällt mit allem ihrem Wesen, besser als eine andere, die ich jetzt weiß, so ist auch die Mutter eine ehrbare feste Frau gewesen. Woran ich ein viel besseres Gefallen habe, da sie nicht von einer wankelmüthigen Art ist. Denn wer nit eine geschickte, feste Frau hat, sei sie auch so fein und so reich als sie will, so wird doch ein armer, kümmerlicher Mann aus ihm. Darum, lieb Johann, wenn du mir darin folgen willst, so wollt ich Dirs mit aller Treue rathen. — Zwar sind 11 Kinder da zu versorgen, wovon ein Theil noch klein ist, es ist aber wohl möglich, daß ihrer weniger werden; so ist auch ein gutes Auskommen da und das Mehrtheil liegende Güter. Darum, lieb Sohn, bedenke dich, ich will dich nit zwingen zur Veränderung, aber du thätst mir gar einen großen Gefallen mit diesem Hause, denn ich sehe noch in langer Zeit keinen Ort, der mit allem, was darum steht, so gut für dich wäre, als dieser Ort. — Lieb Johann, wenn du ein Gefallen daran hättest, doch so, daß du gern wolltest, daß du sie und sie dich vorher sehn möchte, so komm in der Fastenmesse her mit der ersten Gesellschaft, die dir gefällt, die durch sichere Straßen zieht, und laß es bei dir bleiben und sag deiner Gesellen keinem davon. Bis ein oder zwei Tage vor deinem Weggange, dann sag es Justinian, daß du heim willst.

Digitized by Google

Aber du sollst ihm nit sagen, weshalb du heim wollteſt, sondern deiner Güter wegen, daß du die wieder bestellst, weil ich dir so hart geschrieben hätte, daß ich dir die nicht mehr verwalten wolle nach den letzten drei Briefen, wie ich denn auch zu thun Willens bin, wenn du mir in keinem Stück folgen willst. Auch hast du wohl Ursach, daß du ihm sein Wort abnimmst, auf daß es geheim bleibe. Lieb Johann, ich bitte dich, du wollst bedenken, wie die Zeitläufe jetzt sind, daß es sich zu dieser Zeit nit schicken will, lange unverändert zu bleiben. Ach gäbe doch mein Schwager, Herr Hammann,*) dem Justinian auch eine Frau zur Zeit, dieweil dieser nach seinem Gefallen lebt, es würde ihm kein Schade sein, damit es nit mit ihm zugeht, wie mit seinem seligen Vetter Blasius, der hatte sich an die Büberei gewöhnt, und deshalb konnte ihn niemand zum Heirathen bringen, bis er alt wurde, und da hatte er keine Gesundheit und hat auch kein Kind verlassen, und seine Hausfrau hat sich wieder verändert, sie hat einen Edelmann, einen Schenk von Schweinsburg. Man sagt, sie werde bald Hochzeit machen, Gott geb ihr Glück. — —

So weit der Brief. Der Wunsch der klugen Mutter wurde erfüllt, ihr Sohn kehrte, wie sie vorsichtig befohlen, nach Frankfurt zurück, er heirathete das Mädchen ihrer Wahl, und lebte vierzig Jahre mit ihr in glücklicher Ehe. Wenn auch von ihm und Anna Knoblauch keine weiteren Aufzeichnungen zugänglich sind, so sind doch in derselben Familie aus dem Ende desselben Jahrhunderts andere Nachrichten, welche in liebenswürdiger Weise das Verhältniß einer Braut zu ihrem Verlobten charakterisiren. Ein Enkel der Genannten, der reiche Patricier Johann Adolph von Glauburg aus Frankfurt lernte auf einem Besuch in Nürnberg die schöne Ursula Freher kennen, Tochter des Stadtsyndicus von Nürnberg und Schwester des berühmten Gelehrten und Staatsmanns Marquard Freher zu Heidelberg. Der Reiz und die Anmuth des Mädchens wurden in ganz Schwaben gefeiert, Glauburg selbst war schon einmal verheirathet gewesen und gewann als Witwer die Neigung Ursulas. Die folgenden Briefe sind während des Brautstandes von ihr an ihn, von Nürnberg nach Frankfurt geschrieben.

1598.

1.

„Dem edlen und ehrenfesten Johann Adolf von Glauburg, meinem herzlieben Junker zu Händen."

„Edler, ehrenfester, freundlicher und herzlieber Junker! Euer Schreiben

*) Hammann von Holzhausen, Vater des Hieronymus und der reiche Blasius von Holzhausen, aus einem adligen Geschlecht von Frankfurt.

Digitized by Google

ſammt der Kette hab ich mit herzlicher Freude empfangen und Eure Geſundheit mit Freuden vernommen, und hab nit gern gehört, daß Eure liebe Schweſter und Sohn nit wohlauf ſind. Gott der Allmächtige wolle es zur Beſſerung ſchicken, nach ſeinem göttlichen Willen. Amen. Was uns anlangt, ſo ſind wir Gottlob ziemlich wohlauf, Gott wolle uns beiden Theilen das länger erhalten. Herzlieber Junker! der Herr Vater hätt Euch gern geſchrieben, doch iſt uns Euer Schreiben gar ſpät zugekommen und der Bote am Thor will wieder fort, ſo daß es für diesmal nit ſein kann, aber mit erſter Gelegenheit wird es geſchehn.

Herzlieber Junker! über die Kette mache ich Euch keine Vorſchrift, wie Ihr wollt, ſo bin ich's zufrieden, wie es Euch gefällt, ſo gefällt es mir auch. Dieſe [Kette, welche ich hier habe] will ich fleißig aufheben, wenn Euch Gott zu uns hilft, ſo will ich ſie Euch mit Gelegenheit [wieder] zuſtellen, die iſt mir gar zu ſtattlich. Mit dem Maler, das iſt fertig bis auf die Kleider, die malt er noch, er vermeint in etwa zehn Tagen ganz fertig zu werden. Ich hab wohl Sorge, wenn [das Bild zu Euch] hinab*) kommt, ſo wird man ſagen: dergleichen hätte der Junker wol auch zu Frankfurt bekommen, er hätte ſo weit nit ziehn dürfen.

Was die Armbänder anlangt, die habe ich nit bekommen, es iſt noch gute Zeit, ich will aber darnach ſchicken.

Herzlieber Junker! ich weiß Euch für diesmal nichts mehr zu ſchreiben, ich bitte Euch gar freundlich, Ihr wollt mit dem elenden Schreiben verlieb nehmen. Es iſt in der Eile zugegangen. Ein andermal will ich's beſſer machen.

Nichts mehr, als: Ihr und Eure Lieben ſeid von mir und meiner Frau Mutter ganz freundlich gegrüßt und Gott dem Allmächtigen in ſeinen Schutz und Schirm befohlen. Datum den 12. September.

Liebe getreue allezeit Urſula Freherin.

2.

„Edler, ehrenfeſter, freundlicher, herzlieber, vertrauter Junker! Euch ſei meine Treu und Liebe nebſt meinem Gruß und Wünſchung von allem Lieben und Guten zuvor. Euer Schreiben habe ich mit Freuden empfangen und daraus Eure und der Eurigen Geſundheit mit herzlicher Freude vernommen. Bei uns ſteht es ſo, daß wir dem treuen Gott zu danken haben, der ſei ferner mit ſeiner Gnade bei Euch und uns Allen. Amen.

Was aber die Hochzeit anlangt, ſo hat ſich der Herrn Vater und Frau Mutter wiederum beſonnen und wollen ſie alſo, beliebts Gott, auf den 13. November ſein laſſen, wie der Junker denn aus des Herrn Vaters Schreiben weitläufiger vernehmen wird.

*) Nach Frankfurt hieß hinab, nach Nürnberg hinauf.

Herzlieber Junker! aus Eurem Schreiben verstehe ich so viel, daß Ihr nämlich gern vor der Hochzeit noch einmal herauf kommen wollt. Wenn es geschehn könnte, so wäre es gewißlich eine meiner größten Freuden, und würden sich alle die Meinigen (niemand ausgenommen) herzlich erfreuen. Ich will diesmal nicht darum bitten, sondern der Hoffnung und Zuversicht sein, so es werde geschehen können, werde es der Junker an sich nit ermangeln lassen, sondern mich Arme, Verlassene einmal besuchen, worauf ich denn mit Verlangen warte. Herzlieber Junker! wißt, daß das Paket noch nit ist gekommen. [Wir] haben schon etlichemal darnach geschickt, da hat man uns geantwortet, sie sein alle Stunden desselben gewärtig; sobald es kommt, soll es nach Eurem Begehren besorgt werden; ich glaube Ihr werdet wohl damit bestehn. Es hat die D. Reinerin schon der Frau Mutter deswegen zugeschrieben und deutlich zu verstehn gegeben, daß man sie mit dem Brautstück*) nicht vergessen wolle. Gleichwohl hat sie solche Sorge nit nöthig gehabt, dieweil Ihr vorher bei guter Zeit an sie gedacht habt.

Herzlieber Junker, was aber die Hemden und Krägen anlangt, so sollt Ihr wissen, daß wir gar heftig damit in Arbeit sind, und so viel davon fertig werden können, wollen wir austheilen.

Die Armbänder hab ich empfangen. Thu mich herzlieber Junker zum höchsten zu bedanken! sie sind gar zu schön an meine schwarzen Hände, sie gefallen mir aber doch wohl.

Was die Kleidung anlangt, so ist sicher, daß der Herr Vater gern eine Tochter wie die andere damit halten wollte; dieweil es aber diesmal nit sein kann, so hat er eingewilligt, ein Uebriges zu thun. Ich hab ganz fertig drei taffetne Kleider, das leibfarbene, ein goldgelbes, ein schwarzes. Jetzt haben wir den Schneider im Haus, der macht eins von veilchenfarbenem Damast und noch eins, womit ich zur Kirche gehn soll, und das soll sein von rothem Atlas oder von schwarzem Damast. Jetzt bitte ich, Ihr wollet mich wissen lassen, zu welchem Ihr am besten Lust habt.

Herzlieber und vertrauter Junker. Ich darf mich nit unterstehn, den Herrn Vater weiter zu treiben, um deswillen, weil keiner von meinen Schwestern so viel und so Stattliches gemacht worden ist. Dieweil Ihr mich aber so hoch ermahnt, so muß ich gleich so unverständig sein und den Junker um etwas ansprechen, und zuvor freundlich bitten, Ihr wollet mir solches ohne Arg aufnehmen, da ich es auf Euer Geheiß und freundliches Begehren thue, und ist das die Bitte: herzlieber Junker, Ihr wollet mir Etwas zu einem Rock schicken, was Euch beliebt, sei es nun leibfarben oder silberfarben, damit ich mich um so öfter anders kleiden könnte.

*) Hier ein Geschenk des Bräutigams an verwandte Frauen der Braut, Stücke Zeug zu Kleidern u. dgl.

Digitized by Google

Herzlieber, vertrauter Junker! ich hätt noch eine große Bitte an Euch. Wie Ihr wohl wißt, sind meine zwei Schwestern, die mich lieb haben und ich sie wiederum, den möchte ich gern in Eurem Namen ein wenig Etwas zu einem Brautstück vergönnen, so es Euch als gut erscheint. Solches habe ich Euch geschrieben, dieweil Ihr es von mir begehrt habt, daneben bitt ich den Junker, er wolle es mir nit vorübel nehmen. Ich schreibe es nit in der Meinung, daß es sein muß, sondern es steht allewege Thun und Lassen bei dem Junker, der mag es damit halten, wie es ihm gefällt.

Schicke Euch hier nach Eurem Begehren ein Maas meiner schönen Länge, wir haben nichts zugegeben, sondern wie das Mensch ist, so ist auch das Maas. Hoffe man soll mich wills Gott bald sehn, so lang und schön als ich bin.

Von den überschickten Weintrauben haben wir mit Freude verzehrt und thun uns wegen derselben zum freundlichsten bedanken. Wenn wir etwas Seltenes bekommen, wollen wir es Euch auch mittheilen.

Daß mein Conterfeit Eurer jüngsten Tochter so wohl gefällt und sie ihm so viel Ehre erzeigt, ist mir gar lieb, laßt sie es nur tapfer küssen, hilft mir Gott zu ihr, will ich's ihr doppelt wiedergeben.

Die Schuhe die ich haben muß zum ausziehen*), will ich mit Erstem machen lassen auf's Beste, so gut man's hier kann, obwohl sie hier nicht bräuchlich sind. Herzlieber Junker, vor dem Schluß bitt ich noch eins, nämlich Ihr wollet dies mein schlicht einfältig und böses Schreiben für der besten eins aufnehmen, denn ich meine es treulich und schreibe aus offnem Herzen; und wollet es auch wiederum einer Antwort würdigen, welche ich gleichwohl viel lieber mündlich als schriftlich haben möchte.

Nichts mehr, als was Euch von mir jederzeit lieb und angenehm ist. Hiermit sei der Junker sammt seinem herzlieben Sohn und Tochter zu viel hunderttausendmalen gegrüßt und Gott dem Allmächtigen Ihr und wir alle befohlen. Datum den 10. October zu Nürnberg.

Eure getreue im ♡ so lang ich lebe,
Ursula Freherin.

3.

Edler, ehrenfester, freundlicher, herzlieber Junker! Euch sei mein freundlicher Gruß nebst Lieb und Treue zuvor. Euer Schreiben hab ich mit Freuden empfangen und Eure und der Eurigen Gesundheit mit herzlicher Freude vernommen. Was mich und die Meinigen anlangt, so haben wir dem lieben

*) Die Brautschuhe, welche nach dem Hochzeitschmause vom Fuß der Braut den Junggesellen gegeben wurden.

Digitized by Google

getreuen Gott zu danken; er verleihe ferner seine Gnade beiden Theilen. Amen. Ferner aus Eurem Schreiben vernehme ich, daß es nit sein kann, daß Ihr noch vor der Hochzeit herauf kommt. Das haben wir nit gern gehört, bin gar nit zufrieden, hab gänzlich vermeint, Ihr werdet kommen, hab mich auch herzlich gefreut, bin auch oft an das Fenster gelaufen, wenn ich etwas hab hören reiten oder fahren; nun ist es alles vergebens gewesen. Unser lieber Herr Gott verleihe uns allen Gesundheit und helf uns mit Freuden zusammen.

Was aber den Kranz anlangt, thu ich mich herzlieber Junker hoch und freundlich bedanken, daß Ihr michs habt wissen lassen. Ich denke wohl, wir werden viel grobe Nachrede verursachen, weil wir die Bräuche [bei Euch] drunten nit wissen, da es alles drunten anders ist als hier oben. Ich bitt Euch, Ihr wollt den Kranz machen lassen, wie er sein soll, und uns zuschicken, wie Ihr schreibt. Und über den andern Kranz hat mich die Frau Nützelin*) berichtet, wie er sein soll und habe einen bestellt mit goldenen Spangen, er soll schon recht gemacht werden. Mit dem Brautstück bin ich [nicht] wohl zufrieden, daß Ihr mir nicht schreibt, was ich für meine Schwestern nehmen soll, denn sie wollen nicht sagen, was sie haben wollen; ich hab Sorge ich nehme zu viel oder zu wenig, ich wollt es gern recht machen; ich hab vermeint, Ihr werdet mich wissen laßen was und wie viel. Was das meinige anlangt, hoffe ich, ich will machen, daß ich dasselbige verdiene.

Herzlieber Junker, ich hätte noch eine große Bitte an Euch wegen der Schuh, wenn ich sie thun dürfte und Ihr mir es ohne Arg aufnehmen wollt. Es ist aber doch eine Schande, daß ich Euch damit bemühn soll, kann es aber nit umgehn. Ich hab Schuh machen laßen und hab sie die Frau Nützelin sehn laßen, so sagt diese, sie taugen gar nichts und seien auch gar groß, sie müßten ganz klein sein, man werde mich sonst gar sehr auslachen; und hat mir gerathen, ich soll dem Junker schreiben und bitten, daß sie drunten gemacht werden; weil sie gebräuchlich sind, so könnte mans besser machen denn hier oben, da man sie hier gar nit trägt. Sie wollen mich auch gar nicht verstehn; wenn ich ihnen schon lange davon vorrede, so verstehn sie mich doch nit, habe gleichwohl auch nie keinen gesehn. Schicke Euch hiemit herzlieber Junker 2 Ducaten, bitt Euch Ihr wollt's durch eine Eurer Mägde besorgen lassen, Ihr dürft nit damit bemüht sein, ich begehr's gar nit. Sie dürfen nit gar kostbar sein, es seien nun die Wappen oder aber die Nahmen [darauf,] sie dürfen auch nit groß sein und nit lang.

Die Frau Mutter läßt Euch bitten, Ihr wollt ihr's nit verübel haben, daß sie Euch auf Euer Schreiben nit antwortet, sie habe jetzt keine Zeit, sie hat gar viel zu thun, ein andermal will sie antworten.

*) Margarethe Völker, eine Geschlechterin aus Frankfurt, an Joachim Nützel einen Geschlechter in Nürnberg, verheirathet. Fichard a. a. O. S. 393.

Digitized by Google

Herzlieber Junker, ich weiß Euch nichts zu schreiben, als gestern bin ich auf der Hochzeit gewesen, da hab ich viel leiden müssen, die weil Ihr nit hier seid und auch nit herkommt, und hat mich der Nützel an Eurer Stelle heim geführt.

Ich weiß Euch für diesmal nichts mehr zu schreiben, ich hab nit mehr Zeit, ich muß auf die Hochzeit gehn.

Nichts mehr, als Ihr und all die Eurigen seid von mir und der Frau Mutter und Brüdern und Schwestern zu hunderttausendmalen freundlich gegrüßt, und Gott dem Allmächtigen in seinen Schuz und Schirm befohlen.

In großer Eil.

Eure getreue und liebe schwarze, so lang ich lebe im ♡

Ursula Freherin.

4.

Edler, ehrenfester, freundlicher, herzlieber Junker! Euch sei mein freundlicher Gruß mit Wünschung aller Liebe und Treue zuvor.

Euer Schreiben hab ich wohl empfangen, und Euer und aller der Eurigen Gesundheit mit herzlichen Freuden vernommen. Was mich und die Meinigen anlangt, sind wir Gott Lob und Dank noch wohl auf, Gott der Allmächtige erhalte uns länger beide Theile nach seinem göttlichen Willen und Wohlgefallen. Amen.

Was aber Euer Schreiben anlangt, darin Ihr schreibt, Ihr wolltet verspüren meine Liebe und Gehorsam, so hab ich mich nit lange besonnen, dieweil die Zeit nunmehr kurz ist und hab für mich und meine Schwestern ziemlich in den Beutel gegriffen, doch nicht in der Meinung, daß das so alle Wege geschehn soll; und ist darin herzlieber Junker Euer Befehl und Gehorsam ganz vollkommen ausgeführt und thu ich mich und meine Schwestern zum höchsten und freundlichsten bedanken, und wollen wir uns so Gott will auch bald mündlich bedanken. Ich habe auch viel auf das gesehn wo Ihr schreibt, daß die Pferde auch schon gerüstet sind.

Ich hoffe ich werde Eurem Befehl nachgekommen sein, damit Ihr der gefährlichen Reise überhoben werdet. Denn es würde mich gewißlich auch schwer ankommen, wenn Ihr um meinetwegen so große Gefahr ausstehn solltet.

Herzlieber Junker, wir haben auch gern gehört, daß Ihr noch in der letzten Herberg zu uns kommen wollt, denn es wird in Wahrheit wohl nöthig sein uns von aller Gelegenheit zu unterrichten.*) Gott der Allmächtige gebe

*) Von dem Ceremoniell der Einholung und dem feierlichen Einzug in die Stadt Frankfurt. Diese Einholung auf dem freien Felde vor Oberrode geschah mit einer Pracht, welche in den Patrizierkreisen des Frankfurt von 1598 Epoche machte.

Digitized by Google

Glück und Heil und helfe uns mit Freuden hinab. Die letzte Nachtherberge soll sein Stockstadt; der Herr Vater wird Euch auch berichten, darnach Ihr Euch zu richten habt.

Auf diesmal nit mehr, als: Ihr herzlieber Junker, Sohn und Tochter seid von mir und den Meinigen ganz freundlich gegrüßt und Gott dem Allmächtigen in seinen Schutz und Schirm befohlen.

In großer Eil.

Eure liebe Getreue so lang ich lebe im ♡♡

schwarze Ursula Freherin.

Aus dem 17. Jahrhundert.

In der Residenzstadt des schlesischen Fürstenthums Brieg wurde im Jahre 1644 Friedrich Lucä, Sohn eines Professors am Gymnasium geboren. Er wurde ein braver Mann und ein für die damalige Zeit vielseitig gebildeter Theolog, studirte als Reformirter zunächst in Heidelberg, dann in den Niederlanden und Frankfurt an der Oder, kehrte nach manchen Reisen und Abenteuern in seine Vaterstadt zurück, wurde Hofprediger in Brieg dann in Liegnitz und nach dem Aussterben der Herzoge von Brieg und Liegnitz und der Besitzergreifung des Landes durch die Oestreicher Pfarrer und Hofprediger in Kassel. Er starb 1708 nach einem thätigen Leben, reich an Ehren. Als fruchtbarer Schriftsteller fand er unter den Zeitgenossen viele Anerkennung, sein Hauptwerk ist: Schlesiens curiöse Denkwürdigkeiten in drei dicken Quartbänden. Mit Leibnitz stand er in Correspondenz, und einige interessante Briefe des großen Mannes an ihn sind uns erhalten. Auch eine Selbstbiographie hat er verfaßt, und diese ist in seiner Familie durch fünf Generationen mit Pietät bewahrt und jetzt durch einen seiner Nachkommen herausgegeben worden. (Der Chronist Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild herausgegeben von Dr. Friedrich Lucä. Frankfurt a. M. Brönner, 1854). Das Buch enthält viel Interessantes und Belehrendes, und gern wird diese Gelegenheit benutzt, die Lectüre desselben den Lesern d. Bl. zu empfehlen. Hier sei der Bericht mitgetheilt, welchen der Ahnherr des Herausgebers von seiner Freiwerbung gibt. Diese Thätigkeit voll aufregender Gefühle fällt in die Jahre, in denen er Prediger zu Liegnitz war.

1675.

Mittlerweilen, da mein Gemüthe am wenigsten mit Heurathsgedanken geschwängert war und die vorgeschlagenen Parthien gar schlecht attendirete, ließ sich eine fremde Jungfrau, Elisabeth Mercers, von der ich lebenslang nichts gehört oder gesehen hatte, bei mir anmelden, vorhabend, das heilige Abendmahl privatim bei mir zu halten, indem sie nicht warten wollte, bis es wieder öffentlich gehalten werde, was erst kurz vorher geschehen. Dieselbe war mit Herrn

Digitized by Google

General Schlepuſch und deſſen Frau Liebſten von Bremen nach Schleſien kommen, und wohnte auf deren adligem Ritterſitz Klein-Polewitz, anderthalb Meilen von Liegnitz.

Des Sonntags, da ſich die Jungfrau einſtellete, und nach verrichtetem Gottesdienſt aus der Kirche in mein Haus kam, und die heilige Communion andächtig abſolvirete, nahm ich Occaſion, mich mit derſelben über den Zuſtand der Kirche in Bremen zu unterhalten, ihr auch, da ſie mir ein paar Kapaunen in die Küche geſchickt hatte, zu danken, und ließ ſie im Segen des Herrn wieder von mir gehen. Ich hatte aber bei dem erſten Anblick der Jungfrau nicht allein eine feine mir anſtändige Conduite in ihr verſpüret, und eine ſchöne Conformität meines Gemüthes mit dem ihrigen empfunden, ſondern es ſchien auch mein aufwallendes Geblüte und bewegtes Herz mir ein Merkmal zu ſein, daß der Geiſt der Liebe etwas ſonderliches mit mir vorhaben müßte, indem lebenslang keine ſolche brünſtige Affektion auf irgend eine Jungfer gleich wie auf dieſe getragen hatte.

Dieſe meine herzliche, jedoch keuſche Liebe verbarg ich feſt in dem Herzensſchranke, und ließ keine Seele nicht das Geringſte davon erfahren. Die Jungfrau Mercers legte ſich alle Abend mit mir zur Ruhe und ſtand des Morgens in meinen Gedanken wieder mit mir auf. Etlichemal erwähnte ich von dieſer Jungfer gegen meine Haushälterin, die ein feines kluges Weib war, und dieſelbe, ohne die Urſache meines Discourſes zu merken, lobete mir die Jungfer durch alle Prädicamenta gewaltig an; wie deßgleichen auch mein Glöckner ſie gar ſehr rühmete. Ich quälete mich nun mit heimlichen Liebesgedanken eine geraume Zeit, redete ſie aber meinem Gemüthe zuletzt wiederum aus, denkend: warum ſollte denn dein Gemüthe ſich vergeblich kränken über eine fremde Jungfer, welche wieder aus dem Lande zieht, und dir doch nimmermehr zu Theil werden kann.

Ein halb Jahr darnach, da mir die gute Jungfer Mercers aus dem Gedächtniß entfallen war, ließ ſich die allbereit vergeßne Jungfer abermals bei ſchöner Begrüßung durch des Herrn Baron Schlepuſches Pagen anmelden, und mir andeuten, daß ſie geſinnet wäre, wiederum zu communiciren. Sothane Botſchaft erneuerte meine alte Herzenswunde, und daher ich den Pagen weitläuftig das Eine und das Andere, der Jungfer wegen, befragte; konnte aber wenig oder nichts von ihm erfahren. Ich ließ nun die Jungfrau Mercers durch meinen Glöckner zum Mittagsmahl auf den Sonntag einladen; ſie aber nahm dieſe Invitation nicht an, vorwendend, daß ſie gewohnet wäre, den Tag über zu faſten, an welchem ſie communicirt hätte. So kam der Sonntag heran, und nach der Kirchen die Jungfer Mercers, unwiſſend meiner Liebesgedanken. Ich hielt ihr wieder wie vormals die Communion, und discurirte nach derſelben Endigung mit ihr von allerlei Materien, damit ich ihre Perſon in etwas di-

Digitized by Google

vertiren möchte. Ich hätte aber durch sothanen Discurs sonderlich gern erfahren, ob sie von Adel wäre, und in Schlesien zu verbleiben Lust trüge; konnte aber solches vor diesesmal unmöglich erforschen. Hierauf erhob sich die Jungfer wieder aus meiner Behausung; und weil sie vermeinte, ich hätte eine Liebste, recommandirte sie sich derselben. Ich gab ihr aber sogleich meinen ehelosen Stand zu verstehen, und daß ich keine Liebste nicht hätte. Bei diesem Discurse war sowohl der Glöckner, als auch meine Haushälterin anwesend gewesen und hatten ebenso wie ich allerseits aus der Jungfer Conduite großes Contentement geschöpft, jedoch ohne Ergründung meines Intents.

Jetzund ging wieder mein Kummer an. Die Sache reiflich überlegend hin und her, konnte ich doch noch keine Mittel ersinnen, dadurch das Geschlecht und Beschaffenheit der Jungfer Mercers, welche ich stets vor eine adelige Person ansahe, zu erfahren, indem ich nicht für rathsam fand, mich gegen jemanden zu erpectoriren. Unterdessen begegnete mir eines Tages Herr Tobias Pirner, Pfarrer zu Nickelstadt, ein frommer, ehrlicher und aufrichtiger Mann, wiewohl lutherischer Religion. Weil ich nun wußte, daß die Frau General Schlepuschin, deren Ehemann kürzlich gestorben, und in die Kirche zu Liegnitz prächtig begraben war, sonntäglich sammt der Jungfer Mercers nach Nickelstadt in die lutherische Kirche zum Gottesdienst gingen, so bat ich diesen Herr Pirner unvermerkter Weise meinethalben dem Geschlecht und der übrigen Condition der Jungfer Mercers nachzufragen. Er obligirte sich hierzu, und versprach auf die andere Woche Relation davon. Herr Pirner hielt diese Obligation treulich, und referirte mir nach einer Woche in optima forma, was er von der Frau Generalin vernommen hatte. Die Jungfer Mercers war die Tochter Herrn Balthaser Mercers, gewesenen Parlamentsassessors zu Edinburg in Schottland, welcher von König Carolo I. zu Engelland vielmals in wichtigen Commissionen verwendet, einst auch bei einer Sendung nach Hamburg dortselbst mit einer goldenen Ehrenmedaille gezieret worden war. Ihre Mutter, auch Elisabeth genannt, war adligen Geschlechts gewesen, eine geborne von Kennewy aus Schottland. Als sich 1644 die gefährlichen Troublen zu Engelland herfürthäten, mußte sich ihr Herr Vater, wie auch sein Bruder, der königliche Hofprediger Robertus Mercers, weil sie Favoriten des enthaupteten Königs gewesen waren, aus Furcht vor dem Cromwell und seiner Parthei mit der ganzen Familie aus dem Königreich begeben, und zog mit den Seinigen nach Bremen, woselbst er von eigenen Mitteln, die ziemlich groß waren, bis an sein seliges Ende, 1650 lebte, drei Söhne und drei Töchter seiner Wittwe, einer frommen, gottseligen Matron, hinterlassend. Die Söhne waren in die Welt gegangen. Einer davon nach Indien, Einer nach den Canarien Inseln, und von den Töchtern hatte sich die älteste in London an einen Schwestersohn Cromwells, des adligen Geschlechts Cleipold, und die jüngste zu Wanfried in Hessen an

Digitized by Google

einen Kaufmann Namens Uckermann verheurathet; die mittlere war meine Liebste. Anno 1660 war in Bremen auch ihre Frau Mutter gestorben, und neben ihrem Herrn Vater in der Kirche zu St. Stephan beigesetzet worden, darauf die Jungfer Elisabeth eine Zeit lang bei Herrn Doctor Schnellens Wittwe gelebt hatte. Unterdessen lernte sie die Frau Schlepuschin, welche auf ihrem Gute Schönbeck bei Bremen wohnte, kennen, und da sich der General und die Generalin Schlepuschin bald darauf in Schlesien erhoben, so nahmen sie dieselbe zur Spielgesellin ihrer Fräulein Tochter mit sich, auf Klein-Polewitz, wo sie allerseits in guter Aestim gehalten ward.

Sothanes Vernehmen und Nachricht entzündete noch mehr meine Liebe gegen sie, sonderlich weil ich nun wußte, daß sie zwar vornehmer Abkunft, aber nicht adliger Extraction wäre, und weil auch Herr Pirner die Jungfer wegen ihrer Gottesfurcht, Frömmigkeit, Klugheit, Häuslichkeit und anderer Qualitäten gar hoch recommandirete, und die Frau Generalin kein Bedenken trug, bei ihrem vielen Ab- und Zureisen derselben ihr ganzes Hauswesen zu vertrauen. Indem nun die Ströme keuscher Liebe mein ganzes Herz erfülleten bis zum Ueberlaufen, so schüttete dasselbe zuerst gegen diesen ehrlichen Mann aus, und offenbarete seiner Verschwiegenheit, was sonst keinem Menschen in der ganzen Welt noch nicht entdecket hatte, nämlich: dafern es Gottes Wille und möglich wäre, verlangte ich die Jungfer Mercers zur Ehe zu haben, und bat ihn: er möge mir in dieser importanten Sache treulich Assistenz leisten, und mein gutes Vorhaben befördern helfen.

Sothanen Dienst wollte sich der gute Mann zur höchsten Ehre schätzen, ließ sich das Werk auch sehr angelegen sein, und incarminirte mein Intent zuerst der Frau Generalin. Unterdessen wechselte ich Briefe mit ihm, und erhielt auch bald gute Vertröstung. In Summa die Sache avancirte in kurzer Zeit erwünschter Maßen, daß sie nur noch auf einer persönlichen Visite beruhete. An einem Montag, nach vorhergeschehener Anrufung Gottes, erhob ich mich zu Pferde nach Nickelstadt, holte den Herrn Pfarrer Pirner dortselbst ab, und ging mit ihm nach Klein-Polewitz, eine Viertelmeile davon gelegen. In dem freiherrlichen Hofe nahm uns der Frau Generalin Tochtermann, Herr Heinrich von Poser, königlicher Obersteuereinnehmer der Fürstenthümer Jauer und Schweidnitz in Empfang, führete uns mit großer Höflichkeit in den Speisesaal, divertirete uns daselbst, als ein sehr qualificirter und unterrichteter Cavalier mit allerhand Discursen. Bald hernach ließ mich die Frau Generalin in ihr Zimmer fordern, und bewillkommte mich mit vieler Civilität, wie sie auch mein Compliment hinwiederum sehr günstig annahm. Mein Anbringen contentirte sie sehr wohl, und thät auch gute Versicherung eines glückseligen Ausganges meines Verlangens. Mittlerweil war die Tafel bereitet, und indem zu derselben die Frau Generalin mit ihrer Fräulein Tochter, und Herr von Poser

Digitized by Google

mit seiner Lieben erschienen, folgete auch die Jungfer Mercers, welche mich aufs höflichste empfing. Unter währender Mahlzeit führete man allerhand lustige Discurse, und war meine Liebste das rechte Centrum, zu der sich alle diese Linien zogen. Nach Endigung der Tafel absentirte sich die ganze Compagnie und ließen mich und meine Liebste allein in dem Speisesaal stehn. Bei dieser Occasion eröffnete ich derselben mein Herz, und verlangte ihrer theilhaftig zu werden, hoffend: sie würde von meiner keuschen Liebesflamme etwas participiren, und selbige Kraft göttlicher Providenz zum ehelichen Verbündniß ausschlagen lassen. Gleich wie nun gemeiniglich in Liebessachen des Frauenzimmers Nein! so viel als Ja! ist, so verstand auch meiner Liebsten erstes ausgesprochenes Nein vor Ja, und ließ mich dadurch nicht abschrecken, meine Expectorationen fortsetzend. Unterdessen aber ging die Frau Generalin und der Herr von Poser ab und zu, und veriten uns beide Verliebte mit höflichen Scherzen. Endlich wollte sich unsere Liebe nicht länger unter den Complimenten verbergen lassen, und brach auf einmal wie der Mond hinter trüben Wolken herfür, daß es hieße: Ja, ich bin Dein, und Du bist mein!. Jetzt ließen wir selbst die Frau Generalin und den Herrn von Poser, wie auch meinen redlichen Gewerbsmann herbeibitten, welche dann als hohe Beistände und Zeugen unser mündliches Ja mit Zusammenfügung der Hände bekräftigten. Zum Pfand meiner Liebe überreichte ich hierbei meiner Liebsten eine kleine, sehr stark mit Silber beschlagene Bibel und einen Ring mit zehn Diamanten, den ich dazu in Breslau vor 53 Reichsthaler hatte machen lassen. Meine Liebste aber contestirte mir ihre Liebe mit einem Ring von einem Diamant, welcher wegen seiner Größe auf 90 Reichsthaler ästimirt ward. Als nun die Sache solchermaßen ihre Richtigkeit hatte, gingen wir des Abends wieder zur Tafel und speiseten in aller Fröhlichkeit zusammen, bis man mich und den Herrn Pirner in die wohlbereitete Schlafkammer wiese. Des andern Morgens legte der Frau Generalin meine Dankbarkeit für die erzeigte Ehre ab, nahm von meiner Liebsten und allen Anwesenden Abschied, und kehrte mit Herrn Pirner auf Nickelstadt, und von dort auf Liegnitz zurück. Von da an correspondirte ich wöchentlich etlichemal mit meiner Liebsten, gab ihr alle Sonntage nach verrichtetem Gottesdienst zu Polewitz die Visite, regalirte sie dabei allemal mit einer sonderbaren Verehrung, und bestimmte endlich mit ihr den Elisabethentag, nämlich den 19. November, Anno 1675, zum Termin unserer Hochzeit.

Als solchergestalt unsere Courtesie fast fünf Wochen gewähret hatte, und der festbestimmte Hochzeittag herannahte, auch alles Nothwendige herbeigeschaffet, und die Hochzeitgäste invitiret waren, namentlich aber mein früherer College zu Brieg, Herr Dares, den ich uns zu copuliren gebeten hatte, auf Klein-Polewitz eingetroffen war, schickte die Frau Generalin zwo Kutschen, die eine mit sechs, und eine mit vier Pferden bespannt, mich und meine Gäste zu Liegnitz abzu-

Digitized by Google

holen. Weil aber dieſe Kutſchen nicht alle Gäſte führen konnten, ſo lehnete mir der Herr Landeshauptmann von Schweinichen, item die Aeptiſſin des Nonnenkloſters, item der Stadtrath, je eine mit vier Pferden beſpannet, ſammt etlichen Caleſchen; worauf ich mich im Namen Gottes mit meinen Gäſten nach Polewitz verfügte. Nach gehaltener Copulationspredigt, in welcher Herr Dares die Namen Friedrich und Eliſabeth ſehr ſinnreich und emblematiſch auslegte, geſchah die Copulation bei brennenden Fackeln Abends um 6 Uhr auf dem großen Speiſeſaale, wobei ich von dem fürſtlichen Rathe, Herrn Knichen und von Herrn Caſpar Braun, meine Liebſte aber von Herrn von Poſer und Herrn von Eicke, dem Bruder der Frau Generalin, geführet ward. Vor der Copulation hatte mir Fräulein von Schlepuſch den Kranz präſentiret, ich ihr aber dagegen einen ſchönen Goldring verehret. Sobald die Copulation vollzogen war, ging man zur Tafel, welche meine Liebſte auf unſere Koſten hatte herrichten laſſen, und waren wir allerſeits gar fröhlich und guter Dinge. Solchergeſtalt bewirtheten wir die Gäſte noch drei Tage in höchſter Fröhlichkeit und mit allem Contentement, und endigte ſich alles in Einigkeit und guter Vertraulichkeit. Am vierten Tage hielt ich, begleitet von Herrn Rath Knichen und ſeiner Liebſten, in der Frau Generalin Leibkutſche, mit ſechs Pferden beſpannt, die Heimführung meiner Liebſten in Liegnitz.

So weit der Bericht des glücklichen Gatten, er hatte durch ſeine Freiwerbung eine vortreffliche Hausfrau gewonnen. Vielleicht erſieht der Leſer auch aus dem verſchnörkelten Ausdruck, daß hier ein ehrliches Menſchenherz in mächtiger Bewegung ſchlug.

Die ſchwediſche Politik von 1812*).

Es gibt gegenwärtig in Schweden zwei Parteien: eine weſtmächtliche und eine ruſſiſche. Letztere behauptet, daß Rußland der natürliche Verbündete Schwedens ſei, daß der Beſitz Finnlands für Schweden ein Neſſusgewand ſein werde, daß Rußland, indem es für Finnland ihm Norwegen verſchaffte, Schwedens Selbſtſtändigkeit erleichtert habe. Bernadottes Politik von 1812 habe Schweden und den ganzen ſkandinaviſchen Norden gerettet, ſie ſei noch heute die einzig richtige Politik. Bernadotte hat allerdings den ihm übertragenen

*) Bergmann, Souvenirs de l'histoire contemporaine de Suède. — Geffroy, Bernadotte et la Politique Suédoise de 1812. Letztere Schrift ergänzt und berichtigt aus den franzöſiſchen Staatsarchiven das Buch des Herrn Bergmann, welcher eine reine Apologie Bernadottes geſchrieben hat und ſo weit geht, zu behaupten, daß Bernadotte 1812 und 1813 alles allein gethan habe und daß man nur ihm die Befreiung Europas verdanke.

Digitized by Google

ſchwankenden ſchwediſchen Thron befeſtigt und eine Dynaſtie gegründet, aber das ſchwach mit Schweden verbundene Norwegen iſt dem Lande kein Erſatz für das an Rußland verlorne Finnland, und die ſchwediſche Nation, die einſt ein ſo großes Gewicht in die europäiſche Wagſchale legte, iſt unter Bernadotte und ſeinem Nachfolger abhängig geblieben; Rußlands Kanonen ſtanden zehn Meilen vor Stockholm.

Als die Schweden 1810 Bernadotte zu ihrem Kronprinzen wählten, hofften ſie dadurch das Bündniß mit Napoleon ſich zu ſichern, Norwegen zu gewinnen und Finnland wiederzuerobern. Aber Napoleon knüpfte ſein Bündniß mit Schweden an Bedingungen, welche letzteres nicht annehmen konnte. Er verlangte den vollſtändigen Beitritt Schwedens zur Continentalſperre, Aufhebung aller Verbindungen mit England. Das war einerſeits der Ruin des ſchwediſchen Handels, andrerſeits die Vernichtung aller Selbſtſtändigkeit des Landes. Unter dieſen Umſtänden griff Bernadotte zu den Waffen des Schwächern, er ſchlug eine abwartende Politik ein. „Die Politik," ſagte er, „iſt nur Geſchwätz, wenn man nicht der Stärkſte iſt; in zweiter Reihe iſt ſie die Kunſt, ſich zu fügen, ohne ſich zu vergeben." Seinen neuen Unterthanen gegenüber ſich nicht bloszuſtellen, dem despotiſchen Einfluß Napoleons ſich zu entziehen, einen Krieg mit England zu vermeiden, im Gegentheil die Freundſchaft Englands ſowol als Rußlands für die Zukunft ſich zu bewahren, das war die Politik Bernadottes im Jahre 1811, ſo lange er noch der Alliirte Napoleons und noch nicht deſſen Nebenbuhler war.

Napoleon ſtellte im October 1810 an Schweden das Ultimatum: „Entweder offener Krieg mit Finnland in fünf Tagen oder Krieg mit Frankreich." Bernadotte erklärte im Rathe des Königs Karl XIII.: „Die Nationen, welche ſich mißachten laſſen, erheben ſich ſehr ſchwer wieder." Schweden fügte ſich ſcheinbar dem Anſinnen Napoleons, es erklärte im November England den Krieg. Aber man lachte über dieſe Kriegserklärung in London und man lächelte über dieſelbe in Stockholm. Schweden blieb bei dem Grundſatz: „Die Flagge deckt die Waare." Das engliſche Cabinet blieb in den freundlichſten Beziehungen zu Bernadotte; der Chef deſſelben, Lord Wellesley, ſchickte ihm die Briefe, welche der Exkönig Guſtav IV. aus England nach dem Continente ſchrieb.

Nicht minder freundlich kam ihm der Kaiſer von Rußland entgegen, der damit umging, von Napoleon ſich loszuſagen und dem die Freundſchaft des „großen Mannes" ſehr drückend wurde. Bernadotte ſeinerſeits wünſchte ſich die Freundſchaft Alexanders zu ſichern, der als Chef des Hauſes Gottorf der natürliche Protector des Exkönigs Guſtav IV. war. Bald entſtand zwiſchen beiden Fürſten eine intime Correſpondenz. Alexander ließ dem Kronprinzen von Schweden ſagen, er wünſche mit Schweden dauernde Bande zu knüpfen. Bernadotte erwiderte: „Ein entſcheidender Kampf iſt jetzt unvermeidlich. Napoleon

Digitized by Google

bietet uns Finnland, um uns in den Kampf hineinzuziehen. Wenn die Stürme um mich herumtoben, kann ich nicht neutral bleiben; aber noch ist unsere Wahl frei, es hängt vom Kaiser Alexander ab, sie zu bestimmen. Wenn er mein aufrichtiger Freund (de coeur et l'âme) sein will, so sind die Geschicke Europas in unsern Händen." Alexander schrieb dem Kronprinzen eigenhändig, er wolle sein aufrichtiger Freund sein. So wurde der erste Grundstein zur Politik von 1812 gelegt.

Der zweite Grundstein dieser Politik war das System, welches Norwegen für Schweden bestimmte, als Ersatz für Finnland, dessen ungestörter Besitz von Schweden selbst Rußland garantirt werden sollte. Finnland war für Schweden durch die Fehler Gustavs IV. verloren; Bernadotte mußte, um seine Dynastie zu befestigen, darauf denken, dem Lande für diesen Verlust eine Entschädigung zu verschaffen.

Noch aber hatte Bernadotte die Allianz mit Rußland nicht abgeschlossen; er unterhandelte nur mit Rußland. Noch im Januar 1811 machte er Napoleon dieselben Anerbietungen wie dem Kaiser Alexander; er bot ihm für Norwegen seine Dienste an. Aber Napoleon setzte alle Rücksichten gegen ihn aus den Augen; bald drohte er, ihm sein Wohlwollen zu entziehen, ohne das er nicht bestehen könne, bald wies er seine Anerbietungen zurück und ließ ihm verachtende Noten zufertigen. Freilich konnte Napoleon Norwegen dem Könige von Dänemark, seinem frühern Alliirten, nicht nehmen. Bernadotte wollte sich inzwischen mit dem Bisthum Throndjem, der alten schwedischen Grenze, begnügen, um wenigstens eine Grenze gegen Norwegen zu haben. Er wünschte ferner, daß Pommern, damals ein Besitzthum Schwedens, unter die Rheinbundsstaaten aufgenommen werde, um auf diese Weise das Band zwischen Schweden und Frankreich enger zu knüpfen. Napoleon, um das Bündniß Schwedens mit Rußland zu vereiteln, bot nunmehr Bernadotte Finnland; aber er verweigerte die von Bernadotte geforderten Garantien und Subsidien, und die betreffenden Unterhandlungen blieben daher ohne Resultat.

Seit dem August 1811 erwartete Bernadotte nichts mehr von Frankreich, der Beistand Englands und Rußlands schien ihm sicherer. Im October 1811 ließ der Graf Armfelt, ein Schwede von Geburt, der in russischen Diensten stand, in Stockholm einen Plan überreichen, nach welchem zwischen Rußland und der Türkei der Friede vermittelt, zwischen Rußland, Schweden und England eine sechste Coalition gegen Frankreich geschlossen werden, Finnland bei Rußland bleiben und Norwegen an Schweden fallen sollte. Der Plan kam zur Kenntniß des französischen Gesandten in Stockholm und im Januar 1812 besetzten plötzlich französische Truppen Schwedisch-Pommern. Als Bernadotte die Nachricht erhielt, rief er aus: „Man wirft mir den Handschuh hin, ich nehme ihn auf!" Sofort sendete er den Grafen Löwenhelm nach Petersburg,

Digitized by Google

um dem Zaren ein Offensiv- und Defensivbündniß vorzuschlagen. Alexander sollte die Vereinigung Schwedens mit Norwegen garantiren und Schweden ein Hilfscorps von 15,000 bis 25,000 Mann bewilligen, welches mit 35,000 bis 40,000 Schweden in Seeland landen würde, um den König von Dänemark entweder zur Aufgabe von Norwegen oder zum offenen Kriege zu nöthigen. Würde er die erste Alternative annehmen, so sollte er mit dem von den Franzosen besetzten Elbgebiete in der Nähe seines Reiches entschädigt werden. Alexander ging auf diese Bedingungen ein. Am 24. März 1812 wurde der betreffende Vertrag zwischen Rußland und Schweden unterzeichnet. Er blieb jedoch geheim. Bis zum August 1812 hatte Napoleon nur unvollkommene Kenntniß von demselben.

Napoleon erkannte endlich den Fehler, welchen er durch die Vernachlässigung Schwedens begangen hatte. Er bot ihm Finnland mit seinen alten Grenzen bis zu den Thoren Petersburgs, die Herausgabe von Schwedisch-Pommern, Mecklenburg, Stettin und das Land zwischen Stettin und Wolgast und 30 Millionen Franken; alles, wenn Bernadotte, während Napoleon selbst den Niemen überschritt, mit 40,000 Mann in Rußland einfallen würde. „Man lege, sagte Napoleon, dem König von Schweden die Landkarte vor. Er soll selbst seine Grenze gegen Rußland bestimmen und man sage ihm, daß diese Gelegenheit, Schweden in seinem alten Glanze auf den Trümmern seines natürlichen Feindes wiederherzustellen, niemals wiederkommen wird." Aber Bernadotte glaubte nicht an die Anerbietungen Napoleons. „Liebt er mich mehr als seine Brüder?" äußerte er. Er hat Louis entthront, weil er nicht sein gefügiger Präfect sein wollte. Man frage Joseph und Jerome, was ihr Königthum bedeutet? Meine Ahnungen und Berechnungen sagen mir, daß Napoleon seinem Untergang entgegengeht, weil sein System schließlich die Völker und die Fürsten gegen ihn aufgebracht hat. Die Furcht hält sie noch zurück; aber sie trachten nur noch nach ihrer Befreiung." Er antwortete Napoleon: „Die Abtretung Norwegens kraft eines feierlichen Vertrages ist der einzige Beweis, welcher mich überzeugen kann, daß die mir angebotene Freundschaft des Kaisers der Franzosen aufrichtig ist."

Fortan vermittelte Bernadotte den Frieden zwischen Rußland und der Türkei, schloß mit England einen Subsidienvertrag, unterhielt Verbindungen mit den Bourbons, mit den Aufständischen in Spanien und Portugal, mit Moreau. Er machte das schwedische Cabinet zum Mittelpunkt aller Intriguen gegen Frankreich, zum Zufluchtsort für alle Feinde Napoleons. Auf dem Reichstage zu Oerebro im Mai 1812 befanden sich in der Umgebung des frühern Sergeanten von Royal-Marine der Prinz von Oranien, die Russen Pozzo di Borgo', Czernitscheff und Suchtelen, die Engländer Lord Cathcart, Admiral Bentinck und General Hope, die Oestreicher Grafen Wallmoden und

Digitized by

Reipperg, die Preußen Gneisenau und Dörnberg, der französische Emigrant Graf Noailles, dem bald Madame Staël sich anschloß. In demselben Monat trat England dem petersburger Vertrage zwischen Rußland und Schweden bei, wurde durch geheime Sendung des schwedischen Generals Pavast der Friede zwischen Rußland und der Türkei geschlossen und nunmehr am 18. Juli erließ Bernadotte einen Protest gegen die Besetzung von Schwedisch-Pommern durch die Franzosen, eine Erklärung bewaffneter Neutralität und einen Befehl, welcher die Häfen Schwedens allen Nationen öffnete.

Bernadotte hatte Napoleon vollkommen getäuscht. Aber schwieriger war es ihm, die schwedische Nation für seine Politik zu gewinnen. Die Schweden hatten ihn lediglich deshalb zum Kronprinzen gewählt, um durch ihn die Allianz Frankreichs gegen Rußland zu gewinnen. Mit Frankreich Rußland zu bekämpfen, den Verlust Finnlands zu rächen und die beklagenswerthe Zerstücklung ihres Vaterlandes wieder aufzuheben, das war ihre einzige Absicht. Der Haß der Schweden gegen Rußland bestand in seiner ganzen Heftigkeit fort. Bernadotte suchte zunächst die Chefs der Armee für seine Pläne zu gewinnen. Er berief die Generale Adlerkreuz, Skiöldebrand und Sandels. Er sagte ihnen, Napoleon sei ein Tyrann, den man stürzen müsse, um den Frieden der Welt zu retten; Napoleon widersetze sich der Vereinigung Norwegens mit Schweden; man dürfe von ihm nichts hoffen, da man der Continentalsperre weder beitreten könne noch wolle; Napoleon biete Finnland, um Schweden in den Krieg gegen Rußland zu verwickeln; aber das sei ein gefährliches Netz und werde Schweden nur in unabsehbare Kriege mit Rußland verwickeln, welches Finnland niemals aufgeben würde. Skiöldebrand erwiderte, wenn Napoleon Schweden unterjochen wolle, so werde dieses Joch wenigstens mit dem Tode Napoleons aufhören, während das russische Joch viel dauernder und erniedrigender sein würde. Adlerkreuz erklärte den Besitz Finnlands unerläßlich für Schweden, wenn es seine Unabhängigkeit behaupten wolle und der Bruch zwischen Rußland und Frankreich sei die beste Gelegenheit, diese Provinz wiederzuerlangen. Die Generale fügten sich jedoch schließlich, obwol mit Widerstreben der Ansicht Bernadottes. Es blieb diesem noch übrig, das Widerstreben des schwedischen Reichstages zu besiegen. Schon im Mai 1812 setzte er den Ausschuß des Reichstages von den Unterhandlungen über das Bündniß mit Rußland und über die Erwerbung Norwegens in Kenntniß. Diese Mittheilung wurde überall mit großer Bestürzung aufgenommen. Aber Bernadotte bot alle Mittel der Drohung und der Ueberredung auf; er bewog den Reichstag, in aller Eile die Preßfreiheit abzuschaffen und die Censur einzuführen. Einerseits durch diese Waffe, andererseits durch die Organisation einer besoldeten Regierungspresse unterwarf er sich die öffentliche Meinung in Schweden und legte eine dichte Binde um die Augen der Nation.

Digitized by Google

Inzwischen überschritt Napoleon am 25. Juni 1812 den Niemen und besetzte Wilna, Witepsk und Smolensk. Alexander zitterte. Er hatte zunächst nur 140,000 Mann den 400,000 Mann Napoleons entgegenzustellen. Er verlangte unter diesen Umständen eine persönliche Zusammenkunft mit Bernadotte und die Stadt Abo in Finnland wurde zu derselben ausersehen. Bernadotte entwarf in der Unterredung mit Alexander merkwürdige Pläne: man müsse überall gegen Napoleon einen nationalen Widerstand organisiren. Wenn Napoleon wirklich Petersburg bedrohen sollte, so wolle er, Bernadotte, mit seinen Schweden an den Küsten der Bretagne landen und auf Paris marschiren, im Namen der Freiheit einen Aufruf an die Franzosen erlassen und mit Hilfe der constitutionellen und demokratischen Partei Napoleon in Frankreich selbst stürzen. Alle Freunde der Freiheit in Frankreich würden ihm die Hand bieten und die Folge davon würde in Frankreich sein eine constitutionelle Monarchie, eine Republik, „wer weiß?" Dieses „Wer weiß?" erregte die Aufmerksamkeit Alexanders. „Ich gebe Ihnen," erwiderte er, „zu jener Unternehmung in Frankreich statt der 200,000 Mann, welche Sie verlangen, 400,000, und ich werde mit Vergnügen die Geschicke Frankreichs in Ihren Händen sehen." Bernadotte antwortete, er strebe nicht nach dem Throne von Frankreich und könne denselben auch nicht mit einer russischen Armee und als Feldherr des Zaren gewinnen, er brauche nur 200,000 Mann. Welches aber auch seine geheime Absicht war, er gewährte alles, was der Zar verlangte. Er verpflichtete sich zu einer Diversion gegen den linken Flügel der französischen Armee, obgleich ihm der Zar keine einzige seiner Forderungen, weder das ganze Finnland noch den Theil Finnlands zwischen Kemi und Kalix, noch die Alandsinseln bewilligte. Die Vortheile, welche Schweden von Rußland erhielt, standen in keinem Verhältniß zu denen, welche Schweden den Russen gewährte. Der Zar bewilligte Bernadotte eine Anleihe von 15,000,000 Rubeln, von welcher Summe drei Viertel in Getreide und Mehl zahlbar waren und überdies unter strengen und kleinlichen Bedingungen der Rückzahlung. Schweden sollte außer Norwegen die dänischen Inseln Seeland und Bornholm erwerben. Dänemark dafür mit Bremen, Verden, Lübeck, Hamburg und einem Theil von Mecklenburg entschädigt werden. Die Vermittlung Rußlands sollte Schweden das Bündniß mit England und Subsidien von dieser Macht verschaffen. Dafür verpflichtete sich Bernadotte „die Expedition gegen Dänemark, welche ihm Norwegen sichern sollte, aufzuschieben, in Deutschland zu landen und an dem Kriege Rußlands gegen Frankreich sich zu betheiligen. Er garantirte Rußland das Großherzogthum Warschau, das ganze Land vom Niemen bis zur Weichsel und zur Oder, Warschau, Krakau, Thorn und das Großherzogthum Posen. Nicht zufrieden, den Frieden von Bukarest vermittelt zu haben, welcher den Russen Bessarabien und den dritten Theil der Mol-

by Google

dau gab, sicherte er dieser Macht auch den Besitz Galiziens und Ostpreußens. Oestreich sollte in Italien, Preußen durch die Abtretung Pommerns und irgendeiner andern Provinz, aus der man ein Königreich Franken bilden würde, entschädigt werden. Kurz, die Grenzen Rußlands sollten bis vor die Thore von Berlin, Wien und Konstantinopel geschoben werden. Bernadotte sprach sogar davon, daß in Stelle des Kaisers von Oestreich der Kaiser von Rußland die deutsche Krone auf sein Haupt setzen sollte. Gekrönt aber wurden die Conferenzen von Abo durch den Familienvertrag, welcher Gegenstand eines besondern und geheimen Artikels der Convention vom 30. August 1812 wurde. Bernadotte trachtete vor allem darnach, allen Gefahren zu begegnen, welche seine junge Dynastie bedrohen konnten. Die Parteien in Schweden waren noch nicht völlig unterdrückt und England sowol als Rußland konnten leicht einmal wieder den entthronten König Gustav IV. oder seinen Sohn unterstützen. Er sprach zu Alexander: „Ich bin nur ein Fürst des Bivouacs, durch ein glückliches Geschick auf die Stufen eines Thrones geworfen. Eine Zeit wird kommen, wo, nachdem Europa zu seinen alten Verhältnissen zurückgekehrt ist, eine Reactionsbewegung Schweden erfassen und verwirren kann. Nur eins beruhigt mich. Ew. Majestät hat meine Allianz und meinen Degen anzunehmen geruht und erklärt, daß Sie meine Feinde stets als Ihre eignen ansehen werde. Ich werde Ihnen meinerseits vollkommen ergeben sein und meinen Sohn in denselben Gesinnungen erziehen; Schweden wird stets Ihr treuester Alliirter sein, seine Waffen, seine Huldigung und seine Gelübde werden Ihnen für immer gehören.“ Auf Grund dieser Erklärung wurde der Convention vom 30. August der folgende geheime Artikel beigefügt: „Indem die beiden hohen contrahirenden Theile in gemeinsamem Einverständniß der gegenwärtigen Allianz den Charakter und die Kraft eines Familienvertrages geben wollen, verpflichten sie sich gegenseitig: im Falle irgendeine Macht die Ruhe und die Sicherheit Schwedens und Rußlands stören sollte, zur Unterdrückung dieser feindlichen Pläne sich den Beistand zu leisten, welcher nothwendig ist und niemals die Zahl von 12 bis 15,000 Mann überschreitet. Dieser besondere und geheime Artikel soll dieselbe Kraft haben, als wenn er wörtlich in die Additionalconvention aufgenommen wäre, und soll gleichzeitig unterzeichnet werden.“

Bernadotte hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht. Kam eine neue Restauration der alten Dynastien, die seinige war durch Rußland gesichert. Als Nachfolger und Sohn von dem königlichen Bruder Gustavs III. adoptirt, durch einen Familienvertrag dem Kaiser von Rußland, dem Herzoge des Hauses Holstein alliirt, durch die Stimme des Volkes gewählt, fehlte ihm nichts in den Augen des Absolutismus und der Demokratie. Mit diesem Familienvertrage endeten die zweijährigen Unterhandlungen Bernadottes. Die schwedische

Digitized by Google

Nation hatte vergebens der Allianz mit Rußland widerstrebt; der Vertrag vom 24. März und die Convention vom 15. Juni war ohne ihr Wissen geschlossen. Die Häupter des Adels, die vornehmsten Mitglieder der übrigen Reichsstände hatten energisch gegen das russische Bündniß demonstrirt. Alles umsonst. Die schwedische Nation war fortan gebunden und die Politik von 1812 gegründet. Sie hatte zur Folge die Schlacht bei Leipzig und den Einzug Bernadottes in Paris. Aber diese Politik, welche gegen den Willen der Nation eingeschlagen wurde, um Bernadottes Dynastie zu befestigen, hat die Macht und die Unabhängigkeit Schwedens nicht gefördert; sie hat keine verbindliche Kraft für Bernadottes Sohn und Nachfolger, und das königliche Gespenst, welches, wie ein schwedischer Dichter sagt, den Marschallstab führt und auf den Felsen der Ostsee stehend der schwedischen Armee verbietet, Finnland wiederzuerobern hat heute seinen Zauber verloren.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel. — 4. November. — Der hier seltene Südwind versetzte uns in den Mittags- und Nachmittagsstunden der letzten Woche in die heißeste Periode des vergangenen Sommers zurück. Alle Welt empfand den eingetretenen Wechsel, von den eleganten Perotinnen, die auf dem großen Campo erschienen, bis herab zum Lastträger (Hamal), der in Galata und Tophane die dicke Jacke auszog. — Nach einem Gerücht hatte am Dienstag (30. Octob.) eine Stelle im Bosporus, während die Flut sonst nirgend vom Winde gekräuselt ward, gekocht. Es darf nicht eben sehr verwundern, wenn unter solchen Umständen mit einiger Spannung den Nachrichten aus Brussa entgegengesehen wird, welches man hier seit dem verhängnißvollen Schlußtag des Februar als den Herd aller vulkanischen Erscheinungen dieser Gegend betrachtet. Während ich schreibe lagert es wie ein dichter Höhenrauch über der Hauptstadt.

Aus der Krim langen nach wie vor bedeutende Transporte von Kranken, und zwar größerentheils von Verwundeten hier an, die man Sorge trägt, in den durch zahlreiche Einschiffung von Genesenen nach Frankreich ziemlich leer gewordenen Barackhospitälern unterzubringen. Muthmaßlich schreiben sich diese Blessirten von den Tagen des Bombardements und Sturmes her, (5. bis 9. September) und wurden, einem neuen Arrangement gemäß, bis daß sie in ein gewisses Stadium der Heilung eingetreten, auf dem Kriegsschauplatz selbst gepflegt. Mit den letzten Transporten kamen auch zahlreiche Händler, die auf der Rückreise begriffen sind, hier an; ein Preuße unter ihnen, der früher in der Artillerie diente, und insofern militärisches Urtheil besitzt, erzählte einem meiner hiesigen Bekannten von den unglaublichen Schwierigkeiten, welche nach genommener Besichtigung die Ersteigung des Malakowwerkes gehabt hat. Hier leisteten, allem was man darüber hört nach zu urtheilen, die Zuaven wahrhaft Wunder. Wie es scheint führte sie eine „Des-

Digitized by Google

cente", die nur zum Theil eingedeckt war, auf die Sohle des Hauptgrabens; aber hier erst begannen die Schwierigkeiten; die Escarpe war steil, und man klomm sie, mit am Riemen über die Schulter geworfenem Gewehr, theils auf Leitern, theils wie die Katzen kletternd hinan. Das eigentliche Einbrechen erfolgte durch die Scharten, und zwar wurde das Handgemenge, nach einstimmigen Aussagen, im dichtesten Aneinander und seitens der Zuaven in der Weise geführt, daß sie, ohne von eigentlichen Waffen Gebrauch zu machen, was der enge Raum und das Drängen nicht gestattete, den Gegner mit raschem Faustgriff an der Kehle packten und den Fuß in die Weichen stießen, eine Fechtart, die auch schon bei Inkerman (5. November 1854) ihre Anwendung gefunden hat.

Der Winter, welcher in einer anderen Epoche unsres Jahrhunderts die russisch-französische Kriegführung so wenig aufhielt, daß in der ersten Hälfte des Februar (1807), inmitten des damals noch sehr unwegsamen Ostpreußen die Schlacht von Eylau geschlagen wurde, und sieben Jahre darnach es den Verbündeten nicht unmöglich machte, zwischen Neujahr und den letzten Tagen des März (1814) Napoleons Widerstand jenseits des Rheines niederzuwerfen und Paris zu nehmen — derselbe Winter wird heute, wie es scheint, bei weitem mehr respectirt, und lange bevor er wirklich eingetreten bringt er die gegenseitigen Operationen wider alles vorherige Erwarten zum Stillstand. In den hier erscheinenden Blättern wird viel von den unermeßlichen Schwierigkeiten gesprochen, welche die Witterungsverhältnisse in Taurien einer Fortsetzung der kriegerischen Unternehmungen nach dem Landesinneren entgegensetzen: es mag dies auch für einige Districte vollkommen begründet sein, aber schwer ist es zu glauben, daß von Eupatoria aus ein Angriff auf den Rücken der feindlichen Armee nicht noch bis zu Anfang Januar ausführbar wäre. Wenn man sich in der Lage zu befinden meint, die seewärtige Unterstützung, sei es aus Verpflegungsrücksichten oder als letzen Rückhalt im Fall einer großen, rückschlagenden Katastrophe nicht entbehren zu können — alsdann, aber eben nur dann, würden Gründe dafür sprechen, sich nicht auf Eupatoria zu basiren, welches nur eine offene Rhede hat, und von der Hauptbasis der Verbündeten, die am Bosporus gelegen ist, durch Stürme leicht auf die Dauer von acht Tagen abgeschnitten werden kann. Unter allen anderen Umständen ist eine Verzichtleistung auf die Action in so früher Stunde schwer zu rechtfertigen. Nur zwei Gründe können entscheidend gewesen sein: entweder ist die Ruhe, welche man so früh angetreten, nur eine erwünschte Verlegenheitsfrist und die Witterungsverhältnisse sind dafür der willkommene Vorwand, — oder man kam zum Stillstand durch politische Reflexionen, unter denen möglicherweise die, daß Rußland in keinen Frieden eingehen werde, welcher ihm die Resignation auf die Krim aufnöthige, daß es also auch nicht weise sei, diese Halbinsel zu nehmen, die entscheidende gewesen sein mag.

— — 8. November. — Sie wollen mich von einem genauen Bericht über die Vorgänge vom Abend des 4. Novembers auf dem At-Meidan und in der Nähe der Aga Sophia gütigst entbinden, da ich nicht Augenzeuge gewesen. Es wird nicht an Darstellern fehlen, welche bemüht sind, dem allerdings sehr bedauernswerthen Vorfall eine politische Färbung zu verleihen. Thatsächlich hatte er diese

Digitized by Google

durchaus nicht, und er ist im Grunde genommen nichts Anderes als eine durch die Umstände blutig gewordene Soldatenschlägerei. Auch die höchsten mir bekannten Angaben reden nur von drei oder vier Getödteten (worunter ein tunesischer Binbaschi (Major), den seine eignen Leute erstachen, da er ihnen scharfe Patronen verweigerte, und von funfzehn oder zwanzig Contusionirten und Verwundeten.

Am zweiten November hat ein englisches Dampfschiff das erste Jägerregiment (oder Bataillon) der britisch-deutschen Legion (heißt jetzt: „deutsche Legion der Königin") unter dem Commando des Oberstlieutenant von Schröer hierher gebracht. Die Truppe wird diesen Winter hier verbleiben und die Ausbildung der Mannschaften, welche sehr weit vorgeschritten ist, vollenden, dann aber nach der Krim übergeschifft werden. Im Hofe der großen, von Sultan Selim erbauten Kaserne von Skutari erklingt inzwischen das deutsche Commandowort der Offiziere mit dem wohlbekannten preußischen Accent.

Bei Skutari läßt die britische Regierung ganz neuerdings eine weitere Anzahl umfangreicher Baracken errichten, deren Zweck man mit der polnischen Legion in Verbindung bringt. Zum Commandeur der letzteren ist, wie Sie wissen, Graf Zamoyski bestimmt. Das ist ein Militär, der allerdings keine seinem Alter (er steht den Funfzigen nahe) entsprechende praktische Laufbahn hinter sich hat, aber zu dessen Fähigkeiten man Vertrauen hegen darf. Denken Sie sich eine hochgewachsene Figur, in seinem Gesichtsausdruck den slawischen (in Gegensatz zum sarmatischen) Typus repräsentirend, blaß, mit Zügen, die von Intelligenz sprechen, lebhaft in der Unterhaltung und zumal wenn es sich um militärische Gegenstände handelt. Zu bedauern ist es, daß unter den polnischen Führern zumeist Zwistigkeiten herrschen. Vor längerer Zeit hieß es, daß General Wysocki der Rivale von Zamoyski sei. Ein erprobter Krieger, grau vor der Zeit durch Kriegsstrapazen und Leiden der Verbannung.

Jedes der zu formirenden polnischen Cavalerieregimenter soll auf 1500 bis 1600 Pferde gebracht werden. Diese Stärke wäre enorm, und würde nur von den russischen Dragoner- und den östreichischen Husaren- und Ulanenregimentern erreicht werden.

Infolge dieses Mangels an positiven Nachrichten kann auch die Größe der Armee, mit welcher die Verbündeten im kommenden Frühjahr die dritte Campagne zu eröffnen im Stande sind — die diesjährige ist entschieden am Ende — keinem Calcül unterworfen werden. Sicher ist, daß England mindestens zur Hälfte fremde Truppen in seinem Solde fechten lassen wird; Frankreich nimmt jetzt viele Regimenter aus der Krim zurück, allein es sendet noch mehr Truppen von Marseille und Toulon aus dorthin, und, auch die Verluste durch Krankheiten in Anschlag gebracht, wird die Armee des Generals Pelissier im April kommenden Jahres mindestens dieselbe Stärke haben wie heute. Was Sardinien angeht, so wird es seine Streitmacht auf volle 25,000 Mann bringen, und auf diesem Etat erhalten. Eine gleiche Leistung erwartet man von Spanien, welches im Begriff steht, in die Allianz einzutreten. Hieraus ergeben sich etwa nachstehende Ziffern:

100,000	Mann	Franzosen
50,000	„	im britischen Solde
25,000	„	Sardinier
25,000	„	Spanier
in allem 200,000	Mann	Verbündete am 1. April 1856.

Digitized by Google

Sie kennen meine Ansicht, wonach diese Anstrengung noch nicht als ausreichend zu erachten ist, wenn man den Krieg mit der Tendenz nach einer großen Entscheidung führen will. Was ich fürchte ist dies: daß man sich in Paris wiederum, wie seither, durch finanzielle Rücksichten bestimmen lassen wird. Der Krieg wäre sicher schon jetzt zu einem abschließenden Resultat gebracht, wenn man im gegenwärtigen Jahre die Anstrengungen verdoppelt und anstatt im Mai lediglich 180,000 Mann gegen die Russen vor Sebastopol zu concentriren, weitere 100,000 Mann bei Eupatoria versammelt hätte. Wenn man auf die Anwendung der Lehren der Strategie verzichten will, wie man es seither gethan, muß man an die Consequenzen der Uebermacht appelliren. Aber man hat leider beides versäumt.

Wie Sie wissen ist es Ferhad Pascha, (der früher östreichische Offizier von Stein) der die Avantgarde Omer Paschas commandirt. Ein Mann, nicht mehr jung, aber voll Leben und Feuer, ungeachtet einer gewissen behäbigen Corpulenz, und von dem man im Besonderen rühmt, daß er den sogenannten „kleinen Krieg", der eigentlich nur die Pausen des großen ausfüllen sollte, trefflich zu führen weiß. Auf diesen wird es bei dem Feldzuge einzig und allein abgesehen sein. Den Russen schreibt man eine Streitmacht von 12,000 Mann zu, und es ist wenig wahrscheinlich, daß sie stärker sind. Sie werden zurückgehen bis zu einer gewissen Grenze und diese wird der nachdrängende Angriff nicht überschreiten, ja es ist wahrscheinlich, daß er schon jetzt Halt gemacht hat.

Vermischte Literatur. — Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. Elfter Jahrgang. Leipzig, Hübner. — Die Sammlung enthält in ihren neuesten Lieferungen zunächst einen Roman von Karl Gutzkow: Ein Mädchen aus dem Volke... Wahrscheinlich ist es die Umarbeitung irgendeiner der frühern gutzkowschen Novellen, wenigstens sind uns die ersten Scenen noch sehr lebhaft in Erinnerung. Bei der Erfindung hat Gutzkow die reizende Episode von Gretchen aus Dichtung und Wahrheit vorgeschwebt; eigenthümlich ist ihm aber einer der beiden Hauptcharaktere, ein Knabe aus dem Volk, der aus Wahrheitsliebe zuerst seinen Vater, dann seinen Freund, dann alle möglichen andern Leute denuncirt und dadurch, ohne die geringste böse Absicht zu haben, in das Netz der geheimen Polizei verstrickt wird; eine an sich schon sehr schwierige, vielleicht unmögliche Aufgabe, die nur dann annäherungsweise zu lösen war, wenn der Dichter sehr gewissenhaft und im Detail auf die Seelenbewegungen einer so eigenthümlich angelegten Natur einging. In der leichten, oberflächlichen Skizzirung, mit der sich Gutzkow begnügt, macht dies Charakterbild den entschiedensten Eindruck der Unwahrheit. In den jungen Helden, die der feineren Welt angehören, ist bei sämmtlichen gutzkowschen Figuren die Familienähnlichkeit erstaunlich. Oswald wird hier als Freund des Referendarius Dankmar Wildungen aus den Rittern vom Geist gezeichnet, und er ist in der That sein Zwillingsbruder. Wir wollen nur einen Zug von ihm anführen. Er hat einen sehr intimen Verkehr mit einer Gärtnerfamilie, in der sich besonders ein Mädchen, Ernestine, durch Tugend und Liebenswürdigkeit auszeichnet. Der Verkehr ist so intim, daß er alle Abende hingeht, und daß alle Welt ein werdendes Liebesverhältniß annimmt. Nun sieht er eines Tages seine Geliebte, die beiläufig in der Folge wirklich seine Frau wird,

Digitized by Google

mit einer Person zusammen ausfahren, in der er mit Recht eine gemeine Dirne vermuthet. Wenn dieser Umgang auch auf ihre innere Sittlichkeit keinen nachtheiligen Einfluß ausübt, so muß er doch ihrem Rufe schaden, und der Liebende, oder wenigstens der vertraute Freund, hat die dringende Verpflichtung, sie zu warnen. Er beabsichtigt auch so etwas, vergißt es aber wieder, da er eben eine neue interessante Bekanntschaft gemacht, und überläßt Ernestine ruhig ihrem Schicksal. — In dem zweibändigen Roman von Alfred Meißner: Der Freiher von Hostiwin, erkennen wir einen entschiedenen Fortschritt gegen die vor kurzem von uns besprochene Novelle: der Pfarrer von Gravenhorst. Der Stoff ist nicht sehr glücklich gewählt, denn ein Don Juan, der schon durch seinen ersten Blick alle Mädchen bezaubert, und der so lange unstet von der einen zur andern schwankt, bis er endlich müde und blasirt wird, ist bereits eine zu bekannte Erscheinung, als daß wir ein lebhaftes Interesse an ihm nehmen könnten. Aber die Darstellung ist im Ganzen vortrefflich, und namentlich einzelne landschaftliche Schilderungen mit dem, was sich zunächst daran knüpft, sind glänzend ausgeführt. — Von Karl v. Holtei gibt die Sammlung den ersten Theil eines neuen Romanes: Schwarzwaldau. Die Anlage der Charaktere ist so raffinirt krankhaft, die gesellschaftlichen und psychologischen Voraussetzungen so wunderlich, daß einzelne sehr glückliche Einfälle gegen den trüben Eindruck des Ganzen nicht aufkommen, und daß wir für die Fortsetzung das Schlimmste erwarten müssen. — Das gelungenste unter diesen Werken ist eine Erzählung von Ernst Ritter: Oscar Kleinert. Die Gemüthsbewegungen eines nicht schlechten, aber eitlen Menschen, der durch seinen Stand wie durch sein Talent zu forcirten Gefühlsdarstellungen verführt wird und der infolge dieser Gewohnheit sein Inneres immer mehr aushöhlt, sind mit außerordentlichem psychologischen Scharfsinn analysirt und machen, einzelne Gewaltsamkeiten abgerechnet, die durch eine sorgfältige Ueberarbeitung vielleicht herausgebracht werden könnten, den Eindruck der Naturwahrheit. Dieser Eindruck wird noch durch den strengen sittlichen Ernst des Verfassers, der aber frei von aller Pedanterie ist, verstärkt.

Die Freunde. Roman von Josef Rank. Zweite, durchgesehene Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. — Wir verweisen bei dieser zweiten Ausgabe auf unsre frühere Besprechung. Die Mühe, die sich der Verfasser gegeben hat, sich von den Incorrectheiten seiner Manier zu befreien, ist unverkennbar. Wenn er aber in diesem Fache etwas Bleibendes leisten will, so wird ein ernsteres Studium des wirklichen Lebens vorausgehen müssen. Für Genrebilder aus dem böhmischen Dorfleben reichen die Kenntnisse des Costüms im Ganzen aus; ein wirklicher Roman dagegen verlangt einen ernsthaftern Inhalt.

Ideal und Kritik. Ein humoristisches Genrebild aus der Gegenwart von Hermann Presber. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn & Comp. — Der Verfasser, der noch ein junger Mann zu sein scheint, zeigt gute Laune, die Gabe, lebhaft darzustellen, gesunden Menschenverstand und eine im Ganzen glückliche Beobachtung. Er muß sich aber davor hüten, von diesen Anlagen einen gar zu spielenden Gebrauch zu machen. Die humoristische Darstellung wie die ernsthafte muß, wenn sie ihre Wirkung machen soll, einem bestimmten Gesetz folgen. Um einen humoristischen Roman zu componiren, genügt es nicht, beliebige Einfälle bunt durcheinanderzuwerfen, die Charakterzeichnung, der Zusammenhang der Geschichte u. s. w. läßt

Digitized by Goo

sich durch einzelne gute Witze nicht umgeben. Um sich in seinen muthwilligen Einfällen ungenirt ergehen zu können, muß der Verfasser der Gesetze seiner Kunstgattung vollkommen mächtig sein, und diese sind ihm bis jetzt noch etwas Aeußerliches geblieben.

Der Feldzug in der Krim 1854, dargestellt in einer Sammlung officieller Berichte beider kämpfenden Parteien. Leipzig, F. L. Herbig. — Diese sehr zweckmäßige Sammlung geht von dem Grundsatze aus, daß über den Kampf eher zu viel als zu wenig veröffentlicht worden ist, und daß es zunächst mehr auf eine Sichtung des Materials, als auf eine Vermehrung desselben ankommt. Die officiellen Depeschen der kriegführenden Generale bilden die angemessenste Grundlage für eine spätere Kritik. Der Verfasser hat nur wenig Privatcorrespondenzen hinzugefügt, und dazu nur solche ausgewählt, die das Gepräge der Zuverlässigkeit an der Stirn tragen. Es sind bis jetzt zwei Hefte erschienen. Das erste geht von der Landung der Verbündeten bis zur Schlacht von Inkerman, das zweite bis zu Ende April 1855. Die Fortsetzung wird wol nicht auf sich warten lassen, und so von den großen Ereignissen, die wir gewissermaßen schaudernd mit erlebt, ein angemessenes Spiegelbild geben.

Krim-Girai, ein Bundesgenosse Friedrichs des Großen. Ein Vorspiel der russisch-türkischen Kämpfe. Von Theodor Mundt. Berlin, H. Schindler. — Das Werk schließt sich als eine Episode der größern Schrift desselben Verfassers an: Der Kampf um das schwarze Meer. Im October 1761 verbreitete sich in Berlin die Nachricht, daß eine Gesandtschaft des Khans der Tartaren angekommen sei. Der Gesandte hatte zu Hause die bescheidene Stellung eines Barbiers, aber er verstand zu dem großen König verständig zu sprechen, und infolge seiner Mission wurde ein preußischer Lieutenant, Herr von der Golz, in die Krim geschickt, um die guten Verhältnisse zwischen Preußen und der Tartarei zu reguliren. Die Geschichte hat zwar im Ganzen nicht die Wichtigkeit, die man nach der Einleitung des Herausgebers vermuthen sollte, aber sie ist ein höchst ergötzliches Charakterbild. Wenn Herr Mundt sich nur endlich einmal entschließen wollte, einfach und natürlich zu schreiben. In der blühenden d. h. schwülstigen Sprache geht sein wirkliches Talent zur Darstellung vollständig verloren.

Die Familie von Meyern in Hannover und am Markgräflichen Hofe zu Baireuth. Von Kurd von Schlözer. Berlin, W. Hertz. — Den Mittelpunkt dieser Darstellungen bildet Johann Gottfried von Meyern, der Herausgeber der Acta pacis Westphalicae. An das Leben desselben knüpft sich die Beschreibung der Culturverhältnisse jener Zeit, sehr geschickt und ansprechend ausgeführt. Auch in der spätern Geschichte der Familie findet man noch interessante und für die Zeitgeschichte charakteristische Züge.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die Kunst des deutschen Uebersetzers.

Mit Recht hat man bemerkt, daß von der mittelalterlichen die neuere Entfaltung und Blüte der Dichtkunst sich dadurch unterscheide, daß sie wesentlich von fremdem Anstoß ausgegangen sei. Es ist charakteristisch, daß an der Spitze derselben eine Uebersetzung steht, die einflußreichste, die je gemacht ist, die lutherische Bibel. Der Kunststil hat in Deutschland, je nach dem Eintreten dieses oder jenes auswärtigen Einflusses gewechselt; seine Phasen sind die eigentlichen Knoten- und Ausgangspunkte der Literatur; seine Resultate, seine mit unsern größten Geistern erzeugten Producte unsre größten Schätze und es sind keineswegs unsre größten Erzeugnisse, mit Ausnahme weniger Lieder, welche im unmittelbaren Anschluß an die äußern Interessen unsers Volkes entstanden sind. Obgleich aber sich durch diese immer neuen Elemente der Gesichtskreis der Nation aufs schönste erweitert hat, so ist es doch nicht zu leugnen, daß, gegenüber dem volksthümlichen Emporwachsen im Mittelalter, dieses Angeregtwerden von außen sein ernstes politisches Spiegelbild hat. Aber Thorheit wäre es, unsre Empfänglichkeit für das Fremde darum zu schelten, Thorheit, zu wähnen, man könne den politischen Sinn durch Unterdrückung der frei anerkennenden Kunst und Wissenschaft, oder durch Hinlenkung auf einseitig nationale und unmittelbar praktische Interessen fördern; der Deutsche ist wol am wenigsten der Mann, auf diesem Wege zu etwas Anderem als zu einem kleinlichen, schmuzigen Eigennutz zu gelangen. Denn es kommt für unsre Bildung nicht darauf an, ob fremd oder nicht fremd im Anlaß, aber wol darauf, daß das Fremde selbst lebensfähig, daß es bedeutender sei, als das Eigne. Und zweitens darauf, daß es uns nicht völlig übermanne, sondern daß wir uns dasselbe unterwerfen, so weit es uns gleichartig ist.

Die Einwirkung des fremden Geschmacks aber geschieht, (wenn wir uns zunächst auf die Dichtkunst beschränken, theils dadurch, daß ein großer Theil der Gebildeten die fremde Sprache lernt, theils dadurch, daß allen Gebildeten die Erzeugnisse derselben in deutschen Nachbildungen zugeführt werden. Fast immer durchdringt sich dieses gegenseitig, so daß aus dem Sprachstudium die deutsche Nachbildung hervorgeht und diese wieder auf Belebung und Verallgemeinerung des Sprachstudiums einwirkt.

Digitized by Google

Vor Luther lehrte Reuchlin und nach ihm wurde das Hebräiſche erſt regelrecht getrieben; vor Spenſer und Fairfax waren ſchon viele Kenner und Liebhaber des Italieniſchen und nach ihm blieb es ein ſtehendes Accompliſſement; vor und mit Voß lehrte Heyne und nach und mit ihm F. A. Wolf und G. Hermann; gleichzeitig mit den Gebr. Schlegel Wilh. v. Humboldt, mit und nach Rückert und Platen Bopp und Pott und Diez; mit Uhland und Simrock die Brüder Grimm und Lachmann; ſchon vor Lamartine und Victor Hugo lehrte Silveſtre de Sacy und dann ſeine trefflichen Schüler. Gingen ſo immer Sprachſtudium und Dichtkunſt Hand in Hand, eine Verbindung, die ſich auch in vielen Einzelnen, z. B. in Leſſing, Voß, W. v. Humboldt aufs klarſte wiederſpiegelt — ſo war doch das Eigne und Merkwürdige unſrer neuern Entwicklung, daß man nicht etwa mit dem Geſchmacke wechſelte und alte Fäden fallen ließ, wenn man neue aufnahm, ſondern daß man alle zuſammen feſthielt, was auf Seiten der Dichtkunſt die bunteſte Varietät der Stile, in der Wiſſenſchaft die vergleichende Sprachforſchung, oder richtiger geſagt, die hiſtoriſche in ihren verſchiedenen Zweigen erzeugte, die großartigſte Schöpfung des deutſchen Geiſtes im 19. Jahrhundert. Man mag über jene Buntheit der Stile noch ſo ungünſtig urtheilen, jedenfalls iſt auch ſie ein ſtarker Beweis von der Lebensfähigkeit unſres Vaterlandes und nur ihre Menge, nicht aber daß ſie von Nachbildung ausgingen, zu tadeln, da doch auch ſie, ſoweit ſie überhaupt was Rechtes ſind, original ſind; und wenn ſie nicht in dem Maße und Sinne original ſind, wie Goethe und Schiller es waren, ſo kommt dies nicht von ihrem Ausgehen von der Fremde, ſondern vielmehr daher, daß urkräftige Geiſter immer und überall ſelten ſind.

Wir unterſcheiden nun drei Arten der Nachbildung. Wenn der fremde Inhalt zwar ziemlich getreu, aber entweder ohne die Form der Dichtung oder doch nicht in einer gleichen oder analogen wiedergegeben iſt, ſo haben wir eine ſtilloſe Ueberſetzung. Wenn ein deutſcher Inhalt in fremder, noch nicht eingebürgerter Form dargeſtellt iſt: die Originaldichtung in fremdem Stil. Wenn endlich Form und Inhalt möglichſt getreu und doch ſchön und verſtändlich übertragen worden: die ſtrenge oder ſtilhafte Ueberſetzung. Dieſe Arten ſpielen zwar bisweilen ineinander über, laſſen ſich aber doch im Ganzen wol ſcheiden und jede hat ihre eignen Geſetze, ihre eigne Bedeutung für die Leſer oder Dichter, namentlich aber ihre eigne Unvollkommenheit. Die erſte, ſcheint es, am wenigſten. Sie gibt die Form verloren, aber den Inhalt wird ſie deſto klarer und vollſtändiger darſtellen. Sie wählt Proſa. Ja, kann man denn überhaupt überſetzen? Wie kein Wort das Wort, wie noch viel weniger ein Satz den Satz, ſo deckt kein Bild das Bild, kein Gefühl das Gefühl, kein Witz den Witz, ja kaum ein einziger Gedanke den Gedanken vollkommen, ſobald er dem mitgebornen ſprachlichen Ausdruck entriſſen

Digitized by Google

wird. Jedes Wort ist, wenn nicht im Begriffsinhalte, so doch in seiner lebendigen phraseologischen Erscheinung in jeder Sprache ein besonderes Wesen und spricht man dafür das analogste Wort einer andern Sprache aus, so erweckt dies nicht alle dieselben und daneben einige neue Ideenassociationen. Wenn ich z. B. das einfache Wort father durch père oder Vater übersetze, so mögen sich diese Wörter ihrem Inhalte nach decken, aber wenn schon in der einfachsten Verbindung:

Der Vater schläft, die Mutter wacht.
The father sleeps, the mother wakes.
Le père dort, la mère veille.

die dadurch erweckten nächsten Vorstellungen zwar dieselben, die Empfindungen aber durch den härteren oder weicheren Laut, den zerlassenern oder geschlosseneren Ausdruck ein klein wenig verschieden sind und die daneben erweckten Anklänge, z. B. wenn ich bei den deutschen Worten an einen mit wacht schließenden ähnlichen Gesangvers, bei den englischen an einen spaßhaften Kinderreim auf cakes, bei den französischen an eine bekannte Fabel von abeille, der Biene, erinnert werde, sich nicht blos individuell, sondern auch national unterscheiden — wenn vom „Kaiser" die Rede, denkt der Franzose nur an einen Napoleon, der Deutsche auch z. B. an Friedrich Barbarossa —: so gilt dies in noch viel größerem Umfange von allem, was eigentlich Redewendung und gar was Reimformel, Spruch, Wortspiel, Witz ist. Ja, wie so die Ausdehnung der Begriffe in dem Gebrauche nie ganz gleich ist, so haben nicht nur dieselben Wörter im Munde verschiedener Menschen oder Menschenclassen (z. B. der Diplomaten) oft grundverschiedene Bedeutung — weshalb sie sich so oft mißverstehen — sondern vielmehr haben alle feineren Begriffe, für die der große Volksmund ein Wort ausgeprägt hat, nicht gleichen Inhalt von Sprache zu Sprache. Die höchsten und theuersten Begriffe: Gott, König und Vaterland haben dem Engländer, dem Franzosen, dem Deutschen, jedem seinen nationalen Inhalt, leider uns noch einen in sich selbst vielfachen; jeder wendet sie nicht blos anders an, er setzt sie auch anders zusammen. Auch der einfachste Satz deckt oft als solcher nicht den Satz; wenn ich z. B. sage: „Wenn du das thust, so gehe ich" und im Englischen, If you do that, I go, so ist die Nachstellung des Objects that und Auslassung des so so viel härter und analytisch verständiger, die Schließung des Vordersatzes mit dem Zeitwort so viel runder und synthetischer und das vermittelnde so so viel weicher und gleichschwebender, daß doch auch dieser kleine Satz in so verwandten Sprachen nicht ganz denselben Eindruck macht. Wie wäre es auch sonst möglich, daß derselbe Gedanke in der einen Sprache schön, in der andern häßlich ist? Die zierlichste, schönste Periode eines Thucydides oder Machiavelli wird (wie oft) im Deutschen ein schwerfälliges winkliges Gefüge, der eleganteste Satzbau der Fran-

Digitized by Google

zosen ein widriges, trocknes und abgerissenes Gemengsel werden. Und wie viel mehr gilt dies von der stets individuellen, stets nationalen Dichtersprache! Die besten Metaphern, die schärfsten Witze, die tiefsten Gefühle kommen ja aus dem Kern der Nation, also auch aus dem innersten Leben der Sprache; und manche Begriffe sind ja nur national. Wer kann des Schweden midjas, des Engländers iron-bound coast, des Franzosen mon brave!, des Griechen *καλοκἀγαθός*, des Römers virtus oder fides oder religio eigentlich übersetzen? — Aber dennoch haben diese mangelhaften Uebersetzungen den größten Nutzen gestiftet. Die poetische Prosa des weiland eschenburgschen Shakespeare (1762 ff.) entzündete Goethes und Schillers jugendliche Begeisterung zum Götz und zu den Räubern; aus Luthers Psalmen sogen Millionen Trost und Erhebung. Vielleicht konnte man bei manchen Originalen überhaupt nicht weiter kommen, als z. B. Luther bei den Psalmen, und solches Verdienst war, je edler der Inhalt, ertensiv viel bedeutender, als das der gelehrten Erklärer. Aber allerdings ist diese Art jetzt vielfach gegen die künstlerische zurückgetreten und zu einem Hilfsmittel für das Verständniß des Originals herabgesunken. Fast in Vergessenheit gekommen ist dagegen die alte Art stilloser Uebertragungen, wo eine andre, dem Zeitgeschmack des Uebersetzers gemäße poetische Form gewählt wurde, oder wo man nach nicht aus dem Original geschöpften Grundsätzen wegließ oder zusetzte. So übersetzten die Engländer im 16. Jahrhundert und im 17ten Opitz aus Sophokles und Seneca, so Dietrich von dem Werder, Mitstifter des Palmordens, Ariost und Tasso, so von Borck (1741) Shakespeares Julius Cäsar in gereimte Alexandriner, so nicht viel besser nach Wieland Horazens Episteln und Satiren. Manche Nationen blieben bei dieser Gattung stehen. Eins der berühmtesten Beispiele dieser Gattung ist Poppes Iliade; Bentley sagte von ihr, sie sei zwar ein ganz hübsches Gedicht, aber kein Homer. Darin liegt die Verurtheilung dieser ganzen Gattung: es kann eine prosaische Uebersetzung, so farblos sie ist, doch ein ungefähres Bild von einem Gedicht geben; aber die falschen Farben einer demselben nicht analogen Form können das Bild nur verwirren. Daher haben diese Mühwaltungen, selbst Wielands anmuthig verwässerter Horaz, nie etwas Sonderliches gewirkt und namentlich alle jene Alexandrinercopien sind längst zu ihren Vätern versammelt.

Dagegen war die zweite Gattung, die Originaldichtung im Stil der Fremde, immer von der größten Bedeutung. Zwar war auch hier eine vollkommene Congruenz der Formen im seltensten Falle möglich, da die Bindung und Bewegung des Verses aus dem innersten Leben jeder Einzelsprache hervorgeht, aber einestheils modificirte sich die Schwierigkeit der Nachbildung doch sehr nach der verschiedenen Entfernung der fremden Form von dem ursprünglich Deutschen, anderntheils machte grade diese Nothwendigkeit, das Fremde

Digitized by Google

gemäß den eignen Sprachgesetzen organisch umzugestalten, diese fremden Formen zu eignen, zu originalen. Der deutsche Alexandriner war nicht ganz der französische, die Ottave Goethes nicht die des Tasso, der Hexameter Klopstocks gar nicht der des Homer, noch weniger der goethesche oder schillersche, aber auch nicht der von Voß oder Wolf; freilich hatte überall das Original seine unerreichbaren Vorzüge, aber sie waren eigne schöne Gebilde, die, je nach der Genialität der Hand, die den ersten glücklichen Wurf that oder der Emsigkeit, mit der man sich sie anzueignen suchte, entweder sogleich oder nach und nach beliebt und heimisch wurden. Noch jetzt stößt wol einer oder der andere in der Louise oder in Hermann und Dorothea, oder in einem schillerschen Epigramm an, aber die Masse der Gebildeten hat sich auch der Form bemächtigt, liebt und versteht sie und kümmert sich wenig darum, daß die Gelehrten sagen, daß das schlechte Hexameter oder Distichen seien. Groß ist die Zahl derer, die die rhythmische Schönheit eines „Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh" oder des „Laß, o laß, Freund, stieben den Staub Neapels!" empfinden gelernt haben, auch wenn sie nichts von Asklepiadeisch oder Sapphisch wissen; braucht ein unverbildetes Ohr sie ja nur richtig vorlesen zu hören! Herders Cid, Goethes Zueignung, Chamissos Salas y Gomez, manche Platensche Sonette und Parabasen wissen die Meisten, die eine etwas höhere Schulbildung durchgemacht haben, halb auswendig. All das aber sind, sagt man, undeutsche Formen; nur der Volksliederton oder die einfache gereimte und die Nibelungenstrophe sind uns natürlich. Als ob die Gelehrten zu bestimmen hätten, was uns natürlich sei. Was unser Ohr ergötzt und unser Herz bewegt, das ist natürlich. Und gelingt ersteres nicht ohne einige Lehre und Anleitung, so erinnere man sich, daß die Orange nicht darum ungenießbar ist, weil vielleicht einer bei der ersten Bekanntschaft in die bittre Schale hineinbeißt. In der That kommt es mir so vor, wie wenn der Deutsche sich verbieten wollte, Orangen und Feigen zu essen, weil sie bei ihm nicht wachsen und weil sie frisch vom Baume besser schmecken. Wie wenn der gesteigerte Völkerverkehr nun auch noch Datteln und Schirastrauben nnd indische Nüsse bringt? Ich fürchte, man hat sich bereits gewöhnt, von fremder Frucht zu naschen!

Liegt also wol die beste Vertheidigung jener Dichtungen im Erfolg, so kann solche allerdings für die dritte Gattung, die stilhafte Uebersetzung, geführt werden. Die Kunst ist noch neu und doch haben sich ihr, seit Ramler 1769 mit funfzehn horazischen stilhaft übersetzten Oden auftrat und Voß 1781 so die deutsche Odyssee folgen ließ, Herder 1778 diese Strenge auch auf die neuern Sprachen in seinen so unendlich wirksamen Stimmen der Völker in Liedern anwandte und A. W. Schlegel sie mit dem Shakespeare endlich W. v. Humboldt (1816) mit seinem bewundernswürdigen Agamemnon zur höchsten Stufe erhoben hatte, eine Menge der edelsten Kräfte

Digitized by Google

gewidmet. Populär freilich wurde vieles nicht, aus verschiedenen Gründen. Es schien ja von vornherein, als ob man durch die Verbindung zweier, schon getrennt eigentlich unmöglicher Aufgaben, das Wiedergeben desselben Inhalts in derselben Form, weil man alles wollte, nichts erreichen könnte. Wahr ist es, daß auch im besten Falle nicht dieselbe geistige Physiognomie, sondern eine andere, ein andrer Horaz, ein andrer Homer, ein andrer Shakespeare, Calderon und Dante zum Vorschein kam; wahr auch, daß manche, indem sie die fremden Herrn zugleich deutsch zu reden und deutsch auszusehen zwingen wollten, sie nur zum Stammeln und Gesichterschneiden brachten und wirklich nichts erreichten. Aber dennoch war der Gedanke ganz richtig. Die metrische oder reimklingende Gestaltung eines poetischen Werkes ist so sehr der Kern seines Wesens, daß man viel eher, als mit Aufgebung desselben, mit Aufgebung und Veränderung eines Theils des Inhalts hoffen kann, ein ähnliches Kunstwerk vor den Augen seiner Landsleute zu erbauen und der unermeßliche Erfolg einzelner Werke dieser Art, wie des vossischen Homer und des schlegel-tieckschen Shakespeare sind ein unwidersprechender Beweis für die Lebensfähigkeit dieses Strebens. Aber alles kam darauf an, daß der Uebersetzer nicht blos aus einem vollen Verständniß und tiefen Gesammtgefühl für die Schönheit der Urbilder heraus, sondern auch mit deutsch-poetischem Geiste arbeitete, mit dem Willen, eine deutsche Dichtung zu erschaffen, die an sich schön und verständlich sei; und daß er, stets sich seine geniale Freiheit wahrend, alle ängstliche Worttreue vermeidend, alles das ausschied oder umschuf, was im Urbild ihm selbst, (dem so Begeisterten) unklar oder unschön erschien. Niemand war darin trefflicher begabt, als Schlegel, der ja bekanntlich vieles, was ihm im Shakespeare widerstand, ohne Umstände ausließ, oder mit einem glücklichen Leichtsinn änderte und doch den shakespearischsten Shakespeare darstellte, der je in fremder Zunge erschien. Allein diese Treue wurde bald auf Kosten der Schönheit und Verständlichkeit übertrieben; Schlegel selbst änderte seinen ersten Band nicht immer zum Vortheil, so wenig wie Voß seine Odyssee; ja diesem ging in seiner spätern Uebersetzung jegliche Grazie, ja oft auch die Verständlichkeit ab. Andre gingen noch weiter in Formstrenge und Inhaltstreue, wie Wolf, Humboldt und Platen und mancher scheiterte darüber in den kühnsten Unternehmungen. Aber der Fehler lag nicht immer an der mangelhafteren Begabung oder zu pedantischen Methode des Uebersetzers (wie denn die oben genannten Männer keiner dieser Vorwürfe trifft), sondern vielmehr daran, daß das Publicum zur Aufnahme des fremden Stils oder des Inhaltes nicht vorbereitet, oder überhaupt minder geneigt war. Immer war es die günstigste Lage für das Beliebtwerden einer stilhaften Uebersetzung, wenn schon vorher originale Geister sich desselben Stiles zu eignen Schöpfungrn bedient und dadurch in der Lesewelt Sinn und Liebe für denselben geweckt hatten. So bereiteten Klopstocks Oden den ramlerschen Horaz, seine

Digitized by Google

Messiade den vossischen Homer vor; so lockerten Goethes Ottaven den Boden für den Ariost und Tasso von Gries; Herders Trochäen für den deutschen Calderon; Chamissos Terzinen für den deutschen Dante; Lessings, Schillers und Goethes fünffüßige Jamben für den deutschen Shakespeare. Und es dürfte ein Hauptgrund für die Kälte des Publicums gegen gewisse Nachbildungen, z. B. des Childe Harold und des Pindar sein, daß deren Form nicht vorher in Originaldichtungen popularisirt wurde; es würden dann ja auch die Uebersetzer selbst glücklicher gewesen sein, wenn sie die Umbildung der Spenserstanze oder der chorlyrischen Strophe in deutsches Entsprechendes bereits vorgefunden hätten. An der Möglichkeit eines deutschen Gegenbildes der letztern zweifle ich nicht. Was ein deutscher Mund lesen kann, was ein deutsches Ohr als schön empfinden, wofür ein deutsches Herz sich begeistern kann, davon kann es auch einen sinnlichen Abdruck in seiner Sprache gestalten. Die mißtönenden Laute und Maße des semitischen Stammes dagegen werden ihm nie zusagen und es wird wol ein Naturgesetz sein, wenn es sich in Hinsicht der sprachlichen Physik auf seine indogermanischen Schwesterherzen beschränken muß. Rückert, der mit bezaubernder Schlauheit in der Gita-Jovinda den Windungen der indischen Lyrik nachgeschlichen ist, hat sich wol gehütet, das Tavil oder Basit des Hariri mit seiner molossischen Schwerfüßigkeit nachzuahmen. Die Schwierigkeiten der Uebertragung liegen aber hauptsächlich in der Eigenthümlichkeit der Originale selbst. Was der Zeit nach entlegen ist, wie das heidnische Alterthum der classischen, nordischen oder indischen Völker, oder die scholastisch-theologische Welt des Dante, ja selbst die biblische des Milton, das erfordert eine Menge Voraussetzungen, um verstanden zu werden, während alles, was innerhalb des Gebiets der neuern Weltanschauung liegt, derselben minder bedarf. Auch je ferner uns eine Nation immer gestanden hat, um desto schwerer können wir ihre Dichtung verstehen; ein chinesisches Drama würde wol kaum Glück machen.

Ferner ist der große Unterschied der Zugänglichkeit nach den verschiedenen Dichtungsarten zu berücksichtigen. Der gemächliche Fluß der epischen Erzählung, die klarere Entfaltung der dramatischen Handlung, alles überhaupt, was ein stofflich fortschreitendes Interesse erweckt, ist leichter wiederzugeben, als die in der Tiefe des individuellen Geistes keimende Lyrik und in ihr wieder am leichtesten die halbepische Ballade; demnächst auch alles, was Volkslied heißt und ans Volkslied streift. Denn Epos, Drama und Ballade haben das Gemeinsame, daß sie in läßlicheren Formen sich bewegen und mit denselben weniger innig verwebt sind, so daß auch der schöne Inhalt als solcher wirken kann, wie z. B. die beckerschen Erzählungen aus der alten Welt und manche gute Prosaromane und Sagenbücher beweisen; und bei dem Volkslied kommt sowol die ebenfalls bequeme Form, als auch ein gewisser Geheimbund hinzu, wodurch sich alle Volksgeister untereinander verstehen. Es sind eben

Digitized by Google

einfache, klarere oder dunklere Gefühle, Scenen und Geschichten, deren kindliche Darstellung, wenn auch noch so national, doch leicht und gern nachempfunden wird. Die Kunstlyrik dagegen, in der ganze, großartige Menschen ihr so oder so gewordenes Ich wiederspiegeln, ist sehr schwer noch einmal zu wiederholen. Homer wurde beliebt in weiten Kreisen, aber noch kein Pindar; Shakespeare, aber noch kein Byron (und was wäre an diesem anders gut, als was lyrisch ist?); Arioſt, aber kein Petrarca. Hier begegnen wir der allerkühnsten und doch allerfestesten Form, dem allertiefsten Gedanken und dem allerglänzendsten Ausdruck und nirgend ist das Verwachsensein dieser Elemente inniger. Denn die Seele der Lyrik ist die sinnliche Empfindung. Diese ist fast nur in und mit der einen Sprache möglich und wie bei einer Umsetzung eines Gemäldes in ein andres Bildungsmittel, z. B. von Oel in Pastell, die Meister der Färbung mehr leiden würden, als die der Zeichnung und Composition, ein Titian mehr als ein Rafael, so muß auch beim Uebersetzen ein Lyriker unendlich mehr einbüßen, als ein Epiker oder Dramatiker. Endlich ist die komische Muse unendlich spröder, als die ernste. Der Scherz wurzelt im Augenblick; er gehört der Zeit, dem Ort, den Personen an; wenn diese fremd geworden sind, ist seine Bedeutung verloren. Soll man sich das nun gar noch von einem fremden Boden her verpflanzen, so ist es doppelt fremd und bedarf der glücklichsten Kühnheit, um zu gedeihen. Weder die Satire und Epistel der Römer noch irgend eines andern Volkes, noch die Sinnsprüche verschiedener Völker kamen (obwol durch zahllose Nachbildungen verunstaltet) anders als im Original zur Geltung, sie fielen und standen zu sehr mit dem eignen sprachlichen Ausdruck; der feine Duft der arioſtischen und calderonschen Ironie, so anmuthig im Original, ging, weil sie fast allein auf dem Klange beruhte, in der Uebersetzung fast ganz verloren und diese wurde dadurch viel langweiliger; Goethe blieb gleich im Anfang des byronschen Don Juan stecken. Besser stellte sich die Aufgabe immer noch für das Drama, wo der Wortwitz nur eine Zuthat war und die eigentliche Komik sich an Handlungen und Gestalten knupfte.

Vor allen Dingen aber ist es die Sprache des Originals, deren verschiedene Uebersetzungsschwierigkeit eine Verschiedenheit des Gelingens bedingt und zwar nach Gruppen verschieden; die germanischen, die romanischen, die classischen und orientalischen haben jede verschiedene Schwierigkeiten.

Es liegt auf der Hand, daß, je verwandter die Sprache ist, desto leichter aus ihr übersetzt wird. Das Dänische, Holländische und Schwedische, welche im ganzen dieselben Stämme, Biegungen und Satzformen und mit Ausnahme der altnordischen Maße auch denselben Versbau haben, leisten geringen Widerstand. Es ist z. B. keine Kunst, Oehlenschlägers Gedicht auf den Tod des Naturforschers Vahl zu übersetzen:

Digitized by Google

Dökker Graven, grønne Urter smaa,
Eders Ven som elskte jer saa saare,
Han er død: o ryst fra Himlens Blaa,
Høie Gran, tin tunge Vedmodstaare.
Hvide Rose, med dit blege Smiil,
Sødt indslyng dig med den frishe røde;
Vinder Eders krands omkring den Døde;
Duk dit Hoved dybt och gröd, o Piil!

etwa ſo:

Deckt das Grab, ihr Kräuter grün und klein,
Euer Freund, der euch geliebt ſo herzlich,
Er iſt todt! O Fichte, hoch hinein
Falle deine Thräne ſchwer und ſchmerzlich.
Weiße Roſe mit dem Lächeln bleich,
Süß verſchling dich mit der friſchen rothen,
Windet euern Kranz rings um den Todten,
Bück dich tief in Thränen, Weidenzweig!

Man hat hier im Grunde nichts weiter zu thun, als den ſchönen Vollklang saare: Vedmodstaare durch einen gleich bedeutſamen Reim feſtzuhalten. Die Hauptſache iſt, daß man den lautlichen Charakter des Däniſchen zu bewahren ſucht. Dieſe ſanfte Sprache mit ihren waſſerblauen Augen und ihrem weichen gebrochenen Stimmchen (hinter denen übrigens einiger guter Humor und andre tückiſchere Kobolde lauern) eignet ſich beſonders für alle weichen Stoffe wie den vorliegenden, und auch der Ueberſetzer wird nach beſondrer Vermeidung aller Härten ſtreben müſſen. Das Schwediſche hat viel reinere Vocale, aber auch ſchärfere Conſonanten; unſre auch nach beiden Seiten hin ſchön entwickelte Sprache, obgleich rauher, eignet ſich ſehr wohl zur Aufnahme ſchwediſcher Dichtung, und obwol die Nordländer alle vor uns eine eigen geſtaltreiche Götter- und Heroenwelt voraus, poetiſchen Sinn aber und eine ſchöne reiche Dichterſprache mit uns gemein haben, ſo iſt es kein Wunder, daß die Frithioſsſage von Tegner bei uns heimiſch wurde, und eine Menge neuer Anſchauungen und Bilder uns zuführte. Ob wir von der breiten Gemächlichkeit und ſoliden Bäuerlichkeit des Holländiſchen, etwas profitiren könnten, kann ich nicht ſagen.

Schon das Engliſche ſteht ferner. Sprache und Volk ſind zwar in den Grundbeſtandtheilen germaniſch, aber doch einestheils in ſchrofferer inſulariſcher Selbſtſtändigkeit entwickelt, anderntheils mit mehr fremden Elementen bereichert. Allein dieſe lexikaliſche und phraſeologiſche Fülle macht nicht die Hauptſchwierigkeit aus, ſondern eine lautliche Gedrängtheit, welche dieſe Sprache durch Abwerfung der Flexions- und Bildungsſilben faſt zum chineſiſchen Princip der Einſilbigkeit reducirt hat. Sie erhält dadurch eine eigenthümliche

ſinnliche Energie, und kann in daſſelbe Zeilenmaß viel mehr Begriffe ohne Zwang zuſammenſtellen, als wir oder die Dänen. Hören wir einen fünfſüßigen Jambus wie — (the dames)

Whose large blue eyes, fair locks and snowy hands

(Byron. Ch. H. I.)

Kann er nicht, da die knappſte Ueberſetzung:

Deren große blaue Augen, blonde Locken und ſchneeweiße Hände

18 Silben ergeben würde, den Ueberſetzer gradezu zur Verzweiflung bringen? Da nun eine Ausdehnung einer Zeile zu zweien bei manchen, z. B. allen ſtrophiſchen Formen, unmöglich iſt, ſo gilt es hier aufgeben, und zwar, wenn wir uns nicht etwa einer ſtilloſen Ueberſetzung in die Arme werfen wollen, aufgeben nicht von der Form, ſondern vom Inhalte. Unſer Hauptmittel alſo zur ſchönen Darſtellung eines Geſammtcharakters wird das Weglaſſen der unweſentlicheren Züge z. B. der decorirenden Beiwörter und der zum Wohllaut oder zum poetiſchen Ausdruck im Deutſchen ſchlechter ſtimmenden Wörter ſein, nicht aber etwa das Abknappen der Endſilben der Binde- und Fügewörter, ohne welche der Sinn allenfalls auch faßlich iſt; in welchen Fehler ſo manche Ueberſetzer (namentlich auch Tieck) verfallen ſind, die damit lautlich und ſyntaktiſch hart und trocken wurden. Wenn der Anfang des unübertrefflichen Monologs der Julia in der 2. Scene des 3. Actes:

Gallop apace you fiery-footed steeds

Voß durch

Raſch trotte fort, gluthufiges Geſpann! —

Schlegel aber durch:

Hinab, du flammenhufiges Geſpann! —

wenn etwas weiterhin an derſelben Stelle

Come, civil Night,
Thou sober-suited matron, all in black,

Voß ſo: Komm, hehre Nacht,
In ehrbarem Matronenſchmuck, ganz ſchwarz,

Schlegel aber ſo überſetzte:

Komm, ernſte Nacht, du züchtig-ſtille Frau,
Ganz angethan (in) mit Schwarz —

ſo zeigte jener ebenſoſehr ſeine obotritiſche Derbheit, als dieſer ſein feines Schönheitsgefühl.

Ueberhaupt, wenn Byron ſelbſt dem Engliſchen alle mögliche abſcheuliche Härten aufbürdete, ſo iſt das wol dem Italieniſchen gegenüber mit ſeinem reinen, eintönigen Wohllaut wahr, aber einmal wegen der großen Buntheit der Laute nicht ein unbedingter Tadel, anderntheils auch dem Deutſchen entgegengeſetzt

Digitized by Google

gar nicht wahr. Das Hochdeutſche hat zwar etwas mehr Vocalreinheit, aber mit ſeinem Vorherrſchen der tenuis, ſeinen harten Bindungen wie z. B. Pfropfreis, ſeinen der engliſchen Zungenſpirata the an Sanftheit bedeutend nachſtehenden gutturalen (ch), welche die Engländer ſchon zu Eliſabeths Zeiten bei der Ausſprache in Vocale wie light, thought zu erweichen anfingen, iſt bei weitem härter und auch ſteifer als das Engliſche. Die engliſche Weichheit iſt aber nicht die eines ſchönen menſchlichen Organs oder eines Inſtrumentes, wie die italieniſche, ſondern vielmehr die eines dumpfen, leiſer oder lauter flüſternden Gemurmels, wie anrauſchender Meereswogen, die ſich aber auch zu gewaltigem, aber immer dumpfem Donnergetöſe erheben können. Bekanntlich iſt der phoneti-ſche Geſammtcharakter der, wie wenn jemand den Mund nicht recht aufthun will und dadurch eine Menge gebrochener und gequetſcher Laute, eben jenes Gemurmel, hervorbringt. Man kann dieſen durch Sprechen mit zuſammengehaltenen Zahnreihen am beſten ſich verdeutlichen, in welchem die weichen An- und Auslaute wie dale, mud, veal, of und love vorherrſchen und die doch harte, ſcharfe und ſchnalzende neben rollenden und liſpelnden genug hat, um nicht in däniſche Schlaffheit zu gerathen. Aber um ſo mehr Effect machen die einzeln hervortretenden vollen Laute wie das reine a, und Hamlets Worte:

What? art thou come thy tardy son to chide?

klingen ſtolz und prächtig, während andres unnachahmlich ſanft.

Eine andre Schwierigkeit bildet im Engliſchen das Vorwalten des ſtumpfen Versausganges und Reimes, von dem monoſyllabiſchen Charakter der Sprache untrennbar. Im Deutſchen, wo ſowol die niederſächſiſche als auch die durch viele leicht gebaute romaniſche Wörter erzeugte Weichheit nicht mildert, wird das oft ſehr hart. Freilich können wir auch ſolche Verſe bilden und ich denke an

Füllеſt wieder Buſch und Thal
Still im Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

woran niemand etwas auszuſetzen haben wird. Allein wie zart iſt auch dieſes goethiſche Lied im Innern gebaut, wie viele Zeilen enthalten gar keine oder nur ſehr wenig Conſonantenpoſition zwiſchen Wort und Wort: z. B. „Löſeſt endlich auch einmal" — „Ohne Raſt und Ruh" — „So verrauſchte Scherz und Kuß" — ſo daß dies wundervolle Lied ohne die durch jenen männlichen Schluß erlangte germaniſche Conſiſtenz in den überweichen Ton eines ſüdlichen Gondelliedes zerfloſſen ſein würde. Aber gleitet ſchon dieſer ſinnliche Reiz faſt immer dem Ueberſetzer aus den Händen, welch einen Zwang würde es ihm auflegen, ein größeres Gedicht ganz mit ſtumpfen Reimen durchzuführen, und dadurch im Reimwort, auf welchem das charakteriſtiſche Schwergewicht des

by Google

Ganzen liegt, um die größere Hälfte des deutschen Wortvorraths beschränkt zu sein! Das mag bei einfacherem, kürzerem Liede gelingen, ist aber bei oft wiederholter künstlicher Reimstrophe, wo ja die Schwierigkeit des drei- und vierfach gleichen Reimworts hinzukommt, unmöglich. Daher muß hier abermals aufgegeben werden. Die neunzeilige Spenserstanze, wird im Deutschen nicht ohne freies Zulassen weiblicher Reime gebaut werden können; obwol die neunte Zeile, welche allein nach acht Fünffüßlern einen Alexandriner bildet und dadurch dem rhythmischen Ganzen den Abschluß zu geben bestimmt ist, empfindlich unter solcher Mischung leidet, da sie dann den vorigen nicht mehr so entschieden überlegen ist. Nimmt man zu diesen lautlichen Schwierigkeiten nun noch die eigentlich sprachlichen, z. B. die auch syntaktisch (durch die Erlaubniß das Relativ wegzulassen, die Participialconstruction, das völlig antike than whom) auftretende Gedrängtheit, so ist es gewiß diesen Umständen zuzuschreiben, daß Byrons Childe Harold trotz der Mühwaltung geschickter Uebersetzer nicht populärer geworden ist. Jeder, der das Original kennt, ist von Entzücken erfüllt, keiner theilt es aufrichtig, der nur die Uebersetzung kennt. Denn diese gibt selten so schön wie in den eben gewählten beiden Versen den musikalischen, schillerähnlichen Strom der Worte und des Rhythmus wieder, der Byron in seinen guten Stunden zu Gebote stand; ein Theil des Inhalts geht immer verloren, aber hier verliert man meistens die Form dazu. Das von Zedlitz oft als Rettungsmittel gebrauchte Enjambement der Zeilen ist nun gar unerfreulich, es widerstrebt der Natur jedes längeren gereimten Verses und ist daher nur sehr mit Maß zulässig, wo die Monotonie desselben gebrochen werden soll. Wie wenn uns z. B. in Schillers „Abschied vom Leser" die Zeile:

Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht

ein Uebersetzer in zwei Zeilen vertheilen wollte, wäre damit nicht jegliche sprachliche Energie dieses Gedankens zerstört? Ich bin überzeugt, daß viel freier übersetzt werden müßte, daß es eines kühnen Griffes bedürfte, wie Herder ihn bei dem Cid that, wenn der Ritter Harold (der populärer werden könnte als Ariost, Tasso und Homer dazu, weil er auf die allerenergischste Weise einen edlen und großartigen, aber ganz modernen Geist abspiegelt) Gemeingut des deutschen Volkes werden sollte. Wie wichtig übrigens der stumpfe Reim ist, den Freiligrath mit vollem Recht nie aufgab, kann man auch sehen aus dem Anfang des Macbeth:

When shall we three meet again?
In thunder, lightning or in rain?

welches Tieck scheinbar sehr treu, aber sehr schwach und dünn im Klange, so übersetzte:

Wenn kommen wir drei uns wieder entgegen
Im Blitz, im Donner oder im Regen?

Digitized by Google

Schlegel dagegen (in dem köſtlichen Bruchſtück Nachgel. Werke IV.) ſehr frei, aber ſehr kräftig und für den Eindruck des Ganzen viel treuer:

Sagt wenn ich euch treffen muß,
In Donner, Blitz oder Regenguß?

Schlegels Takt nämlich gab mehr auf das rhythmiſche Ganze, dies gab er immer treu wieder, und darin liegt eigentlich das ganze Geheimniß.

Nächſt den Reimſtrophen der Engländer iſt der Blankvers ihr eigentliches Beſitzthum, wir haben ihn erſt von ihnen entnommen und, namentlich durch Schiller, ſelbſtſtändig geſtaltet und ihm durch mehr klingende Ausgänge eine größere Weichheit gegeben. Ohne Frage darf alſo auch darin der Ueberſetzer Shakeſpeares etwas mehr thun als ſein engliſches Original, und hier hielt Schlegel wieder eine glückliche Mitte, während Tieck oft faſt zu engliſch wurde, Voß immer; die Uebrigen aber im Zulaſſen des weiblichen Endes viel zu weit gingen. Man ſoll nie vergeſſen, daß der kräftige ſtumpfe Schluß durchaus die Regel, der klingende nur die mildernde Ausnahme iſt und daß das Vorwalten des letzteren namentlich einem ſo kräftigen Dichter wie Shakeſpeare unglaublich ſchadet. Aber wie viel günſtiger ſteht doch hier die Aufgabe des Ueberſetzers, als bei der Reimſtrophe! Er kann klingend enden, wo ſein Original ſtumpf und umgekehrt; er kann die mancherlei ſchönen rhythmiſchen Freiheiten, z. B. daktyliſche und anakäſtiſche Anfänge, Trochäen nach der Cäſur im dritten und vierten Fuße u. a. m., welche Shakeſpeare ſehr wohl kannte, aufs mannigfaltigſte nach den deutſchen Wohllautsgeſetzen vertheilen; er kann auch einmal einen Vers mehr einſchieben, was hier, wenn es mit Maß geſchieht, ſehr verſtändig iſt. Schlegel thut es bisweilen, Voß und Tieck thaten es nie; andre Shakeſpeareüberſetzer viel zu oft, alle die letztern (und zwar die Verwäſſerer am ſchreiendſten) im Widerſpruch mit der Pflicht der höheren Treue. —

Die romaniſchen Sprachen bieten wieder andre Hinderniſſe, am wenigſten die franzöſiſche. Die Miſchung aus ſtumpfen und klingenden Endungen iſt der deutſchen ähnlich, die größere Zahl der Formwörter und die bei weitem größere Vielſilbigkeit der Stämme läßt dem Ueberſetzer freieren Spielraum und eine Zeile wie

La perle au fond des mers,
L'or au sein de la pierre,

wird, obgleich im Original ſo gedrängt wie möglich, ſich doch faſt wörtlich übertragen laſſen:

Die Perl im Meeresgrund,
Das Gold im Schoß des Steines.

Ja der Ueberſetzer wird, während im Engliſchen ihm leicht der Rahmen zu voll wird, ſich hier vielmehr hüten müſſen, keine leeren Räume zu bekommen;

Digitized by Google

kann er dort nie so viel sagen wie sein Urbild, so muß er hier oft mehr sagen und ist also der Gefahr ausgesetzt, matt und weitschweifig zu werden. Und was die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, die Kühnheit und Energie der poetischen Diction, insonderheit die schöpferische Kraft der Zusammensetzungen betrifft, wie sehr befindet sich da der Deutsche im Vortheil! Und wie leicht kann er, eben bei jenem breiteren Raume, durch die Treue gegen das Original zu dessen ärmerer, steiferer, schwungloserer Sprache herabsinken, wenn er nicht selbst von deutsch poetischem Geiste erfüllt ist! So ist in dem vorhingenannten Liede der Anfang

Le souffle inspirateur, qui fait de l'ame humaine
Un instrument mélodieux,
Dédaigne des palais la pompe souveraine

so übersetzt:

Der Odem, dessen Wehn ertönen läßt die Seele
Und zu Gesängen sie entflammt,
Verschmäht die stolze Pracht der Schlösser und der Säle.

Freiligrath ist in der dritten Zeile schon bei Schlösser mit der Uebersetzung fertig, und er muß dann noch „die Säle" hinzusetzen; so wurde die einfache Uebersetzung der ersten Zeilen: „Der begeisternde Hauch, der aus der Menschenseele ein melodisch Werkzeug macht" für den deutschen Odenflug viel zu zahm und zu kühl und dieser muß schon deshalb höhere Noten greifen. Man muß nicht aufgeben, man muß hinzuthun, und wenn die Ueberlegenheit selbst in den viel schwungvolleren Dichtungen der romantischen Schule, wie in diesem lamartineschen Gedichte, fühlbar ist, wie viel mehr noch bei den Werken des älteren Kunststils, welche eine kühlere Gemessenheit haben? Daher haben diese in Nachbildungen und Uebersetzungen, mit welchen einst Gottsched und Frau Deutschland überschwemmten, der deutschen Sprache und Dichtkunst so wenig wahre Förderung gebracht, daher werden sie wol nie viel wirken, abgesehn davon, daß fast jedermann die Originale selbst versteht.

Dabei wird es uns viel schwerer als selbst im Englischen sein, der eigenthümlich feinen und anmuthigen körperlichen Structur des französischen Verses nachzukommen, und waren wir geistig überlegen, so müssen wir hier verzichten. Die Zartheit der vielen offenen Silben, die große Masse der wenn auch nicht sehr vollklingenden vocalischen, die Minderzahl und Weichheit der consonantischen Bestandtheile, verbunden mit dem häufigen r, den vielen Nasenlauten und den rapiden Doppelvocalen, wie cieux, lieu, loi, entrailles geben dem französischen Verse eine gewisse leichtfüßige Eile, namentlich dem heroischen Takte der langen alexandrinischen Zeile eine Art von Hast, etwas Anspringendes und Anstürmendes, eine leidenschaftliche und doch behende Wildheit (furia francese), wie sie der deutsche Alexandriner nur schwer erreicht. Wie

Digitized by Google

ſchwerfällig hier die vielen geſchloſſenen Silben, wie hart die Doppelconſonanten, wie plump und ſteif das Geklapper der in zwei Hälften zerſägten Langzeile! Aber grade hier können wir lernen und haben gelernt. Freilich nicht ſolange man aus dem Alexandriner eine regelmäßige jambiſche Zeile mit ſechs Hebungen an unwandelbar feſter Stelle machte, welche man mit Recht mit einer in der Mitte durchſtochnen Schlange verglich, die nur ſchwer den halbtodten Hinterleib nachſchleppt. Denn die Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit des franzöſiſchen Verſes beruht grade darauf, daß der Wort- oder Satzaccent mit dem rhythmiſchen Accent nicht immer, namentlich am Anfang und nach dem Einſchnitt nicht, zuſammenfällt. Wahren wir uns auch dieſe Freiheit und wir werden ſchon etwas von der Beweglichkeit und Lebendigkeit des franzöſiſchen Alexandriners erobern. In dem Schlußvers der ſchönen Adieux à Marseille:

„Et toi Marseille assise aux portes de la France
Comme pour accueillir ses hôtes dans tes eaux“

fängt der zweite Vers mit einer ſolchen retardirenden Disharmonie zwiſchen Wortaccent und Rhythmus Comme an, welche ſich dann in Harmonie auflöſt. Ein deutſcher Ueberſetzer könnte ähnlich im erſten Verſe überſetzen:

„Und du Marſeille, die du ſitzeſt an Frankreichs Thron
Wie ſeinen Gäſten zum Empfange hold bereit.“

Niemand hat den Geiſt dieſes Maßes richtiger begriffen als Freiligrath, ſein

„Tragt mich ins Zelt hinaus ſammt meiner Ottomanne

beginnt eben mit ſolcher ſchönen Disharmonie; er allerdings wußte die anſpringende Wildheit dieſes Renners zu regieren. Auch benutzte er häufig ein kühnes Ueberziehen des Satzes in den Anfang des nächſten Verſes und ein leiſes Ueberweggehen des Satzes über die dadurch verſchliffene Cäſur, um die Eintönigkeit zu brechen. So vervollkommnet dürfen wir dies vielverachtete Maß für leidenſchaftliche Stoffe — denn nur ſie und die tändelnden ſind franzöſiſch — als einen ſchönen Erwerb aus der Fremde betrachten.

Aber entſchieden bedeutender ſind die Vortheile, welche die Südromanen unſrer Sprache und Kunſt zugeführt haben, und zwar die Italiener früher und durchgreifend wirkſamer, die Spanier einflußreicher erſt ſeit dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Welch eine Fülle von Wohllaut verdankt unſre Sprache dem ſüßen Baſtardlatein. In dieſem Punkte alſo befindet ſich der deutſche Nachbildner oder Ueberſetzer immer, zum Vortheile für ſeine Sprache und Kunſt, im Nachtheile, während ihn der ſprachliche Ausdruck des Italieniſchen weder durch lautliche Gedrängtheit (wie im Engliſchen) zu Härten und Dunkelheiten, noch durch die Zerlaſſenheit, Flachheit, Gewöhnlichkeit und Steifheit deſſelben (wie im Franzöſiſchen) zur bittern Proſa verleiten wird. Denn das Italieniſche iſt ſowol geiſtig wie körperlich eine vollkommenere Sprache als das Franzöſiſche. Sie hat,

Digitized by

obwol ihr in einem wesentlichen Punkte, der Zusammensetzung, alle germanischen Sprachen überlegen sind, doch eine diesen ähnliche, ja sie in einigen Punkten übertreffende grammatische Bildsamkeit, namentlich in den liebkosenden Verkleinerungs- oder schmähenden Vergrößerungsformen, und die mit sprechender Gesticulation begleitete Antwort der Neapolitanerin auf die Frage, wie groß ihre Fische seien

Tantucce, tantille, tante e tantore!
(So ganz klein, so klein, so groß und so ganz groß!)

ist vollkommen unübersetzbar. Ueberhaupt steht hier nicht nur ein größerer lexikalischer Reichthum, sondern auch eine größere Freiheit der Wortstellung und wie im Griechischen eine größere sinnliche Gedrängtheit durch die Licenz im Weglassen der Artikel und Fürwörter, durch Zusammenziehung der Artikel mit den Präpositionen, durch Mannigfaltigkeit kürzerer Formen neben längeren, z. B. piè neben piede, man neben mano, amar neben amare zu Gebote, so daß sie einen eigenthümlich poetischen Stil entwickelt hat, welcher sie den alten Sprachen von allen romanischen am meisten nähert. Bei aller Vielsilbigkeit also kann sie einen Grad der Kürze erreichen, welcher, da sie auch in den Participialconstructionen der deutschen überlegen ist, den Uebersetzer dazu zwingt, alle seine Mittel sinnlicher Energie zusammenzunehmen. Das stärkste Beispiel davon möchte (außer Dante) Manzonis berühmte Ode auf Napoleons Todestag sein

Ei fu — siccome immobile,
Dato il mortale sospiro,
Stette la spoglia immemore
Orba di tanto spiro:
Così percossa attonita
La terra al nunzio sta;
Muta, pensando all' ultima
Ora dell' uom fatale;
Ne sa quando una simile
Orma di piè mortale
La sua cruanta polvere
A calpestar verrà.

welches Goethe zwar mit Aufgebung des Reimes, aber ebenso dunkel als meisterhaft so übersetzt hat:

Er war — und wie bewegungslos
Nach letztem Hauchesseufzer
Die Hülle lag, uneingedenk,
Verwaist von solchem Geiste;
So tief getroffen, starrerstaunt
Die Erde steht der Botschaft;

Digitized by Google

Stumm, ſinnend nach der letzteſten
Stunde des Schreckensmannes;
Sie wüßte nicht, ob ſolcherlei
Fußtapfen Menſchenfußes
Nochmals den blutgefärbten Staub
Zu ſtempeln ſich erkühnten.

die italieniſche Sprache war einſt auch für danteſchen Tiefſinn empfänglich geweſen und er hatte ihr unvertilgbare Spuren oder doch ſolche eingedrückt, denen immer wieder nachgegangen werden konnte. Für uns aber war die andre Seite derſelben, die gemächlich bequeme Fülle der Diction, der Farbenglanz mehr als die Körnigkeit des Ausdrucks, und vor allem der unnachahmliche muſikaliſche Wohllaut des Wortes wie des Verſes das eigentlich Wichtige und Einflußreiche, und während wir den körnigen Tiefſinn des Originals erreichen, ja überbieten können, ſo werden wir hier immer Schüler bleiben. Der ſchöne Gegenſatz zwiſchen dem reichſten Wechſel reiner und voller Vocale und dem der weichſten flüſſigen und der ſchärfſten ſchnalzenden und zwiſchen den Conſonanten gibt der Sprache einen brauſenden rhetoriſchen Vollklang; in ihr lebt und webt die reine kräftige Himmelsluft des Südens, die Harmonie ſeiner Farben, die Schönheit ſeiner Bewohner, die hinter Läſſigkeit verborgene weiche Leidenſchaftlichkeit ihrer Seelen. Sie hüpft nicht auf dem zierlichen Fuße der muntern Franzoſen dahin, bewegt auch nicht die kleine Hand ſo anmuthig kriegeriſch, eine Ruhe und Würde iſt in Wort und Vers über ſie ergoſſen. Von ihr durchdrungen ſchrieb Goethe ſeine erſten Ottaven, ſeine Zueignung, wie aus ihr heraus Iphigenie und Taſſo und weckte dadurch in der Sprache des Teut, wie einſt Spenſer ebendaher in der Albions, eine bisher ungeahnte Fülle des Wohllauts, eine harmoniſche Ruhe und tiefere Glut der Farben. Auf dieſer Baſe gingen die Ueberſetzer Schlegel und Gries weiter; erſterer würde nie ſo ſanft und melodiſch Romeo und Julie oder den Sommernachtstraum haben überſetzen können, ohne ſeine ſüdromaniſche Durchbildung; ſo lockte E. Schulze, ſo Platen vor allen, ſo noch jüngſt Geibel, „der Sprache Zierden ab, daß alle Welt erſtaunte.“

Wie die Weichheit des Italieniſchen überhaupt weſentlich auf der Abwerfung der lateiniſchen Endconſonanten und dem Feſthalten der dadurch entſtandenen unbetonten Vocalendungen beruht, welche es nicht wie das Franzöſiſche zu faſt ganz ſtummen erniedrigt hat, ſo beruht die Weichheit des italieniſchen Verſes insbeſondere auf dieſen klingenden Endungen mit zweiter offner Silbe. Stumpfe Ausgänge ſind hier ſo ſelten wie im Engliſchen die klingenden. Aber die Ausſchließlichkeit dieſer iſt für die deutſche Sprache ebenſoſehr zu weich, wie die jener zu hart und beide Beſchränktheiten ſind für den Ueberſetzer wie den Nachbildner eine ſchwere Feſſel. Daher hatte man ſogleich angefangen

Digitized by Google

Ottaven, Terzinen und Sonetten die männlichen Ausgänge beizumiſchen, bis Platen, ſtrenger und treuer, dieſelben auszuſchließen verſuchte. Dem deutſchen Ohr mißfiel die ſingende Eintönigkeit dieſer treueren Stanze; war es doch ſchon zu ſehr an die Mannigfaltigkeit eines gemiſchten Ausgangs gewöhnt, wie:

Der Morgen kam, es ſcheuchten ſeine Tritte
Den leiſen Schlaf, der mich gelind umfing.

Und in der That war der innere Wohllaut hier ſchon ſo groß, daß die kräftig abſtoßenden Schlüſſe willkommene Unterbrechungen waren. Ja, mit dieſer Stanze ſelbſt wurde es uns leicht zu viel, wir fühlten uns von Arioſt und Taſſo wie von E. Schulze wie eingelullt und in Schlaf gezaubert, je vollklingender die Reime uns ans Ohr ſchlugen. Der Grund hiervon liegt aber weniger in dem Klingen und Wiederholen der Reime, als darin, daß wir von dem romaniſchen Accentwechſel und dem ſüdlichen Nichtverſchleifen der zuſammenſtoßenden Vocale nichts nachahmen konnten, oder auch es nicht recht wagten, weil uns, obwol wir ſie überwunden meinten, im Grunde immer noch die alte opitziſche Regel band. Der Italiener übt, um die läſtige Monotonie des Fünffüßlers zu brechen, nicht nur wie der Franzoſe aufs keckſte den Widerſtreit zwiſchen Wortaccent und rhythmiſchem Accent aus, ſondern er verſchleift auch nicht wie dieſer die zuſammenſtehenden Vocale, ſondern ſpricht ſie in ſogenanntem Hiatus ein ganz klein wenig aus, ſo daß dadurch eine Menge anapäſtiſcher Anklänge und hiermit eine größere Lebhaftigkeit der Versbewegung entſteht. Freilich iſt dies nur mit einem längern Halten auf den mit dem Wortaccent zuſammenfallenden Tonſtellen vereinbar, da ſonſt der Rhythmus, der doch ſtets durchklingen muß, nicht mehr erkennbar wird. Aber ein langſamer, faſt recitativartiger Vortrag iſt überhaupt für alle künſtlichen Maße nothwendig; wer könnte z. B. ohne dieſen die Schönheit horaziſcher oder pindariſcher Maße zur Empfindung des Hörers bringen, abgeſehen davon, daß den ähnlichen Widerſtreit in den alten Sprachen zur Erſcheinung zu bringen ſelbſt beim einfachſten Herameter die größte Kunſt und recitativiſche Gemächlichkeit des Vortrags erfordert.

Die Leichtigkeit des Reimens bei ſo vielen gleichen wohlklingenden Endungen macht die Wiederholung und Verſchlingung der Reime im Original ſehr natürlich; geben wir dieſe auf, ſo zerſtören wir alles und es ſind die drei leichteren Formen Terzinen, Ottaven, Sonett durch glückliche Nachbildung bereits ſo populär geworden — erſtere eigentlich erſt durch Chamiſſo — daß ein Verändern oder Aufgeben der Reimſtellung nun nicht mehr möglich iſt. Aber freilich thürmt ſich die Reimſchwierigkeit bei den weniger läßlichen, gedrängteren, tiefſinnigen Dichtern, wie Petrarca und Dante, gewaltig dem Ueberſetzer entgegen und doch iſt z. B. bei Dante das langſame Ueberfluten des Rhythmus von

Digitized by Google

Welle zu Welle nothwendig für die Grundempfindung des epiſch fortrollenden Ganzen.

Im Spaniſchen konnten die Ueberſetzer ſich eher des Reims entſchlagen, da die Aſſonanz eine ſo ſtarke Rolle neben dem wirklichen Reim ſpielt. Wie herrlich gelang es Herder die würdevolle Grandezza, die faſt ſophiſtiſche Feinheit des ſpaniſchen Stils bei uns einzubürgern! Die Sprache verhält ſich (ſo weit ich es beurtheilen kann), dem Ueberſetzer gegenüber, ungefähr wie das Italieniſche, denn auch ſie feuert ihn nicht minder zur Anſtrebung lautlicher Schönheit, zu Feuer und Schwung im trochäiſchen Fluß der Rede an, ja ſie hat noch mehr conſonantiſche Zartheit und bei mehr ſtumpfen Ausgängen und reichlichern Ziſchlauten mehr Muskelkraft als das Italieniſche, das doch mehr dem Dionyſos als dem Apollo gleicht. Ungemein ſchön und treu iſt dieſer Grundzug der Sprache ſowol in Herders Cid, als in Geibels und Paul Heyſes Liederchen bewahrt.

Herder hat eine große Menge neuer Züge in ſein Lied eingewoben; er hat vieles ganz umgeſchaffen, z. B. das ſchöne „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!“ (Vergl. Romancero del cid publ. par A. Keller p. 91 ff.) Dennoch hat Herder von dem Stil und Ton der ſpaniſchen Ritterromanze ein ſo tiefes Bewußtſein gehabt, daß ſeine Nachbildung auch ſehr treu, ſehr ſpaniſch iſt.

Schleswig-holſteiniſche Briefe.

Fünfter Brief.

Schleswig, den 16. Juni.

Die heut zu Ende gehende Woche wurde auf Streifzüge durch die ſüdweſtlichen Kirchſpiele Angelns verwendet, von denen ich ziemlich jedes Dorf beſucht und von wo ich eine ſolche Maſſe von wohlbegründeten Klagen heimgebracht habe, daß es mir ſchwer fallen wird, auch nur die hauptſächlichſten in einen Brief zuſammenzudrängen. Gern ſchickte ich meinem Berichte darüber als Einleitung eine Charakteriſtik Angelns und der Angeln voraus. Allein der Raum fehlt für heute, und es findet ſich wol ſpäter Gelegenheit, über das höchſt intereſſante Ländchen und Volk das Nöthige zu ſagen.

Mein Plan führte mich zunächſt direct nach Norden. Ich ging, immer

Digitized by Google

auf der Grenze zwiſchen Haide- und Geeſtland, welche zugleich die Waſſerſcheide zwiſchen Weſt- und Oſtſee iſt, über die Ortſchaften Moldenit, Tolk und Fahrenſtedt nach Böklund; wendete mich dann rechts, um über Strurdorf, Boel und Norderbrarup nach dem durch ſeinen Jacobimarkt jedem echten Angelner theuren Süderbrarup zu gelangen, in deſſen Nähe das Gut eines Freundes auf einige Tage mein Hauptquartier wurde, und kehrte von hier im Zickzack über Loit, Tweed und Kahleby nach Schleswig zurück. Den Beſchluß der Tour bildete geſtern Morgen ein Ausflug nach dem Schlachtfelde von Idſtedt. Nach Vollendung meines Briefes fahre ich nun die Schlei hinab nach Kappeln, um von dort zuvörderſt einer Einladung nach Schwanſen zu folgen und ſodann nach den öſtlichen Strichen Angelns aufzubrechen.

Idſtedt und ſeine Umgebung wurde in Geſellſchaft zweier Kaufleute aus Schleswig, die mir viel Freundlichkeit erwieſen, zu Wagen beſucht. Die übrigen Orte erreichte ich meiſt mit der Reiſegelegenheit der Apoſtel, die beiläufig hier zu Lande ganz ungewöhnlich iſt, ja als unanſtändig gilt. „Wie, Sie wollen zu Fuße hin?“ fragte, große Augen machend, der Wirth, und „Was der Tauſend, Sie ſind gelaufen? den ganzen Weg gelaufen?“ hieß es bei den Freunden am Ziele. Ich ließ mich aber durch ihr bedenkliches Kopfſchütteln nicht abhalten, da Fußpartien ſelbſtverſtändlich die meiſte Gelegenheit zu Fragen und Geſprächen und infolge deſſen die reichſte Ausbeute an zweckdienlichen Notizen verſprachen.

Um zunächſt ein Wort über die Landſchaft der auf dieſe Art durchwanderten Gegenden zu ſagen, ſo unterſcheidet ſich dieſelbe nur wenig von der im Süden. Nach Weſten zu in Sand, Haiden und Moore übergehend und bis auf die häufig vorkommenden Hühnengräber faſt vollkommen eben, wird das Terrain gegen Oſten hin zu einem Gewirr theils kurz abgebrochener, theils zu langen, vielgewundenen Rücken und Kämmen auslaufender Hügel. Die Knicks, die man meines Bedünkens hier höher wachſen läßt, als in Holſtein, verführen häufig zu dem Glauben, der ganze Horizont ſei von Wald begrenzt. Nur an ſeltnen Stellen erblickt man mehr als zwei oder drei Dörfer auf einmal, und dann ſcheinen ſie klein und unanſehnlich, indem die dunkelgrauen Strohdächer nur wenig von dem Grün der Felder, Zäune und Gehölze abſtechen, und die Erhebungen des Bodens einen guten Theil der Gebäude verbergen. Letztere ſind in der Mehrzahl äußerſt ſtattlich, oft kleinen Edelhöfen ähnlich. Bauergüter, die 20,000 Thaler Courant, ja das Doppelte werth ſind, finden ſich beinahe in allen Dörfern mehre. Die Häuſer ſind gewöhnlich von graugelben Ziegeln erbaut und mit großen eiſernen Klammern in der Form von Jahreszahlen, Buchſtaben oder Blumen geſchmückt. Sie tragen ohne Ausnahme eine Strohbedachung und unterſcheiden ſich von dem im zweiten Briefe geſchilderten Hauſe des Sachſen vorzüglich dadurch, daß ſie den Haupteingang nicht auf der

Digitized by Google

ſchmalen, ſondern auf der breiten Seite, und daß ſie ſtatt des bloßen Herdes Schornſteine haben.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Landes jenſeits der Schlei iſt der Holzſchuh, der nicht mit dem im Süden üblichen Holzpantoffel zu verwechſeln iſt, bei dem nur die Sohle aus Holz beſteht. Es iſt vielmehr eine Fußbekleidung ganz aus Holz, vorn über den Zehen in der Weiſe chineſiſcher Schuhe dſchonkenſchnabelartig emporgebogen und unten mit zwei Abſätzen, einem unter der Ferſe und einem unter dem Ballen, verſehen. Ein Reſt des ſonſt in Angeln faſt durchgehends verſchwundenen Dänenthums, gibt er dem Gange der Bevölkerung, die ſich ſeiner bei den Geſchäften des täglichen Lebens faſt ausſchließlich bedient, etwas überaus Unbeholfenes. Da er indeß bei dem fetten Boden und dem feuchten Klima des Landes praktiſch und auf alle Fälle wohlfeiler als Lederſchuhzeug iſt, ſo haben ſich ſelbſt die Wohlhabendern bisher noch nicht von ihm zu trennen vermocht.

Nach dem, was ich bis jetzt ſah, bin ich geneigt, die Angelner für einen hochgewachſenen, häufig aber ſchmalbrüſtigen, nicht eben ſchönen Menſchenſchlag zu halten. Die Geſichter ſind oft ausdrucksvoll, namentlich bei den Männern, haben bisweilen etwas Lauerndes und zeigen noch öfterer einen Zug von Schwermuth. Im Geſpräche mißtrauiſch, kommen ſie mir doch redſeliger vor als die Holſteiner. Auch dürften — doch läßt ſich darüber ſo raſch kein ſicheres Urtheil fällen — mehr geiſtige Regſamkeit, mehr Leſeluſt und vielleicht auch beſſere Anlagen unter ihnen ſein, als unter jenen. Daß ſie aber ein größeres Intereſſe an politiſchen Dingen bekunden und durch die That, wo es irgend angeht, bewähren, iſt eine ausgemachte Wahrheit, erklärt ſich indeß ſehr natürlich aus dem Umſtande, daß ſie die letzten deutſchredenden Schleswiger gegen Norden und als ſolche von den auf Daniſirung des Herzogthums berechneten Maßregeln der Regierung am ſchwerſten betroffen ſind. Während man den Süden nur mit einem aus untauglichen oder tyranniſchen Renegaten oder Fanatikern zuſammengeſetzten Beamtenheere peinigt, kommt hier der Sprachzwang in Kirche und Schule, ausgeübt von Geiſtlichen, hinzu, welche jene Beamten in ihren üblen Eigenſchaften beinahe durchgehends übertreffen und dadurch in dem Beobachter eine Stimmung hervorrufen, bei der auch meine Laune zu Ende gehen will. Statt alles weitern Raiſonnements erzähle ich Ihnen aus den von mir beſuchten Kirchſpielen ein paar bezeichnende Beiſpiele des Verfahrens und der Manieren dieſer Herren vom ſchwarzen Rocke — ein Verfahren und Manieren, die um ſo mehr aufbringen müſſen, als die Seelſorger, welche durch ſie verdrängt wurden, ohne Ausnahme den Ruf achtungswerther und würdiger Männer hinterlaſſen haben, und als das Volk Angelns bis jetzt den Ruhm eines beſonders religiöſen beſaß.

Der Paſtor Thieß in Tolk iſt ein Renegat vom reinſten Waſſer. Früher

ein beinahe komischer Schwärmer für Deutschland und deutsches Wesen, drehte er schon beim Beginn der Erhebung den Spieß um und geberdete sich so renitent gegen die Verfügungen der provisorischen Regierung, daß seine Absetzung verfügt werden mußte. Als die Dänen Oberwasser bekamen, zog er wieder in seine Pfarre ein und von jetzt ab floß er als Prediger wie als Seelsorger von Begeisterung für das Königthum à la Moltke und das von diesem octroyirte dänische Wesen über, wie wenn es keine Vergangenheit gäbe. Man meint, er habe dies um so mehr gethan, als er Aussicht hatte, mit dahin zielenden Kundgebungen sich der Regierung zum Propste zu empfehlen. Als Prediger ist er nicht ohne Geist, namentlich nicht ohne Phantasie, die ihn indeß häufig zu Ueberschwenglichkeiten und bisweilen zum Auftischen blühenden Unsinns verleitet. Wie seine geistlichen Reden einst lauteten, und wie sie jetzt klingen, mögen nachstehende Blüten seines oratorischen Talents andeuten.

1846 wurde ihm von einem jetzt vertriebenen Beamten ein Verweis ertheilt, weil er zu eifrig schleswig-holsteinisch im Kirchengebete gesagt hatte: „Gib unserm Herzog und aller Obrigkeit Frieden und gut Regiment." 1850 dagegen ließ er sich vernehmen: „Preiset Gott, ehret den König. Darum ehren wir den König, weil in seiner Krone glänzt das heilige Juwel: Von Gottes Gnaden! Treue und Gehorsam ihm und seiner Regierung bis in den Tod!"

Ferner sagte er in einer Katechese vor der Erhebung: „Schleswig-Holstein ist unser Vaterland, Deutschlands Nordmark," woran er die frevelhafte Spielerei knüpfte: „Wenn ihr nicht durch das unschuldig vergossene rothe Blut Christi weiß und rein werdet von euren Sünden, so kommt ihr nicht in den schönen blauen Himmel." Dagegen hieß es in einer Katechese nach der Bekehrung des deutschen Saulus in einen dänischen Paulus: „Wenn eure Sünden gleich blutroth sind (wie der „blodrode Danebrog") so sollen sie doch schneeweiß werden (wie das Kreuz in der dänischen Fahne) und wenn sie gleich sind wie Rosinfarbe, sollen sie doch wie Wolle werden. Lasset uns anbeten diese Farben, die Zeichen des Heils!"

Die Möglichkeit solcher abgeschmackten Färbertheologie scheint ebenso unglaublich als die Möglichkeit der Sinneswandlung, welche durch sie an den Tag gelegt wird. Daß sie Wirklichkeit und gutbezeugtes Factum ist, wird mir von mehren Seiten versichert, und ich habe um so weniger Grund zum Mißtrauen, als ich in einer gedruckten Predigt des Pastors, welche einige Jahre vor dem Kriege, am 18. Februar, als dem Sterbetage Luthers, gehalten wurde, folgende Tirade fand:

„Wir haben aufgeschlagen das Buch der Geschichte. Lasset uns zu diesem Buche die Landkarte nehmen. Europa liegt vor uns. Was wäre Europa,

Digitized by Google

wenn es kein Deutschland hätte? Deutschland ist das Herz Europas. Luther ist in diesem Herzen die Seele. Verdenke uns niemand, daß wir uns freuen, heute doppelt freuen, daß wir Deutsche sind. Du großes Deutschland, gedenke deines großen Lehrers. Und du, o Gemeine, liebe tolker Gemeine, die du dich zu dem ganz verhältst wie ein Sternlein zum Heer der Sterne, gedenke dieses Tages, daß sein Gedächtniß komme von deinen Kindern auf deine Kindeskinder. — Mit der Kriegsfahne in der Hand zog Luther immer voran. Nun schläft er unter dem Schatten dieser Fahne. Kennt ihr sie, die ewige Tricolore? Sie ist schwarz, roth, gelb. Im schwarzen Felde ein blutiges Kreuz mit einer goldnen Krone. Heil dir, Luther! So lange eine deutsche Kirche auf Erden steht, so lange ein deutsches Lied den Herrn der Heerscharen lobt, wird dein Name wohnen im Lande und deines Namens Gedächtniß bleiben im Lande. Geist Luthers, höre es, wir legen die Hand auf deinen Sarg und sprechen: Wie viele auch schwanken in der schwankenden Zeit, wie du bleiben wir fest!"

Schwungvolle Worte! Aber wie stands mit der That, die nach der feierlichen Geisterbeschwörung erwartet werden mußte? Nun, die Bauern haben ihr Gelübde, wenn sie es überhaupt nachsprachen, in der große Mehrzahl ehrlich gehalten. Der würdige Seelenhirt dagegen — siehe folgenden Auszug aus einer seiner Reden im Jahre 1850:

„Zwischen uns liegt eine unglückselige Zeit, umhüllt mit einem Todesmantel und gebrandmarkt mit dem Kainszeichen; Lug, Trug, Aufruhr, Empörung, Krieg, Blutvergießen, unsäglicher Jammer, namenloses Elend. Wehe, es ist Wind gesät und Sturm geerntet worden! Wer kann sie zählen die unzähligen Thränen, die seitdem geflossen sind und noch zur Stunde fließen? Wer schaudert nicht vor dem Blutmeer, das unser früher so friedliches Vaterland überflutet hat? — — Das ist gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus gekommen ist in die Welt. Kennt ihr ihn nicht? Der Mann aus Edom ist es, der Mann mit röthlichen Kleidern von Baza. Siehe, wie ist sein Gewand so rothfarb und sein Kleid wie eines Keltertreters; kommt ihr mit Wasser, kommt er mit Blut (hier wird der Paroxismus des Redners zu unverständlichem Lallen). Thränen und Blut löschen die Glut. Sieh da auf Erden unser Kreuzpanier (doch wol wieder das weiße Kreuz im rothen Felde?), am Himmel unsre Siegerkrone."

Ich enthalte mich weiterer Bemerkungen über diese Ergüsse und erwähne nur, daß Herr Thieß seine Loyalität nicht auf die Kanzel beschränkt, sondern auch auf anderm Wege seinen Eifer für Befestigung des Dänenthums in der neugewonnenen Position nach Kräften bethätigt und unter anderm in den Schulen des Kirchspiels aus Gefälligkeit gegen gewisse Obere den Unterricht im Dänischen eingeführt hat, obwol daselbst die Kirchen- wie die Schulsprache ge-

Digitized by Google

ſetzlich noch die deutſche iſt und Eltern wie Kinder ſich mit Macht gegen die Neuerung ſträuben. Einmal wurde den Knaben aufgegeben, das däniſche Vaterunſer nach einer Vorſchrift auf der Wandtafel nachzuſchreiben. Ein Schüler, dem dies, vielleicht mit Rückſicht auf die wenig wohlklingenden Laute der däniſchen Sprache, als Verhöhnung des Gebets vorkam, ſchrieb ſtatt deſſen auf ſeine Schiefertafel: „Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten.“ Der Schulmeiſter lief ſpornſtreichs mit dem corpus delicti zum Paſtor, der Paſtor ſandte die Tafel ans Viſitatorium, und ſchon glaubte der brave Seelſorger den Vater des Knaben mit dem Zuchthauſe bedrohen zu können, als die Tafel zurückkam, indem man ſich höhern Orts nach langem Ueberlegen entſchieden hatte, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen.

Daß die Gemeinde dem Paſtor, der ſich früher ihrer Liebe und Verehrung erfreute, völlig gram geworden iſt, wird nach dem Geſagten begreiflich ſein. Es wäre für das Allgemeine gleichgiltig. Schon ſchlimmer iſt, daß dieſe Abneigung auch eine ſehr ſichtbare Verminderung des Kirchenbeſuchs im Gefolge gehabt hat, und noch betrübender ſind Vorfälle, bei denen, wie in dem folgenden, die Mißachtung des politiſchen Renegaten ſich auch nach ſolchen Beziehungen Luft macht, die nichts mit der Politik gemein haben. Der Paſtor, ſeiner theologiſchen Richtung nach ein Zelot von der Art, welche den ſeligen Harms zu überbieten ſucht, hatte ſich beikommen laſſen, am Grabe eines Gemeindegliedes, das im Ganzen eine gute Haut, aber dem Glaſe etwas zu hold geweſen war, zu ſagen, der Verſtorbene werde der Verdammniß anheimfallen. Die Anweſenden verdroß das, und einige Tage darauf erhielt der Pfarrer einen Brief, der aus Abrahams Schoße datirt war, und in welchem der Tode ihm meldete, er freue ſich ſehr, endlich gut untergebracht zu ſein, und zwar um ſo mehr, als er wol gehört habe, wie der Herr Paſtor ihn in die Hölle verwieſen. Allerdings habe der liebe Gott ihm eine tüchtige Strafrede über ſein vieles Trinken gehalten. Indeß habe er ihm den Fehler als einen menſchlichen ſchließlich verziehen und ihn ſogar, als er Beſſerung angelobt, zu ſeinem Rademacher ernannt. Das erſte Stück aber, was er anzufertigen habe, ſei ein Wagen, recht hart und ohne Federn, auf dem ſollte der Paſtor Thieß nächſtens in die Hölle abgeholt werden; denn deſſen Fehler, Verrätherei an der Sache des Vaterlandes, ſei eben unmenſchlich. Die, welche auf dieſe Weiſe ihren Witz hatten ſpielen laſſen, waren im Dorfe mehr als einem bekannt. Dennoch gab ſich Thieß vergebliche Mühe, ihre Namen zu erfahren, und ſo mußte er die bittere Wahrheit hinterſchlucken, ohne an der rechten Stelle darüber klagen zu können.

Solche Mückenſtiche, mit denen das Volk in einer freilich nicht zu billigenden Weiſe ſeinen Aerger am Dänenthume und deſſen Beförderern ausläßt, ſcheinen in jedem Kirchſpiele an der Tagesordnung zu ſein, und ich werde

Digitized by Google

Ihnen geeigneten Orts noch gar manche hierher bezügliche Anekdote mittheilen können, die ergötzlich sein würde, wenn sie nicht zum dunkeln Hintergrunde eine Stimmung hätte, welche in Verachtung des geistlichen Standes überhaupt, und da der Geistliche namentlich auf dem Lande mehr als durch die Predigt durch sein Beispiel und als Seelsorger zu wirken berufen ist, in Demoralisation umzuschlagen droht.

Daß mehre von den Dänen eingesetzte Pastoren nicht blos durch ihr Verhalten in politischen Dingen, sondern auch durch anstößiges Privatleben, ja durch offen zur Schau getragene Geringschätzung religiöser Dinge jene Mißachtung ihres Standes hervorgerufen und genährt haben, ist nach den zahlreichen Klagen, die nach dieser Seite hin laut werden, außer allem Zweifel.

Der Pastor Mohr in Fahrenstedt — derselbe, von dem ich Ihnen im vorigen Briefe eine Mittheilung machte — reichte im Jahre 1852 den Communicanten am Altare Rum statt Wein. Ob dies in Island, seiner Heimath, Sitte ist, habe ich nicht erfahren können. In Angeln war es bis dahin nicht erlebt worden, und so machte man, als der Geruch des Rums sich in der Kirche zu verbreiten anfing, den Pastor durch den Küster aufmerksam, es habe wol ein Versehen stattgefunden. Der Pfarrer ließ sich indeß — man sagt, weil er betrunken gewesen — so wenig bedeuten, daß er den Küster, der den Rum entfernen wollte, mit Gewalt vom Altare wegschob, indem er dabei äußerte, Rum sei gut genug für die Bauern. Es fehlte wenig, so wäre es darüber zwischen den beiden Dienern der Kirche zum Handgemenge gekommen. Die Gemeinde verließ, über diesen Auftritt empört, das Gotteshaus und die Abendmahlsfeier unterblieb. Man sprach von Klagen, unterließ es aber, da man zu der vorgesetzten Behörde, Hardesvogt Riis, längst das Vertrauen verloren hatte, derselbe werde im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit gegen die Werkzeuge der Gewalt ernstlich einschreiten.

Die Prediger dienen nämlich, wie angedeutet, in diesen Gegenden Schleswigs mit wenigen Ausnahmen durchgängig als Agenten der Polizei und sind der Regierung als Förderer ihrer politischen Zwecke so unentbehrlich, daß man ihrer Willkür nicht nur vollkommen freie Hand läßt, sondern sie auch in Schutz nimmt, wenn sie zufällig mit den bürgerlichen Gesetzen in Collision gerathen. Dem gedachten Prediger scheint demungeachtet einige Zeit nach dem Vorfall die Befürchtung aufgestiegen zu sein, die Angelegenheit könne schlimme Folgen haben; denn er ließ durch den Hardesvogt eine Gemeindeversammlung abhalten, in welcher er den ganzen Auftritt als einen bloßen Mißgriff von seiner Seite darzustellen bemüht war und die Erwartung aussprach, man werde die Geschichte nicht weiter erwähnen. Zum Schlusse der Rede folgten Drohungen gegen „Deutschgesonnene", welche der Hardesvogt mit einigen Anspielungen ähnlicher Art verstärkte, was indeß nicht hinderte, daß ein resolutes Gemeinde-

Digitized by Google

glied die Aeußerung that, wenn man ihm Rum statt Wein gereicht hätte, so würde er ihn dem Pastor auf den schwarzen Kittel gespuckt haben — eine Aeußerung, welche Herr Mohr mit Gleichmuth anzuhören für gut fand.

Das Ministerium muß später von der Sache unterrichtet worden sein; denn es ließ eine Untersuchung anstellen, jedoch hat über das Ergebniß derselben nichts verlautet. Als der König im Herbst 1854 in Flensburg war, sah man den Pastor im Vorzimmer Moltkes antichambriren, wo er den Anwesenden durch seine Armsündergeberden auffiel; doch ist bis heute noch nichts geschehen, ihn von seinem Posten zu entfernen, obwol sein übles Verhältniß zu dem ebenfalls nichtsnutzigen Küster in der jüngsten Zeit zu allerlei ärgerlichen Auftritten, ja zu Störungen des Gottesdienstes Veranlassung gegeben hat. So drehte sich der Küster vor kurzem unter der Predigt auf seinem Stuhle, wo er der Kanzel den Rücken zukehrt, um, schob die Brille mit einer auf Belustigung der Schuljugend berechneten Geste in die Höhe und blinzelte den Pastor an, worauf dieser sich in dem Vortrage unterbrach und dem Bajazzo auf dem Chor in drohendem Tone zurief: „Lassen, machen Sie keinen Unsinn, sonst werde ich Sie beim Ministerium verklagen."

Solche und ähnliche Geschichten erzählt man in jedem Dorfe Angelns. Dieselben liefern den täglichen, nie ausgehenden Stoff des Gesprächs, dessen Reichthum nur durch die Erzählungen von den Gewaltthätigkeiten, Mißgriffen, Rechtsverdrehungen, Erpressungen und Brutalitäten der Justiz- und Administrativbeamten übertroffen wird. Es scheint nach dem, was ich höre, in dem ganzen Ländchen Angeln kein halb Dutzend Mitglieder des sonst grade hier so hochgehaltenen geistlichen Standes mehr zu geben, die sich dieses Berufs in der öffentlichen Meinung nicht vollständig unwürdig gemacht haben, und gleichen Schlages sind die meisten Schullehrer. Die wenig älteren Prediger, welche bei dem Umschwung der Verhältnisse als gefügig oder mindestens harmlos in ihren Stellen belassen wurden, trifft meist nur der Vorwurf der Aengstlichkeit. Die neueingesetzten aber, welche größtentheils Dänen sind, werden von ihren Gemeinden, ganz abgesehen von ihrem Zusammenwirken mit den Gendarmen und ihrer politisch-polizeilichen Thätigkeit überhaupt, fast unterschiedslos angeklagt, einen anstößigen Lebenswandel zu führen, die Flasche mehr als erlaubt zu lieben, ihre Kinder übel zu erziehen, ihr Amt auf die leichtfertigste Weise zu verwalten, ihren Gemeinden zum Trotze zu leben, nicht ausreichend Deutsch zu verstehen und Verächter der Religion zu sein.

Es ist ein unreinliches und unangenehmes Geschäft, Haufen auf Haufen moralischen Schmuzes zusammenzutragen und dann wieder auszubreiten, und ich meine, ich habe nicht nöthig, Ihnen zu erklären, wie ungern ich mich damit befasse, hier in die garstigen Details einzugehen. Allein nur dadurch, daß möglichst viele der einzelnen porträtirt werden, wird der Zweck erreicht, zu zei-

Digitized by Google

gen, wie der ganze Stand hier herunter ist und was für eine Zukunft es sein wird, welche sich in dieser allgemeinen Verachtung des Klerus vorbereitet, und so werde ich im Folgenden noch manchen Federstrich thun müssen, der meine persönlichen Neigungen, mit denen ich um vieles lieber Anmuthiges statt Anwiderndes zeichnete, der guten Sache zum Opfer bringt. Wäre auch nur die Hälfte dessen, was im Munde der Leute ist, wahr, es wäre mehr als genug, um Pfui zu rufen, und wäre alles erfunden, so bliebe immer noch die Empfindung des Staunens übrig, wie ein Volk, welches früher so kirchlich gesinnt war, daß Angeln allgemein das „Gosen der Pastöre" hieß, so plötzlich umgestimmt werden konnte, daß es sich ergötzt, Schandgeschichten von dem einst hochverehrten Stande zu erzählen und ihm nach Kräften den Genuß der Pfründe zu verleiden. Im letztern Falle bliebe als Rest bei der Prüfung mindestens das unumstößliche Factum gewonnen, daß die Bevölkerung dieser Striche dem Dänenthum feind ist und daß sie ihm alle Schlechtigkeit zutraut. Was meine Mittheilungen betrifft, so sind sie natürlich in der Wahrheit begründet und können mit vollgiltigen Beweisen belegt werden, wenn den Zeugen Strafloſigkeit zu verbürgen wäre.

Wie Pastor Plenge in Satrup die Kinder bei der Katechisation dänisch fluchen lehrt, wie ein in ganz Ostangeln seiner Danisirungswuth halber berüchtigter College von ihm der Fälschung und des Diebstahls angeklagt wird, wie der Pfarrer eines auch im innern Deutschland sehr bekannten Ortes in Südangeln sich zum Skandal aller Welt wiederholt betrunken, wie derselbe erwiesenermaßen sub fide pastorali gelogen hat, werde ich später zeigen. Hier nur die Bemerkung, daß derartige Dinge sich mit Blitzesschnelle von einem Ende der Landschaft bis zum andern verbreiten.

Zu den stattlichsten Kirchen Angelns gehört die eines Dorfes, welches im Obigen genannt ist, hier dagegen aus bekannten Gründen unbekannt bleiben muß. Es ist in der That eine sehr schmucke Kirche. An Pfarrer und Pfarrhaus aber knüpfen sich Gerüchte, so greuelvoll, daß sie sich hier nur andeuten lassen, leider aber so wohlbegründet, daß selbst die Freunde der Familie keinen Widerspruch wagen. Pastor X. selbst allerdings wird als gutmüthig gelobt, und es trifft sein Privatleben kein andrer Vorwurf, als daß er sich einige Mal in der Gesellschaft dänischer Offiziere einen Haarbeutel geholt, dessen Schwere ihn unter den Tisch gezogen. Was aber sagen unsre Geistlichen dazu, daß die Frau Pastorin sich regelmäßig einfindet, wenn die Knechte in der Schenke Tanz haben, daß sie lustig mitwalzt, daß sie sich erst spät in der Nacht von ihren Tänzern heimbringen läßt? Und was sagen sie zu einer Erziehung und einem häuslichen Leben, wo, wie hier, die eine der beiden Töchter Mutter wurde, ehe sie Frau war, und wo die andere vor demselben Geschick nur durch eine sehr beschleunigte Heirath zu bewahren war? Und was sagen sie endlich dazu, daß

Digitized by Google

dieſer Schwiegerſohn, der ſchon einige Wochen nach der Hochzeit Vaterfreuden erlebte, ein Amtsbruder ſeines Schwiegervaters war? Und was meinen ſie von einer kirchlichen Oberbehörde, welche, im Angeſicht der Stadt Schleswig, einen Geiſtlichen im Amte duldet, dem, wie dieſem Seelenhirten in ſeinem Kirchſpiel, auch nach ſeiner Verheirathung nachgeſagt wird, ehrbare Bauernweiber ſcheuten, ſich, der von ihm beliebten ſchmuzigen Geſpräche halber, mit ihm nach der Filialkirche zu fahren — ganz abgeſehen davon, daß er infolge ſeiner Thätigkeit während des Kriegs, wo er als Candidat dem däniſchen Heere Materialwaren, namentlich Cigarren, verkaufte, den Spitznamen „der Marketender" bekommen hat. —

Daß der Paſtor in Boel auf das bereitwilligſte alles vollzieht, was ihm von oben herab inſinuirt wird, verſteht ſich von ſelbſt, da er in allen Angelegenheiten von ſeiner Frau abhängt und dieſe entſchieden däniſch geſinnt iſt.

Beſſer war anfangs ſein Nachbar, der Pfarrer Jespersen in Norderbrarup, ein geborner Nordſchleswiger. Sein Kirchſpiel gehört, wie Boel, zu den ſogenannten gemiſchten Diſtricten, wo infolge des Sprachedicts abwechſelnd einen Sonntag deutſch und den andern däniſch gepredigt werden ſoll. Da ſich zu der däniſchen Predigt faſt gar niemand einfinden wollte, ſo redete der Paſtor an den betreffenden Tagen bisweilen deutſch. Seine Collegen machten ihm indeß ſehr bald Vorſtellungen über dieſe Accommodation, er ließ ſich bekehren, und jetzt ſoll er einer der Eifrigſten im Daniſiren ſein.

Am letzten Palmſonntage confirmirte er die Kinder ſeiner Gemeinde auf däniſch, obwol die Eltern für die Handlung die deutſche Sprache verlangt hatten, die ſie allein verſtehen. Nach dem Miniſterialſchreiben vom 4. März 1851, welches nach dem neuen Verfaſſungsgeſetz für das Herzogthum Schleswig vom 10. Februar 1854 für die Kirchen- und Schulſprache maßgebend ſein ſoll, iſt jede gottesdienſtliche Handlung, mit alleiniger Ausnahme der Sonntag um Sonntag wechſelnden bald deutſchen, bald däniſchen Predigt, in der Sprache vorzunehmen, welche die Betheiligten verlangen. Dahin gehört außer den Taufen, Trauungen, Beerdigungen und der Communion auch die Confirmation. Der Paſtor hat indeß, in Uebereinſtimmung mit ſeinen Collegen, erklärt, er müſſe infolge höherer Weiſungen die Ceremonie däniſch vollziehen. Als die Mehrzahl der betheiligten Väter ſich hierauf an das Viſitatorium wandte und Aufhebung jener Weiſungen verlangte, berichtete der Paſtor, es ſei bloſer Eigenſinn von den Leuten, ſie ſowol als die Kinder verſtänden ſehr gut däniſch. Ein ſehr verſtändiger und glaubwürdiger Hufner, der dies erzählte, bemerkte dagegen, daß die Kinder vom Däniſchen in der Schule ſich ſo gut wie nichts angeeignet, ſondern blos einige Sprüche und Phraſen in dieſer Sprache auswendig gelernt hätten, und daß von den Erwachſenen in dieſem wie in den

Digitized by Google

benachbarten Kirchspielen nur noch einige alte Leute das ehemals hier gesprochene, halb plattdeutsche Angelndänisch redeten, daß aber außer dem Pfarrer, dem Gendarm und dem Schulmeister keine Seele eine Predigt in der dänischen Schriftsprache verstünde.

Der Berichterstatter fügte hinzu, er habe, da seine Kinder stets weinten, wenn sie in die Schule sollten, den Versuch gemacht, sie nach Süderbrarup zum Unterricht zu schicken, wo in der Schule deutsch gesprochen wird. Aber weder der dortige Prediger noch der norderbraruper wolle die Erlaubniß dazu ertheilen. Pastor Jespersen sei überhaupt sehr unfreundlich und barsch, wenn kirchliche Handlungen bei ihm bestellt würden, freilich von seinem Standpunkte nicht ohne Ursache, da selbst die wenigen Dänischgesinnten im Kirchspiele ihrer eifrig deutschen Verwandten halber sichs nicht getrauten, eine Trauung, Taufe oder Beerdigung in der Sprache der Unterdrücker des Landes vornehmen zu lassen. Endlich erzählte mein wackrer Hufner von einer Fahrt, die er am letztverwichenen dänischen Sonntage durch die Kirchspiele Norderbrarup und Boel gemacht, um sich für mich nach dem Kirchenbesuche daselbst umzusehen. Er hatte am erstgenannten Ort, mit Ausnahme des Pastors, des Schulmeisters und der zwangsweise zum dänischen Gottesdienste gebrachten Schuljugend, sieben Personen in der Kirche getroffen. In Boel dagegen war, mit Abrechnung der genannten officiellen Zuhörerschaft, niemand erschienen, und der Pastor hatte infolge dessen seinen Sermon bis auf bessere Zeiten bei sich behalten müssen. Ich habe zu dieser Thatsache lediglich zu bemerken, daß nach Norderbrarup mehr als dreißig größere und kleinere Ortschaften, zusammen mit nahe an 1600 Einwohnern, eingepfarrt sind, und daß die Volkszahl im Kirchspiele Boel 1420 beträgt.

Ich begebe mich nun vom kirchlichen Gebiete zurück auf das der blinden Dame Justitia, die hier leider zu gut sieht und zu schlecht wägt, wenn es sich um eine Entscheidung zwischen Dänisch und Deutsch handelt. Ein Bauer in dem zur Mohrkirchharde gehörigen Theile Boels hatte — freilich ein wundersam naiver Mißgriff! — an den ihm persönlich bekannten Minister von Scheel einen Brief geschrieben, worin er sich über den Sprachzwang, die Reichsmünze und die Gendarmerie als über drei Landplagen beschwerte, diesen Brief einigen Bekannten vorgelesen und dem Vernehmen nach zugleich eine verbotene Schrift des abgesetzten Pastors Hansen von Viöl verbreitet. Er wurde von einem Gendarmen deshalb bei Leisner denuncirt und als er leugnete, von diesem ins Gefängniß gesteckt. Auf dem Wege dahin überlegte er sich die Sache und fand, es sei besser, mindestens etwas von der Wahrheit zu gestehen. Vor den Hardesvogt zurückgeführt, räumte er ein, jenen Brief geschrieben zu haben, doch habe er ihn weder abgeschickt, noch jemandem vorgelesen. Die Schrift Hansens habe er vor ihrem Verbot gekauft und nach Durchlesung sofort ver-

Digitized by Google

brannt. Trotz dieser Geständnisse ließ ihn Leisner wieder in Arrest abführen, wiewol die Verbreitung der in Rede stehenden Schrift nur mit einer Strafe von 2 bis 8 Thalern Reichsmünze (1½ bis 6 Thalern preußisch) bedroht worden.

Der Amtmann Davids erlaubte der Frau des Arrestanten, ihren Mann im Gefängnisse zu sprechen, was von Leisner als ungehörige Milde laut getadelt wurde, dem Gefangenen aber Gelegenheit gab, sich von Flensburg einen Advocaten zu verschaffen. Dieser führte Beschwerde beim Appellationsgericht und verlangte unverzügliche Befreiung seines Clienten aus der widerrechtlichen Haft, aber ohne Erfolg. Der Justizbeamte rechtfertigte den Arrest damit, daß er eine Haussuchung in Boel habe vornehmen wollen, welche indeß unterblieb. Erst nach Verfluß einer Woche ließ der Hardesvogt die von dem Denuncianten namhaft gemachten Belastungszeugen citiren. Nur zwei bestätigten, daß Arrestant ihnen ein Schreiben an den Minister von Scheel vorgelesen, keiner dagegen sagte aus, daß der Ausdruck „Landplagen" darin enthalten gewesen. In Bezug auf die Schrift des Pastor Hansen gaben mehre an, daß der Angeklagte sie ihnen zu lesen gegeben; ob dies jedoch vor oder nach dem (beiläufig im Amte Gottorp nicht einmal publicirten) ministeriellen Verbote geschehen, beliebte der Hardesvogt gar nicht zu fragen. Der Arrestant wurde nunmehr entlassen, dabei aber bedeutet, daß ihn eine härtere Strafe treffen werde, wenn er zu dem in Schleswig wohnenden Juristen gehe, von welchem er die hansensche Schrift erhalten habe. Nach einigen Wochen fällte Hardesvogt Leisner das Urtheil, daß Inculpat, „da er einen an den Geh. Conferenzrath von Scheel geschriebenen Brief, worin er sich über mehre Regierungsmaßregeln beschwert, andern vorgelesen und ferner die Schrift des Pastors Hansen, welche nur in der Absicht geschrieben sein könne, den Umtrieben einer immer noch thätigen revolutionären Partei Vorschub zu leisten, verbreitet habe, wegen dadurch begangener Aufreizung zur Unzufriedenheit mit den Veranstaltungen der Regierung eine Brüche von 50 Thlr. Reichsmünze zu erlegen und die Untersuchungskosten zu bezahlen schuldig sei."

Der Verurtheilte legte gegen dieses leichtfertige Erkenntniß Recurs beim Appellationsgerichte zu Flensburg ein, und dieses hob — es war freilich auch zu arg — die Strafe auf, erklärte aber, der Hufner habe die Untersuchungskosten (die nebenbei bemerkt ohne die Atzung im achttägigen Gefängniß 33 Thaler R. M. betrugen) zu bezahlen, weil er durch anfängliches Leugnen sich verdächtig gemacht und dadurch den Fortgang der Untersuchung selbst veranlaßt habe.

Zeigt schon diese Anekdote, in was für Händen hier zu Lande Recht und Gerechtigkeit sind, so wird die folgende, welche nichts mit der Politik zu schaffen hat, Juristen wie Laien über die Weisheit, die hier zu Gerichte sitzt, noch mehr

Digitized by Google

in Erstaunen setzen. Die Sache scheint unglaublich. Sie könnte in einem komischen Roman, der in Büsum oder Schilda spielte, als zu kühne poetische Licenz erscheinen. Aber man hüte sich dabei an irgendwelche Entstellung oder Uebertreibung der Thatsachen zu denken. Die Quelle, aus der das Referat floß, strömt im Schatten keiner Partei, und sie lieferte die ungefärbte Wahrheit. Nähert diese sich hier der Grenze des Unmöglichen, so ist das weder meine Schuld, noch die irgendeines andern, mit alleiniger Ausnahme des Herrn Hardesvogts, Kammerjunkers von Riis und seines Actuars.

Ein Hufner im Dorfe Tweed hatte auf seinem Grund und Boden eine sogenannte Kathe (d. i. kleine Bauernstelle) ausgelegt, um einen Knecht für langjährige treue Dienste zu belohnen und ihn zugleich dauernd an die Hufe zu fesseln. Unter den Bestimmungen des Kaufhandels war unter andern die Bedingung enthalten, die stipulirte Kaufsumme (1000 Mark Courant) solle unberichtigt bleiben, die fragliche Kathe aber nach Abgang des gegenwärtigen Käufers für die nämliche Summe wieder an den Verkäufer oder dessen Nachfolger zurückfallen. Im Jahre 1851, kurze Zeit nach erfolgtem Antritt des kleinen Besitzes, ging der Käufer, ohne directe Erben zu hinterlassen, mit Tode ab, und nun entspann sich in Betreff des vorhandenen Nachlasses das im Nachstehenden beschriebene, originelle Verfahren. Der Verblichene hatte, mit Ausnahme der erwähnten unberichtigt gebliebenen Kaufsumme von 1000 Mark Courant, im strengsten Sinne keine Schulden gehabt, andererseits aber ebensowenig ein actives Vermögen hinterlassen, so daß, da die in Rede stehende Kathenstelle für den ursprünglichen Betrag der Kaufsumme an den Verkäufer zurückfallen mußte, eine eigentliche Masse durchaus nicht existirte. Formelle Rechtsfragen, welche zu einer gerichtlichen Procedur hätten Veranlassung geben können, lagen nicht vor, da die in Betracht kommenden etwaigen Seitenerben sämmtlich mündig waren, das contractliche Verhältniß hinsichtlich der wiederholt genannten Kathenstelle aber sich so stellte, daß es den Umständen nach lediglich einer einfachen Adjudicationsacte bedurfte, um deren Rückfall an den anfangs erwähnten Hufner zu bewirken.

Diese vorläufigen Bemerkungen werden hinreichen, die von der beikommenden Behörde befolgte sinnreiche Methode sowol in Beziehung auf die juristische Behandlung des Falles, als auch in Bezug auf die Ausbeutung des Kostenpunktes selbst für nichtjuristische Leser gebührend ins Licht zu setzen.

Nachdem die Anzeige des erwähnten Todesfalls erfolgt war, hatte sich die Behörde zuvörderst der Aufgabe zu unterziehen, die etwaigen Erben zu ermitteln. Diese waren an Ort und Stelle anwesend, jedem Kinde bekannt und deshalb ebenso leicht zu erfragen, als die in Betracht kommenden Verwandt-

Digitized by Google

schaftsverhältnisse mit Hilfe der Kirchenbücher zu constatiren gewesen wären, womit denn die Sache ein Ende gehabt hätte. Der Hardesvogt von Riis griff dieselbe jedoch anders an. Obschon die Erben weder abwesend noch unbekannt waren, auch der Hardesvogtei nicht hätten unbekannt bleiben können, wofern diese die vorschriftsmäßigen Erkundigungen eingezogen hätte, wurde vor allen Dingen mittels Proclams eine förmliche Edictalladung ausgebracht und diese nicht, wie damals gesetzlich angeordnet, durch den altonaer Merkur, die schleswig-holsteinischen Anzeigen und das nächste Localblatt zur öffentlichen Kunde befördert, sondern in die haderslebener Zeitung und verschiedene, von niemandem südlich der Königsau gelesene jütische und seeländische Blätter eingerückt. Sodann aber installirte die Hardesvogtei für die mehrgedachte Kathenstelle „Namens der unbekannten und abwesenden Erben" einen Gütepfleger.

Auf die Kunde von diesen befremdenden Maßnahmen vermuthete man anfänglich ein Mißverständniß und bemühte sich, vor allen Dingen einer verehrlichen Hardesvogtei zu bedeuten, daß die betreffenden Erben keineswegs in Jütland oder Seeland, sondern in Angeln und zwar am Orte anwesend seien, und zugleich gaben letztere die Erklärung ab, daß sie in Betracht der Umstände, d. h. weil keine Masse vorhanden sei, die sie erben könnten, die Erbschaft nicht anzutreten beabsichtigten.

Mit dieser Erklärung wäre die Sache abermals abgethan gewesen, wenn es nicht der juristischen Erfindungsgabe des Hardesvogts geglückt wäre, nochmals eine neue Combination zu Stande zu bringen. Es erschien nämlich zunächst ein Proclam ad indagandum statum bonorum, zur Ermittlung des Massebestandes, und demnächst, als sich auf diese Aufforderung ein einziger Gläubiger, der Eingangs erwähnte Verkaufer der Kathe nämlich, gemeldet hatte, ein förmliches Concurserkenntniß. Freilich fehlte es in dem vorliegenden Falle grade an den wesentlichen Bedingungen des Concurses, die bekanntlich darin bestehen, daß erstens eine unzureichende Masse vorhanden ist und zweitens eine Concurrenz von Creditoren stattfindet, die auf Befriedigung Anspruch haben. Indeß Herrn von Riis ist kein Ding unmöglich. Die Sache war nunmehr im Zuge. Man schritt zum Justificationsverfahren, wobei der Hufner N. N. sich über seine Ansprüche auszuweisen hatte, und dann — wer sollte es glauben! — zur Subhastation, wozu abermals im Königreich Dänemark eingeladen wurde. Im Verkaufstermin erschien der Hufner N. N. als einziger Käufer und erhielt für das Gebot von 1000 Mark Courant den Zuschlag des Actuars. Er war, wie aus dem Obigen auch dem Laien ersichtlich ist, Gläubiger und Schuldner in einer Person. Demungeachtet wurde ihm aufgegeben, für die Hälfte der erwähnten Summe sofortige Zahlung zu leisten und für den Rest Sicherheit zu stellen. Nachdem dies geschehen, erfolgte das Liquidations- und Distributionsverfahren. In dem hierzu anberaumten Termine

Digitized by Google

wurde zuerst die Kostenberechnung verlesen und hierauf dem schadenleidenden Gläubiger von den eingezahlten 500 Mark — 441 wieder zurückgestellt. Nun fand sich aber nach Berichtigung sämmtlicher Kosten und nach erfolgter Liquidation der eben erwähnten 441 Mark eine beträchtliche Summe als Ueberschuß vor. Hardesvogt und Actuar zählten — es ist wirklich, als ob man von Schildbürgern erzählen hörte — jeder für sich die in Abzug gebrachten Gebühren nach. Alles war richtig. „Aber mein Gott," rief der Actuar, „was fangen wir mit dem übrigen Gelde an?" — „Je nun," erwiderte mit heiterer Würde der Hardesvogt, „es ist ja besser, daß wir einen Ueberschuß haben, als wenn wir mit dem Gelde zu kurz gekommen wären. Ich denke, wir theilen!"

Und siehe da, die Herren theilten wirklich. Der Hardesvogt bemächtigte sich der einen Hälfte des Geldes, der Actuar der andern, und die Sitzung wurde aufgehoben. Die bei allen gerichtlichen Handlungen in Schleswig anwesenden Landleute (aus den Bauern gewählte Beisitzer), die sonst durch Stillschweigen ihre Zustimmung zu erkennen zu geben pflegen, schwiegen dies Mal vor Erstaunen. Nachdem die Gerichtspersonen sich aber entfernt, vereinigten sich jene mit dem Hufner N. N., der Angelegenheit weiter auf den Grund zu gehen. Man verlangte unverweilt eine Abschrift der Acten, die endlich nach manchen Zwischenreden, als: „Man wüßte schon, mit wem man zu thun habe — Man kenne den N. N. als einen Deutschen — Man werde sich seinen Namen hinters Ohr schreiben" u. s. w. gewährt wurde. Nachdem die Acten ausgeliefert und eingesehen worden waren, erklärte sich das Sachverhältniß natürlich sofort. Der schwer benachtheiligte Hufner verband sich mit den fungirenden Landleuten, in kategorischer Weise die augenblickliche Wiedererstattung der zuletzt gedachten überschüssigen Geldsumme zu fordern. Von Seiten des Actuars erfolgte diese ohne Weigerung und mit der ausdrücklichen Entschuldigung, es sei ein Mißgriff geschehen. Der Hardesvogt dagegen ließ seinen Raub nicht fahren, und dieser blieb in seinen Händen, da der Beeinträchtigte es nicht wagte, beim Appellationsgericht sich zu beschweren. Eine Zergliederung der ausschweifenden Kostenberechnung würde das Interesse der Geschichte vielleicht noch erhöhen, mich aber zu weit führen, und so erlaube ich mir, sie und die ganze hochlöbliche Hardesvogtei bis auf Weiteres zu verlassen und einem andern Gebiete zuzueilen.

Die Gegend von Boel und Brarup zeichnet sich durch eine seltene Fruchtbarkeit aus und ist zugleich nicht ohne eine gewisse ländliche Anmuth. Letztere ist namentlich von den Strichen zu rühmen, welche die vielgekrümmte loiter Au, der längste und wasserreichste Fluß Angelns, durchströmt. Dieses Gewässer soll einst das hübsche kleine Thal, durch dessen Wiesen und Wäldchen es sich schlängelt, fast bis zum Rande ausgefüllt haben und schiffbar gewesen sein,

Digitized by Google

und eine Sage behauptet ſogar, daß ſich an der Brücke bei Loit die Fahrzeuge der Angelſachſen geſammelt haben, mit denen Hengiſt und Horſa Britannien eroberten. Daß die Au einſt tiefer geweſen, iſt wol nicht zu beſtreiten, da die Wälder, welche in frühern Jahrhunderten die Ebenen der hohen Geeſt bedeckten, die Quellen reichlicher nähren mußten. Weniger begreiflich iſt es, daß die Eroberer Englands ſich in der Nähe der Quellen eines Stroms zuſammengefunden haben ſollen, der ſich in die Oſtſee ergießt. Man reiſt nicht über Stettin, wenn man von Leipzig aus Paris beſuchen will, und wenn die Heerführer der Angeln nicht von der Mündung der Treene oder Eider aufbrechen wollten oder konnten und durchaus durch die gefahrvollen Belte mußten, ſo werden ſie ihrem Heere wenigſtens den Ausfluß der loiter Au als Stelldichein bezeichnet haben. Ueberhaupt aber ſind Sagen, die auf ſo entfernte Ereigniſſe hinweiſen, verdächtiger Natur. Das Volk erinnert ſich ſelten mit Klarheit an Dinge und Menſchen, die weiter als vier bis fünf Generationen zurückliegen, und wo das Gegentheil ſtattzufinden ſcheint, haben gelehrte Einwirkungen die Wandlungen, welche das Urſprüngliche erfahren, abgeſtreift.

Begründeter wahrſcheinlich als dieſe Sage iſt die Behauptung, das kleine Spitzthürmchen der Kirche in Taarſtedt, einem Dorfe etwas weiter flußabwärts, erhebe ſich auf der Stelle, wo einſt eine Opferſtätte des germaniſchen Gewittergottes geweſen ſei. Die Nachbarſchaft hat eine große Menge von Hühnenbetten, welche darauf deuten können, daß die Gegend in der Urzeit eine beſonders heilige geweſen ſei, und überdies haben ſich grade in Ortsnamen hier zu Lande zahlreiche Erinnerungen an die alten Götter erhalten*).

Ob das folgende „Dönchen", das ich Ihnen, um nicht zu viel Trauriges in ein Capitel zuſammenzuhäufen, ſtatt meines Ausflugs nach Idſtedt, heute noch erzähle, wahr iſt, kann ich nicht verbürgen. Ich denke aber, es wird ſeinen Zweck, als heiteres Deſſert und zugleich als Probe hierländiſchen Volkswitzes zu dienen, trotzdem erfüllen. Mehr vielleicht wie anderwärts haben die hieſigen Dörfer im Volksbewußtſein eine beſtimmte Phyſiognomie, beſtimmte Sprichwörter, die nur vor dem einzelnen gelten, und beſtimmte Spitznamen, die ſich auf Eulenſpiegeleien und Schildbürgerſtreiche gründen. Das Plattdeutſche iſt der Hanswurſt des ganzen Sprachſtammes. Der unſterbliche Till iſt in einem niederdeutſchen Orte geboren und in einem andern begraben. So hat der in den Landſtrichen dieſes Dialekts vorherrſchende Humor auch mehr als ein Dutzend Krähwinkel. Die Bauern in Jagel bei Schleswig mußten ſich beim Bau eines Gemeindehauſes erſt von einem Sperling belehren laſſen, daß man einem Balken nicht der Quer, ſondern der Länge nehmen muß,

*) An Thor mahnt noch Thorsbeck, an Wodan Wonsbeck und Wonsild, an Balder Vollersley, an Ziu oder Tiu Tiislund (der Hain Tius), an Fro, den Spender des Erntesegens, der Name Frosley.

Digitized by Google

wenn man ihn durch eine Thür bringen will. Die Fockbecker wußten sich eines Aals, der ihnen die gesalzenen Heringe, welche sie der Vermehrung halber in einen Teich gesetzt, gefressen haben sollte, nur dadurch zu entledigen, daß sie die Todesstrafe des Ersäufens an ihm vollzogen. Die Kisdorfer und Bishorster legten bei ähnlichen Gelegenheiten denselben scharfen Verstand an den Tag. „Ga hen na Hostrup und laat di de Dös utschnieden" — geh nach Hostrup und laß dir die Dummheit ausschneiden, ist noch jetzt ein beliebtes Sprichwort der Grobsäcke in Schleswig.

Die Geschichte aber, die ich Ihnen versprach, ist folgende. Es ist schon lange her, als es sich begab, daß auf der Grenzmark zwischen Boel und Strurdorf*) ein Fohlen gefunden wurde, dem ein großes Stück Leder vom Rücken geschunden war. Es erhob sich die Frage, wer der Schinder sei. Die Boeler gaben den Strurdorfern, die Strurdorfer ihrerseits wieder den Boelern die Schuld, und um das zu beweisen trieben die Boeler das Thier des Nachts auf das strurdorfer, die Strurdorfer dasselbe wieder auf das boeler Gebiet. Dies währte eine geraume Zeit, da keine der beiden Parteien sich geben wollte. Endlich aber kam man auf den etwas vernünftigern Einfall, die Sache durch Schiedsmänner schlichten zu lassen, und diese entschieden nach langem Ueberlegen wie folgt. An der Stelle, wo das Fohlen zuerst in seinem betrübten Zustande gesehen worden, stand eine junge Eiche. Diese sollten die Streitenden wie eine Weidenruthe drehen und in einen Knoten knüpfen, und welcher von beiden Theilen dieselbe bei der Operation zerknickte, sollte als der schuldige gelten. Die Strurdorfer waren dabei mit dem Geschäfte des Drehens, die Boeler mit dem des Verknüpfens bedacht. Erstere wußten sich zu helfen. Sie schlugen in der Nacht den Baum nieder, hielten ihn über ein Feuer und drehten ihn dann ohne Schaden mit Radwinden. Die Boeler waren erstaunt, als sie Tags darauf hörten, die Sache sei, soweit sie ihre Gegner anging, abgethan. Ueberzeugt, das Drehen des harten, spröden Stammes sei unmöglich, hatten sie sich um nichts bekümmert. Sie dachten indeß, auch ihnen werde Unmögliches gelingen, und so machten sie sich gleichfalls ans Werk. Allein bis dahin war die Eiche, welche über der Glut geschmeidig geworden, längst wieder zu ihrer frühern Sprödigkeit zurückgekehrt, und statt sich zu einem Kno-

*) Die Strurdorfer stehen, mit welchem Rechte bleibe dahingestellt, im Rufe, streit- und händelsüchtig zu sein. Man sagte mir, wo bei einer öffentlichen Lustbarkeit, in einem öffentlichen Locale Strurdorfer erschienen, gäbe es über kurz oder lang gewiß Prügel. Man sagte ferner, daß bei solcher Gelegenheit stets alle übrigen Angeln gegen die Strurdorfer zusammenhielten, und daß die letztern überhaupt immer ihren eignen Kopf haben wollten. Man wollte endlich die (von andern in Abrede gestellte) Thatsache, daß das genannte Dorf jetzt dänisch gesinnt sei, blos aus der zur andern Natur gewordenen Sucht, in allen Stücken gegen das übrige Angeln Opposition zu machen und nach seiner besondern Façon selig zu werden, erklären können.

y Google

ten zu fügen, zerbrach sie den Arbeitern unter den Händen. Der Rechtsstreit war damit zu Ende, und die Boeler mußten sich den Spitznamen „Fahlenbiters", Fohlenbeißer, gefallen lassen, der ihnen noch jetzt anhaftet.

Ob in dieser Anekdote die richtige Erklärung des Spottnamens enthalten ist und ob derselbe nicht vielmehr in die Urzeit hinaufreicht und mit der Bezeichnung der heidnisch gebliebenen Deutschen als „Pferdefleischesser" verwandt ist, kann hier nicht untersucht werden. Alt aber ist die Geschichte jedenfalls. Denn von der Dummheit, welche die boeler Bauern dabei bewiesen, ist schon seit Menschengedenken keine Spur mehr in dem Dorfe. Im Gegentheil, die Leute sind dort von recht gescheidter und vernünftiger und namentlich in Rechtssachen ungemein aufgeweckter Art. Da aber nichts zu nichts werden kann, und die Dummheit gleich dem aus Besessenen flüchtenden Teufel doch irgendwo bleiben muß, so wird vermuthet, sie sei aus den Bauern in die Beamten gefahren.

Correspondenzen.

Allgemeine Kunstausstellung in Paris. 3. — Cornelius ist der dritte unter den Siegern. Indem sie ihm die große Medaille zuspricht, hat die internationale Jury sich auf den Standpunkt gestellt, den ein Areopag, der die ehrenvolle Aufgabe hat, ganz Europa zu vertreten, niemals hätte verlassen dürfen. Cornelius verdankt seine Erhebung ausschließlich dem Urtheile der Sachverständigen. Vor einigen Jahren noch würde dieser Künstler hier unbeachtet geblieben sein, weil die Bekanntschaft mit deutschem Wesen, so unvollkommen sie auch noch sein mag, eben noch ganz neu ist. Die hiesigen Kunstkritiker waren glücklicherweise nicht in der Lage, das Werk unsres Meisters blos aus den hierhergesandten Cartons zu beurtheilen, die meisten von ihnen kennen alles, was er gemacht. Die Franzosen sind reiselustig geworden, sie haben den Schwarzwald entdeckt und es gehört jetzt zum bon ton unter den Feuilletonisten, während des Sommers Berichte aus irgendeinem deutschen Bade zu datiren. Einmal aus Paris heraus scheut man auch die Mühe einer Eisenbahntour durch das unbekannte Land nicht, und geschähe es auch blos, um zu constatiren, daß es nirgend in der Welt ein zweites Paris gebe.

Von Cornelius auf Decamp ist ein großer Sprung. Dieser Maler gehört zu denjenigen, welche in Farbe und Licht ihr Element suchen und diese Lebensbedingung in einer idealistischen Auffassung der Natur finden. Decamp ist Colorist, unter seinem Pinsel ersteht alles zu neuem Leben, was er berührt. Nichts ist ihm zu gering, um durch seine Kunst nicht geadelt zu werden, und nichts zu hoch, was er nicht erreichen könnte. Er beklagt, daß er niemals Gelegenheit gehabt, sein Talent an großer Decorationsmalerei versuchen zu können, da diese Effectmalerei seinem Wesen am meisten entspreche. Wir glauben, daß er Recht hat, und wer die Cymbernschlacht gesehen, wird dieses Gefühl theilen. Tausende von Figurchen bewegen sich im bewegtesten Tumulte durcheinander, in einer aufsteigenden Land-

Digitized by Google

ſchaft mit zahlreichen, genau abgegrenzten Gründen, die ſich allmälig ins Weite verliert. Betrachten wir dieſe weitausgedehnten Menſchenmaſſen, die ſich in unaufhaltſamem Zuſammenſtoß gegeneinanderbewegen, näher, ſo erkennen wir blos ungeſtaltete Farben- und Lichtkleckſe und doch macht das Ganze eine außerordentliche Wirkung. Der Maler fühlte, daß die völlige Ausführung nur auf dem Felde der Decorationsmalerei möglich geweſen wäre.

Wenn wir daher vollendete Kunſtwerke dieſes Meiſters bewundern wollen, müſſen wir uns zu deſſen kleinen Gemälden wenden, und deren Zahl iſt groß. Dieſer Mann, der mit ebenſoviel Fertigkeit den Stift beherrſcht, als er über alle Zaubereien der Farbe- und Lichteffecte gebietet, gehört zu den fruchtbarſten Künſtlern der modernen Zeit.

Seine Ausſtellung bietet uns eine Reihe von poetiſchen und humoriſtiſchen Schilderungen aus der europäiſchen und orientaliſchen Welt, und bei allen bekundet ſich dieſelbe Durchgeiſtigung der Natur. Wie kein Maler heute verſteht er es, die Natur in völliger Harmonie mit ihrer Umgebung darzuſtellen, er mag nun Sancho Panſa an der Seite Don Quixotes durch eine ſpaniſche Landſchaft reiſen laſſen, eine Runde kleinaſiatiſcher Soldaten malen, oder das Rendezvous eines Elephanten mit einem Tiger, oder Vorſpannpferde, die an einem Schiffe ziehen, oder auch einen orientaliſchen Bazar. Decamp und Delacroix allein verſtehen es, den Orient zu malen und jener in noch vollendeterer Weiſe als dieſer. Decamp iſt zugleich der einzige Humoriſt, welcher auf poetiſche Weiſe gemüthlich und geiſtreich zu ſein verſteht. Der genannte Sancho Panſa und Don Quixote, die Affen als Kunſtkenner, beweiſen dies mit vielen andern ſeiner Bilder. Beide Bilder ſind durch Lithographien und Kupferſtiche bekannt genug.

Man vergißt bei den ein Bild prüfenden Affen, daß wir eine Unwahrheit vor Augen haben, der Maler wußte ſein Sujet ſo geiſtvoll, mit ſo viel Leben zu behandeln, daß wir augenblicklich auf ſeinen Einfall eingehen. Der alte Herr mit dem grünen Schirm über der Stirn und der großen Loupe vor dem Auge ſitzt ſo gravitätiſch, mit ſo viel vernichtender Kennerſchaft da — wie ein Mann, der ſeine Wichtigkeit kennt. Er kratzt ſich mit Wohlbehagen den einen Fuß und läßt augenſcheinlich auf ſein Urtheil warten, um deſto mehr zu überraſchen. Neben ihm ſteht ein junger Elegant, welcher offenbar aus ſchuldiger Referenz den Spruch des Veteranen erwartet — während ein dritter Kenner, der uns den Rücken kehrt, ſo breit daſteht, daß wir ſchon aus dieſer Attitude genugſam erkennen, daß mit ſolcher ſuffiſanten Betiſe nicht zu ſcherzen ſei. Der Livreebediente hinter dem Sitzenden zeigt uns, daß wir es hier mit einflußreichen Leuten zu thun haben, die Winterhalter ohne weiteres eine erſte Medaille zuſprechen. Und wie vorzüglich dies gemalt iſt, mit welcher Meiſterſchaft jedes Detail behandelt wird — Meiſſonnier muß ſich jedes Mal ſagen, ſo oft er Decamps Bilder ſieht, daß man ein Virtuos und doch zugleich ein Poet, ein außerordentlicher Techniker und doch auch ein geiſtvoller Künſtler ſein kann. Sancho Panſa iſt mit einem Humor und einer Verve geſchildert, welche der große Cervantes ſeiner nicht unwürdig fände. Sprichwörter machen offenbar dick und romantiſche Ideen mager, das ſieht man dieſen beiden Rittern an. Panſa nimmt die Schläge des Schickſals materiell als Verdauungsmittel, während ſie Don Quixotes Weltſchmerz vermehren. Dieſes Bildchen erweckt Heiter-

Digitized by Google

keit durch seine Auffassung und entzückt durch die Meisterschaft, mit der es gemalt. Der Bettler, der seinen Tagesverdienst zählt, während zwei Kinder neugierig diesem Krösus in Lumpen auf die Hände blicken; der Jäger, der die Hunde in den Stall treibt und von dem wir nur das aufgehobene Bein und die Peitsche erblicken; die Kugelspieler, die kartenspielenden Spanier, sind allerliebste Scenen. Eleazar und Rebekka führt uns in den Orient, wo Decamp zu Hause, ist wie kein moderner Künstler. Wir finden da eine Reihe von Meisterstücken; der Bazar, der türkische Fleischer, die Kinder am Brunnentroge mit einer Schildkröte spielend, sind vortreffliche Schilderungen. Der Fleischer lehnt im Hintergrunde eines von der Sonne beschienenen Hauses an seiner Fleischstellage und raucht gemüthlich im Schatten des vorspringenden Hauses. Dieser Hintergrund ist ganz dunkel gehalten — zu dunkel, während die weiße Kalkwand des Hauses und der blaue Himmel in einem Farbenrausche gemalt sind, von dem unsre nüchterne Zeit keinen Begriff hat. Decamp belebt alles, Steine, Throne, Menschen, die Vegetation. Man hat ihm sogar aus seiner Vorliebe für Mauern und Steine einen Vorwurf gemacht. — Diese realistische Meisterschaft genirt seine Nachahmer und sie reden von unkünstlerischen Effecten.

Seine Reihe von neun Zeichnungen, die Geschichte Simsons darstellend, zeigt uns Decamp wieder von der dramatischen Seite. Diese mit Kreide ausgeführten Scenen sind wahre Prachtwerke. Um nur eines zu erwähnen. Simson, der geblendete Riese, drückt an der Mühlstange, diese im Kreise herumdrehend, während sein Treiber, den Stock zur Seite, die Beine übereinandergeschlagen, auf einer Steinbank an der Wand sitzt. Die Scene geht in einem Gewölbe vor sich und von draußen blicken durch das Fenstergitter Neugierige nach dem fremden Mann.

Das tragische Schicksal Simsons ist in dem heroischen Ausdrucke desselben wie in der thierischen Verdummung seines Wächters ausgesprochen. Man verläßt diese Zeichnung erschüttert. Decamp nimmt aber selten einen so tragischen Anlauf — er malt, wie ein Vogel singt — was ihm eben einfällt — und seine Bilder gefallen schon, noch ehe man sie recht angesehen. Licht und Sonne, Farbe und Harmonie lachen uns daraus von weitem entgegen.

Englische Literatur. — The Private Life of an Eastern King, by a member of Nussir-Deen, king of Oude, the Household of his late Majesty. — Seitdem Burke und Sheridan mit mehr rethorischem Glanz als Wahrheit gegen den Gouverneur von Ostindien, Warren Hastings, gedonnert haben, ist es in Europa Mode geworden, die Herrschaft der Engländer in jenen Landstrichen als ein Muster von raffinirter Tyrannei, Habsucht und Grausamkeit darzustellen, der Herrschaft ihrer Vorgänger, der einheimischen Fürsten, dagegen alle Tugenden patriarchalischer Milde und Gerechtigkeit beizulegen. Gern geben wir zu, daß England nicht alles für seine ostindischen Unterthanen gethan hat, was es hätte thun können, und daß in den entlegneren Provinzen, wo ein einziger Collector Landstriche so groß wie ein ansehnliches deutsches Königreich beherrscht und die Controle daher mangelhaft ist, mancherlei Unzuträgliches vorkommen mag; aber dennoch lebt es sich unter der Herrschaft der Engländer in Ostindien wie im Paradiese, wenn man damit die Zustände unter den früheren einheimischen Fürsten vergleicht. Beweise dafür findet

Digitized by Google

man noch in den Staaten derjenigen einheimiſchen Fürſten, die von der oſtindiſchen Compagnie halb unabhängig ſind, d. h. die ihren Tribut zahlen und wol auch eine gewiſſe Truppenmacht ſtellen, in deren innere Angelegenheiten ſich aber die Compagnie nicht miſcht. Ein ſolcher Fürſt iſt der König von Oude oder Audh, den wir hier durch einen Ungenannten kennen lernen, der $3^1/_2$ Jahre an ſeinem Hofe lebte und ihn erſt verließ, als ſein Verſuch, den Günſtling des Königs, den Barbier Sr. Majeſtät, zu ſtürzen, fehlſchlug. Dieſer Barbier war als Kajütenjunge auf einem Schiffe nach Kalkutta gekommen. Da er in London die Geheimniſſe eines Coiffeurs gelernt hatte, verließ er bei der Ankunft in Kalkutta das Schiff und fing ſein eignes Geſchäft wieder an. Er hatte Glück und erwarb ſich einiges Vermögen. Endlich kam er auf den Einfall, mit europäiſchen Waaren flußaufwärts zu handeln. In Lucknow angekommen, fand er den dortigen Reſidenten von Sehnſucht erfüllt, ſein von Natur ſchlichtes Haar in Locken gekräuſelt zu haben, wie ſie der Generalſtatthalter trug. Der Generalſtatthalter zeichnete ſich durch ſein ſchönes Lockenhaar aus, und der Generalgouverneur beſtimmt natürlich die Mode in Oſtindien. Der neue Handelsmann war nicht zu ſtolz, wieder zum Brenneiſen zu greifen. Wunderbar war die Veränderung, welche er in dem Ausſehen des Reſidenten hervorbrachte, und daher ſtellte der große Sahib ſelbſt den wunderwirkenden Haarkünſtler dem Könige vor. Dieſer hatte noch viel ſchlichteres Haar als der Reſident, denn auch nicht die leiſeſte Vorahnung eines Löckchens war daran zu entdecken. Der ehemalige Kajütenjunge wirkt abermals Wunder, und der König war außer ſich vor Freuden. Der glückliche Haarkünſtler wurde mit Ehren und Reichthum überſchüttet; er erhielt einen Adelstitel und war bald ein Mann von großem Einfluß am Hofe. Des Königs Günſtling wird in einem von einem einheimiſchen Fürſten regierten Staate bald reich. Der Barbier hatte außerdem auch noch andere Quellen des Gewinnes, als die Beſtechung; er beſorgte allen Wein und alles Bier für die königliche Tafel. Jeder Gegenſtand aus Europa, den der Hof brauchte, ging durch ſeine Hand und die Rupien häuften ſich bald zu tauſenden. „Was ſoll man dem Manne thun, den der König gern wolle ehren?“ iſt eine Frage, die heute noch an jedem orientaliſchen Hofe an der Tagesordnung iſt. Nuſir kannte keine Grenzen mehr in den Ehrenbezeugungen, mit denen er den Günſtling überhäufte und ſchenkte ihm unbegrenztes Vertrauen. Endlich war er nach und nach der tägliche Gaſt an der königlichen Tafel geworden, und Se. Majeſtät wollte von keiner Flaſche Wein trinken, welche der Haarkünſtler nicht gekoſtet hatte. So ſehr fürchtete Se. Majeſtät von einem Mitgliede ſeiner eignen Familie vergiftet zu werden, daß jede Flaſche Wein in dem Hauſe des Barbiers verſiegelt ward, ehe ſie auf die königliche Tafel kam und ehe der Barbier und Mundſchenk das Siegel brach, unterſuchte er es ſorgfältig, ob alles in Ordnung ſei. Dann machte er die Flaſche auf und ſchenkte ſich erſt etwas von dem Weine ins Glas, ehe er den Becher des Königs füllte. Eine ſpätere Zeit bewies, daß die Angſt Sr. Majeſtät nicht unbegründet geweſen war, denn als es endlich doch gelang, den Günſtling zu ſtürzen und dieſer mit ſehr anſehnlichen Schätzen Lucknow verlaſſen hatte, lebte auch der König nicht mehr lange. Er ſtarb, von ſeiner Familie vergiftet. Wir können uns hier nicht bei dem Privatleben des Königs, einer Reihe von Handlungen launenhafter Willkür, wilder Orgien und empörender

Digitized by Google

Grausamkeiten aufhalten, sondern wollen dem Buche nur einen Zug entnehmen, welcher das („patriarchalische") Verhältniß der einheimischen ostindischen Fürsten zu ihren Unterthanen charakterisirt. Es ist von einer Reise des Königs durch sein Reich die Rede:

„Die Dorfbewohner auf der Straße, welche wir verfolgten, geriethen durch unser Erscheinen in die größte Bestürzung. Der König und sein Gefolge waren noch nie in diesen Landestheil gekommen und der Zug eines orientalischen Monarchen durch sein Gebiet ist eine schlimme Sache für das Volk. Die Dienerschaft des Königs betrachtet sich als ein bevorrechtetes Geschlecht. Sie hat ihrer Ansicht nach ein Recht auf das Beste einer jeglichen Sache und auf so viel als ihr gefällt, so daß das Mißhandeln und Plündern der unglücklichen Bewohner auf allen Seiten vor sich ging. Außerdem wurde, wenn irgendeine Schwierigkeit zu übersteigen, ein ungangbarer Weg wieder herzustellen oder ein neuer anzulegen war, das Landvolk weit und breit aufgeboten, — Männer, Weiber und Kinder mußten kommen und arbeiten, so lange es dem Nawob gefiel. Ihr einziger Lohn waren die Schmähungen und die Strafen, die es auf sie regnete, wenn sie die Arbeit nicht so rasch ausgeführt hatten, als der Nawob wünschte." Die Liebe und Achtung der Unterthanen vor ihren Fürsten war dem ganz entsprechend. Einmal brachen sie in das königliche Lager ein. „Die Dorfbewohner hatten bald entdeckt, daß der König mit der Leibwache fort war, und sie brachen jetzt ins Lager ein. Die ganze lange Nacht hindurch hörten wir das Geschrei von Männern und das Gejammer von Weibern aus der Nähe der königlichen Zelte herüberschallen. Die ärmern Sklavinnen hatten den Harem nicht begleiten können und sie mußten sich jetzt von dem empörten Landvolk jede Mißhandlung gefallen lassen. Man brach in die Zelte und plünderte sie, riß den armen Frauen den Schmuck von Händen und Füßen, schlug Koffer auf und raubte Kleider, welche den vornehmsten Damen des Hofs gehörten. Während dem saßen wir in unsern Zelten und rauchten ruhig unsre Cigarren. Als wir des Morgens hinausgingen, um zu sehen, welche Folgen der Tumult der gestrigen Nacht gehabt, bot sich unsern Augen ein Schauspiel dar, wie es sich die Phantasie schwerlich seltsamer oder bunter vorstellen kann. Selbst der Rock und die Beinkleider, welche der König den Abend vorher abgelegt hatte, waren gestohlen. Der Erdboden um das Lager war überall mit Theilen von weiblichen Kleidungsstücken bedeckt, welche die Räuber in ihrer Eile, die Beute fortzuschaffen, hatten fallen lassen. Alle möglichen Gegenstände, zum Theil von beträchtlichem Werth, lagen überall in hoffnungsloser Verwirrung verstreut herum. Daß es einen harten Kampf zwischen den zur Bewachung aufgestellten Dienern des Nawobs und dem Landvolke gegeben hatte, war sichtbar genug; denn zwei Männer, die offenbar nicht zu dem Lager gehörten, lagen fast in Stücke zerhackt auf der Erde, und mehre von den Dienern des Nawobs waren, wie ich hörte, schwer verwundet." Se. Majestät gerieth über diese Plünderung in großen Zorn, den der Nawob nur dadurch abkühlen konnte, daß er eine Anzahl der Dorfbewohner, ohne nach ihrer Schuld oder Unschuld zu fragen, festnehmen ließ. Die Justiz ist nach beliebter orientalischer Weise summarisch, und die Armen wurden ohne alle weitere Untersuchung hingerichtet.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Droyſen, Geſchichte der preußiſchen Politik.

J. G. Droyſen, Geſchichte der preußiſchen Politik. Erſter Theil. Die Gründung. Berlin, Veit u. Comp. 1855. —

Nicht allen wird es geglückt ſein, hinter dem Titel „Geſchichte der preußiſchen Politik“ ein Werk zu vermuthen, wie dasjenige, mit dem Droyſen unſre Literatur bereichert hat. Wo jetzt von Politik ſchlechtweg geſprochen wird, iſt man gewohnt, darunter die Maßnahmen zu begreifen, durch welche das Verhältniß von Staat zu Staat beſtimmt wird; und von einer ſolchen Politik kann füglich nur bei ſelbſtſtändigen, ſouveränen Staaten die Rede ſein. Faßt man das Wort im weitern Sinn als Inbegriff aller derjenigen Beſtrebungen und Verhältniſſe, durch welche das Wachsthum eines Staats befördert, gehemmt oder geleitet wird, mögen ſie nun das Innere des Landes oder ſeine auswärtigen Beziehungen betreffen, ſo liegt es nahe, den Anfang preußiſcher Politik von der Vereinigung des Herzogthums Preußen mit den Marken zu datiren; und wenn man gleichwol hört, daß der erſte Band des genannten Werkes mit dem Jahre 1440 abſchließt, ſo richtet man ſeine Gedanken unwillkürlich auf den Hochmeiſterſtaat, als das einzige Territorium, welches vor 1440 Anſpruch darauf machen könnte, als Träger einer preußiſchen Politik betrachtet zu werden. Um ſo überraſchender iſt es, daß der vorliegende Band ausſchließlich vom deutſchen Reich, von den Marken, von dem Auftreten der Burggrafen von Nürnberg handelt, daß er im Weſentlichen die Politik der Grafen von Zollern zeichnet, zu einer Zeit, als dieſe noch nicht ahnen konnten, daß ihre Politik und die preußiſche einſtmals zuſammenfallen würden.

Droyſens Werk bietet alſo zu unſrer Freude viel mehr als es verſpricht. Nicht eine Seite unſers Staatslebens, ſondern die Geſammtheit der Tendenzen und maßgebenden Ereigniſſe, die auf Preußens Wachsthum Einfluß geübt haben, ſoll in ihm dargeſtellt werden; nicht der durch die Vereinigung bedeutender Territorien bereits feſtbegründete Staat und ſein ferneres Schickſal wird uns vorgeführt: Droyſen ſteigt zu den erſten Anfängen hinab, gibt uns die viel lehrreichere Geſchichte des Wachſens und Werdens, die grade bei Preußen beſonders merkwürdig iſt und verglichen mit der Geſchichte der Ent-

wicklung andrer Staaten einen ganz eigenthümlichen Charakter zeigt. Was wir so lange schmerzlich entbehrt haben, eine Geschichte unseres Staates, das wird — so scheint es — uns jetzt zu Theil werden; und daß ein Historiker ersten Ranges, dessen Umsicht, dessen Scharfblick, dessen lebendige Ausdrucksweise sich nicht minder bei der Schilderung eigenthümlicher Charaktere, wie bei der Darstellung und Entwirrung verwickelter Verhältnisse bereits hinlänglich bewährt haben, sich dieser großen Aufgabe unterzieht, ist ein Umstand, der nicht blos den freudigsten Dank des preußischen Volkes, sondern die Aufmerksamkeit der gesammten Nation hervorrufen muß.

Wir gestehen, daß es uns durch die Lectüre des ersten Bandes nicht ganz klar geworden ist, weshalb Droysen Anstand genommen hat, sein Werk unter einem anspruchsvolleren, dem Inhalt desselben mehr entsprechenden Titel zu veröffentlichen. Die Enttäuschung, daß wir, statt einer besonders für die Beurtheilung der Gegenwart wichtigen Skizze der preußischen Politiker aus der Feder eines hervorragenden Historikers und gewiegten Politikers, ein viel bedeutenderes Werk von bleibendem Werth erhalten, ist zwar höchst angenehm; aber daß überhaupt eine Enttäuschung nothwendig ist, wird der schnellen Verbreitung des Buchs nicht förderlich sein und wir wünschten lebhaft, daß die Gedanken des berühmten Verfassers nicht erst nach Decennien, sondern womöglich sofort ein innerstes Eigenthum der deutschen Nation würden; und dazu würde dienlich gewesen sein, wenn bereits aus dem Namen des Buchs zu erkennen gewesen wäre, daß es die schmerzlichste Lücke unsrer historischen Literatur auszufüllen trachtet. Das allerdings ist leicht zu erkennen, daß Droysen nicht eigentlich eine Geschichte des preußischen Staats oder gar des preußischen Volks zu schreiben beabsichtigt; er liefert nicht eine chronologische Darstellung sämmtlicher bedeutenden Ereignisse und Wechselfälle, die unsre Vorfahren bekümmerten und erfreuten, er gibt mehr Betrachtungen *über* die Geschichte unseres Staates, eine Auseinandersetzung der großen Momente, welche seine Entwicklung, sein Wachsthum, seine Schicksale begreiflich machen, gedankenvolle Abhandlungen, die um so bedeutender sind, als durch die Ausscheidung des Nebensächlichen, durch die successive Ablösung der unwesentlichen Hüllen das *eigentliche Lebensprincip* des Staates vor unserm aufmerksamen Auge bloßgelegt wird und die um so lautere Bewunderung verlangen, je bedenklicher die Gefahren sind, die bei einer solchen Behandlungsweise überwunden werden mußten.

Diejenige Richtung ist längst verurtheilt, welche auch die größesten Weltbegebenheiten aus kleinlichen persönlichen Anlässen herzuleiten beflissen war; sie spukt höchstens noch in den Köpfen solcher Personen, die durch die Doctrin, daß die Geschichte ein Conglomerat von Zufälligkeiten sei, daß z. B. die Gefahr einer Revolution nicht langsam heranreife, sondern manchmal hereinbreche, „wenn ein Droschkenpferd fällt," sich in eine fatalistische Anschauungsweise

Digitized by Google

hineinreden und unter ihr das sich regende Schuldbewußtsein begraben wollen. Viel näher steht unsrer Historiographie die Gefahr des Gegentheils, überall in den Ereignissen einen tiefen innern Zusammenhang auffinden, das Verhältniß von Ursache und Wirkung zwischen Begebenheiten entdecken zu wollen, die in keiner Beziehung zueinander stehen. Es springt in die Augen, wie in diese Betrachtungsweise die Erfahrungen der Jetztzeit hinüberspielen, wo allerdings infolge der Presse und der unendlich verbesserten Communicationsmittel gesagt werden kann, daß kein bedeutendes Ereigniß in irgendeinem, auch entlegenen Theile der civilisirten Welt absolut ohne Wirkung bleibt; es wird jetzt sofort mindestens ein Object für das Nachdenken aller Gebildeten, streut eine Saat von Anschauungen aus, die nie ganz ohne Frucht bleibt. Anders war es in der Vergangenheit, wo oft ganz analoge Erscheinungen unabhängig nebeneinander erwuchsen, jede aus besondern Ursachen und wo die Continuität der Entwicklung, inmitten der zahllosen Unterbrechungen, die durch widrige Ereignisse herbeigeführt wurden, nicht so leicht festgehalten und wieder aufgenommen werden konnte, weil ihr normaler Gang und ihr Ziel nicht in das Bewußtsein der Massen gedrungen war. Es ist insonderheit in der Geschichte des deutschen Mittelalters nach der Zeit der Hohenstaufen, wo die großen maßgebenden Ideen absterben, in der chaotischen Auflösung ein wüstes Spiel territorialer Interessen und persönlicher Leidenschaften die Oberhand behält und der Gedanke der Reform in vielfacher Gestalt sich regend und doch nie über den Versuch der Verwirklichung hinausgelangend, fruchtlos gegen die Zersetzung des Reiches ankämpft, — es ist namentlich in dieser Zeit schwierig, die leitenden Fäden zu erkennen, inneren Zusammenhang und planmäßiges Handeln zu entdecken, wo der Calcül auch des verständigsten Zeitgenossen durch die wachsende Verwirrung fortwährend gestört werden und auch die hervorragendste Persönlichkeit, inmitten des Zusammensturzes eines solchen Reichs, mehr von den Verhältnissen hin- und hergeschoben, als die Verhältnisse leitend erscheinen muß. Der Phantasie ist hier ein großer Spielraum gewährt, aus den anscheinend vieldeutigen Ereignissen sich ein künstliches Bild der Geschichte zu construiren, ein künstliches historisches System durch Hervorhebung und kluge Gruppirung willkürlich herausgegriffener Thatsachen zu stützen; aber die wahre Historie verlangt exacten Nachweis der Behauptungen, sie will nicht die möglichen, sondern die wirklichen Motive wissen, sie verlangt namentlich da authentische Gewißheit, wo sie über das Lebensprincip, über die Bedeutung und die Aufgabe eines Staates ein endgiltiges Urtheil aussprechen will.

Und grade in dieser schwierigsten Beziehung macht Droysens Werk einen wahrhaft imponirenden Eindruck. Mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit und Genauigkeit stellt der Verfasser schon in den Anfängen des preußischen Staats die eigentliche Bedeutung, die Aufgabe desselben, die fruchtbaren Ideen,

Digitized by Go

die ihn ins Leben riefen und wachsen ließen, actenmäßig ans Licht. Halten wir den Gedanken fest, daß ein Staat durch dieselben Künste, die ihn groß machten, auch erhalten wird, so legen wir Droysens meisterhafte Arbeit nicht ohne tiefe Bewegung, doch auch nicht ohne Hoffnung aus der Hand. Denn die geschichtliche Nothwendigkeit, der politische Gedanke, die den preußischen Staat ins Leben riefen, wirken noch heute dergestalt, daß sie, selbst wenn Preußen zertrümmert werden sollte, ringen würden, ein zweites Preußen zu schaffen.

Im ersten Abschnitt seines Werks handelt Droysen von den brandenburgischen Marken. Die Altmark wurde begründet, um der Ausbreitung slawischer Stämme, die alles Land bis zur Elbe und darüber hinaus occupirt hatten, einen Damm entgegenzusetzen und die der deutschen Zunge entrissenen Gebiete allmälig wiederzugewinnen. Unter Otto I. gelang es zum Theil; es wurden die Bisthümer von Havelberg und Brandenburg gestiftet; aber seit 983 gingen die meisten Errungenschaften wieder verloren und es wuchs die Gefahr für Deutschland, die Landschaften ostwärts von der Elbe dauernd an die slawische Nation zu verlieren. Denn eben damals bildeten sich aufstrebende slawische Staaten in Polen und Böhmen, unter Fürsten, die das Christenthum annahmen; Polen riß Schlesien an sich, besetzte den Netzdistrict, dehnte seine Herrschaft bis an die Ostsee und die Oder aus; auch in dem slawischen Mecklenburg erhob sich ein Fürstenthum zu bedeutendem Ansehen. So von neuen, um sich greifenden slawischen Staaten eingeengt, schienen nicht nur die Marken und die Lausitz für das deutsche Reich verloren, sondern auch der Besitz des meißner Landes gefährdet. In dieser kritischen Periode wurde der Gedanke, der die Marken begründet hatte, wieder lebendig: als ein Hort deutscher Nationalität im Osten erhielt Albrecht der Bär den, wie es schien, verlorenen Posten; er und seine tüchtigen Nachfolger gaben diesen Landen ihre eigentliche Bedeutung wieder, retteten sie für Deutschland durch glücklichen Kampf und durch die noch wirkungsvollere Colonisation.

Und wiederum, als das erlauchte Geschlecht der Askanier in den Marken erloschen war; als hier in den Zeiten der Quitzows zügellose Verwilderung, Auflösung und Ohnmacht einbrach, dagegen im Norden die skandinavische Union zu Stande gebracht wurde mit ihrer Gefahr für die Hansa und die Deutschen in Schleswig-Holstein, im Osten Lithauen und Polen in der Hand des kühnen Jagello vereinigt wurden, die sinkende Ordensherrschaft durch die furchtbare Schlacht bei Tannenberg einen tödtlichen Stoß erlitt; als in Böhmen die slawisch-hussitische Bewegung mit unwiderstehlicher Gewalt um sich griff; mit einem Wort, als sich für die ostdeutschen Lande eine Gefahr zusammenzog, wie nie zuvor, da regte sich wieder mit Macht die Erinnerung an die Bedeutung und Aufgabe der brandenburgischen Marken. Daß diese Landschaften

Digitized by Go

tief zerrüttet waren, wurde als eine gemeinsame Gefahr für deutsches Wesen empfunden. „Wenn je, so war es jetzt Noth, daß dort in dem alten Markengebiet ein neuer sichrer Wall gegen Osten errichtet würde. Dem verwilderten Zustand dort mußte ein Ende gemacht, es mußte eine zusammengefaßte militärische Kraft dort hergestellt, es mußte die seit Markgraf Waldemars Tod versäumte Bedeutung jenes Gebiets erneut werden. Sigismund gab den Hohenzollern die Markgrafschaft."

So wurden die deutschen Lande im Osten der Elbe zweimal gerettet, weil der Gedanke wieder lebendig wurde, der die Marken als Schirm und Ausgangspunkt deutschen Wesens gegen die slawische Ueberflutung begründet hatte. Dieses Lebensprincip der brandenburgischen Herrschaft war selbst inmitten des tiefsten Verfalls und allgemeiner Verwesung unangetastet geblieben; es war kräftig genug geblieben, im Nordosten die deutsche Herrschaft zu einer Zeit aufrecht zu erhalten, als das Reich im Westen und Süden bereits die schönsten Provinzen eingebüßt hatte.

Mit den Burggrafen von Nürnberg wurde eine andere wichtige Idee nach den Marken verpflanzt und verlieh diesen Landschaften eine erhöhte Bedeutung. Seit den Tagen der Hohenstaufen konnte man sagen, daß die Idee des Reichs und der Reichsobrigkeit in den Burggrafen von Nürnberg ihre tüchtigsten Repräsentanten, ihre stets bereiten Vorkämpfer fand; ja es war lediglich die treue Pflege dieser Idee, durch die das Geschlecht der Hohenzollern groß geworden ist. Droysen hat das Verdienst, diese wichtige Thatsache urkundlich und unwiderleglich nachgewiesen und psychologisch begründet zu haben; es ist der schönste und anziehendste Theil seines Werkes. Zwei Momente wirkten zusammen, der Politik der Burggrafen diesen nationalen Charakter mit Entschiedenheit aufzuprägen.

Aus den spärlichen Nachrichten über die Grafen von Zollern *vor* ihrer Ernennung zu Burggrafen kann man doch so viel erkennen, daß sie sich schon in dieser Zeit durch treues Festhalten am Reich und seinem erkornen Oberhaupt vor andern Fürsten vortheilhaft auszeichneten. Sie standen 1164 auf Seite der Ghibellinen gegen die Welfen, folgten 1190 dem Kaiser Rothbart in das gelobte Land; die Thatsache, daß ihnen bald darauf die Burggrafschaft übertragen wurde, ein Amt, welches der Kaiser nur einem erprobten Anhänger anvertrauen konnte, ergänzt die dürftigen Notizen aus jener Zeit und beweist, daß der Eifer für die Macht und das Ansehn des Reichsoberhauptes den Burggrafen bereits eine *ererbte Familienpolitik* war.

Wenn sie ihr treu blieben, so lange sich noch ein Schimmer von Hoffnung zeigte, daß die Idee des Reichs die territorialen Gelüste würde überwinden können, so hielt sie außer dem erwähnten Umstande noch ein anderer, nicht minder wichtiger, in der nationalen Richtung fest: die Natur ihres neuen Amts,

Digitized by Google

der Burggrafschaft. Schon früh hatte sich im östlichen Franken eine starke territoriale Zersplitterung und eine größere Unabhängigkeit des Dienst- und Heeradels gebildet. Das Hausgut der Salier und Hohenstaufen war vielfach zerrissen durch Grafschaften, die bereits den Charakter patrimonialer Besitzungen angenommen hatten, und durch Eigenthum der mit hohen Rechten begnadigten Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt und Regensburg; es galt hier, die schwachen Reste der Herzogsgewalt, das zerstreute Haus- und Reichsgut mit kräftiger Hand zusammenzuhalten. Der Burggraf war der oberste kaiserliche Beamte der fränkischen Krondomäne, und wie es ihm schon durch die vor der Zeit der Zollern vollzogene Gestaltung der Besitzverhältnisse erschwert wurde, in die Bahn der übrigen Fürsten hinüberzulenken und für die Bildung eines eignen, geschlossenen Territoriums mit eigner Landesherrlichkeit zu sorgen, so sahen sie sich hierin auch namentlich dadurch behindert, daß — grade um das Aufkommen einer neuen Landesherrlichkeit auf diesem Gebiete zu hindern — von dem Amt der Burggrafen sehr wesentliche Zweige der Verwaltung (Finanz- und Forstwesen) getrennt waren. Den Burggrafen stand nur die höchste Jurisdiction und der oberste Militärbefehl zu, und auch diese waren durch Exemtionen vielfach geschwächt; die Stadt Nürnberg z. B. hatte einen eignen königlichen Schultheißen, und nur der Umstand, daß auch der Burggraf einen Beamten in das Gericht bestellte und zwei Drittel der Gefälle erhielt, erinnerte daran, daß der Schultheiß sein Gerichtsamt von ihm hätte zu Lehn empfangen müssen. So wurde durch die thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse in dem Burggrafenthum bestimmter als in andern Stellungen die Idee eines kaiserlichen Amtes lebendig gehalten, dessen Träger nothgedrungen auf das Reich gewiesen waren. „Durch Erbschaft, Kauf, lehnsweise erwarben die Burggrafen Güter, Burgen, Vogteien, Hebungen genug; sie brachten allmälig einen Besitz zusammen, wie ihn kein anderer geistlicher oder weltlicher Fürst im fränkischen Lande hatte. Aber dieser Besitz war nicht aus ihrem burggräflichen Recht erwachsen und wuchs nicht in dasselbe hinein. Und wieder, wo sie kraft ihres Burggrafthums Rechte besaßen, stand ihnen kein territoriales Besitzrecht zu. Bald haben sie große Besitze erworben, aber nur solche, nach denen sie nicht in den Kreis derer, die schon Fürsten heißen, gehören würden. Und das, wodurch sie fürstenmäßig sind, hat und behält bei ihnen den Amtscharakter zu einer Zeit, wo es dem Fürstenamt wesentlich ist, in Landesherrlichkeit überzugehen. Dazu kommt, daß grade der Kern ihres Amtes, das kaiserliche Landgericht, am meisten der Anfechtung von Seiten der Eingesessenen ausgesetzt war, weil seine Geltendmachung von allen denen, die auf landesherrliche Befestigung ihrer Territorien hinarbeiteten, übel empfunden werden mußte. In den hieraus entstehenden Zwistigkeiten hatten die Burggrafen keinen andern Anhalt als die Reichsgewalt; in demselben Maße, als

Digitized by Google

sie diese zur Geltung brachten, wuchs ihr eignes Ansehn; sie mußten also auf Seiten der nationalen Partei stehen, wenn sie nicht „grade das daran geben wollten, wodurch sie mehr waren, als was sie ihrem Territorialbesitz nach bedeuteten."

Wie wirkungsvoll sich das Zusammentreffen dieser Umstände zeigen mußte, liegt auf der Hand. Nun wird vollkommen klar, weshalb die Burggrafen überall auf der Seite waren, auf welcher die Idee des Reichs vertreten wurde, und weshalb — wie man nur zu bald sagen mußte — das Reich da war, wo die Burggrafen waren. Nirgend hat Droysen seinen Begriff von dem Wesen der Geschichte, daß ihre Aufgabe sei, forschend verstehen zu lernen, so schön in Anwendung gebracht, wie in der gründlichen Durchführung des Beweises für diese bedeutende Thatsache.

Mit Theilnahme durchmustern wir jetzt das historische Gemälde, welches Droysen vor uns entrollt; er führt uns die einzelnen Burggrafen in ihren Beziehungen auf das Reich vor Augen, tüchtige, vernünftige und treue Männer in einer durch Selbstsucht, Thorheit und sittlichen Verfall tief zerrütteten Zeit, überall das sinkende Reichsbanner mit entschlossener Hand aufrecht erhaltend. Schwer war es oft, namentlich in der letzten Zeit Friedrichs II., als es schon für eine Chimäre gehalten werden konnte, das europäische Uebergewicht des deutschen Kaiserthums behaupten zu wollen, — schwer war es in dieser Zeit oft, zu erkennen, wo das Reichsinteresse lag; aber auch in diesen verworrenen Tagen finden wir den Burggrafen fast überall, wo die nationale Partei sich regte: als man 1256 dem Könige von Böhmen, dem Sohn einer Staufin, vergebens die Krone antrug; dann unter den Anhängern des unglücklichen Konradin; endlich — nach der traurigen kaiserlosen Zeit — überaus thätig für die Wahl Rudolphs, des Habsburgers, dessen Geschlecht ebenfalls durch die Staufen groß geworden war. Seitdem erscheint Burggraf Friedrich III. in allen wichtigen Unternehmungen Rudolphs, den diplomatischen wie den militärischen, als Theilnehmer und Leiter; wir wissen nicht, weshalb Droysen es unterlassen hat, speciell anzuführen, daß er auch, bald nach der Wahl Rudolphs, die Verhandlungen mit dem Papst über die Anerkennung Rudolphs geführt und bei dieser Gelegenheit den heiligen Vater bestimmt hat, Schritte zu thun, um Ottokar von Böhmen zur Aussöhnung mit Habsburg zu bewegen. Es würde uns zu weit führen, dem Verfasser in der Darstellung dieser und der spätern Regierungen zu folgen. Er entwirft ein ergreifendes Gemälde der nächstfolgenden Zeiten, der wachsenden Auflösung des treuen und bald aussichtslosen Ringens der Reichspartei für die Durchführung der einzelnen Reformversuche, zu denen die Noth der Zeit unaufhörlich drängte und die doch in dem widerstrebenden Geist der Mächtigen nie Boden gewinnen konnten, — bis zu jenem die neue Zeit einleitenden Wendepunkte, wo Kaiser Sigismund und sein

Digitized by Google

Schwiegersohn, Albrecht von Oestreich, in auswärtige Händel unrettbar verstrickt, das Reich einer fremden Politik dienstbar machen wollten und der nationalen Partei, die bisher in der Stärkung der Reichsgewalt ihre Aufgabe gefunden hatte, dadurch, daß der Kaiser selbst sich dem Reiche entfremdete, jeder Boden unter den Füßen fortgezogen wurde.

Bis in diese traurigen Zeiten, in denen die Idee des Reichs gänzlich verblich und das Interesse für die habsburgischen Erblande allein maßgebend wurde, finden wir die Burggrafen im unermüdlichen Kampfe für das Reichsinteresse. Und diesem treuen Ausharren verdankten sie die Marken. Solange es noch möglich war, für die gesammte Nation zu wirken, ließ sich Friedrich VI. auch durch den Besitz der Kur nicht verleiten, für die Begründung einer eignen, vom Reiche möglichst unabhängigen Landesherrlichkeit zu sorgen; obgleich die Zustände der Marken seine dauernde Anwesenheit höchst wünschenswerth erscheinen ließen, entzog er sich doch nie dem Dienste des Reiches, sondern blieb in den ersten hoffnungsreichen Jahren Kaiser Sigismunds die kräftigste Stütze, der erprobteste Rathgeber desselben; dadurch, daß die Hohenzollern zu gleicher Zeit an der Spree und am Main Besitzungen hatten, lernten sie „die Interessen beider Gebiete in dem höhern des Reiches zusammenfassen," während „die märkischen Stände auch nach dem Frankenlande und was dort ihrem Fürsten geschah, sehen mußten."

Wir verzichten darauf, andere Glanzpunkte des Werkes, zu denen namentlich die Darstellung der märkischen Verhältnisse von den Zeiten deutscher Colonisation bis zum Untergange der Bauernfreiheit und dem wüsten Treiben der märkischen Ritterschaft gehört, besonders hervorzuheben, wie lehrreich und anziehend diese Untersuchungen auch sind. Schon das Angeführte wird genügen, von dem bedeutenden Gehalt des Werkes einen Begriff zu geben; wir fügen nur noch einige Bemerkungen über die Composition desselben und die Darstellungsweise hinzu.

Die Composition war mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft. Da die Beziehungen der Burggrafen zum Reich deutlich gemacht werden sollten, war ein genaueres Eingehen auf die Reichsverhältnisse unvermeidlich; es mußte sogar für solche Zeiten, wo die Burggrafen ihrer Minderjährigkeit wegen in die Reichsgeschäfte nicht eingreifen konnten, der Zusammenhang der Reichsgeschichte den Lesern gegenwärtig erhalten werden. Dadurch erhielt die Darstellung einen unverhältnißmäßig breiten und mannigfaltigen Hintergrund, und es galt, dieses reichhaltige Material von doch nur secundärer Wichtigkeit in der Art künstlerisch zu gruppiren, daß die Gestalten der Burggrafen sich überall leicht bemerklich und wirkungsvoll hervorhoben und auf ihre Person das Interesse des Lesers concentrirten. Es scheint uns, daß dem Verfasser die Lösung dieser schwierigen Aufgabe vorzüglich gelungen ist;

Digitized by Google

er gibt aus der Reichsgeschichte das Wesentlichste, hebt namentlich die Reformversuche der Reichspartei hervor, und skizzirt als Hintergrund für sein Gemälde den Charakter der aufeinanderfolgenden Reichsregierungen, immer in anziehender, zum Theil in merkwürdiger Weise, die Widerspruch finden könnte. Hin und wieder scheint noch größere Uebersichtlichkeit wünschenswerth; aber man überzeugt sich doch bei genauerer Ueberlegung, daß in der That nicht viel fortgelassen werden konnte.

Ueber Droysens Darstellungsweise wird man verschiedener Meinung sein können. Wir sehen deutlich, daß die Natur des Buches eine gewisse aphoristische Ausdrucksweise nothwendig machte, nicht blos in der Einleitung; aber es tritt hier noch mehr als in den frühern Arbeiten Droysens hervor, daß er nicht den Stil des Historikers, sondern den des Redners schreibt, und zwar nicht eines Isokrates oder Lysias, die eine solche Form wählten, daß ihre Reden auch gelesen einen angenehmen Eindruck machten, sondern den Stil des Demosthenes, in dem alles auf den lebendigen Vortrag berechnet ist. Diese Neigung erstreckt sich bis auf die Nachahmung gewisser, bei dem attischen Redner sehr häufiger Wendungen und Constructionen, die in dem eigenthümlichen Wesen des freien Sprechens, welches schärfere Lichter braucht, ihre Rechtfertigung finden. In einem historischen d. h. erzählenden Werke nimmt es sich aber sonderbar genug aus, wenn ein neuer Abschnitt mit einem halben Satz, einem Satzende beginnt, z. B. mit dem bei Droysen sehr häufigen, eine Beschränkung des Vorhergesagten einführenden „nur daß," — einer dreisten Uebertragung des griechischen πλὴν ὅτι. Auch einige griechische Verbalconstructionen hat Droysen keck aufgenommen, z. B. „sich einer Sache kümmern." Wir müssen gestehen, daß uns weder das eine noch das andere behagt, daß wir den Stil des Demosthenes nicht als Muster für den Geschichtschreiber betrachten und im Uebrigen glauben, auch mit deutschen Constructionen auskommen zu können. Wir haben in unsrer Literatur das Beispiel, daß ein hervorragender Historiker, der den Stil des Tacitus nachahmte, ein Werk schuf, welches ungeachtet der oft unvergleichlichen Kraft seiner Diction wenig gelesen wurde, weil es für einen großen Kreis von Lesern, auf den der Geschichtschreiber nicht verzichten darf, voller Dunkelheit war. Die Nachahmung des Demosthenes birgt nicht solche Gefahren in sich; doch fürchten wir, daß auch der Arbeit Droysens der Vorwurf gemacht werden wird, sie sei zuweilen schwer verständlich, — ein Vorwurf, der wahrlich nicht die krystallklaren Gedanken des Verfassers trifft, sondern lediglich die Form. Von einem geschickten Vorleser mit allen scharfen Accenten der lebhaften Redeweise vorgetragen, wird Droysens Werk nicht nur den Eindruck vorzüglicher Lebendigkeit, sondern auch einleuchtender Klarheit hinterlassen; aber selbst ein solcher Vortrag wird erst durch genaue Bekanntschaft mit dem Werk ermöglicht. Einige andere stilistische Nachlässigkeiten

Digitized by Google

hätte der Verfaſſer leicht beſeitigen können, wenn er auf die Form größern Werth gelegt hätte; in ſeiner Vorliebe für paſſive Conſtructionen nimmt er an Wendungen wie: „daß ſie vertrieben werden werden“ keinen Anſtoß. Alle ſolche Abſonderlichkeiten würden indeß, ſelbſt wenn ſie zahlreicher wären, relativ zu unbedeutend erſcheinen, als daß man ſich nicht gern um des gewaltigen Inhalts willen über ſie hinwegſetzen ſollte; auch haben ſie nicht gehindert, daß das Werk reich iſt an Stellen von hinreißender Kraft. Und ſo wünſchen wir lebhaft, daß das Buch bald ein Eigenthum der deutſchen Nation werden, daß ſie es denkend genießen, in ſich verarbeiten und ſeine Lehren in ihre politiſchen Maximen aufnehmen möge, damit der „ghibelliniſche Gedanke künftighin nicht blos in politiſcher Nacht hin und wieder wie ein Irrlicht aufflackere, ſondern zu einer reinen und beſtändigen Flamme ſich verkläre.

Aus den Zelten der neueſten deutſchen Theologie.

Die Theologie, welche noch vor zehn Jahren in allen ſpecifiſch chriſtlichen Kreiſen allgemein als tonangebend galt, war die ſchleiermacherſche. Ihr genialer Begründer hatte aber von Anfang an mit zwei widerſtrebenden Mächten zu kämpfen: mit der reinen Philoſophie und mit dem hiſtoriſch begründeten Recht der Confeſſionskirchen, und beide ſind es auch geweſen, welche ſeiner Herrſchaft endlich ein Ziel geſetzt haben. Hegel, als er der Religion den Platz unter der Philoſophie anwies, hatte unter Religion zunächſt nichts Anderes im Sinne, als das durch Schleiermacher formulirte Chriſtenthum, und inſoweit wird er für alle Zeiten Recht behalten. Schleiermacher wußte ſelbſt am beſten, daß ſein Syſtem gemeint ſei; die Ueberlegenheit ſeines Gegners war ihm drückend, und wo er hegelſchen Einfluß wahrnahm, ſelbſt nach dem Tode des großen Denkers, da konnte der ſonſt ſo humane, freundliche und ſanfte Mann höchſt aufgeregt und bitter werden. Mit dem Hauptvertreter der abſoluten Philoſophie konnte er nur inſoweit wetteifern, als er ſich von den Feſſeln der Dogmatik zu befreien vermochte, und das gelang ihm höchſtens zur Hälfte. — Andrerſeits war der hiſtoriſche Sinn nur ſchwach bei ihm entwickelt. Daraus allein erklärt es ſich, wie er bei der Bibel das durch geſchichtliche Ideen ſo innig verkettete alte und neue Teſtament auseinanderreißen konnte, und daraus erklärt ſich ferner die Stellung, welche er den Confeſſionskirchen gegenüber einnahm, deren alleiniges Recht und Bewußtſein eben in geſchichtlicher Tradition wurzelt. Von ſolchem Standorte aus entſtand durch ihn und ſeine Geſinnungsgenoſſen, unter der Aegide eines religiöſen Monarchen, die preußiſche Union, ein aus Gefühlstheologie und moderner Bildung auf-

Digitized by Google

geführter Bau mit Benutzung derjenigen Stücke alter Liturgien, die das gebildete Bewußtsein noch ansprachen. Daß man damit vorläufig etwas Unvollkommenes hinstelle, wurde gleich anfangs zugegeben. Die Nachfolger, die Unionstheologen (Lücke, Sack, Dorner, Jul. Müller, Gieseler, zuletzt auch de Wette, Neander und Nitzsch, die beiden bedeutendsten aller) haben mehr oder weniger segensvoll gewirkt, doch keiner durchgreifend.

Das religiöse Bedürfniß ist in Deutschland von jeher sehr groß gewesen; wer sich davon überzeugen will, muß es freilich an der rechten Quelle aufsuchen, da, wo es sich unbefangen offenbart. Denn dadurch hat sich das deutsche Volk auch in religiöser Hinsicht vor vielen andern immer ausgezeichnet, daß es nicht in sich versinkend und versumpfend an einer gewissen Form starr festhielt, so daß es, geleitet vom Wahrheitssinn, stets das Vollkommnere erstrebte. In diesem Streben aber in einseitigster Weise wieder auf die Confessionskirchen zurückzukommen, das war nur möglich bei einem Zustande der Ermattung und Abspannung, wie er in diesen letzten Jahren allgemein geworden ist, und unter der Obhut einer starren, mittelalterlichen Staatsidee. Die lutherische Confession betrachtete sich als beim Unionswerk zurückgesetzt (wirklich ging dieses auch mehr von reformirter Seite aus), etablirte sich sogleich als Partei der Altlutheraner, schwang sich in seinen kräftigsten Bekennern nach einigen Metamorphosen zu den höchsten Staats- und Kirchenämtern empor, und sitzt jetzt ganz wohlgemuth in Stand und Ehren. Auch Kliefath als Oberkirchenrath zu Schwerin agirt ein lutherisches Päpstlein.

Die nächste Aufgabe, welche den Wiedererweckern der Particularkirchen zufiel, war: den Nachweis zu liefern, daß das durch die Union Beseitigte etwas Vollkommenes sei. Unsere neumodischen Altlutheraner, die Festigkeit des dogmatischen Bollwerks voraussetzend, brachten solches zuerst in Sachen des Cultus heraus. In diesem Sinne verfaßte Kliefath seine Schrift: „Die ursprüngliche Gottesdienstordnung in den deutschen Kirchen lutherischen Bekenntnisses, ihre Destruction und Reformation." (Schwerin, Stiller. 1847.) Wer sich mit dem Werke Luthers eingehender befaßt hat, dem wird sein Schwanken hinsichtlich der neuen Cultusordnung nicht entgangen sein. Es ist lehrreich, insofern sich darin eine der endlichen Seiten dieses starken Mannes und der durch ihn hervorgerufenen Bewegung offenbart. Vieles vom Gebrauch der katholischen Kirche mußte und wollte er beibehalten, aber durch die veränderte Grundanschauung wurde es bald zur leeren, lästigen Form. Mit dem Hinausweisen des alten Meßopfers entwich der Mittelpunkt des Gottesdienstes, und nun stritten sich „Predigt" und „Abendmahlsfeier" um den Vorrang. Luther war geneigt, das Abendmahl zu bevorzugen; aber wie war dies praktisch durchzuführen? Hauptsache und Mittelpunkt ist doch nur dasjenige, dessen Wirkung sich über Alle als gleichmäßig

by Google

verbreitend gedacht wird; von dem Nebensächlichen dagegen mag sich jeder nach seiner Individualität aneignen, was ihm bequem ist. Dieses Verhältniß bestand unleugbar im katholischen Cultus. Während vieles der Privatandacht überlassen war, strahlte das Wunder der Brotwandlung über alle, kam jedem, von Seiten der mittheilenden Kirche gedacht, in gleicher Weise zu Gute. Anders bei Luther. Die Messe wurde hier wieder Abendmahl, unmittelbares Genießen der Einzelnen, und dadurch die versammelte Gemeinde in activ und passiv Betheiligte, d. h. in Abendmahlsgäste und Zuschauer, getheilt. Ja oft mußte das Abendmahl wegen Mangel an Communicanten ganz ausgesetzt werden. Dagegen sind der Predigt gegenüber doch alle ohne Ausnahme in der glücklichen Lage, sich daran erbauen oder langweilen zu können. Bis man also nicht in die Praxis der morgenländischen Kirche einmündet und allen insgesammt und jedem einzelnen besonders das Mahl reicht, wird von demselben als Mittelpunkt des Gottesdienstes keine Rede sein können. Das dürfte aber, trotz der starken Hinneigung dieser altlutherischen Richtung zu der russisch-griechischen Kirche, doch noch eine Weile dauern. Ein Drittes von gleicher Bedeutung neben Abendmahl und Predigt ist auch nicht vorhanden; so stehen denn beide da als Widersprüche, die einander aufreiben. Der Kernpunkt des Cultus braucht nicht absolut wahr zu sein, ja er kann, wie das römische Meßopfer, rein auf dogmatischer Verirrung beruhen und doch den Gottesdienst äußerlich zur Einheit gestalten, wenn die Gesammtheit einmal an ein solch Mysterium glaubt; aber eins wird erfordert: aus dem Gottesdienst selbst alle zwiespältigen widersprechenden Elemente fern zu halten, weil diese jede abgerundete Gestaltung unmöglich machen.

Diese Sachlage ist so faßlich, daß sie mit Händen zu greifen. Kliefath bewies, das Abendmahl gehöre zu einem vollständigen Gottesdienste; mit Predigt, Gesang und der alten volleren Liturgie wäre es so etwas Vollkommenes, daß nichts Höheres denkbar, nicht blos fürs sechzehnte, sondern auch fürs neunzehnte Jahrhundert. Die Schrift von 1847 hat noch nicht ganz die Einseitigkeit der späteren, zeigt hin und wieder, besonders in den geschichtlichen Partien, eine wohlthuende Frische und Kräftigkeit, trägt aber dadurch den Charakter einer echten Restaurationsschrift an sich, daß sie nach dem ersten Anlauf im Bewundern einer- und Klagen andrerseits, schließlich, wo es an das Wiederherstellen und Bessermachen geht, ganz dünn ausläuft. Viel hölzerner und nur für die Partei genießbar sind die „Liturgischen Abhandlungen." (Erster Band 1854. Schwerin, Stiller). Das starrste Dogma bildet ihre Grundlage. Da sind nach der ersten Abhandlung von der „Ehe" die mosaischen Ehegesetze bindend, weil sie von Moses herrühren und in der Bibel stehen; da ist nach der zweiten vom „Begräbniß" aller moderne Chorgesang und ähnliche Betheiligung der hinterbliebenen Freunde vom Friedhofe zu

Digitized by Google

weisen, dagegen der Psalmen- und Wechselgesang von der Gemeinde anzustimmen, und nicht etwa in kunstvollen, eindringlichen Tonsätzen, sondern eben in der ganz monotonen, unmelodischen alten Leier, Psalmodie genannt, weil es vormals so gewesen; da soll nach der dritten, handelnd von der „Ordination" des Priesters, die Herrschaft der Pastöre von neuem aufgerichtet werden, weil diese Ehrwürdigen früher einmal etwas der Art besaßen. Die Abhandlungen werden zur Zeit vielleicht um so mehr wirken, je sinnfälliger sie von der Religion zum Götzendienst des Buchstabens und alter Formen hinleiten, denn die Menschen wollen etwas „Positives" haben. Ihr Eclat ist übrigens in der Stille schon auf das vollständigste vorbereitet. Vor dem Erscheinen im Buchhandel sind sie, als Manuscript gedruckt, an die Gesinnungsgenossen (besonders unter den Kirchenbehörden in Mecklenburg, Dresden, Hannover, München, Erlangen u. s. w.) vertheilt, und erst nach deren Gutachten allen insgemein zum Kauf geboten. Gleicherweise ging ihnen vorauf des Verfassers einflußreiche persönliche Wirksamkeit auf den Kirchenconferenzen in Eisenach und Dresden, wie es dieser Theolog denn überhaupt verstanden hat, die öffentliche Aufmerksamkeit so lange von sich abzulenken, bis der Mann ein stattliches Amt und der Ruhm eine compacte Grundlage erhalten hatte.

Starke Einseitigkeiten können sich bei einem Menschen nur dann ausbilden, wenn gewisse Organe fehlen oder verkrüppelt, andere dagegen in besonderem Maße entwickelt sind. Hört man Kliefath über Cultus und Kirchenregiment reden, so zweifelt man allerdings nicht, daß der Kunstsinn bei ihm fast gar nicht vorhanden ist, der Sinn zum Herrschen sich dagegen einer vorzüglichen Blüte erfreut. Es wäre besser, der letztere fehlte als der erstere; denn wer in Sachen des Cultus etwas unternehmen will, der muß ein feines, künstlerisches Gefühl besitzen. Wir sehen ganz davon ab, daß jede lebensvolle Cultusform die Reihe der Künste herangezogen und durch eine Fülle von Aufgaben beschäftigt hat, obwol auch dieses unsern Ausspruch bestätigt, wir sehen rein auf den Verlauf der Gottesdienstordnung, ohne an eine der sieben Freien zu denken. Da ergibt sich denn: der Gottesdienst, weil er durchaus in Formthätigkeit verläuft, ist damit auch an die Gesetze aller Form d. h. an die Schönheit gewiesen. Die Wirkung der Religion an sich hängt ab von ihrer Wahrheit (vom Dogma wäre geschichtlich richtiger gesagt), die Wirkung des Cultus an sich von der Schönheit; in jedem gottesdienstlichen Acte aber müssen sich beide Elemente innig durchdringen. Monotonie, unverständliche Alterthümelei, haarsträubende Prosodie der Gesänge, nüchterner Formeldienst sind der Tod des Cultus; diese Kostbarkeiten alle würden wir aber wiedergewinnen, wenn einmal die „rein lutherische Gottesdienstordnung" ins Leben treten sollte. Man möchte ja lieber in die Wüste laufen, als in eine solche Versammlung. Das falsche, süßliche Aesthetisiren in verzückten Predigten und schwimmender

Digitized by

Musik meinen wir nicht: der wahrhaft schöne Cultus kann solcher Effecte entrathen, der lutherisch restaurirte nicht, wie die Erfahrung lehrt. Womit widerlegt nun Kliefath diese ihm unbequemen Forderungen des reinen, vernunftgemäßen Schönheitssinnes? Mit Schimpfen. Das ist freilich auch ein Argument. Den Verlauf der Reformen können wir zwar ruhig abwarten, doch ist es traurig zu sehen, wie umfängliche Mittel dazu verwandt, wie mancherlei Hoffnungen dadurch erweckt und wie viele Köpfe dadurch verdreht werden. Zur weiteren Durcharbeitung solcher Sachen, und zum Polemisiren gibt Kliefath seit Mitte 1854 gemeinschaftlich mit O. Mejer eine „Kirchliche Zeitschrift" (Schwerin, Stiller) heraus, wo er besonders in der Epistel an die sanftmüthigen Göttinger den Beweis lieferte, daß er, trotz der Standesheiligkeit, die Rolle eines literarischen Klopffechters mit Anstand zu spielen vermag. Das erste Heft ist außerdem noch geziert mit seiner Recension über Erit sicut Deus, welcher Roman hiernach die hegelsche Philosophie für die Gegenwart „praktisch" überwunden und vernichtet hätte!

Damit ist über diese und eine ganze Reihe ähnlicher Schriften genug gesagt. Etwas näher müssen wir uns auf die „Acht Bücher von der Kirche" von Kliefath (Erster Band 1854. Schwerin, Stiller) einlassen, weil sie in raisonnirender, demonstrirender Weise Grundfragen der Kirche behandeln und Herzensgelüste der Partei ausplaudern. In welchem Sinne ihr Verfasser an das Dogma glaubt, setzen wir als bekannt voraus, doch kann folgende Probe nicht schaden:

„Dieser Kosmos, wie er sein Da- und Sosein nicht aus sich selber, sondern durch causale obere Mächte hat, ist auch in seinem Werden und Wandeln allewege durch diese oberen Mächte bestimmt, bedingt und beherrscht. Diese persönlichen oberen Mächte sind eben Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, und neben eingekommen und in seinen Grenzen jener Fürst dieser Welt. Das Verhältniß dieser oberen Mächte zum Kosmos ist wesentlich das der Herrschaft, welche sie theils unmittelbar, theils durch der guten und bösen Engel mannigfaltiges Heer üben; und jede Phase in der Entwicklung dieses Kosmos, jede neue Lage, in die derselbe tritt, jeder Aeon, den er durchläuft, ist durch vorgängige causale Thaten dieser oberen Mächte und durch eine verschiedene Stellung derselben zueinander und zu dem Kosmos bedingt, so daß jede gegebene Weltlage nur aus der betreffenden That und Stellung der den Kosmos beherrschenden oberen Mächte zu begreifen ist." (S. 8.)

Niemand erschrecke, daß hier das geschaffene Weltganze „Kosmos" genannt wird. Es braucht nur irgendeine Wissenschaft voranzureiten, die Theologie ist gleich bei der Hand nachzusetzen, das ist nun schon von Kants Tagen und länger her ihre Manier so. Noch baut Humboldt mit andern am Kosmos der Natur, und siehe da! schon hat ein Pfäfflein seinen Theologenkosmos

Digitized by Google

fertig. Das kommt vom ſtarken Glauben; denn wer an Bileams Eſel, an eine complete Teufelei, an das plötzliche Parliren in fremden Sprachen ohne vorausgegangenen grammatikaliſchen Curſus und an ähnliche Raritäten glaubt, für den ſind allerdings Forſchung und Erkenntniß überflüſſig. Wem das nicht möglich iſt, den zählt Kliefath zur „modernen Weltanſchauung", von der er (nach S. 44 und anderswo) allerdings reizende Begriffe hat. So urtheilt nur, wem es an der nöthigen Sachkenntniß gebricht. Es iſt eine alte Geſchichte, daß die Theologen die naſeweiſeſten aller Menſchenkinder ſind. Sehr natürlich. Denn ſie lernen alles von oben herab, mit Hilfe geoffenbarter Kategorien; ſich liebevoll in geduldiger Betrachtung den einzelnen Erſcheinungen hinzugeben, das Walten unveräußerlicher Geſetze in Natur und Geſchichte zu verfolgen, iſt ihnen zu unbequem. Wie weit man es aber auf dem Grunde mangelhafter Kenntniß bei ſolcher dogmatiſchen Fortſpinnung in der Verdrehung aller geſchichtlichen Entwicklung bringen kann, darüber vorläufig auch noch ein lehrreiches Exempel, welches zugleich das unter den Frommen in die Mode gekommene äſthetiſche Schwatzen veranſchaulicht:

„Alles, was man von hebräiſcher Nationalpoeſie und Nationalbildung und Nationalſitte geredet hat, beruht auf grundfalſcher Auffaſſung; es fehlt da möglichſt an aller eignen Hervorbringung; alles, was das Volk hat, wird ihm von oben gegeben, ja octroyirt, und ſeinem immer wieder auftauchenden Widerſtreben aufgenöthigt; und weit entfernt, daß man ſagen könnte, das Heil würde durch Iſrael fertig, kann man mit viel größerem Rechte ſagen, daß es trotz Iſrael fertig wird. Und das hat ſeinen guten Grund nicht etwa in der Volksnatur Iſraels, daß dieſelbe beſonders ſtumpf oder träge geweſen wäre, ſondern es iſt ſo die Oekonomie dieſes Aeon: Solange das Heil nicht fertig iſt, kann und ſoll es nicht heiligen, von innen heraus bilden, das Leben zu eigner Production befruchten." (S. 57) Schrecklich! — Dazu S. 63: „Indiſche Myſtik und ägyptiſche Kunſt, und helleniſche Weisheit und römiſches Recht werden in ihrer Art immerdar unerreichbare Vorbilder bleiben. Aber weil darinnen der göttliche Factor fehlt, fehlen auch Leben und Wahrheit; die helleniſche Weisheit iſt nicht die Wahrheit, die heidniſche Kunſt iſt weder keuſch noch heilig, das römiſche Recht iſt nicht die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt; es iſt alles nur formelle Bildung ohne den Inhalt von oben, Schönheit ohne Wahrheit, Herrlichkeit ohne Leben" (von nun an bis in Ewigkeit, Amen.).

Von den vier Büchern dieſes Bandes demonſtrirt das erſte „die Gnadenmittel", als: Taufe, Abendmahl und Bibel. Hierbei fällt ihm dann auch die Aufgabe zu, den unſeligen Streitpunkt, die lutheriſche Abendmahlslehre mundrecht zu machen; auf dieſe Weiſe ſoll zum Stillſtand kommen, was Jahrhunderte lang den Zankapfel der Confeſſionen gebildet hat. Bei der Disputation mit Zwingli ſchrieb Luther mit Kreide auf den Tiſch: „Das iſt mein

Digitized by Google

Leib." Man sah zwar daraus die Stärke seiner Behauptung, aber die Sache selbst wurde um nichts klarer; bei der Disputation thun es nicht die Behauptungen, sondern die Beweise und solche sind nicht vorhanden. Wenn mir Brot und Wein gereicht wird, mit der Bedeutung, das sei Fleisch und Blut Christi und ich auch nicht in reformirtem Sinne an ein Sinnbild, noch in katholischem an wirkliche Wandlung denken soll: so bleibt allerdings nichts übrig, als ein absolutes blaues Wunder. Von Erklären kann da keine Rede mehr sein, alles Bemühen dreht sich nur darum, der Sache eine zweckmäßig erbauliche Seite abzugewinnen. Weiter wagt sich auch Kliefath nicht, indem er die Nothwendigkeit dieses Sacraments in lutherischem Sinne also demonstrirt:

„Es ist nicht genug, daß der zur Rechten Gottes erhöhte Sohn Gottes in erlösender Allmächtigkeit allgegenwärtig sei, sondern ich armer Mensch, der ich vermöge meiner Sündhaftigkeit nicht blos nach meinem äußerlichen Menschen in Raum und Zeit lebe, sondern in dieselben auch nach meinem inwendigen Menschen gar verloren und versunken bin, habe das Bedürfniß, daß dieser Herr und Heiland mir in die Aeußerlichkeit meines Lebens folge und in sinnlich wahrnehmbarer Weise mir entgegentrete, sich vor mir hören und sehen lasse, wenn ich überhaupt von ihm gefunden werden und ihn finden soll .... Wir müssen (durch gewisse Mittel, an welche seine Präsenz gebunden ist) wissen, wo wir den Herrn und seinen Geist treffen, hören, sehen, fühlen und finden." (S. 134—35.)

Da ist ja die Philosophie des Fetisch! So weit ist doch Luther, seinen Lieblingsneigungen zu Gute, für die er bekanntlich viel wagte, höchstens auf Augenblicke heruntergesunken. Man sieht auch hier den Angstschweiß des Verfassers und das lastende Gefühl der Unklarheit und Schwäche, wie überall da, wo er rein aus den Mitteln seines Geistes etwas zu ergründen strebt. Gewissen Leuten wird er nichtsdestoweniger eben dadurch als profunder Kopf imponiren, um so mehr, je effectvoller gewisse Schlagworte predigtweise zwischengemengt sind.

Die Gnadenmittel erzeugen ein „Gnadenmittelamt", (zweites Buch). Possierlich zu sehen ist, wie zur Verwaltung dieser Gnadenmittel die Nothwendigkeit eines besondern „Amts" herausgeschnitzelt wird. Wenn irgendetwas, so steht doch dieses fest, daß jeder Christ solche Dinge annehmen und auch wieder weitergeben kann, also so gut taufen und Abendmahl reichen, als Abschnitte der Bibel vorlesen und auslegen. Aber wenn man es so einfach bei vernünftiger Freiheit ließe, wie stünde es dann um eine „amtliche" Priesterei? Dem Verfasser gehen solchem Recht gegenüber auch wieder die Gründe aus, denn die Behauptung (S. 194), es habe „nie eine Zeit in der Kirche gegeben," welche „ohne amtlichen Auftrag" dergleichen unternehmen dürfen, ist gradezu

Digitized by Google

unwahr; so bleibt wieder nichts übrig, als Verdächtigung. Wir tragen persönlich kein Verlangen, von solcher Freiheit Gebrauch zu machen, aber der Consequenzen wegen darf man sich dieselbe nie verkümmern lassen. Wohin gerathen wir endlich, wenn, wie hier (S. 209) geschieht, den Priestern die „Kraft zu verdammen", Sünden zu vergeben und nicht zu vergeben, den Menschen „das Himmelreich auf- und zuzuschließen" und dergleichen mehr zuerkannt wird!

Was hiernach für die „Gemeinde" (drittes Buch) übrigbleibt, läßt sich errathen. Vielleicht kommt manchem folgende Definition dennoch etwas unerwartet: „Die Gemeinde und die Kirche, sofern sie Gemeinde ist, ist absolut das Weibliche, das Empfangende, das Befruchtetwerdende, die Braut gegenüber ihrem Bräutigam und Herrn, der sich in seiner Heilsanstalt zu ihr thut, sie sich vermählend, sie befruchtend, ihr gebend." (S. 240). Höchst geschmackvoll und sehr erbaulich! Eine Gemeinde aber, die „ein sich autonom geberdendes Wesen „annimmt, verliert „ihre Bräutlichkeit", wie solches den „modernen" Gemeinden passirt ist, wird also ein Blaustrumpf. Nach tiefsinniger Erörterung faßt Kliefath es S. 349 dahin zusammen, daß am Leibe der Kirche Christus den Kopf, die Gemeinde den Rumpf, die Gnadenmittel das bluttreibende Herz, das Gnadenmittel- oder Predigtamt aber die Hände vorzustellen haben. Demnach wird das Kirchenregiment wol die Füße agiren müssen, wie es ja auch seine Ueberzeugung ist, daß eine Kirche ohne Regiment und Priesterschaft weder Hand noch Fuß hat.

Dieses „Kirchenregiment" nun, das auserlesenste und liebste Stück seiner theologischen Weisheit wird des Weiten und Breiten im vierten Buch behandelt. Kliefath stellt sich löblicherweise „von vornherein in entschiedenen Gegensatz zu dem Irrthum, der die Kirche als Gesellschaft begreift und ihren Organismus schlechthin auf Selbstgestaltung und Selbstconstruirung, auf Vereinbarung der zu ihr gehörenden Menschen zurückführt." (S. 374). Vielmehr hat die Kirche eine „ständische" Gliederung, auch darin dem schönen Land Mecklenburg ähnlich. Demzufolge „ist die Presbyterial- und Synodalverfassung auf kirchlichem Gebiete in derselben Weise eine Lüge, wie der Constitutionalismus auf politischem Gebiete eine Lüge ist." (S. 410.) Die Kirche ist ein „Organismus", sie hat „von vornherein Leiblichkeit", *denn* sie zählt Menschen zu ihren Gliedern, die auch kirchlich in gewissen Berufen leben, *folglich* hat die Kirche organische Gestalt und Gliederung nach anfänglicher Bestimmung von oben, die feststeht; und weil das Ganze mehr ist, als die Summe der Glieder, folglich ist es nicht Gemächt dieser, *folglich* ist das obere Amt der Kirche nicht Product der Gemeinde, *folglich* ist das Kirchenregiment etwas Uebergeordnetes, seinem Ursprunge nach Supranaturales. Seh einer diese greuliche, eigennützige Logik!

In den liturgiſchen Abhandlungen lieſt man S. 266 den Satz: Wer ein Altes gegen ein aufgekommenes Neue geltend machen will, muß eben immer dem Alten eine neue Wendung geben.“ Die Wendung, welche Kliefath ſeinem Alten zu geben gedenkt, beſteht in nichts Anderem, als in der Ausprägung des „Kirchenregiments.“ Darauf zielen die Worte: „Irren wir nicht, ſo iſt die ſeit diverſen Jahren ſchwebende ſogenannte Amtsfrage der Stein, an welchem die lutheriſche Kirche Deutſchlands entweder auferſtehen oder in Schlaf fallen wird; und in dieſer Amtsfrage handelt es ſich nicht ſowol um Begriff ꝛc. des Predigtamts, ſondern eben um Kirchenregiment, Kirchenordnung und Organismus der Kirche. Kommen wir da zur Klarheit, ſo leben wir; ſonſt ſterben wir.“

Welchen Begriff er mit der „Maſchinerie der Kirchenordnung“ (S. 386) verbindet, wird ſich mit Wenigem zeigen laſſen. Zunächſt iſt „die Kirchenregierungsgewalt eine wirkliche Regierungsgewalt; und die Ausübung der Kirchenregierungsgewalt, das Kirchenregiment, kommt nicht von ſelbſt dem Staat und ſeiner Obrigkeit zu, ſondern fällt in die Kirche ſelbſt.“ (S. 29.) Die „chriſtliche Obrigkeit“ hat an ſich noch „nichts mit der Kirchenregierung zu ſchaffen;“ iſt dieſe ihr übertragen, ſo hat ſie damit „ein Nebenamt“, das auch ſtets beſonders und nicht vom Mittelpunkt der Staatsregierung aus verwaltet werden darf. Seiner Aufgabe nach iſt „das Kirchenregiment die geſtaltende, alles ſcheidende und wieder verknüpfende, alles in Wechſelwirkung bringende, in Thätigkeit ſetzende, Richtung gebende Macht.“ (S. 498.) Oder noch anſchaulicher: „Das Kirchenregiment hat das Amt, aus dem Worte und Geiſte Gottes Kirchendienſt und Kirchendiener und kirchliche Anſtalten zu gebären.“ (S. 442.) Wohl bekomms ihm! Daß es übrigens mit dem Gnadenmittel- oder Paſtorenamt nicht zuſammenfalle, doch mit dieſem in ſteter Verbindung ſei, darüber folgt eine lange Auseinanderſetzung, die genau ſo viel ſagt als das Sprichwort: Eine Hand wäſcht die andere. In Summa: alle drei, Staatsregiment, Kirchenregiment und Paſtorenregiment ſind von Gott, und ein Großherzog, ein Oberkirchenrath und ein Paſtor ſind ganz göttliche Amtsperſonen. Der Hierarchie beginnen die Flügel zu wachſen. Dabei „ebnet der Staat der Kirche den Boden äußerlicher Zucht, auf welchem die Kirche dem Staate Gutes pflanzt, das er mit dem Schwert ſchützen und durch das Geſetz geſtalten mag.“ Und „ſowol der Kirche als dem Staat wird ein Regiment zukommen, und beide Regimente werden ſo wenig zuſammenfallen, als abſolut getrennt werden oder beziehungslos nebeneinander hergehen dürfen, ſondern werden je nach der den beiden Inſtituten von Gott gegebenen Aufgabe zuſammenarbeiten müſſen.“ (S. 432—33.) Wiederum wie im glücklichen Mecklenburg, ſo daß die Abendmahlsbeſucher mit Namen angeſchrieben, den Nichtbeſuchern die Gevatterſchaften, beim Abſterben die ehrlichen Begräbniſſe ver-

Digitized by Google

weigert, Wiedertäufer und Katholiken polizeilich ausgetrieben, und Kinder mit Gendarmen getauft werden.

Wir befinden uns in der glücklichen Lage ihm sagen zu können, daß dieses Theorem aufs äußerste zu verwerfen ist, und warum. In einem einigen Reiche darf nur ein Regiment, eine Gewalt herrschen, und das ist die Staatsgewalt. Sie kann tyrannisch sein, sie läßt sich ändern; aber grundsätzlich zwei Gewalten nebeneinander aufrichten, heißt jede kraftvolle Einheit von Grund aus unmöglich machen. Das Spiel zwischen Hierarchie und Kaiserthum, welches im Mittelalter Europa spaltete, würde sich in jedem Land und Ländchen erneuern; es gilt hier das Christuswort: „ein zwiespältig Reich muß zerfallen." Dieser aus dem staatlich-volksthümlichen Leben hergenommene Grund wird der Hierarchie zu allen Zeiten und mehr oder weniger in allen Ländern einen Damm entgegensetzen. Etwas ganz Anderes ist eine geläuterte, würdige Kirchenpraxis, die verträgt sich mit dem einigen Volksleben sehr wohl, ja hat dasselbe zu Zeiten ganz außerordentlich vertieft und gekräftigt, was tausende von Beispielen allein schon aus der Geschichte unsres Volks beweisen.

Wie häßlich ist dagegen dies aus Herrschsucht, Buchstabenglauben und Gehässigkeit zusammengesetzte Zerrbild. Und Kliefath wagt seine Zeitdauer nicht geringer zu bestimmen, als bis ans Ende der Welt; denn, behauptet er, „man kann nicht einmal sagen, daß der Staat seinen prohibitiven und correctiven Charakter immer mehr daran geben müsse, je mehr wir uns zeitlich dem Ende dieses Weltlaufs zu bewegen. Der Fortschritt in der Kirche Gottes liegt lediglich auf der objectiven, nicht auf der subjectiven Seite, besteht nicht darin, daß die Menschen in immer größeren Massen dem Evangelium gläubig und dem Geiste Gottes gehorsam werden, was doch der Fall sein müßte, wenn Gesetz und Staat je länger je mehr entbehrlich werden sollten. Im Gegentheil findet in der Kirche, was die subjective Gläubigkeit und Gottseligkeit betrifft, ein fortgehendes Ebben und Fluten statt, und grade die letzte Zeit vor der Vollendung wird den bestimmtesten Weissagungen des Herrn zufolge in dieser Beziehung vorzugsweise arm sein." Und die Vollendung am Ende wird sich „nicht in geschichtlicher Weise der Entwicklung, sondern durch das dann wieder Platz greifende Wunder machen." (S. 420.) So unverständlich und gleichgiltig das den meisten sein mag, so unsittlich erscheint es bei näherer Erwägung. Wird es doch nie besser, wozu arbeiten und hoffen und ringen wir dann, daß das Gute „wachse, wirke, fromme!"

Hiermit haben unsre Leser ein Bild dessen, was viele neue Altlutheraner sind und erstreben; und das Urtheil über ein Buch, von welchem V. v. Strauß, der Verfasser der berüchtigten Briefe über Staatskunst bescheiden meinte, es enthalte allein mehr Geist und Tiefsinn, als alle Erzeugnisse der abgelaufenen

Digitized by Google

philoſophiſchen Periode von Kant bis Hegel zuſammengenommen. Wir konnten uns näherem Eingehen nicht entziehen, da die Richtung, der es dient, einen weitgreifenden Einfluß gewonnen hat.

Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Fahrende Schüler im Anfange des 16. Jahrhunderts.

Das Treiben auf den deutſchen Landſtraßen zur Zeit des Mittelalters würde auch andern, als Polizeibeamten unſrer Zeit befremdend erſcheinen. Auf den breiten Wegen und ausgefahrenen Gleiſen, welche nur ſelten durch Gräben von dem Ackerfeld getrennt waren, war vor 400 Jahren eine weite Reiſe ehrlichen Leuten ein gefährliches Stück Arbeit, denn die zweifelhaften Geſichter, denen ſie begegneten, waren häufig und mannigfaltig. Wer es vermochte, ſchloß ſich mit andern in eine Geſellſchaft zuſammen; die Kaufleute zogen mit ihren Waaren in kleinen Karavanen unter dem Geleit von Reiſigen; wer einzeln die Straße wanderte und nicht zu Pferde war, der mußte ein muthiger Mann ſein oder einer, der nichts zu verlieren hatte. Die Handwerksburſchen und andere ehrliche Fußgänger ſuchten ſich an Gelegenheiten anzuſchließen und warteten in unſichern Gegenden lieber tagelang, ehe ſie allein die Reiſe wagten. Und doch waren die Straßen nicht leer, denn es gab viele mit zweideutigem Ruf und leichtem Beutel, welche ihr Glück in der Fremde ſuchten, und nicht wenige, welche auf der Straße ſelbſt und in deren Nähe ihren Lebensunterhalt zu erobern bemüht waren. Denn ſeit dem Ende der Kreuzzüge war eine Unruhe und Wanderluſt in die niedern Claſſen des Volkes gekommen, welche durch das ganze 15. Jahrhundert fortdauerte. Im Anfange des 16ten waren es außer den zahlreichen heimathloſen Bettlern und Gaunern, welche überall ihre Spießgeſellen fanden, noch die letzten verkommenen Mitglieder von dem alten Geſchlecht der Bänkelſänger und Poſſenreißer, welche im ganzen Mittelalter bei den Feſtlichkeiten der Fürſten wie der Bauern ihre Rolle geſpielt hatten und als eine beſondere Claſſe von Rechtloſen ſogar in den Geſetzbüchern des Mittelalters aufgeführt werden. Einſt waren ſie die Träger des deutſchen Volksgeſanges geweſen, Tänzer, Springer und Luſtigmacher der vornehmen Herren und der Geiſtlichkeit, ſie und ihre Dirnen, und ſie hatten bei allen feierlichen Gelegenheiten ein traditionelles Anrecht gehabt an die Gaſtfreundſchaft der Großen. Aber von ihrem alten beliebten Handwerk war der Segen gewichen ſeit der Zeit, wo in den Ringmauern der Städte ſich beſſere Sitte und neue Formen auch für Scherz und Beluſtigung entwickelt

Digitized by Google

hatten. Zu ihnen aber waren als Kinder der Landstraße zahlreiche Bettelmönche gekommen, welche die Kutte benutzten, um von den gläubigen Frauen Geschenke zu erschwindeln, und ein spitzes Messer oder einen verrosteten Dolch zu verstecken; ferner entlassene Landsknechte, als gesetzlose und brutale Strolche der Schrecken der Dörfer und eine Plage für einzeln stehende Gehöfte. Außerdem Gauner aller Art, Schatzgräber, Wunderdoctoren, Leute, welche Merkwürdigkeiten zeigten, die sie aus Welschland oder gar über das Mittelmeer gebracht haben wollten. Dahinter schlüpften Zigeuner, die schon seit dem 14. Jahrhundert zuweilen um die Klöster und Bauernhöfe geschlichen waren, seit dem 15. in großen Banden über das westliche Europa. Unter solchen Wanderern war seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Classe der fahrenden Schüler vielleicht die zahlreichste, ja sie war in manchen Gegenden zu einer wahren Landplage geworden. Im Ausgange des Mittelalters hatte die Begierde, die alten Sprachen zu lernen und durch solche Gelehrsamkeit die Privilegien des geistlichen Standes zu erwerben, die untern Schichten des Volkes wie eine Modekrankheit ergriffen. Da überhaupt noch wenig Bücher gedruckt und diese sehr schwer zu erwerben waren, so konnte man nur von den unwissenden Geistlichen der Heimath oder an den wenig zahlreichen Gelehrtenschulen die geheimnißvollen Kenntnisse erwerben, welche ihren Besitzer aus der hungernden, gedrückten und zukunftlosen Masse des Volkes herausheben sollten. Die Sehnsucht, ein Gelehrter zu werden, war damals in die Seelen der Armen gefahren, wie jetzt der fieberhafte Drang, in fernen Goldländern sein Glück zu machen, und Kinder und halbwüchsige Burschen liefen aus den entlegensten Thälern hinein in die unbekannte Welt, die Wissenschaft zu suchen. Wo eine lateinische Schule war, bei einem Stift oder in dem reichen Kirchspiel einer großen Stadt, dahin schlugen sich die Kinder des Volkes durch, oft unter den größten Leiden und Entbehrungen, verwildert und entsittlicht durch das mühevolle Wandern auf der Straße, wie durch die Unsicherheit ihres Lebens in dem Bereich der Schule. Denn die Stifter, welche die Schule eingerichtet hatten, oder die Bürgerschaften der Städte gaben solchen Fremden zwar zuweilen Obdach und Lager in besondern Häusern, aber ihren Lebensunterhalt mußten diese sich zum größten Theil erbetteln. Die Aufsicht, welche über sie geübt wurde, war sehr gering, nur darauf hielt man streng, daß in der Zügellosigkeit ihres Lebens Methode war; unter bestimmten Formen und nur in gewissen Stadttheilen war zu betteln erlaubt. Wie überall, wo sich Deutsche im Mittelalter zusammenfanden, so bildete sich auch unter diesen Schülern eine Organisation aus, ein Pennalismus, der eine Menge von Bräuchen und unsittlichen Gesetzen hatte, dem aber jeder einzelne verfiel, und neben demselben die rohe Poesie eines abenteuerlichen Lebens, welche viele verdarb und nur von guten Naturen ohne Schaden für ihr späteres Leben über-

Digitized by Google

wunden wurde. Die jüngeren Schüler, Schützen genannt, waren wie die Lehrlinge der Handwerker den ältern Kameraden, den Bachanten, zu erniedrigenden Diensten verpflichtet, sie mußten für ihre Tyrannen betteln, oft stehlen und genossen dafür den Schutz, welchen die Fäuste der Stärkern ihnen geben konnten. Für den Bachanten war es eine Ehrensache und Vortheil, viele Schützen zu haben, welche ihm die milden Gaben der Einwohner zutragen mußten. Von diesen lebte er. Bei der mangelhaften Beaufsichtigung der Schüler wechselten diese eigenmächtig die Schulen, vielen wurde das Lungern auf der Landstraße die Hauptsache, und die Jugendjahre vergingen ihnen in einem wüsten Umhertreiben von Schule zu Schule, unter Bettelei und Raub und roher Liederlichkeit. Wenn wir uns noch jetzt über die Kraft und sichere Tüchtigkeit einzelner freuen, welche sich damals von unten herauf zu geistiger Bedeutung emporgearbeitet haben, so müssen wir auch daran denken, daß manches Mutterkind elend hinter dem Zaune oder in dem Siechhause irgendeiner fremden Stadt verdorben ist, das in kindlichem Gemüth dasselbe Ziel zu erreichen hoffte.

Von dem Leben der fahrenden Schüler ist uns eine berühmte Beschreibung durch Thomas Plater erhalten worden, den armen Hirtenknaben aus dem Visperthale in Wallis, später angesehenen Buchdrucker und Schulrector zu Basel. Aus seinem Leben ist schon früher in diesem Blatt eine Episode mitgetheilt worden. Obgleich seine Selbstbiographie öfter gedruckt worden ist (zuletzt herausgegeben von Dr. D. A. Fechter, Basel 1840.), und obgleich grade die hier folgenden Züge aus seinem Leben auch außerhalb der Schweiz bereits benutzt worden sind, so wird doch eine getreue Uebertragung den meisten Lesern noch neu sein. Leider erlaubt der Raum nicht, den ganzen Bericht des wackern Mannes über sein Schülerleben mitzutheilen.

Um 1540.

Als ich bei dem Bauer war, kommt meiner Bäsin eine, hieß Fransy, die wollt mich zu meinem Vetter Herrn Antony Plater thun, daß ich sollt die Schriften lernen. So reden sie, wenn man einen in die Schule thun will. Der Bauer war damit übel zufrieden, sprach ich würde nichts lernen und setzte den Zeiger der rechten Hand mitten in die linke Hand und sprach: So wenig wird der Bub lernen, als ich den Finger da durchstoßen kann. Das sah ich und hört es. Sprach die Bäsin: wer weiß, Gott hat ihm seine Gaben nit versagt, es kann noch ein frommer Priester aus ihm werden. Sie führte mich also zu dem Herrn, ich war, wenn ichs gedenke, um die neun Jahr oder zehnthalb alt. Da ging es mir erst übel, denn der Herr war gar ein zorniger Mann, ich aber ein ungeschicktes Bauerbüblein. Der schlug mich grausam übel, nahm mich vielmal bei den Ohren und zog mich vom Herd auf, daß ich

Digitized by Google

ſchrie wie eine Geis, die am Meſſer ſteckt, daß oft die Nachbarn über ihn redeten, ob er mich wollte morden.

Bei dem war ich nit lang. In derſelben Zeit kam einer, der war mir Geſchwiſterkind, der war den Schulen nachgezogen auf Ulm und München im Baiernland, derſelbe Student hieß Paulus Summermatter. Dem hatten meine Verwandten von mir geſagt, er verhieß ihnen, er wollte mich mit ſich nehmen und in Deutſchland der Schule nachführen. Da ich das vernahm, fiel ich auf meine Knie und bat Gott den Allmächtigen, daß er mir von dem Pfaffen hülfe, der mich ſchier gar nichts lehrte und aber jämmerlich übel ſchlug. Denn ich hatte eben ein wenig das Salve ſingen gelernt, und um Eier bitten mit andern Schülern, die auch in dem Dorf bei dem Pfaffen waren.

Als nun Paulus wieder wandeln wollte, ſollte ich zu ihm nach Stalden kommen. Vor Stalden wohnte Simon zu der Summermatten, meiner Mutter Bruder, der ſollte mein Vogt ſein; der gab mir einen Goldgulden, den trug ich im Händlein bis nach Stalden, lugte oft unterweges, ob ich ihn noch hätte, gab ihn dem Paulus. So zogen wir zum Land hinaus. Da mußt ich für mich betteln und meinem Bachanten, dem Paulus, auch geben, denn wegen meiner Einfalt und ländlichen Sprach gab man mir viel. Als wir über den Berg Grimſel Nachts in ein Wirthshaus kamen, hatte ich nie einen Kachelofen geſehen und ſchien der Mond an die Kacheln, da wähnte ich, es wäre ſo ein großes Kalb, denn ich ſah nur zwei Kacheln ſcheinen, das waren, ſo meinte ich, die Augen. Am Morgen ſahe ich Gänſe, deren ich nie keine geſehn hatte, da meinte ich, als ſie mich anheiſerten, es wäre der Teufel und wollte mich freſſen, floh und ſchrie. Zu Luzern ſah ich die erſten Ziegeldächer.

Darnach zogen wir auf Meißen zu, war mir eine weite Reiſ, da ich nicht gewohnt war ſo weit zu ziehen, dazu unterwegs das Eſſen zu gewinnen. Wir zogen alſo unſer miteinander 8 oder 9, drei kleine Schützen, die andern große Bachanten, wie man ſie nennt, unter welchen ich der allerkleinſte und jüngſte Schütz war. Wenn ich nicht gut zu gehn vermochte, ging mein Vetter Paulus hinter mir mit der Ruthe oder dem Stöcklein und zwickte mich an die bloßen Beine, denn ich hatte keine Hoſen an und böſe Schühlein. Weiß auch nit mehr alle Dinge, die uns auf der Straß begegnet ſind, doch ettlicher bin ich eingedenk. Als nähmlich wie wir auf der Reiſe waren und man ſo allerlei redete, ſprachen die Bachanten untereinander wie in Meißen und Schleſien der Brauch wäre, daß die Schüler Gänſe und Enten, auch andere ſolche Speiſe rauben dürften und thäte man einem nichts darum, wenn man dem entronnen ſei, dem das Ding gehört hätte. Einestages waren wir nit weit von einem Dorf, da war ein großer Hauf Gänſe beieinander und war der Hirt mit dabei, da fragte ich meine Geſellen, die Schützen: wann ſind wir in Meiſſen, daß ich Gänſe todt werfen darf? Sprachen ſie: jetzt ſind wir drinnen.

Digitized by Google

Da nahm ich einen Stein, warf eine, traf sie an ein Bein, die andern flogen davon, die hinkende aber konnte nicht aufkommen. Da nahm ich noch einen Stein, traf sie an den Kopf, daß sie niederfiel. Da lief ich hinzu und erwischte die Gans bei dem Kragen, fuhr unter das Röcklein mit ihr und ging die Straße durch das Dorf. Da kam der Gänsehirt nachgelaufen, schrie im Dorf: der Bub hat mir meine Gans geraubt! Ich und meine Mitschützen flohen und der Gans hingen die Füße unter meinem Röcklein hervor. Die Bauern kamen hervor mit Spießen, die sie werfen konnten, liefen uns nach. Als ich sahe, daß ich nicht mit der Gans entrinnen konnte, lies ich sie fallen, und sprang vor dem Dorf vom Wege ab in ein Gesträuch, zwei meiner Gesellen aber liefen der Straße nach, die ereilten zwei Bauern. Da fielen sie nieder auf die Knie, und begehrten Gnade, sie hätten ihnen keinen Schaden gethan; und da auch die Bauern sahen, daß sie nicht der waren, der die Gans hatte fallen lassen, so gingen sie wieder in das Dorf, und nahmen die Gans. Ich aber sah, wie sie meinen Gesellen nacheilten und war in größten Nöthen und sprach zu mir selbst: Ach Gott, ich glaube, ich hab mich heut nit gesegnet! (wie man mich denn gelehrt hatte, ich sollte mich alle Morgen segnen.) Als die Bauern wieder in das Dorf kamen, fanden sie unsre Bachanten im Wirthshaus, denn diese waren voraus in das Wirthshaus gegangen, die Bauern vermeinten, sie sollten die Gans zahlen, es wäre etwa um zwei Batzen zu thun gewesen; ich weiß aber nit, ob sie sie bezahlt haben oder nit. Als sie nun wieder zu uns kamen, lachten sie und fragten, wie es gegangen wäre. Ich entschuldigte mich, vermeinte es wäre so Lands Brauch; sprachen sie, es wäre noch nicht Zeit.

Ein ander Mal kam ein Mörder zu uns allen in den Wald, elf Meilen diesseit Nürnberg, da waren wir all beieinander; der wollt alsbald mit unseren Bachanten spielen, daß er uns hinderte, bis daß seine Gesellen zusammenkämen; da hatten wir gar einen redlichen Gesellen, mit Namen Antoni Schallbether, der träuete dem Mörder, er sollte sich von uns machen; das that er. Nun war es spat, daß wir blos bis in das Dorf kommen konnten, und waren zwei Wirthshäuser daselbst, sonst wenig Häuser. Da wir in eins kamen, war der Mörder vor uns da, und andere mehr, ohne Zweifel seine Gesellen; da wollten wir nicht da bleiben, gingen in das andere Wirthshaus. Als man zu Nacht geessen hatte, war jeder so geschäfftig im Haus, daß man uns kleinen Buben nichts geben wollt; denn wir saßen niemals mit am Tische beim Mahl, man wollt uns auch nicht in eine Schlafkammer führen, sondern wir müßten im Roßstall liegen. — Als man aber die Großen zu ihrer Schlafkammer führte, sprach Antoni zum Wirth: Wirth mich dünckt, du habest seltsam Gäst, und du seiest nit besser, ich sage dir Wirth, leg uns, daß wir sicher seien, oder wir werden dir ein Wesen machen, daß dir das Hauß zu eng werden soll.

Digitized by Google

Da begehrten die Schelmen im Anfang mit unseren Gesellen zu spielen, Schachzabel; so nennten sie das Schach, das Wörtlein hat ich nie gehört. Als man sie nun zur Ruh führte, ich aber und die anderen kleinen Buben ungegessen (ohne Abendbrot) im Roßstall lagen, waren in der Nacht etliche, vielleicht der Wirth selber, an die Kammer gekommen; haben wollen aufschließen; da hat Antonius inwendig eine Schraube eingeschraubet vor das Schloß, das Bett vor die Thür gerückt, und ein Licht angeschlagen, — dann er hatte allweg Wachskerzen und ein Feuerzeug bei sich; — und hat die anderen Gesellen schnell aufgeweckt. Wie das die Schelme hörten, sind sie gewichen. Am Morgen fanden wir weder Wirth noch Knecht; das sagten sie uns Buben, wir waren auch alle froh, daß uns im Stall nichts geschehen war. Nachdem wir von da bei einer Meile gegangen waren, kamen wir zu Leuten, welche als sie gehört, wo wir die Nacht gewesen waren, sich verwunderten, daß wir nicht alle ermordet waren; denn vast das ganze Dörflein war der Mörderey verargwohnt.

Ungefähr eine Meile vor Naumburg waren wieder unsere großen Gesellen in einem Dörf zurückgeblieben; dann wann sie zusammen zehren wollten, schickten sie uns voran; da waren unser fünf; da kamen auf weitem Feld achte auf Rossen an uns mit gespannten Armbrüsten, umritten uns, begehrten von uns Geld und kehrten die Pfeile gegen uns; dann da führte man noch keine Büchsen zu Roß. Sprach einer: Gebt Geld; Antwortete einer unter uns, der war ziemlich groß: Wir hen kein Geld, sind arme Schüler. Da sprach der Reiter noch zweimal: Gebt Geld; so sagte unser Gesell wieder: Wir hen kein Geld, und geben euch kein Geld, und sind euch nichts schuldig. Da zuckte der Reuter das Schwert, hieb ihm stracks am Kopf hin, daß er ihm die Schnüre an dem Bündel zerhieb. Sie ritten darvon wieder ins Holz, wir aber gingen auf Naumburg zu; bald kamen unsere Bachanten, die hatten die Schelme nirgend gesehen. — Wir sind auch oft in Gefahren gewesen der Reuter und Mörder halb, als im Thüringerwald, in Frankenland, in Polenland. Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen; wir Schützen gingen in die Stadt; etliche Schützen, die singen konnten, sangen, ich aber ging heischen.*) Wir gingen da aber in keine Schul. Das wollten die anderen nicht leiden, und drohten, sie würden uns in die Schul zu gehn zwingen: Der Schulmeister entbot auch unseren Bachanten: Sie sollten in die Schul kommen, oder man würde sie fassen; Antoni entbot ihm wieder: er möchte nur kommen! Und da auch etliche Schweizer da waren, liessen diese uns wissen, auf welchen Tag man kommen würde, damit man uns nicht unversehends überfiele. Da trugen

*) Kunstausdruck für das Betteln der fahrenden Schüler, wie jetzt noch „Fechten" für das Betteln der Handwerksburschen.

Digitized by Google

wir kleinen Schützen Steine auf das Dach, Antoni aber und die anderen nahmen die Thür ein. Da kam der Schulmeister mit der ganzen Procession seiner Schützen und Bacchanten, aber wir Buben warfen mit Steinen auf sie, daß sie weichen mußten. Als wir nun vernommen, daß wir vor der Obrigkeit verklagt waren, hatten wir einen Nachbar, der wollt seiner Tochter einen Mann geben; der hat einen Stall mit gemästeten Gänsen, dem nahmen wir Nachts drei Gänse, und zogen in den anderen Theil der Stadt, es war eine Vorstadt, wieder ohne Ringmauern, wie auch der Ort war, wo wir bisher gewesen waren; da kamen die Schweizer zu uns, zechten mit einanderen, und zog von da unser Haufe auf Hall in Sachsen, dort gingen wir in die Schul zu St. Ulrich. — Da sich aber unsere Bacchanten so ungebührlich gegen uns hielten, besprachen etliche von uns mit Paul, meinem Vetter, den Bacchanten zu entlaufen, und zogen wir gen Dresden; dort war aber durchaus keine gute Schul, und auf der Schul in den Habitazen*) alles voll Läus, daß wir sie zu Nacht im Stroh unter uns haben gehört knistern. Wir brachen auf, und zogen auf Breslau zu; mußten vil Hunger unterwegs leiden, also daß wir etliche Tage nichts als rohe Zwiebeln mit Salz aßen; etliche Tag gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birnen; manche Nacht lagen wir unter heiterem Himmel, denn irgend wollte man uns bei den Häuseren leiden, wie früh wir auch um Herberg baten; manchmal hetzte man die Hunde auf uns. Als wir aber nach Breslau kamen, da war alles in Hülle, ja so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen, und oft in große Krankheit fielen. Da gingen wir zunächst auf den Dom zum heiligen Kreuz in die Schule. Als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarre zu St. Elisabet etliche Schweizer waren, zogen wir dorthin: Die Stadt Breslau hat 7 Pfarren, jegliche eine besondere Schule; es durfte kein Schüler in eines andern Pfarre gehn zu singen, oder sie schrieen: ad idem, ad idem! und dann liefen die Schützen zusammen, und schlugen einander gar übel. Es sind, wie man sagt, auf einmal in der Stadt etlich tausend Bacchanten und Schützen gewesen, die sich alle durch Almosen ernährten; man sagte auch, daß etliche von zwanzig, dreißig Jahren und mehr da wären, die ihre Schützen hätten, die ihnen präsentirten**); ich hab meinen Bacchanten oft an einem Abend fünf oder sechs Trachten heim auf die Schule getragen, wo sie damals wohnten; man gab mir auch recht gern, darum daß ich klein war, und ein Schweizer; dann man hatte die Schweizer sehr lieb. — Blieb also eine Zeitlang da, war an einem Winter dreimal krank, daß man mich mußt in das Spital führen; die Schüler hatten ein besonderes Spital, und eigene Doctores. Auch giebt man auf dem

*) Schlafkammern der fremden Schüler.

**) Kunstausdruck: Das Gebettelte übergaben. Die Schützen heischen, und präsentiren den Bacchanten, welche sich durch die Bettelei ihrer Schützen erhalten.

Digitized by Google

Rathhaus für einen Kranken 16 Heller die Woche; damit erhält man einen gar wohl. Man hat dort gute Wartung, gute Betten, aber große Läus darinn, daß es nit zu glauben, wie Hanffaamen, so daß ich vil lieber in der Stube, wie mancher mehr, auf dem Heerde lag, als in den Betten. Die Schüler und Bachanten, ja auch zu Zeiten der gemeine Mann, sind so voll Läus, daß es nicht glaubbar ist, ich hätte schier, so oft man gewollt hätte, drei Läus mit einander aus dem Busen gezogen. Bin auch oftmals besonder im Sommer hinaus an die Oder, (das Wasser, das da vorüber fließt) gegangen, hab mein Hemdlein gewaschen, habs an eine Staude gehenkt und getrocknet, und dazwischen den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen Haufen Läus darein geworfen, mit Boden zugedeckt; und ein Kreuz darauf gesteckt. Den Winter liegen die Schützen auf dem Heerd in der Schule, die Bachanten aber in den Kämmerlein, deren zu St. Elisabeth etliche Hundert waren; den Sommer aber wann es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusamen, das man im Sommer am Sonntag in der Herren Gassen vor die Häuser breitet; das trugen etliche in eine Ecke auf den Kirchhof zusammen, lagen darinn wie Säu in der Sträue; wann es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn Ungewitter war, so sungen wir schier die gantze Nacht Responsoria und anderes mit dem Subcantore. Manchmal gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser Bier zu heischen; da gaben uns die vollen Polackenbauren Bier, daß ich oft ohne es zu wissen, so vollgeworden bin, daß ich nicht hab wieder in die Schul kommen können, wann ich schon nur ein Steinwurff von der Schule entfernt war. Summa, da war Nahrungs genug, aber man studirte nit vil. —

In der Schul zu St. Elisabet lasen allwegen zugleich zu derselben Stunde in einer Stube 9. Baccalaurei doch war Graeca Lingua noch nirgend im Land, desgleichen hatte niemand keine gedruckten Bücher, nur der Praeceptor hatte einen gedruckten Terentium: Was man las mußte man erstlich dictiren, dann distinguiren, dann construiren, zuletzt exponiren, daß die Bachanten grosse Scharteken mit sich heim zu tragen hatten, wenn sie hinweg gingen.

Von dort zogen unser acht wieder hinweg auf Dresden zu; kamen wieder in Noth, daß wir wieder grossen Hunger litten: da beschlossen wir uns einen Tag zu theilen; etliche sollten nach Gänsen aussehen, etliche nach Rüben und Zwiebeln, einer nach einem Topf, wir Kleinen aber in die Stadt Neumarkt gehen, die nicht weit davon war auf der Straß, und sollten nach Brot und Salz sehen, auf den Abend wollten wir vor der Stadt wieder zusammen kommen, wollten vor der Stadt das Lager schlagen, und kochen was wir dann hätten. Da war einen Büchsenschuß von der Stadt ein Brunnen, dort wollten wir die Nacht bleiben, aber wie man in der Stadt das Feuer gesehen hat, schoß man zu uns heraus, sie trafen uns jedoch nicht. Da wichen wir hinter

Digitized by Google

einen Rain zu einem Wäſſerlein und Wäldlein; die groſſen Geſellen hieben Stangen ab, machten eine Hütte, ein Theil rupfte die Gänſe, deren hatten ſie zwei; andere rüſteten Rüben im Topf, thaten Kopf und Füße, item die Därme darein; andere machten zwei hölzerne Spieße und fingen an zu braten; — und als das Fleiſch ein wenig roth war, huben wir es am Spieß ab und aßens; alſo auch die Rüben. In der Nacht hörten wir etwas ſchnattern; da wgr neben uns ein Weier, den hatte man am Tag abgelaſſen, und ſprangen die Fiſche auf der Mauer, da nahmen wir Fiſche ſo viel als wir in einem Hemde an einem Stecken tragen konnten, und zogen davon, bis in ein Dorf, da gaben wir einem Bauer Fiſche, daß er uns die andern in Bier kochte. — Als wir nun wieder gen Dresden gekommen, da ſchickten der Schulmeiſter und unſre Bachanten etliche Buben von uns aus, wir ſollten um Gäns auslugen; da wurden wir eins, ich ſollte Gäns werffen, ſie aber ſollten ſie nehmen und hinwegtragen. Nachdem wir nun einen Haufen Gänſe gefunden, und ſie uns erſehen haben, ſind ſie aufgeflogen, da hab ich einen kleinen Knüttel gehabt, und dieſen unter ſie geworfen in die Luft, hab eine getroffen, daß ſie herab gefallen; als aber meine Geſellen den Gänſehirten erſehen haben, trauten ſie ſich nicht hinzuzulaufen, obgleich ſie doch dem Hirten wol hätten vorlauffen können. Da ließen ſich die andern Gänſe wieder nieder, ſtanden um die Gans, gagaiten, als ſprächen ſie ihr zu; ſie ſtand auch wieder auf, und ging mit den andern davon. Ich war über meine Geſellen übel zufrieden, daß ſie ihrer Zuſage nicht genug gethan hatten; aber ſie hielten ſich demnach beſſer, denn wir brachten zwei Gänſe davon, die verzehrten die Bachanten mit dem Schulmeiſter zum Abſchied, und zogen darvon auf Nürnberg zu. Bald darnach zogen wir wieder davon auf Ulm zu; da nahm Paulus noch einen Buben mit, der hieß Hildebrand Kalbermatter eines Pfaffen Sohn, war auch noch jung, dem gab man Tuch wie man ſolches im Lande macht zu einem Röcklein. Als wir nach Ulm kamen hieß mich Paulus mit dem Tuch umher gehen, den Macherlohn dazu zu heiſchen; dadurch bekam ich viel Geld, denn ich war des Gotteslohns und Bettlens wohl gewohnt; denn dazu hatten mich die Bachanten fortwährend gebraucht, gar nicht zu der Schule gezogen, auch nicht einmal leſen gelehrt. Während ich ſelten in die Schule ging, und wann man in die Schule gehen ſollte, mit dem Tuch umging, hab ich groſſen Hunger gelitten, denn alles was ich überkam, bracht ich den Bachanten; ich hätte nicht einen Biſſen gegeſſen, denn ich fürchtete das Streichen. Paulus hatte einen andern Bachanten zu ſich genommen, Namens Achatius, von Mainz gebürtig, denen mußt ich und mein Geſell Hildebrand präſentiren; aber mein Geſell fraß ſchier alles ſelbſt, dem gingen die Bachanten auf der Gaſſe nach, daß ſie ihn eſſend fänden, oder ſie hießen ihm den Mund mit Waſſer ausſchwenken und in eine Schüſſel mit Waſſer ſpritzen, damit ſie ſähen, ob er

Digitized by Google

etwas gegessen hätte? Dann warfen sie ihn in ein Bett, und ein Kissen auf den Kopf, daß er nicht schreien konnte; und schlugen ihn diese Bacchanten bis sie nicht mehr konnten; darum fürchtet ich mich, und bracht alle Ding heim. Sie hatten oft so viel Brot, daß es grau wurde; da schnitten sie das auswendige Graue ab, und gaben es uns zu essen. Da hab ich oft grossen Hunger gehabt und bin übel erfroren, weil ich oft in der Finsterniß bis um Mitternacht habe müssen herum gehen, und um Brot singen.

Da mag ich nicht vorbei gehen noch dieses anzuzeigen, wie zu Ulm eine fromme Wittwe war, die hatte zwei erwachsene Töchter — die Wittwe hat mir oft in dem Winter meine Füß in einen warmen Pelz gewickelt, den sie hinter den Ofen gelegt hat wann ich käme, daß sie mir meine Füß wärmte, sie gab mir dann eine Schüssel mit Muß, und ließ mich dann heimfahren. Ich habe solchen Hunger gehabt, daß ich den Hunden auf der Gasse die Knochen abgejagt und die benaget, item Brosamen aus den Säcken gesucht und gegessen. Demnach sind wir wieder gen München zogen, auch da habe ich den Macherlohn vom Tuch das doch nicht mein war, bettlen müssen. Ein Jahr darauf kamen wir noch einmal nach Ulm — und ich brachte das Tuch wieder mit mir, und heischte den Macherlohn: da bin ich wol eingedenk, daß Etliche zu mir sagten: Botz Marter! ist der Rock noch nicht gemacht? Ich glaub, du gehst mit Bubenwerk um. So zogen wir von dannen; ich weiß nicht wo das Tuch hinkam, ob der Rock gemacht ist worden oder nicht. Als wir an einem Sontag nach München kommen, hatten die Bachanten Herberge, wir aber drei kleine Schützen, keine; und wollten gegen Nacht in die Schranken, das ist, auf den Kornmarkt gehen, um auf den Kornsäcken zu liegen. Da saßen etliche Weiber bei dem Salzhaus an der Gasse, fragten, wo wir hin wollten? Und da sie hörten, daß wir keine Herberg hätten, war eine Metzgerin dabei, die, als sie vernahm, daß wir Schweizer wären, sagte sie zu ihrer Jungfer: Lauf, henk den Topf mit der Suppe und dem Fleisch über, das uns übriggeblieben, sie sollen bei mir übernacht sein, ich bin allen Schweizern hold: ich habe zu Inspruck in einem Wirthshaus gedient, da Kaiser Maximilianus dort Hof hat gehalten, da haben die Schweizer vil mit ihm zu schaffen gehabt; sie sind so freundlich gewesen, daß ich ihnen mein Lebenlang hold sein will. Die Frau gab uns genug zu essen und zu trinken, und legte uns wohl. Am Morgen sprach sie zu uns: Wann einer von euch bei mir bleiben wollte, ich wollte ihm Herberg, zu essen und zu trinken geben. Wir waren alle willig, und fragten welchen sie wollte, und wie sie uns besichtiget, war ich etwas kecker, als die andern, da nahm sie mich, und ich durfte ihr nichts weiter thun, als Bier reichen, und die Häute und Fleisch aus der Metzge holen, item mit ihr zuweilen auf das Feld gehen; mußte aber doch dem Bachanten präsentiren. Das hatte die Frau nicht gern, und sprach zu

Digitized by Google

mir: Botz Marter! laß den Bacchanten fahren, und bleibe bei mir, du darfst doch nicht betteln. So kam ich in acht Tagen weder zu dem Bacchanten noch in die Schule; da kam er, klopfte an der Metzgerin Haus. Da sprach sie zu mir: Dein Bacchant ist da, sag du seiest krank. — Sie ließ ihn ein und sagte zu ihm: Ihr seid wahrlich ein feiner Herr, hättet doch zusehn sollen, was Thoman machte, er ist krank gewesen, und ist es noch. Da sprach er: Es ist mir laid Bub, wenn du wieder ausgehn kannst, so komme zu mir. Darnach an einem Sonntag ging ich in die Vesper, da sagte er nach der Vesper: Du Schütz, du kommst nicht zu mir, ich will dich einmal mit Füssen treten! Da nahm ich mir vor, er sollte mich nicht mehr treten, gedachte hinweg zu laufen. Am Sontag sagte ich zu der Metzgerin: Ich will in die Schule, und will meine Hemdlein waschen gehen; ich durfte ihr nicht sagen, was ich im Sinne hatte, denn ich fürchtete, sie würde es weiter sagen. Fuhr also mit traurigem Herzen von München zum Theil, daß ich von meinem Vetter lief, mit dem ich so weit umher gezogen, und der mir doch wieder zu hart war und unbarmherzig, und dann schmerzte mich auch die Metzgerin, die mich so freundlich gehalten hatte. Ich zog also über den Fluß Isar hinaus, denn ich fürchtete, wenn ich auf das Schweizerland zuginge, würde Paulus mir nachziehen; da er mir und den andern oft gedroht hatte, wenn einer wegliefe, so wollte er ihm nachziehen, und wo er ihn wieder bekäme, wollte er selbigem alle viere abschlagen. Jenseit der Isar ist ein Hügel, da setzte ich mich, sahe die Stadt an, und weinete inniglich, daß ich niemand mehr hätte, der sich meiner annähme; gedachte auf Salzburg, oder gen Wien in Oesterreich zu ziehn. Als ich da saß, kam ein Bauer mit einem Wagen, der hatte Salz gen München geführt, der war schon trunken, und war doch erst die Sonne aufgegangen; den bat ich, er sollte mich aufsitzen lassen; mit dem fuhr ich bis er ausspannte, die Rosse und sich zu füttern; dazwischen bettelte ich im Dorf, und nicht weit vom Dorf wartete ich auf ihn, und entschlief; als ich erwachte, weinte ich wieder herzlich, denn ich meinte, der Bauer wäre fortgefahren; mich bedeuchte, ich hätte meinen Vater verloren. Bald aber kam er, war wieder voll, hieß mich wieder aufsitzen, und fragte mich: Wo ich hin wollte? Da sprach ich: nach Salzburg. Als es nun Abend war fuhr er von derselben Straße ab, und sprach: Steige ab, da gehet die Straß auf Salzburg. Wir waren denselben Tag acht Meilen gefahren. — Ich kam in ein Dorf. Als ich des Morgens aufstand, war ein Reif als wann es geschneit hätte, und hatte ich keine Schuhe, nur zerrissene Strümpflein, kein Baret, ein Jäcklein ohne Falten, zog also auf Passau zu, wollte mich da auf die Donau setzen, und auf Wien zu. Als ich nach Passau kam, wollte man mich nicht einlassen. Da gedachte ich auf das Schweizerland zu ziehen, fragte den Thorwächter, wo ich am nächsten auf das Schweizerland ziehen könnte; sprach er: „Ueber München;"

Digitized by Google

ich sagte: Gen München will ich nicht, will eher zehn Meilen Wegs oder noch weiter umziehen. Da wies er mich gen Freisingen zu. Da ist auch eine hohe Schule; da fand ich Schweizer, die fragten mich von wannen ich komme? Ehe zwei oder drei Tage hin waren kam Paulus mit einer Hellebarde. Die Schützen sagten zu mir: „Der Bachant von München ist hier und suchet dich;" da lief ich zum Thor hinaus, als wenn er hinter mir hergewesen wäre, und zog auf Ulm zu, kam daselbst zu meiner Sattlerin, die mir einst die Füsse in Pelz gewärmet hatte. Die nahm mich an; ich sollte ihr die Rüben hüten auf dem Feld; das that ich, und ging in keine Schule. Nach etlichen Wochen kam einer zu mir, der des Pauli Geselle gewesen war, der sprach: „Dein Vetter Paulus ist hier und suchet dich." Da war er mir achtzehn Meilen nachgezogen; denn er hatte eine gute Pfründe an mir verloren, ich hatte ihn etliche Jahr ernährt. Da ich das wieder hörte, wiewohl es fast Nacht war, lief ich zum Thor hinaus auf Constanz zu, und weinete wieder inniglich. —

So weit sei hier der Bericht des wackern Platen mitgetheilt. Noch lange kämpfte der fahrende Knabe mit der bittersten Armuth, und nur durch einen beispiellosen Fleiß, durch Nachtwachen, Handdienste jeder Art — er war mehre Jahre Seilergehilfe — gelang es ihm, Lateinisch, Griechisch, endlich auch Hebräisch zu erlernen. Die kleinen Züge seines fahrenden Lebens aber dürfen ein allgemeines Interesse deshalb beanspruchen, weil sie die Lage von tausenden fähiger und gutgearteter Knaben und Jünglinge schildern, die in dem ungeregelten Leben sich zu Männern erhärteten — oder untergingen.

Die Theologie und die Wissenschaft.

Philosophische Dogmatik. Von Prof. Ch. H. Weiße in Leipzig. 1. Bd. Leipzig, Hirzel. —

Grundzüge des Systems der speculativen Theologie oder der Religionsphilosophie. Von Prof. K. Ph. Fischer in Erlangen. Frankfurt a. M., Heyder. —

Als man in Griechenland zu speculiren anfing, erwies sich die Philosophie von vornherein als feindlich gegen die überlieferte Religion des Volks. Wenige mystische Spielereien abgerechnet, hat man niemals auch nur den Versuch gemacht, die Religionsvorstellungen mit den philosophischen Begriffen in Einklang zu bringen; entweder ließ man sie mit völliger Nichtachtung bei Seite liegen, oder man trat in leidenschaftlicher Polemik dagegen auf. Infolge dessen erlitt auch das Religionssystem keinen Einfluß von Seiten der Metaphysik; es blieb

Digitized by Google

in seiner alten Fülle und Unbefangenheit, bis seine innere Triebkraft völlig erstickt war. In der römischen Kaiserzeit freilich hatte auch das Heidenthum seine Religionsphilosophie, aber da war seine wirkliche Existenz bereits vorüber, und die Hofphilosophen des Kaiser Julian standen der Religion, die sie speculativ zu begründen suchten, nicht anders gegenüber, als in unsrer Zeit Schlegel und seine Anhänger dem Katholicismus.

Eine ganz andere Erscheinung zeigt uns das Christenthum. Kaum tritt es ins Leben, so fängt es schon an, über sich selbst zu reflectiren; es sucht seine einzelnen Legenden und Dogmen in einen innern Zusammenhang zu bringen und sie zunächst freilich vor der Phantasie, dann aber auch vor dem Verstande zu rechtfertigen. In der Bibel selbst sind diese Versuche freilich noch sehr gering, wenn man etwa das Evangelium Johannis ausnimmt; aber schon im zweiten Jahrhundert überwiegt in den Kirchenvätern die Speculation, sie gewinnt von Jahrhundert zu Jahrhundert einen größern Umfang und krystallisirt sich, nachdem sie die Formen des Aristoteles zu ihrem Dienste ausgebeutet, zu jenem System der Scholastik, welches trotz seiner nebelhaften Färbung uns in Dante und ähnlichen Dichtern mit so eigenthümlichem Reiz entgegentritt.

Der Grund dieser Erscheinung liegt einfach darin, daß das Christenthum eine historische Religion war, welche sich in einer Zeit der Völker bemächtigte, wo diese schon eine reiche Philosophie aus sich heraus entwickelt hatten. So lange sich die neue Lehre innerhalb der Grenzen des Judenthums bewegte, konnte sie nicht philosophiren, denn die Juden waren kein speculatives Volk; aber der Grieche und Römer, der sich bekehrte, auch wenn er in der Theorie damit begann, seine Vernunft zu Ehren des Glaubens in den Staub zu treten, mußte sich doch bemühen, in der Art der Deduction, an die er bisher gewöhnt war, seiner Vernunft nachzuweisen, daß sie es verdiene, in den Staub getreten zu werden. Man entdeckte eine höhere Vernunft, die mit der neuen frohen Botschaft vollkommen übereinstimmen müsse, da nur die endliche irdische Vernunft sich dagegen sträube. Aber man konnte für dieses neue Vermögen keine andere Denkform entdecken, als die bisherige, deren sich der gemeine Verstand bedient. Da alle diese Speculationen von vornhein an die Vorstellungen des Christenthums geknüpft waren, so kann man wol die gesammte Philosophie bis zum Ende des 15. Jahrhunderts als christliche Philosophie bezeichnen.

Anders wurde die Stellung der Philosophie zur Religion, als das classische Alterthum wieder entdeckt war. Zwar machte auch seitdem noch die Philosophie von Zeit zu Zeit den Versuch, sich wohl oder übel mit der Kirche abzufinden, sich ihr anzubequemen, oder die stärksten Widersprüche wenigstens zu vertuschen, aber man sieht diesem Bestreben an, daß es ganz äußerlich ist. Die Philosophie, die damals vorzugsweise in Italien blühte, war in ihrem innern Kern

Digitized by Google

durchaus heidnisch, wie die Denkart, aus der sie hervorgegangen war. Ein nüchterner gebildeter Beobachter jener Zeit hätte sehr leicht zu dem Irrthum verleitet werden können, das Christenthum werde der Philosophie auf eine ähnliche Weise erliegen, wie ihr das Heidenthum erlegen war.

Aber die Reformation gab der Sache eine neue Wendung. Mit der sittlichen Begeisterung des Glaubens lehnte sie sich gegen das naturalistische Princip der neuen Philosophie, gegen die Verweltlichung der Kirche auf. Sie entsagte der eigentlichen Speculation, rettete, was von dem bisherigen Kirchenglauben zu retten war, und behandelte diesen Rest, den sie in der Bibel zusammenfand, theils philologisch, theils erbaulich. Wenn die alte Kirche diesem neuen mächtigen Geist widerstehen wollte, so mußte sie sich der Waffen ihres Gegners bedienen. Sie entsagte also gleichfalls ihrer bisherigen heidnischen Philosophie, bildete in den Schulen der Jesuiten und Jansenisten eine neue, antiprotestantische Theologie, die in vieler Beziehung als eine Fortsetzung der alten Scholastik zu betrachten war, nur daß sie dies Mal mehr die ethische, als die metaphysische Seite der Religion ins Auge faßte.

Indeß setzte der Humanismus, unbekümmert um den Streit der beiden Kirchen, sein Werk im Stillen fort, in einer viel größern Freiheit als früher, wo er sich noch immer auf die Formen der Kirche wenigstens indirect beziehen mußte, und kam endlich in der deistischen Philosophie der Engländer und Franzosen zum Ausbruch. Einerlei, ob realistisch oder idealistisch, die ganze damalige Philosophie war gegen das Christenthum gerichtet und verfuhr nur in den seltensten Fällen so schonend, es überhaupt zu ignoriren. Meistentheils überhäufte sie es mit bitterm Spott.

In den großen Erschütterungen, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts ausbrachen, mußte man sehr schmerzlich die Unseligkeit eines Daseins empfinden, das seinen Mittelpunkt verloren hatte, und die Philosophie, die immer von den herrschenden Stimmungen der Zeit geleitet wird, mußte als ihre Aufgabe erkennen, den verlorenen Glauben wieder aufzusuchen. Zuerst begnügte man sich mit dem sittlichen Inhalt des Christenthums, und in dieser Beziehung hat Kant das Bewundernswürdigste geleistet, dann aber kam man zu der Entdeckung, daß die gesammte christliche Dogmatik sich in Begriffe übersetzen lasse, und indem man diese Begriffe in ein System brachte, schien das höchste Ziel der christlichen Philosophie erreicht. Dieser Proceß konnte nur so vor sich gehen, daß man den Inhalt der frühern christlichen Philosophie für den Inhalt der christlichen Religion nahm. Das System der christlichen Philosophie ist nicht blos sehr geschickt ausgearbeitet worden, sondern zum Theil auch mit einem Verständniß, das tief in die Sache eindrang; und wenn auch die Kirchenväter in vielen Fällen über das, was Hegel aus ihnen gemacht, in die größte Verwunderung versetzt sein würden, so wären sie doch auch stutzig gemacht

igitized by

und hätten in manchen Fällen nicht gewußt, ob nicht der neue Philoſoph beſſer in ihren eignen Gedanken geleſen, als ſie ſelbſt.

Es iſt alſo in dieſer Religionsphiloſophie nicht blos ein außerordentlicher Scharfſinn entwickelt worden, ſondern wir haben ihr auch in der That viele neue, überraſchende Aufſchlüſſe über das Weſen des Chriſtenthums zu verdanken. Trotzdem müſſen wir behaupten, daß dieſe Art, die Dogmatik zurechtzumachen, nicht die rechte chriſtliche Philoſophie iſt, und daß eine weitere Fortbildung der Methode zu keinen erheblichen Reſultaten führen wird. Die Theologie iſt darin unſrer Meinung, ſie hat ſich von ihrem neuen ſeltſamen Verbündeten entſchieden losgeſagt, und die Philoſophie oder die Wiſſenſchaft wird wol auch nicht anders handeln können.

Die neue Religionsphiloſophie iſt weder in ſubjectivem, noch in objectivem Sinne chriſtliche Philoſophie; es iſt weder das Chriſtenthum, das in ihr philoſophirt, noch das Chriſtenthum, über das ſie philoſophirt. Sie iſt nicht, wie die Theologie der Kirchenväter und die Scholaſtik des Mittelalters, ein organiſches Erzeugniß des chriſtlichen Geiſtes, ſondern ſie iſt ein Erzeugniß der humaniſtiſchen Bildung, welche ſich das Chriſtenthum wie einen fremden Gegenſtand vorgeſetzt hat. Sie behandelt aber dieſen Gegenſtand auf der andern Seite nicht in der Art und Weiſe, wie die Wiſſenſchaft jeden Gegenſtand behandeln muß, gleichviel ob ſie ihn im Himmel oder auf Erden ſucht. Sie täuſcht ſich über ihre eigne Natur auf eine doppelte Weiſe, ſowol wenn ſie glaubt, auf dem Wege der reinen Speculation zu den Lehrſätzen gekommen zu ſein, die ſie doch dem chriſtlichen Katechismus entnommen hat, als auch wenn ſie glaubt, die Glaubensartikel des Katechismus correct wiederzugeben, da ſie durch ihre Umwandlung der Vorſtellungen in Begriffe aus denſelben etwas ganz Andres gemacht hat.

Faſt alle modernen Religionsphiloſophen legen ihrem Syſtem die Dreieinigkeit zu Grunde, auch die beiden vorliegenden. Nun liegt es allerdings ſehr nahe, die Triplicität der menſchlichen Geiſteskräfte auf die göttliche Natur anzuwenden und, wie Herr Weiße es will, Vater, Sohn und heiligen Geiſt durch Vernunft, Gemüth und Wille, oder wie Herr Fiſcher es verſucht, durch Subſtantialität, Subjectivität und Objectivität auszudrücken, aber es liegt auf der Hand, daß damit das Weſen der chriſtlichen Dreifaltigkeit nicht getroffen iſt, denn Vernunft, Gemüth und Wille, Subſtantialitut, Subjectivität und Objectivität ſind nicht drei Perſonen, ſondern drei Eigenſchaften. Bei der chriſtlichen Dreifaltigkeit iſt es aber augenſcheinlich, daß es grade auf die Scheidnng der Perſönlichkeiten ankommt. Chriſtus, der Gott, der Menſch wurde, um die Menſchheit zu erlöſen, ſpricht fortwährend von ſeinem Vater, dem Gott des alten Teſtaments, der Moſe perſönlich im feurigen Buſch erſchienen war und wenn er auch ſtets hinzuſetzt, daß er mit ihm Eins ſei, ſo

Digitized by Google

meint er damit doch nicht, persönlich Eins, sondern im Wesen Eins. Die Scheidung dieser beiden göttlichen Personen ist das Ursprüngliche; das Dogma der Dreieinigkeit wird erst darauf ausgebaut, nach dem Grundsatz, daß zu jeder Gliederung drei gehören. Für das dritte Glied fand man den heiligen Geist, der im Pfingstfest über die Jünger gekommen war und den man nun als dritte Person der Gottheit zu begreifen suchte, freilich nicht in der bestimmten plastischen Abrundung, wie die beiden ersten Personen. In der Bibel selbst kommt der Begriff der Dreieinigkeit nur in der einen bekannten Stelle vor (drei sind, die da zeugen u. s. w.) und mag diese Stelle nun zum Urtext gehören, oder, wie manche Theologen behaupten, später eingeschoben sein, auf alle Fälle drückt sie eine erst nachträglich eingeschobene Reflexion aus. In seinen Reden und Offenbarungen hebt Christus immer nur diejenigen Seiten der göttlichen Natur hervor, die eine unmittelbare praktische Bedeutung haben; auf die Metaphysik dieses Wesens geht er nicht ein.

Eine Religionsphilosophie im subjectiven Sinn zu schreiben, halten wir kaum mehr für möglich, weder unter den Protestanten, noch unter den Katholiken. Für den Protestantismus ist die Productivität der Religion mit den drei ersten Jahrhunderten erschöpft; sie ist fertig und völlig abgeschlossen. Man untersucht ihre Glaubwürdigkeit nach äußern oder nach innern Kriterien, aber man muß sie ganz wie sie ist annehmen oder verwerfen; sie schöpferisch fortzubilden ist den Epigonen versagt. Nach der Lehre der Katholiken dauert zwar die productive Kraft der Religion ununterbrochen und ungeschwächt fort, aber sie ist an die Autorität der höchsten Kirchenwürde gebunden. Die Inspiration kann im Gemüth des Einzelnen nur einen individuellen Inhalt haben, er kann erweckt werden zum Glauben, er kann allenfalls auch schauen (und darin liegt die Abweichung vom Protestantismus), aber der Inhalt seines Glaubens und Schauens kann nur der fertige, auf Schrift, Ueberlieferung und Autorität gestützte Inhalt der Kirche sein.

Was aber die objective, wissenschaftliche Philosophie des Christenthums betrifft, so kann diese nur in einer streng historisch-kritischen Form gedacht werden. Bevor man untersucht, inwieweit die Lehre des Christenthums mit den historischen Thatsachen übereinstimmt, muß man vorher erst feststellen: Was ist die christliche Lehre? Ist sie sich immer gleich geblieben? Welchen Einflüssen war sie unterworfen? Welche Verwandlungen hat sie durchgemacht? Unsre Quelle ist theils die christliche Literatur, theils die Geschichte der Kirche. Was die erste betrifft, so muß man zuerst feststellen, was der einzelne Schriftsteller sagen wollte, wie er selber den Gegenstand seiner Schilderung auffaßte; ferner was seine Geltung innerhalb der Kirche war. — Erst wenn man dazu gekommen sein wird, diese positive, realistische Grundlage der historischen Kenntniß vollkommen festgestellt zu haben d. h. festgestellt, was man weiß und was

by Google

man nicht weiß, kann man daran denken, die Lücken dieses Gemäldes durch speculative Conjectur auszufüllen, die freilich auch den Gesetzen der Wissenschaft folgen muß. Jeder andre Weg, schneller zum Ziel zu gelangen, indem man die naturalistische Speculation durch die kirchliche Legende und das Dogma durch den philosophischen Gedanken durchklingen läßt, so viel Geist, Scharfsinn und Gelehrsamkeit man auch darauf verwendet, bleibt immer ein unwissenschaftliches Unternehmen und führt zu keinem bleibenden Resultat. Auf welche Weise die Theologie sich speculativ weiter bildet, das muß ihr überlassen bleiben; sobald man aber zu philosophiren behauptet, muß man der Wissenschaft Rechnung ablegen.

Von den beiden vorliegenden Schriften ist die von Weiße ungleich geistvoller, gelehrter, inhaltreicher, obgleich wir gern einige Mäßigung der weitschweifigen Form gewünscht hätten; aber auch sie ist keine wahre Bereicherung in der Erkenntniß des Christenthums, denn sie geht nicht davon aus, was aller Geschichte zu Grunde liegen muß d. h. sie scheidet nicht das, was sie weiß, von dem, was sie nicht weiß; sie analysirt nicht, sondern sie fängt mit der Synthese an und von diesem Erwerb des Wissens gilt das alte Sprichwort: Wie gewonnen, so zerronnen.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel. 10 November. — Ueber kein Verhältniß hat man im Abendlande eine unrichtigere Meinung, wie über das türkische Parteiwesen. Man ist schnell bereit, unsre occidentalischen Begriffe auf dasselbe anzuwenden.

Die Interessen des Westens sind von ihrer unmittelbaren Gebundenheit an die Person erlöst und an etwas Höheres, Allgemeineres angekettet, es regieren die Ideen, Ideale, Principien. Wol hat man sich auch bei uns großen Individualitäten hingegeben und die Massen haben sich von ihnen oft scheinbar willenlos und ohne Bewußtsein über das Geschehende leiten lassen; aber doch immer nur dann, wenn diese aufragenden Gestalten die Repräsentanten nicht nur ihres eignen Egoismus, sondern auch einer Idee waren. Nicht so im Orient, wo die leitenden Gedanken, wie sie denn einerseits selten zur abendländischen Klarheit gedeihen, es außerdem lieben, sich dem Fassungsvermögen der großen Menge zu entziehen und mehr unter der Oberfläche der historischen Bewegung, wie von einem geschichtlichen Hochpunkt aus und in der Gestalt einer allsichtbaren Persönlichkeit zu wirken. Daher die Macht und der Einfluß, welche hier zu allen Zeiten gewisse mystische Körperschaften besessen, in den häufigsten Fällen Priesterschaften, deren Hauptstreben im Grunde genommen auf nichts Andres gerichtet war, als darauf, ihre Corporationsinteressen, also den directesten Ausfluß ihrer Selbstsucht, zu fördern und das Volk lediglich zu deren Vortheil auszubeuten.

Die Gewalt der Priesterschaften und ähnlicher Corporationen im Morgenlande

Digitized by Google

ist eine um so größere, je weniger neben ihnen eine Aristokratie oder andre sociale Schicht, die sich durch Intelligenz und materielle Mittel dem Einfluß der Priester entzieht, eine Rivalenmacht, existirt. Der Orient ist im Wesentlichen ohne das, was man eine sociale Gliederung nennt; man würde auf diese Umstände hin seinen Verhältnissen eine Anlage zur demokratischen Staatsgestaltung beimessen können, wenn nicht der geistlichen Corporation wegen das Volk gar nicht in Frage käme.

In den türkischen Ländern besteht so wenig eine Aristokratie, daß man Mühe haben würde, angesehene Familien muselmanischen Glaubens aufzufinden, die solches Ansehen schon vor hundert Jahren genossen. Die Männer, welche am nächsten der Person des Großherrn stehen, sind alle „neue Leute" und einige unter ihnen (ich meine nur den jetzigen Großvezier Aali Pascha, den Sohn eines Kalfaterers) sind aus ziemlich untergeordneten Verhältnissen zu ihrer jetzigen Höhe aufgestiegen; die meisten waren Pagen im Palais und machten ihre Carrière im engeren Kreise des Hofpersonals.

Der osmanische Monarchismus — denn der Ausdruck Despotismus hat unter dem jetzt regierenden Sultan, und damit für alle Zeiten, aufgehört dem betreffenden Begriff zu entsprechen — hat ein Bewußtsein über seine Interessen gleich unserm europäischen Königthum, nur daß bei der Stellung auf durchaus anderem Boden seine Politik andere Richtpunkte sich vorsetzen mußte. Wenn man einen Vergleich gestatten will, könnte man sagen, daß die Haus- und innere Staatspolitik der Sultane seither mit der Fürstenpolitik im Mittelalter verglichen werden konnte; wie diese gegen die Aristokratie sich unablässig zu wenden hatten, beschäftigte sie mehrentheils der Kampf gegen die im Innern ihrer Staaten sich erhebenden Größen. Aber sie haben diesen Kampf mit unvergleichlich mehr Glück durchgeführt, wie die meisten abendländischen Regentengeschlechter und in früheren Zeiten mit so tiefeingreifenden und radicalen Mitteln, daß die Türkei, welche lange ihre militärische Kraft aus ihrer Natur als Lehenstaat entnahm, dennoch den Consequenzen solcher Organisation, der Bildung einer mächtigen Aristokratie, stets enthoben blieb.

In diesem Sinne ist die Macht der Padischahs eine nivellirende Gewalt. Wenn der Sultan eines Helfers bedurfte, fand er diesen einzig und allein in der muselmanischen Priesterschaft, einer Corporation von permanentem Machtbesitz, bei der es wichtig ist, daß auch die Handhabung der gesammten Rechtspflege, neben der Seelenpflege in ihre Hände gelegt ist. Es entsprach diesem Verhältniß, daß der Padischah nicht nur weltlicher Herr, sondern nach der osmanischen Staatsidee zugleich geistlicher („der Schatten Gottes auf Erden") ist und daß er insofern als der Priester selbst und sein Regiment als die Regierung der Priesterschaft durch ihre oberste Spitze angesehen werden kann.

Ein Bruch dieser Jahrhunderte hindurch bestandenen Einigkeit mußte indeß nothwendig entstehen, als die Sultane sich den europäischen Reformen zuwendeten; denn einmal begonnen konnten diese nicht auf ein abgegrenztes Gebiet beschränkt werden und sie mußten schließlich die innere Natur des Reiches selbst antasten d. h. auf die Umwandlung des Priesterstaats in den Königsstaat hinauslaufen.

Wie bekannt war es Sultan Selim, der als erster an eine Reform des Türkenthums dachte; von da ab fallen, wiewol nicht plötzlich und allsichtlich, die Interessen des Padischahs und der Priesterschaft auseinander und werden einander

Digitized by Google

feindlich. Für die endliche Wendung des langen Ringens widereinander war es sicher ein bedeutungsvoller Umstand, daß ein Mann von der seltenen Energie, die Sultan Mahmud besaß, einunddreißig Jahre lang den Thron der Nachfolger Osmans einnahm. Sein Regiment, namentlich in den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung, war das des Schreckens; seine Wirksamkeit im Allgemeinen aber die, daß er seine Gegner schwächte und den von seinen Vorgängern benutzten Hebel der Priesterschaft durch den Gegenhebel eines europäisch organisirten Heeres ersetzte. Was er unter Centralisation verstand, beruhte wesentlich auf dem Begriffe der militärischen Hierarchie. Eine andre Institution als das Heer hat er überhaupt nicht geschaffen. Wenn er länger gelebt und ihn der Widerstand des ägyptischen Vasallen und dessen drohende Angriffe nicht zu ausschließend beschäftigt hätten, würde er jenem Gegenhebel ein freieres Spiel gegeben und auf dem Wege der Gewalt das erreicht haben, was nachher seinem Sohne wie von selbst zugefallen ist.

Als der jetzt regierende Sultan mit dem Schwerte der Padischah umgürtet wurde, war er an Jahren noch viel zu jung, um das von seinem Vater geschaffene neue Regierungsprincip persönlich kräftig vertreten zu können. Aber schon bestand damals neben dem kaiserlichen Interesse das einer hohen militärischen Corporation und in ihrer Hand lag ein starkes Werkzeug, die Armee. Von dieser Corporation, an deren Spitze sich Chosrew Pascha als leitendes Haupt befand, gingen die ersten Regierungshandlungen aus.

Was dem Parteiwesen in der heutigen Türkei unterliegt, ist nun allerdings nichts Anderes, als der durch die Reformen entstandene Conflict zwischen dem Souverain und der Priesterschaft, mit andern Worten zwischen dem Sultanat und dem Islam, aber gleich als ob es gefährlich sei, an diesen Begriff zu rühren — kommt dieser wahre Thatbestand nirgend zum Ausdruck und kleidet sich für die äußerliche Wahrnehmung in ein Spiel von Serailintriguen und in den raschen Wechsel des Für und Wider der Privatinteressen der höchsten Beamten.

Einiges Aufsehen hat die nun officiell gewordene Ernennung des Freiherrn von Prokesch-Osten als k. k. östreichischer Internuntius bei der Pforte hier erregt. Offen gestanden, man sieht den Mann hier nicht gern. Wie Sie wissen, war der zu erwartende Vertreter des Kaisers vor längerer Zeit östreichischer Gesandter am Hofe von Athen und stand mit der dortigen königlichen Familie in näheren Beziehungen, was eben nicht Umstände sind, die ihn hier sehr erwünscht machen können. Außerdem gilt Prokesch, wenn auch nicht für einen Partisan Rußlands, dennoch für einen Anhänger jener Partei in Oestreich, die immer auf ein gutes Einvernehmen mit dem Zaren gedrungen hat und in der Türkei wesentlich einen Schlupfwinkel europäischer Revolutionäre erblickt. Seine Freunde freilich sagen: er hat eine gute Schule hinter sich; allgemach ist er in die großen Geschäfte hineingekommen und hat nach und nach sich in dieser Sphäre einheimisch zu machen gewußt. In den Kreisen, in welchen ein Metternich und Gentz den Ton angaben, geglättet, hat er sich danach in selbstständiger Stellung in Athen versucht, hat in Berlin eine schwierige Mission durchgeführt und dabei große Zähigkeit zu entwickeln vermocht und endlich sich in dem Labyrinth des deutschen Bundesrechts und zwischen den durcheinanderlaufenden Fäden der innerdeutschen Politik zurechtzubinden gewußt ..... Wir werden sehen!

Digitized by Google

Aus Frankfurt. — 22. November. — Freilich, es gehört kaum mehr zum guten Ton, sich für das Theater zu interessiren; allein in dieser Beziehung ist Frankfurt jetzt altmodisch: es interessirt sich lebhaft für sein neugeschmücktes Haus und die vollständige Neugestaltung der Bühnenzustände. Und es hat Recht. Denn der bekannte Meister Mühldorfer hat aus den alten, verräucherten, düstern Räumen ein reizendes Theater gemacht und selbst eine solche Vergrößerung des Zuschauerraumes hereingezaubert, daß derselbe eine bedeutend größere Masse als früher fassen kann. Die Hauptsache aber ist, daß man diese Erweiterung nicht blos vor der Eröffnung mit der frankfurter Garnison ausprobirte, sondern seit der Eröffnung auch schon mehrmals den klingenden Beweis ihrer Existenz in der Theaterkasse mit etwa 200 fl. Mehreinnahme gegen die frühern höchsten Einnahmen (bei gewöhnlichen Preisen) vorfand. Dabei sind alle Logen, die meisten Sperrsitze und überaus viele Parterreplätze ständig abonnirt. In pecuniärer Hinsicht hat sich also das erste Jahr der Actienunternehmung unter Benedix Oberleitung vortrefflich angelassen. Man kann nur herzliche Freude darüber empfinden, daß die Frankfurter auch in einer theuern Zeit für ein ihrer Stadt und Verhältnisse würdiges Institut nicht genug mit dem gethan zu haben glauben, was für die Restauration des Hauses und der Bühne allerdings in reichlichem Maße officiell gewährt wurde. Auf der andern Seite muß man dagegen anerkennen, daß auch die Intendanz bisher sowol in der Aufstellung des Repertoirs, als in der Zusammenstellung des Personals den Beweis geliefert hat, daß sie ihre Aufgabe von einem höhern Standpunkte auffaßt, als wir es namentlich unter der letzten Direction gewohnt waren. — Dies möchte allerdings noch wenig sagen. Denn handwerksmäßiger Schlendrian, mangelhafte Regie und ein unwürdiges Repertoir wechselte damals nur mit Herabwürdigung der Bühne zur Gauklerbude. Aber was mehr sagen will: selbst manche zähe Lobsänger der guten alten Zeit vergleichen den jetzigen Geist und Schwung der Bühne mit ihren frühern Glanzepochen. Wir sind weniger sanguinisch. Ein abschließendes Urtheil über die neu begonnene Periode ist noch gar nicht möglich. Erstens reichen dazu etwa zwölf Vorstellungen überhaupt noch nicht aus; zweitens muß sich das neue Personal erst vollständig zusammenspielen; drittens hat Oper und Schauspiel wegen plötzlicher Zwischenfälle sich noch in manchen Beziehungen behelfen müssen. Grade mit der Eröffnung erkrankte die Primadonna, so daß man erst vorgestern mit der ersten großen Oper (Don Juan) hervortreten konnte. Grade zu derselben Zeit mußte auch Fräul. Genneis plötzlich ein sechswöchentlicher Urlaub wegen Todeskrankheit in ihrer Familie gewährt und ihr Fach durch ein provisorisches Engagement ausgefüllt werden. Dasselbe hat allerdings einen recht guten Erfolg gehabt, wie überhaupt das Schauspielerpersonal mit geringen und untergeordneten Ausnahmen so brauchbar ist, wie wir es noch kaum gehabt haben. Der unnatürliche Pathos und das Haschen nach Galerieeffecten, welches ein im Uebrigen glänzend ausgestatteter und befähigter Hauptdarsteller von Hamburg mitgebracht hat, wird sich in der guten, künstlerisch gehaltenen Darstellungsweise des Ensembles, die ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst der jetzigen Oberregie ist, hoffentlich bald abschleifen; denn sie möchten wir fast ausschließlich als Mißton in der Harmonie bezeichnen, welche in wohlthuendem Gegensatz zu der nur auf schreienden Effect berechneten Spielweise unter der frühern Direction

Digitized by Google

das Gesammtspiel, namentlich im recitirenden Drama beherrscht. Ja, es ist bemerkenswerth, daß — außer den Damen Innauschek und Lindner und den Herrn Werkenthin und Stotz — zwar mehre Mitglieder, die aus den frühern Theaterverhältnissen in den neuen Kreis übergeführt wurden, mit groben Mitteln zu wirken suchen und so öfters aus dem Rahmen des Gesammtbildes störend heraustreten. Je mehr nun das Publicum — und es ist bereits auf gutem Wege dazu — wirklich künstlerisches Spiel und ein organisches Zusammenwirken Aller höher achten lernt, als herausforderndes Declamiren oder grobes Spaßmachen, desto mehr werden auch solche Individualitäten sich beherrschen und mäßigen lernen. —

Bis jetzt war das Schauspielrepertoir größtentheils aus Lustspielen zusammengesetzt. Zwei Leistungen größern Stils waren Iphigenie (zur Eröffnung) und Fiesko. Sie bewiesen fortschreitend wie glücklich sich das Personal von Tag zu Tag mehr zusammenspielt. Unter den Leistungen im Lustspiel sind die Bekenntnisse, nach Sonnenuntergang und der beste Ton als besonders gelungen hervorzuheben. Mit dem „Kaufmann von Venedig" gedenkt man nun bald in die weitere Aufführung classischer Dramen einzutreten. Und es ist alle Hoffnung vorhanden, daß auch nach dieser Richtung sehr erfreuliche Resultate erzielt werden, da für die Hauptpartien die Namen Innauschek, Lindner, Liebig, Köckert, Starke, Schwarz, Schneider, auch Werkenthin und Vollmer gute Hoffnungen geben und nach den bisherigen Erfahrungen vom Ensemble und der Bühneneinrichtung das Beste erwartet werden darf.

Notiz. — In Beziehung auf den Artikel über die musikalischen Zustände Berlins schickt uns unser geehrter Referent nachträglich einige Berichtigungen ein, die wir hier mittheilen. — Im vorigen Winter war der Dienst der Kapellmitglieder wesentlich dadurch erleichtert, daß die Accessisten in größerer Zahl, als früher, dazugezogen wurden. Eine weitere Erleichterung ist seit dieser Saison der Wegfall der Zwischenmusik bei den Schauspielvorlesungen. Sämmtlichen Mitgliedern der Kapelle wird alljährlich ein vierwöchentlicher Urlaub zugestanden. Die Choristen werden nicht mehr, wie früher, genöthigt, auch im recitirenden Schauspiel mitzuwirken. Der Gehalt der Kapelle ist um 6000 Thaler, der des Chors um 2000 Thaler erhöht worden.

Weihnachtsliteratur. — Die prachtvollste Ausstattung von allen Büchern der Art, die uns vorgekommen ist, haben Saphirs „Wilde Rosen" (Wien, Hügel). Der Umschlag ist mit erhabener Arbeit aus terra fonda verziert, auf Goldgrund, auf der einen Seite ein Medaillon, auf der andern ein Blumenstrauß. Dieser glänzenden Außenseite entspricht auch das Papier und der Druck, sogar das mit Seide gefütterte Kästchen und der Patchouligeruch, den es ausströmt. — Außerdem nennen wir die Gedichte von Alfred Meißner, 7. Auflage, Leipzig, F. L. Herbig, und ein neues Epos von Adolf Böttger: „Der Fall Babylons", Leipzig, F. L. Herbig. Von dem letztern behalten wir uns vor, gemeinschaftlich mit andern Versuchen derselben Art eine Analyse zu geben.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Kaiser Napoleon III. und sein Schicksal.

Als vor fünf Jahren in der deutschen Presse Schrecken, Abscheu und sogar Bewunderung über die That des zweiten Decembers laut wurden, die öffentliche Meinung aber fast einmüthig den Sieger verurtheilte, da mochte sich die Tagespresse mit Recht erinnern, daß ihre Aufgabe nicht ist, Werth und Bedeutung einer ungesetzlichen That nach willkürlichen Combinationen, welche in die Zukunft hinein gemacht werden, zu schätzen, sondern daß sie die Thatsachen nach dem sittlichen Inhalte ihrer Zeit pflichtvoll und gewissenhaft zu beurtheilen hat. Man durfte damals zugeben, daß eine entfernte Zukunft das Recht erhalten könne, die gewaltsame Zerstörung des constitutionellen Lebens für einen nothwendigen, ja möglicherweise großen Entschluß zu halten, wenn es dem Eroberer gelang, durch seine Regierung den Beweis zu führen, daß sein Recht höher war, als das Recht des gewaltsam gebrochenen Staatslebens. Aber der Gegenwart ziemten solche Voraussetzungen nicht.

Seitdem sind Jahre vergangen und die Stellung des Kaisers und Frankreichs hat sich sehr verändert. Frankreich, damals durch die Stürme der Revolution, durch wüste Theorien und intriguante Factionen geschwächt, biete jetzt das Bild eines Einheitsstaates, in welchem aller innerer Hader zur Ruhe gebracht ist und eine gewaltige Kraftentwicklung in der Industrie, wie in der Politik, die Nachbarn mit Erstaunen und Sorge erfüllt; der Kaiser aber, damals als rücksichtsloser Abenteurer von Cabineten und Völkern verurtheilt, ist jetzt der mächtigste Monarch Europas, ein Mann, auf welchen die Blicke Aller erwartungsvoll gerichtet sind. Er hat sich die Courtoisie, ja die Freundschaft der stolzesten Fürstenhäuser zu erwerben gewußt, steht an der Spitze einer riesigen Staatencoalition, welche die Macht seines Gegners, Rußland, gebrochen hat, er ist Kriegsherr der ersten Armee der Welt, der unbeschränkte Alleinherrscher zwischen Pyrenäen und Rhein, ein Souverain, dessen Worte und persönliche Willensäußerungen in ganz Europa die höchste Geltung haben.

Digitized by Google

Ja noch mehr, er ist für uns Deutsche der gewaltige Vorkämpfer in einem Kriege geworden, welcher die Tendenz hat, Rußlands Suprematie zu brechen. Niemand hatte mehr Ursache, den Einfluß dieses kolossalen Staates zu fürchten, als wir selbst, und die Wünsche und Hoffnungen einer großen Majorität in Deutschland heften sich in diesem Augenblick widerwillig an den Flug der französischen Adler.

Es kann kein gemeiner Geist sein, der sich in so kurzer Zeit zum Mittelpunkt der europäischen Verwickelungen gemacht hat, der die respectvolle Freundschaft des aristokratischen England erworben, der seine Kriegsheere im weit entlegenen Lande zu fast fabelhafter Tapferkeit zu begeistern wußte, der sein eignes streitsüchtiges Volk bändigt, wie nur einer vor ihm. Und es ist auch aus der Ferne zu erkennen, daß er einige von den Eigenschaften besitzt, welche in ihrer Verbindung einen großen Charakter machen. Aber merkwürdig, was ihn auszeichnet, ist durchaus nicht das, was im französischen Volkscharakter als glänzend und imponirend auffällt. Er ist nicht ein brillanter Geist mit schnell aufflammenden Entschlüssen, auch nicht der abenteuernde Soldat mit stürmischen Wallungen und nicht ein wagehalsiger Speculant, wie sie zu Paris jetzt an der Börse und in der Literatur herrschen. Ernst, in sich gekehrt, verschlossen, erscheint sein geistiges Arbeiten langsam, ja vielleicht schwerfällig, aber ebenso tief und energisch; sobald in ihm ein Entschluß gefaßt ist, wird sein Festhalten zähe bis zur Hartnäckigkeit. Mehr vielleicht, als etwas Anderes, hat die langsame und ausdauernde Festigkeit seines Wollens den Franzosen imponirt. Da sein Geist unempfänglich ist für brillante Gesichtspunkte und nichts von der unseligen Behendigkeit hat, welche jeden Standpunkt versteht und achtet und übersieht, und darüber den eignen immer wieder verliert, so macht sein persönliches Auftreten trotz kluger Zurückhaltung doch den Eindruck einer einfachen Offenheit. Er schweigt, oder spricht aus, was ihn erfüllt, und auf dem gesprochenen Wort steht er fest. Unzweifelhaft verdankt er dieser Eigenschaft seine größten Erfolge in der äußern Politik. Auf ihr beruht die Festigkeit seines Verhältnisses zu England und die Annäherung an Oestreich. Man ist im Irrthum, wenn man solche Geradheit für die Folge vorsichtiger Berechnung hält, sie ist vielmehr das Product eines festen, consequenten Geistes, der ohne Schwanken und ohne Bedenken auf das Ziel losgeht, welches er als richtig erkannt hat. Kein Herrscher Frankreichs, außer Ludwig XIV., hat mit so souveräner Leichtigkeit über Milliarden geschaltet, keiner hat so rücksichtslos die Speculationen der Börse zu Staatszwecken benutzt, keiner so schrankenlos durch seinen Befehl und sein Beispiel Werthe geschaffen und Werthe vernichtet, und doch ist er vielleicht der Einzige im ganzen jetzigen Frankreich, der nicht daran denkt Schätze zu sammeln und für sich selbst zu

Digitized by

erwerben. So gewunden und blutig der Weg war, auf dem er zum Throne gelangte, für ihn war er nur eine gerade Linie, auf der er unverrückt dem zuschritt, was er für seine Bestimmung hält. Denn von je hat er sich als den gebornen Erben von Frankreich, als den Nachfolger seines Oheims betrachtet, und die Bourbonen und Orleans waren in seinen Augen Usurpatoren. Immer scheint er die Ueberzeugung gehabt zu haben, daß das französische Volk in seiner großen Mehrzahl ihn, den nothwendigen Kaiser, ersehne und zuletzt wählen müsse. Wenn eine solche Auffassung Fanatismus genannt werden muß, so ist derselbe Fanatismus noch jetzt der innerste Zug seines Wesens, die letzte Grundlage seines Selbstgefühls. Er selbst hält sich für die Bestimmung Frankreichs, und durch die Stürme der Revolution wie durch die Kugeln des Mörders schreitet er kaltblütig vorwärts als Einer, dessen Haupt geweiht ist. — Ob geweiht durch die Götter des Lichts oder durch die Geister der Zerstörung, darüber streiten jetzt noch die Parteien. Wenn es in seinem Wesen etwas Furchtbares gibt, so ist es dies dämonische Vertrauen auf das Zweckvolle seines Daseins, um so mehr, je nüchterner und freier von allen Illusionen sein Urtheil in den Begebenheiten des Tages erscheint.

So ist das Bild des Kaisers, wie es uns Deutschen in der Ferne sichtbar wird; wer ihm persönlich nahe steht, wird viele Züge hinzuthun und Einzelnes modificiren, doch ist nicht anzunehmen, daß ihm die Grundzüge des ungewöhnlichen Mannes anders erscheinen werden. Es ist nicht erlaubt, über einen Lebenden das Endurtheil zu fällen, wol aber wird jede Zeit das Recht haben, aus der Erscheinung des Menschen auf seinen Inhalt zu schließen, aus den Begebenheiten des Tages auf die Ereignisse der Zukunft.

Der Kaiser ist die vollständigste Verkörperung des modernen Militärstaats, welche jetzt auf einem irdischen Throne sitzt. Auf den Trümmern des mittelalterlichen Feudalstaats gründete zuerst sein Oheim in Frankreich die neue Staatsform, auf den Trümmern eines unfertigen constitutionellen Staatsgebäudes erhob sein Nachkomme noch einmal das System, welches die leichtfertigen Pariser bereits überwunden glaubten. Während in einem streng centralisirten Staat ohne eine gesunde Volkserziehung, ohne Selbstregierung der Communen der Egoismus der politischen Berühmtheiten mit dem Egoismus der Könige und Demagogen um die Herrschaft haderte, sprengte der größere Egoismus eines Einzelnen mit Hilfe des Heeres die hohle Form und restaurirte den Staat in der Weise des ersten Kaisers. Er kämpfte nicht nur mit Hilfe des Heeres, sondern auch mit Hilfe der alten Staatsmaschine, welche die Kurzsichtigkeit der Constitutionellen unverändert gelassen hatte, und zuletzt mit den regierten Landschaften gegen das regierende Paris. Gegen den Egoismus der Einzelnen setzte er den Egoismus der Massen in Bewegung. Schnell und willig fügte

Digitized by Google

ſich der Staatsmechanismus dem Princip, für welches er urſprünglich geſchaffen war; was noch geſchehen konnte, ihn zu kräftigen und nach allen Richtungen auszudehnen, geſchah. Alle Organiſationen wurden im militäriſchen Sinne ausgebildet und disciplinirt, die Verwaltung, die Preſſe, ſogar Wiſſenſchaft und Kunſt. Die Einzelnen, welche ſich nicht fügen wollten, wurden verbannt oder durch ſtille Mittel zum Schweigen gebracht. Ganz daſſelbe war auch unter dem erſten Napoleon geſchehen, der neue Staat erſchien wie ein erneutes Bild des früheren Kaiſerreichs. Und doch war die Stellung des neuen Kaiſers in dem reſtaurirten Staat eine ganz andere. Er wie ſein Oheim hatten, als die Einzigen, welche herrſchten, auf ihre Perſon auch die ganze Schwere der Verpflichtung geladen, Frankreich groß, gefürchtet und zufrieden zu erhalten. Beide hatten auch die Pflicht übernommen, die Theorien der Revolution, welche ſie gewaltſam beendigt hatten, ſo weit in Thaten umzuſetzen, als die Maſſe des Volks dies forderte. So ſouverän ſie als Herren des Staats waren, ſo wenig frei waren ſie von den Vorausſetzungen, denen ſie ihre Herrſchaft verdankten. Beide hatten zu gewinnen und zu verſöhnen dadurch, daß ſie den Idealen ihrer Zeit Rechnung trugen; und hierin war die Lage des erſten Napoleon günſtiger. Damals, wie jetzt, ſehnte ſich das franzöſiſche Volk nach Ruhe. Aber damals verſtand man unter Ruhe die Sicherheit und Freiheit des Eigenthums, gerechtes Geſetz, einen befeſtigten Staatsbau, eine energiſche Regierung, damals waren der Organismus des Militärſtaats, die großartige Geſetzgebung Napoleons I. ein neuer ungeheurer Fortſchritt in der Entwicklung des Volkslebens. Jetzt dagegen hatte in den Stürmen der Revolutionen von 1848 ein neuer Anſpruch von zweifelhafter Berechtigung die Maſſen in Bewegung geſetzt, die ſocialiſtiſche Theorie, daß der Einzelne ein Recht auf Arbeit gegenüber dem Staat habe. Und dieſe gefährliche Theorie mußte der neue Erbe der Revolution bis zu einem gewiſſen Grade anerkennen.

Dazu kommt ein zweiter Unterſchied. Der Militärſtaat des erſten Napoleon ſtützte ſich auf ein Heer, welches im Kampfe gegen auswärtige Feinde unter den Augen des angebeteten Feldherrn zu hoher Trefflichkeit herangewachſen war, und das durch ſeine Siege gegen die Feinde Frankreichs ſeinem Feldherrn den Weg zum Throne gebahnt hatte, faſt ohne daß es von den Kämpfen deſſelben gegen ſeine Rivalen in Frankreich ſelbſt berührt wurde. Das Heer des dritten Napoleon hat ihn in der Weiſe der alten Prätorianer auf den Thron erhoben, nachdem es den Bourbonen und der Republik geſchworen hatte, nachdem es zweimal ſeinen Schwur vergeſſen, nachdem es dreimal in erbittertem Straßenkampf zu Paris ſelbſt gegen und in der Revolution gekämpft hat. Das Heer des erſten Napoleon war voll von dem höchſten militäriſchen Idealismus, es hatte ſich ganz der Rieſenkraft ſeines großen

Digitized by Google

Führers ergeben, den der Soldat wie einen Gott verehrte; das Heer des jetzigen Kaisers ist bonapartistisch, weil es nichts Anderes ist. Die treue Devotion gegen einen alten Feldherrn fehlt ihm; es hat in wenig Jahren zwei Regierungsformen gleichgiltig oder mit Haß fallen sehen und gehorcht der dritten, weil Offiziere und Gemeine ihren Vortheil darin finden.

Endlich ein dritter Unterschied: Auch die Helfer und Anhänger des ersten Napoleon waren zum Theil Männer von zweifelhaftem Werth und unter seinen Gegnern waren einige von hoher Trefflichkeit. Aber doch verfügte er im Ganzen betrachtet über die größte Majorität der Intelligenz und geistigen Kraft seiner französischen Zeitgenossen. Aber gegen den jetzigen Kaiser steht fast alles, was Frankreich an Politikern, Talenten und Charakteren besitzt. Unversöhnt ist der Gegensatz, in welchen an jenem zweiten December das frühere und gegenwärtige Frankreich auseinanderfiel. Und die Werkzeuge des Kaisers bei jener That, die eifrige Genossenschaft, mit welcher er verbunden ist, tragen wesentlich dazu bei, eine Versöhnung des verletzten Rechtsgefühls unmöglich zu machen. Er hat den Ruchlosesten seiner Parteigänger in wahrhaft römischer Weise dadurch bezahlt, daß er ihm erlaubte, sich den Lorbeer und den Tod auf einem ruhmvollen Schlachtfelde zu holen, aber für eine dunkle Gestalt aus seiner Vergangenheit, welche er beseitigt, erheben sich zehn andere aus dem Haufen seiner Verbündeten und stellen sich trennend zwischen ihn und die unabhängige Intelligenz seines Volkes.

In den Zimmern des Gelehrten, in den meisten Salons der Reichen, auf den Schlössern der französischen Grundbesitzer, wird der Kaiser immer noch als ein Fremder betrachtet, seine Herrschaft als ein vorübergehendes Ereigniß, dessen Ende man abwarten müsse, wie das Ende einer Krankheit oder eines Erdbebens. Was der Kaiser thut, diese stille Kälte zu versöhnen, ist bis jetzt vergebens gewesen, er hat sich die persönliche Achtung der Franzosen erzwungen, aber keinen Glauben an seine Regierung. Denn der politische Scharfblick und das selbstständige Urtheil des gebildeten Frankreichs von jetzt übersteigen die politische Einsicht des Frankreich von 1800 ebensosehr als die gegenwärtige Entwicklung der Industrie die technische Ausbildung zur Zeit des ersten Consuls. Und Männer von zweifelhaftem politischen Charakter wie Thiers, Guizot, Changarnier erscheinen jetzt als reine Patrioten gegenüber den Erfolgen von Fould, Morny und St. Arnaud. Selbst durch das Schweigen, zu welchem die Presse und die wissenschaftlichen Corporationen verurtheilt sind, kann man die Kälte und Abneigung erkennen, mit welchem die meisten Berühmtheiten Frankreichs das Regiment der Napoleoniden betrachten. Es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser diesen Uebelstand tief empfindet, es ist möglich, daß der Gedanke daran im Geheimen einen großen Einfluß auf seine Politik ausübt.

Digitized by Google

Denn dieſe kalte unvertilgbare Oppoſition hält ſein Thun in einer ſteten Spannung, er muß ihr imponiren durch Kälte, Rückſichtsloſigkeit und große Erfolge. Von dem Tage an, wo er als ſchwach und leicht zu überſehn erkannt wird, mag ſich das ruhige Abwarten der Gegner in eine emſige, zerſtörende Thätigkeit verwandeln. Und dieſer Umſtand ſchließt mehr als ein anderer grade das aus, was eine würdige geſchichtliche Verſöhnung ſeines Princips mit den höchſten Bedürfniſſen der Nation herbeiführen könnte, eine hochſinnige reformatoriſche Thätigkeit. Er kann die Preſſe nicht freier machen, denn jeder leichtere Athemzug würde zu einen Schrei des Haſſes gegen ihn werden, er kann dem politiſchen Leben der Communen und Departements keine größere Freiheit gewähren, denn jede Tribune würde von ſeinen Gegnern zu Declamationen gegen ihn benutzt werden, er muß auf dem Militärſtaat, wie er jetzt iſt, feſtſtehn, obgleich ſich die Expanſivkraft der oppoſitionellen Dämpfe alljährlich vermehrt, er muß Frankreich im Innern mit einer Stabilität regieren, die weit größer iſt, als ſie der Kaiſer von Rußland nöthig hat, wie dringend auch die fortſchreitende Bildung und die wechſelnden Ideen der Zeit eine Veränderung fordern.

So iſt der mächtige Herr Frankreichs von drei Seiten, durch die Forderungen der Maſſen, durch ſeine Stellung zum Heer und die Abneigung der Gebildeten auf der Bahn, die er einmal betreten, wie mit eiſernen Banden feſtgehalten und nach menſchlichem Ermeſſen wird er trotz ſeiner Kraft eine Kataſtrophe für ſich und Frankreich und vielleicht für ganz Europa nicht vermeiden können. Schon jetzt iſt die innere Lage Frankreichs keineswegs eine beruhigende. Das Beſtreben des gegenwärtigen Regiments, den arbeitenden Claſſen reichen Verdienſt zu geben und die gewinnſüchtige Bourgeoſie durch Begünſtigung der Speculation zu befriedigen, hat eine maßloſe Entwicklung des Luxus und Beförderung materiellen Lebensgenuſſes zur Folge gehabt. Der reiche Prunk des Hofes hat in dem genußliebenden Paris und nicht weniger in den Departements ein Raffinement des Lebens herbeigeführt und im Gefolge deſſelben eine ſo maſſenhafte Ausbildung der ſocialen Laſter, daß die zahlreichen Fremden, welche in dieſem Jahre Paris beſuchten, Urſache haben mit Selbſtgefühl die Sitten ihrer Heimath zu rühmen. Maitreſſenwirthſchaft und Börſenſpiel waren zu keiner Zeit in Paris ſo ſchamlos als jetzt, wüſte Speculationen im ungeheuerſten Maßſtabe, in der Regel von verworfenen Anhängern des neuen Syſtems begünſtigt, entziehn der ſoliden Arbeit das Capital, demoraliſiren die Theilnehmer und drohen die erſte Geldkriſis in ein ungeheures nationales Leiden zu verwandeln. Die rückſichtsloſe Weiſe, mit welcher die Regierung Millionen im Lande umherſtreut, vermehrt die Schuldenlaſt des Staats in furchtbarer Progreſſion und erhält ſelbſt da, wo das Geld zur Erzeugung

Digitized by Google

neuer Arbeit verausgabt wird, eine forcirte und ungesunde Production, welche bei der nächsten Stockung des Verkehrs die Zahl der Hilflosen und Heischenden gefährlich vermehren muß. Immer ist ein häßlicher Zug in dem französischen Volk der nackte Egoismus gewesen, nie ist er widerlicher und gefährlicher zu Tage gekommen als jetzt, wo dem Ehrgeiz und den Leidenschaften ihr edelster Kampfplatz, das öffentliche Staatsleben genommen sind und die ganze Thatkraft der Nation sich auf das Bestreben concentrirt, reich zu werden und zu genießen. Einem Fremden erscheint die französische Nation wie von einem Fieber gefaßt, welches für Stunden den Schein einer gesteigerten Lebenskraft darbietet und völlige Abspannung und Todesschwäche zur Folge hat. Wie der Kaiser dies krankhafte Treiben auch beurtheilen mag, es ist anzunehmen, daß er die ganze Größe der Gefahr, welches dasselbe für Frankreich und ihn selbst hat, nicht voraussieht, denn einige von den Operationen, welche die Nation so weit gebracht haben, sind durch ihn befohlen, noch mehre von ihm geduldet worden. Er selbst gilt für einen guten Geschäftsmann, und es ist kaum zu glauben, daß er seine Einwilligung zu den zügellosesten der großen Geldspeculationen gegeben haben sollte, ohne das verhängnißvolle Gefühl, daß sie für *sein* Frankreich trotz aller Gefahr der Zukunft nothwendige Uebel sind.

Während in Paris fast jede besonders elegante Equipage einer Curtisane gehört und die Frau, welche von einem Actienverein ihrer Liebhaber unterhalten wird, das kostbare Spitzenkleid am Rade schleifen läßt, kämpft und friert der französische Soldat in der Krim. Der Kaiser hat sein Talent zu organisiren an der französischen Armee glänzend bewährt. Was ihr noch fehlte ist ihr in großartiger Weise zu Theil geworden. Der Artillerie, den Genietruppen und der Intendantur eine specielle Sorgfalt, sogar kaiserliche Erfindungen; bessere Pferde, sorgfältige Ausbildung und Verpflegung der Cavalerie; starke Vermehrung der leichten Infanterie und virtuose Ausbildung derselben für das zerstreute Gefecht. In jedem Grade merkte die Armee, daß ein militärischer Geist mit praktischem Scharfblick über sie herrsche und den Stab mit fester Hand dirigire. Der Kaiser hat in wenig Jahren sein Heer auf die erste Stelle unter den großen Armeen der Welt erhoben. Selbst Oestreich wird sich mit der zweiten begnügen müssen, und unser Preußen gegenwärtig mit der dritten. Wohl weiß der französische Soldat, daß sein Beruf ist, die glänzende Seite des Kaiserthums der Welt zu zeigen, — aber sein Herz ist nicht mehr voll von dem Gedanken, für den Ruhm des Kaisers zu siegen und zu sterben, auch ihm ist das Leben ein wildes Spiel voll Aufregungen. Und in den Stunden der Abspannung sieht er mit düsterem Blick nach Westen, herüber nach dem lustigen Paris. Auch er hat rechnen gelernt und er berechnet sich, daß er sein Blut vergießt, damit in Paris die Rente um 2—3 Procent steige und der ver-

Digitized by

haßte Speculant ſein Haus mit Gold überziehe. Und dann ballt er die Fauſt und ein giftiger Fluch gegen Paris fährt durch ſeine Zähne. Zweimal hat er in der ſchwelgeriſchen Stadt eine Maſſacre gemacht, es würde ihm wohlbehagen noch ein drittes Mal in der Stadt zu fuſiliren und dies Mal die Reichen, welche ihm verdanken, daß ſie Champagner trinken und ihre Mädchen bezahlen. Das wilde Gefühl der römiſchen Legionäre, daß ſie den Staat bilden und Kaiſer machen, lebt in ſeiner Bruſt, und die Ausſicht, einſt als Krüppel mit zehn Sous Verpflegungsgeld in der Taſche durch die Straßen von Paris zu ſchleichen, erfüllt ihn jeden Tag mit Zorn. Der Socialismus, welchen der Kaiſer von dem Steinpflaſter ſeiner Städte weggefegt hat, iſt jetzt unter den Soldaten und Offizieren der niedern Grade mächtig geworden, ein grimmiger Haß gegen alle Genießenden, gegen alle Civiliſten, ein unruhiger, begehrlicher Sinn, der mit Mühe durch die ſtrenge Disciplin gezügelt wird. Solch ein Heer kann keinen Frieden ertragen und wenn der Tag kommt, wo die Schlachten vor Sebaſtopol und der Alma ausgeſchlagen ſind, und die wilden, raufluſtigen Scharen wieder nach Frankreich zurückkehren, dann wird der Kaiſer in der Lage ſein, neue Schlachtfelder für ſeine Soldaten ſuchen zu müſſen, und die Maxime, zu welcher ſein Oheim getrieben wurde, das Kaiſerreich iſt der Krieg, wird auch für ihn gelten. Und wo er den nächſten Kampfplatz auch finde, in Italien oder am Rhein, er wird einen Krieg ſuchen müſſen in immer größeren Verhältniſſen, einen Kampf, welcher ſein Heer beſchäftigt und den Franzoſen immer wieder imponirt.

So ſcheint auch er, der kühle, bedächtige, verſchloſſene Mann, der jetzt unter einem Thronhimmel ſteht, weil er alles gewagt hat und das Ungeheure gethan, um zu erreichen, was er für ſeine Beſtimmung hielt, ſchon jetzt das Opfer der Gewalten, denen er ſich ergeben. — Doch wie groß der Zwang der Verhältniſſe ſei, eines Mannes Kraft kann größer ſein; wer lebt und kämpft, der darf hoffen, und wer ſeinem Kampf zuſieht, der ſoll ihn nicht verurtheilen vor dem Ende. Wir in Deutſchland haben in dieſer Zeit keinen Grund dem Kaiſer von Frankreich etwas Anderes zu wünſchen als guten Erfolg. Wohl aber haben wir alle Urſache ſchon jetzt an ſein Geſchick zu denken — und ſpäter an das unſere.

Digitized by Google

Friedrich Jacob,

Director des Catharineums in Lübeck, in seinem Leben und Wirken. Dargestellt von J. Classen, Dr., Director des Gymnasiums in Frankfurt a. M. Nebst Mittheilungen aus seinem ungedruckten poetischen und prosaischen Nachlaß und seinem Bildniß in Kupferstich. Jena, Fr. Frommann. 1855.

Das Leben eines Mannes dargestellt zu sehen, der in dem stillsten Wirken des Gelehrten und Schulmannes eine tiefe und vielseitige Beschäftigung mit alter Kunst und Literatur, so wie einen seltenen Drang zu eigner Productivität und eine höchst originelle tief ethische Auffassung aller menschlichen Verhältnisse bethätigte, ist kein geringer Genuß. Friedrich Jacob gehörte gewiß zu den bedeutendsten Menschen seiner Zeit. Eine andre Frage ist es, ob diese Fülle und Tiefe ursprünglicher Gedanken von andern, als den besten seiner Schüler hat gefaßt und gewürdigt werden können, ob diese fast allzu reizbare, fein künstlerische Weltbetrachtung nicht bei vielen ein überzärtliches, unmännliches Verlieren in subjective Empfindungen genährt haben möge. Jacob selbst meinte etwas Weibliches in seinem Körperbau zu haben; sein Seelenbau hatte dessen gewiß. Aber wie auch diese Schatten des edlen Bildes dem sinnigen Leser nicht entgehen werden, dennoch ist des Lichtes so viel, daß wir davon wie magnetisch angezogen werden. Er führte wie keiner in einem Verhältniß, welches nur zu oft der Tummelplatz des widrigsten und kleinlichsten Hasses und Neides ist, durch sein energisches Beispiel vorangehend, den Grundsatz der brüderlichen Liebe und Eintracht durch in der Lehrercollegialität. Zwar gehört die Anstalt, der er vorstand, zu den nur in einem kleinen Theile Norddeutschlands häufigeren, an denen die Collegen nicht einander um das Brot zu beneiden, durch die Erbärmlichkeit ihrer Besoldungen verführt werden; zwar trug also hier nicht der Staat und die Gemeinde, durch Zersplitterung der Finanzkräfte, über eine Masse kleiner und schlecht dotirter Erziehungsanstalten die Mitschuld an solchen unseligen Schäden; zwar kam ihm gewiß darin manche edlere Natur unter seinen Collegen entgegen, und bot überhaupt die bekannte transalbingische Gutmüthigkeit dazu die Hand: aber das Hauptverdienst war doch sicherlich seins, des Directors, denn die Erfahrung lehrt, daß, wo eine wahrhaft edle, beherrschende Natur an der Spitze steht, auch bei recht ungünstigen realen und persönlichen Verhältnissen ein guter Geist, und daß, wo etwa nur ein guter Gelehrter oder ein Schlaukopf oder ein geschickter Lehrer an der Spitze steht, auch bei Gold und Weisheit in Fülle ein recht feindseliger Geist regieren kann. Und nirgend wol ist dieser verderblicher, als in einem Collegium, dessen ganzes Geschäft so mystisch verbundener, so fein gemüthlicher Art ist, dessen Beispiel so allewege musterhaft sein sollte, während in andern, z. B. juristischen

Digitized by Google

oder städtischen Collegien, Zwietracht sogar ihr Gutes hat. Jacob aber faßte den Satz: mein College ist mein Freund, mit alterthümlicher Strenge; hier war nichts von eitlem Patronisiren, nichts von übergeschäftiger Polizeiinspection, nichts von rauhem Commando oder armseligen Diplomatenkniffen. So auch das Verhältniß zur Jugend; auch hier jene Innigkeit und Wahrhaftigkeit, ja etwas von der leidenschaftlichen, nicht parteilosen Wärme elterlicher Liebe. Ein Mann, der für seine Schüler Lustspiele schreibt, in deren einzelnen Charakteren er die Eigenthümlichkeiten seiner Schüler wiederspiegelt (wir bedauern, daß der geehrte Verfasser der lübischen Spiele so kurz gedenkt), ist, wenn auch sein Verfahren auf manches Mißverständniß gestoßen sein muß, gewiß in unsrer liebeleeren Zeit sehr selten. Ueberhaupt tritt dies Eingehen in die Einzelnatur des Lernenden als der Grundzug seines Unterrichts hervor; auch hier bedurfte es einer so starken Subjectivität, um so subjectiviren zu können, und daß darin wol bisweilen zu viel geschah, mag sein. Man hätte wünschen mögen, daß durch charakteristische Einzelfälle, die dem Verfasser bekannt sein mußten, die er aber mitzutheilen mit ängstlicher Sorgfalt vermieden zu haben scheint, die Schülerbehandlung Jacobs anschaulicher gemacht wäre. So erinnern wir uns — Ref. ist kein Schüler Jacobs — gehört zu haben, daß die liebenswürdigste Laune, der treffendste Witz Jacob zu Gebote gestanden und daß er davon den ergötzlichsten Gebrauch in der Schule gemacht habe; in der Biographie finden wir nichts davon. Das Ziel seines Lehrens war nie das Wissen selbst, auch nicht das „Anregen", sondern die sittliche Veredlung des ganzen Menschen; er war ein Humanist im echten Sinne des Wortes. Daß ihm die unbegrenzteste Verehrung der Mitlehrer und Schüler zu Theil wurde, daß dies Gymnasium blühte und manche edle Namen, wie Immermann, Lehrs, Simson, Geibel, Preller, beide Curtius unter seinen dankbaren Schülern genannt werden, war die selbstverständliche Folge einer so „idealistischen" Leitung. Uebrigens dehnte Jacob, obwol keineswegs geneigt in größere Geselligkeit zu zerfließen, seine Thätigkeit zuletzt auch noch über die Schule hinaus und stiftete einen Verein für die Auffrischung der classischen Studien, an dem 30—40 Männer von verschiedenstem Alter und Beruf theilnahmen. Sie, die Bürger der ure alten Kaufstadt, waren am wenigsten der modernen „Rede" zugethan, die solches Treiben für:

Altvätrisches Zeug und Dipolienkram, und güldne Cikaden im Schopfe

hält, sie liebten in jenen „Alten" ein Stück nicht nur ihrer eignen, sondern der unvergänglichen Menschenjugend. Der Meister aber, der hierzu anfeuerte, war freilich auch ein ganzer Philolog. Ohne selbst Schüler eines großen Humanisten gewesen zu sein, hatte sich vielleicht ebendarum um so ungestörter in ihm die eigenste Begeisterung für das classische Alterthum entwickelt; er lebte

Digitized by Google

und webte darin mit merkwürdiger Jugendfrische bis an sein Ende. Und doch erfaßte er mit nicht geringerer Wärme die großartigsten Erscheinungen der Neuzeit, namentlich Goethe und Shakespeare. An letzteren legte er selbst erklärend und bessernd die philologische Hand; Goethe war von jeher das tägliche Brot seines Denkens und Empfindens, und noch kurz vor seinem Tode vertheidigte er in einer merkwürdigen, dem Ref. nur handschriftlich bekannter Elegie (dem Gegenstück zu der vom Verfasser S. 203 ff. mitgetheilten), die goetheschen Wahlverwandtschaften als ein rührendes Bekenntniß eigner Schuld und Buße in Betreff seiner Verschmähung des ehelichen Bandes. — Nehmen wir zu diesen Zügen andere: die religiös-ethische Auffassung aller Dinge, ohne auf der einen Seite der Orthodoxie, auf der andern theoretischer Philosophie zugethan zu sein; eine gewisse Abneigung gegen das blos Historische; den glühenden Haß gegen alles Scheinwesen (daher auch die Gleichgiltigkeit gegen öffentliche Examina); den Widerwillen gegen das rein Mechanische (z. B. das Aufdutzen der Lehrmethode und die Dressur der Jugend auf Maturitätsprüfungen hin); seinen herzerquickenden Zorn über das „junge Deutschland", im beredtesten Latein hervorgesprudelt (S. 96 ff.); sein Freisein von dem bequemen Vorurtheile, daß die Politik nicht in die Schule gehöre und infolge dessen seine in der That großartige Entwicklung über den Kampf des Jahres 48 als den der aufgeklärten Bildung gegen unsittlich *gewordene* (nicht absolut unsittliche) Zustände in einer Schulrede (S. 98 ff.); die rührende Theilnahme des Greises für die „deutsche Flotte" und das „gemeinsame Vaterland;" sein instinctives Verfahren in der Diagnose menschlicher Seelen; seine fromme Naturliebe, jugendlich feurig bis an den Rand des Grabes — von ihm, anbei gesagt, rührt die Einrichtung des lübecker Catharineums als einer auch Realclassen umfassenden Doppelanstalt her; — seine Schüchternheit und Unbehaglichkeit in aller größeren Gesellschaft — so rücken alle diese Züge zusammen seine Gestalt weit über den Horizont gewöhnlicher Schuldirectoren hinaus. Man möchte bedauern, daß ihm nicht wie seinem großen Freunde Lachmann ein akademischer Wirkungskreis geworden ist, denn gewiß waren manche seiner philologischen und psychologischen Ideen selbst für *seine* Prima zu gut, ja hätte Einfacheres und Derberes für den Mittelschlag der Lernenden wol mehr genützt; wie denn auch das von hoher Genialität dieser Art untrennbare Willkürlichfreie nur auf höchster Stufe pädagogisch gerechtfertigt ist. Alle Erkenntniß hat bei ihm den Charakter tief innerlicher Offenbarung. Nicht daß sein Wissen nicht außerordentlich groß und genau gewesen wäre — die wenigen zur Veröffentlichung vollendeten Sachen über lateinische Autoren, wie Tacitus, zeugen davon, und er war ein Meister der Latinität, — aber er war so schöpferisch, daß seine Subjectivität sich nie latent verhielt, vielmehr alles, was er dachte und sagte, eigen färbte. Man möchte ihn zu jenen naiven Geistern rechnen, welche die Philosophie „nichts lehren

kann," sondern von denen sie zu lernen hat, in deren „stillerem Selbst noch der horchende Geist die Stimme der Wahrheit vernimmt," und die „nur selbst nicht den Gott merken, der ihnen im Busen gebeut." Also ein Poet. Und freilich war Jacob ein Dichter. Aber er war so ganz seinem geliebten Berufe ergeben, daß er erst als schwerer häuslicher Kummer (der Verlust seiner beiden einzigen Söhne im blühendsten Alter und seiner Frau binnen wenigen Jahren) den Reizbaren ganz darniedergeworfen hatte, sich die Stunden der Krankheit mit dichterischem Spiel wegscherzte. Wie viel Köstlicheres hätte dieser Geist in der Zeit seiner ganzen Frische dichten können! Aber auch in diesen „Elegien" des Alternden sind köstliche Perlen, freilich durchmischt, wie denn das Alter wunderlich ist, mit seltsam prosaischen Bezügen auf einzelne Umstände seines Lebens, — z. B. in Bezug auf jene Todesfälle:

Leben ist sterben sehn, lang leben zuletzt sich allein sehn;
Leben ist lieben, allein leben lebendiger Tod.

Und weit schöner noch sind die Bruchstücke, die der Verfasser aus Jacobs Briefen und Schulreden mitgetheilt hat, sie sind das Schönste im ganzen Buche. Nur eine Stelle S. 80: „Ich erkenne daraus, daß Sie den Menschen, nicht blos den Schulmann und Gelehrten in mir schätzen. Und das ist immer mein erstes, tiefstes Bedürfniß gewesen; — so daß ich am Ende mich kaum einen Gelehrten nennen darf. Ich habe immer zu wenig Freude am Erwerb und Besitz gehabt, sondern ihn zu sehr als Mittel angesehen und behandelt, womit ich leibliche oder geistige Bedürfnisse befriedigte. Nur so viel ist daher immer vom Wissen in mir geblieben, als meine geistige Monade in mir aufgenommen hat, um von diesen Maulbeerblättern ernährt zum geflügelten Schmetterling sich entwickeln zu können."

Danken wir daher der zarten Freundeshand, die uns in klarer und anspruchsloser Weise das Bild dieses seltnen Mannes in allen bedeutsamen Zügen vor Augen gestellt hat; mäkeln wir nicht zu sehr daran, daß hier und da noch etwas fehlt. Wir glauben, daß es ein schönes und lehrreiches Buch nicht nur für Lehrer und Philologen (für die man sich allerdings kaum eine würdigere Festgabe denken könnte) sondern für jedermann ist, dem Jugendbildung am Herzen liegt; und wir gewinnen daraus die Ueberzeugung, daß, wenn es wahr ist, daß die Stätte, die ein guter Mensch betrat, heilig sei, auf dem Gymnasium der traulichen alten Hansestadt ein dauernder Segen ruhen müsse. Möchte es auch den Staatsmännern die Ueberzeugung lebendig machen, wie wichtig es sei, daß bedeutende Männer bei dem Erziehungswerke freie Hand haben — denn Jacobs Autorität war unumschränkt und er würde bei einer größern staatlichen Bevormundung nicht das Halbe ausgerichtet haben — und die alte Lehre einschärfen, daß es unter allen Eigenschaften vornehmlich die einer

Digitized by Google

edlen Sittlichkeit ist, die bei der Directorenwahl entscheiden sollte, und der gegenüber andre, z. B. ob derselbe ein bequemer Diener der Oberbehörden sein wird, vollkommen gleichgiltig sind.

Die italienische Frage.

La nationalité italienne. Lettres de Philadelphe à ses amis. Bruxelles et Leipzig. Kiessling, Schnée et Comp. —

Der Verfasser dieser Flugschrift hat eine Frage angeregt, die voraussichtlich in den nächsten Jahren sehr bedeutend in den Gang der öffentlichen Angelegenheiten eingreifen wird, ja die vielleicht kritischer sein wird, als selbst der Zwiespalt zwischen den drei Großmächten, der jetzt die Welt erschüttert. Um das deutlich zu machen, fassen wir einen Augenblick die Veränderungen ins Auge, welche die öffentliche Meinung in Bezug auf die orientalische Frage durchgemacht hat.

Beim ersten Beginn derselben, bei der Sendung des Fürsten Menschikoff, war man reich an Wünschen, aber man wagte nicht viel zu hoffen; man nahm die neue Demüthigung der Türkei durch die Russen bereits als eine vollendete Thatsache hin, man glaubte Rußland im vollsten Einverständniß mit Oestreich, vielleicht auch mit Preußen und man wagte nicht zu hoffen, daß England und Frankreich ihre alte Eifersucht aufgeben würden, um sich in ein weit aussehendes, sehr bedenkliches Unternehmen einzulassen, von dem sie sich kaum einen unmittelbaren Gewinn versprechen durften. Es war nicht blos die deutsche Presse, in der diese resignirte Haltung sich aussprach, sondern auch die englische und französische, die Times und das Journal des Débats. Man war zwar allgemein darüber einig, daß Rußland im Unrecht sei, aber man rieth der Türkei doch allgemein Nachgiebigkeit an, da sie einmal der Schwächere war und da sich um ihretwillen keine Hand rühren würde. Als der Einmarsch der Russen begann, hielt man allgemein die Lage der Türkei für hoffnungslos.

Jetzt aber begann der Umschwung. Die Türkei zeigte sich in ihren Entschlüssen fest und energisch und entwickelte eine weit größere Widerstandsfähigkeit, als man erwartet hatte; Oestreich fing plötzlich an, sich der Politik der Westmächte zu nähern, bis es durch die Aufstellung einer großen Truppenmasse in Galizien einen Act offenbarer Feindseligkeit gegen Rußland ausübte; die geheimen Verhandlungen des russischen Kaisers mit dem großbritannischen Gesandten wurden veröffentlicht, aus denen sich ergab, daß England den lockendsten Anerbietungen widerstanden habe; endlich hatten sich die Westmächte so weit ge-

Digitized by Google

rüſtet, um eine Expedition nach der Krim abgehen zu laſſen, die durch den Sieg an der Alma auf das glänzendſte eröffnet wurde. Die reſignirte Stimmung verlor ſich in einem allgemeinen Siegestaumel; man ſah die Waffen der Verbündeten mit dem glänzendſten Erfolg gekrönt, man ſtellte einen allgemeinen Kreuzzug der civiliſirten Staaten gegen Rußland in Ausſicht und man war überzeugt, daß eine phyſiſche und moraliſche Machtverkleinerung dieſes Staats die unausbleibliche Folge des Feldzugs ſein würde.

Der unerwartete Widerſtand Preußens gab dieſen Hoffnungen den erſten Stoß; indeß hier rechnete man noch immer auf die Folgerichtigkeit Oeſtreichs, das in ſeinen diplomatiſchen Verhandlungen eine imponirende Feſtigkeit und Entſchloſſenheit entwickelte, das Schritt für Schritt weiter ging, ſich gegen Rußland immer kriegeriſcher ſtellte. Wenn der gehoffte militäriſche Erfolg in der Krim ausblieb, wenn die Verbündeten ſogar einen Augenblick in eine Lage geriethen, die ſie mit dem Untergang bedrohte, ſo ließ man ſich dadurch nur theilweiſe niederſchlagen. Je geringer die Anſichten von der engliſchen Macht, je größer die Vorſtellung von der ruſſiſchen Widerſtandsfähigkeit wurde, deſto ſtolzer erhob ſich das deutſche Gefühl, deſto feſter war man davon überzeugt, daß Deutſchland in dieſer großen Angelegenheit, welche durch die vereinigten Waffen Englands und Frankreichs nicht ausgefochten werden könne, das entſcheidende Wort ſprechen müſſe, daß wir alſo auf eine geordnete Weiſe uns jene Stellung innerhalb der europäiſchen Nationen erobern würden, die 1848 durch Uebereilung und Unſchlüſſigkeit verſcherzt ward.

Der Ausgang der wiener Conferenzen und die gleich darauf beginnende Entwaffnung Oeſtreichs zeigte, daß dieſe Hoffnungen trügeriſch geweſen waren. Woher der Umſchlag in der öſtreichiſchen Politik zu erklären ſei, weiß noch heute niemand. Auch die officiellen Erklärungen von Seiten Englands, deren Ton doch offen und derb genug war, haben uns dafür keinen Fingerzeig gegeben. Ob perſönliche Einflüſſe im Spiel waren, ob die finanziellen Auseinanderſetzungen des Herrn von Bruck das Gewicht in die Wagſchale des Friedens warfen, ob der fortgeſetzte Widerſtand Preußens zuletzt ſeine Wirkung nicht verfehlte: — das alles iſt uns völlig unbekannt. Ein einflußreiches franzöſiſches Blatt machte die Bemerkung, man habe von Seiten der franzöſiſchen Regierung das Bündniß mit Sardinien für ſo wichtig gehalten, daß man ihm das weit mehr verſprechende Bündniß mit Oeſtreich aufgeopfert habe. So unwahrſcheinlich dieſe Bemerkung klang, es iſt ſeitdem ein Ereigniß eingetreten, ein Ereigniß ſo erſtaunlicher Art, daß die geſammte Preſſe ihre Faſſung verloren hat, daß ſie faſt durchweg ſchweigt, weil ſie nichts darüber zu ſagen weiß. Wir meinen das öſtreichiſche Concordat. Dieſer Staatsact, der doch ſchon lange vorbereitet war, läßt es allerdings als wahrſcheinlich erſcheinen, daß für Oeſtreich die Rückſicht auf ſeine Stellung in Italien nicht ohne Einfluß

Digitized by Google

auf die Auffassung der orientalischen Frage war. — Ehe wir auf diesen Punkt näher eingehen, wenden wir uns noch einmal zum Fortgang des Krieges zurück.

Wurde durch den Ausgang der wiener Conferenzen die öffentliche Meinung in ihren Hoffnungen bedeutend herabgestimmt, so wurde sie dafür nach einer andern Seite hin entschädigt. Durch die heftigen Anklagen der radicalen Partei im Unterhause gegen die bisherige Kriegführung hatte sich allgemein die Ansicht gebildet, die Macht Englands sei bisher ungebührlich überschätzt worden, England sei zu einem großen Angriffskrieg nicht geeignet und seine ganze bisherige Verfassung erweise sich in einem ernsten Fall als haltlos. Wie triumphirten die Feinde des constitutionellen und bürgerlichen Princips, da sich nun der Staat, auf den man sich bei der Rechtfertigung desselben immer bezogen hatte, auch in seiner innern Hohlheit darzustellen schien. Man prophezeite eine baldige Trennung der Allianz und einen ungünstigen Ausgang des Feldzugs. — Beides hat sich als falsch erwiesen. Sebastopol ist gefallen, die russische Flotte zerstört, die Alliirten sind unumschränkte Herren im schwarzen Meere. Was aber noch wichtiger ist, der Kampf um Sebastopol war zugleich ein Kampf gegen den größten Theil der ganzen russischen Streitmacht und diese hat so ungeheure Verluste erlitten, daß der moralische und physische Erfolg, wie es jetzt steht, viel bedeutender ist, als wenn Sebastopol durch einen Handstreich genommen wäre. Es hat sich jetzt herausgestellt, daß die Alliirten, ohne in das Innere Rußlands einzudringen, durch einen bloßen Grenzkrieg Rußland so schwächen können, daß es sich zuletzt gezwungen sieht, auf die bekannten vier Garantien einzugehen. Es fragt sich nun, ob die Alliirten dabei stehen bleiben wollen und können.

Die italienische Frage bedroht den Weltfrieden bereits ebenso lange, als die orientalische und wenn sie bis jetzt glücklich beseitigt ist, so wirkte vielleicht das geheime Gefühl dabei mit, daß ihr Ausbruch viel verhängnißvollere Folgen nach sich ziehen müsse, als irgendeines der andern kritischen Momente. Im Orient handelt es sich immer nur um eine Machtvergrößerung oder Machtverkleinerung; sollten sich aber die Wünsche der italienischen Liberalen Geltung verschaffen, so wäre damit das ganze politische System Europas über den Haufen geworfen. — Während das italienische Volk nur mit Unwillen sich den bisherigen Regierungsformen fügt, deren fremden Ursprung es nicht vergessen kann, während es die Deutschen als seine Unterdrücker haßt, übt Italien auf der andern Seite durch seine Kirche einen Einfluß auf alle übrigen Nationen aus, die eine freie, unabhängige Nationalentwicklung derselben ebenso beeinträchtigt, als die Freiheit Italiens. Es ist ein sehr naheliegender Gedanke, daß die nationale Partei dieses Volks einmal diesen kirchlichen Einfluß zu ihren eignen Zwecken ausbeuten könne. Der Verfasser der vorliegenden Schrift

Digitized by Google

gibt denselben Rath. Er schlägt vor, den Kirchenstaat zu säculariſiren, dagegen den Papſt als den Vorkämpfer der italieniſchen Unabhängigkeit zu ehren. — Der Gedanke liegt nahe, aber er iſt unausführbar. Zwar hat ſich bis jetzt der Grundſatz erhalten, die oberſten Würdenträger der Kirche aus den Italienern zu nehmen, aber der Einfluß des Papſtthums auf die Regierungen Europas beruht nicht auf ſeinem italieniſchen Urſprung, ſondern auf ſeinem anſcheinend conſervativen Princip. Der Papſt, als Oberhaupt einer italieniſchen Republik, würde aufhören Haupt der allgemeinen Kirche zu ſein. — Dieſem Umſtand iſt es auch zu danken, daß die natürliche Rivalität zwiſchen den beiden großen katholiſchen Mächten, Oeſtreich und Frankreich, noch nicht zum Ausbruch gekommen iſt. Jedem von beiden muß daran liegen, den kirchlichen Einfluß zu ſeinen Zwecken auszubeuten und von der italieniſchen Gemeinwieſe ſo viel zu benutzen, als möglich; aber Oeſtreich konnte ſich ſeines Beſitzes freuen, denn der franzöſiſchen Monarchie konnte es nicht einfallen, ſich mit den Mazziniſten gegen einen geordneten Staat zu verbünden. Der Haß gegen die Deutſchen und die Sympathie für die Franzoſen mögen noch ſo groß ſein, jedenfalls iſt der Haß der italieniſchen Republikaner gegen Napoleon III. hundertmal größer, als der Haß gegen einen beliebigen legitimen Fürſten, denn ſie ſehen in ihm zugleich den Abtrünnigen von ihrer Partei.

Ein andres Anſehen gewinnt die Sache durch das enge Bündniß zwiſchen England, Frankreich und Sardinien. Der König von Sardinien, deſſen hoher Werth von unſrer Preſſe noch immer nicht genügend gewürdigt iſt, hat als Beherrſcher eines geordneten, militäriſch tüchtigen und dabei verfaſſungsmäßigen Staats, in welchem die Bürger Hand in Hand mit der Regierung gehen, ein ganz andres Gewicht, als der Führer einer republikaniſchen Propaganda. Schon hat ſich durch ganz Italien eine ſtarke Partei gebildet, die den Gedanken der Unabhängigkeit nicht mehr an republikaniſche Formen knüpft, ſondern ihre ganze Hoffnung auf die Erweiterung des einzigen nationalen Königthums ſetzt. Bei dem ernſthaften und fortdauernden Conflict Sardiniens mit dem römiſchen Stuhl muß man den Abſchluß des öſtreichiſchen Concordats einerſeits, die feierliche Aufnahme des Königs von Sardinien in Paris andrerſeits als eine Demonſtration auffaſſen. Bei dem erſten mögen vielfältige religiöſe Motive, bei der zweiten die Dankbarkeit für die orientaliſchen Hilfstruppen mitwirken; trotzdem ſpricht ſich deutlich darin das Bewußtſein aus, daß man zwei verſchiedenen Feldlagern angehört. Zwar glauben wir nicht, daß dieſer Gegenſatz ſo bald zu einem offenen Bruche führen wird, aber die Brennpunkte liegen an allen Orten aufgehäuft, und ſollte die Donauexpedition der Verbündeten gegen Rußland zu Anfang des folgenden Jahres wirklich ſtattfinden, ſo wird Oeſtreich ſich doch in der Alternative befinden, entweder mit den Verbündeten gemeinſame Sache zu machen oder jeden Augenblick eine Exploſion zu gewärtigen. Den

Digitized by Google

erſten Ausweg hat Oeſtreich zwar ſtets in der Hand, aber es ſcheint ihn nicht betreten zu wollen. Sollte alſo der Kampf gegen Rußland zu einem Zerwürfniß zwiſchen Frankreich und Oeſtreich führen, ſo wird der Kampf nicht an der Donau, ſondern am Po ausgefochten werden.

Für den Italiener, vielleicht für den Weltbürger überhaupt, möchte eine ſolche Ausſicht viel Verlockendes haben, für den Deutſchen gewiß nicht; denn wir würden den Zwiſt der feindlichen Herrſcher bezahlen müſſen. Unter dieſen Umſtänden hat Preußen wieder eine ſehr wichtige Rolle zu ſpielen. Es ſcheint, als ob die deutſchen Mittelſtaaten der Sache der Weſtmächte nicht mehr ſo abgeneigt ſind, wie früher. Wenn nun Preußen ſein gewichtiges Anſehn in die Wagſchale legt, ſo zweifeln wir nicht daran, daß Oeſtreich, welches ja der Form nach noch immer am Decembervertrag hängt, ſich der Mitwirkung nicht entziehen wird. In der preußiſchen Thronrede iſt geſagt worden, man wolle keinen Vertrag eingehen, deſſen Folgen man nicht überſehen könne, und der Grundſatz iſt an ſich auch wohl ganz richtig; aber wie das Verhältniß der beiden kriegführenden Mächte jetzt ſteht, ſcheinen die Folgen nicht ſchwer zu überſehen. In dieſer Beziehung iſt die Rede des Kaiſer Napoleon beim Schluß der pariſer Induſtrieausſtellung beachtenswerth. Wenn heute die geſammten deutſchen Mächte den von den Alliirten in den wiener Conferenzen aufgeſtellten Friedensforderungen beitreten, ſo ſchließen ſich morgen auch Schweden und Dänemark an, und Rußland erleidet dann nicht blos einen äußerlichen Zwang, ſondern es kann auch mit einem Schein von Anſtand zurücktreten, denn dem Willen des geſammten Europa zu weichen kann auch den ſtolzeſten Staat nicht demüthigen.

Wenn alſo infolge einer ſolchen Erklärung der deutſchen Staaten der Friede geſchloſſen wird, ſo entgeht zwar Deutſchland der Gewinn, auf den es bei einer frühern Betheiligung an dem Unternehmen rechnen konnte, aber es vermeidet auch die drohende Gefahr eines zerrüttenden Conflicts. Aus den vier Garantiepunkten gewinnt Deutſchland freilich direkt nichts, aber wenn es ſelbſtſtändig dem Bund der Großmächte beitritt, kann es wenigſtens den bedeutendſten ſeiner nationalen Anſprüche zur Geltung bringen, die Reviſion des londoner Protokolls über die däniſche Erbfolge, und jener Gewinn, wenn er auch erſt in Zukunft eintritt, daß die Herzogthümer nicht ganz für Deutſchland verloren gehen, iſt doch bedeutend genug, um ein Riſico zu übernehmen, das bei der gegenwärtigen Sachlage keines iſt.

Digitized by

Ueber die Ursachen der Ungunst, welche größere Flottenpläne in Preußen erfahren.

Es soll hier nicht in Abrede gestellt werden, daß die Aussichten Deutschlands auf eine bedeutende maritime Zukunft sich zu andern Zeiten günstiger stellten, wie im jetzigen Augenblick. Ich will hier nicht näher auf die Hoffnungen eingehen, welche das sturm-, aber zugleich schwungvolle Jahr 1848 in dieser Hinsicht rege gemacht hatte. Unter den vielen Träumen, die am Ende desselben zu Grabe getragen wurden, war der von dem baldigen Erscheinen einer mächtigen deutschen Flotte auf unsern Meeren ohne Zweifel einer der schönsten. Daß er unrealisirt geblieben, wird ewig bedauert werden müssen; aber vielleicht wird es ein tröstender Gedanke in diesem Schmerze sein, daß der damalige Moment aus andern Gründen wenig geeignet zu einer maritimen Schöpfung war, indem grade um jene Zeit die Meinungen über die dereinstige Anwendung des Dampfes als Treibkraft auf die größeren Kriegsschiffe sich noch nicht völlig festgestellt hatten, es also leicht möglich gewesen sein würde, daß bei Beschaffung des Materials bedeutende Mißgriffe geschehen wären, wie denn solche in Bezug auf den Ankauf einer Anzahl Dampfer für die zu bildende Flotte, die vom Reichsministerium verfügt worden war, wirklich geschehen sind.

Neue Hoffnungen regten sich, als der Krieg zwischen den Westmächten und Rußland näher seinem Ausbruch rückte. Man konnte im voraus ahnen, daß derselbe vorwiegend mit der Tendenz, die russische Seemacht im Pontus und im baltischen Meere zu brechen, geführt werden würde. Da war es Zeit, wenn man im Sinne hatte, auf diesen frei werdenden Seeflächen in künftigen Tagen etwas zu bedeuten, sich rasch entschlossen der Kriegspartei anzuschließen. Indeß scheint es, als ob die Inbetrachtnahme der Möglichkeit einer dereinstigen maritimen Größe Deutschlands die letzte Rücksicht gewesen sei, die man bei den zu nehmenden Entschlüssen in Frankfurt wie in Wien und Berlin gelten lassen wollte. Am Bundestage war das Project einer deutschen Marine längst zu den revolutionären Ideen aus dem Sturm- und Drangjahre geworfen worden und was Preußen angeht, so ist es bekannt, daß die dort bestehende kleine Marine oder Geschwaderanfang mehr wie das Resultat einer gegen einen Prinzen des königlichen Hauses und Privatneigungen gehegten, entgegenkommenden Nachsicht und Willfahrigkeit, denn als Ausführung eines bestehenden, fest gewordenen und in seiner Entwicklung begriffenen Planes anzusehen ist. Für Oestreichs Particularmarine aber empfindet das deutsche Volk nicht das Interesse, welches es einer derartigen Institution des Bundes oder einer auf etwas Ernstes abzielenden preußischen Flotte zuwenden würde. Die Seemacht des Kaisers Franz Joseph

Digitized by

im adriatiſchen Meere (ſein Vorgänger beſaß eine ſolche nur auf dem Papier, wenn man von einigen untauglichen und einer Anzahl unbedeutender Fahrzeuge abſieht) ſcheint allerdings im raſchen Vorſchreiten und infolge deſſen ſchon bei einem Punkte angelangt zu ſein, der ſie unter denen des Mittelmeers mitzählen läßt; aber es iſt Thatſache, daß ſie nur ihren unweſentlichen Elementen nach deutſch, im Uebrigen dagegen italieniſch iſt.

Es iſt eine ausnehmend einfache Sache, die Ideenverbindung aufzufinden, welche in den heutigen preußiſchen Regierungskreiſen, wie in den vormärzlichen, die Abneigung gegen eine Machtentfaltung zur See, nicht im Gegenſatz, aber *neben* der zu Land, hervorgerufen hat. Zunächſt meinte man, daß durch ſolche Doppelanſtrengung die Kräfte, welche Preußen ſich für ſein Heer reſervirt halten muß, wenn daſſelbe in Kriegszeiten zu der vollen Wirkſamkeit kommen ſollte, geſchmälert werden könnten. Man ſah, und das waren die unintereſſirten, durch keine kleinlichen Parteizielpunkte beirrten Staatsmänner, den norddeutſchen Hauptſtaat, der ſozuſagen in die Reihe der europäiſchen Großmächte eingetreten war, *noch ehe er das Maß dazu beſeſſen*, als noch zu jung, zu ſchwach und unreif für das große Werk der Neugründung einer Marine an; man urtheilte und in dieſem *ſpeciellen* Punkte hatte man Recht, daß eine ſolche nur dann von einem weſentlichen Nutzen ſei und im Sinne einer ideellen Rente ſich verintereſſiren werde, wenn ihre Größe den äußeren Verhältniſſen, die dem Staat, ſeiner politiſchen Lage und derjenigen der ihm angrenzenden Meere angepaßt ſei, daß in jedem andern Falle aber das Ganze nur als ein koſtſpieliges Spielzeug anzuſehen und beinahe für durchaus nutzlos zu erachten wäre. Ich ſagte, daß dies die Sprache der unintereſſirten Staatsmänner geweſen ſei. Es läßt ſich viel und Weſentliches gegen ſie einwenden; aber ſie muß hingenommen werden, wie jede unbefangene Anſicht für die nur das Wohl des Ganzen, nicht particulare Zwecke beſtimmend geweſen ſind. Eben hierdurch unterſcheidet ſie ſich von den Anſchauungen, die andre Männer im Bereich der Regierungsſphäre zu ihrer Verwerfung aller größern maritimen Projecte für Preußen beſtimmten; dieſe Männer ſind, in Hinſicht auf den ihnen gemeinſamen Parteiboden, nach der heutigen Terminologie mit dem Namen der Leiter der Kreuzzeitungspartei zu umfaſſen.

Es iſt eine ziemlich alltäglich und vulgär gewordene Begriffscombination, daß eine ſtarke Marine für den Krieg nicht ohne eine verhältnißmäßig ebenſo ſtarke für den Handel zu denken iſt, mit andern Worten, daß die Handelsflotte jedweden Staates die natürliche Grundlage ſeiner Kriegsflotte ausmacht. Rußland, welches gewohnt iſt, den Verhältniſſen Zwang anzuthun, hat ſeither allein verſucht, dieſe Grundregel zu umgehen, mit welchem Erfolge weiſen jetzt ſeine Flotten nach, die nicht gewagt haben, aus ihren Häfen hervorzukommen, was ihnen, dem Gros der weſtmächtlichen Escadren gegenüber nicht eben verdacht

werden kann, aber in Tagen, wie die jüngsten, wo sich nur noch ein schwaches Geschwader der Alliirten im baltischen Meere befand, eigentlich wol Ehrensache gewesen sein würde. Die Führer der Kreuzzeitungspartei wollen keine von beiden Methoden acceptiren; die letztere, obwol sie russisch ist, nicht, weil sie einsehen, daß sie unmöglich zum Zweck führen wird und weil sie fürchten, daß man alsdann sich bestimmen lassen möchte, zu der andern überzugehen. Diese andere, d. h. die Basirung der Größe der Kriegsmarine auf die der Handelsflotte, ist ihnen aber darum so sehr verhaßt, weil sie und zwar mit unleugbarer Consequenz folgern, daß die Regierung sich in der Nothwendigkeit befinden wird, die letztere, also das Erwerbsinstrument der Bourgeoisie, ausnahmsweise zu begünstigen, weil sie nur so das Fundament ihrer eignen Institution fest zu legen vermag.

Preußen kann, alles eingerechnet und wenn man im Besonderen die Bemannung der Küstenfahrer mit in Anschlag bringt, etwa 14,000 Matrosen aufweisen. Das ist eine Zahl, die allerdings nicht ausreichen würde, um aus ihr die Bemannung irgendeiner respectablen Kriegsflotte die auch nur fähig wäre, auf der baltischen See dem kleinen Dänemark das Gleichgewicht zu halten, zu entnehmen; zumal wenn man berücksichtigt, daß der Handelsschiffahrt nicht alle Leute entzogen werden können und, wenn dieselbe ihren Betrieb nicht der Hauptsache nach einzustellen gezwungen sein soll, sie mindestens die Hälfte für ihre eignen Zwecke verfügbar behalten muß. Es verblieben sonach dem Staate lediglich 7000 Mann, grade genug, um vierzehn mittlere Kriegsfahrzeuge zu bemannen, was immerhin um vieles mehr ist, als Preußen mit seinen heutigen Marineplänen anstrebt, was aber nichtsdestoweniger noch zu keinem Resultat führen würde, auch zu dem nicht, daß ein etwaiger künftiger Krieg für Schleswig-Holstein in der Form einer nach Entscheidung zielenden Offensive geführt werden könnte. — Die unmittelbare Folge dieses Mangels an Mannschaften würde, falls größere Marinepläne im Werke wären, nothwendig der sein, daß Preußen seine Handelsmarine zu vermehren bemüht sein müßte. Also zunächst Hinwegräumung alles dessen, was deren Gedeihen zu beeinträchtigen vermag, Kündigung oder Ablösung des Sundzolles; Vertiefung aller Fahrwasser zu den binnenwärts gelegenen Seehäfen durch Ausbaggerung, Reduction der Zölle auf Eisen und alle andern für den Schiffbau dienlichen Materialien oder gänzliche Aufhebung derselben u. s. w. Es kann kaum bezweifelt werden, daß dergleichen Maßregeln ihre Wirkung haben würden. Die Aufmunterung für den preußischen Rheder, sein Geschäft zu erweitern, würde sich verdoppeln; Capitalien, die jetzt ruhen, oder in der Landwirthschaft nur geringe Zinsen abwarfen, würden auf die Schiffahrt übertragen werden und reichlich rentiren; die Geldmacht der größern Seestädte würde sich heben; letztlich würde auf der doppelten Zahl von Handelsschiffen die doppelte Zahl Matrosen

Digitized by Google

vorhanden sein und die betreffende Classe des Bürgerstandes würde ihr Vermögen ebenfalls auf das Doppelte und in demselben höhern Maße ihr Ansehen und ihren Einfluß im Staate anzuschlagen haben.

Eben das ist es, was die Führer der Kreuzzeitungspartei nicht wollen, was sie fürchten, mehr noch, was ihnen als eine der vermeidenswerthesten Consequenzen einer preußischen Seemacht und als Hauptgrund für die Verwerfung aller auf deren Schöpfung hinzielenden Entwürfe gilt. Sie werden mit ihrem Bemühen, die Ausführung des großen Planes zu hindern, darum nicht weniger scheitern; ja vielleicht daß ungeachtet aller trüben Erfahrungen, die wir in den letzten zwei Jahren auf dem Felde unsrer politischen Hoffnungen gemacht haben, der Augenblick nicht fern steht, wo Preußen seine seitherigen, einer Kriegsmarine ungünstigen Principien aufgibt und, um nicht einseitig, blos zu Lande, sondern auch nach der andern Seite hin, auf dem Meere, seinen Charakter als Großmacht zu wahren und festzustellen, rüstig ans Werk geht!

Reiseerinnerungen und Bilder aus der europäischen Türkei.

Von Scharkoj nach Zaribrod.

Vor kurzem ist in mehren Reden, die in britischen Volksversammlungen gehalten wurden und auch anderwärts auf die Befähigung der türkischen Länder zum massenhaften und billigen Getreideexport hingewiesen worden. Mir fällt dies ein, indem ich von der Fruchtbarkeit des lieblichen Thales rede, durch welches wir unsern Weg nahmen. Diese Behauptungen sind gerechtfertigt, wenn man dabei das osmanische Reich in seinem weiteren Umfange im Auge hat, also die Donaufürstenthümer (im Besonderen die Walachei) die weiten Flußebenen in Kleinasien, endlich Aegypten nicht ausschließt. Was die europäische Türkei im engern Sinne angeht, so führen heute Bulgarien und Rumelien, ersteres über Küstendsche, Varna und mittelst der Donau, letzteres über Burgas und Kavala, auch Salonich, allerdings Getreide aus, dasselbe nimmt aber zum Theil seinen Weg nach Stambul, um auf dem dortigen Markt mit den Kornfrüchten aus Anatolien (Kleinasien) und der Walachei zu concurriren. Nur zum kleinern Theil wol wird es nach europäischen Häfen verschifft. Denkt man sich die Bevölkerung der Türkei im engern Sinne im Wachsen und annähernd bis zur durchschnittlichen Dichtigkeit der Bewohnerzahl auch nur der minder bevölkerten westlichen Staaten gestiegen, so wird sich herausstellen, daß unter solcher Voraussetzung zwar noch eine bedeutende Ausfuhr bestehen kann, aber nicht in dem Umfange und zu so niedrigem Preise,

Digitized by Go

wie bei den oben erwähnten Gelegenheiten vorausgesetzt worden ist. Dagegen wird zuverlässig das osmanische Reich in seiner weitern Ausdehnung als die dereinstige Getreidekammer nicht nur des westlichen und nordwestlichen Europas, sondern in weiterer Zeitferne auch eines Theiles von Südasien (Persien) bezeichnet werden können. Es ist ganz unberechenbar, wie hoch sich dereinst die Production der weiten Stromebenen der untern Donau, des Euphrat-Tigris und des Nil wird steigern können, wenn die heute dort bestehenden Wüsteneien in den Bereich eines geregelten Anbaues hineingezogen sein werden. Um auf Grund älterer Culturzustände in den dortigen Gegenden eine auch nur annähernde Berechnung der möglichen Steigerung des Bodenerträgnisses zu machen, fehlen mir am Orte, wo ich schreibe, die literarischen Mittel; indeß will ich darauf hinweisen, daß Aegypten in den spätern Römerzeiten nach allgemeiner Annahme auf einer Fläche von etwa 4000 □Meilen (ich weiß wohl, daß man gemeiniglich 6000 □Meilen rechnet, aber $^2/_3$ davon waren wol nur des Anbaues fähig) eine Bevölkerung von etwa 18 Millionen Menschen ernährte und dabei nichtsdestoweniger im Stande war, die Hauptgetreidekammer des Reichs der Cäsaren zu sein.

Die Ortschaft Zaribrod ist am südlichen Ausgange eines Thals gelegen, nicht weit von dem Punkte, wo sich die Wege nach Sofia und Widdin voneinander trennen. Wir stiegen ab vor einem Han, der von außen angesehen wenig einladend erschien, im Innern indeß, wenn auch keinen Comfort, so doch Bequemlichkeiten enthielt, die man sonst nicht allerwärts vorfindet. Der ganze vom Binsendach eingedeckte Raum war ungetheilt und stellte, wenn man so sagen kann, einen kleinen Saal oder ein geräumiges Zimmer dar, dessen Fußboden sich nicht in ein und derselben Höhe befand, indem er sich rechts und links von dem gepflasterten, das Ganze durchschneidenden und halbirenden, gepflasterten Gange, der zu dem im Hintergrunde befindlichen Kochherde führte, etwa drei Fuß hoch erhob. Will man auf die Terrasse vom Pflaster aus hinansteigen, so muß man sich eines der kleinen Schemel bedienen, die im Mittelgange an den Seiten umherstehen und ist verpflichtet, unten seine Ueberschuhe oder, wenn man solche nicht besitzt, seine Stiefeln zurückzulassen, indem sonst die Strohmatten und wollenen Decken, mit denen der erhöhte Theil belegt ist, beschmuzt werden würden. Diese Einrichtung findet sich nicht allenthalben, namentlich in Bulgarien nicht häufig, und scheint sich aus Serbien herzuschreiben. Die Fenster des Hans hatten ehedem augenscheinlich eine vollständige Verglasung besessen, führten dieselbe aber jetzt nur noch zum Theil und wiesen an den Stellen, wo Scheiben und Scheibenstücke in Abgang gekommen waren, ein starkes geöltes Papier, welches übrigens mit Zierrathen versehen, an manchen Stellen zuvor mit Figuren bemalt und an den Rändern in zierliche Zacken ausgeschnitten war.

Digitized by Google

Ich hatte eben mein Gepäck aufstapeln lassen und meine leichte Reisematratze ausgebreitet, als Hufschlag draußen vor der Thür die Ankunft neuer Gäste ankündete. Eine ganze Gruppe von Reitern, im malerischesten Costüm, war im Absteigen begriffen. Die Pferde waren klein und schlecht; nur eins von höherem und zugleich feinerem Wuchs; auf meine Frage hieß es, es sind Baschi-Bojuts, worunter man hier nicht durchweg irreguläre Cavalerie, sondern im weiteren Sinne bewaffnete Civilisten versteht. Wenn auch die Wege jetzt nicht mehr unsicher sind, wie vordem, ist es dennoch von früheren Zeiten her Regel, nicht unbewaffnet zu reisen und man befolgt sie dermaßen ausnahmlos, daß man keinen Hirtenjungen sein Vieh auf die Weide treiben sieht, der nicht in dem weiten nnd faltigen Bunde, der ein Vermittler zwischen Pantalon und Jacke ist, mindestens eine, wenn auch noch so verrostete Pistole trägt. Was eigentlich mit diesen klapperigen Schießgewehren, an denen gemeiniglich der Schaft nur im allerlosesten Zusammenhange mit dem Lauf steht, anzufangen ist, wenn ein dringender Fall den Gebrauch erheischen sollte, wage ich nicht zu bestimmen. So viel ist gewiß, daß alle Reparaturen von den Inhabern nach Möglichkeit selbst ausgeführt werden und dieses geht so weit, daß man dann und wann Pistolen sieht, deren Schloß mit Bindfaden an Lauf und Schaft befestigt ist. Besser sind die langen Gewehre gehalten, die man am Riemen über die Schulter trägt und namentlich sorgsam durch Umbinden von Lappen und Tüchern gegen Regen und Thau zu schützen sucht. Der Schaft derselben besteht nicht aus Holz, welches von der Construction der Waffe ganz ausgeschlossen ist, sondern ebenfalls aus Metall, meistens Eisen oder Messing. Der Kolben ist schmal gearbeitet, um das Ganze nicht zu schwer werden zu lassen und am Stoß, zur bequemeren Anlegung an die Schulter beim Schießen, ausgerundet.

Man hat in neuerer Zeit die Erfolge der Türken im Felde, auf die man in Rücksicht auf den Ausgang des Krieges von 1828—29 wenig vorbereitet war, hier und dort mit etwas Unglauben und in den meisten Fällen mit Erstaunen hingenommen; wer sie sich zu erklären bemüht war, fand keinen andern Grund für dieselben auf, als die verbesserte Taktik und den freudigen Opfermuth, der aus dem religiösen Fanatismus entspringt. Ich bin der Ansicht, daß man die Wirkungen des letztern, der auch den Russen gegenüber nicht stark hervortritt, überschätzt, daß man die angeborene Tapferkeit des Osmanen mit dem Product seines Glaubens verwechselt und vornehmlich *eins* in Anrechnung zu bringen vergißt: *die verbesserte Bewaffnung*. Wenn die Baschi-Bojuts allerwärts nur wenig leisteten (ein paar Ausnahmen ungerechnet) so liegt das allerdings der Hauptsache nach in ihrer Regellosigkeit, die eine Leitung unmöglich macht; aber ihre unzureichenden blanken und Feuerwaffen trugen ebenfalls nicht wenig dazu bei. In den früheren Kriegen der letzten hundert Jahre

Digitized by Google

iſt nicht ein einziger Fall vorgekommen, wo das türkiſche Feuer nicht ſeine Inferiorität dem ruſſiſchen gegenüber empfunden hätte; dagegen wurde der erſte Feldzug des jetzigen Krieges gleich mit Siegen eröffnet, die weſentlich das Werk der osmaniſchen Artillerie waren. Dieſe letztere Waffe hatte bereits Anerkennung vor Ausbruch des heutigen Kampfes; die Infanterie dagegen bekam eine beſſere Waffenausrüſtung erſt im Laufe deſſelben. Ein Theil des Redif hat gegenwärtig noch das Steinſchloßgewehr.

Man wolle hierin keinen Widerſpruch mit der bei den neuſten Feſtungskämpfen und Ortsvertheidigungen oft aufgeſtellten und mit Recht für begründet anerkannten Behauptung finden: daß die türkiſche nationale Bewaffnung bei dieſen ausnahmsweiſen Gelegenheiten ihre Ueberlegenheit bewährt habe. Bei Erſtürmung einer Schanze, wo die taktiſche Ordnung ſich außer Wirkſamkeit befindet, iſt nämlich das Gefecht als ein Aggregat von Einzelkämpfen anzuſehen, das Feuergewehr leiſtet wenig mehr, ausgenommen beim Beginn des Rencontres und wo es flankirend wirkt, weil man ſich zu nahe befindet; auch das lange Gewehr erweiſt ſich als unpraktiſch und die Entſcheidung fällt dem Säbel und Handſchar anheim, eben weil ſie kurz ſind.

Die neuere Taktik kennt nur für das Feuergefecht die zerſtreute Ordnung; im Handgemenge, und wenn alles auf die blanke Waffe geſetzt iſt, will ſie durch die Macht des Stoßes (Colonne) ſiegen. Dieſe Wirkung mit dicht geſchloſſenen Maſſen und mittelſt des Druckes der zurückgeſtellten Glieder auf die vorderen hat einige Aehnlichkeit mit den Principien der altgriechiſchen Taktik (Phalanx). Es bezeichnet aber offenbar eine Lücke in unſrer heutigen militäriſchen Ausbildung, daß wir das Syſtem des Einzelfechtens auf die Schußwaffe beſchränkt haben und nicht zugleich auf das Bajonett ausdehnen. (Die Uebungen im ſogenannten Bajonettiren ſind nur ein ſchwacher Anfang.) Die Schwäche des heutigen Syſtems tritt allerdings auf Exercierplätzen und bei Feldmanövern in der Umgegend von Berlin und Potsdam wenig hervor, aber in einem Terrain wie das in der europäiſchen Türkei und in Taurien wird es fühlbar. Frankreich ſcheint verhältnißmäßig am weiteſten dem angedeuteten Ziele entgegengeſchritten zu ſein, indem es in Algerien mit der Bedeutung des Einzelkampfes bekannt geworden, in ſeinen Zuaven ſich eine Truppe ſchuf, welche weſentlich auf die Anwendung deſſelben als Angriffsform eingeſchult und zugleich mit Rückſicht darauf bewaffnet iſt.

Die Anwendung dieſer neuen Methode ſcheint es im Weſentlichen zu ſein, welche der franzöſiſchen neueren Taktik den Charakter des Ungeſtüms verliehen hat, den ſie ungeachtet ihrer ſtarken Hinneigung zu der offenſiven Gefechtsführung dennoch früher und auch unter dem großen Napoleon nicht in dem Maße beſaß. Die großen Schlachten des Kaiſers laſſen ſich den geometriſchen Elementen ihrer Anordnung nach natürlich nicht unter einen Geſichtspunkt

Digitized by Google

bringen, in den engen Kreis einer einzigen Hauptregel nicht hineinziehen; aber in anderer Hinsicht, nach der dynamischen Seite hin, beruhte die Vorausberechnung des Erfolges auf dem unerwarteten Auftreten großer Reserven. Die Einleitung und Durchführung des Gefechts zielte auf ein verlustreiches Hinhalten des Gegners, auf ein Mürbemachen desselben; Zusammentreffen mit geschlossenen Massen behuf des Handgemenges und um das Bajonett wirken zu lassen, wurde vermieden, wenn es sich nicht um die Wegnahme von Punkten handelte, deren Besitz für die Ausführung des Schlachtentwurfes bedingend ist; alle Action schien an die Tirailleurlinien, an die großen Batterien und an einzelne kleine Reiterhaufen vergeben zu sein. Das ist heute nicht ganz mehr so. An der Alma kam das Schützengefecht nicht zur eigentlichen Entwicklung; die Zuaven nöthigten den Feind im schnellen und ungeordneten Anlauf seine Tirailleurs einzuziehen und die russischen Colonnen sahen sich, ehe sie noch aufgelichtet waren, nicht durch den Stoß einer anderen Masse, sondern durch Entwicklung einer Schwärmlinie und durch den gewaltsamen und gleichzeitigen Einbruch scheinbar ordnungsloser Haufen besiegt. — —

Die im Han eingetroffenen Gäste hatten es sich inzwischen flink und in echt orientalischer Weise bequem gemacht. Die ziemlich hohen und schweren Sättel waren unter Mithilfe des Hansche von den Pferden abgehoben und auf der beschriebenen Terrasse an eines jeden Platz, und zwar da, wo sein Kopf zu ruhen kommen sollte, niedergelegt worden. Man hatte die Riemen der eingerollten kleinen Teppiche, deren man sich auf der Reise hier zu Lande als Decke und Matratze bedient, gelöst, und ihre im Wagen und auf dem Boden der unreinlichen Hans schmuzig gewordenen Farbenmuster enthüllt. Auf ihnen hockte man nun mit untergeschlagenen Beinen, der eine das Nargileh (die Wasserpfeife) der andere den Tschibuck am Munde. Nur ein Jude, der sich unter den Reisenden befand, hatte aus seiner Satteltasche ein türkisches Reiseschreibzeug, welches beinahe wie ein Briefbeschwerer aussieht, herausgenommen und schrieb, auf einem nur mit den Fingern der linken Hand unterstützten Blatte in türkischen Schriftzügen.

Inzwischen war die Abendmahlzeit fertig geworden, bestehend aus Reis mit eingeschnittenem Hühnerfleisch, oder dem Gericht, welches man hier allgemein Pillau nennt. Es war, ungeachtet des ärmlichen Aussehens der Küche, vortrefflich zubereitet und machte dem Koch von funfzehn oder sechzehn Jahren, der am Herde dirigirte, alle Ehre. Während Wind und Regen draußen um das Haus tosten, legte ich mich schlafen. Die erwähnten Reisenden aber waren einander näher gerückt, neigten einander, das kleine Kaffeeschalchen in der Hand, die Köpfe entgegen und erzählten sich flüsternd, nicht etwa Märchen aus tausend und eine Nacht, sondern von den Profiten, die sie jüngst hier und

Digitized by Google

dort gemacht. Es waren sehr friedliche Baschi Bojuts, ungeachtet ihrer Bewaffnung bis zu den Zähnen.

Das Defilee oder der Paß von Zaribrod.

Es war schon hell geworden im tief eingeschnittenen Thale, aber die Sonne hatte im raschen Aufsteigen die Gipfel der Balkankette zu unsrer Linken noch nicht erklommen und warf erst einzelne, zuckende Flammenstrahlen zwischen den Kuppen hindurch, als wir vor dem Eingange des Passes, welcher hier recht eigentlich die Markscheide zwischen Süden und Norden macht, und die große Centralsenke von Sofia von den serbischen Bergen trennt, anlangten. Das Defilee mündet auf der Thalsohle wie eine Schlucht; wendet man von Norden kommend, wie es bei uns der Fall war, dem Ausgange die Fronte zu, so hat man zur linken Hand die große Heerstraße nach Widdin, die man einige tausend Schritt weit mit den Augen verfolgen kann, wo sie sich alsdann in den Bergen verliert. Es sind das die Ketten von Stara Planina, wie sie in der slawischen Mundart heißen; der Türke nennt, ohne wesentlichen Unterschied, alles Balkan. Zur rechten Hand oder nach dem oberen Albanien gab es keine Straße, auch scheinbar keinen Pfad; vor uns hatten wir den Paß, und hinter uns das Thal, durch welches wir gekommen, an dessen nördlichem Eingange Scharkoj, und nicht weit von dessen südlichem Ausgange Zaribrod gelegen ist. Diese Umstände sind es im Wesentlichen, welche dem Punkt die ganz außerordentliche militärische Bedeutung verleihen, die er ansprechen kann. Man steht hier im Rücken und in beiden Flanken wohl gedeckt, Fronte gegen Norden, um einem von dort aus vorgegangenen Angriff, je nachdem er seinen Ausgangspunkt bei Widdin oder Belgrad hat, entgegenzutreten. Wenn erstere Richtung die Gegend bezeichnet, in der eine westrussische Operationslinie aus der kleinen Walachei ihren Anfang nehmen könnte, und der andere die Ausgangsstelle einer centralen östreichischen, so ist es klar, daß am Defilee von Zaribrod diesem Doppelangriff Schach geboten werden kann selbst wenn er gleichzeitig erfolgen sollte.

Die Frage über die zweckmäßige Vertheidigung der Defileen (Päße, Hohlwege, Engwege, Brücken, Dammlinien) ist eine der hauptsächlichsten, mit denen die Befestigungskunst und die Taktik sich beschäftigen, und sie ist eine offene, noch unentschiedene, bis auf den heutigen Tag. Die Entscheidung, um die es sich dabei dreht, betrifft die Stellung, welche die Defensive in Hinsicht auf das zu vertheidigende Object und den Angreifenden zu nehmen hat. An und für sich ist es klar, daß hier drei Fälle möglich sind: entweder kann man sich vor dem Defilee aufstellen und zwar so, daß man den Gegner in Fronte und den Engweg im Rücken hat oder man kann eine Stellung hinter dem Defilee nehmen, wo dann beide sich vor uns befinden würden und schließlich wäre es

Digitized by Google

möglich, daß man der Offensive innerhalb desselben entgegentreten wollte. Was zunächst die Stellung vorwärts angeht, so ist es wol ein erwägungswerther Vortheil, daß man mit derselben die Möglichkeit, die beiden anderen nachträglich einzunehmen, nicht aus der Hand gibt. Die Gegner dieser Methode machen aber, und zwar nicht ohne Grund, geltend, daß man mit derselben dem Feinde die größere Aufstellungsbreite, mithin die umfassende Fronte überlasse, und damit ihn in die Lage setze, gegen uns überlegene Streitkräfte, namentlich an Artillerie, in Wirksamkeit zu setzen. Dieser Einwand ist begründet. Der Schluß, der sich in Bezug auf die berührte Frage daraus ziehen läßt, ist aber der, daß die Defensive vor dem Defilee sich in den meisten Fällen nach einer Stärkung umzusehen haben wird, die sie nur ausnahmsweise in von der Natur sehr stark gemachten Positionen, wenn aber hierin nicht, dann jedenfalls in den Mitteln der Befestigungskunst finden wird.

Die Verhältnisse auf dem Rückzuge werden in der Regel darnach angethan sein, daß man sich in der Nothwendigkeit befindet, die Stellung vor dem Defilee, zumal wenn dasselbe eng ist, von bedeutenden Streitkräften einnehmen zu lassen, weil bei der dichten Fühlung, die heutzutage die im Felde gegeneinander agirenden Heere zu halten pflegen, es als unwahrscheinlich erscheint, daß die nachdringenden Angriffsmassen uns ausreichende Zeit lassen werden, den Engweg mit dem Gros zu passiren. Die Befestigungskunst hat diesen Umstand gebührend zu berücksichtigen, und ihre Anstalten dem entsprechend so zu treffen: daß dieser erste Moment, in welchem der Rückzug vor dem Feinde stockt und dessen Anprall erfolgt, nicht zum Augenblick der Schwäche für die diesseitige Armee werde. Man wolle hier nicht einwenden, der Feind könne in dieser ersten Stunde eben nur erst eine Spitze an uns herangebracht haben, und werde uns aller Wahrscheinlichkeit noch während dieser Zeit mit nichts Anderem als mit den wenigen Bataillonen, Schwadronen und Batterien, aus denen sich seine Avantgarde formirt, bedrohen. Wie groß diese Wahrscheinlichkeit auch immerhin sein mag, läßt sie dennoch dem Einwande Raum, daß unsre eignen Truppen von dem Schlage, der sie kurz zuvor zum Rückzug bestimmt haben mag, dermaßen erschüttert sind, daß eine so viel Besonnenheit und Ruhe erfordernde Operation, wie der Durchzug durch ein Defilee, im Angesicht eines auch nur schwachen Feindes ihnen schwer fallen und sie durch dessen Angriffe in Verwirrung gebracht werden könnten. Von diesem Gesichtspunkte aus geschieht es, wenn die Fortification zunächst weit ins Vorterrain eingreifende Werke anlegt, nicht um hier eine umfangreiche und starke Vertheidigungslinie, im dichten Aneinander von Flanke an Face zu schaffen, sondern um einen genügenden Raum zur Aufnahme von mindestens einer ganzen Hälfte der Armee hinter sich zu lassen, und ihrer rückgewendeten Fronte einige Stützpunkte zu gewähren. Hiermit fertig, ist es die zunächst

dringende Aufgabe, eine der Größe unſrer normalen Arrièregarde angepaßte verſchanzte Stellung zu ſchaffen, und endlich wird man ſich nicht entſchlagen können, die Oeffnung oder ſozuſagen Eingangspforte des Defilees im engeren Sinne, etwa im Sinne einer rückwärtigen Reduitbefeſtigung, fortificatoriſch zu verſchließen, ſo daß ſich darin ein letztes Bataillon, vielleicht eine ſtarke Compagnie nebſt ein paar Geſchützen, gegen eine Angriffsmaſſe von unberechenbarer numeriſcher Ueberlegenheit vertheidigen und in ſolcher Weiſe den Rückzug der Arrièregarde ſelbſt decken kann.

Man hat eine Befeſtigung von Defileen in dieſer Form eine offenſive, im Gegenſatz zu der Befeſtigung des rückwärtigen Defileeausganges, (für die man den Namen der defenſiven auffand) gegeben. Dieſe Bezeichnungen entſprechen wieder nicht vollkommen den damit zu verbindenden Begriffen, und zwar inſofern nicht, als ſie lediglich auf der Idee fußen, daß die Vertheidigungsſtellung *vor* dem Engwege die Alternative offen läßt, entweder den Rückzug fortzuſetzen, alſo unter dem Schutz der genommenen Poſition ſich durch das Defilee zu ziehen, oder wieder vorzurücken, nachdem man den Angreifer abgewieſen, alſo aufs neue die Offenſive zu ergreifen. Es iſt hiergegen einzuwenden, daß der Vertheidigung in der Regel die Wahl, ob ſie ſich hinter dem Defilee oder vor demſelben behufs der Deckung ihrer Rückbewegung ſchlagen will, gar nicht frei bleiben wird, im Gegentheil daß ſie, wenn der Gegner ſcharf nachdringt, ſich in den meiſten Fällen außer Stande befinden wird, den Durchzug ihrer Hauptmaſſen zu bewerkſtelligen, bevor derſelbe heran ſein wird. Darnach wird die Fortification ihre Mittel faſt allemal am beſten vor dem Engwege, und nicht hinter demſelben zu placiren haben, und ſie wird ſich für letzteres meiſtens nur dann entſcheiden, wenn ſie in Abſicht hat, hinter den Befeſtigungen am Eingange einen Widerſtand in zweiter Inſtanz zu kräftigen. Fortificationen im Inneren des Defilees ſind wenig zu empfehlen, weil ſie meiſtens den Raum für den bequemen Durchmarſch beengen.

Eine Art von Nebel oder Frühduft lag in dem Defilee, als wir in daſſelbe einritten. Die Paßſohle, die übrigens ohne weſentliche Erhebungen und Senkungen iſt, und von der Richtung her, aus der wir kamen, nur ſehr ſanft und unmerklich anſteigt, iſt äußerſt ſchmal und bietet nicht allerwärts Raum genug dar, damit zwei Wagen *bequem* einander ausweichen können. Sie iſt mit einem Gerölle von Kieſeln bedeckt, die ein Kennzeichen dafür ſind, daß der hindurchfließende, an ſich unbedeutende Bach dann und wann umfaſſendere Dimenſionen annimmt. Wie es in ſolchen Tagen mit der Wegſamkeit ſteht, wage ich nicht zu entſcheiden. Sehr impoſant erſchienen an den meiſten Stellen die Felswände des Engweges, und, wenn ich mich recht erinnere, ſtiegen ſie nicht ſelten auf mehre hundert Fuß, in ſchroffer und vegetationsloſer Abdachung hinan. Mich ſetzte es einigermaßen in Verwunderung,

Digitized by Google

auf dieser Wegstrecke, die kaum mittelst einiger Steilpfade und nur streckenweise umgangen werden kann, so wenig Passirende anzutreffen. Auf mehre tausend Schritt begegneten wir nicht einem menschlichen Wesen. Man mag daraus entnehmen, welche Schwierigkeiten es haben wird, für den demnächst zu eröffnenden Eisenbahnbau auf solchen Punkten aus der Nähe die benöthigten Arbeiter zu entnehmen. Dieselben werden schlechterdings sich dort nicht finden lassen, sondern aus der Ferne herangezogen werden müssen.

Die Schwierigkeiten, welche der Eisenbahnbau selbst in dem Defilee von Zaribrod finden wird, dürften in Hinsicht auf die annähernd horizontale Lage der Paßsohle nicht eben bedeutend sein. Nur wenn man sich entscheiden sollte, zwei Geleise nebeneinander laufen zu lassen, mag man in den Fall kommen, bedeutende Felssprengungen vornehmen zu müssen.

Ziemlich in der Mitte des Engweges ist ein Han gelegen; es ist der einzige, nach meinem Wissen, der sich in demselben vorfindet. Wir machten einen kurzen Halt, um die Pferde verschnaufen zu lassen, und ritten weiter. Als wir am Ausgange des Passes, dessen ganze Länge man auf vier Stunden anschlagen kann, angelangt waren, stand die Sonne nahe am Mittag. Ueber sanft sich absenkende Vorhügel hinweg überschauten wir die weite Thalebene, die unter dem Namen des Thales von Sofia bekannt ist. Die Witterung war feucht geworden. Ein kalter Herbstregen fiel und ließ unsre Pferde, die im Paß ziemlich schnell über den Kies und Steingrund hingetrabt waren, schwer auf dem weichen, klebrigen Ackerboden fußen. In der Ferne wies man mir ein bulgarisches Dorf, in welchem wir etwas vor der Zeit Quartier nehmen wollten, und um kürzeren Weg zu haben ging es querfeldein auf das Ziel los.

(Fortsetzung folgt.)

Beckers Weltgeschichte.

Karl Friedrich Beckers Weltgeschichte. Funfzehnter Band. Geschichte der letzten vierzig Jahre als Supplement zu allen Ausgaben. Herausgegeben von Eduard Arnd. I. und II. Abtheilung. Berlin, Duncker und Humblot. —

Beckers Weltgeschichte, die ursprünglich zu einem Lesebuch für das zarteste Alter bestimmt war, wuchs durch fortwährende Zusätze und Umarbeitungen zu einem Handbuch für die ganze gebildete Welt. Zwar verlor sie die Einheit der Haltung, denn die verschiedenen Bearbeiter gingen zuweilen von einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkt aus, aber ein Verdienst ist ihr geblieben und zeichnet sie vor allen Versuchen ähnlicher Art noch immer vortheilhaft aus: sie erzählt die Begebenheiten einfach, klar und ausführlich. Um von der rotteck-

Digitized by Google

schen Weltgeschichte ganz zu schweigen, die im Grunde doch nur ein Parteibuch ist: auch die nach Schlosser von Kriegk bearbeitete Weltgeschichte, die sie an historischem Werth bedeutend übertrifft, steht ihr darin nach. Die beckersche Weltgeschichte ist noch immer das beliebteste historische Lesebuch, und es ist daher von der größten Wichtigkeit, ihm eine solche Gestalt zu geben, daß nicht falsche oder einseitige politische Ansichten durch sie verbreitet werden. —

Das war aber in der That der Fall bei der Bearbeitung der neuesten Geschichte durch den Consistorialrath Menzel. Je geschickter die Form war, die er seinen Ansichten zu geben wußte, je sorgfältiger er sich vor den Extremen hütete, um keinen Anstoß zu geben, desto nachtheiliger mußte die einseitig conservative Färbung wirken, die er der neuesten Entwicklung gegeben hatte; ja der Schade war noch geringer in einer Zeit, wo die allgemeine Stimmung vorwiegend liberal war, wo man also ähnlichen Darstellungen ein entschiedenes Mißtrauen entgegenbrachte, als jetzt, wo der Umschlag nach der conservativen Seite hin sich immer fühlbarer macht. Wenn die Geschichte in dem Sinne des Herrn von Gerlach dargestellt wäre, so würde sie nur bei derjenigen Schicht des Volks Anklang finden, die bereits von den nämlichen Ideen ausgeht, d. h. bei dem leidenschaftlichern Theil des durch die Revolution in seinen Interessen verletzten Adels. Der Bürgerstand, auf den es doch vorzugsweise ankommt, wird, welcher politischen Schattirung er auch angehören möge, durch schroff ausgesprochene aristokratische Vorurtheile stets verletzt. Allein Menzel hatte grade im Sinne des ruhigen, ordnungsliebenden Spießbürgers geschrieben, der wol begreift, daß in dem bestehenden Staat manche Uebelstände noch zu beseitigen sind, der aber vor jeder Neuerung einen instinktmäßigen Widerwillen hegt, weil er nicht weiß, wohin sie ihn führen kann, und der daher lieber den Druck der bestehenden Verhältnisse erträgt, als zur Beseitigung derselben Kräfte aufzurufen, die er in ihrer weiteren Folge nicht berechnen kann.

Es ist daher von der Verlagsbuchhandlung ein dankenswerthes Unternehmen, daß sie durch die vorliegende Bearbeitung der neuesten Geschichte diese einseitige Färbung verwischt hat. Die beiden Supplementbände beginnen mit dem Jahre 1815 und enden mit 1848, da der Verfasser die noch fortdauernden Wirren der Gegenwart für eine objective Darstellung nicht geeignet hielt. Herr Arnd gehört in Beziehung auf seine politische Ansicht zu der Partei des gemäßigten Liberalismus, welcher die Berechtigung der modernen Ideen wol einsieht und das Verfehlte mancher Staatseinrichtungen anerkennt, aber für die Verbesserung der Zustände die äußerste Schonung und Behutsamkeit empfiehlt. Ein solcher Parteistandpunkt hat im praktischen Leben, wo es häufig darauf ankommt, rücksichtslos nach einer bestimmten Seite hin vorzuschreiten und alle andern Gesichtspunkte, an denen es bei einer verwickelten politischen Frage nicht fehlen wird, zu beseitigen, seine ernsten Bedenken; aber für eine

Digitized by Google

populäre Geschichtschreibung ist es der angemessenste Standpunkt, denn wenn ein Buch auf die Masse des Publicums wirken soll, so muß es wenigstens ungefähr von den Voraussetzungen ausgehen, welche die Masse bereits anerkennt. In dieser Beziehung haben auch solche Zeitungen, wie die voßische und spenersche, ihren bedeutenden Werth, den man in der Hitze des Streits leicht verkennt. Sie sind zwar nicht im Stande, in ernsten kritischen Fällen einen Rath zu geben, der eine verwickelte Frage erledigt, aber sie halten die öffentliche Meinung, die doch immer ein beachtenswerther Factor der Ereignisse ist, davon ab, im Eifer des Streits die Tramontane zu verlieren, wozu sie in aufgeregten Zeiten nur zu geneigt ist. Denn grade der Spießbürger, der in ruhigen Zeiten jedes Extrem verabscheut, ist geneigt, für Augenblicke, wo seine Furcht lebhaft angeregt ist, dem wildesten Fanatiker zu folgen, wenn er sich unter seinem Schutz am sichersten fühlt.

In der Form der Darstellung ist die alte Methode der beckerschen Weltgeschichte, die sich als praktisch bewährt hat, beibehalten. Die Geschichte ist so viel als möglich in die einzelnen Begebenheiten zerlegt, diese sind deutlich und anschaulich erzählt, die Uebergänge dagegen nur leicht skizzirt. Das ist die richtige Methode für die Fassungskraft der Menge. Weder in der Darstellung, noch in den Reflexionen finden wir etwas Glänzendes, darin liegt aber kein Nachtheil, denn allzu geistreiche Formen würden grade die Bestimmung dieses Buches beeinträchtigen. Die Erzählung ist klar, bestimmt, lebhaft und so vollständig, als der gedrängte Raum erlaubt. Wenn wir also dem Buch einen sehr günstigen Erfolg voraussagen, so können wir diese Voraussagung nur mit unsern lebhaftesten Wünschen begleiten.

Correspondenzen.

Pariser Brief. — Paris, 2. December. Man hat mit Unrecht geglaubt, daß die Kunst des Einlenkens zur gehörigen Zeit von Talleyrand allein mit Virtuosität ausgeübt wurde. Graf Molé, auf dessen Grab unsre Journale ohne Unterschied der Farbe Blumen streuen, weil er das Verdienst hat todt zu sein, hat durch seine Wirksamkeit, die wir in kurzen Zügen hier resumiren wollen, gezeigt, daß er ein gelehriger Schüler in des Meisters Schule gewesen.

Louis Mathieu Molé wurde im Jahre 1780 geboren. Seine Jugend rettete ihn, als er im Jahre 1793 mit seinem Vater nach kurzer Emigration wieder nach Frankreich zurückgekehrt war. Er wurde aus dem Gefängniß entlassen und lebte bis nach Robespierres Falle mit seiner Mutter im Auslande. Im Jahre 1806 debutirte er mit einem sehr schwachen Machwerke zur Verherrlichung des Autoritätsprincips, nachdem er einige Jahre früher vom Consul die Wiedererstattung

Digitized by Google

einer Güter erlangte. Der Kaiser wurde auf den jungen Mann aufmerksam und dieser wurde schon im Jahre 1809 zum Director des Brücken- und Straßenbaues ernannt. Molé zeichnete sich während Napoleons Herrschaft als Serviler unter den Servilen aus und sein Herr belohnte so große Ergebenheit, wie er sie verdiente. Er wurde zum Justizminister ernannt, behielt aber sein Portefeuille nur kurze Zeit. In seiner Eigenschaft als Großrichter begleitete er Maria Louise nach Blois.

Während der ersten Restauration finden wir Graf Molé im Municipalrathe und er unterzeichnete die Adresse von 20. März, welche Ludwig XVIII. die feurigsten Betheuerungen von Anhänglichkeit machte. Während der hundert Tage verweigerte er die Unterzeichnung der Erklärung des Staatsrathes „weil," sagte er dem Kaiser, „es gegen sein Gewissen stritte, zu erklären, daß Napoleon seine Krone von Gottesgnaden der Wahl der Franzosen verdanke." Zwei Monate später wurde er zum Pair ernannt, fand es aber zweckmäßiger, sich den schwankenden Zuständen nicht anzuvertrauen. Er schützte Krankheit vor und begab sich nach den Eaux bonnes.

Nach der Schlacht von Waterloo war Molé urplötzlich hergestellt und beeilte sich sofort nach Paris zurückzukehren. Noch im selben Jahre wurde er von Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich ernannt, und in dieser Eigenschaft sprach er mit das Todesurtheil von Ney aus. Das ist gewiß eine Umgestaltung, deren Schnelligkeit selbst Talleyrand keine Schande gemacht haben würde. Im Jahre 1817 ist Molé Marineminister und gibt den Bourbonen durch Verfolgung der Anhänger Napoleons während der hundert Tage neue Beweise seiner Anhänglichkeit. Aus dem Ministerium tretend (1818) spielt er unter den Mitgliedern der Opposition eine große Rolle. Die Julirevolution fand ihn unter den Siegern.

Graf Molé begrüßt die Barrikadenregierung mit Jubel — er hat keine Gewissensbisse mehr, einen König anzuerkennen, der seinen Ursprung aus dem Nationalwillen herleitet. Bei allen politischen Processen verurtheilt er die Gegner Ludwig Philipps, wie er früher der strenge Richter im Dienst Ludwig XVIII. gewesen.

Im Jahre 1830 ward Molé Minister der auswärtigen Angelegenheiten und sprach sich für das System der Nichtintervention aus. Drei Monate später gestürzt, tritt er wieder in die Opposition, bis er im Jahre 1836 mit Guizot ein Ministerium gründet. Molé entledigt sich bald aller Collegen und bildet im Jahre 1837 ein neues Ministerium, dessen Präsident er wird. Wie immer zeichnet sich Molé auch jetzt als devoter Diener Ludwig Philipps aus. Der Coalition der parlamentarischen Parteien mußte er weichen trotz der Wunder, die er als Redner zu jener Zeit geleistet. Als Guizot einst von den Höflingen sprechend das Wort des Tacitus citirte: „omnia serviliter pro dominatione", erwiederte der Ministerpräsident sofort: „Tacitus wollte nicht von den Höflingen sprechen, sondern (auf Guizot deutend) von den Ehrgeizigen." Es war freilich St. Marc Girardin, der ihm diese Berichtigung des angeführten Textes ins Ohr flüsterte.

Seitdem trat Molé wieder in die Pairskammer, doch wurde er in allen schwierigen Fällen von Ludwig Philipp consultirt. Nach der Februarrevolution spielte er eine ebenso klägliche Rolle wie alle seine Collegen der reactionären Partei. Sie arbeiteten dem Staatsstreiche in die Hände, indem sie dem Präsidenten auf jede erdenkliche Weise halfen, die Republik zu untergraben. Als sie am 2. De-

Digitized by

cember mit in die selbstgegrabene Grube fielen, entschädigte er sich wie die meisten verendeten Staatsmänner Ludwig Philipps durch Epigramme. Molé war ein charakterloser Politiker, und nur in einem Punkte blieb er sich wenigstens in seinen Wünschen folgerecht: er wollte die Wiederherstellung der Aristokratie mit allen ihren Consequenzen. Als Staatsmann war er ohne Entschluß im Handeln, ohne Klarheit in seinen Auseinandersetzungen; er ist kein Rechtsphilosoph, kein Finanzmann, kein tiefer Publicist, er war ein schlauer Mensch, der über gewöhnliche Schwierigkeiten hinwegglitt, aber ohne höhere Bedeutung. Im gewöhnlichen Umgange war er außerordentlich gewinnend und plauderte sehr geistvoll — das ist in Frankreich allerdings ein wirksames Mittel, sich Freunde und Einfluß zu erwerben.

Weihnachtsliteratur. Unter den zahllosen Büchern, welche durch ein buntes Kleid sich als Christgeschenke anmelden, präsentiren sich, von F. Dümmlers Verlagsbuchhandlung zu Berlin ausgesandt, zwei werthe Bekannte in neuer Auflage. Zuerst Fouqué's Undine (neunte Auflage) mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Adelbert Müller, ein Prachtwerk nach Papier, Druck und Ausstattung, angelegentlichst allen zu empfehlen, welche ein Herz für die innige Märchenpoesie dieser Dichtung haben. Wem aber ein schnurriges Gemüth geworden ist, der ergreife ein anderes Buch derselben Handlung, auf dessen Deckel ein aufgerichteter goldener Kater mit einer großen Schreibfeder bewaffnet kräftig ausschreitet. Es ist der alte, ehrliche Kater Murr von E. T. A. Hoffmann im neuen gepreßten Zeugrock, stark mit Gold bedeckt. Mögen Undine und der Kater Hand in Hand auch in dieser neuen Auflage durch die Herzen des deutschen Publicums schlüpfen.

Für Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren ist zu empfehlen: Die Länder und Völker der Erde. Geschildert in Reisen und Bildern von Karl Biernatzki, 16 colorirte Bilder (Stuttgart, Schmidt und Spring. 1856), welches in einem starken Bande interessante und charakteristische Episoden aus zahlreichen Reisewerken durch alle Erdtheile enthält, Schilderungen der Länder, Städte, der Sitten; Jagdabenteuer, militärische Expeditionen u. s. w. Die Auswahl ist zweckmäßig, der Inhalt so bunt und lockend als wünschenswerth.

Für dasselbe Alter ein ähnliches Unternehmen: Geographische Bilder aus Afrika mit Illustrationen in Farbendruck, bearbeitet und herausgegeben von C. F. Lauckhard. (Darmstadt, Bauerkeller, Jonghaus.) Es enthält außer dem Text in klein Folio acht größere Bildertafeln in leichter, aber gewandter Ausführung. Da das Werk doch zumeist für die Jugend berechnet ist, setzt das letzte und beste Bild, tanzende Negerinnen, eine schöne Arglosigkeit des kindlichen Gemüths voraus.

Für Mädchen von 10 bis 14 Jahren liegt uns vor: Töchteralbum. Unterhaltungen im häuslichen Kreise von Thekla v. Gumpert, mit 30 Lithographien nach Originalzeichnungen (Glogau, C. Flemming). Das Werk ist der Königin von Preußen gewidmet und enthält in starkem Octavbande: Erzählungen, Gedichte, aber auch viele Aufsätze aus dem Reiche der Natur, Geschichte und Kunst von verschiedenem Werth, immer von löblicher Tendenz.

Für kleinere Kinder von derselben Herausgeberin und in demselben Verlag: Die Herzblättchen. Erzählungen aus dem Familienleben und der Natur. Ansprechend und unschuldig. — Und ferner A. B. C. für artige Kinder in Silhouetten und Reimen von Karl Fröhlich (Cassel, G. E. Vollmann), mit den bekannten schwarzen Ausschnittfiguren, ein Genre, in welchem der Herausgeber wieder in liebenswürdiger Weise seine gute Laune bewährt. (Vergl. S. 475).

Ferner für reifere Jugend: Schloß und Hütte, Erzählung von E. R. Merz (Breslau, Trewendt und Granier), mit bunten Bildern, patriotischer Tendenz und frommen Erinnerungen an die Königin Luise von Preußen. Die Erzählung verräth Talent und glückliches Bestreben zu charakterisiren, doch ist der Ausdruck zuweilen ungelenk.

Schillers Lied von der Glocke in 40 Blättern bildlich dargestellt von Bernhard Reher. Leipzig, R. Weigel. — Mit der zweiten Lieferung ist dieses Kunstwerk vollendet. Bei der glücklichen Zeichnung der Bilder, der ernsthaften, kräftigen Ausführung und dem wahrhaft nationalen Stoff wissen wir kein besseres Weihnachtsgeschenk. Möchte diese ebenso geistreiche, als correcte Form recht viele Nachahmung finden. —

Krippenkalender für 1856. Vierter Jahrgang. Wien, Prandel und Meyer. — Abgesehen von dem gewöhnlichen Kalenderinhalt, enthält dieser Kalender die Actenstücke des Centralvereins für Kostkinderbeaufsichtigung und Krippen in Wien. Der Verein hat den Zweck: 1) durch Ueberwachung der Pflege jener Kinder von der Geburt bis zu Ende des zehnten Jahres — welche nicht bei ihren Eltern oder auch nicht in einer öffentlichen oder Privatanstalt, sondern bei andern Personen innerhalb des Bezirkes der wiener Gemeinde gegen Entgeld erzogen werden — zu verhüten, daß sie durch Unvorsichtigkeit, Rohheit, Habsucht oder sonst auf eine Art gefährdet werden. 2) Gesunde Kinder aus der arbeitenden Classe von der Geburt bis zu Ende des zweiten Lebensjahres und in jenen Bezirken, in welchen keine Kleinkinderbewahranstalten sich befinden, ausnahmsweise auch ältere Kinder in Krippen gegen eine kleine Vergütung von Seite der Eltern während der Tageszeit aufzunehmen, zu pflegen und zu überwachen, wenn die Eltern sich über ihre Armuth und Sittlichkeit ausweisen und außer dem Hause ihrem Erwerbe nachzugehen genöthigt sind. —

Illustrirter Kalender für 1856. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiet der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Leipzig, J. J. Weber. — Die Reichhaltigkeit dieses Kalenders ist allgemein bekannt, die Ausstattung vortrefflich. Zuerst haben wir den herkömmlichen Tageskalender mit allegorischen Bildnissen, die Jahreszeiten und den Thierkreis betreffend, und mit Hinzufügung eines historischen Erinnerungskalenders; dann folgen sehr ausführliche astronomische Notizen; dann die illustrirte Chronik des Jahres 1854 mit den Bildnissen, die wir bereits aus der Illustrirten Zeitung kennen; eine Uebersicht der landwirthschaftlichen Fortschritte und Ereignisse, des deutschen Handels und Verkehrs, der Gewerbe und Erfindungen, wobei natürlich die großen Ausstellungen eine hervorragende Rolle spielen; auch die Kirche und Schule wird bedacht, die vier Facultäten finden ihre Stelle, man erfährt, was in dem Jahre Neues gedruckt ist, man sieht eine Scene aus dem Fechter von Ravenna, die ver-

Digitized by Google

schiedenen Feste präsentiren sich in der möglichst anmuthigen Form, auch den Moden widerfährt ihr Recht, und zuletzt werden uns sämmtliche Fürsten, Prinzen, Staatsmänner, Diplomaten, Generale, Professoren, Akademiker ꝛc. vorgestellt, kurz es wird nicht leicht ein tiefgefühltes Bedürfniß gedacht werden können, das in diesen Notizen nicht seine Erledigung fände. —

Hundert Fabeln. Nach P. Lachambeaudie von Ludwig Pfau. Dessau, Gebrüder Katz. — Unser pariser Correspondent hat vor einiger Zeit eine ausführliche Kritik dieses modernen Fabeldichters gegeben. Die vorliegende Uebersetzung ist vortrefflich und um so mehr zu empfehlen, je seltener in unserer Zeit der leichte Scherz und die gute Laune in der poetischen Sprache zu werden scheint. —

Spiegel des Mittelalters in seinen denkwürdigen Frauen. Zur Unterhaltung und Belehrung der reiferen weiblichen Jugend und zum Gebrauch beim Geschichtsunterricht in höheren Töchterschulen von Friedrich David Nicolas, Oberlehrer an der Königlichen Elisabethschule in Berlin. Berlin, A. Sacco. — Die Auswahl der Frauen ist zweckmäßig. Zwar überwiegen für die ältere Zeit die Heiligen, deren Leben ziemlich einförmig aussieht, aber dazwischen kommen die dämonischen Gestalten jener wilden fränkischen Königinnen, deren Natur uns noch immer wie ein Räthsel erscheint; dann auch gelehrte Frauen, wie die berühmte Nonne Roswitha, so daß für bunte Abwechslung gesorgt ist. Aus dem 15. Jahrhundert sind u. a. folgende Frauen besprochen: Agnes Bernauer, die Jungfrau von Orleans, Anna von Bretagne, Margaretha von Valois, die Dyvecke u. s. w. Die Erzählung ist schlicht und verständig, in den Einleitungen läßt sich der Verfasser zuweilen zu schwülstigen Redensarten verleiten. Das ganze Buch ist aber ein nützliches Unternehmen, und es wird dadurch der Geschichte eine neue, beachtenswerthe Seite abgewonnen. —

Friedrich der Große. 'Für das deutsche Volk dargestellt' von Ludwig Hahn. Mit zehn Bildnissen Friedrichs und seiner Zeitgenossen gezeichnet von Dresdner Künstlern und geschnitten unter Professor H. Bürkners Leitung und zehn Scenen aus dem Leben Friedrichs des Großen nach Originalzeichnungen von W. Camphausen in Düsseldorf. Berlin, W. Hertz. — Das Werk ist jetzt mit der zehnten Lieferung geschlossen. Es enthält folgende sauber ausgeführte Porträts: die Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., den Minister Herzberg, Seydlitz, Keith, Ziethen, Ferdinand von Braunschweig, Schwerin, Prinz Heinrich und den alten Dessauer. Weniger gelungen sind die Scenen aus dem Leben des großen Königs. Der Text geht nicht auf eine vollständige historische Ausführung aus, sondern auf eine gedrängte Zusammenstellung der Hauptsachen mit vorzüglicher Hervorhebung derjenigen Momente, die für das Gemüth und die Einbildungskraft berechnet sind. Die äußere Ausstattung ist glänzend. —

Neue Silhouetten und Reime für große und kleine Kinder von Karl Fröhlich. Leipzig, Robert Friese. 1856. — Diese neue Weihnachtsgabe des Kinderfreundes schließt sich in ihrem innern Zwecke und der äußern Darstellung den früheren an. Die Silhouetten sind an Fülle der Erfindung, Klarheit der Form und Lebendigkeit des Ausdrucks dem Meisten überlegen und dem Besten, was für Kinder gebildet wird, gleich. Es ist dem Auge eine Wohl-

Digitized by Google

that, keiner Uebertreibung, keiner Unwahrheit zu begegnen, und dem scharfen Sinne des Kindes nur wahre und schöne Formen sich einprägen zu wissen. In den „Reimen" — wie Fröhlich sie bescheiden nennt, zeigt sich, daß er immer tiefer in die Natur der Kinder sich versenkt und aus ihr heraus weise und liebevoll ihren Wünschen und Bedürfniß Befriedigung gibt. In den früheren Bänden störte mitunter etwas Allegorisches, Märchenhaftes den reinen Fluß der natürlichen, gesunden Empfindung und klang in ein fremdes Gebiet hinüber. In dieser Sammlung ist alles in sich einig, und fast in jeder der Erzählungen und Gedichte das wahre Wesen der Kinderpoesie erreicht: plastisch und verständlich zu sein, und über die Verständlichkeit auf ein Höheres hinauszuweisen, was die Ahnung und das Streben des Geistes erweckt. —

Französische Literatur. — Scènes intimes. Leipzig, Mathey. — Die Sammlung enthält folgende Novellen: Eveline; Nathaniel; Le Moulin de la poussière von Mad. Caroline Olivier, und Domenica, von Mad. Desbordes-Valmore. Die Novellen sind sämmtlich gut erzählt und haben einen streng sittlichen Charakter. Der Inhalt ist nicht bedeutend. —

Souvenirs de Spa. Histoire du prince Z. et de la princesse Floris par P. J. Stahl. Bruxelles & Leipzig. Kiessling, Schnée & Comp. — Kleine Skizzen, die mit so außerordentlicher Anmuth angelegt sind, daß man wünschen möchte, der Inhalt, an den so viel Kunst verschwendet ist, wäre etwas ausgiebiger —

Les petits bourgeois, scènces de la vie Parisienne. Roman posthume de H. de Balzac. Tom. I—V. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Der Roman enthält eine Fülle interessanter Beobachtungen aus dem bürgerlichen Leben, und die originelle und charakteristische Zeichnung einzelner Figuren ist grade so bedeutend, als wir es früher von Balzac gewöhnt sind; aber nicht minder macht sich die pessimistische Stimmung geltend, und der Mangel an Composition ist noch fühlbarer, als sonst, wo doch in der Regel irgendeine große Leidenschaft oder auch eine fixe Idee den Leitton bildete. Für das Studium der französischen Gesellschaft sind die Romane Balzacs nicht zu umgehen, und dem Psychologen bieten sie sehr wichtige Aufschlüsse, aber eine erfreuliche Lectüre sind sie nicht, und wenn uns auf Augenblicke die seltsamen Arabesken in ihren Zauberkreis verstrickt haben, so daß wir mit wirklicher Theilnahme uns in Zustände und Interessen vertiefen, die doch illusorischer Natur sind, so athmen wir desto freier wieder auf, sobald wir uns diesem Einfluß entzogen haben. An Virtuosität in der Analyse kommt kein Schriftsteller Balzac gleich, auch Thackeray nicht, der aus seiner Schule hervorgegangen ist; aber bei all seinen glänzenden Vorzügen bleibt er doch ein krankhaftes Talent und ein charakteristisches Erzeugniß jenes Zersetzungsprocesses, den er eigentlich blos hat schildern wollen.

Les chansons lointaines, poèmes et poésies par Juste Olivier. Seconde édition. Leipzig, Mathey. — Der Titel wird durch das erste Lied erklärt. Der herkömmlichen französischen Manier entgegen sucht der Dichter gleichsam durch Stimmen, die von ferne hallen, das Gemüth ahnungsvoll zu erregen; er verschmäht den bestimmten Ausdruck und läßt nur dunkle, leise Gefühle anklingen. Freilich gilt das nur von einzelnen Liedern, die zum Theil die Begeisterung der reinsten

Digitized by Google

Poesie athmen. Die Mehrzahl ist ganz in der Weise Bérangers gehalten und schlägt den bekannten Ton des französischen Liedes an. Die Bilder, mit denen diese Ausgabe verziert ist, sind sehr sauber ausgeführt, die Anlage hätten wir etwas einfacher gewünscht. — Als Probe geben wir das Einleitungsgedicht von dem Buch der Jugend. —

L'homme est étrange en sa faiblesse,
Toujours changeant, capricieux,
Toujours tourné vers d'autres cieux,
Vers d'autres bords, sans trouver mieux,
Toujours regrettant ce qu'il laisse.
Quand il est jeune, il se croit vieux,
Et lorsque l'âge enfin le presse,
Il a toujours devant les yeux
Les vieux songes de sa jeunesse.

König und Prediger von **Felix Bungener**. Deutsche Uebersetzung des Werkes: Un sermon sous Louis XIV. Leipzig, Mathey. — Der Verfasser, Geistlicher in Genf, ist 1814 in Marseille geboren und hat seit 1843 eine Reihe von historischen Romanen eröffnet (Un sermon sous Louis XIV., 1843; Le concile de Trente, 1846; Trois sermons sous Louis XIV., 1848; Voltaire et son temps, 1850; Julien, ou la fin d'un siècle, 1853), die sich sämmtlich auf die Religion in ihrem Verhältniß zum Staat und zum weltlichen Leben im Allgemeinen beziehen. Er hat sehr sorgfältige literarhistorische Studien gemacht und sich bemüht, in sein historisches Gemälde, dessen Helden dies Mal Bossuet und Bourdaloue sind, keinen Zug aufzunehmen, den er nicht historisch begründen kann. So anerkennenswerth der sittliche Ernst ist, der sich darin ausspricht, so wenig ist es dem Verfasser gelungen, jene Spannung hervorzubringen, die doch auch für einen historischen Roman unerläßlich ist. —

Im vorigen Heft ist durch ein Versehen des Correctors der Name **Kliefoth** in Kliefath verändert worden.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Literarische Anzeigen.

In **Miniatur-Ausgaben** erschienen bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen folgende

Uebersetzungen von Edmund Lobedanz:

Romeo und Julia. Tragödie des **Shakspeare.** Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Antigone. Tragödie des **Sophokles.** Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Sakuntala. Nach dem Indischen des **Kalidasa.** Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Drei Perlen der dramatischen Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker, in meisterhaften Uebersetzungen, die sich in ihrer äußern Ausstattung den beliebten **Miniatur-Ausgaben classischer Dichtwerke** anreihen und eine Zierde jeder eleganten Bibliothek bilden werden.

Digitized by Google

In der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin** sind im Laufe des Jahres 1855 **neu** erschienen:

E. M. Arndt, Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum ersten Mal gesammelt und durch Neues vermehrt. Vierter Theil. 8. Geh. 1⅓ Thlr.
Die 3 ersten Bände kosten 3 Thlr. 20 Sgr.

—— Geistliche Lieder. 12. Geh. 12 Sgr.

G. Beseler, System des gemeinen deutschen Privatrechts. 3. Band. gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.
Der 1. Band kostet 2 Thlr., der 2. Band 2 Thlr. 25 Sgr.

Ludw. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. 2. Theil: Bis zu den Schlachten von Jena und Auerstädt. gr. 8. Geh. 3½ Thlr.
Der 1. Band kostet 3 Thlr., der 3. und letzte wird bis Ostern 1856 fertig.

Titi Livii ab urbe condita libri. Erklärt von W. Weissenborn. 4. Band, enthaltend das 21.—23. Buch. gr. 8. Geh. 22½ Sgr.

Th. Mommsen, Römische Geschichte. 2. Bd. gr. 8. Geh. 1 Thlr.
Der 3. Band wird im Januar künftigen Jahres fertig.

G. F. Schömann, Griechische Alterthümer. 1. Band: Das Staatswesen. gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Sgr.

C. Taciti Germania in usum scholarum recognita a Mauritio Hauptio. 8. Geh. 5 Sgr.

G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europäische Politik. 1. u. 2. Bd. gr. 8. Gebunden 5 Thlr. 10 Sgr.
Der 3. Band erscheint bis Ostern 1856.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moritz Haupt. X. Bd. 1. und 2. Heft. gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

In neuen Auflagen sind im Jahre 1855 gedruckt:

Ad. v. Chamisso's Gedichte. Vierzehnte Auflage mit Titelkupfer. Geb. mit Goldschnitt 3 Thlr.

Fr. Ellendt, lateinische Grammatik für die untern Classen der Gymnasien, nach der Anlage der Billrothschen Grammatik bearbeitet. Vierte verbesserte Auflage nach dem Tode des Verfassers besorgt von Dr. Moritz Seiffert, Prof. am K. Joachimsthal. Gymnasium in Berlin. 8. Geh. 10 Sgr.

C. F. Gellert's geistliche Oden und Lieder. Neue Miniaturausgabe mit Titelkupfer. Geb. mit Goldschnitt 24 Sgr.

Tasso, befreites Jerusalem, übersetzt von J. D. Gries. 2 Theile. 10. Aufl. 16. 20 Sgr.

Vega, logarithmisch-trigonometrisches Handbuch. 39. Aufl., oder 21. Abdruck der neuen Stereotypausgabe. Herausgegeben von Dr. J. A. Hülsse. 4. Geh. 1 Thlr. 7½ Sgr.

C. Julii **Caesaris** Commentarii de bello gallico. Erklärt von Fr. Kraner. Mit einer Karte von Gallien von H. Kiepert. 2. Aufl. 22½ Sgr.

Cicero's Cato major sive de senectute dialogus. Erkl. v. J. Sommerbrodt. 2. Aufl. 6 Sgr.

—— Laelius sive de amicitia dialogus. Erklärt von Dr. C. W. Nauck. 2. Aufl. 6 Sgr.

—— ausgewählte Reden. Erklärt von Karl Halm. 2. Bändchen.: Reden gegen C. Verres. 2. Aufl. 18 Sgr.

Demosthenes ausgewählte Reden. Erklärt von A. Westermann. 2. Bdchn.: Reden vom Kranze. Rede gegen Leptines. 2. Aufl. 15 Sgr.

Homers Odyssee. Erklärt von J. U. Faesi. 1. Bd. 3. Aufl. 20 Sgr.

—— Illiade. Erklärt von J. U. Faesi. 2. Bd. 2. Aufl. 25 Sgr.

Isokrates, ausgewählte Reden (Panegyricus und Areopagiticus). Erkl. von R. Rauchenstein. 2. Aufl. 10 Sgr.

Plutarchs ausgewählte Biographien. Erklärt von C. Sintenis. 1. Bdchn. Aristides und Cato major. 2. Aufl. 10 Sgr.

—— 2. Bdchn. 2. Aufl. Agis und Cleomenes. Tiberius und Gaius Gracchus. 10 Sgr.

M. T. Quintiliani institutionis liber X. Erklärt von E. Bonnell. 2. Aufl. 6 Sgr.

C. Sallustii Crispi de conjuratione Catilinae et de bello Jugurthino libri. Ex historiarum libris quinque deperditis orationes et Epistolae. Erkl. von R. Jacobs. 2. Aufl. 18 Sgr.

Sophocles. Erkl. v. F. W. Schneidewin. 1. Bdchn.: Aias. Philoktetes. 3. Aufl. 20 Sgr.

—— 5. Bdchn.: Elektra. 2. Aufl. 10 Sgr.

Cornelius Tacitus. Erklärt von K. Nipperdey. 1. Bd.: Ab excessu Divi Augusti I—IV. Mit den Varianten der Florentiner Handschrift. 2. Aufl. 24 Sgr.

Virgils Gedichte. Erkl. v. Th. Ladewig. 1. Bdchn.: Bucolica und Georgica. 2. Aufl. 10 Sgr.

—— 2. Bdchn.: Aeneide, Buch I—IV. 2. Aufl. 15 Sgr.

—— 3. — Aeneide, Buch VII—XII. 2. Aufl. 15 Sgr.

Letztere 18 Bände sind Theile der Haupt- und Sauppeschen Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen.

Digitized by Google

Bei **H. Hartung** in **Leipzig** sind erschienen:

Freundschaftliche Briefe von **Goethe und seiner Frau** an Nicolaus Meyer. 1 Thlr. 6 Ngr. (Interessante Familienbriefe mit einem bisher ungedruckten Gedichte Goethes.)

Aus Weimars Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller, herausgegeben von A. Diezmann. 15 Ngr.

Schiller-Bibliothek. Vollständigstes, bibliographisches Verzeichniß der Einzel-Ausgaben und Gesammtwerke Schillers. 15 Ngr.

Aus Goethes Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen. (W. Ludecus). 15 Ngr.

Goethe's Iphigenia auf Tauris. Goethe und das griechische Alterthum, von Dr. K. F. Rinne. 15 Ngr.

Goethe's Faust. Translated by A. Hayward. 15 Ngr.

Im Verlage von **Franz Duncker** (W. Besser's Verlagshandlung) in Berlin erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Helgoland.

Schilderungen und Erörterungen

von **Friedrich Oetker,**

früherem Obergerichtsadvocaten zu Cassel.

Mit einer Ansicht und zwei Karten.

Eleg. geh. 2⅔ Thlr., eleg. geb. 3 Thlr.

Den Besuchern und Freunden Helgolands, die ja nach vielen Tausenden zählen, bietet sich hier zum ersten Male eine auf sorgsamer Forschung und genauer Localkenntniß beruhende, anziehend geschriebene Schilderung dieses merkwürdigen Eilandes in naturwissenschaftlicher, historischer, ethnographischer und politischer Hinsicht. Dem Verfasser haben die leeren Tage eines wiederholten Badeaufenthaltes und die langen Monde politischen und körperlichen Mißgeschicks, das ihn Jahre lang auf der Insel festhielt, Muße und Anlaß zu Nachforschungen und zu einer Reihe von Briefen gegeben, aus denen dieses Buch entstanden; dasselbe wird zahlreiche Irrthümer berichtigen, Entlegenes zugänglich und Gelehrtes der schlichten Bildung verständlich machen, und somit allen früheren Besuchern der Insel als ein werthes Andenken schön verlebter Tage, dem Vaterlandsfreunde und Manne der Wissenschaft aber als ein wichtiger Beitrag zur Kunde des deutschen Vaterlandes willkommen sein.

Im Verlage von **Gebrüder Katz** in **Dessau** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu beziehen:

Hundert Fabeln.

Nach P. Lachambeaudie.

Von Ludwig Pfau.

Elegant cartonnirt 20 Sgr.

Lachambeaudie, der zweimal von der Pariser Akademie gekrönt wurde und von dessen Fabeln gegenwärtig die zwölfte Auflage erscheint, war bis jetzt in Deutschland nicht einmal dem Namen nach bekannt. In Frankreich sind die eben so geistreichen als gediegenen Dichtungen dieses Schriftstellers in den Händen von Jung und Alt und wir glauben daher den Dank des deutschen Publicums zu verdienen, wenn wir es mit diesem Nachfolger Lafontaines bekannt machen, der seinen Vorgänger in mancher Beziehung übertrifft. Seine Fabeln sind in Stoff und Anwendung neu und originell und beruhen auf jener ächten und großartigen Sittlichkeit, welche der Poesie zu Grunde liegt. Sie bemächtigen sich der Ideen und Gegensätze, welche unsre Zeit bewegen und führen diese in sinnreicher Verkleidung, in der mildernden Hülle der Fabeln dem Leser vor.

Die deutsche Bearbeitung, welche eher eine Nachdichtung als eine Uebersetzung genannt werden muß, übertrifft noch in vielen Stücken das Original, eine Behauptung, welche die Vergleichung der beiderseitigen Texte rechtfertigen mag. Für geeignete Ausstattung hat die Verlagshandlung das Ihrige gethan.

Digitized by Google

Im Verlage von **Duncker & Humblot** ist — nunmehr komplet — erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der letzten vierzig Jahre.

Von Eduard Arnd.

2 Theile. 70¼ Bogen gr. 8. 2 Thlr. 10 Sgr.

Zugleich ein Supplement zu allen Ausgaben von Beckers Weltgeschichte, daher auch unter dem Titel:

Karl Friedrich Beckers Weltgeschichte.

Funfzehnter Band (I. u. II. Abth.)

welche nunmehr mit diesem Supplement kostet: 11 Thlr. 20 Sgr.

Durch Benutzung der besten zu Tage gekommenen Quellen und Forschungen, durch klare Auffassung der die jetzige Menschheit bewegenden Ideen, durch unparteiische Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten, durch Hervorheben der inneren Verbindung der einzelnen Erscheinungen hat der Verfasser seiner Darstellung dasjenige Leben einzuhauchen versucht, welches „jetzt von jeder geschichtlichen Arbeit, besonders aber von einer solchen, welche die einflußreichsten Ereignisse unsrer Zeit berührt, mit Recht verlangt werden kann." — Beckers Weltgeschichte ist durch dieses Supplement abermals dem Ziele näher gebracht, dem wir bei der Herausgabe dieses populären Nationalwerkes unausgesetzt nachgestrebt haben. Es sollte in seinen fortschreitenden Ausgaben stets auf die fortschreitende wissenschaftliche Geschichtschreibung sich stützend, in zuverlässiger, fesselnder, Jedem verständlicher Darstellung die Entwicklung der Menschheit von ihrem Ursprung bis auf unsre Tage dem deutschen Volke erzählen. Die Namen der Bearbeiter der letzten Ausgabe Loebell, Max Duncker, Menzel, Arnd durften uns Bürge sein, daß, was den innern Werth des Buches betrifft, unsre Absicht erreicht wurde. Was seine Verbreitung anlangt, so haben wir durch den außerordentlich billigen Preis von 350 Sgr. für 125 Bogen gr. 8., was in unsern Kräften steht, gethan, daß den weitesten Kreisen der Nation die vortrefflichen Arbeiten jener Männer zu Gute kommen. In der herannahenden Weihnachtszeit erinnern wir hieran aufs Neue, da jedem Gebildeten, der noch nicht im Besitz des Werkes ist, insbesondere der heranwachsenden Jugend nicht leicht eine innerlich werthvollere Weihnachtsgabe geboten werden kann.

Im Verlage von **Victor Lohse** in **Hannover** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gedichte

von Carl von Holtei.

4. Auflage. geh. Preis 2 Thlr.

Der durch seine Theaterstücke, durch seine Romane, durch seine Shakspeare-Vorlesungen bekannte Dichter zählt fast in allen deutschen Städten viele Gönner und Freunde. Diesen wird eine neue Sammlung seiner Gedichte willkommen sein, welche besondern Werth gewinnt durch Aufnahme jüngerer, theils hervorragenden Persönlichkeiten, theils wichtigern Ereignissen gewidmeter Poesien, bei denen sich der „Gelegenheits-Dichter" (wie er sich selbst zu nennen liebt) im besten Sinne des Wortes bewährt.

Causeries sur la Psychologie des animaux

par **F. M. Trögel**, Docteur en phil.

Unter diesem Titel ist vor kurzem (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. Preis 18 Ngr.) ein Werkchen erschienen, welches uns zu dem Anziehendsten und Reizendsten, was uns von französischer Lectüre in neuester Zeit zu Gesicht gekommen, zu zählen scheint. Es ist dasselbe eine kleine Naturgeschichte der Thiere in anekdotischem Gewande, in welcher der Verfasser, der sich seit einer langen Reihe von Jahren mit der Beobachtung ihrer intellectuellen Fähigkeiten, Gemüthseigenschaften, Empfindungen, Willensäußerungen ꝛc. beschäftigt hat, die gewonnenen Resultate mit großer Liebe und regem Fleiß in reinem und elegantem Französisch darstellt. Dabei ist die Form der Behandlung so einfach und klar, daß das Büchelchen mit großem Interesse von der gebildeten Welt gelesen werden dürfte und wir es für jedes Alter als gleich nützlich und unterhaltend für **Schule** und **Haus** und zugleich als willkommenes **Festgeschenk** empfehlen können.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Georges Sand.

Histoire de ma vie. T. 1—11. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp.

Indem wir jetzt die Denkwürdigkeiten der berühmten Dichterin vollständig vor uns haben, können wir uns der Bemerkung nicht erwehren, daß es für den Ruhm derselben vielleicht besser gewesen wäre, wenn sie dieselben nicht geschrieben hätte. Wir finden viele geistvolle Bemerkungen darin, vieles aus dem Privatleben und dem allgemeinen Leben der Zeit, das uns interessirt, aber eigentlich nichts, was uns zum Verständniß der poetischen Entwicklung G. Sands unentbehrlich wäre, und dagegen sehr vieles, was ein zartfühlendes Weib nie hätte schreiben sollen. Gewiß ist G. Sand ehrlich zu Werke gegangen; sie hat sich nicht besser darstellen wollen, als sie ist, und sie hat wissentlich keinem Menschen Unrecht gethan; aber ihre Bildung ist doch nicht so frei, daß sie durchweg objectiv sein könnte. Indiscretionen sind eigentlich nur dann zu entschuldigen, wenn sie nothwendig sind. Daß sie also über das Verhältniß zu ihrem Manne mehr erzählt, als man sonst schicklicherweise zu erzählen pflegt, mag gerechtfertigt sein, da das Verhältniß einmal der Oeffentlichkeit ausgestellt war; aber wen im Publicum gehen die übrigen Familienglieder, die Mutter, die Großmutter, die Schwiegermutter, die Kinder u. s. w. etwas an? Wir sind fest davon überzeugt, daß ihre Mutter wirklich der Satan war, den sie uns schildert; aber hat denn eine Tochter jemals die Verpflichtung oder das Recht, auf eine so schonungslose Weise die Schwächen ihrer Mutter zu enthüllen? Eine solche Schilderung wird durch die fortwährend eingestreute Versicherung von der heißen, leidenschaftlichen Liebe zu ihrer Mutter keineswegs gut gemacht, und wenn G. Sand mehrfach versichert, sie könnte noch viel schlimmere Dinge erzählen, wenn sie wollte, so gibt das der Sache auch kein besseres Licht. Daß ihr Bruder ein Trunkenbold war und im Säuferwahnsinn endete, mag auf ihr Verhältniß zu ihrem Mann schädlich eingewirkt und so zu ihrer Entwicklung beigetragen haben, aber wir können uns nicht helfen, eine Schwester darf von dem Bruder so etwas doch nicht erzählen; und so ist fast jedes Porträt ihrer lebenden und todten Freunde eine Indiscretion, und diese Indiscretion wird dadurch gar nicht gebessert, daß man

immer daran denken muß, das Buch ist eine Geldspeculation. G. Sand erzählt uns ganz aufrichtig, daß sie zu ihrer poetischen Thätigkeit fast ausschließlich durch das Bedürfniß getrieben wurde, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und dagegen ist auch nicht das Geringste einzuwenden; aber mit Familienangelegenheiten darf man nicht speculiren. — Wir lassen für den Augenblick diese Betrachtung bei Seite und gehen auf den Inhalt ihres Lebens ein.

Es geht den meisten Selbstbiographen so, daß sie die erste Zeit ihres Lebens, wo Dichtung und Wahrheit sich noch lieblich vermischen, mit besondrer Vorliebe behandeln. So erzählt uns auch G. Sand am ausführlichsten die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend, zum Theil sehr poetisch, aber das eigentliche Interesse beginnt doch für uns mit dem siebenten Bande.

Aurore Dupin ist 1804 geboren. Der Vater stammte aus einem angesehenen Hause und war Offizier. Die Mutter war nicht blos aus niederm Stande, sondern ihr Leben war auch nicht ohne Flecken, was uns die Tochter sehr ausführlich erzählt. Wegen seiner Mesalliance hatte Herr Dupin mit seiner Familie gebrochen, indeß wurde die Mutter doch wieder versöhnt, und als er durch einen Unglücksfall umkam, nahm sie sich der kleinen Enkeltochter an. Auch das Verhältniß zur Schwiegertochter wurde, so gut es gehen konnte, ausgeglichen; doch fand ein beständiger Krieg um die Liebe des Kindes zwischen den beiden Frauen statt. Die ältere, eine zarte, feingebildete aristokratische Dame, in den Formen und Vorurtheilen ihres Standes aufgewachsen, die jüngere eine leidenschaftliche, excentrische Tochter des Volks, ursprünglich mit einem gesunden Fond ausgestattet, aber in allen Dingen zum Uebermaß geneigt, leichtsinnig, argwöhnisch, launenhaft und durch keine Form der Bildung geschult. Das Herz Auroras gehörte ursprünglich ganz der Mutter an, und nur mit Widerstreben fügte sie sich dem sanften Joch ihrer Großmutter, allmälig aber hatte sie sich daran gewöhnt, und als Madame Dupin starb, 1822, war sie vollständig damit einverstanden, daß durch eine Testamentsclausel ihre weitere Leitung ihrer Mutter entzogen wurde. Von ihrer Jugendgeschichte ist nur noch nachzuholen, daß sie eine Zeitlang im Kloster erzogen war und sich dort bemüht hatte, durch religiöse Ekstase den Mangel eines ruhigen, sichern Glaubens zu ersetzen, wie sie es auch in mehrern ihrer Romane erzählt.

Die Mutter war keineswegs gemeint, sich jener nach ihrer Ansicht beschimpfenden Testamentsclausel zu fügen. Der lang verhaltene tiefe Groll gegen die vornehme Schwiegermutter machte sich jetzt auf eine unschöne Weise Luft. Das Gericht war auf ihrer Seite, sie bemächtigte sich ihrer Tochter und wußte dieselbe mit einem Raffinement zu quälen, das nur bei der leidenschaftlichen Natur eines wilden Weibes möglich ist. Das Verhältniß wurde un-

Digitized by Google

erträglich. Während dem Besuch bei einem vortrefflichen Ehepaar, das sich freundlich ihrer annahm, lernte Aurora Herrn Casimir Dudevant kennen, den natürlichen Sohn eines französischen Obersten, der ihr seines nüchternen, leidenschaftslosen Wesens wegen gefiel. Sie gewöhnten sich erst im Spiel daran, sich als Mann und Frau zu verhalten, dann fanden sie es nicht unangemessen, Ernst daraus zu machen. Die Mutter führte noch einige große Scenen auf, endlich gab sie ihre Einwilligung, obgleich sie einen schönern Schwiegersohn vorgezogen hätte, der ihr auf der Promenade den Arm geben konnte. So fand die Hochzeit im September 1822 statt, und Aurora lebte seitdem mit ihrem Mann auf dem Gut Nohant, welches sie von ihrer Großmutter geerbt hatte. 1823 bekam sie einen Sohn, 1828 eine Tochter. Das Ehepaar lebte im Ganzen friedlich und verträglich zusammen, aber es fehlte alle innere Einheit der Gemüther. Aurora wurde häufig von einem unbestimmten Leid befallen, das bis zur Lust des Selbstmords sich steigerte. „Ohne uns etwas verbergen zu wollen, wußten wir doch nichts miteinander zu reden, wir zankten niemals, im Gegentheil bemühte ich mich, mit den Augen meines Mannes zu sehen, aber kaum hatte ich mich mit seinen Ideen in Uebereinstimmung gesetzt, so fand ich mich mit meinen eignen Instincten in Widerspruch und verfiel in eine unaussprechliche Traurigkeit." Sie stellt über diesen Zustand im siebenten Bande mehre philosophische Betrachtungen an, im zehnten dagegen kommt sie zu der Ueberzeugung, daß ein Leberleiden die Hauptschuld daran gewesen sei. Freilich kamen noch einige andere Umstände dazu, ihr ihre Lage zu verleiden. Ihr Bruder, der Trunkenbold, lagerte sich bei ihr ein und führte unangenehme Scenen auf, und wenn die pecuniären Verhältnisse der beiden Gatten auch für eine bescheidene Existenz vollkommen ausreichten, so fühlten sie sich doch in mancher Beziehung genirt, und Aurora hatte das unangenehme Gefühl, niemals Geld zu ihrer Disposition zu haben, sondern in all ihren kleinen Liebhabereien von dem guten Willen ihres Mannes abhängig zu sein. Im Sommer 1825 machten sie eine Reise in die Pyrenäen, und sie theilt uns daraus die Fragmente eines Tagebuchs mit, in dem sie ihre Gemüthszustände fixirt hat. Man hat später das Bild der Indiana fälschlich auf sie angewandt, aber in einem Punkt finden wir doch Uebereinstimmung. Sie nahm zu voreilig die Miene einer femme incomprise an und bemühte sich zu wenig, dem unklaren Verhältniß zu ihrem Mann eine offene natürliche Wendung zu geben. — Nach der Rückkehr von den Pyrenäen hielten sie sich eine Zeitlang auf dem Landgut ihres Schwiegervaters auf, in einer Gegend, wo die Wölfe noch herdenweise den Wandrer anfielen. Der alte Herr, der sich gegen seine Kinder sehr liebenswürdig benahm, wurde während ihrer Anwesenheit vom Schlage gerührt und hinterließ sein Erbe seiner Witwe, der Stiefmutter Casimirs, die gegen Aurora von vornherein eine große Abneigung ge-

Digitized by Google

hegt zu haben scheint und ihr das Leben möglichst zu verbittern suchte. Endlich im Jahre 1831 faßte Aurora einen Entschluß. Sie traf mit ihrem Mann das freundschaftliche Uebereinkommen, daß sie mit ihrer Tochter die Hälfte des Jahres in Paris leben wollte, wofür er ihr eine mäßige Summe aussetzte, die andere Hälfte in Nohant. Jene Summe reichte für eine bequeme Existenz in Paris nicht völlig aus, sie mußte also das Nöthige dazu verdienen. Sie hatte es schon mit Handarbeiten und Aehnlichem versucht, es war nicht gegangen, und sie beschloß daher, von der Schriftstellerei zu leben. Ihr Mann gab seine Einwilligung dazu, weil er es für eine Caprice hielt, die bald vorübergehen würde; aber schon durch diese Einwilligung verwirkte er eigentlich sein eheliches Recht. Uebrigens war von einem Bruch durchaus nicht die Rede gewesen, im Gegentheil scheinen die Verhältnisse, da sie einander weniger sahen, ein besseres Ansehen genommen zu haben.

Bis dahin ist die Erzählung sehr klar und deutlich; mit dem Aufenthalt in Paris wird das Gemälde etwas verwaschen. Aurora erzählt in der Einleitung, daß alle ihre Neigungen sehr ernsthafter Natur gewesen sind, aber sie verschweigt uns die Einzelnheiten. An sich finden wir das vollkommen gerechtfertigt, wenn nur in den Denkwürdigkeiten nicht andere Dinge vorkämen, die eine ebenso fragliche Berechtigung hätten.

Um Romane schreiben zu können, mußte sie das Leben studiren. Ihre Einkünfte reichten aber dazu nicht aus, die Genüsse der Hauptstadt als Dame mitzumachen; sie zog also Mannskleider an und verband sich mit mehrern jungen Leuten aus ihrer Provinz, die in Paris ihr Glück machen wollten, um in der Form eines jungen Studenten die Theater und andere öffentliche Orte zu besuchen. „Ich kann nicht beschreiben," erzählt sie, „welches Vergnügen mir meine Stiefel machten. Gern hätte ich mit ihnen geschlafen. Auf diesen eisenbeschlagenen Absätzen stand ich fest auf dem Trottoir; ich lief von einem Ende der Stadt zum andern, ich hätte allenfalls die ganze Welt umkreist. Meine Kleider durften das Wetter nicht scheuen, ich ging zu jeder Zeit aus, und niemand merkte meine Verkleidung." Einige spaßhafte Anekdoten über Mißverständnisse, die sich daraus ergaben, theilt sie selbst mit. In dieser Zeit knüpfte sie mehre intime und bleibende Verhältnisse an. Ueber den Umfang derselben spricht sie sich selbst aus. „Glaubt mir, das Herz ist weit genug, um viele Neigungen zu herbergen, und je zahlreicher, aufrichtiger und hingebender sie sind, desto mehr wird es an Kraft und Wärme wachsen. Seine Natur ist göttlich, und wenn es zuweilen unter dem Gewicht der Enttäuschungen erdrückt und erstorben scheint, so bezeigt grade die Tiefe dieses Leids sein unsterbliches Leben. Habt daher keine Furcht, den Aufschwung des Wohlwollens und der Sympathie auf das vollste zu empfinden, die süßen und peinlichen Erregungen und Sorgen zu tragen, aber nebenbei errichtet noch den

Digitized by Google

Altar einer besondern Freundschaft und sucht eine Person, die ihr genug lieben könnt, um ihr gegenüber vollkommen zu sein, eine Person, die euch heilig sei, und der ihr gleichfalls heilig seid. Der große Zweck, den wir alle verfolgen müssen, ist, unser Erbübel, die Persönlichkeit, auszurotten. Ihr werdet bald sehen, daß, wenn man erst dahin gekommen ist, gegen einen Einzelnen vollkommen zu sein, man auch bald gegen die Uebrigen besser wird, und wenn ihr die ideale Liebe sucht, so werdet ihr bald merken, daß die ideale Freundschaft auf eine wunderbare Weise das Herz dazu vorbereitet, ihre Wohlthat zu empfangen."

Es konnte nicht fehlen, daß diese Art, in Mannskleidern in Paris zu leben, die ärgsten Vorwürfe und Verleumdungen nach sich zog, aber Herr Dudevant, ihr Mann, war vollständig unterrichtet und hatte nichts dagegen einzuwenden, ebensowenig ihre Mutter; nur ihre Schwiegermutter, Madame Dudevant, die sie einmal in Paris besuchte, drückte ihr Mißfallen aus. Sie fragte, warum Aurora so lange in Paris ohne ihren Mann bliebe; diese antwortete, es geschehe mit Einwilligung ihres Mannes. — Aber ist es wahr, daß Sie die Absicht haben, Bücher zu drucken? — Ja, Madame. — Ei, ei, eine wunderliche Idee. — Ja, Madame. — Recht schön; aber ich hoffe wenigstens, daß Sie den Namen, den ich führe, nicht auf den Einband gedruckter Bücher setzen werden? — O gewiß nicht, Madame, es hat keine Noth.

In der That hatte sie bereits ihren ersten Roman: Rose und Blanche, gearbeitet, ihn von ihrem jungen Freunde Jules Sandeau überarbeiten lassen und als Namen des Verfassers wurde Jules Sand angegeben. Da das Buch Beifall fand, wünschte der Verleger der spätern Romane den Namen beizubehalten, weil aber Jules Sandeau keinen Antheil daran hatte, wollte er es nicht zugeben, und so wählte denn die Verfasserin das Pseudonym Georges Sand, das sie seitdem immer beibehalten hat.

Ihr Mann besuchte sie zuweilen in Paris. Sie wohnten nicht zusammen, um einander nicht zu geniren, aber ihr Mann speiste bei ihr und führte sie zuweilen ins Theater. In Paris gestaltete sich das Verhältniß ganz gut, aber wenn sie auf ihr Semester nach Nohant kam, wurde sie ihrem Mann öfters unbequem, weil sie über manche häusliche Einrichtungen sich nicht einigen konnten. Dort schrieb sie „Indiana" und „Valentine". Ihre kleine Tochter nahm sie nach Vollendung des letztern Romans nach Paris mit.

Ihr erstes literarisches Auftreten war nicht ohne Schwierigkeiten. Sie wollte ein Gutachten über ihr Talent haben, und man wies sie an einen Deputirten, Herrn von Kératry, der selbst einen Roman geschrieben hatte. Dieser empfing sie mit der Versicherung, Frauen sollten sich überhaupt nicht in die Literatur einmischen, weil sie dazu keinen Beruf hätten, und schloß mit der

Digitized by Google

feierlichen Erklärung: Glauben Sie mir, ne faites pas des livres, faites des enfans. — Meiner Treu, antwortete sie lachend, bewahren Sie den Rath für sich selbst, wenn er ihnen gut scheint. — — Ihre Freunde haben die Antwort nachher so gegeben: Machen Sie selbst welche, wenn Sie können; aber G. Sand versichert, ni si méchante, ni si spirituelle gewesen zu sein, d'autant plus que sa petite femme avait l'air d'un ange de candeur. Einen bessern Eingang fand sie bei Balzac, mit dem sie von der frühesten Zeit an in sehr guten Verhältnissen stand und der auf ihre Art und Weise einen nicht unwichtigen Einfluß ausgeübt hat. Uebrigens versichert sie, sich nie als die Heldin eines ihrer Romane betrachtet zu haben; was von idealen Träumen in ihr war, wollte sie in einem Gedicht: Corambé, niederlegen, das aber nie geschrieben wurde. Corambé war der phantastische Name für einen persönlichen Gott, der ihrem Herzen Genüge thun sollte. Spiridion und ähnliche phantastische Geschichten sollten Fragmente daraus sein; eher möchten wir in demselben den Eindruck der balzacschen Analyse finden.

„Indiana" und „Valentine" machten ein großes Aufsehen, die Dichterin wurde von der Revue des deur mondes engagirt und schrieb in den nächsten Jahren ihre sämmtlichen Novellen für diese Sammlung. Die jungen Kritiker dieser Revue, Gustav Planche und St. Beuve, wurden ihre intimen Freunde und blieben ihr auch später durch alle Wechselfälle treu. Sie hat es namentlich dem ersten in diesen Denkwürdigkeiten sehr schlecht vergolten. Während des genaueren Umgangs mit diesen beiden schrieb sie die „Lelia," ein Buch, welches sehr bald in den Ruf der schrecklichsten Immoralität kam und der Dichterin die ärgsten Verdächtigungen zuzog. Wir finden es mehr abgeschmackt, als unmoralisch. Sie selbst hatte ein ziemlich lebhaftes Gefühl von ihrer Sittlichkeit und erzählt selbst, daß sie einmal Balzac, der ihr seine Contes drôlatiques vorlas, wegen seiner Unsittlichkeit tadelte, worauf er sie als Prude behandelte und ihr noch von der Treppe aus zurief: Vous n'êtes qu'une bête.

Nach dem Erscheinen der Lelia machte sie eine Reise nach Venedig. Auf der Reise lernte sie Beyle kennen; in Venedig stand sie in intimem Verhältniß zu Alfred de Musset, der dort in eine schwere Krankheit gefallen war. Die Romane André, Jacques und Mattea sind in Venedig geschrieben, und die Lettres d'un voyageur schildern ihre damaligen Stimmungen und Zustände. Seit diesem Aufenthalt gewinnen ihre Romane jene lebendige Farbe, die ihnen einen so eigenthümlichen Reiz gab. Im August 1834 kehrte sie nach Paris zurück, von da nach Nohant. Seit dieser Zeit scheinen ihre Beziehungen zu ihrem Mann einen etwas unangenehmern Charakter angenommen zu haben, obgleich er noch nach Venedig sehr freundlich an sie geschrieben hatte. In Paris wurde jetzt ihr Hauptumgang Madame Dorval, die berühmte Schauspielerin, die 1849 starb und von der sie in diesen Denkwürdigkeiten ein sehr

Digitized by Google

anziehendes Bild gibt; vielleicht die schönste Episode des ganzen Buchs. Bekanntlich hat in neuester Zeit auch Alexander Dumas diese Frau zum Gegenstand einer Monographie gemacht.

Und nun folgt eine Erzählung, die wir ohne weitere Bemerkungen französisch wiedergeben wollen. Wir erwähnten vorher die Mißhelligkeiten mit ihrem Mann. Un de mes amis, Dutheil, qui eût voulu 'rendre possible la durée de cette situation, me disait que je pouvais m'en rendre maîtresse en devenant la maîtresse de mon mari. Cela ne pouvait me convenir en aucune façon. Les rapprochements sans amour sont quelque chose d'ignoble à envisager. Une femme qui recherche son mari dans le but de s'emparer de sa volonté fait quelque chose d'analogue à ce que font les prostituées pour avoir du pain et les courtisanes pour avoir du luxe. Ce sont de telles réconciliations qui font d'un époux un jouet méprisable et une dupe ridicule. Dutheil, en discutant contre moi, élevait la question autant que possible, et, bien qu'il fût souvent cynique en paroles, il avait trop d'intelligence pour ne pas comprendre qu' avec moi il fallait idéaliser le but. Il invoquait donc mon amour pour nos enfants et l'intérêt de leur avenir. A cette considération sacrée, je ne pouvais opposer qu'un instinct de répugnance, mais un instinct si profond, si absolu, que je dus réfléchir, pour me rendre compte de la valeur que je devais lui accorder dans ma conscience. Une répugnance physique serait communément acceptée comme une excuse suffisante; je ne la trouverais pas suffisante, moi. Le devoir fait surmonter ces répugnances-là. On touche à des plaies infectes pour soulager un malade, même un malade que l'on n'aime pas et que l'on ne connaît pas. D'ailleurs mon mari ne m'inspirait aucun dégout instinctif, il ne m' inspirait pas non plus d'aversion morale. Je ne demandais qu' à l'aimer fraternellement comme je m'y étais sentie disposée en recevant la première offre de notre association. Mais quand une fille chaste se décide au mariage, elle ne sait pas du tout en quoi consiste le mariage, et peut prendre pour l'amour tout ce qui n'est pas l'amour. A trente ans, une femme ne peut plus se faire de vagues illusions, et, pour peu qu' elle ait de coeur et d'intelligence, elle sait le prix, je ne dis pas de sa personne, la personne pourrait se résigner à être humble, si elle pouvait se donner seule, comme une chose, mais de son être complet et indivisible.

Es gehen doch viel wunderliche Dinge auf der Welt vor! — G. Sand ist mit dieser einfachen Darstellung noch nicht zufrieden, sie knüpft eine Reihe von Betrachtungen daran, wie es dann mit der Fortpflanzung des Menschengeschlechts beschaffen sein würde, wenn der Mann dem Weib nur aus Liebe nahen wollte. Sie erzählt zugleich, daß sie die Absicht gehabt habe, in den Briefen eines Reisenden, die sie zu Anfang des Jahres 1835 in Nohant fortsetzte,

diese und ähnliche Betrachtungen vollständig auszuführen, und bedauert, daß das nicht in dem wünschenswerthen Umfange geschehen sei. Wir können dies Bedauern nicht theilen, denn ein vorwiegend philosophischer Kopf ist sie keineswegs, und ihre Abhandlungen würden doch nur zuweilen sehr unberechtigte Stimmungen wiedergegeben haben. Die tiefe Traurigkeit ihres Herzens ließ sie in jener Zeit das Bedürfniß empfinden, sich so weit als möglich zu entfernen, einerlei, wohin. Ihre Freunde riethen ihr das Nämliche, denn das Verhältniß zu ihrem Mann hatte sich auf eine Art gestaltet, daß es durch Abwesenheit nur gewinnen konnte, und selbst ihr Einfluß auf ihre Kinder, die sie sehr liebte, war nicht durchweg heilsam. Sie war schon im Begriff eine Pilgerschaft in den Orient zu übernehmen, als ein neues Interesse in ihr Leben eintrat.

Sie machte die Bekanntschaft des bekannten Republikaners Michel von Bourges (von ihr Everard genannt), der damals grade in einen großen politischen Proceß verwickelt war und der sie in den Kreis seiner Bekannten einführte, jener leidenschaftlichen Idealisten, die es für ihre Aufgabe hielten, die kühnsten Träume von Menschenwohl augenblicklich zu verwirklichen. Die Gesellschaft war zuweilen aus sehr wunderlichen Bestandtheilen zusammengesetzt. So brachte sie z. B. Franz Liszt, mit dem sie damals auch viel umging, mit Lamennais und Ballanche zusammen, und sie legte zuweilen wieder die Männertracht an. Im Anfang glaubte sie, daß alle diese Männer im Grunde denselben Zweck verfolgten, bald aber machte sie die Entdeckung, daß die Republik des einen immer der Republik des andern widersprach, und sie wollte diesem Chaos wieder entfliehen, bis ihr Michel auseinandersetzte, daß ihre Pflicht als Bürgerin sie davon zurückhalten müsse, in dieser Krisis ihr Vaterland zu verlassen. Sie blieb, betheiligte sich sehr lebhaft an den politischen Verhandlungen und gibt uns infolge dessen eine Reihe politischer Betrachtungen, die wir ihr gern erlassen hätten. — Das eheliche Verhältniß wurde noch mehr dadurch getrübt, daß die pecuniären Verhältnisse sich verschlechterten. Herr Dudevant hatte durch falsche Speculationen große Verluste erlitten, und es begann nun die unangenehmste aller Verhandlungen über die gegenseitige Vertheilung der Einkünfte. Man versuchte mehre Arrangements, aber keins wollte genügen. Das dauerte fort bis zum October 1835. Eine heftige Scene, die in diesen Tagen zwischen ihr und ihrem Mann stattfand, und die zu keiner Versöhnung führte, bestimmte sie, der Sache ein Ende zu machen. Auf den Rath ihrer Freunde brachte sie die gerichtliche Scheidungsklage an. Das Gericht entschied Februar 1836 zu ihren Gunsten und dies Urtheil wurde im Mai bestätigt. Sie erzählt selbst, daß sie durch Anleihe eine Summe von 10,000 Franken zusammengebracht hatte und entschlossen war, mit ihren Kindern nach Amerika zu entfliehen, wenn gegen sie entschieden würde. Durch falsche Freunde verführt,

Digitized by Google

hatte ihr Mann dem Proceß eine sehr bösartige Wendung gegeben, er hatte die tollsten Anschuldigungen gegen sie vorgebracht und dabei doch die Rolle des liebenden und vergebenden Gatten gespielt. Nach dem richterlichen Ausspruch wurde nun das Verhältniß ziemlich wieder ins Geleise gebracht. G. Sand behielt die Erziehung ihrer Tochter, die Oberaufsicht über die Erziehung des Sohnes blieb ihrem Mann, doch so, daß sie sich gütlich darüber verständigten.

Nachdem diese Angelegenheiten geordnet waren, begab sie sich auf die Einladung Liszts und seiner Freundin, der Gräfin Agoult, nach der Schweiz, wo sie auch zuerst mit Lamartine und Berryer bekannt wurde. Sie war jetzt ausschließliche Herrin in Nohant und empfing daselbst Liszt, Frau von Agoult und andere als Gäste. In dieser Zeit starb ihre Mutter, bald darauf auch ihre Schwiegermutter. Ihr Mann, durch das Erbe derselben günstiger gestellt, verstand sich 1838 zu einem neuen Vertrag, in welchem die pecuniären Beziehungen definitiv geregelt wurden. Seit dieser Zeit sind keine Zwistigkeiten zwischen ihnen mehr vorgekommen. Herr Dudevant hat sie bei der Hochzeit ihrer Tochter in Nohant besucht.

Es folgen jetzt wieder eine Reihe politischer Betrachtungen von ziemlich unerquicklichem Inhalt und unklar in die Erzählung verwebt; dagegen bildet das Verhältniß zu Chopin am Schluß des Buchs noch eine anmuthige Episode.

Um die Gesundheit ihres Sohnes herzustellen, beschloß G. Sand 1838, ein wärmeres Klima zu suchen. Chopin, den sie täglich sah und „dessen Genie und Charakter sie zärtlich liebte", sprach den Wunsch aus, sich ihr anzuschließen und so reisten sie in der That zusammen nach Majorka ab, wo sie seine Krankenpflegerin wurde. Auch nach ihrer Rückkehr blieben sie zusammen, sowol in Paris, wie in Nohant und sie war die Vertraute aller seiner musikalischen Inspirationen. Acht Jahre lang dauerte das innige Verhältniß, bis sie sich einmal in einen Streit zwischen ihm und ihrem Sohn einmischte, worauf er traurig ausrief, sie liebe ihn nicht mehr. Dies bittre Wort entschied den Bruch, sie hat ihn nicht mehr wiedergesehen.

Was darauf folgt, ist nur sehr flüchtig hingeworfen. Die Apotheose ihrer politischen Freunde, Lamennais, Emile de Girardin, Pierre Lerour und Jean Reynaud trägt doch mehr den Charakter einer Declamation und erregt uns das Gefühl, daß es besser gewesen wäre, sie hätte sich nie in diese politischen Träumereien eingelassen.

Noch ein Wort zum Schluß, um einem möglichen Mißverständniß vorzubeugen. Wir glauben, daß ihre Erzählung im Wesentlichen genau und ehrlich ist, daß sie in den meisten Conflicten, die sie uns berichtet, Recht gehabt hat und daß die Verleumdungen, mit denen man sie verfolgte, in ihr wohl den

Digitized by Google

Wunsch erregen konnten, sich vor dem Publicum zu rechtfertigen. Allein, wir wiederholen, es wäre besser für ihren Ruf gewesen, wenn sie diesen Wunsch unterdrückt hätte. Es gibt namentlich in dem Leben einer Frau viele Fälle, wo die schlimmste Verleumdung nicht so übel wirkt, als eine Rechtfertigung, die gegen das Schamgefühl verstößt.

Schleswig-holsteinische Briefe.

Sechster Brief.

Kappeln, den 19. Juni.

Die Gelegenheit, Ihnen auf dem Privatwege meine Briefe zukommen zu lassen, entschlüpft mir nun schon zum dritten Male unter den Händen, und ich sehe wohl, ich werde Sie nicht eher in Besitz derselben setzen können, als bis ich im Stande bin, sie einmal selbst über die Grenze zu bringen. Es sind dann im Grunde ausgeführte Tagebuchsblätter, die ich Ihnen sende. Da jedoch der Name nichts zur Sache thut, so mögen sie den Titel von Briefen fortführen.

Es war am vorigen Freitage, als wir die Trauerstätte von Idstedt besuchten. Wir hatten uns als Freunde der Gründlichkeit mit der besten Karte des Schlachtfeldes, einem guten Fernrohr und zwei von sachverständigen Augenzeugen verfaßten Darstellungen der Schlacht versehen, und zum Ueberflusse fuhr uns ein Kutscher, der mit der Brigade v. d. Horst an dem berühmten Angriffe auf Stolk theilgenommen hatte.

Wir mußten uns auf eine Besichtigung der Hauptpunkte des Schlachtfeldes beschränken. Die von dem Heere Schleswig-Holsteins vertheidigte Stellung war die günstigste, die man wählen konnte, nachdem Willisen in bekannter unbegreiflicher Verblendung lediglich aus politischen (in der That aber sehr unpolitischen) Motiven die noch weit vortheilhaftere Position bei Bau zu besetzen unterlassen hatte. Wenn man die Karte Schleswigs vor sich ausbreitet, so begegnet man in der Mitte von Süden nach Norden hinaufgehend einer Linie, welche durch den Treenefluß gebildet wird. Dieser ist seiner ganzen Länge nach von sumpfgen Stellen umgeben, die nur an einzelnen Punkten den Uebergang gestatten. Eine Meile nördlich von der Stadt Schleswig läuft die flensburger Chaussee in der Nähe zweier Seen vorbei, des kleinern idstedter Sees und des südöstlich von diesem sich hinziehenden schmalen Langsees, der von jenem nur durch ein Stück Land von etwa tausend Schritt Breite getrennt ist. Westlich vom idstedter See liegt das kleine, aus zer-

Digitized by Google

ſtreuten Höfen beſtehende Dorf, nach dem er genannt wird, noch etwas weſtlicher an der großen Straße der idſtedter Krug. Wenige Schritte ſüdlich von letzterem beginnt das Weſtergehege, ein Buchenwäldchen, welches ſich, an dem Dorfe und ſeinem See vorüber, bis zum Weſtrande des Langſees ſtreckt. Nördlich von dieſem iſt das Gryderholz, am Oſtende deſſelben endlich iſt das Dorf Wedelſpang, während am weſtlichen Ende der Poſition nach der Treene hin die Dörfer Silberſtedt und Schubye liegen.

Als die ſchleswig-holſteiniſche Armee dieſe Stellung einnahm, war ſie auf ihrem rechten Flügel durch den Langſee, auf dem linken durch Moräſte gedeckt, und nur das Centrum war mit einiger Ausſicht auf Erfolg anzugreifen, einmal nämlich links auf der Chauſſee beim idſtedter Krug, und ſodann auf dem ſchmalen Striche zwiſchen den beiden Seen. Dieſe beiden Punkte mußten mit Verſchanzungen verſehen werden, und man hatte volle acht Tage Zeit dazu. Es geſchah aber nichts Nennenswerthes der Art, und dies war der erſte und vielleicht der größte Fehler, den Williſen beging.

Ein zweiter weſentlicher Mangel der Aufſtellung, die der General beliebte, beſtand in der Vertheilung der einzelnen Truppenkörper über ein zu weites Terrain, wodurch es unmöglich wurde, den Gang der Schlacht zu überſehen. Ein dritter Mißgriff endlich war es, daß das Centrum nicht ſtark genug gebildet war, und im Grunde nur aus einer einzigen, hinter dem idſtedter See concentrirten Brigade beſtand.

Die Dispoſition des Generals von Williſen war folgende. Die erſte Brigade war im äußerſten Weſten aufgeſtellt, um die Treenefurten zu decken. Nordöſtlich von ihr, beim idſtedter Krug ſtand die Avantgarde. Weiter nach Oſten, hinter dem idſtedter See hatte die vierte Brigade, das eigentliche Centrum, Poſto gefaßt. Die dritte Brigade ſtand in der Mitte des Langſees, hinter einer ſeichten Stelle, über die man eine ſchmale, mit Geſchütz nicht zu paſſirende Laufbrücke geſchlagen hatte. Die zweite Brigade endlich hatte eine Stellung am Oſtrande des zuletzt erwähnten Sees.

Nun war Williſen ein grundſätzlicher Gegner von Defenſivſchlachten. Die Offenſive aber, die er ſich ausgedacht, war folgendermaßen geordnet. Der linke Flügel — erſte Brigade und Avantgarde — ſollte einfach Idſtedt und die Treeneübergänge behaupten und dabei vom Centrum am idſtedter See unterſtützt werden. Den eigentlichen Angriff auf die Dänen, von welchen man ihrerſeits erwarten mußte, daß ſie das Centrum der Schleswig-Holſteiner zu durchbrechen bemüht ſein würden, ſollte die dritte Brigade, geführt von v. d. Horſt, und die zweite unternehmen, welche unter dem Befehle Abercrons bei Wedelſpang poſtirt war. Beide ſollten um drei Uhr Morgens aufbrechen, ſich bei Stolk, eine reichliche halbe Meile nördlich vom Langſee, vereinigen und hier dem Feinde, der das Centrum angriff, in die Flanke fallen. So war die

by Google

Hoffnung des Sieges eigentlich auf den Sieg der östlichsten, abercronschen Brigade gebaut. Traf diese zu rechter Zeit bei Stolk ein, so waren die Dänen offenbar geschlagen. Kam sie nicht bis zu diesem Punkte und vermochte sie ihre Vereinigung mit der Brigade v. d. Horst nicht zu bewerkstelligen, so war die letztere in hohem Grade gefährdet, die Offensive des Tages verloren und die Unterstützung des Centrums durch die genannte Brigade unmöglich geworden. Die letztere konnte völlig unverletzt bleiben und doch die ganze Schlacht abgebrochen werden müssen, da das Centrum zu schwach an Mannschaft und überdies ohne erhebliche Verschanzungen war.

Um drei Uhr setzten sich die Dänen auf der ganzen Linie gegen die Schleswig-Holsteiner in Bewegung. Ein Angriff ihres linken Flügels auf die Brigade Abercron mißglückte, aber die letztere blieb, von Willisen ohne Befehle gelassen, statt vorzurücken, in Wedelspang stehen. V. d. Horst dagegen überschritt sofort den Langsee, marschierte geraden Wegs auf Oberstolk und durchschnitt mit dieser kühnen Bewegung den linken Flügel des Feindes. Wäre jetzt Abercron mit seinen Bataillonen von Osten her erschienen, so würde die Brigade Schleppegrell, die jenen linken Flügel der Dänen bildete, vollständig vernichtet und die Schlacht schon am Morgen gewonnen worden sein. Es war der entscheidende Moment des Tages. Schleppegrell erkannte die Gefahr und versuchte mit Anstrengung aller Kräfte Oberstolk wieder zu nehmen. Es war vergeblich. Die Schleswig-Holsteiner behaupteten das Feld, schlugen die Dänen zum zweiten Male und erbeuteten sogar vier Geschütze. Wenn jetzt Abercron erschien, so war ein entscheidender Sieg erfochten. Allein Abercron kam nicht. Er hatte keine weitere Ordre erhalten. Willisen kümmerte sich nicht um die beiden wichtigsten Brigaden in seinem Plane, er hatte alle seine Aufmerksamkeit im Centrum nöthig, das er durch zu starke Schwächung aufs höchste gefährdet hatte. Auf ihrer Rückzugslinie bedroht, isolirt und ohne Nachricht von den übrigen Theilen des Heeres, mußte die siegreiche Brigade v. d. Horst sich zur Umkehr entschließen, bei der sie die vier eroberten Kanonen und fast ein Viertel ihrer Mannschaft in den Händen des Feindes ließ. Ganz erstaunt über diese unbegreifliche Wendung und völlig irre an dem Obergeneral, sammelte sie sich in ihrer alten Stellung hinter dem Langsee, während die Brigade Abercron trotz ihrer Stärke von mehr als 5000 Mann die Zeit mit nutzlosem Geplänkel verbrachte. Die Einheitslosigkeit im Obercommando war so kläglich, daß bei dieser Brigade noch des Nachmittags vier Uhr, als das Centrum schon längst zurückgezogen war, niemand etwas vom Schicksale dieses Centrums wußte.

Während in dieser unverantwortlichen Weise das rechte Centrum (Horst) und der rechte Flügel (Abercron) sich selbst überlassen blieben, hatten die Dänen ihren Angriff gegen die Hauptstellung bei Idstedt um vier Uhr eröffnet und

Digitized by Google

drei Stunden später dieſes Dorf mit Uebermacht genommen. Der Verſuch, es wieder zu erobern, wurde abgeſchlagen, und der erſte Theil der Schlacht, die Offenſivbewegung der Schleswig-Holſteiner, war zu Ende.

Das war gegen acht Uhr. Noch immer war Hoffnung vorhanden, das Schlachtfeld zu behaupten. Horſt war in ſeiner alten Stellung hinter dem Langſee unangreifbar, die Brigade Abercron war noch vollkommen friſch, ja kaum recht im Feuer geweſen. Der Feind hatte auf dem linken Flügel mehr verloren, als er auf dem rechten gewonnen hatte. Er entwickelte jetzt neue Maſſen, um die Hauptpoſition der Schleswig-Holſteiner zu nehmen. Williſen ſah das, aber ſtatt ſich von Abercron Verſtärkung auszubitten, unternahm er es, mit zwei Fünfteln ſeiner Armee die ganze gegen ihn anrückende Hauptmacht der Dänen aufzuhalten. Im Centrum entſpann ſich ein furchtbarer Artilleriekampf, der mehre Stunden ohne Erfolg blieb, obwol die Angreifer die Uebermacht für ſich hatten. Da gab eines jener verhängnißvollen Mißverſtändniſſe, die ſo häufig in der Geſchichte eine Rolle ſpielen, den Ausſchlag.

Die Dänen hatten auf dem linken Flügel einen ziemlich bedeutenden Vortheil erlangt. Sie hatten nach hartnäckigem Kampfe der Avanigarde und der vierten Brigade das weſtlich von Idſtedt gelegene Buchholz abgenommen, es wieder verloren, es abermals aufgeben müſſen und es ſchließlich nochmals erſtürmt und behalten, worauf die Schleswig-Holſteiner ſich auf Schubye zurückgezogen hatten. Als man im Centrum das Gewehrfeuer erſt in der linken Flanke, dann faſt im Rücken hörte, glaubte man, es ſei eine Umgehung im Werke. Man meldete Williſen, ſchon ſtünden zwei Bataillone des Feindes in Schubye. Er glaubte es anfänglich nicht. Mehre Offiziere wurden hingeſandt, endlich ein höherer Offizier aus dem Generalſtabe. Alle brachten dieſelbe falſche Nachricht zurück, und jetzt ergriff auch den Oberbefehlshaber die Furcht, überflügelt zu werden. Er ging in Perſon mit zwei Bataillonen nach der bedrohten, aber nicht ernſtlich bedrohten Gegend ab und hinterließ zugleich den unſeligen Befehl, daß die Artillerie des Centrums, die ſich bisher gegen das Gros der däniſchen Artillerie und Infanterie mit entſchiedenem Glücke behauptet hatte, langſam abfahren ſollte. Damit war die Schlacht verloren, und zwar in einem Moment verloren, wo auch die Dänen am Gelingen ihres Angriffs verzweifelnd ſich zum Rückzuge anſchickten. Ihre Bagage fuhr bereits nach Flensburg ab, der linke Flügel machte bei Silberſtedt eine rückgängige Bewegung, ihre Reſerven waren verbraucht, ohne einen Erfolg zu erringen, nur die Garde war noch übrig, und dieſe unternahm jetzt einen letzten Angriff auf das Centrum der Schleswig-Holſteiner lediglich, um den anbefohlenen Rückzug der Armee zu maskiren.

Als die däniſche Garde vorrückte, waren die Geſchütze der Schleswig-Holſteiner bereits auf dem Wege nach Schleswig. Nur vier Kanonen ſtanden

Digitized by Google

noch auf dem Platze. Williſen, der jetzt ſeinen Irrthum in Betreff des linken Flügels erkannt, befahl denſelben, ſich um jeden Preis zu halten. Die braven Artilleriſten thaten, was ſie konnten, und ſchlugen die anſtürmende Garde dreimal zurück. Sie ſtürmte zum vierten Male, und jetzt gingen den vier Kanonen die Kartätſchen aus, worauf ſie von den Dänen genommen wurden. Die ganze ſchleswig-holſteiniſche Armee zog ſich jetzt — es war gegen ein Uhr — langſam und ohne verfolgt zu werden, zurück. Sie hatte die Schlacht, aber nicht ihre Ehre verloren. Obwol um volle zehntauſend Mann ſchwächer als die Dänen, war ſie auf dem rechten Flügel ſiegreich geweſen und ſelbſt im Centrum nur infolge einer Uebereilung ihres Feldherrn zurückgedrängt worden. Die Schlacht war überdies eine äußerſt blutige, beide Armeen hatten den zehnten Mann eingebüßt, die Dänen ungefähr 3800, das Heer Williſens etwa 2800 Mann. Die Schlacht ging nicht durch die Schuld der Soldaten verloren. Ihr Verluſt und der mit ihr verbundene Verluſt Schleswigs war die Folge des Umſtandes, daß dieſes mit Ausnahme zweier jungen Bataillone durchaus tüchtige Heer von einem Manne commandirt wurde, der zunächſt ein militäriſcher Doctrinär war, der ſodann ſeine Entſchlüſſe und Maßnahmen von diplomatiſchen Rückſichten beſtimmen ließ, und der endlich am Tage der Entſcheidung mit einem zu ſchwachen Centrum und zu weit ausgedehnten Flügeln den Kampf aufnahm ohne den moraliſchen Muth zu beſitzen, es aufs Aeußerſte ankommen zu laſſen. Seine ſpätern Maßregeln, namentlich ſein Rückzug über die ſtarke Stellung bei Schleswig hinaus und ſeine Gleichgiltigkeit, als die Dänen das Dannewerk und Friedrichſtadt uneinnehmbar machten, waren ſo auffallend, daß man es erklärlich findet, wenn das niedere Volk ſie mit dem Worte Verrath bezeichnet, und wenn richtiger Urtheilende wenigſtens entſchiedene Fehlgriffe darin ſehen zu müſſen glauben. Wir unſrerſeits meinen dem perſönlich ſo ehrenwerthen Manne nicht Unrecht zu thun, wenn wir es als eine Miſchung von Unluſt und Ungeſchick bezeichnen, Unluſt zu einer Sache, die auch im Falle des Sieges verloren ſchien, und Ungeſchick, ein Heer anders als auf dem Papiere zu führen.

Wir betraten das Schlachtfeld, nachdem wir durch den öſtlichen Theil des Weſtergeheges gefahren, an der Stelle, wo die eigentliche Mitte des Centrums der Schleswig-Holſteiner geweſen war. Ein kleiner Hohlweg, neben dem ſich rechts eine grasbewachſene Hügelwelle hinzieht, auf der während der Schlacht mehre Geſchütze ſtanden, brachte uns an das Ufer des Idſtedter Sees, den man bei uns einen Teich nennen würde. Auf einem Wege zwiſchen dem Waſſer und jener Hügelkette gelangten wir ſodann nach einer Brücke, wo nach der Schlacht viele Todte gelegen hatten. Weiterhin traten wir in das gryder Holz, wo es ebenfalls ſehr hart hergegangen war. Nachdem wir noch zu Fuße die Stelle am Langſee beſucht, wo v. d. Horſt denſelben überſchritten

Digitized by Google

hatte, setzten wir uns bei einem kleinen Gehölze in Nordosten des idstedter Sees, wo Horsts Brigade die meisten Gefangnen verloren hatte, wieder in den Wagen, um auf einer von Hecken eingefaßten Straße zwischen Wiesen nach Stolk zu fahren. Unser Kutscher wurde hier lebendig. Er hatte bis dahin auf unsre Fragen hochdeutsch geantwortet. Jetzt sprach er plattdeutsch. Da auf der Wiese zur Linken des Wegs fraß ein weidender Schimmel das Gras, welches das Blut Schleppegrells gedüngt hatte. Hier war die Stelle, wo eine Salve der schleswig-holsteinischen Infanterie ansprengende dänische Dragoner so furchtbar empfing, daß der ganze Raum zwischen den Knicks mit todten und verwundeten Menschen und Pferden angefüllt wurde. Dort im Dorfe, in dem eine Anzahl neuer Häuser mit den Jahreszahlen 1850 und 1851 zeigte, daß es bei dieser Gelegenheit zum Theil niedergebrannt war, wies unser Cicerone uns eine Stelle, wo er einer andern feindlichen Schwadron ein ähnliches Schicksal wie jener bereiten geholfen, und dort, westlich vom Dorfe, hatte man Hauptmann Baggesens vier Kanonen erbeutet. Wir fuhren alsdann auf das Norduser des idstedter Sees zu, bogen, da der Wagen hier des schlechten Weges halber nicht fortkam, nach Westen hinab in die Haide hinein, und begaben uns, da der Weg auch hier fast unfahrbar war, zu Fuße nach Idstedt, von wo aus wir am Nachmittage das Hünengrab, wo Willisen eine Zeitlang den Kampf beobachtend gestanden und den Krug an der Chaussee, wo die Avantgarde gefochten, besuchten. Während der östliche Theil des Schlachtfelds die landesüblichen Knicks zeigt und großentheils aus Weiden und Getreidefeldern besteht, ist die westliche Hälfte eine völlig flache, zum Theil sandige, zum Theil sumpfige Haide, deren braunrother düsterer Farbenton recht wohl zu einer Wahlstatt stimmt, und die in dieser Färbung vornehmlich bei Sonnenuntergang eine Stimmung hervorrufen kann, in der phantastische Gemüther Gespenster sehen.

Es ist Ihnen bekannt, daß auf den cimbrischen Haiden sich ähnliche Lufterscheinungen zeigen, wie in der Steppe Südrußlands und in den Wüsten Afrikas. Die eine Art dieser Phänomene ist die von mir schon mehrmals beobachtete, die mit der, welche die Franzosen Mirage des déserts nennen, viele Aehnlichkeit hat. Man sieht plötzlich am Horizonte eine weite, in der Weise erhitzter Luft zitternde, touchirte Landschaft sich ausbreiten. Entfernte Gegenstände nähern sich, Schattenpartien entstehen, und ein Meer mit allerlei kleinen Inseln wallt und wogt in wundersamem Wellenschlage vor den Augen des Beobachters, der zu träumen glaubt. Eine andere Art dieser Luftbilder entsteht dadurch, daß sich Gegenstände, welche tiefer als die Haiden liegen und von diesen aus nicht zu bemerken sind, unerwartet über dem Gesichtskreise erheben und ganz in der Nähe zu sein scheinen. Dies soll starken Wind bedeuten. Endlich soll auch die eigentliche Fata Morgana mitunter ihr an-

Digitized by Google

muthiges Gewebe weben. Man ſieht dann nicht blos eine touchirte, durch die Strahlenbrechung entſtandene Landſchaft vor ſich, ſondern es ſpiegeln ſich wirkliche Gegenden mit allen denkbaren Farben in phantaſtiſcher Miſchung ab, und dieſe herrliche Erſcheinung, die ſich vorzüglich häufig beim Aufgange der Sonne zeigt, hält ſich zuweilen mehre Stunden in ihrer vollen Pracht.

Wie der Himmel der Haide kennt aber auch das innere Auge des Haidebewohners eine Art ſolcher Spiegelbilder. Wie dort geſchaut wird, was hinter dem räumlichen Horizonte liegt, ſo hier, was ſich hinter dem zeitlichen verbirgt, das Zukünftige. Ich meine das ſogenannte „zweite Geſicht", welches in Schottland und Nordengland eine faſt alltäglich vorkommende Gabe ſein ſoll, und auf den Haiden Schleswig-Holſteins gleichfalls bisweilen beobachtet wird. Dieſe Fata Morgana der Seelen erſcheint (Sie bemerken, ich ſpreche als Gläubiger) immer nur einzelnen, mit der Sehergabe wie mit einer Krankheit behafteten Perſonen, die im Uebrigen meiſt durchaus geſunde, oft ganz proſaiſche Leute ſind. Sie hat nichts mit Somnambulismus gemein, und nimmt zu ihrem Gewebe in der Regel aus der Zukunft nur Dinge des Alltagslebens. Der Seher ſieht den Tiſchler für einen der Nachbarn, der noch wohl auf iſt, einen Sarg zurecht hobeln, und der Nachbar ſtirbt wirklich kurz nachher. Der Seher ſieht einen Hochzeitszug an ſeinem Fenſter vorübergehen, das Paar iſt ihm bekannt, und Mann und Mädchen, die zur Zeit des Geſichts noch in keinem Verhältniß zueinander ſtanden, heirathen ſich bald darauf wirklich. Der Seher ſieht Feuer aus Dächern emporſchlagen, die ſpäter wirklich in Brand gerathen, er ſieht es manchmal ſchon dem Balken, der bei einem Bau zurechtgezimmert wird, an, daß er durch eine Feuersbrunſt zerſtört zu werden beſtimmt iſt, u. ſ. w.

Mitunter greift das Schauen über die unmittelbare Umgebung und die Region des Alltagslebens hinaus, mitunter iſt der Zuſtand weniger ein zweites Geſicht, als ein zweites Gehör. Im letztern Falle wird ein klagender Ruf vor Häuſern, denen ein Todesfall droht, und ein geſpenſtiſches Hornblaſen in Gaſſen, wo ſpäter ein Feuer ausbricht, vernommen. Im erſterwähnten Falle wird namentlich das Getümmel von Schlachten geſchaut oder der Lärm derſelben gehört. Der Glaube an dieſe Geſichte iſt uralt. Schon Neocorus erzählt: „Im Jahre vor dem, da der König Johann und der Herzog von Holſtein hereinkamen, um Dithmarſchen einzunehmen, geſchahen wunderbare Zeichen. Denn in dem Sommer, als die Arbeitsleute die Gräben neben dem Wege am Duſentdüwelswarf kleinten (d. h. ſchlemmten), erhub ſich jeden Abend, wenn die Sonne ſich geneigt hatte und es dunkel werden wollte, ja auch bei hellem Tage, ein greulichres Getöſe und Geprаſſel, allerlei Erſcheinungen ließen ſich ſehen und hören, daß ſich die Arbeiter nie verſpäten oder zur Abendzeit dahin wagen durften. Sie mußten oft ihre Arbeit ſtehen laſſen und nach Hauſe

Digitized by Google

gehen. Der Ort war nie recht geheuer gewesen, aber niemals hatte der Spuk so furchtbar getobt, als zu dieser Zeit. Es war der Ort, an welchem im Jahre darauf die Hälfte des dänischen Heeres und der Danebrog verloren ging."

Hier ist ein Beispiel, wo die Erscheinung von mehrern beobachtet wurde. Häufiger sind die Beispiele, wo nur ein Einzelner der Seher war. So wurden die Schlachten des Jahres 1848 vorausgesehen, so die Schlacht bei Idstedt, und so zum Theil erklärt sich die unter dem Landvolke Schleswigs viel verbreitete, feste Zuversicht, die Schlacht vom 25. Juli 1850 sei nicht die letzte in der Sache Schleswig-Holsteins gewesen. Ein Freund übergab mir eine ganze Sammlung von Beispielen des zweiten Gesichts, die diese Hoffnung nähren. In einigen erblickte der Prophet den Kampf so deutlich, daß er ihn bis ins Detail beschreiben konnte.

Ein Bauer am Dannewerk behauptete, die Schlacht werde zwischen Kropp und Bennebeck geliefert werden. Sie war ihm im Sommer 1852 im Gesichte offenbart worden. Das Gemetzel war ihm schauderhaft anzusehen. Civilpersonen trugen die Ammunition herzu. Das Militär hatte rothe Hosen an. Die Reiterei bestand aus Husaren in grünen, schwarz aufgeschlagenen Uniformen, sie ritt Pferde, die mit „Schackenköpfen" (soll wol Schneckenköpfe heißen) geschmückt waren. In Kropp brannte alles bis auf die Kirche und ein Haus nieder, auch in Kurburg war eine große Feuersbrunst.

Ein anderer sah im Herbst 1852 bei hellem Tage die Vorpostenkette von Jagel nach Ellingstedt wieder aufgestellt, ganz wie Willisens Truppen die Gesichter nach Norden gewendet.

Ein dritter erblickte (ebenfalls nach Beendigung des Kriegs) ein mächtiges Lagerfeuer zwischen Groß- und Kleinhaide und vernahm ein großes Gejapp und Gejauchz.

Ein sonst glaubwürdiger und nichts weniger als abergläubischer Bauer aus Angeln erzählte, er sei acht Tage nach Johannis 1852 von Bollingstedt nach Kurburg gegangen. Da seien ihm gegen Abend am Dannewerk eine Menge Reiter in grünen Uniformen begegnet, die eine ihm unverständliche Sprache geredet hätten und nach Flensburg zu geritten wären. Er habe sich an den Wall gedrängt, um nicht überritten zu werden.

Ein Kutscher aus Falkenberg sollte jemand aus der Stadt Schleswig abholen. Es gesellte sich ein Mann zu ihm, der mit nach der Stadt wollte. Da dieser nach einiger Zeit immer in einer Richtung zur Seite blickte, so fragte der Kutscher, was er sehe. Der Fremde antwortete, er sehe, wie der Stall auf Falkenberg und das Wirthshaus Ruhekrug in Flammen ständen, und wie auf den Koppeln daneben die Rothhosen sich mit den Weißhosen schlügen.

by Google

Kinder in Stolk wurden im Januar 1855 vom Prediger vernommen, weil sie behauptet hatten, im Ellernholze Militär mit nicht dänischen Fahnen gesehen zu haben. Desgleichen stießen im April 1855 zwei Mädchen aus Tolk zwischen diesem Dorfe und Kattenhund auf so dichte Massen von Soldaten in weißen Uniformen, daß sie nicht durchkommen konnten. Ferner sah ein Mann, der in Schleswig Brot feil trägt, zwischen Johann Peters Haus und den Hühnerhäusern im Norden der Stadt Rothröcke die Dänen schlagen. Eine ähnliche Erscheinung wollte eine Hebamme zwischen Eckeberg und Thumbye gehabt haben.

Die interessanteste Geschichte aus diesem Bereiche endlich ließ ich mir in Idstedt erzählen, und zwar von dem Seher selbst. Wir machten hier einen Besuch bei einem Käthner, der früher Schullehrer gewesen, nach dem Kriege als deutsch gesinnt abgesetzt worden und jetzt in ziemlich behaglichen Verhältnissen als Landmann thätig war. Er empfing uns freundlich und wiederholte bereitwillig, was er dem einen meiner Begleiter früher in Betreff seiner Gesichte mitgetheilt hatte. Gesund, kräftig, leiblich gebildet und weder geistig noch körperlich zur Nachtseite der Natur hinneigend, hatte er doch schon als Knabe jedes Mal, wenn in Wenbörm, seinem damaligen Wohnorte, ein Todesfall bevorstand, den Deckel des Koffers, in dem neben seiner Schlafkammer das Todtengewand verwahrt wurde, zuschlagen hören. Später hatte sich diese Eigenschaft verloren, als sie im Jahre 1849 in etwas anderer Weise sich wieder einstellte. In der Pfingstnacht dieses Jahres erwachte er plötzlich von einem furchtbaren Gebrüll von Kanonen. Er traute zuerst, da durchaus keine Soldaten in der Nähe lagen, seinen Ohren nicht und ging, unbekleidet wie er war, vor die Thür. Hier hörte er den Geschützdonner noch deutlicher und unterschied zugleich mehre Salven von Kleingewehrfeuer. Das letztere aber ebenso wie der erstere kam genau aus den Gegenden, wo im Jahre darauf Kanonen, und wo Infanteriecolonnen standen. Die Nacht war sonst still, weder an Wind noch an ein Gewitter war zu denken. Er kehrte endlich ins Haus zurück, erzählte seiner Frau, die inzwischen erwacht war und ihn um die Ursache seines Hinausgehens fragte, von dem Lärm draußen und bat sie, selbst aufzuhorchen. Sie hörte aber nichts. Er theilte sein Erlebniß mehre Monate vor der Schlacht bei Idstedt dem einen meiner Begleiter mit, und versicherte, vollkommen wach gewesen zu sein. Später, einen Tag vor der Ankunft der Schleswig-Holsteiner in Idstedt sah er am Morgen einen großen Wagen mit zwei braunen Pferden an seinem Hause vorüberfahren. Seine Frau erblickte denselben gleichfalls und forderte ihn, als der Wagen einige Schritte hinter dem Hause hielt, auf, hinzugehen und sich nach dem Begehren der dabei beschäftigten Menschen zu erkundigen. Als er sich dazu anschickte, zerfloß die Erscheinung, Tags darauf aber hielt wirklich ein Marketenderwagen mit braunen Pferden an der Stelle,

Digitized by Google

und die, welchen er von dem Gesichte erzählt, glaubten ihn nun. Ebenso träumte ihm eine Woche vor der Schlacht, es werde eine Kugel in sein Dach einschlagen und dort zerplatzen. Er verließ infolge dieses Traums vor Beginn des Kampfes seine Wohnung, und siehe da, die Granate schlug wirklich in seinen Dachboden ein.

Nun geschah es eines Sonntags im August 1852 in der Roggenernte, daß jener Mann mit seinem Schwager längs des Wäldchens am Langsee spazieren ging. Es war in den Vormittagsstunden, und sie waren eben in einem Gespräche über die Ernte begriffen, als sie den Sohn des Schwagers aus dem Gehölze auf sich zulaufen sahen. Er war außer Athem und hatte ein ganz verstörtes Aussehen. Auf die Frage, was ihm fehle, antwortete der Knabe: „Hört ihr denn nichts? Es geht fürchterlich im Holze her." Der Schwager sagte darauf: „Junge, du solltest eins an die Ohren haben, daß du Leuten unter der Predigt was weiß machen willst." Er hatte kaum ausgeredet, als beide Männer zusammenfuhren; denn auch sie hörten jetzt das Kanoniren, das Gewehrfeuer und das Geschrei der Kämpfenden. Der Lärm dauerte geraume Zeit fort. Sie grauten sich erst davor, allmälig jedoch machte das Grauen in ihren Gemüthern der Hoffnung Platz, daß das gespenstische Getöse ein Anzeichen sei einer neuen Schlacht bei Idstedt, der eine neue Erhebung des Volks gegen die Dänen vorangehen müsse.

Ich denke, ich kann mich enthalten, ein Urtheil über die Natur dieser Phänomene abzugeben. Mag die Art und Weise, in welcher sie erzählt werden, eine Garantie sein, daß sie keine auf Täuschung berechneten Erfindungen sind, so beweist ihr häufiges Vorkommen und der Glaube der Seher an ihre Wirklichkeit noch nicht, daß sie nicht unwillkürliche Selbsttäuschungen sind. Dagegen ist in der Ahnung des Volksgeistes, aus welcher die Phantasie ihre Bilder webt, unzweifelhaft ebenso viel Wahrheit, als in der Fata Morgana, wenn sie Landschaften über den Horizont hebt. Nur das Wie und das Wann ist noch verborgen. Daß Schleswig-Holstein einen Tag der Auferstehung erleben wird, ist dem Glauben des Volkes eine ausgemachte Wahrheit, und wer an die Auferstehung glaubt, der wird auferstehen, wenn die Zeit erfüllt ist.

Als wir gegen Abend auf der Chaussee durch den Wald heimfuhren und an dem Hünengrabe vorüber kamen, das links von der Straße, von hohen Bäumen beschattet, sich erhebt, rief in der Ferne die melancholische Stimme eines Kukuks. „Wollen ihn fragen," sagte scherzend der eine meiner Freunde, „wie viele Jahre wir noch bis zur Erfüllung des Gesichts unsres Biörnsen zu warten haben." Und frischweg fragte er mit dem alten Kinderreim:

„Kukuk van Häwen,
Wo lang schall de Dän hie noch läwen?"

Digitized by Google

Das Orakel ſchien ſich beſinnen zu müſſen. Es ſchwieg eine Weile. Dann rief es einmal, zweimal, dreimal und ſo fort, bis nach dem zwölften Male der andere Begleiter dem weiteren Horchen ein Ziel ſetzte, indem er ungeduldig rief: „Fahr zu, Kutſcher, der Kukuk weiß den Kukuk von der Politik.“

Sei die Zeit der Erlöſung aber auch noch fern, der Krieg, den Schleswig-Holſtein für ſein gutes Recht geführt hat, iſt in ſeinen Folgen unverloren. Er hat nach unzähligen Seiten hin Erfreuliches gewirkt. Das Deutſchthum hat, äußerlich beſiegt, innerlich in der Stimmung und im Bewußtſein des Volkes Siege von größter Tragweite erfochten. Eine Sache, für die man Opfer gebracht hat, gibt man nicht ſo leicht auf, als eine ſolche, für die man ſich blos mit Gedanken und Worten begeiſterte. Die Bewohner der Herzogthümer waren ferner bis zum Jahre 1848 ein friedliches Volk von Ackerbauern, Viehzüchtern und Seeleuten mit wenig Sinn für das Spiel der Waffen, und wie es ſchien, auch mit wenig Geſchick dazu. Die drei Kriegsjahre haben dieſe idylliſche Friedensliebe, die Grenzleuten übel anſteht, in allen Claſſen der Geſellſchaft zum geraden Gegentheile umgewandelt. Das Heer war in dem letzten Feldzuge ein durchaus treffliches, und es würde, wenn der Krieg noch einige Jahre gewährt hätte, den beſten Truppen Europas ebenbürtig geworden ſein. Es war eine Bildungsſchule für die Jugend der niedern Bevölkerungsſchichten. Die Nordſchleswiger lernten in ihm geläufiger deutſch, andere eigneten ſich in ſeinen Reihen ſtramme ſoldatiſche Manieren und eine noble, ſelbſtbewußte Haltung, Pünktlichkeit und ein raſches Zugreifen, wo es Noth thut, an. Nirgend begegnete ich bei Hausknechten, Kellnern und Kutſchern einem ſo männlichen Auftreten und ſo verſtändigen Urtheilen als hier, und wo dies am meiſten auffiel, war ich ſicher, auf meine Frage zu erfahren, man habe in der ſchleswig-holſteiniſchen Armee gedient.

Man hat ſodann durch den Krieg die Erfahrung gemacht, daß man im Nothfalle ſeine Sache allein ausfechten kann, daß man, gut geführt, den Dänen nicht blos gewachſen, ſondern überlegen iſt. Man hat ferner geſehen, daß ein Krieg in der Wirklichkeit kein ſo großes Uebel wie auf dem Papier iſt, daß Schleswig-Holſtein ihn ohne ſich zu erſchöpfen Jahre lang fortführen kann, und daß er auf die Sitten nicht immer verderblich, ſondern — denn nie kamen weniger Verbrechen vor, nie waren die Gefängniſſe leerer, als von 1848 bis 1851 — vielleicht förderlich wirkt. Dazu kommt endlich die inhaltsſchwere Thatſache, daß bei der Theilnahme faſt der geſammten waffenfähigen Jugend am Kampfe binnen fünf Jahren beinahe aller Grundbeſitz in den Händen von Männern ſein wird, welche als Jünglinge mit den Waffen gegen Dänemark geſtritten und für dieſe Betheiligung am „Aufruhre“ trotz der Amneſtie mehr oder minder gelitten haben.

Digitized by Go

Ich komme nun zu meiner Reiſe hierher. Eine Fahrt die Schlei hinab nach Arnis oder Kappeln gehört zu dem Anmuthigſten, was eine Wanderung durch die Herzogthümer bietet. Ein faſt immer ſpiegelglattes klares Waſſer, das bei heiterm Wetter aus der Ferne geſehen vom ſchönſten Himmelblau iſt, friſch grüne Ufer, die bald auf die Breite einer halben Stunde auseinandertreten, bald ſich einander bis auf hundert Schritt nähern, bald faſt ganz flach ſind, bald als ſanftanſchwellende Hügelketten, bedeckt mit Kuhherden oder Getreidefeldern, durchſchnitten von Hecken, ſich hinziehen, zahlreiche kleine Buchten, an denen Edelhöfe oder Dörfer liegen, reizende Buchenwäldchen, aus denen einſame weiße Häuſer mit grauen Strohdächern hervorlugen, nur ſelten ein größeres Fahrzeug, häufig dagegen Fiſcherboote mit Rudern, die in der Sonne blitzen, bisweilen eine Stelle, an die eine grauſige oder heitere Sage der Vorzeit ſich knüpft, da eine Inſel mit einer hübſchen Kirche in der Mitte, Werften und Heringszäunen am Rande, dort eine Landzunge, umgeben von hohem Schilf, dahinter ein Park oder Baumgarten mit einem Schweizerhäuschen drinnen, endlich die entzückende Jagd von Sonnenblicken und Wolkenſchatten auf der Waſſerbläue und dem Wieſengrün und die tiefe, faſt ſchwermüthige Stille, die auf der Gegend ruht, machen den Geſammteindruck einer Schleifahrt zu einem ſo eigenthümlichen, daß man ihn ſchwer vergißt.

Da im Hintergrunde der Bucht liegt im Halbkreiſe das tauſendjährige Schleswig mit ſeinem Dome und ſeiner altehrwürdigen Herzogsburg, und da ſchwärmen in der Nachmittagsſonne über der Inſel, auf der einſt das Schloß König Abels, des Brudermörders ſtand, in weiße Möven verwandelt, die Genoſſen ſeiner That. Dort hinter dem freundlichen Bilde dunkelt der Thiergarten, wo Abel den Gedanken zu der That faßte und wo er jetzt zur Strafe für den Frevel umgeht. Herzog Abel war ein leidenſchaftlicher Jäger. Als ſolcher drang er einſt auch in den Wald bei Poel ein. Da trat ihm der Herr deſſelben entgegen, und zwar in Geſtalt eines Bären. Er rief ihm Halt zu, hier dürfe nur der König jagen. Abel wollte zurück. Da aber riefs von allen Zweigen: „Heil dem Könige Abel!“ und von Stund an trachtete er nach der Krone, die ſein Bruder trug. Er gewann ſie durch deſſen Ermordung, erfreute ſich ihrer aber nicht lange; denn wenige Jahre nachher wurde er in der Schlacht beim Milderdamme von den Frieſen erſchlagen, und ſeitdem ſpukt ſein ruheloſer Geiſt im poeler Walde ſowie an der ganzen obern Schlei als ſchwarzer Reiter auf feuerſchnaubendem Pferde.

Weiter hinab auf der borgwedeler Breite hört man zuweilen am Neujahrsmorgen eine Glocke auf dem Grunde des Waſſers läuten. In einem Kriege war den Kahlebyern ihre Glocke genommen worden. Der König gab ihnen auf ihre Vorſtellung die Erlaubniß ſich irgendwo eine zu ſtehlen, wo es deren zwei gäbe. Sie kamen nach der Kirche von Haldeby und nahmen da die eine

Digitized by Google

weg. Als sie aber in einem Boote über die Schlei heimkehren wollten, versanken sie mit sammt ihrem Raube.

Ein wunderliebliches Bildchen ist das weiße Herrenhaus von Louisenlund, umgeben von seinem dunkeln Parke. Nicht weit davon schwimmt der kleine Dampfer, der uns trägt, durch einen engen Kanal, der von baumlosen Hügeln eingefaßt ist, und wo der Name Missunde und die Reste von Schanzen, die sich hier finden, noch einmal an Willisen und seine Strategie mahnen. Wieder in eine Breite hinausdampfend, fliegen wir an einer Bucht vorbei, in welcher nächtlich aufflackernde blaue Flämmchen mitunter noch den Ort anzeigen, an dem Abel den ermordeten Erich Pflugpfennig versenken ließ. Die Stelle heißt noch heute „zum finstern Stern". Auf einem Hügel in der Nähe, welcher den Namen Buburghöi hat, soll die Burg des Erschlagenen gestanden haben, und hier hat man zu Zeiten eine goldene Wiege gesehen. Einem Dienstjungen in Missunde träumte einmal, daß er in Bohnert, dem nächsten Dorfe bei der Stelle, diene und, Abends nach dem Burgplatze geschickt, um die Pferde abzuholen, die goldene Wiege erblicke. Er war später wirklich bei dem Bauer in Bohnert, dem der Platz gehörte, in Dienst. Eines Abends ging er mit diesem aus, um die Pferde zu holen. Der Bauer befahl ihm, unten an der Schlei entlang zu gehen und die Thiere weiter hinaufzutreiben. Als der Junge an den Burgplatz kam, sah er zu seiner Verwunderung in der Mitte desselben die goldne Wiege, so blank und glänzend, daß es ihn blendete. Wäre er nun stillschweigend darauf zugegangen und hätte sein Messer darauf geworfen, so wäre sie sein gewesen. Aber er lief zu seinem Herrn zurück und erzählte ihm, was er gesehen, und als sie nun wieder nach der Stelle zurückkamen, war die Wiege verschwunden.

Es ist fast kein Ort an der Schlei, an den sich nicht eine Sage oder eine geschichtliche Erinnerung knüpft. In Wesebye soll einst ein festes Raubschloß gestanden haben. In Stubbe hatten in alter Zeit die Bischöfe von Schleswig ihre Burg, die, da jene geistlichen Herren bald für Dänemark, bald für die holsteinischen Grafen Partei nahmen, mehrmals belagert, eingenommen und zerstört wurde, bis sie das kriegerische Gewand ablegte und ein friedliches Rittergut wurde. In Siseby wohnte vor hundert Jahren eine Frau, die mit Zauberkünsten den Wind ändern konnte. Die schleswiger Heringsfischer pflegten hier anzulegen. Einst wollten sie heimfahren, da erhob sich ein Westwind und sie konnten nicht abkommen. Man ging zu dem Weibe und bat sie, den Wind zu drehen. Sie versprach es für ein Gericht Fische und gab ihnen, als sie dies erhalten, ein Tuch mit drei Knoten. Den ersten und den zweiten sollten sie öffnen, sagte sie, den dritten aber nicht eher, als bis sie Land hätten. Die Schiffer spannten nun die Segel auf, wiewol noch Westwind war, als sie aber den ersten Knoten lösten, kam alsbald ein vor-

Digitized by Google

trefflicher Fahrwind aus Osten. Man machte den zweiten auf, da hatten sie Sturm und näherten sich mit der größten Schnelligkeit der Stadt. Nun hätten sie gern gewußt, was die Folge sein würde, wenn sie den dritten Knoten lösten. Der Aelteste widerrieth es, die übrigen aber ließen keine Ruhe und so wurde er geöffnet. Kaum war das aber geschehen, als ein furchtbarer Orkan aus dem Westen losbrach, so daß sie nur mit der größten Mühe sich zu retten vermochten.

Bei Arnis, einem höchst anmuthig gelegenen Fischerdorfe auf einer Insel der Schlei, verengert sich der Meerbusen wieder zu einem schmalen Kanale. Die Heringszäune und die Rauchhäuser werden sichtbar, die uns die wohlbekannten Pöklinge liefern. Endlich erscheint mit seiner stattlichen Kirche, seinem lebhaften Schiffsverkehr, seinen Werften und seinen freundlichen rothen und weißen Häusern ein äußerst malerischer Anblick, Kappeln, am Norduser der Schlei.

Man ist aus der Poesie der Vergangenheit in die Prosa der Gegenwart gelangt. Eine sehr erfreuliche Prosa freilich! Kappeln ist in den letzten Jahren ungemein gewachsen, obwol die Regierung nichts für den Flecken gethan hat und die Regulirung der Schlei noch heute auf ihren Anfang wartet. Kappeln ist der Punkt, wo der Verkehr von ganz Südangeln sich concentrirt und wohin selbst die nördlichen Kirchspiele zum Theil hinhandeln. Es ist deshalb auch der Ausdruck des Wohlstandes dieser Striche. Von den unendlichen Butterfässern und Käsehügeln, welche die rothen Kühe Angelns erzeugen, geht bei weitem der größte Theil hierher, um durch Zwischenhändler dahin befördert zu werden, wohin der Productenreichthum Schleswig-Holsteins, sofern er nicht im Lande selbst verbraucht wird, mindestens zu sechzig Procent seinen Weg nimmt, nach dem Süden, nach Hamburg.

Das Geld, das in Hamburg concentrirt ist, muß, wenn auch nicht als die stärkste, doch als eine sehr beachtenswerthe Klammer angesehen werden, womit die Herzogthümer unabtrennbar an den Süden geheftet sind. Hier allein kann man brauchen, hier allein bezahlen, was die verschiedenen nordalbingischen Bezirke hervorbringen. Hamburg ist ein Magnet, welcher der dänischen Regierung nie gestatten wird, die Gesichter ihrer deutschen Unterthanen nach Norden zu richten. Nie kommt es vor, daß eine schleswig-holsteinische Landschaft ihre Producte nach der ihr nördlich zunächst liegenden Stadt verkaufte, wenigstens nicht auf der Ostküste. Der dänische Wohld handelt nach Kiel, die Halbinsel Schwansee nach Eckernförde oder ebenfalls nach Kiel, das Land Angeln bis hart vor die Thore Flensburgs nach Kappeln, ganz Nordschleswig endlich nach Flensburg. Nach Kopenhagen geht nicht der zehnte Theil dessen, was nach Hamburg versandt wird, von Kopenhagen wird trotz der Zollgrenze bei Altona selbst an günstig gelegenen Orten nur wenig von

Digitized by Google

Waaren bezogen. Hamburg, mit einem Worte, ist die merkantile Hauptstadt der Herzogthümer und nicht dieser allein, sondern der gesammten cimbrischen Halbinsel.

Von Kappeln aus durchstrich ich die Halbinsel Schwansee nach verschiedenen Richtungen, bis an die Bucht von Eckernförde, an deren Strande ich einen Tag sehr angenehm mit einem der feurigsten und thätigsten Patrioten des Landes verlebte. Ich besuchte Ludwigsburg, sah das hübsche Schloß des sardorfer Ahlefeld, durchstreifte die Besitzungen des Herzogs von Glücksburg, welcher durch fortwährenden Ankauf neuer Güter sich in Besitz einer beinahe ebenso großen Strecke Landes gesetzt hat, als vormals der Herzog von Augustenburg auf Alsen und im Sundewitt sein nannte. Er steht im Rufe eines gütigen, äußerst leutseligen Herrn. Bedrückungen, wie sie auf andern Gütern nicht selten vorkommen, werden von den Gegenden, wo er gebietet, nicht berichtet.

Schwansee war ursprünglich von einem den Angeln verwandten Stamme bewohnt und hieß Swaniö d. h. Schwaneninsel. Noch vor zweihundert Jahren sprach man hier einen halbdänischen Dialekt. Im Mittelalter wurde der Wall, den die Dänen zur Abwehr des Deutschthums von der obern Schlei nach dem Meerbusen von Eckernförde erbaut hatten, durchbrochen und die holsteinischen Edelleute bemächtigten sich des Landes. Jetzt ist das Plattdeutsche die alleinige Volkssprache in Schwansee uud ebenso sind alle Häuser in der Weise der holsteinischen, d. h. ohne Schornsteine, gebaut und mit Pferdeköpfen geschmückt. Ist dieser Sieg des deutschen Wesens ein erfreulicher, so sind einige seiner Folgen weniger heilsam zu nennen. Schwansee hat bei weitem weniger freie Bauern, als andre Striche Schleswigs. Als die holsteinischen Ritter die Halbinsel eroberten, machten sie das dort wohnende Volk zu Leibeignen und als die Leibeigenschaft im vorigen Jahrhunderte aufgehoben wurde, fügten es die Verhältnisse, daß hier in Schwansee in ähnlichem Maße wie im östlichen Holstein an ihre Stelle keine volle Befreiung der Gutsunterthanen, sondern nur das Verhältniß des Zeitpachts trat. In diesem Verhältnisse, wo der Grund und Boden Eigenthum des Gutsherrn bleibt, ist Raum zu allerlei Bedrückungen, aber für den Pächter kein Raum zu Verbesserungen. Wo er weiß, daß der Inspector ihm, wenn er sein Feld drainiren, wenn er es mit Guano düngen, wenn er seine Stube mit einem farbigen Muster schmücken wollte, bei der nächsten Pachtbestimmung für jede dieser Verbesserungen einen Thaler mehr auferlegen würde, läßt er begreiflicherweise die Drains, den Guano und das Wandmuster sein und so kommt es, daß man in Schwansee viel seltener als in Angeln gut gehaltene Bauergüter und elegant ausgestattete Wohnungen antrifft.

Die Stimmung des Volkes ist dieselbe wie in Südangeln. Mit Ausnahme eines Geistlichen, des Pfarrers Wald in Wabs, der als Seitenstück zu

Digitized by Google

Thieß in Tolk gelten mag, aber weniger Talent und mehr Eitelkeit besitzt, sind alle Gebildeten mehr oder minder Feinde des Dänenthums und darauf bedacht, den Beamten, mit denen sie in Berührung kommen, nach Kräften das Leben zu verleiden. Wie gut ihnen dies gelingt, davon wurden mir Beispiele in Menge mitgetheilt. Daß man auch wirklich wackern Beamten, wie dem Grafen Brockenhuus-Schack seinen Haß fühlen läßt, ist zu bedauern. „Aber wer heißt ihnen, sich als Werkzeuge zu unsrer Unterdrückung brauchen lassen!" sagte eifrig mein Freund und Berichterstatter. „Wir können keinen Unterschied machen zwischen guten und schlechten Dänen. Dänische Beamte in Schleswig sind unter allen Umständen schlecht."

Pariser Kunstausstellung.

(Schluß.)

Mit den vorhergehenden Charakteristiken sind im Grunde die ausnahmsweisen Ehrenbezeigungen, wie sie vom Standpunkte einer unbefangenen Kritik zugesprochen worden waren, erschöpft. Die vier Männer, welche wir noch als die glücklichen Besitzer der Ehrenmedaillen zu besprechen haben, verdanken diese Auszeichnung zum Theile nationalen Rücksichten, zum Theile Einflüssen, die ihre Quellen nicht im kunstrichterlichen Gewissen der Jurymitglieder haben. Die Politik war überhaupt bei der Vertheilung der Preise nicht so fremd, als dies zu wünschen gewesen wäre. Frankreich wollte den Forderungen der theuern Alliirten genügen und zugleich die Herzen der Neutralen erobern und daher übten die fremden Regierungscommissare einen Druck aus, welcher den Zweck der Kunstpreise verrückte.

Man wollte zunächst England nicht ohne höchste Belohnung lassen. Wir haben selbst in einem allgemeinem Artikel von den Verdiensten und überraschenden Eigenthümlichkeiten der englischen Malerei mit verdienter Anerkennung gesprochen, aber von den einzelnen Malern verdiente auch kein einziger als maßgebendes Muster proclamirt oder auch nur den bereits besprochenen Meistern gleichgestellt zu werden. Der englischen Kunst gebricht es an Poesie und auch an Adel. Ihre Jünger besitzen Originalität, Geist, Beobachtungsgabe, eine in ihrer Art vollendete Technik — die höchste Nachschreibung der Natur — aber es fehlt ihnen doch die höhere Weihe und Landseer der Gekrönte ebensowenig als Malready, der für die Ehrenmedaille Vorgeschlagene, machen hierin eine Ausnahme.

Wir fürchten, daß man in Deutschland, wo Sir Edwin Landseers Ge-

Digitized by Google

mälde aus Kupferſtichen bekannt ſind, dieſes Urtheil zu hart finden dürfte und wir geſtehen, daß wir uns vom Talente dieſes Malers auch eine andre Vorſtellung gemacht hatten. Es iſt, als ob die Kupferſtiche vom Maler und die Oelgemälde vom Graveur gemacht worden wären! Man kann den Eindruck, den Landſeer hier bei allen Kunſtkennern machte, nicht beſſer bezeichnen. Die Vorzüge Landſeers ſind nämlich alle ſolche, daß ſie ſehr wohl durch den Kupferſtich wiedergegeben werden können, ohne daß auch ſeine Mängel mit reproducirt werden müſſen. Die Compoſition und der Ausdruck der verſchiedenen Thiere, welche dieſer Künſtler zum Gegenſtande ſeiner Gemälde nimmt, bilden die Lichtſeiten derſelben. Man kann die Anatomie und ſogar auch die Pſychologie der Thierwelt nicht gründlicher ſtudiren und nicht mit mehr Sorgfalt in der Ausführung, mit mehr Eleganz in der Anordnung wiedergeben. Landſeer beſitzt auch als Maler keine gewöhnliche Technik; aber ſeine Farbe glaubt das Höchſte geleiſtet zu haben, indem ſie möglichſt natürlich iſt, jede andre Bedingung der Schönheit iſt für die coloriſtiſche Begabung Sir Edwins eine unbekannte Größe. Er vergißt, daß künſtleriſche Wahrſcheinlichkeit und einfach abgeſchriebene Naturwahrheit nicht Hand in Hand miteinander gehen. Landſeer verirrt ſich ferner auch in der Auffaſſung ſeiner Thiergeſtalten ebenſo arg, wie ſeine Collegen im hiſtoriſchen Fach in der Auffaſſung ihrer Menſchen. Die engliſchen Maler leiden an einem Nationalgebrechen, ſie ſind zu reſpectabel und Landſeers Thiere zumal ſind higly respectables. Es ſind Gentlemen von ſehr vornehmen Manieren und dieſe Vornehmheit wird wie in der engliſchen Anſchauung überhaupt mit wirklichem Adel verwechſelt. Betrachten wir z. B. das Bild: Jack auf der Wache. Jack ſitzt auf einem verſchloſſenen Karren — hinter ihm ſehen wir den Hut des abweſenden Herrn und ein Fleiſchermeſſer iſt in den Tiſch geſchlagen. Jack ſitzt mit halbverſchloſſenen Augen da, im Bewußtſein ſeiner Majeſtät und Machtvollkommenheit, die um ihn her verſammelten Gefährten überwachend. Aus einer Wagſchale glänzt das verführeriſche Roth eines Stückes Fleiſches hervor, der Gegenſtand begreiflicher Gelüſte. Eine magere Hündin von ſtarkem Appetit beſchnüffelt einen Korb, der manches leckere Stück zu enthalten ſcheint. Den Schwanz anziehend, ſucht ſie ſich unbemerkt dem Schatze zu nahen. Hinter ihr ſitzt ein andrer Hund, der durch die Ergebenheit ſeines Ausdrucks zu erreichen hofft, was die andern zu erliſten ſuchen. Ein Baſtardmops ſteht auf der Lauer vor dem Karren, bereit, eine unerwartete Gelegenheit zu benutzen. Das iſt gewiß ebenſo geiſtvoll aufgefaßt, als es vorzüglich ausgeführt iſt. Die Anatomie wie der Charakter des einzelnen Thieres iſt vorzüglich wiedergegeben. Und doch iſt dieſe Antropomorphiſirung, um uns genauer auszudrücken, dieſe Gentlementiſirung wol witzig und geiſtreich, aber künſtleriſch nicht befriedigend. Die Manierirtheit iſt dem Dinge auf zehn Schritte

Digitized by Google

weit anzuerkennen — das sind keine Hunde, das sind Engländer, welche einer stummen Vorlesung in irgendeinem Mäßigkeitsvereine beiwohnen und Jack Esq. ist der Präsident, welcher die neuen Mitglieder auf die Probe stellt. Aehnliches gilt von allen seinen Thieren, es mögen nun Hunde, Affen, Pferde oder Schafe sein. Das Pferd in der Schmiede z. B. ist mit bemerkenswerther Portraitähnlichkeit gemalt, man glaubt, der Maler habe eine Pferdehaut auf seine Leinwand geklebt. Aber es ist doch kein echter Reiz darin, der Zauber, welcher uns bei poetischen Werken entzückt, fehlt. Vollends der Schmied sieht aus wie ein kleines Ungethüm. Sir Edwin Landseer ist zu constitutionell, um gegen das Vorrecht seiner Thierhelden sich den geringsten Eingriff zu erlauben. Selbst das Sanctuary jener bekannten Gemälde, wo ein zu Tode gehetzter Hirsch in der Einsamkeit eines Waldsees seinen letzten Zufluchtsort sucht und da seinen Schmerz ausweint, macht als Bild nicht den gewaltigen Eindruck, der dem Kupferstich nachgerühmt werden muß — obgleich dieses Gemälde seinem poetischen Gehalte und seiner Kunstwahrheit nach in unsern Augen das vorzüglichste von Landseers Bildern ist. Das ist kein Gentlemen, sondern ein Wesen von wirklichem Adel — sein Schmerz ist tief gefühlt und nicht conventionell. Die Engländer, welche 50—60,000 Franken für ein Bild von Landseer bezahlen, erheben ihren Landsmann über Snyders — wir ziehen ihm sogar die Belgier und einige Franzosen der Zeit vor. Diese erheben sich weder zu seiner Virtuosität, noch zu seinem Humor — aber sie verrathen hier und da jene Naivetät und jenen unberechneten Schwung, der bei diesem bedeutenden Künstler niemals zu finden ist.

Leys, der Belgier, stand auf der ursprünglichen Liste vor Landseer und mit Recht. Auch in diesem Künstler sollte mehr das Gesammtstreben der belgischen Maler ausgezeichnet werden, als seine persönlichen Leistungen, obschon dieselben gerechtes Aufsehen erregten und verdienten Beifall fanden. Wir haben der außerordentlichen Technik der belgischen Schule bereits unsern Tribut gezollt, wir haben auch schon bemerkt, daß es den Belgiern an allgemeiner Originalität fehle und daß man in ihren Werken fast überall den Einfluß der französischen Schule erkennt. Leys gehört zu den wenigen, welche ihre Schöpfungen durch begeisterte Anschauung der heimischen Kunst zu stärken suchen. Er hat das offenbare Bestreben, von den Traditionen der vaterländischen Meister zu retten, was sich aus den Fluten der allgemeinen Nivellirung noch retten läßt. Dies ist zwar nicht der Weg, der zur Originalität führt, aber im Vergleiche mit den andern Werken des modernen Belgiens hat Leys doch etwas Eigenthümliches, wofür wir ihm gern Anerkennung und Bewunderung zollen. Leys lebt, wie Ingres in römischen Reminiscenzen, so in flamändischen und daher haben seine Bilder auch etwas vom Pastiche, ohne daß ihnen grade Plagiat nachgesagt werden kann. Leys besitzt nämlich neben außerordentlicher

Fertigkeit im Zeichnen, in der Behandlung der Farbe, wie auch in der Compoſition, auch künſtleriſche Naivetät und dieſe bekämpft das Gefühl, das uns zuweilen beim Anblicke ſeiner Gemälde überkommen möchte, als hätten wir ein irgendwo bereits geſehenes Kunſtwerk vor uns. Sein Gelübde von Bertal de Haze verdient beſonderer Erwähnung, ebenſo wie der Spaziergang vor den Stadtmauern nach Goethes Fauſt. Bertal de Haze vermacht ſeine Waffen der Liebfrauenkirche, damit ſie nach dreißig Jahren daſelbſt aufgehängt werden. Dieſe Uebergabe an die Kirche nun ſchildert der Maler. Die Pfaffen mit ihren aufgedunſenen und verdummten Geſichtern ſitzen in ihren Bänken, während die Sänger mit buntem Gewande und ohne Zähne das Maul auf eine ebenſo unappetitliche Weiſe öffnen, als ihr Gejohle das Ohr unharmoniſch berühren müßte. Frauen knien vor einem ſargartigen Gerüſte und die Mitglieder der Armbruſtgilde ſtehen hinter denſelben. Der Ausdruck dieſer verſchiedenen Phyſiognomien iſt mit gewinnender Naivetät wiedergegeben. Die Kirche iſt vorzüglich dargeſtellt und das Licht mit weiſer Oekonomie über die in harmoniſchem Colorit gehaltene Scene vertheilt. Die Zeichnung iſt wol umgrenzt und mit Sicherheit entworfen — aber der Ton, obgleich zuſammenſtimmend, iſt ein wenig ſchwer ausgefallen, ſowie es dieſem Gemälde auch an Luft fehlt: Luftiger iſt ſchon der Spaziergang aus dem Fauſt. Längs den Mauern der Stadt, welche letztere man in meiſterhaften Perſpectiven vor ſich liegen ſieht, ſpazieren die geſtrengen Herren und Frauen des Senats mit andern Bürgerkindern, ſich ergehend und allerlei weiſe Geſpräche führend, während Leute niedern Standes auf der Erde ſitzen. Der Frühling iſt dem Philiſterium in die Beine gefahren und Fauſt, der mit Wagner auf einer Bank ſitzt, macht ſeine Gloſſen darüber. Wir kümmern uns wenig darum, ob Leys den Fauſt auf die Bank geſetzt, oder wie andere behaupten, am Arm Gretchens vorüberwandeln läßt — das Ganze bleibt ein vortreffliches Gemälde von poetiſcher Wirkung. Er hat Stil, wenn auch keinen erhabenen, und ſeine Schöpfungen haben Leben, ſie berühren unſer Gefühl, weil das Streben nach Annäherung an die alte Tradition in ihm nicht alle Selbſtſtändigkeit ertödtet und weil er Gemüthlichkeit und Natur beſitzt, die durch alle Manifeſtationen des ſchulbefliſſenen Künſtlers hervorbrechen, wie die Sonne durch eine dünne Wolke hindurchſcheint.

Herin von der Akademie verdankt ſeine Auszeichnung nicht blos ſeinen ehrenwerthen Gemälden, ſondern zunächſt dem Umſtande, daß alle Welt erſtaunt war, zu ſehen, daß ein längſt vergeſſener, todtgeglaubter Akademiker mit Eclat im Licht der Sonne beſteht. Man hat ſeine großen Heiligenbilder, ſeine Märtyrergeſchichten mit Vergnügen wieder geſehen. Dieſelben haben ſich wohl erhalten und, ohne daß ihnen große Eigenſchaften nachgerühmt werden können, bekunden ſie doch tüchtiges Wiſſen und fleißige Arbeit. Die heilige

Digitized by Google

Juliette ist vortrefflich gemalt und ohne jenen conventionellen Ausdruck, welcher den französischen Akademikern in ihrer Wiege in Rom von den Ammen der officiellen Kunst als conditio sine qua non eingeleiert wird, wäre das ein herrliches Werk. Sie ist wohl gezeichnet und das Fleisch mit seltener Meisterschaft gemalt. Auch ihre Henker, die sie auf die Folterbank niederdrücken, sind wohl gestellt und bewegen sich natürlich — sowie überhaupt Herin manchem unsrer modernen Künstler Vorlesungen über malerische Anatomie geben könnte. Der Ausdruck der Männer ist aber wieder verfehlt. Der Akademiker wagte es offenbar nicht, sich sehen zu lassen, er fürchtete, zu gewaltsam und daher unschicklich im Ausdrucke zu werden und so machte er lauter liebenswürdige Jünglinge. Seine Henker erinnern uns an ein Bild von Spada, wo eine ähnliche Scene dargestellt wird und der Henker mit einer lächelnden Miene das Schwert aus der Scheide zieht und zu sagen scheint, „mein lieber Märtyrer, jetzt werde ich mir das Vergnügen und die Ehre machen, Sie zum Heiligen zu köpfen." Der Lümmel, welcher der heiligen Juliette mit den Fingern durch die Haare fährt, sieht grade so aus, als wollte er ihr das Haupt mit irgendeiner Pomade von Piver salben. Das echte dramatische Leben fehlt diesen Bildern, aber für einen Akademiker, von dem kein Mensch mehr sprach, ist das mehr, als zu erwarten war. Doch wirklich verdient war die Bewunderung, als man seine Preisvertheilung unter Karl X. zu Gesicht bekam — das ist ein Meisterwerk. Einem so faden und monotonen Gegenstande Reiz und poetisches Leben zu verleihen, solche abgeschmackte Costüme künstlerisch zu adeln, das war nicht leicht und vollends diese Reichhaltigkeit des Ausdrucks in den Physiognomien! Ebenso bewundernswerth sind die sechzehn Kreideskizzen, die er nach Mitgliedern der Akademie aufs Papier hinwarf; mit wenigen Strichen den Charakter einer Persönlichkeit wiederzugeben, das vermag nur ein Meister und heutzutage in Frankreich neben ihm blos Ingres, der Beherrscher aller Linien.

Meissonnier, der zuerst Herin auf der Liste der ersten Medaillen Platz machen mußte, wußte sich mit seiner virtuosenhaften Kleinmalerei doch endlich unter die Propheten zu drängen und eine Medaille zu erlangen, die größer ist, als manches seiner Gemälde. Meissonnier ist der Südpol für die spießbürgerliche Bewunderung, während Horaze Vernet den Nordpol einnimmt. Man macht vor seinen Bildern in der Ausstellung Queue wie vor dem Theater oder wie vor den Kronjuwelen auf der Industrieausstellung. Das ist alles so naturgetreu, so niedlich, so klein gemalt und vor allem so klein. Seine Kegelspieler z. B. müßten mit der Lupe angesehen werden, um genau gesehen zu werden. Das ist curios, das ist interessant und das ist auch amüsant. Meissonnier ist gewiß ein bedeutender Künstler, der sein Fach wohl versteht, er weiß zu zeichnen, er weiß mit seinem kleinen Pinsel den fein-

Digitized by Google

ſten Ausdruck in die kleinſten Geſichter zu legen, ſeine kleinen Weſen bewegen ſich natürlich, die Handlung iſt wohl zuſammengeſtellt — aber es iſt eben nur fürs Auge gemalt, das ſich am Niedlichen erfreut, weder unſer Herz, noch unſre Einbildungskraft haben ſich weiter dabei anzuſtrengen, noch kommen ſie überhaupt bei Meiſſonnier in Bewegung. Seine Bilder ſind ein Curioſitätenladen, mit umgekehrter Perſpective angeſchaut. Seine Größe beſteht in ſeiner Kleinheit. Es fällt uns nicht bei, die Kunſt mit der Elle meſſen zu wollen nnd man wird uns gern glauben, wenn wir ſagen, daß wir uns auch am kleinſten Kunſtwerke erfreuen können, aber Meiſſonnier ſpricht ſo wenig zum Geiſte und zum Herzen, daß wir ſeine Bilder wie ein Deſſert betrachten, das hinabgeſchluckt, ſeine Aufgabe durch Erwecken jenes augenblicklichen Wohlgefallens vollkommen erfüllt hat. Grade dieſe Gegenſtände der intimen Welt, dieſe Scenen des Kleinlebens erfordern eine poetiſche Kraft und vor allem eine naives Gemüth, die Meiſſonnier auch im Traume nicht vorgeſchwebt haben. Seine Bilder ſind verdienſtlich und es macht ihm heutzutage die Feinheit in den Details, die Vollendung in allem, was Technik betrifft, niemand nach. Darum werden auch ſeine Gemälde bleiben und auf die Nachwelt kommen. Eine ſo wunderbare Fertigkeit wird ſich zu allen Zeiten geltend machen. Dies Jahr hat Meiſſonnier ein Bild ausgeſtellt, das, von der Größe eines gewöhnlichen kleinen Bildchens, für ihn eine wahre Freske war und das der Kaiſer für den Prinzen Albert angekauft. Es ſtellt einen Streit dar, der infolge eines Kartenſpiels zwiſchen zwei Flibuſtiern ausbrach, die trotz aller Anſtrengungen vor ihrem gegenſeitigen Freunde nicht auseinandergehalten werden können. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Meiſſonnier auch dies Mal die Coſtüme aus der Zeit Ludwigs XV. wählte — unſer Coſtüm bleibt garſtig und abgeſchmackt, auch wenn es noch ſo klein gemacht wird. Bei dieſem Gemälde zeigten ſich die Gebrechen von Meiſſonniers Talent deutlicher, als bei den andern. Zwar muß man die Bewegung des einen der Streitenden, der ſich mit nicht bezähmbarer Wuth loszureißen ſucht, als wohlgelungen hervorheben, ebenſo wie die beſtialiſche Figur dieſer Beutelſchneider — aber das Ganze ſieht doch eher einer auf dem Theater geſpielten Scene ähnlich, als einem wirklichen Ereigniſſe. Auch hier rufen uns die Geſtalten zu: aber was gehen wir euch an, daß ihr ſo daſteht und uns angafft! Daß Meiſſonnier eine Legion von Nachahmern habe, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe Kleinarbeit iſt gar zu verlockend. Doch thut es ihm | keiner gleich. Chavet und Fauvelet wären allenfalls zu nennen. Letzterer hat in Beziehung auf Gemüthlichkeit mehr Begabung, als Meiſſonnier.

Digitized by Google

Bildhauerei. Ehrenmedaillen: Rude, Rietschel, Duret, Dumont.

Die Bildhauerei in Frankreich ist in einem sehr traurigen Zustande — sie trägt den Stempel des Verfalls an ihrer Stirne, während die Malerei, Bedeutendes in der Gegenwart leistend, größerer Hoffnung für die Zukunft Raum gibt. Die Armuth der Bildhauerausstellung tritt um so auffallender hervor, als der bedeutendste Künstler der Franzosen dies Jahr nicht ausgestellt hat. David d'Angers, der eminenteste und fruchtbarste, leistete Verzicht auf die Palme und überließ es der Nachwelt, das Urtheil über seinen Werth zu bestimmen. Dies ist um so erklärlicher, als seine Ueberlegenheit in der Meinung der Künstler unzweifelhaft erscheint. Ingres und Delacroix theilen sich in der Bewunderung ihrer Zeitgenossen und gar mancher würde ihnen Paul Delaroche an die Seite stellen, noch andere machen Horace Vernet zu ihrem Hausgotte — die Verehrung für David d'Angers ist ungetheilt.

Die Bildhauer Frankreichs sind wie die schwebenden Seelen Dantes ohne eigentliche Heimath — ihr Aufenthalt ist der Himmel der ungetauften Kinder. Sie gehören keiner Zeit an. Ihren Studien nach in die Antike verbissen ohne unmittelbares Verständniß derselben, ziehen ihre Bestrebungen sie in den Kreis des modernen Lebens. Es ist ein Zwittergeschöpf, unerquicklich anzusehen, ohne Lebensfähigkeit in der Gegenwart, unfruchtbar für die Zukunft.

Die Vertrautheit mit dem Modell, das dem Maler zu Gute kommt, hat auf die Bildhauerei keinen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Was die Anschauung der Natur sie gelehrt, das wird von den Reminiscenzen der Schule und der akademischen Reise verdrängt. — Nirgend äußert sich Originalität und je höher die Sphäre, in die sich der Künstler versteigt, um so mehr verschwindet Ursprünglichkeit, um so größer die Armuth, um so auffallender der Geist der Nachahmung. Nur wenn es sich um Gefälligkeit und um Verherrlichung des Lasciven handelt, um die Bildhauerei des Lorettenthums bewegen sich die Franzosen mit Freiheit und Leichtigkeit. Hier steht ihnen die Beherrschung des Materials zu Gebote und sie wetteifern an Eleganz und Süßlichkeit mit den Italienern. Sie haben vor diesen noch voraus, daß sie mehr im Geiste ihrer Schöpfungen bleiben, sie geben vaterländische Producte, heimische Ideen wieder. Pradier verstand es die Phantasie um einige Töne höher zu stimmen — er wußte seinen Loretten eine sehr antike Attitude zu geben — man mußte erst näher zusehen, ehe man seinen Grazien, seiner Sappho ihre wirklichen Namen verleihen konnte. Nur die sogenannten Realisten haben in der Darstellung des Thierlebens das Bedeutendste, das Naturwüchsigste geleistet, was die moderne Bildhauerkunst in Frankreich aufzuweisen hat.

Wir glauben, daß, abgesehen von den vorzüglichen Werken, welche die Sculptur dieser abgesonderten Gruppe von Thierkünstlern verdankt, diese durch

Digitized by Google

einen richtigen Instinkt geleitet wurden. Es handelt sich in der That zunächst darum, den unverdauten Traditionen einer überlebten Schule zu entsagen — und darum mag ein Genre erwünscht sein, in dem die Phantasie unbehindert von unerreichbaren und, wiederholen wir es, in unsrer Zeit auch unzulässigen Idealen dem Schaffensdrange sich überlassen kann. Barye, dem die Jury die große Ehrenmedaille der Industrie zusprach, weil die Bronzevervielfältigung seiner Modelle im Handel vor allen andern den Vorzug erhalten, hätte auch *als* Bildhauer die erste Auszeichnung verdient. Dieser Mann hat Kunstwerke von bleibendem Verdienst geschaffen und zugleich eine neue Bahn gebrochen. Er war der erste in Frankreich, der mit Erfolg die Bewegung in der Sculptur wieder darzustellen versuchte, ohne dabei zu jenen unsicheren Uebertreibungen verleitet zu werden, welche andere moderne Künstler sich zu Schulden kommen ließen. Vielleicht erheben sich diese Bestrebungen mit der Zeit auch bis zu edleren Kreisen — vielleicht werden jüngere Kräfte aus den Werken dieser Künstler die Offenbarung schöpfen, wie in unsrer Zeit das Epos zu behandeln ist, dessen Held der Mensch ist, der Mensch in unsrer Gesellschaft, unsern Leiden, unsern Kämpfen, unsern Siegen; unsrer Geschichte und unsrer Anschauung entsprechend.

An gefälligen Werken fehlt es der französischen Bildhauerkunst nicht — man darf nur die Statuen von Polut, von Clesinger, von Marcelin betrachten, um dies gern zuzugeben — aber das ist auch alles Lob, das man ihnen spenden kann. — Anmuth, Lieblichkeit, — aber Größe fehlt. Die Künstler, die wie Cavelier höher hinauswollen, scheitern an den antiken Idealen, welche ihren Geist erfüllen. Die Penelope von Cavelier (nicht ausgestellt), seine „Wahrheit", seine Cornelia — haben alle bedeutende Vorzüge, es liegt ihnen ein ehrenhaftes Bestreben zu Grunde; aber wenn man es wagt, einen Vergleich mit den Kunstschätzen im Louvre herauszufordern, muß man auch gefaßt darauf sein; wenn wir als Antwort auf die Frage zu diesen zurückkehren und jene vergessen. Ein junger Künstler, Namens Ernst Christophe machte einen Versuch mit der modernen Allegorie, der viel von sich reden machte. Als Allegorie fassen wir die kolossale Statue des jungen Bildhauers auf, weil er sie nur als solche durch seine Freunde, welche in das Geheimniß seiner Inspiration und Aspiration eingeweiht sind, empfehlen läßt. Im Katalog lasen wir: „La douleur", während der vertraute Commentator uns ins Ohr flüstert: „lisez: la France."

Eine ungeheure Frau, würdig als Gemahlin Gargantuas oder Pantagruels von Rabelais verherrlicht zu werden, sitzt auf einem Felsstück — das Gesicht in den Händen verbergend, während das aufgelöste Haar an den Knien herabhängt. Die Arme sind auf das Knie gestützt und in den kolossalen Gliedern sollen wir die Erschlaffung lesen, wie sie Folge der Verzweiflung ist. Die

Digitized by Google

Anatomie des Schmerzes ist gut genug ausgedrückt, und wir zweifeln gar nicht, daß dieses Werk, auf sein gehöriges Piedestal gebracht, aus verlangter Entfernung betrachtet, von Wirkung sein müßte. Die regierungsfreundlichen Anordner aber haben diesen Frauenkoloß in einen finstern Winkel gestellt, so daß der Kopf beinahe die Decke berührt. Das ist eine Kleinlichkeit, die man von diesem Regime erwarten konnte, es wäre aber ehrenhafter gewesen, die Statue des Herrn Christophe ganz zurückzuweisen.

Als Kunstwerk aber scheint uns dieser Schmerz ein verfehlter. Es ist zunächst eine sehr bequeme Weise, sich einer so kolossalen Aufgabe zu entledigen, indem wir den Hauptmoment im psychischen Schmerze, den Ausdruck des Gesichtes, vermissen. Ferner ist es gradezu unschön, die Gestalt, welche ein französisches Leiden darzustellen hat, zu einem ungestalteten Knaule zusammenzurollen. So, wie diese Frau dasitzt, kann man ihr ebensogut zumuthen, an einer gigantesken Indigestion zu laboriren. Trotz dieser Mängel spricht sich gute Begabung in dieser, wenn wir nicht irren, ersten Arbeit des jungen Bildners aus.

Wir kommen nun zu den Preisgekrönten und gestehen, daß es gradezu ein Armuthszeugniß für die moderne französische Sculptur ist, wenn wir zugeben müssen, daß sie in Abwesenheit von David in Rude, Duret und Dumont ihre Sterne erster Größe zu begrüßen hat.

Rude ist kurz nach der Preisvertheilung in hohem Alter gestorben und gehört nun ganz der Geschichte an. Sein Knabe mit der Schildkröte, den die Besucher von Paris vom Luxemburg aus kennen, ist eine anmuthige Gestalt und mit viel Poesie behandelt. Rude hat auch eine Jungfrau von Orleans im Luxemburggarten, die vielfach angegriffen, doch manche Vorzüge hat. Er ist unter den drei preisgekrönten Franzosen ohne Widerrede der begabteste. Durets Tarantellentänzer und Improvisator sind von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und mit großem Verständnisse der Natur gebaut. Sie sind natürlich und wo es auf genaue Nachahmung des Modells ankommt, leisten die Statuen Durets das Vollkommenste, aber Poesie und Erfindung suchen wir in ihnen vergeblich. Die Statue Chateaubriands ist ein verdienstloses Werk, nicht ohne Adel, während man Duret sonst nur Distinction nachsagen kann. Dumont, dessen Leucothea und Bacchus sich wieder zu sehr an die Antike lehnt, zeugt doch auch von wirklichem Sinne für Formschönheit und von nicht unbedeutender Technik. Die Statue Buffons hat besser zugesagt; der Charakter des berühmten Naturforschers scheint richtig aufgefaßt. Er hat das Würdige mit dem Edelmännischen in Buffon auf glückliche Weise zu verschmelzen gewußt. Der Spartacus von Foyatier aus dem Tuileriengarten ist hier ganz unbemerkt geblieben. Es ist eben ein Werk, das seinen großen Erfolg dem Umstande verdankt, zur rechten Zeit gekommen zu sein. Lequesnes

tanzender Faun wurde schon in diesen Blättern besprochen, bei Gelegenheit seiner ersten Ausstellung. Es ist das ein Werk von nicht unbedeutendem Talente und nach unsrem Gefühle charakteristischer als der vielgepriesene Tänzer von Duret.

Wir können nicht genug unser Bedauern darüber aussprechen, daß David nicht unter den Ausstellern sich befindet. Wenn er nur seinen Philopoemen oder seine Basreliefs vom Pantheon ausgestellt hätte, die Pfaffen haben letztere ja ohnehin von ihrem Tempel gebannt, der ihr erstes Legat des zweiten Decembers gewesen. Unbedingt zu loben finden wir nur Rietschel. Seine Pieta ist eines der vorzüglichsten Sculpturwerke der modernen Zeit. Die Composition ist ebenso einfach als großartig, man wird ergriffen, noch ehe man das Werk genau betrachtet. So denken wir nur ein wahrhaft religiöses Werk. Das ist echte Salbung, durchdringender Glaube. Der Ausdruck des Geistes hat jene erhabene Heiterkeit, welche die Götter der Alten auszeichnete. Die Sanftmuth des Dulders, der Gedanke des Philosophen spiegeln sich in diesem gottähnlichen Antlitz ab. Dieses Werk ist das einzige Ereigniß der Ausstellung, was die Bildhauerei betrifft. Auch seine kleinen Basreliefs verdienen gerühmt zu werden. Während in seinem Christus und Maria der Künstler der großen Poesie huldigte, findet hier das Anmuthige allein seinen Ausdruck. Sein Morgen und Abend sind allerliebste Congestionen, aufs beste ausgeführt. Liszts Profil ist ebenfalls sehr gelungen. Rauch fand hier keine geringe Anerkennung, aber seinem Denkmale Friedrichs des Großen konnte man aus der Reduction in Gips nicht gerecht werden. Humboldts und Schleiermachers Porträt fanden verdienten Beifall. Der heilige Georg von Kiß ist eine Ungeheuerlichkeit, der die Kunstkritik einen so geringen Platz einräumen muß, als der Bildhauer in Wirklichkeit für seine Statue einen großen beansprucht. —

Geschichte des Alterthums von Max Duncker.

2. Bd. 2. verbesserte Auflage. Berlin, Duncker und Humblot.

Wir können die Erscheinung dieser zweiten Auflage aus einem zweifachen Grunde mit Freude begrüßen: einmal, weil sie uns zeigt, daß das vortreffliche Buch den Eingang bei der großen Masse des Publicums gefunden hat, den es so reichlich verdient; sodann, weil wir daraus den Fleiß und die Sorgfalt ersehen, mit welcher der Verfasser seinem Werk eine immer vollendetere Form zu geben bemüht ist. Die Verbesserungen beziehen sich theils auf die zweck-

Digitized by

mäßigere Gruppirung des Materials, theils auf den Stil. In der neuen Ausgabe erscheint der erste Band bedeutend vergrößert, der zweite ist dagegen etwas kleiner geworden. Der Einfall der Scythen nämlich, der in der ersten Ausgabe im zweiten Band stand, ist dies Mal in den ersten versetzt, wo er mit dem, was unmittelbar damit zusammenhängt, in der That eine zweckmäßigere Stellung findet. Zuweilen ist die Gruppirung auch nur durch bestimmter gefaßte Ueberschriften verbessert. In Bezug auf den Stil hat sich der Verfasser bemüht, theils durch Auflösung verwickelter Sätze in ihre Bestandtheile, theils durch schärfere Präcisirung des Ausdrucks die Popularität im bessern Sinn des Worts zu erhöhen. Wo in der ersten Ausgabe die politische Ueberzeugung sich in zu modernen Formen ausdrückte, ist dies sorgfältig weggewischt; nur einzelne Spuren sind stehn geblieben, z. B. der Schluß des Rückblicks. Das Buch verdient auch deshalb alle Beachtung, weil es zeigt, daß man eine sehr entschiedene politische Gesinnung haben und sie auch ausdrücken kann, ohne deshalb subjectiv zu werden. Der Verfasser hat das erste Gesetz des Geschichtschreibers, daß man deutlich und vollständig erzählen soll, streng im Auge gehalten, und wo einmal eine Reflexion eintritt, ergibt sie sich so natürlich aus dem Zusammenhang des Ganzen, daß man an den Schriftsteller gar nicht erinnert wird, und doch ist das ganze Buch von einer starken, unerschütterlichen politischen Gesinnung erfüllt, und die älteste Zeit des Menschengeschlechts erscheint nicht als bloße Vergangenheit, sondern als ein wesentliches Glied in der Gesammtentwicklung der Menschheit, von denselben Ideen getragen, von denselben Gesetzen bestimmt. Die Geschichte ist weder eine bloße Beispielsammlung, um Regeln und Maximen daraus herzuleiten, noch ein buntes Bilderbuch ohne höheren Zweck und Gehalt. Der Leser wird mit Freude an den Stoffen erfüllt, und doch daran gewöhnt, sich über die Unmittelbarkeit des Eindrucks zu erheben und den geistigen Gehalt aufzusuchen. An eine vollständige Wiedergabe des Gesammtmaterials war bei dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft, wo die gelehrte, auf Monumente und Sprachstudien basirte Forschung eigentlich erst beginnt, nicht zu denken. Der Verfasser hat nur diejenigen Momente hervorgehoben, die uns ein klares und anschauliches Bild von dem Leben der Menschen geben. Mit großer Kunst hat er die Bildersprache der alten Religionsbücher, die Mythen und Sagen, die ersten poetischen Laute der Völker so in seine Darstellung verwebt, daß sie die auf wirklicher Anschauung beruhenden Beschreibungen der Gegenden, der Bauten u. s. w., sowie die Berichte der griechischen Chronisten ergänzen und zu einem belebten Gemälde abrunden. — Das Buch ist grade für Deutschland eine sehr willkommene Erscheinung, wo man in Detailstudien sehr weit ist, aber lange und gewissermaßen ängstlich zögert, ehe man an die wirkliche Darstellung geht. Es gibt bei uns viele Freunde der Geschichte, die sich gern über die großen

Begebenheiten der Vorzeit unterrichten möchten, ohne ein eigentliches Studium daraus zu machen, und dazu ist ihnen nun hier ein Handbuch geboten, welches höchst populär und dabei doch streng wissenschaftlich ist.

Die beiden nächsten Bände sollen die Geschichte Griechenlands umfassen und damit zugleich die erste Periode der menschlichen Entwicklung beschließen, da mit dem Eintritt der römischen Weltherrschaft ein ganz neues Lebensprincip sich geltend machte. Wir wünschen auch dem Verfasser, daß ihm das Buch recht viel Freude mache, denn in Zeiten, wie die unsrige, wo auch für die entschiedenste Ueberzeugung sich der Horizont zuweilen auf eine Weise trübt, daß man das nächste Ziel nicht mehr übersieht, gibt es kein kräftigeres Trostmittel, als sich in die Geschichte der vergangenen Zeiten zu versetzen und aus ihr die bleibenden Gedanken zu entnehmen, die dem Wechsel der Stimmungen nicht unterliegen. Ein Mann, der mit so rüstigem Eifer und so treuer Gewissenhaftigkeit, wie Duncker, auch den Forderungen des Augenblicks gerecht zu werden strebt, erwirbt sich ein doppeltes Verdienst, wenn er das Volk zu jenem unparteiischen Nachdenken anregt, das auf die Dauer doch das einzige Mittel ist, den Charakter auch für die Forderungen der Gegenwart zu stählen.

Literatur.

Bibliothèque internationale. Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Die Sammlung enthält einen neuen Band der großen Männer im Schlafrock, von A. Dumas, worin das Leben Cäsars fortgesetzt wird. Ferner den ersten Band eines Romans von Méry: Les damnés de Java, einer Piratengeschichte aus der Zeit der Revolution, in sehr grellen Farben ausgemalt und mit wunderlichen Erfindungen ausgestattet. —

Geschichte Friedrichs des Großen. Geschrieben von Franz Kugler. Mit 400 Illustrationen, gezeichnet von Adolf Menzel. Leipzig, Mendelssohn. — Von diesem schönen Werk sind gegenwärtig die zehn ersten Lieferungen erschienen. Die Illustrationen sind geistvoll ausgeführt und versetzen uns auf das lebendigste in die Zustände jener Zeit, der Text ist höchst populär, in Bezug auf seine Gesinnung ebenso lobenswerth, wie auf die Darstellung. Das Ganze ist ein Unternehmen, an dem jeder Patriot seine Freude haben kann. —

Shakspeares Werke. Herausgegeben und erklärt von Dr. Nicolaus Delius. Zweiter Band. Erstes Stück: Romeo und Juliet. Elberfeld, Friderichs. — Mit dieser Lieferung beginnt zugleich der ermäßigte Preis der Ausgabe, der für den Erfolg sich gewiß als sehr zweckmäßig herausstellen wird. Die Einleitung enthält sehr interessante Varianten und Parallelstellen. Die Polemik gegen den alten Corrector ist dies Mal weggeblieben, was wir als eine Verbesserung betrachten. Die Ausführung zeigt für die bekannte Sorgfalt und Genauigkeit des Verfassers. —

Digitized by Google

Marie Henriquez Morales. Erzählung der Grace Aguilar. Frei bearbeitet und mit einem Vorworte versehen von J. Piza. Oldenburg, F. Schmidt. — Die Verfasserin dieses Romans, eine englische Jüdin, geb. 1816, gest. 1847, hat das quälende Gefühl, das aus der Geschichte ihres Volks für den Einzelnen mit Nothwendigkeit hervorgeht, in mehren Schriften niederzulegen gesucht. Der Gegenstand des vorliegenden Romans sind die Verfolgungen gegen die Juden in Spanien unter der Herrschaft Ferdinands des Katholischen. Die Geschichte ist einfach und rührend erzählt, einen tiefen psychologischen Inhalt muß man nicht suchen, mit dem historischen Inhalt wird etwas gar zu willkürlich umgesprungen. Die Uebersetzung ist fließend und angenehm. —

Hermine. Der Briefträger. Zwei Erzählungen von Mathilde Raven. Hannover, C. Rümpler. — Was die frühern größern Romane der Verfasserin auszeichnet (Eine Familie aus der ersten Gesellschaft, Welt und Wahrheit ꝛc.), einfache, schlichte und getreue Naturbeobachtung, Ehrlichkeit in der Charakterzeichnung, gesunder Menschenverstand und richtiges Gefühl, zeigt sich auch in diesen kleinern Novellen. Die erste behandelt die Geschichte einer jungen, liebenswürdigen Gouvernante, die in eine Familie mit zerrütteten Verhältnissen kommt, innerhalb derselben viel Leid erfahren muß, aber doch durch ihre gesunde Natur endlich den Sieg davon trägt. Die Geschichte ist anspruchslos und mit so viel Heiterkeit erzählt, als der Gegenstand erlaubt, und nimmt in der Classe der leichteren Belletristik eine sehr achtbare Stelle ein. —

Am Kamin. Ein Büchlein für Herbst- und Winterabende von Heinrich Walter. Wriezen a. O., E. Roeder. — Vermischte Geschichten unter den mannigfaltigsten Formen, im Ganzen schicklich und bequem erzählt. Das Meiste gehört der wirklichen Reminiscenz und Beobachtung an.

Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit. Von Dr. W. Wachsmuth. Dritter Band. Geschichte der Parteiungen der neuen Zeit. Erste Abtheilung. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. — Die gegenwärtige Abtheilung umfaßt die Reformation bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Als ein historisches Kunstwerk aufgefaßt, können wir den Plan des Werks nicht billigen, denn es zerstört durch seinen analytischen Gesichtspunkt die concreten Erscheinungen der Geschichte. Dagegen erfüllt es einen andern, sehr praktischen Zweck: es ist ein sehr brauchbares Repetirbuch für diejenigen, welche Geschichte studiren. Es enthält eine Ueberfülle von Thatsachen, auf einen sehr engen Raum zusammengedrängt, und gibt grade durch das eigenthümliche Motiv der Gruppirung Gelegenheit, seine Kenntnisse in einer andern, als der gewohnten Weise zu ordnen und zu sichten, sie sich dadurch lebhafter gegenwärtig zu machen und dem Gedächtniß einzuprägen. —

Die Kunst des Anschlags. Ein Studienwerk für vorgerückte Clavierspieler und Leitfaden für Unterrichtende von Adolph Kullak. Leipzig, Fr. Hofmeister. — Der Name des berühmten Clavierspielers bürgt für die gründliche Einsicht in die Sache; wir haben hier nur noch hervorzuheben, daß die Form sehr verständlich und durchsichtig und der praktisch pädagogische Zweck mit gewissenhaftem Ernst festgehalten ist. —

Geschichte einer konstitutionellen Monarchie, oder Geschichte Frank-

Digitized by Google

reichs unter Louis Philipp, d. i. 1830—1848. Nach den besten Werken und authentischen Aktenstücken dargestellt von Simon Kaiser, Fürsprecher aus Solothurn, z. Z. in Bern. Stuttgart, Karl Göpel. — Der Verfasser hat bei seinem Werk nicht einen kritisch-historischen, sondern gewissermaßen einen doctrinären Zweck. Es kommt ihm nicht darauf an, neue Thatsachen zu entdecken, oder die bekannten kritisch zu untersuchen, sondern dieselben so zu ordnen und zu gruppiren, daß der Leser ein klares Urtheil über die wirklichen Fortschritte des öffentlichen Lebens gewinnt. Die Gesinnung des Verfassers ist im Wesentlichen die unsrige, sein Urtheil bedächtig, und er geht ohne vorgefaßte Meinungen zu Werke. Die Erzählung ist geschickt, wenn auch zuweilen mehr als nöthig ans Novellistische streifend, und die Reflexion drängt sich nicht ungebührlich hervor. —

Moderne Geschichtschreiber. Herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Bülau. Fünfter Band. Washington Irving, das Leben George Washingtons. Erster Band. Leipzig, Carl B. Lorck. — Dies ausgezeichnete Werk des berühmten Schriftstellers verdient in Deutschland allgemein bekannt zu werden. Es wird schwer ein würdigerer Gegenstand für eine historische Darstellung gefunden werden, und hier ist der Darsteller seinem Gegenstand durchaus gewachsen. Reife und Besonnenheit des Urtheils, Wärme der Gesinnung, Klarheit und bildliche Belebtheit der Erzählung, das alles sind Vorzüge, die diesem Buch eine anerkennenswerthe Stellung in der Literatur geben. Wir behalten uns vor, bei Vollendung des Buchs ausführlicher darauf zurückzukommen. —

Das Volk Israel unter der Herrschaft der Könige. Ein Beitrag zur Einführung in die neueren Versuche einer organischen Auffassung der israelitischen Geschichte. Von Dr. Eisenlohr, Seminarrector in Nürtingen. Erster Theil. Leipzig. Fr. Brandstetter. — Der Verfasser geht von einer wesentlich rationalistischen, aber durchaus unbefangenen Anschauung aus. Er verlangt mit Recht, daß der Standpunkt der lutherschen Zeit den neuen historischen und geographischen Aufklärungen Platz mache. Er hat nicht blos die Bibel fleißig studirt, sondern auch alle neuern Vorarbeiten und an sorgfältiger Betrachtung des Einzelnen bleibt nichts zu wünschen übrig. Das Raisonnement ist meistens verständig, dagegen ist die Darstellung zuweilen trocken und weitschweifig. Der Verfasser hätte es dem Leser leicht bequemer machen können, wenn er nach der herkömmlichen Methode die Citate, Belege und Nebenbemerkungen unter den Text gesetzt hätte. Ueberhaupt hätte er sein Raisonnement etwas einschränken können, das sich häufig auf der Oberfläche bewegt, und namentlich die Polemik gegen anderweitige Auffassungen. Der Versuch einer Apologie des David und ähnlicher jüdischer Lieblingshelden ist mißlungen. Es muß übrigens bemerkt werden, daß der Verfasser einen vorwiegend pädagogischen Zweck verfolgt, daß er vorzugsweise Lehrer vor Augen hat, die sich durch seine Vorarbeit ein klareres Bild von der biblischen Geschichte verschaffen sollen; und in dieser Beziehung ist sein Versuch durchweg zu loben. Für den poetischen Ton der Bibel hat er im Ganzen wenig Sinn.

Die Rückkehr zur Ordnung. Politische und philosophische Studien von Carl von Forster. Deutsche Ausgabe. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt. — Der Verfasser stellt in der Vorrede die Zeugnisse hoch- und höchstgestellter Persönlichkeiten zusammen, die das große Verdienst seines Buchs anerkennen

Digitized by Google

und ihm guten Erfolg wünschen. Namentlich hat der Fürst Metternich den Verfasser seines nähern Umgangs gewürdigt und ihm gesagt: „Ich billige vollständig die in diesem Werk ausgesprochenen Grundsätze. Dies sind meine eignen Ideen, meine eignen Tendenzen, und wenn unsere Bekanntschaft älter wäre, wenn Sie vor Abfassung dieses Buchs mich lange um Rath gefragt hätten, so hätten Sie meine Principien und Ansichten nicht besser ausdrücken können." — Eine solche Versicherung könnte dem Buch wol viel Leser verschaffen, denn die wirklichen Tendenzen zu erfahren, die dieser berühmte Staatsmann während seines ereignißreichen Lebens verfolgt hat, müßte das größte Interesse erregen. Nun lesen wir S. 309 u. a.: „Wenn ich von einer Monarchie spreche, so meine ich damit wohlverstanden eine constitutionelle Monarchie mit einem erblichen, verantwortungsfreien Fürsten, mit zwei Kammern, deren eine aus der allgemeinen Wahl in zwei Graden hervorgeht. Meiner Ansicht nach ist das monarchische Princip mit allen socialen Verbesserungen sehr wohl vereinbar und das Gleichgewicht der Gewalten durch das Trinairsystem ist das beste. Wenn es ein wahrhaft freies, wahrhaft unabhängiges Volk gibt, so ist das ohne Zweifel das englische Volk. In seinem Lande hört die Freiheit erst da auf, wo das Verbrechen anfängt u. s. w." — Sind das nun wirklich die leitenden Ansichten des Fürsten Metternich? Wir fürchten doch, wir würden fehlgreifen, wenn wir das ohne weiteres annähmen, und wir werden in dieser Befürchtung noch dadurch bestärkt, daß der Fürst sich gelegentlich äußert, er habe nur einige Capitel des betreffenden Buchs gelesen. Wir werden uns also damit begnügen müssen, nur die Ideen des Herrn von Forster darin zu suchen, und diese erhalten ihren Werth nur durch ihr eignes unmittelbares Gewicht. — Herr von Forster ist ein wohlgesinnter Mann, der vor hochgestellten Personen und vor den Wohnungen derselben eine große Achtung hegt, und den es innerlich verletzt, wenn die ersteren geschmäht, die letztern demolirt werden, also ein Feind der Anarchie, ein Freund der Ordnung, übrigens nicht abgeneigt, sich aufzuklären und gute Leute auch von der andern Partei gelten zu lassen. Das wäre an sich recht achtungswerth, aber leider sind die Ideen, mit denen er die Welt wieder in die Fugen zu renken gedenkt, äußerst unbedeutend und charakterlos, und zur Beobachtung scheint er gar kein Talent zu haben. Wir bedauern, in dieser Beziehung von dem Fürsten Metternich durchaus abweichen zu müssen. Nicht blos die Charakteristiken der bedeutenderen Persönlichkeiten sind ihm mißlungen, sondern selbst die Beziehungen des gewöhnlichen Lebens erscheinen ihm in einem getrübten Licht. So hält er z. B. S. 93 die Weinhändler für geborne Anarchisten; ein Vorwurf, dessen Ungerechtigkeit gewiß jeder zugeben wird, der irgendeinmal mit dieser Classe in Berührung gekommen ist. Der Weinhändler ist zunächst der Meinung aller Leute, mit denen er spricht, im Stillen aber ein Fanatiker der Ruhe und Ordnung, denn die Jacobiner gehn in die Bierstuben, und während einer Revolution haben alle Luxusgegenstände schlechtern Absatz, zuletzt auch der Wein. Zum Schluß sagt er: „Jetzt, wo der Kriegsschrei, der von den Ufern der Donau und des Bosporus erschallt, in Paris und London ein lebhaftes Echo gefunden hat, wo der Kriegsgott seine mächtige Stimme ertönen läßt, kann man nichts Besseres thun, als die Feder niederlegen, denn jetzt gehört das Wort den Thaten." — Im Gegentheil, für den scharfen Beobachter ist jetzt grade die beste Zeit, recht viel zu sehen und zu erzählen, wie ja der Timescorrespondent aus

Digitized by Google

der Krim auf eine so glänzende Weise gezeigt hat. Freilich muß man zu diesem Zweck Pulver riechen können und das rothe Sammetkäppchen eines dicken Weinhändlers nicht mit der phrygischen Freiheitsmütze verwechseln.

Deutsche Geschichtsbibliothek oder Darstellungen aus der Weltgeschichte, für Leser aller Stände. Unter Mitwirkung verschiedener Gelehrten herausgegeben von Dr. O. Klopp. Hannover, C. Rümpler. — Von dieser handlichen, für das größere Publicum bestimmten Sammlung sind wieder vier neue Lieferungen erschienen, die zweite Hälfte des dritten und die erste des vierten Bandes. Sie enthalten folgende Aufsätze: Deutschland im 15. Jahrhundert — Lord Clive — die erste Theilung Polens 1772 — der Proceß des Müllers Arnold — Ludwig XVI. im Temple — Geschichte des Kaffees — die Wiedertäufer in Münster — John Hampden — die Recht- und Schutzlosigkeit des deutschen Seehandels im 17. Jahrhundert — Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe. — Die Sammlung gehört, wie wir bereits früher erwähnt haben, zu den besseren Leistungen der populären Literatur. —

Erzählungen aus dem Ries. Von Melchior Meyr. Berlin, Springer. — Der Verfasser schildert in diesen Novellen das Leben seiner Heimath, an der er mit voller Liebe hängt und die er genau studirt hat. Im Uebrigen gehören sie nur insofern zu der Gattung der Dorfgeschichten, die nach zwei verschiedenen Richtungen durch Auerbach und Gotthelf ausgebildet ist, als sie auf dem Lande spielen. Die Form der Charakteristik, die grade das Unterscheidende ausmacht, ist nicht anders, als in den gewöhnlichen Novellen. Eigentlich war es aber nicht der Stoff, was das Publicum bei jenen Dichtern anzog, sondern die eigenthümliche Behandlung, der Versuch, sich in irrationelle, unserer Bildung entgegengesetzte Charaktere so ernstlich hineinzuversetzen, daß lebendige Gestalten daraus wurden. Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß diese Form nicht das Zeichen der vollständigen Gesundheit, sondern nur der allmäligen Genesung ist, daß sie daher nur für eine Uebergangszeit sich eignet, und später, wenn unsre Poesie wieder frisches Blut gewonnen haben wird, sich bescheiden muß, als ein untergeordnetes Moment der Dichtung zu gelten. — Die vorliegenden Novellen zeichnen sich durch eine verständig-sittliche Auffassung des Lebens, sowie durch Deutlichkeit und Correctheit der Erzählung aus. Ein tieferer Fond der Poesie ist nicht darin zu suchen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XV. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1855. **Fr. Ludw. Herbig.**

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05067 0077

Digitized by Google

Digitized by Google